Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Dreiundvierzigster Band.

(Mit den Portraits von: Richard Voß, Clara Schumann, Wilhelm Wundt.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 43. Bandes.

October. — November. — December.

1887.

Inhalt des 43. Bandes.

Dreiundvierzigster Band.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift.

1887.

Breslau.

S. Schottlaender.

Band 43. — Heft 127.

Nord und Süd.

[illegible]

October 1887.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLIII. Band. — October 1887. — Heft 127.

(Mit einem Portrait in Radirung: Richard Voß.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

October 1887.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Richard Voß.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglich Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, oh Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilagen zu diesem Hefte
von

Richard Voss

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Die Mutter der Catonen.

Von

Richard Voß.

— Berchtesgaden. — Frascati. —

I.

Von allen Herrlichkeiten der Villa des Lucull, die dieser große Lebemann des Alterthums im Albanergebirge besessen, ist nur ein einziges Stück unscheinbaren grauen Gemäuers auf die heutige Zeit gekommen — das Grab Lucull's.

Die Gruft, darin der geniale Schlemmer von dem Bacchanal seines Lebens ausgeruht hat, war einstmals im Schmuck ihrer Marmorbekleidung ein leuchtender Prunkbau, der weit hinaus strahlte über die Gärten und Rosengefilde jenes unvergleichlichen Landsitzes. Räuberische Hände haben das kostbare Gestein zertrümmert, das prangende Grab aufgerissen, nach Schätzen durchwühlt und den stillen Bewohner des schönen Hauses aus seinem Marmorbette gezerrt. Heute ist das Denkmal ein öder Steinhaufen, die Grabkammer eine leere Höhlung, in welche die Sonne hineinscheint.

Der Bau befindet sich mitten in Frascati, das nebst allen seinen Kirchen, Klöstern und Palästen von den Trümmern der Lucullischen Villa gebaut ward; es liegt eingezwängt zwischen zwei armseligen Häusern, die beide, um eine Wand zu ersparen, das alte Steinwerk benutzten. Diese bequeme Bauart giebt einem jedem der Häuschen ein wunderlich schiefes Aussehen und läßt den hohen, schlanken Rundbau der Grabruine wie einen derben Keil erscheinen, den eine Riesenfaust in eine menschliche Wohnung getrieben, sie mitten durchspaltend. Der Geschmack des einen Hausbesitzers ließ die Wände seines Eigenthums schön rosenroth anstreichen, während die Mauern des andern Häuschens im zartesten Himmelblau erglänzen; dazwischen steht nun das arme, seiner ganzen Schönheit beraubte Römergrab grau und trübselig da, gleich einem mißmuthigen alten Gesellen, der an jedem Arm ein sonn-

täglich geschmücktes, bescheidenes, aber frisches junges Ding führt, mit welchen guten Kindern der Griesgram womöglich zu Tanze gehen soll.

Aber auch der Alte konnte sich herausputzen. Wie ein Bursch, der auf Freiersfüßen geht, sich den Hut voller Blumen und bunter Bänder steckt, so lustig farbig trug es die ehrwürdige Ruine auf ihrem greisen Haupt; denn mit der Zeit hatte sich auf der zertrümmerten Grabkuppel ein wilder Garten angesiedelt. Im Frühling leuchtete das Gemäuer von Goldlack und Goldregen, als ob alle Schätze Roms darüber ausgeschüttet wären; einige Wochen später umrankten es buntes Caprifolium, blaue Wicken und rothe Winden, die in der Sonne wie Edelsteine funkelten; Rosen kletterten auf und ab, Weißdorn und wilder Schneeball verhüllten mit ihrem winterlichen Schimmer die Risse; und war die eine Blumengattung verblüht, so knospete bereits wieder eine andere, so daß das ganze Jahr hindurch von dem grauen Gestein ein süßer Wohlgeruch ausging, als entströmten dem Grabe des berühmten Prassers noch immer die Düfte Arabiens.

Auch das war schön von der alten Ruine: daß sie selbst den wildesten und verwegensten aller Straßenjungen Frascatis nicht auf ihre ehrwürdige Wölbung hinauf, nicht in ihr Zaubergärtlein hinein ließ. Diese Eigenschaft, welche das Grabmal mit hohen Thürmen und steilen Felsen gemeinsam hatte, machten sich die Vögel zu Nutze; in Schaaren nisteten sie droben, und es waren nicht etwa gemeine Dohlen, Krähen und Falken, sondern vornehme Amseln, Drosseln und Nachtigallen, die in den lauen römischen Frühlingsnächten das Grab Luculls umflöteten und umschluchzten, als lägen Romeo und Julia, die beiden seligen Liebenden selbst, hier begraben.

Vor der Ruine befand sich ein kleiner Platz, in dessen Sand- und Schmutzhaufen die junge Brut der Frascataner mit einer Schaar von Hühnern, Hunden und Schweinen sich theilte, redlich bemühten sich die Kinder, die Natur ihrer Spielgefährten anzunehmen; sie krähten wie die Hähne, heulten wie die Hunde und grunzten wie die Schweine, mit denen sie sich im Schmutze wälzten. Der Platz hieß Piazza di Lucullo! Es gab auch eine Via di Lucullo und ein Vicolo di Lucullo, eine dunkle, enge, schmierige Gasse, und ein dunkles, enges, schmieriges Gäßchen, welche beide von der Piazza di Lucullo steil nach dem Domplatz hinabführten und in denen dieselbe Bevölkerung wie auf der Piazza sich befand; nur daß zu den Kindern, zu den Hühnern, Hunden und Schweinen eine Menge von Weibern kam; Weiber, die spinnend an den schwarzen Wänden lehnten, Weiber, die müssig in den Thüren, auf den schmutzigen Treppen kauerten, Weiber, die ihren Salat wuschen, ihre Haare kämmten, ihren Säuglingen die Brust reichten und die Alle zusammen ein Geschrei anhuben als ob ein Mord geschehen wäre.

Doch es gab in Frascati nicht nur eine Piazza, eine Via und ein Vicolo di Lucullo, sondern es gab daselbst auch eine Calzoleria di Lucullo; denn in der Grabkammer des glückseligen Heiden hauste ein junger

Schuhmacher, der eigentlich Angelo Principini hieß, der aber, weil er im Grabe Lucull's wohnte, von ganz Frascati „Sor Lucullo“ genannt ward.

Lucullo war nur ein Flickschuster; aber was für ein Flickschuster war er! Für die braunen, zierlichen Füße der schönen Frascataneerinnen aus der gegerbten Haut einer Ziege oder eines Rindes, mit Hülfe von Pfriemen und Ahle einen Schuh herzustellen, ein solches Kunstwerk hätte unser wackerer Lucullo allerdings nicht zu Stande gebracht; doch wenn eine der vielen schwarzhaarigen, schwarzaugigen und braunwangigen Töchter der wonnigen Weinstadt — Lucullo flickte mit Vorzug die Schuhe der Frascataneerinnen: der jungen Frascataneerinnen, aus dem plumpen Fußwerk der Frascataner machte er sich nichts — wenn eine der braunen, hübschen Hexen über den Platz, der seinen Namen führte, zu seiner Grabwohnung geschritten kam, das helle Schleiertuch über dem Kopf, in der einen Hand den Fächer und in der anderen den zerrissenen Schuh, so pochte dem guten Lucullo das Herz, als ob ein neckischer Kobold seinen Hammer genommen hätte und damit kräftig auf seine Brust losschlüge, wie wenn diese ein Stück grober Rindshaut wäre. Die Schöne kam und brachte unserem wackern Meister den zerrissenen Schuh. Zunächst wurden auf das zierlichste Grüße getauscht und höfliche oder scherzhafte Reden gewechselt, darauf nahm Lucullo, mit einem eindringlichen Blick in die Augen seiner Kundin, dieser den Schuh sanft aus der Hand, prüfte auf das Bedächtigste — bei der sehr jungen und sehr hübschen Frascatanerin auf das Andächtigste — zog den Fall mit gebührender Wichtigkeit in Erwägung, sich so voller Inbrunst in die Sache versenkend, daß er, um den zerrissenen Schuh in seiner Hand wieder herstellen zu können, durchaus den andern Schuh, den die Schöne am Fuße trug, eingehend betrachten und in allen seinen Formen studiren mußte. War nun der zerrissene Schuh dermaßen defect, daß er sich kaum noch flicken ließ, oder kam, während der Meister das Object mit nachdenklichen Blicken betrachtete, die Schöne selbst zu dieser Ueberzeugung, und meinte sie: sie thäte eigentlich besser, bei Sor Tommaso ein neues Paar Schuhe zu bestellen, so gerieth der gute Lucullo in die höchste Aufregung. Er bestritt auf das Heftigste den hoffnungslosen Zustand des kranken Schuhes, bewies auf das Schlagendste, wie gut er noch zu heilen sei, meinte; es wäre eine Sünde, dem Dasein des hübschen Schuhwerkes ein so frühes Ende zu bereiten, und seine Kundin brächte sich um Geld und Gut, würde sich diese bei dem albernen Tropf, dem Tommaso, schon wieder ein neues Paar bestellen. Gelang es seiner Beredtsamkeit, die Schöne von ihrem Vorsatz abzubringen, so hatte unser Lucullo einen besonders guten Tag. Mit wahrer Wonne nahm er die Ruine von einem Schuh in Arbeit, so lange daran herumflickend und hämmernd, bis das scheinbar Unmögliche möglich geworden war.

Und wie er bei der mühseligen Arbeit pfiff und sang, welche neckischen Rispetti, allerliebsten Ritornelli und schwermüthigen Canzonen er dem Volk

auf der Piazza zum Besten gab, wie er, war sein Werk vollendet, den Schuh putzte, bis er in dem Glanze sich spiegeln konnte; wie er sein hübsches Bild auf dem blanken, schwarzen Grunde anlachte; wie er der Schönen pünktlich an dem bestimmten Tage die Arbeit zurückgab (sie mußte dieselbe selbst abholen); wie er sich an ihrem Staunen ergötzte; wie er schließlich eine so geringe Forderung machte, daß die Schöne ganz verlegen wurde; wie diese ihm dann auf das Anmuthigste dankte; wie er dann von Neuem sang und pfiff, und pfiff und sang, — man mußte ein Stein am Grabmal Lucullś sein, um vollständig gleichgültig dabei zu bleiben.

Mißlangen indessen alle Künste Lucullischer Ueberredungsgabe, oder scheiterten sie an dem unheilbaren Leiden des Schuhes, und verließ die schöne Frascatanerin den fleißigsten, lustigsten und hübschesten aller Schuhflicker des römischen Reiches, um sich bei Sor Tommaso ein neues Paar Schuhe zu bestellen, so konnte es vorkommen, daß unserem wackeren Meister den ganzen Tag über nicht ein einziges zärtliches, oder schwermüthiges, oder leidenschaftliches Lied einfiel. Verdrossen saß er im tiefsten Innern seiner Gruft, flickte mißmuthig darauf los, und während er flickte, sangen auf dem Grabmal Lucullś die Amseln und Nachtigallen, bei deren klagenden Tönen unser armer Meister sich eindringlichst vorstellte, wie sein Nebenbuhler und Todfeind, der lahme, schieläugige, griesgrämige Sor Tommaso, dem schönen Geschöpf die Schuhe anmaß — sage anmaß! und daß er in seinem ganzen Leben noch nicht ein einziges Mal einen vollständig neuen Schuh gemacht, geschweige denn angemessen hatte. Dabei wußte er ganz genau: dieser Sor Tommaso war ein jammervoller Ignorant, ein elender Pfuscher und Stümper, dessen miserabel gearbeitetes Schuhzeug noch niemals auf einen Fuß gepaßt hatte — wenigstens nicht auf einen Frauenfuß! Was aber that dieser schnöde Tropf, was that er? — Zwei Mal probirte er sein Machwerk an! Ja, war das Mädchen sehr jung und ganz besonders schön, so war es vorgekommen, daß der Elende seinen Schuh drei Mal anprobirt hatte. Und das ließen sich die armen, hübschen, gequälten Geschöpfe gefallen — von diesem klumpfüßigen, buckligen, widerwärtigen Sor Tommaso! Mit einem Wort: der schwere Kummer unseres Lucullo war, daß er als Flickschuster seiner Lebtage nicht dazu kommen würde, ein Paar neuer Schuhe anzumessen, sondern immerzu flicken, immerzu flicken mußte. Was für Vorwürfe hatte er seinem lieben Heiligen und guten Schutzpatron, dem werthen San Crispino, schon um dieser Sache willen gemacht!

Im Uebrigen, wäre auf der Welt der verfl . . . Sor Tommaso und das verd . . . Anmessen nicht gewesen, so hätte unser Meister Lucullo mit keinem Menschen getauscht, und wäre sein berühmter Namensvetter und Vorbewohner seines hübschen kleinen Hauses, der selige Römer Lucius Lucullus, selber gekommen, um ihm für seinen Pfriemen einen seiner weltberühmten Rosenkränze abzutreten.

Es war aber auch ein herrliches Leben, welches er, Lucullus Nr. 2,

führte. Sobald die Sonne durch das Blumengärtchen auf der Kuppel des ehemaligen Prachtbaues ihre ersten Strahlen gaukeln ließ, öffnete sich die grün angestrichene Holzthür, welche das einzige Gemach des Hauses abschloß, und Lucullo trat heraus. War das Wetter schlecht, so zog sich unser Meister in seine Grabkammer zurück wie eine Schnecke in ihr Haus; war es schön, so verlegte er die ganze Werkstatt in's Freie, scherzte mit Allen, schwatzte mit Allen, lachte mit Allen, dazwischen flickend und hämmernd, pfeifend und singend, von Morgens früh bis spät in die Nacht hinein.

Es war merkwürdig: alle Neuigkeiten Frascatis wurden auf der Piazza Lucullo zusammengetragen, als ob sich dort für dergleichen Artikel ein Magazin befände. War Einer ermordet worden, oder hatte Eine in der Tombola gewonnen; war Jemand gestorben, Jemand geboren; hatte sich Jemand verlobt, Jemand verheirathet — bevor diese wichtigen Ereignisse in der Stadt bekannt waren, wußte sie Freund Lucull. Weder beim Barbier im Corso Vittorio Emanuele, noch in der Apotheke auf der Piazza del Duomo, oder beim Pizzicarolo gab es so viel zu hören, wie bei dem jungen, hübschen, lustigen Flickschuster am Grabe Luculls.

Eine Quelle unerschöpflicher Belustigung waren für unsern Meister die Fremden, die Inglesi und Tedeschi, von denen täglich Etliche auf den Platz kamen, sich daselbst feierlich aufpflanzten, ein rothes oder braunes Buch aus der Tasche zogen, zu lesen begannen und dann starren Blickes sein kleines Haus betrachteten, als wären Wunderdinge daran zu sehen. Einige Male ereignete es sich sogar, daß das Haus Meister Lucullს abgemalt und abgezeichnet wurde, und eines Tages kam ein Fremder zu ihm und frug: ob er, der im Grabe Lucullს wohnte, auch wisse, wer dieser Lucull gewesen sei?

Wer dieser Lucull gewesen sei — — Lucull mußte lachen: wie sollte er wissen, wer dieser Lucull gewesen sei? Vielleicht auch ein Flickschuster.

Uebrigens bestand zwischen dem seligen Lucius Lucullus und unserem guten Freund eine starke Seelenverwandtschaft: gab es doch in ganz Frascati keinen solchen Feinschmecker wie Lucull Nr. 2.

Was das Trinken anbetraf, so galt er darin als eine unbestrittene Autorität, und das wollte in Frascati Etwas besagen. Er kannte die Beschaffenheit jeder Traube aller Vignen von Albano bis Monte Compatri. Sein Prüfen der verschiedenen Weinsorten war mehr als ein Talent, es war Genie; mit dem unfehlbaren Instinct eines Hundes witterte er den rechten Keller und in dem Keller das rechte Faß; der Weinschank, den er besuchte, fühlte sich geehrt und machte Reclame damit. Wie Lucullo in einer der hundert Spelunken Frascatis bald einen rosso acsiuto, bald einen bianco dolce, jetzt einen eleatico, dann einen spumante kostete, war ein sehenswerther Anblick.

Ein eben solcher Künstler war er im Essen. In der Trattoria, wo er jeden Mittag und jeden Abend speiste, wurden die Artischokken all' Ebreo,

die gefüllten Tomaten und die Makkaroni genau nach seinen Angaben zubereitet; er wußte aus verschiedenen Kräutern und Gemüsen eine ausgezeichnete Ministra zu componiren; und es gab ein Lieblingsgericht der Frascataner, eine Art von Spaghetti, die nach ihrem Erfinder „al Lucullo" genannt wurde. Sonntags schoß er sich gewöhnlich selbst seinen Braten. In aller Frühe stieg er nach Tusculum hinauf, in den tiefen Waldungen des Ruinenbergs nach unschuldigen Singvögeln fahndend. Amseln zog er den Drosseln vor, und lieber als Amseln jagte er Nachtigallen. Für die berühmte Pastete, die einst sein Namensvetter aus den Zungen jener lieblichen Sänger bereiten ließ, wäre unser Lucullo just der rechte Gast gewesen.

II.

Ueber die Piazza Lucullo führt es hinauf zu den Kapuzinern, deren Kloster in ziemlicher Höhe über der Stadt inmitten der schönen Wildnisse tusculanischer Villen liegt. Das Heiligthum erfreut sich eines weit verbreiteten Rufes; denn es besitzt eine Madonna, die vor Zeiten Wunder bewirkte und also zu jeder Zeit von Neuem Wunder bewirken kann. So wird denn die Kirche der guten Kapuziner, trotz des steilen Weges, der zu ihr führt, fleißig von frommen Frascatanern und besonders von frommen Frascatanerinnen besucht. Ein großer Theil dieser Andächtigen mußte an dem Hause unseres lustigen Flickschusters vorüber, welcher eines Tages die Entdeckung machte, daß die Menschen doch sehr verschieden geartet wären, indem Einige im Schweiße ihres Angesichts einen hohen Berg hinaufklettern, um droben das Kreuz zu schlagen und recht inbrünstig die Heiligen anzurufen, während Andere lieber sitzen blieben, wo sie grade saßen, um gelegentlich in aller Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit einen gelinden Stoßseufzer an ihren Schutzpatron zu richten, wofür dieser gute Mann, gleichfalls in aller Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit, sich bei passender Gelegenheit dankbar erweisen konnte.

Eines Frühlingstages saß Lucull vor seinem Grabe und hämmerte im Tact mit dem Pfeifen einer Amsel, die auf dem Dache unter blühendem Goldregen ihr Nest baute, an dem Schuh eines biedern Frascataners; also mit etwas weniger Lust und Liebe zur Sache, als wenn es gegolten hätte, einem Pantöffelchen ein allerletztes Mal zu kurzer Lebensdauer zu verhelfen. Das ungefügige Gehwerk hin und herdrehend und mit nicht gerade wohlwollenden Blicken musternd, brummte er:

„Was der Kerl für einen Fuß haben muß! Santo Crispino, wie kann ein Christ einen solchen Fuß haben? Warum geht der Mann nicht zu meinem lieben Collegen Tommaso? Da könnte dieser wunderhübsche Junge nach Herzenslust Maß nehmen, da könnte dieser reizende Mensch ein halbes Dutzend mal anprobiren. Werde ich mich mit solchem Klumpfuß plagen!"

Damit flog der Schuh des biedern Frascataners über die Schultern des Meisters in die Kammer hinein; grade wollte Lucull sich bücken, um aus dem Haufen zerrissenen Lederwerks am Boden den zierlichsten Schuh herauszulesen, als er seinen Namen rufen hörte und zwar von einer Stimme, die einen solchen tiefen, gedämpften Wohllaut hatte, wie von sämmtlichen jungen und schönen Frascatanerinnen nur Eine besitzen konnte. Auch daß der Ruf herb und gebieterisch klang, paßte zu jener Einen und Einzigen. Dem guten Lucullo schoß denn auch sofort alles Blut zu Kopf; mit einem jähen Ruck fuhr er in die Höhe, drehte sich um und wahrhaftig — sie war es. Wie hätte es auch eine Andere sein können, mit dieser Stimme!

Sie befand sich ihm gegenüber auf der anderen Seite des Platzes, dort, wo es zu den Kapuzinern hinaufging und wo als Weg- und Wahrweiser ein hohes Holzkreuz errichtet war. Unter diesem Kreuze kauerte sie; es mußte ihr etwas zugestoßen sein, denn sie schien völlig erschöpft zu sein, und ihr Kopf, von dem unter dem gelbwollenen Schleiertuch hervor ein röthlicher Glanz ausging, war gegen den Stamm des Kreuzes gesunken.

Lucullo war durch den Umstand, von der größten Schönheit der Stadt sich vertraulich angerufen zu hören, dermaßen verblüfft, daß er dastand und starr zu dem schönen Geschöpf hinüberblickte. Es that ihm leid, daß das große Ereigniß in der heißen Nachmittagsstunde stattfand, der einzigen Tageszeit, wo der Platz vereinsamt dalag; dem eitlen, jungen Menschen wäre es recht gewesen, wenn ganz Frascati vernommen hätte, wie die stolze Sabina ihn um seinen Beistand anging.

„He Du, Lucullo! Warum kommst Du nicht, wenn ich Dich rufe?"

Jetzt lief er zu ihr, denkend: Was mag sie nur von Dir wollen? Wie schade, daß es nicht Sonntag ist, und Du Deinen neuen Anzug nicht anhast, in dem Du wie ein Signore aussiehst.

Nun stand er vor ihr. Sie aber, weil er ihrem Rufe nicht gleich gefolgt war, machte ein Gesicht wie eine beleidigte Königin; dabei sah sie in ihrem Zorn so herrlich aus, daß Lucullo über ihre Schönheit förmlich erschrak. Ueberdies hatte er sie noch nie so nahe gesehen. Wie sollte er auch? Sie kam nicht zu ihm, um ihm ihre zerrissenen Schuhe zum Flicken zu bringen; denn sie, obgleich nicht viel reicher als er selbst, ließ ihre zerrissenen Schuhe bei keinem Flickschuster machen, sondern ihre Schuhe bekam der verd .... Tommaso in seine groben, schmierigen Hände, und der vornehme Sor Tommaso, der sich sonst niemals herbeiließ, einen Schuh zu flicken, ihren Schuh flickte er! Ein einziges Mal ihren Schuh flicken zu können — —

Diese Betrachtungen und Empfindungen schossen dem guten Lucullo durch den Kopf, als er vor Sabina stand und ihre Schönheit ihn erschauern machte. Er wußte noch immer nicht, was sie von ihm wollte, er sah nur, daß sie zornig auf ihn war; aber selbst ihr Zorn machte ihn glücklich.

Jetzt sagte sie grollend:

„Du bist ein schöner Galantuomo! Siehst mich hier an der Straße liegen und Schmerzen ausstehen, und kümmerst Dich nicht um mich.“

Lucullo rief erschrocken:

„Ihr habt Schmerzen, was ist Euch?“

Aber sie unterbrach ihn:

„Was fällt Dir ein, mich Ihr zu nennen? Ich bin keine Signora. Rede doch mit mir, wie es sich gehört.“

Lucullo stammelte:

„Was ist Dir geschehen?“

Sie warf einen feindseligen Blick auf den Weg, dessen Pflaster noch zum großen Theil aus den Basaltpolygonen der alten Straße bestand, die von Rom nach Tusculum hinaufgeführt hatte; der Zustand der Straße war allerdings ein solcher, daß die frommen Frascataner und Frascatanerinnen, die um ihres Seelenheiles willen nach dem Kapuzinerkloster wallfahrten, vorher in San Pietro, oder in Santa Croce oder in San Filippo ihren Schutzheiligen bitten sollten, sie nicht Arme und Beine brechen zu lassen; und kamen sie heil herunter, so mochten sie sich dafür bei ihrem Beschützer bedanken. Das letztere konnte nun die schöne Sabina nicht; denn sie hatte sich auf der halsbrecherischen Straße den Fuß verstaucht.

„Und sieh, was mir noch geschehen ist; meine besten Schuhe!“

Damit streckte sie unter ihrem dunklen Wollenkleide ihren Fuß hervor. Welch einen Fuß! Es versetzte Lucullo förmlich den Athem, dieses Füßchen zu sehen; und grade über dem Spann gewahrte er einen weitklaffenden Riß. Da wurde auch Lucullo zornig.

„Du Arme! Aber daran ist niemand Anderes schuld, als dieser Pfuscher von Sor Tommaso. Einen solchen Schuh zu machen! Für Dich eine solche Bestie von Schuh! Mit solchem Schuh mußtest Du Dir ja den Fuß verstauchen. Mich wundert nur, daß Du Dir ihn nicht gebrochen hast. Und was für ein Leder! Wie konnte dieser Stümper sich unterstehen, für Dich solches Leder zu nehmen? Und sonst diese niederträchtige Arbeit! Bei dem Herzen der Madonna, der Lump hat Dir die Schuhe viel zu groß gemacht. Ein solches Füßchen zu haben und dann einen solchen Schuh tragen zu müssen. Es ist nicht zu glauben!“

Trotz ihrer heftigen Schmerzen mußte Sabina über den Zorn des jungen Schuhflickers hell auflachen, was zur Folge hatte, daß Lucullo seine Augen von ihrem Fuß erhob, starr auf ihr Gesicht richtete, und den Versuch machte, sich klar zu werden: wann sie schöner sei, wenn sie ihn auslachte, oder wenn sie zornig auf ihn war? Aber seufzend gab er es auf, jemals dahinter zu kommen.

Auch Sabina blickte ihn an, und machte dabei die Entdeckung, daß dieser Sor Lucullo der hübscheste Flickschuster sei, den sie in ihrem ganzen Leben gesehen hatte. Warum in aller Welt ließ sie ihr zerrissenes Schuhwerk nicht von diesem höflichen, jungen Mann flicken; überhaupt — warum

machte er ihre Schuhe nicht? Was kümmerte es sie, daß er nur ein Flickschuster war? Sie wollte sich die Sache überlegen.

Nachdem die beiden schönen Menschen sich einander eine lange Weile mit großer Eindringlichkeit in die Augen gesehen, wandte Sabina in schwindendem Groll ihren Kopf abermals dem antiken Straßenpflaster zu, welches, wie sie sich zu überzeugen begann, die mindere Schuld an ihrem Unfalle trug, während Lucull mit erneutem Zorn auf das elende Machwerk seines Nebenbuhlers herabschaute. Sich heftig durch die dunklen Locken fahrend, meinte der Treffliche:

„Was fangen wir jetzt an? Zu Fuß wirst Du nicht nach Hause gehen können. Ich will hinunter nach der Piazza laufen und Dir einen Wagen holen; auch zum Apotheker will ich gehen, damit er Dir etwas für Deinen Fuß giebt. Hast Du starke Schmerzen?“

Die Schmerzen waren allerdings sehr stark; ward man jedoch mit solchen leuchtenden Blicken angesehen, so ließen sie sich ertragen. Lucullos gut gemeinte Vorschläge lehnte sie grollend ab:

„Ich werde im Wagen nach Hause fahren! Der dumme Fuß kostet mich so wie so meine neuen Schuhe, die mir wirklich nicht passen. Und nun gar der Apotheker — — Ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen Apotheker gebraucht, und hoffe auch ohne Apotheker zu sterben. Ich will Dir etwas Besseres sagen. Nach Hause käme ich jetzt allerdings nicht; auch mag ich nicht so durch die Stadt humpeln. Aber über den Platz werde ich, wenn Du mir Deinen Arm giebst, ganz gut kommen. Dann setze ich mich zu Dir, Du flickst meinen Schuh und ich mache nasse Umschläge auf meinen Fuß. Bis zum Abend ist Alles wieder gut, Abends begleitest Du mich nach Hause. Wie Du weißt, stehe ich ganz allein auf der Welt, bin meine eigene Herrin und brauche mich um Niemanden zu kümmern. Und nun hilf mir auf.“

Um ihr aufzuhelfen — denn sie litt wirklich sehr starke Schmerzen und war ganz hilflos — mußte er sie fest um den Leib fassen, sie sanft in die Höhe ziehen, alsdann, immerfort seine Hände um ihren Leib, sie vorsichtig führen, langsam, ganz langsam, um nach ein paar Schritten auszuruhen und sie beim Stehen noch fester zu umfassen. Bis nach Rom hätte er sie auf diese Weise geleiten können, und weiter! Mußte auch der Platz so klein sein, daß er schon nach wenigen Minuten drüben war, schon nach wenigen Minuten seine Arme von ihr lösen mußte. Er holte den einzigen Sitz im Hause, seinen Schusterschemmel, herbei, stellte ihn an den schattigsten Platz, breitete sein frisch gewaschenes, rothes Taschentuch über das Holz; und nun konnte sich die Göttin bei dem armen Flickschuster niederlassen.

Aber die Schmerzen der Schönen wurden immer stärker; also stürzte Lucullo in seine Grabkammer, ergriff das einzige Gefäß seines Haushalts, die schilfumflochtene Foglietta, schüttete den Rest des Weines auf den

Boden und lief zum Brunnen, von wo er nach wenigen Augenblicken mit der gefüllten Flasche zurückkam.

Er fand den zerrissenen Schuh ausgezogen und sah es unter dem Rock geheimnißvoll hervorleuchten.

Unterdessen Sabina aus ihrem großen, bunten Fazzoletto, ohne welches sich kein Frascataner und keine Frascatanerin öffentlich blicken läßt, eine Compresse machte und diese angefeuchtet auf den Fuß legte, suchte Lucullo sein Werkzeug zusammen, kramte sein geschmeidigstes Stück Leder hervor, und setzte sich neben Sabina auf den Boden, um zu ihren Füßen ihren Schuh zu flicken.

Sabina, den Fächer entfaltend, begann das Gespräch.

„Weißt Du, daß Du eigentlich recht hübsch wohnst? Nur etwas eng. Eine Frau könntest Du nicht brauchen. Was würdest Du wohl anfangen, mein armer Lucullo, wenn Du Dich verliebtest und eine Frau nehmen wolltest?"

Wenn der arme Lucullo sich verliebte! Allerdings das mit der Frau — Er gestand der Schönen, daß er noch niemals daran gedacht hatte, eine Frau zu nehmen (das sagte er mit unsicherer Stimme und einem Blicke, vor dessen Gluth sich Sabina schleunigst durch ihren Fächer schützen mußte). Uebrigens — wenn er einmal daran denken sollte, eine Frau zu nehmen, so würde sich für die Frau schon Platz in seinem Hause finden. Er wußte schon wo und wie. Von der Kammer aus brauchte er nur eine Treppe auf das Dach hinaufzuführen und ein Stockwerk daraufzusetzen; Platz gab es droben genug für ein ganzes Villino! Auf das Eindringlichste und Beweglichste ersuchte er seine neue, schöne Kundin, sich die Aussicht vorzustellen, die seine zukünftige Frau von ihrer luftigen Wohnung aus genießen würde. Des Sommers befände sie sich dort oben: „proprio come in villeggiatura"; und des Abends — „che bel fresco!"

Dann war sie wiederum so bestrickend schön: nämlich, als sie ihn mit seiner zukünftigen Frau und seinem luftigen Villino auslachte. Zuerst zeigte sich Lucullo über diesen Ausbruch von Heiterkeit etwas niedergeschlagen, er hatte eine etwas wärmere Aufnahme seines mit glühender Beredtsamkeit vorgetragenen Planes erwartet; zuletzt stimmte er in ihr unwiderstehliches Lachen ein. Hätte er nur nicht immerfort ihre Lippen betrachten müssen, diese rothen, vollen, weichen Lippen, zwischen denen die Zähne hervorblitzten. Wie konnte er dabei ihren Schuh flicken, diesen allerliebsten Schuh, der sein Meisterstück werden sollte.

Sabina meinte:

„Fürchtest Du Dich nicht in einem Grabe zu wohnen?"

Diese Frage, die eine wunde Stelle in Lucullos Innern berührte, machte ihn böse.

„Du bist also auch der Ansicht, daß mein Haus ein Grab sei? Ich hätte Dich für verständiger gehalten. Seit wann läßt sich ein Christen-

mensch über der Erde begraben? Sieh doch diese Mauern an. Wozu braucht ein Todter solche Mauern? Sage doch selbst! Und diese Höhe. Was macht sich ein Todter daraus, daß man auf seinem Grabe eine schöne Aussicht hat? Glaube mir, das mit dem Sepolcro ist eine Dummheit; es müßte denn sein, daß irgend ein Narr sich in den Kopf gesetzt hätte, in einem Thurm begraben zu werden."

„Dann wird es ein Narr gewesen sein; denn daß Dein Haus eigentlich ein Grab ist, soll sogar in den Büchern zu lesen stehen. Es spukt ja wohl auch bei Dir? Die Leute sagen, daß jede Nacht ein goldenes Huhn mit goldenen Küken in Deine Kammer käme. Hast Du das goldene Huhn schon gesehen?"

„Nichts habe ich gesehen," rief Lucullo zornig. „Ich wollte, das goldene Huhn käme mir einmal in den Weg gelaufen! Dann würde ich es fangen und es müßte mir goldene Eier legen, von denen ich mir um die Leute zu ärgern, eine goldene Frittata backen wurde. Das wollte ich Dich fragen: Warum bist Du eigentlich bei den Kapuzinern gewesen?"

„Was geht's Dich an, warum ich dort gewesen bin?"

„Gar nichts."

„Meinetwegen kannst Du es wissen; Gebeichtet habe ich bei den Kapuzinern."

„Gebeichtest hast Du! Beichtest Du oft?"

„Je nachdem."

Er brummte:

„Also je nachdem. Wahrscheinlich, sobald Du wieder einmal Einem den Kopf verdreht hast. Dann mußt Du wohl oft bei den Kapuzinern beichten gehen?"

Und er hämmerte ganz wild auf sein Leder los; je lustiger sie lachte, desto wilder hämmerte er. Nach einer Weile meinte er:

„Möchte wissen, welche Pönitenz der Pater Kapuziner Dir auferlegt hat. Uebrigens scheinst Du Dir Deine Strafe gerade nicht sehr zu Herzen genommen zu haben. Gehst Du das nächste Mal beichten, wird sie wohl schärfer ausfallen. Geh Du nur bald wieder zu den Kapuzinern; Deiner Seele thut's noth."

Und er hämmerte in heller Wuth, und sie lachte in heller Lust. Dann überlegte sie es sich und sagte es ihm:

„Mit dem Schuh wird es doch nichts mehr; also plage Dich nicht damit. Madonna, warum bist Du so böse?"

Und böse war er.

„Was, es würde nichts mehr aus dem Schuh? Wie neu wird er wieder. Ich soll mich nicht damit plagen? Du meinst, weil ich nur ein Flickschuster bin. Das meinst Du doch? Du willst den Schuh gewiß dem verd . . . Sor Tommaso bringen? Das willst Du doch? — — Was sagst Du? Was soll ich?"

Sie mußte es ihm noch einmal sagen; denn er hatte sie nicht verstanden.

„Du sollst am Sonntag zu mir kommen und mir ein Paar neue Schuhe anmessen."

„Anmessen. — Ich Dir ein Paar neue Schuhe anmessen?!"

„Nun ja. Was ist denn weiter dabei?"

Lucullo stammelte:

„Aber ich bin ja nur ein Flickschuster, ich kann ja gar keine neuen Schuhe machen."

„Für mich wirst Du schon welche machen können."

„Freilich! Freilich, für Dich — —"

„Also Du kommst am Sonntag?"

„Ich komme; zum Anmessen komm' ich!"

Er mußte es noch einmal sagen, laut jubelnd:

„Zum Anmessen!"

III.

Er war bei ihr gewesen und hatte ihr Maß genommen! In seinem neuen römischen Anzuge, darin er wie ein Signore aussah, hatte er diesen stolzesten Gang seines Lebens gethan; mit einem Herzklopfen, als ob es sich um das Heil seines geeinigten Vaterlandes handelte, hatte er an ihren schönen Fuß seine Papierstreifen — blüthenweißes Schreibpapier! — angelegt, mit unsichern Händen das Große vollbracht und sich darauf als ein neuer Mensch vor ihr vom Boden erhoben.

Und nun saß er in seinem hübschen, kleinen Hause, das dumme und böswillige Menschen für ein Grab ausgaben; trotz des leuchtenden Frühlingswetters saß er drinnen. So lange die Piazza Lucullo ihren Flickschuster Lucullo besaß, war das nicht geschehen. Die spielenden Kinder hörten in ihren Spielen auf und schauten hinüber: was wohl mit Sor Lucullo vorgefallen wäre? Die schwatzenden Weiber unterbrachen ihr Geschwätz, kamen aus Via und Vicolo Lucullo herbeigeschlurft: warum wohl Sor Lucullo nicht vor seinem Sepolcro säße? Ob er krank wäre, ob er das goldene Huhn gesehen, oder beim Kapuzinerkreuz eine Hexe getroffen hätte? Das war noch niemals dagewesen, daß bei einem solchen Fresco Morgens und Abends Sor Lucullo drinnen saß, nicht sang, nicht pfiff, nicht plauderte, nicht lachte; sondern immerzu hämmerte, immer, immerzu hämmerte.

Aber die guten Weiber erhielten für ihre theilnahmsvollen Fragen schlechten Dank. Was sie das anginge? Er könnte nach seinem Belieben draußen oder drinnen sitzen; und es beliebte ihm nun einmal, drinnen zu sein. So oft er diese abweisende Antwort ertheilte, hörte er mit Hämmern auf und versteckte Etwas unter seinem Schurzfell; grade, als sei eine neue Schuhsohle ein Liebesbrief.

Wohl zwanzig Mal des Tages ließ er Hammer und Pfriemen verzagt sinken; denn es wurde nichts daraus! Wohl zwanzig Mal hielt er das Ding in die Höhe, betrachtete es mißtrauisch von allen Seiten; ob aus dem Dinge ein Schuh wurde? Und er gelangte wohl zwanzig Mal zu dem Schluß: ein Schuh würde voraussichtlich daraus werden, aber San Crispino mochte wissen, was für einer. So hat niemals ein Bildhauer bei seiner Statue, ein Künstler bei seinem Gemälde, ein Poet bei seinem Gedicht gebangt und gehofft, gefürchtet und geglaubt wie unser hübscher, lustiger Flickschuster bei seinem neuen Paar Schuhe.

Es ist eine schöne Sitte, daß die Italiener ein jedes Handwerk eine Kunst nennen, und von der Arbeit eines Maurers, eines Steinklopfers und Flickschusters stets von der „arte“ des Mannes reden. Aber unser Lucullo verlor über seiner Kunst Appetit und Schlaf, Heiterkeit und Frieden; er hätte sich am liebsten vor aller Welt zurückgezogen und seine Kunst bei verschlossenen Thüren getrieben — hätte sein Haus nur ein Fenster gehabt! Nach einem qualvoll hingebrachten Tage wälzte er sich des Nachts ruhelos auf seiner Matte, hatte beängstigende Träume, in denen er seinen Nebenbuhler, den verd . . . Sor Tommaso, höhnisch über sich lachen hörte; er litt an Hallucinationen, darin er den schönen Fuß erblickte, für den sein Schuh passen sollte, aber nicht paßte, obgleich er doch unablässig Maß nahm und nicht müde wurde dem schönen Fuß die Schuhe anzuprobiren.

Er sah sie jeden Tag; jeden Tag kam sie an seinem Hause vorüber, blieb vor der offenen Thüre stehen, ließ ihre prachtvollen Augen über ihn hinleuchten, grüßte huldreich, bewegte anmuthig ihren großen, bunten Fächer nach ihm hin und erkundigte sich theilnehmend nach dem Zustande ihres Schuhwerks. Da saß er dann, beugte sich tief auf das Leder hinab, und meinte mit einer Heuchlermiene als ginge täglich ein halbes Dutzend Paar neuer Schuhe aus seiner Werkstatt hervor, daß Alles in bester Ordnung sei und sie sich darauf verlasse könne, am bestimmten Tage ihre Schuhe zu erhalten. Dann lachte sie, und dann wurde er zornig über ihr Lachen und weil sie keine Ahnung davon hatte, in welcher Verhaftung nicht allein sein Leder, sondern auch sein Gemüth sich befand.

„Mach' nur, daß ich die Schuhe bald bekomme.“

„Willst Du bald wieder beichten gehen?“

„Für's Erste nicht; deswegen hat's keine Eile.“

Sie war eben eine Hexe, eine solche, die einen Mann um Verstand und Vernunft bringen konnte. Ein anderes Mal trat sie sogar auch einen Augenblick bei ihm ein.

„Ich will mich nur bei Dir umsehen, wie breit die Treppe werden kann, wenn Du für Deine Frau auf dem Dache ein Villino baust.“

Sie sah sich um.

„Madonna, Du mußt Dir einen Stock zur Frau nehmen; ich käme da nicht hinauf.“

„Ich habe Dich noch nicht darum gefragt," versetzte er mit vor Aerger erstickter Stimme.

Sie aber lachte ihn aus.

Dann kam die große Stunde. Trotzdem es kein Sonntag war, wurde der Tag als ein Festtag behandelt; demgemäß verwandelte sich unser Sor Lucullo mit Hülfe des neuen Anzugs in einen Signor Lucullo, darauf band er die fertigen Schuhe in das rothe Taschentuch, auf dem die Herrliche gesessen hatte, verschloß sein Haus und begab sich feierlichen Schrittes nach der Piazza Spineta, woselbst die schöne Sabina als ihre eigene Herrin mutterseelenallein residirte. Tief Athem holend, kletterte der verliebte Schuster die steile, dunkle Stiege hinauf, klopfte an, hörte sie fragen: wer da sei? antwortete: es seien Freunde, und trat ein.

Die Wohnung von Frascatis größter und stolzester Schönheit unterschied sich von dem Hause von Frascatis hübschestem und lustigstem Schuhflicker im Wesentlichen nur dadurch, daß sie um ein Geringes weniger klein, weniger niedrig und weniger finster war. Auch waren die Wände nicht wie im Grabe des seligen Lucius Lucullus, graues, geborstenes Gemäuer, sondern sie trugen blasse Spuren ehemaliger goldgelber Tünche und der Fußboden zeigte statt des nackten Gesteins den Prunk von allerdings stark beschädigten Ziegeln. Um übrigens der Wohnung der Schönen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß gesagt werden, daß das Zimmer nach dem Platz hinaus ein Fenster mit noch niemals geputzten Scheiben besaß und daß in der Mitte das Prachtstück der Einrichtung stand, ein mächtiges Ehebett, mit dem schneeigsten Linnen bedeckt, welches alte werthvolle Spitzen verzierten. Das Bett nahm die Hälfte des Raumes ein, darin sich außerdem nur noch wenige Geräthschaften befanden. Von einem Herde war nichts zu sehen; hatte die schöne Sabina einmal Appetit auf eine Minestra oder Frittata, oder auch ein Umido, so mußte sie sich diese Leckerbissen auf dem Herde einer gefälligen Nachbarin bereiten; für gewöhnlich genügte ihr indessen eine Schüssel Salat, oder eine Hand voll roher Bohnen, ein Stück Brot mit Oel betropft, oder Früchte.

Als Lucullo in dieses Gemach, das ihm über die Maßen prächtig dünkte, eintrat, saß die Schöne im offenen Fenster und drehte die abgesponnenen Fäden zusammen; die volle Spindel ließ sie zum Fenster hinaushängen, ihr von Zeit zu Zeit, damit sie sich schneller drehe, einen herzhaften Ruck gebend. Lucullos Kommen störte sie in dieser Beschäftigung nicht.

„Nun, da bist Du ja! Ich hatte Dich schon gestern erwartet. Dort steht Wein und ein Teller mit Ciambelli. Iß und trink. Du kannst Dich dabei setzen und dann wollen wir schwatzen."

„Mille grazie! Ich möchte Dir zuerst die Schuhe zeigen."

„Sie sind gewiß wunderschön."

„Ich möchte sie Dir anprobiren; ich bin nur deshalb gekommen."

Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn; zugleich hätte er in diesem stolzen Augenblick mit dem heiligen Vater selbst nicht getauscht.

„Wozu anprobiren? Sie werden gewiß prächtig passen."

„Was denkst Du? Wie könnten die Schuhe passen, wenn ich sie vorher nicht anprobirt habe! Ich werde sie noch oft anprobiren müssen; das Anprobiren ist bei neuen Schuhen die Hauptsache."

„Nun, so probiren wir."

Ohne ihre Stellung zu ändern, steckte sie den linken Fuß vor, von dem bei dieser Bewegung der Pantoffel abglitt. Lucullo packte seine Schuhe aus, schob sich zwischen Wand und Bett zum Fenster hin, ließ sich auf ein Knie nieder und setzte auf das andere den Fuß der Schönen.

„Päßt er?"

„Habe doch Geduld! Als ob das Anprobiren eine so leichte Sache wäre und so schnell ginge."

„Au!"

„Wo drückt er? Nicht wahr, er drückt? Es ist ganz natürlich, daß der Schuh drückt. Das erste Mal muß jeder neue Schuh drücken," stammelte der arme Lucull.

„Es wird gewiß gehen."

„Natürlich wird es gehen."

„Wenn sie zuerst auch ein wenig drücken; zuerst drückt jeder neue Schuh."

„Meine neuen Schuhe sollen Dich aber nicht drücken; ich probire sie Dir so lange an, bis Du sie gar nicht mehr fühlst. — Hier sind sie wohl etwas zu eng."

„Hier und hier. Das nächste Mal werden sie sicherlich besser sitzen. Laß es jetzt nur! Jetzt mußt Du Ciambelli essen. Du ißt doch gern Ciambelli?"

„Freilich! Warte, ich will Dir den Pantoffel wieder anziehen. Ist das ein Ungethüm! Der kann Dich freilich nicht drücken."

„Du hast Recht; diese Pantoffeln sind wahre Bestien."

Nun wurde er seelenvergnügt.

Nach mehrmaligem Anprobiren paßten die neuen Schuhe bis auf einiges Drücken ganz vortrefflich, und kaum paßten sie in dieser fraglichen Weise, als Lucullo in eine Stimmung von Glückseligkeit gerieth, daß Piazza, Via und Vicolo Lucullo von Neuem in Aufregung kamen. Nach einigen Tagen wußte bereits ganz Frascati: Sor Lucullo ist verliebt, Sor Lucullo geht auf Freiersfüßen, Sor Lucullo will heirathen! Und wen will Sor Lucullo heirathen? Wen anders, als die Sabina, als die schöne, hoffärthige Sabina, der schon so Viele nachgelaufen sind und die auch den armen Sor Lucullo laufen lassen wird.

Aber darum kümmerte sich Sor Lucullo vor der Hand gar nicht; vor der Hand war dieser leichtfertige Sor Lucullo bis über seine kleinen, braunen Ohren verliebt, vor der Hand wollte sich dieser Schlingel um gar

nichts Anderes kümmern, als um seine tolle und sinnlose Verliebtheit. Er saß nun wieder den ganzen Tag vor seiner Thür und hämmerte, pfiff und sang, wie im ganzen römischen Reich noch niemals ein Schuster gehämmert, gepfiffen und gesungen hatte; die Amseln und Nachtigallen, die auf seinem Dache nisteten, wurden förmlich neidisch und bekamen plötzlich den sonderbaren Ehrgeiz, sich mit dem lustigen Flickschuster in einen Wettstreit einzulassen. Da kann man sich vorstellen, was für eine Lust es um das Grab des guten Lucullo war; denn auch die Kinder auf der Piazza, und die Weiber in der Via und dem Vicolo wollten hinter dem Schuster, den Amseln und Nachtigallen nicht zurückstehen.

Aber auch jetzt bekam er das goldene Huhn mit den goldenen Küken nicht zu sehen, welches seltene Federvieh der Sage nach im Grabmal des alten Römers sein gespenstisches Wesen treiben sollte. Dafür blühte auf dem alten Gemäuer der Ginster in einer solchen Fülle, daß das Haus unseres armen Schuhflickers wieder einmal aussah, als trüge es einen Hügel leuchtenden Goldes.

Da Lucullo von ganz Frascati zu den officiellen Bewerbern der schönen Sabina gezählt wurde, so kam es ihm nunmehr zu, ja, so war es fortan seine Pflicht, sich jeden Abend bei dem Gegenstande seiner Neigung einzufinden, um zu zeigen, was er in der Kunst des „far amore" zu leisten vermöchte. Er durfte Geschenke mitbringen, durfte seinen Fazzoletto, welcher in der Farbe der Liebe leuchtete, jeden Tag mit neuen Ausdrücken seiner Leidenschaft füllen und als schuldigen Tribut in den Schoß der Schönen ausschütten. Nun gab es nichts, was ein Liebender seiner Umworbenen in seinem Fazzoletto nicht hätte zutragen dürfen: Blumen, Früchte, Gemüse; Gebäck und Putz; eine Foglietta Weines oder Oels; ein Huhn, ein Paar fetter Wachteln, ein Stück frischen Ricottos, eine zahme Amsel oder eingesponnene Seidenraupen. — Alles konnte in Demuth dagebracht werden, Alles wurde huldvoll angenommen, überschwenglich bewundert und einer eingehenden Betrachtung unterzogen.

Es war erstaunlich, in welchem Maße der Geist unseres Liebenden betreffs der Dinge, mit denen er allabendlich sein Fazzoletto für die Geliebte füllte, erfinderisch war. Seine Einbildungskraft verfiel auf wahrhaft lucullische Leckerbissen. In dem Menü, welches er für die Schöne zusammenstellte, paradirten Froschschenkel und junge, zarte Eulen, Fluß- Taschenkrebse und Landschildkröten; die Frösche fing er im Cypressenteich der Villa Falconieri, die Eulen holte er aus den antiken Ruinen, und um seiner Angebeteten ein Gericht Taschenkrebse und Schildkröten zu verschaffen, stieg er in die Campagna hinunter, wo er seine Jagdzüge bis nach dem ehrwürdigen Becken des Gabiischen Sees ausdehnte. Einmal gelang ihm in der Macchia von Pontano der Fang eines jungen Stachelschweins. Aus den Froschkeulen machte die schöne Sabina ein Fritto, die jungen Eulen schmorte sie mit Liebesäpfeln, die Krebse röstete sie lebendigen Leibes, während Schildkröte und Stachelschwein in pudella zubereitet wurden.

Aber die Triumphe, die Freund Lucull jeden Abend an der Piazza Spineta feierte, wurden ihm durch die Existenz seiner Mitbewerber vergällt, deren so viele waren, daß Sabinas Kammer sie nicht zu fassen vermochte und die Schöne ihren Hofhalt jeden Abend auf den geräumigen Flur einer befreundeten Nachbarin verlegen mußte. Hier saß man um die dreiarmige Oellampe bis nach Mitternacht beisammen, gewöhnlich fand sich noch die eine oder andere Freundin und Gevatterin mit ihrer Spindel ein, und ein Jeder und eine Jede bemühten sich, auf das Anmuthigste und Witzigste Conversation zu machen. In dieser liebenswürdigen Kunst konnte nun unser Lucull als ein wahrer Meister gelten. War er erst im vollen Eifer des Erzählens, so leuchteten seine Augen, so glühten seine Wangen; immer neue, noch lustigere, noch erstaunlichere Dinge fielen ihm ein, daß der Hofstaat der Königin aus dem Kichern und Lachen gar nicht herauskam. Und gar wenn er seine Guitarre mitbrachte. Dann spielte er und sang dazu, daß auf der Piazza die Leute zusammenliefen, viele in's Haus drangen und nach jedem Liede ein allgemeines Bravo und „bis, bis!" ertönte. Natürlich richtete der verliebte Spielmann alle seine zärtlichen Weisen, schwermüthigen Lieder und glühenden Strophen unmittelbar an die Geliebte seines Herzens, wendete beim Singen kein Auge von ihr und sagte ihr in jeder Tonart, daß er, wenn sie ihn nicht balbigst erhöre, allernächstens entweder sich oder sie umbringen würde.

So ging Abend für Abend an dem Liebeshimmel der schönen Sabina Lucullo als Stern auf, dessen Glanz die anderen Lichter verdunkelte.

Der Inhalt seines Fazzolettos wurde von Tag zu Tag merkwürdiger, sein Gesang schmelzender, seine Liebe leidenschaftlicher, seine Wuth auf die Sippe seiner Nebenbuhler grimmiger.

Diese Menschen waren Tölpel, Tröpfe, dumme Bestien; aber ein Jeder von ihnen besaß das Zwanzig- und Dreißigfache wie der arme Lucullo. Der Eine hatte eine Bottega, der Zweite ein Haus, der Dritte einen Weinberg, der Vierte lebte sogar von seinen Renten. Bei so klingenden Vorzügen hatte es — das leuchtete selbst Lucullo ein — nichts auf sich, wenn sie im Uebrigen Tölpel, Tröpfe und dumme Bestien waren. Sie kamen, thaten vornehm, schauten die Schöne mit verliebten Blicken an, redeten albernes Zeug, sahen den Anstrengungen des armen Flickschusters, den Galanten und Liebenswürdigen zu spielen, gleichmüthig zu, ergötzten sich wohl gar an seiner Liebesleidenschaft. Im Stillen war jeder überzeugt, daß er und kein Anderer die Schöne heimführen werde; denn jeder bildete sich ein, mehr zu besitzen als der Andere und auf dieses Mehr kam es bei der Sache an.

Das wußte Lucullo sehr gut, und er war viel zu sehr der Sohn seines Volkes, um daran etwas Besonderes zu finden. Es gab Zeiten, wo er seine Bewerbung für vollständig hoffnungslos hielt, wo er sich einen Tropf, einen Tölpel, eine dumme Bestie schalt, Zeiten, wo er wie ganz Frascati, nicht begriff, daß die Schöne nicht schon längst ihre Entscheidung getroffen

hatte, eine Entscheidung, die selbstverständlich auf denjenigen fiel, der seinen Antrag mit der größten Zahl begleiten konnte.

Sie brachte es fertig, Alle in Aufregung und Ungewißheit zu erhalten. Keinen ermuthigte sie, keiner konnte sich der leisesten Auszeichnung rühmen; für jeden hatte sie denselben Blick, dasselbe Lächeln; zu Lucullos witzigsten Redensarten, seinen lustigsten Schwänken, schwermüthigsten Balladen und fettesten Froschschenkeln machte sie genau dasselbe gleichmüthig-gnädige Gesicht wie zu den albernen Späßen, mageren Hühnern und seidenen Bändern jener reichen Dummköpfe.

Zu anderen Malen fühlte Lucullo wiederum eine starke Zuversicht, in welcher Stimmung er sich sagte: Es ist wahr, Du bist ein armer Schlucker und keine Andere würde Dich nehmen; sie ist aber nicht wie die Anderen und warum sollte es ihr nicht gefallen, Dich zum Mann zu nehmen? Als ob sie einen Hübscheren und Lustigeren und Verliebteren fände?! Ich werde ihr die Treppe schon breit genug machen, daß sie bequem zum Villino hinauf käme. — — Der Villino, das ist es eben! Sie traut dem Villino nicht. Und aus der schönen Aussicht dort oben macht sie sich nichts. Ja, wenn ich ein anderes Haus hätte! Mein Haus ist es! Sie glaubt, was die dummen Leute von meinem Hause reden und will mit ihrer jungen Schönheit in keinem Grabe wohnen. Der Teufel soll diesen Sor Lucullo holen. Warum mußte sich der Mann auch grade ein solches verrücktes Ding bauen lassen? Ich wollte, ich könnte ihm meine Meinung sagen; der sollte es von mir zu hören bekommen. . . .

Der aufregendste Tag der Woche für Lucullo war der Sonntag. Gegen Abend, wenn sich halb Frascati vor der Porta Romana befand, begab sich auch unser Sor Lucullo, von Kopf bis zu Füßen ein Signore, seine Minghetti oder Cavour dampfend, auf die Passeggiata, die sich längs der Villen Aldobrandini und Torlonia, oberhalb des neuen Bahnhofes dahinzieht, mit weitem Blick auf Land, Gebirge und Meeresküste. Zu beiden Seiten des Laubganges von japanischem Flieder, auf dem die alten und jungen, die häßlichen und schönen Frascatanerinnen in ihrem besten Staate, langsam und würdevoll hin und her wandelten, bildete sich ein dichtes Spalier von Zuschauern: der römische Nobile neben dem halb in Ziegenfell gekleideten Sabiner, der Ciociare neben dem behäbigen Bürger und Weinbauern; Handwerker und Soldat, die ganzen Honoratioren, die ganze goldene Jugend Frascatis stand hier beisammen. Hier stand auch Lucullo. Frascatis Frauengeschlecht ging an ihm vorüber: die, welche den Hut, das Abzeichen der Signora tragen durften, und die, denen für ihr Haupt nur der Schleier oder das hellfarbige Wolltuch gestattet war. Sie zogen zu Zweien, zu Dreien, zu Vieren, immer nur Hut mit Hüten, Schleier mit Schleiern. Wenig half es den Trägerinnen der letzteren Zierde im Ansehen der Stadt, daß sie sich grade wie eine Signora kleideten, nach neuester römischer Mode,

in Sammt und Seide, und einen mächtigen Fächer entfaltend — der Hut fehlte und somit die Weihe des höheren Standes.

Der ländlichen Sitte gemäß redeten sich gute Bekannte, die sich auf der Passeggiata begegneten, nicht an; fremd gingen sie an einander vorüber, mit erkünstelt gleichgültigem Blick die Pracht des neuen Costüms streifend, darin die Freundin heute prunkte. Keiner der Herren grüßte. Ein schwerer Verstoß gegen die Gesetze der ländlichen Passeggiata wäre gewesen, wenn ein junger Mann eines der Mädchen angeredet hätte.

Gleichmüthig betrachtete Lucullo den Zug der Frauen und Mädchen; denn die Eine war noch nicht da. Dann kam sie! Ein helles Tuch über ihr leuchtendes Haar, um den Hals eine schwere goldene Kette, das dunkle Kleid ohne jede Nachäffung großstädtischer Mode, aber um ein Weniges auf dem staubigen Boden schleppend. Wie schön sie war! Alle sahen auf sie, die eine Nachbarin begleitete. Sich auf der Passeggiata ohne Begleitung zu zeigen, hätte selbst sie nicht gewagt.

Leise mit ihrer Gefährtin redend und voll Würde sich fächelnd, schritt sie an Lucullo vorüber, ihm so wenig wie einem Anderen einen Blick gönnend. Seine Augen folgten ihr. Sie ging so langsam, sie ging als wäre sie ermüdet. Dem Verliebten kam ein entsetzlicher Gedanke: sie trug seine Schuhe und seine Schuhe drückten sie!

Ganz verstört blickte Lucullo hinfort einer Jeden starr auf die Füße. Sein Gesicht erhellte sich, wenn er zu erkennen meinte: das ist auch Eine, die der Schuh drückt!

IV.

Unter den Freiern befand sich Einer, der Lucullo selbst in seinen hoffnungsvollsten Stimmungen überaus gefährlich erschien. Es war dies der langweiligste von Allen, ein träger, hagerer, langer Geselle, steif wie aus Holz geschnitten, mit einem Gesicht, darin keine Muskel sich bewegte, trotz seiner Jugend ein alter Mann, und so sauertöpfisch, daß Lucullo von ihm behauptete, er hätte statt des Blutes Essig in den Adern. Selten sprach er ein Wort, niemals lachte oder lächelte er; aber immer war er da, der Erste der kam, der Letzte, der ging. Er hockte stets in demselben Winkel und starrte mit seinen hellen, blöden Augen unverwandt die Schöne an; man sagte ihm nach, daß er bis dahin noch keinem Weibe in's Gesicht gesehen, sich für Frauenreize überhaupt gänzlich unzugänglich gezeigt hätte. Um so verliebter war er jetzt.

Der seltsame Kauz hieß Pepino Bonifazi; aber wie Lucull, hatte er seinen Beinamen, über dem sein eigentlicher Name fast vergessen wurde. Viele kannten diesen gar nicht. Auch jener Beiname war überaus absonderlich; hieß doch der biedere Pepino in der ganzen Gegend, wie eines der berühmtesten Geschlechter des Alterthums geheißen hatte: nämlich Catone, Sor Catone, und es rührte dieser Name — grade wie bei Lucullo — von dem Ort her, wo der gute Pepino wohnte.

Sor Catone war nämlich kein Frascataner, sondern stammte aus dem berühmten Weinstädtchen Monte Porzio, woselbst seine Familie seit geraumen Zeiten eine umfangreiche Vigna besaß. Seine Eltern waren todt und er bewirthschaftete in vollster Unabhängigkeit seinen Weinberg, der zwischen Monte Porzio und Frascati lag, und der sich von den tusculanischen Abhängen bis zur Landstraße hinabzog. Die „Vigna del Catone" war wegen ihres schweren, feurigen Weines weit und breit berühmt; nur bedauerte man allgemein, daß inmitten des schönen Grundstückes die Ruinen einer mächtigen antiken Villa lagen und somit ein großer Theil des köstlichen Bodens für die Cultur des Weinbaues verloren ging, wodurch der Werth des schönen Besitzthums um ein Bedeutendes geschmälert wurde.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts, da man die ganze Gegend nach vergrabenen Schätzen und verschütteten Bildwerken durchsuchte, wurden namentlich in der Vigna viele prächtige Marmorsachen: Statuen, Inschriften, Mosaiken gefunden, welche entweder von Napoleon für den Louvre, oder vom Papst für das lateranische Museum angekauft worden waren. Später blieb die Ruine, nachdem die Familie durch ihre Ausbeutung begütert geworden, als ein Stein des Anstoßes inmitten des weiten Rebengefildes liegen. Nun hatten die Gelehrten, die jedes Stücklein antiken Gemäuers voller Behagen mit einem möglichst hochklingenden Namen tauften, ausfindig gemacht, daß jene großen und prächtigen Ruinen zu dem tusculanischen Landhause Catos von Utica gehörten, dessen Geschlecht hier umfangreiche Gründe besessen; wie denn auch der Name des nächsten Ortes, Monte Porzio, von Portius, dem Familiennamen der Catonen, abgeleitet wird. Damit das alte Gemäuer doch zu Etwas dienlich sei, ließ der junge Pepino nach seines Vaters Tode ein Haus in die Ruinen selbst hineinbauen; denn er war ein überaus weiser, junger Mann. Weil nun der Villino des Pepino in den Ruinen der Villa des Catone stand, so dauerte es nicht lange, und der Name des Hauses war auf den Besitzer übergegangen. Auf diese Weise wurde aus einem modernen Pepino ein Cato.

Er war wirklich die Tugend in Person. Sogar die guten Weine, die er aus seinen Reben gewann, ließ er lieber von Anderen trinken, als daß er sie selbst getrunken hätte. Jeden Monat genoß unser Menschenfreund den schönen Anblick, aus seiner Vigna einen langen Zug Maulthiere treiben zu sehen, von denen ein jedes zwei Fäßchen guten Rebensaftes auf seinem Rücken gen Rom trug. Das schrille Geläut der Schellen an dem Halse der Thiere dünkte dem Weisen die lieblichste Musik; denn diese gellenden Töne klangen den Ohren unseres Cato gleich dem holden Getön, das aufgezählte Scudi verursachen. Um in diesem Wohllaut möglichst schwelgen zu können, trank er selten anderen Wein, als jenen abscheulichen Auguß, wie die römischen Landleute auf das Feld mitnehmen. Bei jedem Schluck des elenden Gebräus freute sich der Weise, daß er nicht bei jedem Schluck nachzurechnen brauchte, um wie viele Bajocchi er sich leichtsinniger Weise

brachte. Was für einen schlagenderen Beweis seiner catonischen Weisheit hätte er wohl vorbringen können, als indem er durch diese Handlungen zeigte: Ich bin der Mann, der das Problem gelöst hat; denn ich weiß, was das Geld bedeutet, ich liebe das Geld, ich verehre das Geld, ich würde das Geld anbeten, wenn ich dadurch zu Geld käme. O, ich bin ein Weiser!

Er liebte es, sich in sinnreiche Betrachtungen zu vertiefen. Wenn er im Frühling durch seine Vigna ging, grübelte er darüber; warum der Weinstock nicht ohne die Arbeit und Hülfe des Menschen wachse und Früchte trage; warum die Früchte sich nicht selbst kelterten, der Wein nicht von selbst sich in Fässer ergoß, die fertig, mit festen Reifen und getheert, auf den Bäumen wuchsen. Was kostete es, bis ein Weinberg so weit gebracht war, daß er den Saft seiner Trauben hergab! Am besten war unser Cato auf die Sonne zu sprechen, welche die Reben reifte und das Blut in den Trauben kochte, ohne daß sie dafür bezahlt werden mußte. Mit Ausnahme dieses himmlischen Feuers und des Regens war nichts auf Erden umsonst.

Ungemein befriedigte den Weisen die Einrichtung der menschlichen Natur, zu ihrem Bestehen nicht viel mehr zu brauchen, als eine Handvoll roher Bohnen, eine Schüssel Salat, daran der Mensch, wollte er auf die Höhe seines Dasein gelangen, das Oel sparen konnte, und ein Stück Brot, das sehr hart und sehr grau sein durfte. Bei der Beschaulichkeit seines Wesens würdigte Catone diese Herrschaft, die der Mensch über seine Begierden auszuüben vermochte, in ihrem ganzen Umfange; ein Ciociare, der zum großen Theil von Zwiebeln lebte, und ein Ochse, der mit hartem, dürrem Gras vorlieb nahm, standen dem Weisen sittlich viel höher, als einer jener Schlemmer, denen man nachsagte, daß sie täglich Pfunde von Makkaroni verschlangen, wohl gar Maccaroni al burro oder al sugo! Wie man gern lachen konnte, darüber gab ihm seine Philosophie keine genügende Erklärung; wenn er die Leute zum Rasseln des Tambourins tanzen sah, hatte er die Empfindung, als sähe er die menschliche Vernunft selbst sich im Kreise drehen. Die Vögel, von deren Gesang seine Oliveta erschallte, stellte er auf eine Stufe mit jenen Makkaroni-Essern; und er freute sich — soweit er sich überhaupt zu freuen vermochte — wenn recht viele des unnützen Singviehes weggeschossen wurden. Besonders waren unserem Cato die Lerchen, Amseln und Nachtigallen verleidet.

Er hatte sich in seiner Vigna nur deshalb ein Haus gebaut, weil ihn der schöne, unbenützte Travertinstein ärgerte, der in solchen Mengen umherlag, daß man davon eine Stadt hätte aufmauern können. Da indessen Niemand auf den Einfall kam, in der Nähe von Catones Vigna ein zweites Rom zu gründen, und die Leute in Monte Porzio sowohl, wie in Frascati selbst Ruinen genug hatten, so ärgerte sich unser Weiser so lange über die Verschwendung von Baumateriel auf seinem Grund und Boden, bis er sich entschloß, das Haus seiner Väter in Monte Porzio zu ver-

miethen und für sich und sein von ihm zu zeugendes Geschlecht eine neue „Villa Catone“ erstehen zu lassen.

Dieses Landhaus wurde das närrischste, wunderlichste Bauwerk, welches man sich denken konnte. Unser Weiser wollte natürlich von keinem Architekten hören; er dingte selbst die Handwerker und nun konnte das Bauen anfangen und weitergehen, so gut es eben ging. Die größte Freude seines Lebens bereitete ihm der Umstand, daß er den zum Bau nöthigen Kalk nicht zu kaufen brauchte, sondern selbst brennen konnte — aus dem Marmorgetrümmer, das überall herumlag. Er ließ einen Ofen herrichten, wohinein das antike Gerümpel gesteckt wurde: Fragmente von Säulen, Gebälkstücke, Kapitäle, Inschriftstafeln — Alles kam in den feurigen Ofen! Auch sonst bereitete der Bau keine großen Schwierigkeiten. Sor Catone wählte den besterhaltenen Theil der Ruinen und flickte das alte, herrliche Mauerwerk einfach aus. Die Fresken, die sich noch da und dort an den Wänden befanden, übertünchte er säuberlich, die Reste einer Marmorbekleidung in einer weiten Halle riß er voll Ordnungsliebe von den Mauern herab, verschonte dagegen einige Mosaikfußböden, sowie Stuccaturen an der Decke, die sich noch in so trefflichem Zustande befanden, daß die Ausgabe von Ziegeln für den Fußboden, und Holzbekleidung für die Decke gespart werden konnte. Großes Kopfzerbrechen verursachten ihm die vielen tiefen Nischen, welche die Wände unterbrachen. Wozu dieselben gedient hatten, war ihm gleichgültig, er überlegte nur, wozu sie ihm dienen könnten, und verfiel schließlich darauf, sie mit leeren Wein- und Oelfässern auszufüllen.

Als das Haus fertig stand, wurde der herrliche, wie Gold strahlende Travertin sauber abgeputzt und schön rosenroth angestrichen, ein Dutzend Geräthschaften hineingestellt, und nun begann der Weise seine Gedanken auf eine Hausfrau zu richten. Denn wohl vertraut mit den großen Eigenschaften seiner Person hielt er es für seine Pflicht, das Geschlecht der modernen Catonen fortzupflanzen. Wochenlang ging er in tiefem Sinnen umher, Alles bedenkend und sämmtliche Jungfrauen auf ihren Geldwerth, also auf ihre Tugenden hin prüfend und wägend, eine schwere und mühevolle Arbeit, welcher sich der zukünftige Vater der Catonen mit aller Geduld unterzog und voller Weisheit zu Ende führte. Seine Wahl fiel auf eine gewisse Filomela Barocchi, eine Jungfrau, ebenso tugendhaft wie er selbst und beinahe noch weiser, als er; denn sie liebte das Geld in einem Maße, daß unser Cato nicht zweifeln konnte, für das zu gründende Catonengeschlecht die würdige Stammmutter gefunden zu haben. So standen die Dinge, als ein schnöder Zufall das ganze Calcül des großen Mannes über den Haufen warf: der weise Cato sah die schöne Sabina.

Das ist im Leben häßlich eingerichtet: daß selbst der weiseste Mensch nicht davor sicher ist, eine Dummheit zu begehen, die dann gewöhnlich eine recht gründliche Dummheit ist. Unser Cato verliebte sich dermaßen in Frascatis größte Schönheit, als ob er der erste, beste dumme Junge ge-

wesen wäre. Er schien plötzlich gar nicht mehr überlegen zu können; und was das Rechnen anbetraf, darin er bei all seiner Jugend die Erfahrung des Alters besaß, so war er plötzlich außer Stande zu berechnen, wie wenig Geld und wie viele Freier die Jungfrau hatte, die er zu seinem Weibe und zur Mutter der Catonen zu machen gedachte. Es gab für ihn gar keine reiche und weise Filomela Barocchi mehr, es gab für ihn nur die schöne, die wunderschöne Sabina, die, indem sie aus einem Geizhals einen Verschwender machte, das größte aller Wunder bewirkte. Denn jeden Nachmittag ließ der verliebte Philosoph in seinem Weinberg ein Körbchen mit Früchten und eine Foglietta mit Wein füllen, oder er ließ ein Huhn schlachten, oder er kaufte in Frascati einen Fächer, einige Bänder, einen Schleier als Tribut für seine Schöne. Man konnte ihm nicht nachsagen, daß er alle diese Dinge gern that, aber er that sie doch, sich wohlweislich hütend, darüber Betrachtungen anzustellen, wie dies eigentlich in seiner Natur lag. Die Liebe zur schönen Sabina machte den Weisen treulos gegen seine eigenste Natur.

Und Abend für Abend trat er mit dem Körbchen, oder der Foglietta, mit dem Huhn, oder dem Putzwerk seinen Leidensgang an; denn es war seinem streng sittlichen, ernsthaften und männlichen Wesen zuwider, ein Mädchen, welches er zum Weibe haben wollte, nicht kurzweg zum Weib nehmen zu können, sondern erst um das Mädchen werben zu sollen. Wenn er in dieser Sache etwas nicht begriff, war es, daß man ihn, den Sor Catone, werben lassen konnte. Er fand es eines weisen Mannes unwürdig, Abend für Abend von Monte Porzio nach Frascati zu gehen und im Winkel eines fremden Zimmers zu sitzen, kein kluges Wort reden zu können, dafür die größten Narrheiten anhören zu müssen: Geschwätz, Gelächter, Geklimper und Gesang. Es blieb unserem Cato vollkommen unerfindlich, wie ein Mädchen, dem zugedacht worden, sein Weib und die Mutter seiner Söhne — der modernen Catonen — zu werden, an derartigen Dummheiten Gefallen finden, wie dieses Mädchen überhaupt noch im Zweifel sein konnte, ob sie den zukünftigen Vater jenes glorreichen Geschlechtes zum Manne nehmen wollte oder nicht. Er beschloß also, in allernächster Zeit mit der Schönen zu reden.

V.

In allernächster Zeit ein Wort mit der vielumworbenen Schönen zu reden, hatte auch Lucullo beschlossen. Er ertrug diesen Zustand nicht länger. Seine erschöpfte Phantasie war nicht länger im Stande, jeden Tag etwas anderes zu ersinnen, das er Abends im Fazzoletto der Schönen überreichen konnte. Er wußte keine neuen Melodieen, keine neuen Lieder mehr, fühlte seinen Witz erlahmen und seine Eifersucht bis zur Tollheit wachsen. Uebrigens: was wollte sie? Seitdem er ihr ein Paar neuer Schuhe gemacht hatte, war er kein Flickschuster mehr; und sie wollte ja nicht zugeben, daß die Schuhe sie drückten. Es war doch gewiß sehr in Betracht zu ziehen, einen Mann zu haben, der für seine Frau jeder Zeit ein Paar Schuhe machen konnte;

nicht allein für die Frau, sondern auch für die Kinder, für eine ganze Schaar von Kindern! Lucullo nahm sich vor, ihr das recht eindringlich vorzustellen.

Eines Sonntags Vormittags begab er sich also zu ihr; aber wie ward ihm zu Muthe, als er bereits einen Anderen bei ihr fand: den Sor Catone, als er vernahm, daß vor ihm bereits Sor Catone mit der Schönen gesprochen hatte, von der Schönen bereits angenommen worden war. Todtenblaß stand er da, sagte kein Wort, blickte bald den Bräutigam, bald die Braut an, hätte am liebsten zuerst dem Bräutigam und dann der Braut ein Leides zugefügt. Sor Catone strahlte, aber mehr von Selbstgefühl als von Glück. Er hatte gewußt, daß er die Braut heimführen würde; denn er hatte gewußt, daß die Braut rechnen konnte, eine Kunst, darin er einst Meister gewesen und die er jetzt vollkommen verlernt zu haben meinte. Die Schöne dagegen that, als wäre Nichts geschehen, zeigte sowohl ihrem Verlobten, wie dem armen Flickschuster ein höchst gleichmüthiges Gesicht; doch als Lucull wüthend fortstürzen wollte, sagte sie mit lauter Stimme, ohne sich an ihren Bräutigam zu kehren:

„Höre Du, Lucullo; ich habe Dir Etwas zu sagen!"

Lucullo blieb stehen.

„So sag's."

„Daß Du Dich wie ein rechter Narr aufführst."

Lucullo schrie:

„Und Du wie eine rechte Närrin!"

Sie lachte.

„Weil ich Dich nicht zum Manne nehme?"

„Weil Du lieber einen mit Silber beschlagenen Stock zum Mann nimmst als mich."

Damit war er zur Thür hinaus. Von den beiden Zurückgebliebenen war der Bräutigam von ausnehmender Würde, war die Braut von ausnehmender Lustigkeit.

Acht Tage lang sprach man in Monte Porzio sowohl wie in Frascati von dem großen Ereigniß: Der reiche Sor Catone heirathet die arme Sabina!

Wäre der reiche Sor Catone erstochen worden, oder hätte die arme Sabina in der Tombola eine Quaterne gewonnen, es wäre nicht eine Sache von solcher Wichtigkeit gewesen. Halb Frascati kam zu Lucullo gelaufen: „Weißt Du schon? Der reiche Sor Catone heirathet die arme Sabina. Ist der dumm!" Worauf Lucullo gleichmüthig erwiderte: „Ist die dumm! Die arme Sabina hätte den armen Lucullo zum Mann bekommen können und sie nimmt den reichen Sor Catone."

Die Ueberbringer der Verlobungsnachricht waren daher von der Wirkung, die ihre Neuigkeit auf unseren Flickschuster ausübte, zunächst etwas enttäuscht; dann aber mußten sie lachen und schließlich meinten sie: „Freilich war sie dumm. Denn nach einem so lustigen Mann, wie der arme Lucullo,

einer ist, kann sie weit und breit suchen." Und die guten Leute rühmten den Witz des abgewiesenen Freiers in der ganzen Stadt.

Weil er wußte, daß es der Braut etwas die gute Laune verdarb, saß Lucullo wie in seinen besten Zeiten den ganzen Tag über vor seinem Sepolcro, pfiff und sang, hämmerte und flickte den ganzen Tag, als hätte er niemals in seinem Leben ein Paar neuer Schuhe gemacht. Anders des Abends wenn er seine Arbeit eingestellt, sein Abendbrot eingenommen und sein Haus geschlossen hatte. Dann brach es aus ihm hervor wie ein Krampf, alle Qualen eifersüchtiger Liebe, sinnloser Eifersucht, tödtlich beleidigten Stolzes. Stöhnend wälzte er sich auf seinem Lager, raste gegen die Schöne: weil dieses Weib nicht in von ihm verfertigten Schuhen an seiner Seite durch's Leben gehen wollte; raste gegen den Sor Catone: weil dieser Mensch eine Vigna, eine Oliveta und eine Villa besaß; raste gegen sich selbst: weil er ein armer Flickschuster war und weil er gegen die Beiden raste, anstatt die glückliche Braut ein albernes Geschöpf und den glücklichen Bräutigam einen Dummkopf zu heißen. Noch elender, als während dieses Paroxismus von Leidenschaft, fühlte er sich in den Stunden, wo er genügend bei Verstand war, um einzusehen, daß die Schöne sehr gescheidt gewesen, den armen Freier laufen zu lassen und den reichen zu nehmen, und daß im ganzen römischen Reich jede Andere genau dasselbe gethan haben würde. In solchen Augenblicken der Erkenntniß erinnerte er sich ihrer letzten Worte und gestand sich, daß sie vollkommen Recht gehabt, ihn einen Narren zu schelten. Und was das Schlimmste war: er blieb ein Narr; denn er blieb verliebt.

Einen wahren Haß warf er auf sein kleines, hübsches Haus; denn immer mehr wurde es ihm zur Gewißheit, daß es hauptsächlich sein Haus gewesen, daran die schöne Sabina Anstoß genommen und weshalb sie verschmäht hatte, Frau Lucullo zu werden.

Und sein Ingrimm steigerte sich, wenn er des Erbauers seines Hauses gedachte. Warum hatte der Mann nicht ein Haus bauen können wie andere vernünftige Menschen?!

Einmal sah er sie. Sie kam aus dem Vicolo, ging langsam über den Platz, dicht an seinem Hause vorüber, blieb, ihren Fächer entfaltend, vor ihm stehen und sagte mit ihrer wohlklingendsten Stimme:

„Da bist Du ja."

Er versetzte, daß er allerdings da wäre.

„Wie geht Dir's?"

Er antwortete, es ginge ihm nicht schlecht.

„Wir haben uns lange nicht gesehen."

Er meinte, so lange wäre es noch nicht. Und da sie darauf eine Miene machte, als ob sie lachen wollte, so spitzte er seinen Mund, als wollte er pfeifen. Nun lachte sie wirklich, nun pfiff er wirklich.

Nachdem dieses hübsche Duett eine Zeit lang gedauert hatte, wurde er zornig, warf das Leder, auf das er grade loshämmerte, fort, schlug die Arme

übereinander, sah die schöne Treulose mit seinen hübschen, schwarzen, leuchtenden Augen bitterböse an, und frug: Ob sie vielleicht zu ihm gekommen wäre, um ihm ihre zerissenen Schuhe zum Flicken zu bringen?

Aber ihre Schuhe waren heil und ganz.

Dann wäre sie wohl gekommen, ihn zur Hochzeit einzuladen?

Auch darum nicht. Die Einladung zur Hochzeit ging sie nichts an, das war die Sache des Bräutigams. Ob sie ihren Bräutigam bitten sollte, ihn einzuladen?

Wie sie wollte.

Sie darauf: Er früge ja gar nicht, wann die Hochzeit wäre?

Das ging ihn nichts an; er wollte nur wissen, weshalb sie zu ihm gekommen?

Da bekam er es zu hören:

„Um zu sehen, ob Du noch immer ein Narr bist?“

„Nun, bin ich noch Einer?“

„Ja.“

Sie klappte ihren Fächer heftig zusammen, warf ihrem abgewiesenen Freier einen verächtlichen Blick zu, schritt stolz davon, auf das Kreuz zu. Er rief ihr nach:

„Wenn Du heute beichtest — meinethalben brauchst Du kein böses Gewissen zu haben. Ein Narr bin ich freilich immer noch, aber kein verliebter Narr mehr.“

Er horchte, ob sie ihn vielleicht auslachte? Aber sie ging ruhig ihres Weges weiter. Von diesem Tage an that Lucull nichts anderes mehr, als darüber nachzugrübeln; warum er wohl noch immer ein Narr sein sollte, und warum sie sich davon hatte überzeugen wollen. Doch so sehr er sich auch den Kopf zerbrach, er ward sich darüber nicht klar.

Was ging es sie an? Er konnte ein so großer Narr sein, wie ihm beliebte.

Kurze Zeit nach dieser Unterredung erfuhr Lucullo durch seine Freundinnen und Clientinnen, wann der reiche Sor Catone und die arme Sabina Hochzeit hielten: am vierundzwanzigsten März, also sehr bald. Lucullo vernahm, was für ein Kleid die Braut tragen würde und wie viele Kleider sie von ihrem Bräutigam außerdem geschenkt erhalten hatte; man beschrieb ihm jede Kette, jedes Armband, jeden Ring; man theilte ihm mit, wo das Hochzeitsmahl stattfinden sollte, und was die Gäste zu essen bekommen würden: Maccaroni al burro und Maccaroni al sugo, Fettuccini con pomi d'oro und gnocchi con pomi d'oro; dann fritto misto, dann manzo in umido, dann arrosto; endlich zuppa inglese — ein Fürst hätte seinen Gästen kein herrlicheres Mahl auftischen können!

Die guten Frascatanerinnen wußten noch mehr:

Gleich nach dem Hochzeitsmahl fuhr das Brautpaar mit allen Gästen nach Grottaferrata, wo „Schinkenfest“ war und wo zum zweiten Mal ge-

gessen und getrunken werden sollte. Abends begaben sich die Neuvermählten der Sitte gemäß zu Wagen nach Rom, wo sie — auch der Sitte gemäß — eine volle Woche in Herrlichkeit und Freuden zubrachten, worauf der junge Ehemann seine junge Frau in sein Haus führte. Nun wußte Lucullo Bescheid.

Mit jedem Tage verdüsterte sich sein Gemüth mehr. Er stellte die Arbeit gänzlich ein, schloß sein Haus zu und trieb sich von Morgen bis Abend umher. Entweder er saß in einer Osteria, wo er die feurigsten Weine hinunterstürzte, oder er verließ die Stadt, stieg nach Tusculum hinauf, durchstreifte die Ruinen, warf sich erschöpft nieder und blieb stundenlang liegen, in die Luft starrend und mit offenen Augen träumend.

Als er am Morgen des Hochzeitstages erwachte, war sein Entschluß gefaßt. Obgleich es ein Festtag war, zog er nicht seinen „Herren-Anzug“ an; er band die Leinwandtasche um, die jeder Frascataner als leidenschaftlicher Vogeljäger besitzt, warf die Büchse über die Schulter, steckte zu sich, was er an Geld besaß, und verließ das Haus. Als er am Dom vorüberging, wurde drinnen Messe gelesen. Einen Augenblick dachte er daran, hinein zu gehen und die Kugel in's Weihwasser zu tauchen; doch er war sicher, auch ohne das zu treffen.

Im „Sole“ nahm er eine frühzeitige Collazione ein, sah die Hochzeitstafel decken und mit Bollwerken von Blumen, Pizzen, Ciambelli und Confetti beladen, aß und trank mit gutem Appetit und begab sich sodann auf den Weg.

Er ging nicht die große Landstraße, die über Marino nach Albano führt, und die an diesem Tage von Fuhrwerken, Reitern und Fußgängern wimmelte; sondern er nahm den Seitenweg über Villa Muti durch den Wald von Grottaferrata. Auch auf diesem Wege war ein buntes Getreibe; denn der Markt, der in der alten, berühmten Klosterstadt zwei Mal des Jahres stattfindet, ist das Lieblingsfest des Volkes, zu dem die Landleute aus den Marken, den Sabinerbergen und den Abruzzen herbeigeströmt kommen, die Einen auf Maulthieren und Eseln, die Andern auf Ochsenkarren. Seit Lucullos Kinderzeiten war die Fiera von Grottaferrata für ihn der höchste Festtag des Jahres gewesen; daß er heute an der allgemeinen Lust nicht von ganzem Herzen theilnehmen konnte, steigerte den Groll gegen die Braut, den Haß gegen den Bräutigam bis zum Aeußersten. Er mußte sich vorstellen, welche Feier es heute hätte für ihn sein können; neben dem Maulthier, das seine Braut, die schöne Sabina trug, durch das Gewühl zu schreiten. Da hätte die Welt erfahren sollen, was für ein glücklicher Mann solch ein armer Flickschuster sein konnte! Statt der Welt einen glücklichen Mann zeigen zu können, mußte er unter den Schaaren von Glücklichen einsam hinwandern, darauf bedacht, wie er einen Menschen am sichersten niederschoß.

Viele der Frascataner, die auf demselben Wege nach der Klosterstadt zogen, frugen ihn, was für einem seltenen Wild er heute nachzustellen

gedächte, daß er am Tag der Fiera auf die Jagd ginge? Lucullo erwiderte in seiner lustigsten Weise, sie würden es gewiß erfahren, was für einen Vogel er gejagt hätte; vielleicht käme ihm nur ein Gimpel in den Schuß.

Als er den Wald erreichte, bog er vom Wege ab und verlor sich in die Dickichte. In den Kronen der Eichen, die bis zum Wipfel mit Epheu umsponnen waren, ertönte ein Chorus jubelnder Vogelstimmen, durch das düstere Gezweig des Lorbeers und Mastix schlüpften glänzende Palombas, wilde Tauben gurrten in den Laurustinusbüschen; aber der Jäger kümmerte sich nicht um sie. Er hielt es nicht lange aus in der Einsamkeit und schlug sehr bald eine Richtung ein, die ihn wieder unter Menschen und nach dem Kloster brachte.

Die Ulmenallee, welche, das reiche Weinland durchschneidend, vom Walde her dem Heiligthum zuführt, glich heute dem Bett eines lebendigen Stromes, der sich mit tausendstimmigem Getöse schwerfällig vorwärts wälzte. Weithin leuchteten die rothen Röcke der Ciociarenweiber, die gelben Mieder der Frauen von Olevano und Genazzano, die bunten Schürzen der Mädchen aus Subiaco und Scarpa; und über den braunen Gesichtern, auf dem düstern Haar glänzten die weißen Schleiertücher.

Zu beiden Seiten der Straße bildeten die Bettler Spalier, auf Leintüchern ausgestreckt liegend, ihre scheußlichen Gebresten, ihre eiternden Wunden und schrecklichen Verstümmelungen entblößend und mit gellendem Geschrei von der Menge den Obolus heischend. Lucullo warf sein sämmtliches Kupfergeld auf die ausgebreiteten Laken. Alle schrieen ihm nach, daß sie für ihn beten wollten. Das konnte für sein Unternehmen nicht schaden.

Dann trieb er mit der Menschenfluth auf der weiten Festwiese umher, die sich durch das ehrwürdige Thor in das Innere des Klosters zieht. Es war genau so, wie es bereits zu Lucullos Kinderjahren gewesen. Da befanden sich die Hügel von Schinken und Speckseiten, die vom Landvolke von weither herbeigeschleppt worden waren, um dieses köstlichste und ziemlich einzige Product ihrer Cultur in Grottaferrata an die Römer zu verkaufen; da waren die mit Rosmarin und Gewürzen gefüllten, an Spießen von Olivenholz gebratenen Schweine, die aus Lorbeerzweigen und Ginster erbauten Hütten, die lodernden Feuer, auf denen in gewaltigen Kesseln Meerfische brieten, die riesigen Fässer, daraus Wein gezapft ward; da waren auch die hoch über den Häuptern der Menge schwebenden Pyramiden von bunten und goldenen Papierblumen, mit denen an diesem Tage jeder Männerhut, jeder Frauenkopf geschmückt sein mußte. Auch Lucullo steckte sich den breitkrämpigen hellen Filz voll solcher lustigen Blüthen, daß es einer fantastischen Krone glich; auch er ließ sich von einer wackern Bürgersfrau aus Aricia ein saftiges Stück gebratenen Schweins abschneiden, erwarb sich mit Mühe und Noth ein Brot und suchte darauf ein Faß, neben dem noch Platz für einen durstigen Mann war. Unter den Platanen, die den Brunnen überschatten, fand er noch Raum. Er warf sich der Länge nach auf den

Boden, ließ sich den goldigen Trank in die Kehle fließen, starrte hinauf in das Geäst der Bäume, durch das der blaue Himmel niederstrahlte, hörte auf das Brausen der Menge, auf das Gebrüll der Esel, auf das gellende Geschrei der Verkäufer und Ausrufer, auf das Rasseln der Tambourins und dachte, daß morgen die Carabinieri auf einen Mörder fahnden würden. Es war spät am Nachmittage, als er sich aufmachte, und mit schwerem Kopf und schweren Gliedern durch die Menge drang. Da wurde er zur Seite gedrückt, denn mitten durch das Gedränge fuhren die Hochzeitswagen. Die Räder streiften ihn fast, es war ihm indessen unmöglich, die Büchse von der Schulter zu reißen. Er stand wie eingemauert und schaute der jungen Frau steif in's Gesicht.

Sie sah so schön aus, daß man ihr von allen Seiten zujauchzte und zurief: „Quant' è bella! Ah, la bella!“ daß man ihr laut applaudirte und sie überall mit Jubel empfing. Sie trug ein Kleid von bernsteingelber Seide, einen schwarzen Spitzenschleier und eine Menge Schmuck. Ihre Augen leuchteten, sie grüßte wie eine Königin nach allen Seiten. Plötzlich erblaßte sie. Sie beugte sich weit aus dem Wagen vor und kam mit ihrem Gesicht Lucullo so nahe, daß er sie hätte auf den Mund küssen können. Sie flüsterte ihm Etwas zu, aber er verstand sie nicht. Da sah sie die Büchse. Ihre Augen schienen ihn zu fragen: „Das willst Du thun?“ Und seine Augen antworteten ihr: „Ja, das will ich thun.“ Sie sah ihn an: „Sei kein Narr!“ Er nickte: „Freilich bin ich einer.“

Darauf schickte er sich an, Grottaferrata zu verlassen und den Ort aufzusuchen, wo er sein Vorhaben am sichersten ausführen konnte. Bevor er ging, füllte er seine Jagdtasche mit Lebensmitteln und rief darauf dem ersten, besten Frascataner seiner Bekanntschaft zu:

„Sage doch dem Gigio Maggi, daß ich nach Pontano auf die Wachteljagd gegangen wäre, vielleicht käme er morgen auch. Er weiß schon, wo er mich treffen kann.

So war auch das besorgt. Wenn die Carabinieri, denen er begegnete, gewußt hätten, daß sie morgen viel darum geben würden, ihn zu treffen! Er freute sich, den verhaßten bunten Gesellen einen Streich spielen zu können.

Es begann zu dämmern, als Lucullo sich auf der Landstraße befand. Aber anstatt den Weg einzuschlagen, welcher in die Macchia von Pontano führt, ging er auf der Via Tusculana Rom zu. Bereits lagen die tusculanischen Hügel hinter ihm, bereits hatte er die Ruinen von Roma vecchia vor sich. Dort lag die Osteria von Mezza via, dort sollte es vollbracht werden.

Die Nacht war angebrochen, als Lucullo das einsame Gehöft erreichte. In geringer Entfernung vom Hause erhob sich eine hohe Cypresse, ringsum der einzige Baum. Hinter dem Stamm faßte Lucullo Posten; die Büchse schußgerecht, den Hahn gespannt, wartete er.

Es war eine helle Nacht; am Himmel stand der junge Mond, die

Sterne funkelten. Stunde auf Stunde verstrich. Nur Caretti kamen unter dem Getös ihrer Schellen die Landstraße daher, schlaftrunken kauerte der Vetturin unter seinem Gezelt und schrie halb im Traum einen wilden Gesang ab. Aus der Campagna herüber schallte das Geblöck der Schafe, das Geheul der Hunde.

Lucullo ward ungeduldig. Wo blieben sie so lange? Ein anderer junger Ehemann hätte es eiliger gehabt, von seinen Gästen fortzukommen. Daran sah man recht, was für ein Tropf dieser Mensch war. Vielleicht hatte er sich gar berauscht! Einmal kam dem Wartenden der Gedanke: wenn sie recht hätte, wenn er wirklich ein Narr wäre? Denn es war eine Narrheit, um diesen Menschen in die Macchia zu gehen und ein halbes Jahr in der Wildniß wie eine Bestie zu leben.

Da hörte er das Rollen eines Wagens. Die Pferde schienen zu rasen; da waren sie schon.

Es geschah so, wie Lucullo gehofft hatte. Vor der Schänke hielt der Wagen und das Paar stieg aus. Lucullo wollte losdrücken, aber Sabine deckte ihren Mann, und Beide verschwanden im Hause. Nach einer Weile erschien Jemand in der Thüre; es war die junge Frau, die dem Vetturin zurief:

„Geh hinein und laß Dir zu trinken geben.“

Der Mann antwortete:

„Ich muß bei den Pferden bleiben; sie sind heute rein wie toll.“

Aber Sabina gebot ihm:

„Geh und trinke Deinen Wein. Ich gebe indessen auf die Pferde Acht. Oder meinst Du, ich könnte es nicht?“

Der Vetturino meinte, sie könnte es recht gut, sie könnte Alles, was sie wollte; aber sie sollte sich in den Wagen setzen und die Zügel nehmen. Das that Sabina und der Mann ging. Kaum war er verschwunden, als die junge Frau sich vom Sitze erhob und mit gedämpfter Stimme zur Cypresse gewendet rief:

„Ich weiß, daß Du dort stehst und warum Du dort stehst. Gleich komm hervor; sonst rufe ich meinen Mann und die Anderen!“

Lucullo trat langsam hervor und an den Wagen heran. Sie raunte ihm zu:

„Du willst ihn erschießen?“

„Ja!“

„Ich wußte es und habe Todesangst um Dich ausgestanden.“

„Todesangst um mich?“

„Daß Du wirklich ein solcher Narr sein könntest! Auf dem ganzen Wege spähte ich nach Dir aus; als wir zur Osteria kamen und ich den Baum sah, wußte ich gleich, daß Du es hier thun wolltest.“

„Wenn er herauskommt, schieße ich ihn nieder; Du sollst mich davon nicht abhalten. Aber warum hast Du meinetwegen Todesangst ausgestanden?“

„Weil ich Dich liebe.“

Sie beugte sich weit vor, ließ die Zügel fahren, umschlang ihn und wollte ihn küssen. Er jedoch entriß sich ihr.

„Bin ich auch ein Narr, so dumm bin ich nicht, solchen Unsinn zu glauben. Wenn du mich liebst, warum hast Du dann den Andern zum Mann genommen?"

Sie wurde böse:

„Weil ich nicht in einem Grabe wohnen wollte."

Lucullo erwiderte gelassen:

„Dafür soll der Andere in ein Grab kommen."

Darauf sie mit plötzlicher heftiger Angst:

„Sie werden Dich fangen, sie werden Dich in's Gefängniß werfen, Dich auf die Galeere schicken!"

Er höhnte:

„Das laß meine Sorge sein."

Doch sie war nicht zu beruhigen.

„Nun ja, Du gehst in die Macchia; aber sie bekommen jetzt auch solche, die in die Macchia gehen. Seit der neuen Regierung bekommen sie fast Alle. Thu' es nicht, Lucullo!"

„Still! Ich glaube, da kommt er. Rufst Du, so tödte ich Dich zuerst."

Die Pferde wurden unruhig. Sabina ergriff die Zügel von Neuem; sie zitterte heftig und flüsterte:

„Ich werde nicht rufen. — — Also Du willst es wirklich thun, Du willst um mich zum Mörder werden, Du willst meinethalben auf die Galeere kommen?"

„Ja."

„So liebst Du mich?"

„Wie ein Narr."

Sie stieß einen lauten Schrei aus.

„Die Pferde, die Pferde!"

Zugleich faßte sie nach der Peitsche.

Lucullo rief leise:

„Was thust Du? Sie werden scheu!"

„Meinetwegen."

Und sie schlug wild auf die Pferde los.

Lucullo sprang in den Wagen, wollte ihr die Zügel entreißen, aber die Thiere waren nicht zu halten und jagten mit den Beiden davon. Aus der Osteria stürzte der Vetturin, stürzten der junge Ehemann und der Wirth. Sie sahen die Pferde durch die Nacht dahinrasen, sie hörten das Angstgeschrei der in Todesgefahr schwebenden jungen Frau — —

Der Vetturin hatte es gleich gesagt: die Pferde waren heut Abend rein wie toll! Aber sie hatte nicht hören wollen.

„Poveretta!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Erst am nächsten Abend gelang es dem verzweifelten Gatten, seine junge Frau in Rom in einem hübschen, ruhigen Albergo aufzufinden; nicht nur lebend und mit vollständig heilen Gliedmaßen, sondern strahlend von Schönheit, Freude des Wiedersehens und Gattinnenglück.

Aber es war schrecklich gewesen, wie die scheugewordenen Thiere mit ihr davongerast waren: ganz schrecklich war es gewesen! Ob er sie nicht hatte schreien hören? Vor Schreck und Entsetzen dem Tode nahe, hatte sie im Wagen gelegen und ineinemfort gerufen: „Mein Catone, mein lieber Catone, mein armer Catone!“ Und es wäre sicher ein Unglück geschehen, hätte die Madonna nicht ein Wunder gethan und zur rechten Zeit den Retter gesendet. Und wer war dieser Bote des Himmels? Wer anders als der arme Sor Lucullo! Der arme Sor Lucullo hatte nämlich nach Roma vecchia auf die Wachteljagd gehen wollen; der arme Sor Lucullo, ohne eine Ahnung zu haben, wer die schreiende Frau im Wagen sei, warf sich den Pferden in den Weg; der arme Sor Lucullo brachte mit Gefahr seines Lebens die wilden Thiere zum Stehen; der arme Sor Locullo rettete die junge Frau vom Tode; der arme Sor Lucullo beruhigte sie, pflegte sie, sorgte für sie. Sie und ihr Mann, ihr lieber, lieber Catone, mußten dem armen Sor Lucullo Zeit ihres Lebens dankbar sein.

Warum sie nicht zurückgefahren wären?

Wenn sie das nur gekonnt hätten! Aber die Pferde wollten und wollten nicht umkehren. Der arme Sor Lucullo hatte sich solche Mühe mit den eigensinnigen Thieren gegeben; er war so zornig geworden. Und sie, die junge Frau, hatte ineinemfort geschrieen: Sie wollte umkehren, sie wollte zu ihrem armen, armen Catone; man sollte sie zu ihrem lieben, lieben Catone bringen! Aber die Pferde hatten nun einmal nicht umkehren wollen.

So hatten sie sich denn fügen und — es war schrecklich gewesen — weiter fahren müssen. An Porta San Lorenzo fanden sie einen Mann, den sie noch in der Nacht zur Osteria schickten, um dem lieben, armen Catone die wunderbare Rettung seiner jungen Frau zu melden. Fünf Paoli hatte der arme Sor Lucullo dem Boten gezahlt.

Zu dem lieben, armen Catone war kein Bote gekommen.

Wie, er war nicht gekommen? Der schlechte Kerl! Was für Menschen es doch gab! Darum also hatte er sie erst jetzt gefunden. Und sie hatte solche Angst um ihn ausgestanden, hatte so auf ihn gewartet, sich so nach ihm gesehnt. Sie war so böse auf ihn gewesen! Daß er seine junge Frau so lange in aller Angst hatte warten lassen können. Der arme Sor Lucullo konnte es bezeugen; der arme Sor Lucullo hatte sie beständig trösten müssen; ohne den armen Sor Lucullo wäre sie vollständig verzweifelt. Es war nicht zu sagen, welchen Dank sie und ihr Mann dem armen Sor Lucullo schuldig waren.

Doch nun war die Angst überstanden, nun hatte sie ihren lieben, lieben Catone wieder, nun war Alles wieder gut. Aber schrecklich war es gewesen . . .

Um die wunderbare Rettung seiner schönen, jungen Frau aus Todesgefahr zu feiern, und um dem Retter seine Dankbarkeit — einen kleinen Theil seiner Dankbarkeit — zu bezeigen, bestellte der arme, arme Sor Catone ein Mahl, als ob er zum zweiten Mal Hochzeit halten wollte. Und der „arme, arme" Sor Lucullo aß und trank, als käme er direct aus der Macchia von Pontano und der „arme, arme" Sor Lucullo war so vergnügt, als ob er heute selber Hochzeit machte; Sor Lucullo hatte über Nacht eingesehen, daß er wirklich ein Narr gewesen war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Kurze Zeit nach diesen Ereignissen wurde das Grabmal des Lucull von seinem Besitzer um ein Billiges verkauft; ein anderer Flickschuster erwarb es, ein anderer Flickschuster saß fortan vor der Thür des alten Römergrabes, von früh bis spät hämmernd und flickend, von früh bis spät pfeifend und singend. Aber darüber war ganz Frascati einig: so lustig wie Sor Lucullo vor seinem Hause gehämmert und gepfiffen hatt, brachte es kein Zweiter zu Stande.

Zum großen Leidwesen sämmtlicher Frascatanerinnen — besonders der jungen und hübschen — konnten sie bei dem lustigen Sor Lucullo nicht mehr ihre Schuhe flicken lassen; denn der lustige Sor Lucullo flickte keine Schuhe mehr, der lustige Sor Lucullo war ein Signor Lucullo geworden, ohne darum von seiner Lustigkeit verloren zu haben.

Das war so gekommen: In der Hochzeitsnacht der schönen Sabina und des reichen Sor Catone hatte der arme, abgewiesene Freier der jungen Frau das Leben gerettet — welch ein Edelmuth! Zum Dank dafür hatte Sor Catone dem armen, abgewiesenen, edelmüthigen Freier in seinem eigenen Hause eine Wohnung eingeräumt und ihn zum wohlbestellten Hüter über seine Weinberge eingesetzt. Doch war die Arbeit nicht allzuschwer und beschränkte sich auf das Probiren der verschiedenen Weinsorten, in welcher Kunst der gewesene Flickschuster bekanntlich Meister war. Sor Catone probirte nicht, Sor Catone trank nach wie vor keinen Tropfen von seinen herrlichen Rebensäften, Sor Catone hätte am liebsten nur Wasser, nichts als Wasser getrunken; denn Sor Catone mußte sparen, sparen, sparen, sonst hätte er allmählich aufgehört, der weise Catone zu sein.

Denn weise war er noch immer! Wenn er sein heranblühendes Geschlecht ansah — lauter Buben! Die prächtigsten Lockenköpfe, mit pechrabenschwarzen, lustigen Augen, — so wollten ihn zuweilen trübe Gedanken beschleichen. Aber als großer Philosoph tröstete er sich: er war auf der Welt nicht der einzige weise Mann, der ein schönes Weib hatte.

Und sie wurde mit jedem Jahre schöner, Sabina, die Mutter der Catonen.

Die Mystik der alten Griechen.

Von

Carl du Prel.

— München. —

I. Der Tempelschlaf.

Wenn aus entlegener Vergangenheit, und zwar übereinstimmend von den zuverlässigsten Autoren, Dinge berichtet werden, welchen wir gar kein Verständniß abgewinnen können, so darf man sicher sein, an einem Punkte zu stehen, dessen Aufklärung von weittragender Bedeutung wäre. Um aber solche Probleme auch richtig zu lösen, ist es vor Allem nöthig, die Erscheinungen genau so hinzunehmen, wie sie berichtet werden; die Brille des Jahrhunderts muß ganz abgelegt werden. Davon geschieht aber meistens das Gegentheil. Der Rationalismus verfälscht in der Regel solche Erscheinungen, um sich die Erklärung derselben leichter zu machen; statt sich denselben anzupassen, nimmt er an ihnen solche Correcturen vor, dadurch sie ihm angepaßt werden; davon hat aber die Wissenschaft nur einen scheinbaren Gewinn, der Rationalismus dehnt nur scheinbar sein Erkenntniß-gebiet aus, er schließt mit dem Problem einen faulen Frieden.

Ein solches vom Alterthum aufgegebenes Räthsel ist der Tempelschlaf, über welchen die hervorragendsten Schriftsteller der Alten wie über eine vollkommen sichere Sache sprechen. Ja diese Einrichtung, die wir in Aegypten, Griechenland und Italien finden, bestand mindestens ein Jahrtausend hindurch, ohne von den Gebildeten in Zweifel gezogen zu werden. Und doch schüttelt der moderne Mensch ganz unwillkürlich das Haupt, wenn er liest, um was es sich dabei handelte. In der That, was sollen wir sagen, wenn wir erfahren, daß vor der Begründung der modernen Medicin durch Hippokrates die Kranken von Göttern unter Vermittelung der Priester geheilt wurden. Man versammelte sich in den Tempeln gewisser Gottheiten; dort

erschienen den Kranken diese Gottheiten im Schlafe, belehrten sie über ihren Krankheitszustand gaben ihnen die Mittel der Heilung an, und das ganze Alterthum preist die Wunderkuren des Tempelschlafes. Natürlich wird der Rationalist sich den Vortheil nicht entgehen lassen, den die Existenz des Wortes Pfaffentrug bietet; bei näherem Zusehen dürfte es ihm aber schwer werden, bei dieser Erklärung zu verharren. Es ist wohl denkbar, daß trügerische Priester, welche geschickte Aerzte waren, Masken annahmen, um ihren Patienten als Gottheiten zu erscheinen, daß sie dann die Diagnose vornahmen und Heilmittel angaben, wodurch — wie allgemein anerkannt ist — wunderbare Erfolge erzielt wurden; aber der Zweck solcher Umschweife ist nicht einzusehen. Die Priester hätten ihr Ansehen jedenfalls mehr gesteigert, wenn sie ihre Aussprüche nicht dramatisirt hätten. Auch geht die übereinstimmende Aussage aller Tempelschläfer dahin, daß ihnen die Heilgötter im Traum erschienen seien, nicht im Wachen, und an diesem Punkt allein schon muß die Betrugstheorie scheitern.

Eine Theorie, durch welche der so räthselhafte Tempelschlaf seine Erklärung fände, dürfte neben dem philosophischen Verdienst mindestens noch ein psychologisches, wenn nicht ein medicinisches, für sich in Anspruch nehmen. Ueberschauen wir uns also die historischen Berichte, welche vorliegen, nehmen wir an, daß dieselben genau der Wahrheit entsprechen, und sehen wir dann zu, ob nicht an Stelle der Betrugstheorie eine bessere und minder gewaltsame sich finden läßt.

Diodor von Sicilien, der Aegypten besuchte, schreibt über den Tempelschlaf: „Von der Isis erzählen die Aegypter, daß sie viele Arzneimittel entdeckt habe, und große Erfahrungen in der Heilkunde besessen. Deshalb habe sie auch, nachdem sie eine der Unsterblichen geworden, die größte Freude daran, die Menschen zu heilen, und im Traume zeige sie denjenigen Heilmittel an, welche sie darum bitten . . . Im Traume trete sie an das Lager der Leidenden und reiche ihnen Heilmittel gegen die Krankheit und wer an sie glaube, der werde in wunderbarer Weise gesund. Viele, denen wegen Unheilbarkeit von den Aerzten alle Hoffnung schon abgesprochen war, seien von ihr geheilt worden.“[1]) Aehnlich preist Strabo den Serapis[2]).

Dies also ist der Kern der Sache, zu welchem andere Schriftsteller Details hinzufügen, die wir noch kennen lernen werden. Aber nicht nur von der Isis, welche die Römer salutaris nannten, und von Serapis wird Solches gerühmt, sondern auch vom Aesculap, in dessen Tempeln ebenfalls der Tempelschlaf ausgeübt wurde. Der berühmteste Isistempel war nach Herodot der zu Busiris in Aegypten. „In dieser Stadt ist das größte Heiligthum der Isis“[3]). Dem Serapis geweihte Tempel gab es in Memphis, Alexandrien und Canopus. Der Ursprung des Tempelschlafes reicht sehr weit zurück; schon Isaias wirft den Heiden vor, daß sie in

[1]) Diodorus I, 25. — [2]) Strabo XVII. 1, 17. — [3]) Herodot II, 59.

Tempeln schlafen [1]). Aus Aegypten verpflanzte sich dieses System nach Griechenland und von dort nach Italien. Griechische und römische Schriftsteller sind es also, bei welchen wir nähere Mittheilungen finden, und welche mit mehr oder minder großer Verehrung davon sprechen: Pythagoras, Homer, Herodot, Antisthenes, Philo, Seneca, Diodor, Macrobius, Plutarch, Sokrates, Hippokrates, Platon, Aristoteles, Xenophon, Plinius, Arrian, Varro, Artemidorus, Strabo, Cicero, Valerius Maximus, Pausanias, Herodian, Tacitus, Virgil, Marcus Aurelius, Aelian, Sueton, Tibullus &c.

Gehen wir zunächst nach Griechenland über. Nach Herodot sind fast alle Namen der griechischen Götter aus Aegypten nach Hellas gekommen [2]). Dazu gehört auch Aesculap, den die Griechen den Traumsender — 'ονειρόπομπος — nannten. Er hatte sehr zahlreiche Tempel — ἰατρεῖον, — in Pergamus, Epidaurus, Thisorea in Phokis, Megalopolis, Kylene, Aegä in Cilicien, Asopus in Lakonien, Athen, Astypalea auf der Insel Kos, Smyrna, Lebana auf der Insel Kreta, Pömanena in Mysien, Trikka in Thessalien &c. Philosophen, Dichter und Historiker zollten dem Aesculap Verehrung und es ist nur von einigen Epikuräern und dem Lustspieldichter Aristophanes [3]) bekannt, daß sie dem Tempelschlaf — ἐγκατάκλισις oder ἐγκοίμησις, davon ἐγκοιμᾶσθαι — den Glauben versagten.

Von Griechenland aus verbreitete sich der Tempelschlaf — incubatio, incubare Aesculapio — nach Italien. Nach Plinius [4]) wurde der Aesculapcultus 463 zur Abwendung einer langwierigen Pestkrankheit von Epidaurus nach Rom verpflanzt; das hohe Ansehen aber, das dieser Cultus genoß, wird am besten bezeichnet durch das Verhalten der mächtigen römischen Kaiser zu denselben. Kaiser Julian sagt, Aesculap habe ihn häufig in Krankheiten geheilt, indem er ihm Träume sandte [5]). Marcus Aurelius, der Philosoph auf dem Throne, der die Tempel der Isis, des Serapis und Aesculap reichlich ausstattete, sagt: „Ich danke Euch, daß mir durch Träume Heilmittel angegeben wurden gegen Bluthusten und Schwindel." Er nahm, wie er selbst sagt, den Tempelschlaf zu Cajeta vor [6]). Caracalla besuchte den Tempel zu Pergamus, um einen Gesundheitsrath zu erhalten, und Julian flehte dort den Aesculap an [7]). Die Kaiser Otho, Domitian, Commodus und Alexander verehrten den Isisdienst. Antonius ließ dem Serapis einen Tempel bauen. Vespasian besuchte einen Serapistempel [8]), Trajan den zu Heliopolis [9]). Auf der Tiberinsel bei Rom stand ein Tempel, wo der Schlaf sehr gebräuchlich war. Die Römer schickten ihre kranken Sclaven dahin, und die Besuche scheinen den Priestern lästig geworden zu sein; denn Claudianus erließ ein Decret, daß alle durch Tempelschlaf geheilten Sclaven

---

1) Isaias 65, 4. — 2) Herodot II, 50. — 3) Aristophanes, Plutus. — 4) Plinius H. N. X. 47. — 5) Cyrillus in Jul. VII. — 6) M. Aurelius: Selbstgespräche I, 17 und am Schluß. — 7) Prudentius: Apotheos. — 8) Tacitus: Hist. IV. 82. — 9) Macrobius: Saturn. I. 23, 10.

als frei angesehen werden sollten[1]). Auf dieser Insel wurden Marmortafeln aufgefunden, welche von den Heilungen berichten. Römische Schriftsteller reden vom Tempelschlaf. Plinius sagt: Hodie ab oraculis medicina petitur[2]) und Virgil beschreibt eine Incubation[3]).

Wie erwähnt, redet schon Isaias — ca. 600 v. Chr. — vom Tempelschlaf; andererseits sagt Origenes — 250 n. Chr. — daß er zu seiner Zeit noch sehr im Gebrauch war[4]) und Eusebius erzählt, daß Constantin in Cilicien einen Tempel niederreißen ließ, wohin eine Menge von Menschen, und sogar die Gebildetsten des Landes kamen, um dort einen Dämon anzubeten, der ihnen erschien, wenn sie schliefen, und ihre Krankheiten heilte[5]).

Es ist unnöthig, die historischen Nachrichten noch weiter auszudehnen. Das Vorstehende genügt vollständig, uns eine Meinung zu bilden. Wir sehen, daß der Tempelschlaf in Aegypten, Griechenland und Italien, sogar im Innern von Afrika[6]) ungefähr 1000 Jahre hindurch in Blüthe stand; die Anzahl der Heiltempel läßt sich ungefähr auf 100 schätzen, und da die gebildetsten Männer dieser Jahrhunderte diesen Götterdienst verehrten, so dürfte die Betrugstheorie sowohl dem Historiker, wie dem Psychologen unhaltbar erscheinen. Es handelt sich also darum, eine Theorie aufzustellen, welche nicht nur die Thatsache des Tempelschlafes, sondern auch die verschiedenen Besonderheiten einschließt, welche berichtet werden, ohne willkürlich davon zu streichen, und welche auch den Erfolg der Kuren erklärlich macht. Im Nachfolgenden soll nun gezeigt werden, daß diese noch wenig erkannte Erscheinung des Alterthums identisch ist mit einer noch wenig anerkannten der Neuzeit: Der Tempelschlaf war ein durch magnetische Behandlung erzeugter Somnambulismus. Wer die alten Berichte über die Incubation mit den Erscheinungen des Somnambulismus vergleicht, wird finden, daß sie sich gleichen, wie ein Ei dem anderen.

Was geht beim Magnetisiren vor, falls dasselbe bis zur Erzeugung des Somnambulismus vorgenommen wird? Folgendes sind die Hauptpunkte:

1. Einem Menschen in sitzender oder liegender Stellung werden die Hände aufgelegt.
2. Mit den Händen werden magnetische Striche über den Leib gemacht.
3. Der Patient schläft ein.
4. Er erwacht innerlich, spricht von seiner Krankheit, nimmt die Diagnose seines Inneren, die innere Selbstschau, vor.
5. Der Heilinstinct erwacht in ihm und steigert sich bis zur anschaulichen Vorstellung der nöthigen Heilmittel.
6. Dieser Heilinstinct nimmt oft die dem ganzen Traumleben eigen-

---

[1]) Sueton: Claudian. I, 26. — [2]) Plinius, IV. H. N. XXIV, 1. — [3]) Virgil. Aen. VII, 89 — [4]) Origenes contra Celsum. — [5]) Eusebius: Vit. Constant. III. 56. [6]) Pomponius Mela: de situ orbis. I, 8. 50. —

thümliche Form der Dramatisirung an, und der ärztliche Rath wird objectiven Traumfiguren in den Mund gelegt.

7. Diese Heilmittel haben oft bedeutenden Erfolg.
8. Der Kranke spricht oft richtig vom künftigen Verlauf seiner Krankheit, und dieses Fernsehen schweift oft nach fremden Dingen ab.
9. Diese Fähigkeiten des Patienten erstrecken sich oft auf den Zustand anderer Kranken, mit welchen er in Rapport kommt.
10. Die angeordneten Mittel weichen oft ganz von den gebräuchlichen ab und sind oft von sehr heroischer Natur.
11. Die Somnambulen sprechen manchmal in gebundener Redeweise.

Die angeführten Punkte sind nun sämmtlich von so eigenthümlicher Natur, daß wenn von ihnen allen die Parallelerscheinungen im Tempelschlaf nachgewiesen werden könnten, kein Zweifel mehr bestände, daß in den alten Tempeln der künstliche Somnambulismus angewendet wurde. Es ist daher nicht zu verwundern, daß bei der Wiederentdeckung des Magnetismus durch Mesmer und des Somnambulismus durch seinen Schüler Puységur, sowohl diesen, wie ihren Nachfolgern diese Aehnlichkeit sofort auffiel, und daß sie auf die Identität beider Erscheinungen schlossen.

ad 1. Was das Auflegen der Hände betrifft, so giebt es ägyptische Sculpturen und Wandgemälde, die den Proceß des Magnetisirens darstellen. Ein Mensch liegt mit geschlossenen Augen auf einem Ruhebette — es ist kein Todter; denn oft ist er halb aufgerichtet oder sitzt —, ein anderer, vor ihm stehend, legt ihm die Hände auf verschiedene Körpertheile. Bei Montfaucon[1]) finden sich die Abbildungen von ehernen Händen, wie sie dem Serapis zum Danke für die durch den Tempelschlaf gewonnene Heilung geweiht wurden. Diese Hände halten die drei ersten Finger ausgestreckt, die zwei letzten zurückgebogen. Sie bezeichnen also einen magnetischen Act; unsere Magnetiseure wenden zwar die ganze Hand an, aber sie behaupten auch, daß die drei ersten Finger die kräftigste Wirkung ausüben. Auch einzelne Zeigefinger finden sich als Weihgeschenke; sie endigen in einem langen Nagel, waren also wohl an der Mauer befestigt. Das Magnetisiren mit blos einem Finger wird nun auch heute oft angewendet, und zwar besonders von den Somnambulen selbst[2]), wenn sie veranlaßt werden, Jemanden zu magnetisiren. Bei den Römern hieß der Zeigefinger Medicus[3]). Diese Hände und Finger sind nun aber gerade jenen Gottheiten geweiht, in deren Tempeln die Incubation angewendet wurde.

Weitere Abbildungen, die mit dem ägyptischen Tempelschlaf in Verbindung stehen, finden sich bei Athan. Kircher (Sphinx mystag.), Denon (Voyage d'Egypte Bd. III.) und in der Mythologischen Galerie von A. J. Millin.

---

[1]) Montfaucon: Antiquité expliquée Bd. II. — [2]) Ennemoser: Geschichte der Magie 383. — [3]) Pierius Valerius: Hieroglyphica l. 36.

Eine von der Umhüllung einer Mumie hergenommene Abbildung [1]) stellt einen auf dem Bett ausgestreckten Menschen mit offenen Augen dar, daneben eine stehende Figur, mit der Maske eines Hundes vor dem Gesicht, gegen den Kranken gewendet, die rechte Hand auf dessen Brust, die linke auf den Kopf desselben gelegt, die Augen auf ihn geheftet. Oberhalb sieht man die Gottheiten Isis, Osiris, Anubis, Horus. Der Magnetisirende ist hier offenbar ein Priester unter der Maske des Anubis. Aber auch Talismane finden sich — sogenannte Abraxas — bei Montfaucon [2]) abgebildet, welche gegen Krankheiten getragen wurden; man sieht darauf magnetische Acte eingeschnitten.

Da nun die Juden so lange in Aegypten waren, und insbesondere von Moses in der Bibel berichtet ist, daß er in der Wissenschaft der Aegypter unterrichtet war, so lassen sich bei ersteren vorweg Traditionen über Magnetismus und die Heilwirkung aufgelegter Hände vermuthen. In der That zieht sich durch die ganze Bibel die Bestimmung der Hände, durch ihre Annäherung oder ihr Auflegen in Ekstase zu versetzen, Hellsehen zu erzeugen und zu heilen. Wenn Gott einen Propheten inspirirte, so heißt es in metaphorischer Uebertragung eines magnetischen Verhältnisses regelmäßig: „Die Hand des Herrn kam über ihn.“ Dann folgt die Inspiration und Eröffnung der Zukunft [3]). Die heilende Wirkung der Hand kommt eben so häufig im neuen Testament vor [4]). Aber auch im alten Testament geht Naaman, der sich heilen lassen will, zu Elias, erhält aber den Rath, sich im Jordan zu waschen, worauf er zornig spricht: „Ich dachte, er würde zu mir herauskommen, den Namen Gottes anrufen und mit seiner Hand den Ort der Krankheit berühren [5]). Die Propheten heilten also durch Händeauflegen, wie später Christus und die Apostel. Eben darum warfen dem wunderwirkenden Christus seine Gegner vor, er hätte den Aegyptern ihre Geheimwissenschaft geraubt, die in den Tempeln gepflegt wurde: Aegyptiorum ex aditis furatus est disciplinas [6]). Man nannte Christus einen Magier und behauptete, daß Männer, die in Aegypten gelernt, dieselben Wunder — non minora miracula — verrichten könnten [7]).

Der Magnetismus mußte als menschliche Eigenschaft auch zu allen Zeiten bekannt gewesen sein, und zwar im Allgemeinen als ein wohlthätiger Einfluß von Körper zu Körper, besonders aber als Ausfluß der menschlichen Hand. David schlief mit Abigail ohne sie zu berühren [8]). Plinius sagt, daß der ganze Körper bei manchen Menschen heilend sei und der starke Wille dem entströmenden Agens heilende Wirkung verleihe [9]). Bei Christus war es

---

[1]) Montfaucon II, Tafel 37b. — [2]) Ebendort V., Tafel 134. — [3]) Könige 4, 3, 15—16. Ezechiel 1, 3; 33, 22; 40, 1. — [4]) Lucas 1, 66; Apostelgeschichte 11, 20—21; 8, 17; 19, 6; Marcus 16, 4. — [5]) Könige 4, 5. — [6]) Arnobius contr. gent I. — [7]) Origenes contra Celsum I. — [8]) Könige 3, 1. — [9]) Plinius H. N. VI.

hinreichend, ihn zu berühren, um gesund zu werden[1]). Virgil spricht von der heilenden Hand (manus medica)[2]). Prosper Alpinus spricht von Frauen, welche Dyssenterie heilen, indem sie die Hände auf den Nabel des Kranken legen[3]). Augustinus sagt, es gebe Leute, die durch Berührung, durch den Blick und den Hauch heilen[4]). Sogar die Uebertragbarkeit des Magnetismus scheint den Alten bekannt gewesen zu sein, wofür der Glaube an Talismane und Amulette spricht. Was insbesondere die Uebertragbarkeit auf Wasser betrifft, so sagt Aelian, daß die Phyllen den Biß giftiger Schlangen durch Auflegen ihres Speichels heilen, und daß bei gefährlichen Wunden der Kranke Wasser trinken mußte, das sie im Munde geschwenkt hatten; endlich legten sie sich auf den Kranken[5]). Aus seinen ferneren Worten, daß man das Bewußtsein verlor, wenn man sich ihnen nahte, bis sie sich wieder entfernten, läßt sich auf somnambulen Schlaf schließen, auf den somnus medicus, von dem Galenus spricht. Durch das Orakel zu Memphis erhielten ein Gelähmter und ein Erblindeter den Rath, sich durch den in Aegypten anwesenden Kaiser Vespasian heilen zu lassen, der das Auge des Einen mit Speichel benetzte, den Anderen mit dem Fuß berührte[6]).

Da nun auch Wischnu abgebildet wird mit vier Armen und acht Händen, aus welchen Flammen hervorgehen, und Philostratus[7]) von den indischen Weisen sagt, daß sie durch Handauflegen merkwürdige Kuren verrichten, so scheint auch in Indien der Magnetismus bekannt gewesen zu sein. Vielleicht ist sogar das Segnen mit den Händen nur ein culturhistorisches Ueberlebsel jenes von ältesten Zeiten her bekannten magnetischen Actes. Tommasini in seiner Abhandlung über die mysteriösen bronzenen Hände der Aegypter macht die Bemerkung, daß diese die Fingerhaltung der segnenden Priester haben[8]).

ad 2. In Bezug auf das magnetische Streichen — θέλγειν — können wir vielleicht bis auf Homer zurückgehen, bei welchem Hermes seinen Stab gebraucht, um damit die Augen der Männer einzuschläfern — ἀνδρῶν ὄμματα θέλγει —[9]). Wir finden das Streichen sodann bei den als Zauberer und Hexenmeister berühmten Telchinen auf den Inseln Kreta und Rhodus, die wohl ihre Namen von diesem Streichen und sanften Berühren — θέλγειν — haben. In Bezug auf Rom aber ist der magnetische Strich und das Spargiren unserer Magnetiseure, und zwar als bereits außerhalb der Tempel in Anwendung, nicht zu verkennen, wenn z. B. Martial sagt: Die Berührerin — Tractatrix — durchläuft mit geschickter Kunst den Körper und besprengt mit fertiger Hand alle Glieder[10]). Ferner heißt es

1) Lucas 4 u. 8; Matth. 9. — 2) Aeneis XII, 402. — 3) Pr. Alpinus: Tractat üb. d. Medicin der Aegypter. — 4) Augustinus: de civ. Dei XIV. 24. — 5) Aelian. Hist. an. XVI, 28. — 6) Tacitus. Hist. IV. 81. Sueton. Vespas. 7. Strabo XVII. 1 43. — 7) Philostr. Vita Apoll. III, 12. — 8) Ennemoser Geschichte der Magie, 386. 9) Homer: Odyss. V, 47. XXIV. 3. Ilias XXIV. 343. — 10) Martial. Epigr. III. 82

bei Plautus: „Wie? wenn ich ihn mit der Hand langsam berührte, daß er schlafe? (Tractim tangam, ut dormiat[1]).

ad 3. Daß nun der Schwerpunkt bei der Behandlung in den Tempeln in der Erzeugung eines somnambulen Schlafes lag, geht aus allen Berichten hervor. Auf magnetische Striche deutet die Haltung des Operators auf ägyptischenBildern, und daß der Kranke, der vor ihm sitzt oder liegt, das Aussehen eines Schlafenden hat. Aber auch andere Mittel scheinen angewendet worden zu sein. Nach Plinius wurde die Incubation durch Räucherungen und Narkose vorbereitet[2]). Beim Tempelorakel der Ceres zu Paträ mußten die Kranken beten, räuchern und sich räuchern lassen, dann aber in einen Spiegel sehen, der in einen Brunnen so hinunter gelassen wurde, daß er das Wasser berührte; die Kranken erblickten sich darin lebend oder todt[3]). Hier scheint also die Prognose, das Fernsehen in der Richtung des Krankheitsverlaufes, durch spiegelnde Flächen erweckt worden zu sein, die durch alle Zeiten hindurch eine Rolle als Erweckungsmittel der Ekstase spielen. Von opiatischen Getränken und Kräutern spricht auch Tibullus[4]). Und auch die Verwendung von Gesang und Musik deutet darauf hin, daß es auf Erweckung des Schlafes abgesehen war, wie denn auch Mesmer seine Operationen am Baquet mit Musik verband, und die Steigerung magnetischer Wirkung durch Tonschwingungen unseren Magnetiseuren bekannt ist. Deutlich spricht es Jamblichus aus, daß es sich um somnambulen Schlaf in den Tempeln handelte; er sagt, daß der Zustand mit einer Schwere des Kopfes beginne und die Augen sich unwillkürlich schlössen (gravedo capitis, vel inclinatio et occupatio visus[5]).

Es läßt sich annehmen, daß die Priester ihre eigentlichen Manipulationen, um das Geheimniß besser zu bewahren, unter mystischem Beiwerk verbargen; aber eben dieser Zweck wurde am besten erreicht, wenn die eigentliche magnetische Behandlung erst nach eingetretenem Schlafe vorgenommen wurde.

ad 4. Derselbe Jamblichus beschreibt nun auch das eintretende Hellsehen, zunächst das Sehen des Gegenwärtigen ohne Vermittelung der Augen, und die sodann eintretende innere Selbstschau. Manchmal sei es ein ruhiges und reines Licht, welches von der Seele gesehen werde, obwohl die Augen geschlossen sind; man sehe die Gegenstände viel deutlicher, als im Wachen. So sehen auch unsere Somnambulen den Händen des Magnetiseurs das magnetische Agens entströmen und sie sprechen wie Jamblichus, welcher sagt, es dringe in alle Theile des Körpers und verjage die Krankheiten der Seele wie des Körpers. Der Redner Aristides spielt auf Krampfsomnambulismus an, wenn er sagt, daß er oft Convulsionen gehabt, in Folge deren sich sein Körper wie ein Bogen krümmte[6]) — eine Erscheinung, die beim

---

[1]) Plautus: Amphitr. — [2]) Plinius XXI. 31 — [3]) Pausanias Ach, 21. 12. — [4]) Tibullus, Eleg. II. 5. Vers 63. — [5]) Jamblichus de myst. Aegypt. [6]) Aristides: Heilige Reden.

Autosomnambulismus der Besessenen und Hysterischen vorkommt. Dieser Aristides schildert seine lange Krankheit und den Tempelschlaf sehr ausführlich[1]).

Die innere Selbstschau zeigt sich in einfachster Gestalt schon im gewöhnlichen Schlaf, wobei körperliche Empfindungen, die zu leise sind, um während des Wachens in's Bewußtsein kommen zu können, im Schlafe wahrgenommen werden und die später daraus entstehenden Zustände ankündigen, wobei aber, wie immer im Traum, solche Empfindungen dramatisirt, d. h. durch eine äußere Ursache motivirt werden[2]). Einen solchen Traum, den ihm Aesculap geschickt habe, erzählt Aristides: ein Stier ging auf ihn los, der ihn am Knie verwundete; nach dem Erwachen zeigte sich dort eine Geschwulst. Um nun die Wahrnehmungsfähigkeit dieser leiseren Empfindungen zu steigern, enthielten sich die Kranken aller Unmäßigkeit, sie mußten fasten und sich vom Wein enthalten. Im Alterthum war der Glaube allgemein, daß Speise und Trank, welche körperliche Träume hervorrufen, werthvolle Träume verhindern. Die dramatisirte Empfindung des Innern steigert sich nun im Somnambulismus bis zur eigentlichen inneren Selbstschau, die man nicht deutlicher bezeichnen kann, als Hippokrates mit den Worten, daß die Seele mit verschlossenen Augen den Zustand des Körpers sieht. Quae corpus contingunt, eadem animus cernit occulis clausis[3]). In der That, Hippokrates hat entweder in den Tag hineingeschwätzt, oder er schildert mit diesen Worten den somnambulen Schlaf.

ad 5. Innerhalb des Somnambulismus wiederum lag der Schwerpunkt in jenen Visionen, worin sich die für die Genesung nöthigen Heilmitte darstellten. Solche Visionen, übereinstimmend mit den Aussagen unserer Somnambulen, sind auf den Tafelinschriften bezeichnet, die auf der Tiberinsel und an anderen Orten gefunden wurden, z. B.:

Aesculapio
Et Hygieae caeterisque
Hujus loci salutaribus
Numinibus C. Julius
Frontonianus, redditis
Sibi luminibus, gratias
Agit ex viso.[4])

Asclepio
P. Aemilius Pollio
Visu monitus
Posuit.[5])

Pro salute
Juliae Veneriae
Filiae dulcissimae
Tabellam hanc marm.
Cum signo Aesculapi
In somno admonitus
S. Valerius Capito.[6])

Die Heilmittel erschienen, wie unseren Somnambulen, entweder in ihrer wirklichen Gestalt oder in Symbolen, welche von den Priestern gedeutet wurden. Eine ausführliche Erklärung solcher Visionen habe ich in der „Philosophie der Mystik“ versucht. Sie haben in der That nichts Wunder-

---

[1]) Vgl. Sprengel: Gesch. d. Arzneikunde I, 226. C. A. König: De Aristidis incubatione (1818). — [2]) Vgl. hierzu, wie zu dem ganzen Aufsatze du Prel: „Der Traum ein Arzt“ in d. „Philos. d. Mystik“. — [3]) Hippocrates: de victu. III. — [4]) Pierius Valerianus: de fluviorum nobilitate. sermod. 4. [5]) Gruter: Inscript. p. 70. No. 7. — [6]) Graevius: Thes. roman. antiq. XII, c. 7.

bares. Wenn es eine Naturheilkraft, einen inneren Arzt im Menschen, giebt, so muß jede monistische Seelenlehre zugeben, daß — da es eine und dieselbe Seele ist, welche organisirt und welche denkt — diese Naturheilkraft nicht beschränkt sein kann auf das organische Wirken, daß sie auch in die Vorstellungssphäre übergreifen kann, wo sie als Heilinstinct oder als Heilmittelvision auftritt. Nicht einmal der Materialismus, der ja auch im Geiste nur die Fortsetzung der Natur anerkennt, kann sich weigern, aus der Thatsache der Naturheilkraft die Möglichkeit von Heilmittelvisionen abzuleiten. Mit dem modernen Somnambulismus stimmt es nun auch überein, daß bei derartigen Träumen auch der Fundort des Heilmittels angezeigt wurde. So bei der Wurzel, welche den Ptolomäus heilte[1]).

ad 6. Wie nun schon im gewöhnlichen Traum Alles, was aus dem hinter dem Traumbewußtsein liegenden Unbewußten auftaucht, die dramatische Form annimmt, wie wir z. B. vermöge einer dramatischen Spaltung des Ich Antworten auf Fragen, Einwürfe 2c. den fremden Traumfiguren in den Mund legen, so ist das auch bei der Heilmittelvision der Fall. Unseren Somnambulen wird der Rath von ihren „Schutzgeistern" gegeben, den alten Tempelschläfern von Aesculap, Isis, Serapis 2c. In beiden Fällen liegt nur dramatisirter Heilinstinct vor, eine Form, die allem Träumen eigenthümlich ist. Alle unsere Träume bestehen aus dramatisirten inneren Empfindungen, und könnten für die ärztliche Diagnose verwerthet werden, wenn nicht die meisten, und zwar gerade die des leichten Schlafes und von Erinnerung begleiteten, gestört wären durch Einmischung fremder Bestandtheile: Erinnerungsfragmente aus dem wachen Leben, und die aus dem Verdauungsgeschäft und Alkoholwirkungen entspringenden körperlichen Empfindungen.

Aus der Ungetrenntheit der beiden Seelenfunctionen, Organisiren und Vorstellen, ergiebt sich also, daß im Schlafe, besonders im tiefen somnambulen Schlafe die Naturheilkraft thätig ist, und in der Vorstellungssphäre die Heilmittelvision erregt. Es ist eine ganz unwesentliche Seite der Sache, daß diese Vision im Tempelschlaf dramatisirt wurde, indem die Schläfer die Gestalten ihrer Heilgötter sahen; das Wesentliche ist die Vision überhaupt. So also ist es zu verstehen, wenn es z. B. bei Artemidorus heißt, daß Apollo sich im Traum den Kranken zeige und ihnen die Heilung anzeige[2]); wenn Jamblichus sagt, man höre im Schlafe Stimmen, welche sagen, was zu thun sei, daß ferner die Schläfer manchmal von Erscheinungen besucht werden, die rings um sie gleiten, und die nicht mit den Augen des Leibes gesehen werden, sondern durch einen inneren Sinn[3]); wenn Diodor von der Hemithea in Castabos sagt, sie erscheine den Kranken in sichtbarer Gestalt und zeige die Heilmittel an, wodurch schon mancher Kranker, dem

[1]) Cicero de divinatione II, 66. [2]) Artemidorus: Oneirokritikon, II. — [3]) Jamblichus: de myst. Aegypt.

alle Hoffnung auf Rettung abgesprochen war, Hülfe fand und gesund wurde[1]).

Es begreift sich, daß trotz der hohen Anerkennung, welche die Heilorakel im Alterthum genossen, Manchem Zweifel über die Sache aufstießen, weil man eben das Wesentliche der Sache, den Heilinstinct, nicht durchschaute und den Accent auf das Unwesentliche, die dramatische Form, legte. So meint z. B. Aristoteles, es wäre schicklicher für die Götter, wenn sie sich den Menschen im Wachen offenbaren würden[2]). Und Cicero sagt: „Wenn Aesculap und Serapis zeigen könnten, wie man gesund wird, so müßte ebenso Neptun einen Lootsen unterrichten können, wie man Schiffe führt; und wenn Minerva einen Kranken heilen könnte, warum sollten nicht die Musen uns im Traum Lesen und Schreiben lehren können und uns in den schönen Künsten unterrichten[3])." Von diesen beiden Einwürfen wird nun zwar jene Auslegung getroffen, welche im eigentlichen Sinn annahm, daß uns die Götter im Tempelschlaf ärztlichen Rath ertheilen, nicht aber die richtige Auslegung, daß solche Träume dramatisirte Heilvorstellungen sind. Im Wachen ist das eben nicht möglich, wie Aristoteles wünschte. Im Wachen kann weder die Naturheilkraft, noch überhaupt die Reproductionskraft so intensiv auftreten, wie im Schlaf; die feineren organischen Empfindungen und dadurch erregte Heilvorstellungen können nicht im Wachen die Bewußtseinsschwelle überschreiten, sondern nur im Schlafe, wenn die Ablenkung des Bewußtseins auf die Außenwelt suspendirt ist. Kurz die Zweifel des Aristoteles und Cicero treffen zwar die göttliche Inspirationstheorie, nicht aber die dramatisirte Inspiration durch unser eigenes transcendentales Subject. Diese dramatische Form muß aber jeder Traum überhaupt annehmen. Gerade wenn die Träume nicht auf fremder Inspiration beruhen, muß die Quelle derselben in unserem eigenen Organismus liegen. Allen den wunderbaren Scenerien unserer Träume, allem Durcheinander der handelnden Figuren müssen organische Zustände unseres Inneren correspondiren, die sich in objective äußere Vorstellungen umsetzen. Alle Reden, die wir an die Traumfiguren richten, alle Antworten, die wir von ihnen erhalten, entstehen aus uns selber; der Traumdialog ist ein dramatisirter Monolog, der durch eine dramatische Spaltung des träumenden Ich zu Stande kommt.

ad 7. Daß nun der Heilinstinct im Traume das Richtige trifft, wie überhaupt jeder wirkliche Instinct, das haben die Tempelschläfer so bestimmt behauptet, wie unsere Somnambulen. Die Berichte sprechen sich über erfolgreiche Kuren in den Tempeln sehr deutlich und anerkennend aus. Sogar ist es ein Arzt, der aus der Schule schwätzt und gesteht, daß „die Heilungen in den Tempeln viel zahlreicher sind, als die unsrigen"[4]). Ebenso sagt

---

[1]) Diodorus V, 63. — [2]) Aristoteles: de divin. per somn. — [3]) Cicero: de divinatione c. 123. — [4]) Galenus: de curat. c. 3.

Aristides: „Für mich war es nicht zweifelhaft, daß ich dem Aesculap mehr gehorchen müsse, als den Aerzten." Und als er geheilt war und die Aerzte ihn sahen, bewunderten sie den Gott, und lobten den Gehorsam des Kranken gegen diesen[1]).

Die geheilten Kranken ließen kostbare Weihgeschenke in den Tempeln zurück: goldene und silberne Gefäße, Kunstsachen und Votivtafeln, die aufgehängt wurden. Auch Kronen, Leuchter, Opferschalen werden als Weihgeschenke — donarium, ἄνθημα — erwähnt. Zu Reggio fand man eine Inschrift, daß Valerius Symphorus und seine Frau dem Aesculap eine goldene Kette, 7 Pfund schwer, und Anderes geweiht. Aermere begnügten sich mit Votivtafeln aus Erz, Marmor und Holz, oder auch mit Inschriften, die in die Tempelsäulen eingegraben wurden. Auch aus Holz oder Elfenbein geformte Glieder, welche geheilt worden waren, wurden aufgehängt, eine Sitte, der wir bekanntlich noch heute auf dem Lande begegnen. Die Krankheitsgeschichten wurden, oft symbolisch, auf Gemälden dargestellt. Lateinische Inschriften, die den Dank an die Götter enthielten, sind bereits erwähnt worden; aber auch griechische haben sich erhalten[2]).

An wirklichen Kuren scheint es also nicht gefehlt zu haben, und alle aufgeklärten Theorien, welche aufgestellt werden, um dieses merkwürdige Problem des Tempelschlafes los zu werden, leiden an dem Uebelstande, daß sie auf diesem nachweisbaren Erfolg der angerathenen Mittel keine Rücksicht nehmen. Die Aerzte, welche von gesteigerter Phantasie, von Hallucinationen u. s. w. der Tempelschläfer reden, wären in die größte Verlegenheit versetzt, wenn von ihnen verlangt würde, durch Hallucinationen u. s. w. ihre Kranken zu heilen; ja wenn auch nur verlangt würde, sie sollten durch ein beliebiges Verfahren außerhalb des Somnambulismus ihre Kranken von Heilmitteln träumen lassen, welche helfen, ja auch nur von solchen, welche nicht helfen. Solche rationalistische Aerzte, die im Tempelschlaf nur subjective Täuschungen und Hallucinationen sehen, wären doch unfähig, auf diese von ihnen vermutheten Principien eine Schule zu gründen, welche Jahrhunderte hindurch den Beifall der Gebildeten hätte.

ad. 8. Das Fernsehen der Somnambulen im magnetischen Schlafe betrifft in der Regel nur die künftigen Zustände des Organismus, indem sie Anfälle 2c. vorhersagen — eine organisirende Seele muß eben auch die Entwickelungsgesetze des Körpers kennen — und schweift nur manchmal zu nebensächlichen Dingen ab, die nicht in der Linie des Krankheitsverlaufes liegen. So auch im Tempelschlaf. Aristides erzählte, der Gott habe ihm im Schlafe angezeigt, daß er am Flusse, wo er baden sollte, den Wächter des Tempels sehen werde, und ein Pferd, das sich im Wasser bade. Die Erfüllung dieser Vision flößte ihm das größte Vertrauen zu den Rath-

[1]) Aristides: Heilige Reden. — [2]) Böckh: corpus inscript. graec. III. No. 5980.

schlägen des Gottes ein. Diese Vermischung von Ferngesichten mit Heilverordnungen zeigt nun aber deutlich, daß eben beide eine gemeinschaftliche Quelle haben; die sowohl vorstellende als organisirende Seele, ein neuer Beweis, daß dem Tempelschlaf der Somnambulismus zu Grunde lag, so daß man — da das Fernsehen in der Richtung des Krankheitsverlaufes häufiger ist, als das in anderer Richtung — fast auf die Vermuthung kommen könnte, erst aus dem Tempelschlaf hätten sich später die Orakel mit ihrem Fernsehen nach den anderen Richtungen abgezweigt. In der That wurde die Pythia in Delphi, deren Ferngesichte sich der größten Berühmtheit erfreuten, manchmal auch medicinisch consultirt. Auf eine solche Vermischung deutet auch der Bericht des Cicero über die Ephoren zu Sparta: „Die oberste Behörde der Lacedämonier, nicht zufrieden mit der Sorge während des Wachens, legte sich im Tempel der Pasiphae zum Träumen nieder, weil sie die Orakel während des Schlafes für wahr hielten."[1]) Man suchte also politische Ferngesichte im Tempelschlaf zu erreichen; andererseits ertheilte das Orakel des Dionysos in Phokis therapeutische Rathschläge, und darum wurde der Gott ein Arzt — ἰατρος — genannt[2]). So haben wir also bei den Orakeln die medicinische Consultation als Ausnahme, beim Tempelschlaf das Fernsehen als Ausnahme, eine Vermischung, die deutlich den Somnambulismus und eine Seelenthätigkeit nach ihren beiden Functionsrichtungen, Organisiren und Vorstellen, anzeigt. Auch bei den Druiden waren die Aerzte zugleich Seher[3]) und Pomponius Mela — oder wie sonst der Verfasser der betreffenden Schrift heißt — sagt, daß die Priesterinnen des Orakels auf der Insel Sena an der englischen Küste Krankheiten heilen und in die Zukunft sehen konnten[4]).

ad 9. Es ist die Regel, daß Diagnose, Prognose und Heilverordnung im Somnambulismus nur den Schläfer selbst betreffen; aber zunächst stehen die Somnambulen in Rapport mit dem Magnetiseur, von welchem Empfindungen und Gedanken auf sie übergehen, so daß gleichsam eine Verschmelzung der beiden Nervensysteme stattfindet, und dieser Rapport kann ausnahmsweise auch zwischen dem Schläfer und anderen Personen hergestellt werden. Empfindungen fremder Organismen werden so empfunden und befähigen den Somnambulen zu einer sensitiven Diagnose. Das geschah nun auch im Tempelschlaf. Prosper Alpinus sagt, daß wenn es den Kranken selbst nicht gelang, Heilmittel zu träumen, die Priester für sie schliefen, und daß diesen der Gott den Heiltraum nicht versagte[5]). Im Tempel des Amphiaraus waren Priester, welche für Andere träumten[6]). Zu diesem directen Rapport der Schläfer mit dem magnetisirenden Priester kam auch noch der indirecte zwischen Schläfer und fremden Personen. Die Tempelschläfer träumten

[1]) Cicero de divinat. I, 43. — [2]) Pausanias Phok. 33, 10. — [3]) Plinius H. N. 30, 13. — [4]) Pomp. Mela: De situ orbis. III. 6. — [5]) Pr. Alp. über die Medicin der Aegypter. — [6]) Pausanias Attic. 34.

oft für Andere, welche von ihnen Rathschläge für ihre Gesundheit zu haben wünschten. Perikles ließ in Athen der Minerva eine Statue errichten, zum Danke dafür, daß sie ihm im Traum die Pflanze Parthenium gerathen, womit er den Mnesikles, einen der Baumeister an den Propyläen, heilte[1]). So wurde also der Tempelschlaf zu Gunsten von Kranken von Verwandten oder Freunden derselben ausgeübt. Für den sterbenden Alexander consultirten seine Generale den Gott[2]). Aristides sagt, daß er und sein Freund Zosimus gegenseitig für einander träumten; auch seine weitere Erzählung deutet auf solchen Rapport, daß er und ein Priester gleichzeitig einen Doppeltraum hatten, worin das von Aristides zu nehmende Medicament übereinstimmend in so starker Dosis verordnet wurde, daß noch Niemand eine so große genommen hatte, was aber guten Erfolg hatte.

ad 10. Dieses Merkmal der heroischen Mittel und von der officiellen Medicin abweichender Medicamente ist nun ebenfalls dem Somnambulismus und Tempelschlaf gemeinschaftlich. Plinius spricht vom Decoct aus wilden Rosen, wodurch ein Soldat und andere Patienten derselben Art geheilt wurden. Im Tempel des Serapis wurden einst nach Aelian drei Kranke geheilt. Der eine hatte Blutspeien, der andere Schwindsucht, der dritte hatte Schlangeneier gegessen und glaubte sich in Gefahr; der erste mußte Stierblut trinken, der zweite Eselsfleisch essen, dem dritten befahl der Gott, sich von einer Muräne an der Hand beißen zu lassen[3]).

ad. 11. Ein sehr merkwürdiges, dem Somnambulismus und Tempelschlaf gemeinschaftliches Detail ist ferner die gebundene Redeweise der Schläfer. „Ich habe ganze Lebensregeln in dichterischer Mundart hersagen hören," sagte der mehrfach erwähnte Aristides. Die Tempelschläfer machten im Traum Verse, richtige Hexameter, oder sie schrieben solche psychographisch, wie ebenfalls unsere Somnambulen, sowie die Nachtwandler, ohne etwas davon zu wissen[4]). Da nun dieselbe Erscheinung auch in der Blüthezeit der Orakel vorkam, sogar der Hexameter als eine Erfindung der Pythia angesehen war, so ist es sehr tiefsinnig, daß den alten Griechen Apollo nicht nur als Gott der Seher galt, sondern auch der Dichter und der Arzneikunde. Die griechischen Somnambulen betrachtete man als durch Apollo inspirirt, und bei ihnen wie bei unseren Somnambulen kommt Fernsehen, Dichtung und Heilverordnung vor.

So haben wir also in allen wesentlichen Punkten die Identität der Erscheinungen bei Somnambulen und Tempelschläfern. Nur in einem Punkte herrscht Verschiedenheit: Aub. Gauthier, alle sonstige Uebereinstimmung übersehend, legt den Accent auf diesen Einen Punkt, daß nämlich die Tempelschläfer beim Erwachen sich an die ertheilten Rathschläge erinnerten, während

---

[1]) Plutarch, Pericles c. 13. — [2]) Arrian VII, 7; — [3]) Aelian XI. — [4]) Eunapius: de vitis Sophistarum.

unsere Somnambulen erinnerungslos erwachen[1]). Dieser Unterschied bietet aber durchaus keine Schwierigkeit und widerlegt keineswegs die Identität. Bekanntlich liegt es vollständig in der Hand des Magnetiseurs und Hypnotiseurs, den Somnambulen die Erinnerung an Alles aus ihrem Traumleben aufzuerlegen, wenn es ihnen, oder was davon ihnen befohlen wird. Nur die sich selbst überlassenen Somnambulen erwachen erinnerungslos, und dann allerdings haben sie die eben erst von ihnen ausgesprochenen Verordnungen so gründlich vergessen, daß sie bei der Anwendung dieser Mittel die Verordnung auf den Arzt zurückführen. Dies ist wenigstens die Regel; daß aber das erinnerungslose Erwachen keineswegs mit allen somnambulen Zuständen nothwendig verbunden ist, zeigen schon die Propheten im alten Testament, bei welchen beides vorkommt: Erinnerung und Vergessen. Unbestreitbar aber, und durch die neuesten experimentalpsychologischen Untersuchungen der Franzosen Bernheim, Liébault, Liégeois, Cullerre, Beaunis[2]) festgestellt, ist die fast unbeschränkte Macht des Magnetiseurs, nach Belieben Erinnerung oder Vergessen nach dem Erwachen eintreten zu lassen, und zwar einfach vermöge des während der Krise ertheilten Befehls. Daß nun die alten Priester, denen die Erscheinungen des Somnambulismus besser bekannt waren als uns — dafür sprechen auch die Orakel und Mysterien — gerade davon nichts gewußt haben sollen, läßt sich nicht wohl annehmen. In der Höhle des Trophonius, dessen Orakel Pausanias beschreibt[3]), überließ man es dem Belieben der Consultirenden, ob sie Erinnerung oder Vergessenheit haben wollten; im ersten Falle mußten sie von der Quelle Mnemosyne trinken, im anderen Fall von der Lethe.

Die rationalistische Erklärung des Tempelschlafes reicht nicht annähernd an das Problem hinan. Daß die Tempel an gesunden Orten gelegen waren, die Patienten zu vernünftiger Diät angehalten wurden, zu Leibesübungen, Jagen, Reiten und Waffenspielen, wobei sogar die Art der Bewegung und Waffen vorgeschrieben war, und endlich Frictionen angewendet wurden[4]), — die aber selber magnetisch wirken und verkannt sind, wenn man sie lediglich als mechanische Mittel ansieht — beweist noch nicht das Fehlen eines mystischen Kernes, und berechtigt nicht, diese Anstalten mit unsern Kurorten zu vergleichen, mögen sie auch den sanitären Anforderungen, die an solche gestellt werden, mehr oder minder entsprochen haben. Die Kranken mußten feierlich geloben, die Vorschriften pünktlich zu erfüllen[5]), aber auch unsere Somnambulen sind darin von der peinlichsten Genauigkeit; sie mußten

[1]) Aubin Gauthier: Recherches hist. sur le médecine dans les Temples (1844). — [2]) Bernheim: De la suggestion dans l' état hypnotique. Liébault: Du sommeil et des états analogues. Liégeois: de la suggestion hypnotique. Cullerre: magnétisme et hypnotisme. Beaunis: le somnambulisme provoqué. — [3]) Pausanias Boeot. 39. —[4]) Sprengel: Gesch. d. Arzneikunde I, 110. 157. 200. — [5]) Philostr. Vita Apollon. I, 9.

fasten und sich vom Weintrinken enthalten[1]), aber das ist eine nothwendige Vorbedingung, um Träume allein durch die in die Vorstellungssphäre übergreifende Naturheilkraft bestimmen und durch das Verdauungsgeschäft nicht stören zu lassen. Kurz es ist nur ein rationalistischer Verlegenheitsspruch, wenn z. B. Prof. Rittershain sagt: „Mögen die Spielereien in den Tempeln wie immer schwindelhaft gewesen sein, die Behandlung (abgesehen von der Incubation), die Regelung der Lebensweise, der Kost 2c. und manche directe Ordination in der Vorbereitungszeit trugen in der That, soviel wir davon wissen, den Stempel ärztlichen Verständnisses an sich und machten, vielleicht wenigstens an solchen Orten, wo ärztliche Schulen sich gebildet hatten, die Hauptsache aus." Geradezu gefälscht aber ist das Problem, wenn er weiter sagt, daß die Priester selbst die Ordination besorgten[2]); denn geradezu alle Berichte sagen, daß die Heilmittel geträumt, und zwar meistens von den Kranken selbst geträumt wurden. Wenn er endlich sagt, die Priester hätten auch die Erscheinungen des Gottes besorgt, so ist das der charakteristische Fehler aller rationalistischen Zweifler, die lieber hundertjährigen Betrug annehmen, dem die größten Geister zum Opfer gefallen wären, als Unkenntniß der zweitausend Jahre später auftretenden Kritiker. Der wahre Grund, warum solche rationalistische Auslegungen der Incubation überhaupt möglich sind, liegt darin, daß in unseren Tagen die Geschichte der Medicin ein sehr vernachläßigtes Fach ist, und daß die Aerzte das Studium des Somnambulismus noch immer für entbehrlich halten, so daß ihnen für die Beurtheilung des Tempelschlafes der richtige Maßstab fehlt. Darum haben sich auch nur sehr wenige Aerzte mit dem Problem beschäftigt[3]) und meistens nur die Alterthumsforscher.[4])

Um so befremdlicher muß es nun allerdings unseren Aerzten lauten, daß unsere moderne Medicin keinen anderen Ursprung hat, als eben den Tempelschlaf. Bekanntlich reisten Jahrhunderte hindurch die vornehmsten Weisen Griechenlands nach Aegypten. Diodor[5]) nennt als solche Orpheus, Melampus, Musäus, Homer, Lykurg, Herodot, Solon, Thales, Pythagoras, Demokrit 2c. Platon soll 13 Jahre in Aegypten gewesen sein[6]). So wurde der Tempelschlaf nach Griechenland verpflanzt; viele von den auf Votivtafeln verzeichneten Ordinationen wurden herübergebracht, und in Griechenland selbst wurden die Ordinationen in den Thürpfosten und Tempelsäulen eingegraben. So wurde z. B. das dem Eudemus verordnete Recept gegen den Biß giftiger Thiere an der Thüre des Aesculaptempels

---

1) Derselbe II, 37 Pausanias Att. 34. — 2) Rittershain: Der medicinische Wunderglaube der Incubation, 57. 101. — 3) Kieser: Archiv. f. thier. Magn. I, 2. 181 III. — I, 113 2c. — 4) Verschiedene Aufsätze in den Annales, in der Bibliothèque und in den Archives du magn. an. F. G. Welker: Alterthümer der Heilkunde bei den Griechen. Kinderling: der Somnambulismus unserer Zeit mit der Incubation in Vergleich gestellt. 1788. Fr. A. Wolf: Berlinische Monatsschrift. September 1787. Böttger: Kleine Schriften. I, 112. 5) Diodorus I, 69. 96—98. — 6) Strabo XVII.

zu Kos eingegraben[1]). Strabo sagt, daß in den Tempeln viele medicinische Wunder geschahen, wovon die berühmtesten Männer überzeugt seien, die für sich oder andere dort schliefen, und daß diese Wunderkuren auf Votivtafeln verzeichnet seien[2]). Darum finden wir schon im Alterthum die Ansicht ausgesprochen, daß in diesen Votivtafeln der Ursprung der Medicin zu suchen sei[3]). Tibull redet die Isis an: „Hilf mir! Du kannst den Leiden der Kranken Erleichterung verschaffen; die Menge der in Deinem Tempel aufgehängten Bilder beweist die Menge der von Dir verliehenen Heilungen“[4]). Ja speciell vom Vater der modernen Medicin, Hippokrates, wird behauptet, daß er einen Theil seiner Kenntnisse solchen Votivbildern verdankte, die er im Tempel zu Kos fand[5]); und ebenso sagt Galenus, daß Hermes von Kappadocien im Tempel zu Memphis Ordinationen sammelte. Die Aerzte Celsus, Paul von Aegina und Galenus führen solche Ordinationen aus Tempeln an[6]). Galenus sagt, daß noch zu seiner Zeit von Recepten Gebrauch gemacht wurde, die als von der Isis kommend galten[7]). Sogar einen Theil seiner eigenen ärztlichen Kenntnisse verdankt er der göttlichen Hülfe in nächtlichen Traumgesichten[8]). Jamblichus sieht ebenfalls den Ursprung der Medicin im Tempelschlaf und dessen nächtlichen Erscheinungen in göttlichen Träumen[9]). Artemidorus sagt: „Gar viele sind zu Pergamus, zu Alexandrien und an anderen Orten durch Recepte geheilt worden, ja es giebt Leute, die den Ursprung der Medicin aus diesen Recepten herleiten.“ Er fügt bei, daß Geminus aus Tyrus, Demetrius aus Phaleron — der als Redner und Staatsmann berühmte Schüler des Theophrast — und Artemon aus Milet, der erstere in 3, der andere in 5, der letzte in 22 Büchern sehr viele Träume, meist von Serapis kommende Recepte gesammelt hätten[10]). Kurz, der Glaube an den göttlichen Ursprung der Medicin war sehr allgemein. (Eine Sammlung von Aussprüchen darüber von alten Schriftstellern enthält die Abhandlung De originibus et antiquitatibus medicis in den von Walch herausgegebenen „Christophori Cellarii dissertationes academicae).“

In der That, wenn Hippokrates die Medicin der Träume die beste nannte, wenn er sagt, die Erkenntniß der Träume sei ein großer Theil der Weisheit, wenn er zur großen Verlegenheit seiner Ausleger von der Intervention des Göttlichen in den Krankheiten redet, so hat das nur einen Sinn, wenn er damit den Somnambulismus meinte.

Die Votivtafeln in den Tempeln waren also die ersten medicinischen Vorschriften, und Mesmer und Puységur gebührt das Verdienst, uns den

---

[1]) Galenus, de antidot. II. Plinius XX, 24. — [2]) Strabo XVII. — [3]) Strabo XIV. Plinius II. 4. — [4]) Tibullus I. 3. 27—28. — [5]) Plin. 29, 4. Strabo XIV. 2, 19. — [6]) Coringius: de hermet. medicina 114. — [7]) Galenus: de compos. med. V. — [8]) Galenus: de hum. II. Kieser: Archiv II, 496. — [9]) Jambl. de myst. Aeg. III, 3. — [10]) Artemid. Oneirokrit. IV. 22. II, 44.

Sinn derselben enträthselt zu haben. Der Magnetismus war die primitive Medicin; die Aerzte die ihn für Schwindel erklären, verleugnen damit ihre eigene Mutter. Man kann nun allerdings der materialistisch gewordenen Heilkunde keinen größeren Hohn anthun, als den, ihren Ursprung aus der Mystik abzuleiten, für die sie ihrerseits nur Hohn hat. Indessen läßt die Wendung zum Besseren, welche durch die hypnotischen Versuche der neuesten Zeit eingetreten ist, hoffen, daß sich auch an unserer Medicin das Wort erfüllen wird: On revient toujours à ses premiers amours.

Darin, daß die aus den Tempeln stammenden Ordinationen als starre Vorschriften auf ganze Krankheitsklassen ausgedehnt wurden, liegt nun allerdings ein Widerspruch mit den Principien des Somnambulismus; die Heilvorschriften der Somnambulen beziehen sich nie auf Krankheitsklassen, sondern nur auf den individuellen Fall. Von einzelnen Recepten abgesehen dürfte sich daher gegen diese Erweiterung der Anwendung dasselbe einwenden lassen, was gegen die sympathetischen Kuren, die ebenfalls als somnambule Recepte anzusehen sind, was nicht hindert, daß manche derselben eine allgemeinere Anwendung zulassen[1]).

Jeder Aberglaube hat einen Wahrheitskern. Der Tempelschlaf wird uns verständlich durch den Mesmerismus, die darin ertheilten Heilverordnungen durch den von Puységur wieder entdeckten Somnambulismus. In den Aussprüchen unserer Somnambulen, die häufig die dramatische Form haben, sind die Orakel der alten Heilgötter wieder aufgelebt. Wer die Identität von Somnambulismus und Tempelschlaf leugnet, müßte die unzulässige Hypothese aufstellen, daß das erste Culturvolk, dem wir selbst unsere Bildung verdanken, in diesem Punkte tausend Jahre hindurch einer allgemeinen, von den größten Geistern getheilten Verblendung anheimgefallen war. Indessen ist dafür gesorgt, daß die Zweifel, denen heute noch der Tempelschlaf begegnet, nicht in den Himmel wachsen werden. Wer sich davon überzeugen will, mit welchen Riesenschritten die heutige Medicin, und zwar als Experimentalpsychologie, jener Anschauung über die Natur des Menschen entgegensteuert, von welcher die nächtlichen Manipulationen ägyptischer Priester in geheimnißvollen Tempeln geleitet waren, der kann nichts Besseres thun, als die eben erst — Juli 1886 — gegründete revue de l'hypnotisme nebst den darin erwähnten Schriften von ärztlichen Professoren durchzulesen. Er wird dann eine zeitgemäße Metamorphose des Tempelschlafes im 19. Jahrhundert nicht mehr für unmöglich halten und Professor Kieser beistimmen, der schon vor einem halben Jahrhundert diese Hoffnung mit scharfem Tadel gegen die Aerzte seiner Zeit ausgesprochen hat: „Die Heilkunst, die bei der größten Zahl der heutigen Aerzte weder durch Intelligenz zu heilen versteht, weil sie, die Vernunft verachtend, lieber bequemer Empirie und Gedankenlosigkeit sich hingiebt, noch durch magische Kräfte des

---

[1]) Dr. Most: die sympathetischen Heilmittel und Kurmethoden.

Gefühls heilen kann, weil sie, den Glauben verhöhnend, in ihrer Afterweisheit das Dasein derselben nicht ahnt, würde einen Gipfel erreichen, wie sie noch nie erstiegen, seitdem das Menschengeschlecht besteht."[1])

Bei den Aegyptern lagen Seelsorge und Sorge für die leibliche Gesundheit in den gleichen Händen, wie später bei Christus und den Aposteln. Daß die Stände der Aerzte und Priester sich getrennt haben, entspricht einem allgemeinen Gesetze der Arbeitstheilung und Differenzirung in der Natur. Daß aber diese beiden Stände zu feindlichen Gegnern geworden, die von einander nichts lernen zu können glauben, das ist keineswegs für alle Zeiten beschlossen; vielleicht wird auch hier aus der Trennung allmählich wieder die Verbindung auf höherer Stufe sich ergeben.

Schließlich könnte der Zweifler allerdings noch aus dem Untergang des Tempelschlafes die Werthlosigkeit dieser Institution folgern und sagen, daß eine wahrhaft nützliche Einrichtung, eine auf realen Kenntnissen beruhende Heilmethode niemals der Vergessenheit hätte anheim fallen können. Indessen darf man nicht vergessen, daß die Tempelpriester ihre Kenntnisse des Somnambulismus sehr geheim hielten — von der Triftigkeit ihrer Gründe werden bald unsere Staatsnawälte zu erzählen wissen — so daß schon darum mit dem Untergang der Tempel auch die darin geübte Kunst verloren gehen mußte. Mit der heidnischen Religion mußte auch der Tempelschlaf untergehen, der an den Götterglauben geknüpft war. Hätte man erkannt, daß die Heilträume lediglich dramatisirter Heilinstinct sind, daß die Götterscheinungen in denselben dem Kern der Sache nur eine unwesentliche dramatische Form gaben, die dem damaligen Zeitbewußtsein entsprang, dann wäre der Tempelschlaf nicht zugleich mit der heidnischen Religion gefallen.

Uebrigens sind die Kenntnisse der ägyptischen Priester nicht gänzlich verloren gegangen. Mit der Zeit sickerte das Geheimniß durch die Wände der Tempel. Bei den alexandrinischen Philosophen finden wir den Autosomnambulismus als Princip des Erkennens, und durch alle Jahrhunderte bis zum Auftreten Mesmers finden wir, wenn auch nur im Besitze von Einzelnen, die Kenntniß des Magnetismus[2]). Sogar der Tempelschlaf als solcher überdauerte noch das Heidenthum. Aus den heidnischen Tempeln ging er in christliche Kirchen über. Procopius sagt, daß Justinian den Märtyrer-Aerzten Cosmas und Damian einen Tempel errichtete, in welchem die von den Aerzten aufgegebenen Kranken schliefen[3]); nach Gregor von Tours fuhren diese beiden Märtyrer auch nach ihrem Tode fort, Hülfe zu bringen; sie erschienen den Kranken und gaben ihnen wirksame Heilmittel an[4]). In den Acten der Bollandisten wird ein Paralytischer angeführt, der zum Grabe des heiligen Litardus, Bischof von Sentis, kam, vom

---

[1]) Kieser: Tellurismus. I, 77. — [2]) Bruining: Schediasma de Mesmerismo ante Mesmero. — Thouret: Recherches et doutes etc. — [3]) Procopius: de aedific. I, 6. — [4]) Fr. Touron. de gloria martyrum. c. 98. 110.

Schlafe ergriffen wurde, und dem der Heilige, im Traum erscheinend, verkündete, er würde an einem Fuße gesund werden [1]). Georg Fabricius sagt, daß er zu Padua Landleute gesehen, Jünglinge und Mädchen, die in der Kirche des heiligen Antonius die Incubation vornahmen, da er im Rufe stand, Kranke zu heilen [2]). In Italien war der Tempelschlaf noch Ende des 17. Jahrhunderts im Gebrauch [3]), und Spuren der Incubation waren noch in neuerer Zeit zu finden, indem in Griechenland die Mütter zu Füßen der Heiligen für ihre Kinder schliefen [4]).

Ob außer den Votivtafeln unserer katholischen Kapellen noch andere Spuren dieses uralten Gebrauches in unseren Tagen nachweisbar sind, vermag ich nicht zu sagen. Aber wenn selbst die letzte verschwunden wäre, so ist er doch in unserem Somnambulismus in neuer Form gewissermaßen wieder aufgelebt. Und so bewahrheitet sich das Wort des Horaz, welches Mesmer seiner Doctor-Dissertation eingefügt hat:

Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque,
Quae nunc sunt in honore.

---

1) III, 470. — 2) G. Fabricius: Comment. ad poetas Christianos. Rittershain, 60. — 3) Dan. Vink: Amoenitates philologico medicae. 73. (1720.) — 4) B. Schmidt: das Volksleben der neuen Griechen und das hellenische Alterthum, 77—82. Revue archéologique. I, 283. (1844.)

Sakuntala.

Von

Friedrich Bodenstedt.

— Wiesbaden. —*)

Früh schon war Sakuntala im Bade,
In der Málini, mit den Gespielen;
Die gelösten dunklen Haare fielen
Ueppig lang herab, wie am Gestade
Von den Bäumen der Lianen Ranken
Aus den Höh'n bis in das Wasser sanken,
Die Gestalt der Bäume ganz umschließend,
Auf den Wellen selbst wie Wellen fließend.

Rein, im unentweihten Glanz der Jugend
Schimmerten die lieblichen Geschöpfe
Als, in Vorsicht wendend ihre Köpfe,
Spähend um nach allen Seiten lugend,
Ob kein Mann zu sehen sei fern und nah,
Daß sie kein Gebot der Zucht verletzten,
Sie zuerst den Fuß in's Wasser setzten,
Und entschlossen dann Sakuntala
Rasch voran den beiden Andern schreitend
Bald zum Schwimmen ihre Arme breitend,
Hinter sich die blanken Füßchen hob,
Daß das Wasser perlend aufwärts stob,
Doch alsbald sich ruhig glättend wieder,
Wie durch einen Schleier ihre Glieder
Schimmern ließ, wie sie sich fortbewegte
Und beim Schwimmen nicht bloß Füß' und Hände,
Auch die sanftgeschwungnen Hüften regte . . .
Blumendüfte wehten vom Gelände
Auf die Spiegelfluth, wo bald zusammen,
Bald vereinzelt die drei Mägdlein schwammen,
Ihrer Glieder zarten Bau zu stählen,
Bis Sakuntala zur Heimkehr mahnte
Und den Rückweg eilig selber bahnte,
Um beim Morgenopfer nicht zu fehlen.

In des Ufersaumes Schluchten bilden
Schlinggewächse lauschige Verstecke,
Die dem Bad Entstiegenen zu umschilden,
Daß kein Büßerauge sie entdecke,

*) Aus einer größeren epischen Dichtung: „Sakuntala", welche demnächst im Verlage von Adolf Titze in Leipzig erscheint.

Wenn sie, triefend noch von Wasser, hüpfen
Durch den blumigen Rasen, dann behende
Bald getrocknet in die Kleider schlüpfen. —
Also gings auch diesmal rasch zu Ende
Mit der jungfräulichen Leibs Umhüllung,
Und die Mädchen eilten dann nach Hause
Zu der feierlichen Pflichterfüllung
Bei dem Morgenopfer vor der Klause.
Anassúja und Prijámwada
Mußten noch im Garten Blumen pflücken,
Um den Opferherd damit zu schmücken,
Und sie schmückten auch Sakuntala
Mit Gewinden, die als grüne Spangen
Blühend sich um Arm' und Knöchel schlangen.
Von des Hauses Herde einen Brand
Nahm sie dann in die geweihte Hand
Um das Opferfeuer zu entzünden,
Dessen Gluth bewahrt vor Fluch und Sünden.
Dreimal mußte sie — nach rechts gewendet —
Dann die Gluth umgehn, — doch wie verblendet,
Nach der linken Seite wandte sie
Ihre Schritte. Mutter Gautami
Rief ihr zu: Kehr' um nach rechts, mein Kind! —
Und der Umgang wechselte geschwind,
Doch ihr Bangen war nicht zu bezwingen:
Aus dem Fehltritt könne Unheil springen.
Seit Sakuntala den Rath vernommen,
Den ihr Mutter Gautami gegeben,
War ein Zwiespalt in ihr Herz gekommen:
Den sie nur mit innerm Widerstreben
Selbst sich eingestand; Gedanken störten
Ihren Sinn, die das Gemüth empörten
Und als kluge Warner vor Gefahren
Doch gewaltsam nicht zu bannen waren.
Seit der Ring an ihrem Finger glühte,
War sie nicht mehr wie sie sonst gewesen;
Wenn sein Feuer ihr in's Auge sprühte,
Gab es ihr in Flammenschrift zu lesen:
Dieser Königsring an deiner Hand
Paßt nicht zu dem schlichten Bastgewand...
Dennoch liebte sie Duschjanta herzlich
Jetzt noch wie im ersten Augenblicke,
Und nur der Gedanke war ihr schmerzlich,
Daß er ihr im Wechsel der Geschicke
Nicht so ganz wie jetzt zu eigen bliebe,
Da zu viele theilten seine Liebe. —
Tiefbewegt vom ruhelosen Schwanken
Streitender Gefühle und Gedanken,
Und zu stolz zu sagen was sie litt,
Lenkte sie zum Garten ihren Schritt
Liebgewordne Arbeit zu erneuen
Und durch Thätigkeit sich zu zerstreuen.
Trichterfurchen — nährende Umfasser
Junger Bäume — füllte sie mit Wasser,
Daß es sickernd zu den Wurzeln dringe
Und dem Stamm und Laub Erfrischung bringe.
Welke Blätter, dürres Reisig raffte
Sie zusammen für den Opferherd,
Und jemehr sie sorglich außen schaffte,
Ward der Blick vom Innern abgekehrt.
Aber endlich von des Tages Hitze
Müde, im Bereich der Blumenbeete
Suchte sie nach einem schattigen Sitze,
Wo die Luft vom Strome Kühlung wehte.
Eine Ruhbank winkte lockend zwischen
Blühenden Késsarbäumen und Sirischen.
Müde ließ Sakuntala sich nieder
Auf der Bank an schattig kühler Stelle.
Plötzlich hebt ein Geier sein Gefieder,
Während eine flüchtige Gaselle
Pfeilschnell herschießt zu Sakuntala
Und, in wenig Augenblicken nah,
Traulich sich zu ihren Füßen streckt,
Zu ihr aufblickt, ihr die Hände leckt,
Ihren Schoß sich wählt zum Ruhekissen
Ihres Köpfchens, zärtlich angeschmiegt,
Kindlich unbefangen vor ihr liegt,
Glücklich, sich in gutem Schutz zu wissen.
Lächelnd beugt Sakuntala sich vor,
Streichelt ihre liebliche Gaselle;
Da scholl eine Stimme ihr in's Ohr:
O, wär' ich an dieses Thieres Stelle! —
Und, die Blicke nach dem Schall gewandt
Sah sie, daß der König vor ihr stand,
Sah, wie seine Augen Feuer sprühten,
Mund und Wangen vor Erregung glühten,

Doch im Augenblick da er erschien,
Sah er die Gaselle scheu entfliehn,
Die er als dasselbe Thier erkannte
Das er künstlich sich zum Feind erzogen,
Hinterdrein mit Roß und Wagen rannte
Und es hart bedräut mit Pfeil und Bogen,
Bis Brahmanen ihm den Weg vertraten
Und um Schonung für das Thierchen baten.

Mancherlei stieg auf in seinem Innern,
Was ihm trübte seine Lebensleuchte
Und ihm jetzt als störendes Erinnern
Kam, das er gewaltsam von sich scheuchte,
Als er, seiner Wünsche Ziel so nah,
Sich allein mit der Geliebten sah.
Scheu erhob sie sich, ihn zu begrüßen,
Ihre Hände drückt er in die seinen
Und sank liebeglühend ihr zu Füßen.
Doch sie sprach: — Mir will's nicht ziemlich scheinen,
Daß ein König mir zu Füßen liegt. —
Seine Wang' an ihren Arm geschmiegt
Rief er, flehend ihr in's Auge blickend:
So reich' mir die Hand mich zu erheben
Zu dir, Aug' in Auge, süßes Leben!
Und sie hob ihn auf, Gewährung nickend,
Hand in Hand bald saßen sie beisammen
Und die Hände zeugten von den Flammen
Ihrer Herzen, die sich nur bedrängten,
Weil sie ihre Fesseln noch nicht sprengten.
Feurig sprach Duschjanta, aber schweigend
Saß Sakuntala, sich lauschend neigend,
Als er ihr erzählte, wie ihm Alles
Was er mit den Büßern heut verhandelt,
Nur berührt als Worte leeren Schalles,
Da sein Herz, in Liebe ganz verwandelt
Für nichts And'res mehr Verständniß habe:
Doch nun wandl' ich selbst am Büßerstabe —
Rief er — da du meine Liebe kennst
Und dich doch noch spröde von ihr trennst.
Büßer, die nach Seelenruhe streben,
Bergen Feuerstoff, leicht zu entzünden;
Denn der Liebe nur entspringt das Leben,
Um sich neu durch Liebe zu begründen.
Schönheit weckt auch Heiligen Begierde;
Doch du, aller Heiligen Kron' und Zierde,
Theilst nicht die von dir erweckten Gluthen
Und läßt mitleidlos mein Herz verbluten.
Wohl als Büßer bin ich hergekommen,
Doch zu höh'rem Zwecke dient die Buße
Als sich zu kastein; was kann sie frommen,
Folgt Erlösung ihr nicht auf dem Fuße?
Und nur du vermagst von allem Bösen,
Das noch in mir lebt, mich zu erlösen! —

Ihm zur Antwort gab Sakuntala:
Ich bin nicht gewöhnt mich zu verstellen;
Gleich als ich zum ersten Mal dich sah,
Fühlt' ich Herz und Augen sich erhellen,
Meinen ganzen Bau vor Wonne beben
Wie sich's nie zuvor mit mir begeben.
Dir in's Herz zu sehn durft' ich nicht fodern,
Meine Gluth für dich konnt' ich nicht hindern;
Tag und Nacht fühlt' ich sie mich durchlodern
Ohne meines Herzens Weh zu lindern
Seit ich weiß, ich kann dir nicht gehören
Ohne And'rer Liebesglück zu stören;
Denn dir blüh'n daheim der Blumen viele,
Du kannst mich nicht lieben wie ich dich,
Und zur Selbstverachtung triebe mich
Liebe, die nur dient zu flüchtigem Spiele . .
Dein Erscheinen hat mich im Beginne
Wie ein Sonnenaufgang schier geblendet,
Wunderselig wurde mir zu Sinne
Als du huldvoll dich mir zugewendet
Und mein Blick in deinem Blick sich sonnte.
Solchem Mann in treuem Bund für's Leben
Mich mit Leib und Seele hinzugeben
War das Höchste was ich denken konnte.
Kannt' ich doch nicht deinen hohen Rang
Bis dein Ring an meinem Finger steckte
Und aus meinem schönen Traum mich weckte . . .

Deine Rede klingt mir wie Gesang —
Rief der König — und dein holdes Weigern
Kann nur meine Liebe zu dir steigern,
Da du nicht den König in mir liebst,

Sondern nur dem Mann die Ehre giebst.
Süßes Mädchen, glühender Liebe Qualen
Wärmen dich, derweil sie mich verzehren.
Sonnengluth kann Mondglanz überstrahlen,
Doch nicht Blumen, die zur Nacht blühn, wehren
Noch am Tag zu glänzen, wenn geschlossen
Ihre Blüthenkelche, die sich ganz
Nur erschließen in des Mondes Glanz,
Der begierig ihre Düfte trinkt,
Eh' er vor der Sonne Strahl versinkt.
Ich bin nur der Mond, du bist die Sonne,
Beider Licht quillt aus demselben Bronne,
Ob sie auch getrennt am Himmel scheinen,
Sind sie doch auf Erden zu vereinen
In zwei Menschenherzen, die sich lieben
So wie wir, von gleicher Gluth getrieben.
Geh' nicht mit dem König in's Gericht,
Auf das Wesen sieh, — nicht auf den Schein;
Meine erste Liebe bist du nicht,
Aber meine letzte sollst du sein!
Schüttle nicht das Haupt! Nicht Herzenswahl
Machte mich zu vieler Frau'n Gemahl.
Oft, wenn ich ein feindlich Volk gebändigt,
Ward der Hader völlig erst beendigt,
Wenn vom Herrscherstamm ein holder Sproß
Als Gemahlin zärtlich mich umschloß.
Ich begreife ganz dein Widerstreben
In Gemeinschaft solcher Frau'n zu leben,
Doch das darf kein Hinderniß uns sein
Dich mir ganz, gleichwie mich dir zu weihn.
Keine Frau von allen mir erkoren
Hat bis jetzt mir einen Sohn geboren,
Doch allein die Mutter meines Erben
Kann den höchsten Rang im Reich erwerben,
Und als ich zum Büßerhain gekommen,
Hab' ich ein prophetisch Wort vernommen,
Durch zwei Greise, die mir hier begegnet
Und mein Kommen feierlich gesegnet
Durch den Ruf, daß mir ein Erbe werde,
Der berufen sei zum Herrn der Erde.
Diese selben Greise führten mich
Geradeswegs zu dir; so fand ich dich
Als die Auserkorne zur Erfüllung
Ihres Munds prophetischer Enthüllung.
Wie das Licht entspringt aus dunklem Schooße,
So hat dunklen Ursprung alles Große.
In des heiligen Büßerhaines Stille
Möge sich vollziehn des Himmels Wille,
Und daß Alles würdiglich geschehe,
Mög' uns einen die Gandharwa-Ehe,
Die nichts Andres heischt zu treuem Bund
Als des Herzens Aushauch durch den Mund,
Und an Heiligkeit um nichts geringer
Als die andre. Meinen Ring am Finger
Trägst du schon; durch ihn bin ich gebunden.
Unsre Herzen haben sich gefunden,
So laß unsre Lippen auch sich finden,
Uns vor Gott und Menschen zu verbinden
Unzertrennlich. —

Und Sakuntala,
Da ihr Alles so nach Wunsch geschah,
Widerstand nicht länger. Mit Geziem
Hingezogen, hing sie fest an ihm
Wie die reife Frucht am Mangobaume . . .
Als Duschjanta mit Sakuntala
Niederstieg aus dem geweihten Raume.
Anassúja und Prijámwada
Sah das selige Paar in den Gehegen —
Freundschaft kommt der Liebe hold entgegen —
Rief der König — seht hier mein Gemahl
Eben mir vermählt aus freier Wahl!
Viele Blumen gilt es nun zu pflücken,
Um Sakuntala's Gemach zu schmücken,
Und als Königin dann führ' ich sie
In ihr Haus zu Mutter Gautami!

Wie verklärt von reiner Freudenfülle
Strahlte nun Sakuntala's Gesicht;
Ihre Seele sprang aus ihrer Hülle
Wie die Blume aus der Knospe bricht,
Eine Freude folgte rasch der andern
In des jungen Paares Liebesglück:
Vater Kánwa kam nach rüstigem Wandern
Bald von seiner Pilgerfahrt zurück.
Als er fortzog zu dem heiligen See
Somathirta's, war sein Herz voll Weh,

Bangend, ob er die Erlösung finde
Von dem Fluch, der drohte seinem Kinde.
Doch die Opfer gaben gute Zeichen
Und ein tröstlich Traumgesicht desgleichen.
So von Himawan's Gebirg hernieder
Frohen Muths zog er zur Heimat wieder,
Wo er nun, vereint mit Herz und Hand,
Bei Sakuntala Duschjanta fand.
Vor dem Haus am Hügel saßen Beide
Unter blühenden Sirischenbäumen,
Sich erfreuend an der Augenweide
Von Gebirgen, die den Himmel säumen,
Unten sich mit dunklem Grün umkränzen,
Oben hell von Schnee und Eise glänzen,
Deren Schooße Bäche sich entringen,
Die in Felsenrinnen niederspringen,
Bald im Abgrund einer Schlucht verschwindend,
Bald wie Schlangen sich zu Thale windend
Bis ihr Lauf zur Málini sich wendet,
Wo ihr schimmernd Einzelleben endet.

Solche Ruhe hab' ich nie gefunden —
Sprach Duschjanta — wie sie hier sich beut,
Aber erst seit ich mit dir verbunden,
Hab' ich dieser Ruhe mich erfreut.
Wie der Liebe sich die Stunden dehnen,
Ward mir vorher schwer genug enthüllt
Doch Genuß liegt auch im Liebessehnen,
Wenn man gläubig hofft, es wird erfüllt.
Auf sich selber immer gern beziehen
Die Verliebten Alles in der Welt;
Mag das Glück sie suchen oder fliehen,
Wenn es nur die Hoffnung aufrecht hält.

Du bist meine einzige Liebeskunde —,
Sprach Sakuntala — noch lernt' ich nichts
Von der Liebe als aus deinem Munde
Und im Leuchten deines Angesichts.

Kaum war ihrem Mund das Wort entklungen,
Als sie Vater Kánwa vor sich sah;
Jählings tief erröthend aufgesprungen
Trat sie dem geliebten Greise nah,
Ohne gleich das rechte Wort zu finden,
Zu erklären, wie sich's zugetragen,
Daß sie, ohne ihn um Rath zu fragen,
Durch Gandharwa-Ehe sich ließ binden.

Doch mit Herzlichkeit begrüßt' er sie;
Schnell verschwand vor seinem Blick ihr Bangen:
Alles wußt' er schon von Gautami
Was, derweil er fern war, vorgegangen.
Und als ihm Duschjanta trat entgegen,
Gab ihm Kánwa seinen Priestersegen:
Deiner Wahl wird sie sich würdig zeigen —
Sprach er —; denn so lauter ist ihr Wesen,
Daß in ihren Augen stets zu lesen
Was im Herzen vorgeht. Nicht geringer
Ihrer Herkunft nach, ist sie als du,
Und so kommt der Königsring am Finger
Ihr als ebenbürtiger Gattin zu.
Darauf zu Sakuntala gewandt,
Sprach er, zärtlich faßend ihre Hand:
Dieser Ring wird dich an Pflichten mahnen,
Die nicht immer leicht zu üben sind;
Denn ein König wandelt andre Bahnen,
Als die dir gewohnten, liebes Kind!
Er kann nicht wie Männer aus dem Volke
Immer friedlich seinem Tagwerk leben:
Oft wie eine dunkle Wetterwolke
Muß er sich mit Sturmgewalt erheben,
Daß die Mächtigsten vor ihm erzittern,
Wenn er dräut mit blutigen Schlachtgewittern,
Wo es innern Aufruhr gilt zu dämpfen
Oder äußere Feinde zu bekämpfen.

So noch viel sprach Kánwa, und schon bald
Sollten seine Worte sich bewähren;
Denn des Königs langen Aufenthalt
Fern der Hauptstadt, nutzten seine Gegner,
Längst im Volk erzeugten Haß zu nähren;
Immer mächtiger werdend und verwegner,
Schürten sie Empörung in Provinzen —
Einstigen Königreichen — deren Prinzen
Unterworfen in Verbannung lebten,
Doch im Bund mit ihren Stämmen strebten
Thron und Freiheit wiederzugewinnen.
So bedräut von Außen und von Innen
Sah Duschjanta sich, als er vernahm,

Daß aus Fern und Nähe Botschaft kam,
Ihn zu schleunigem Handeln aufzufodern,
Während in des Büßerhaines Bann,
Wo nur duftige Opferfeuer lodern,
Ihm in Liebesglück die Zeit verrann
Bei Sakuntala, ganz abgeschieden
Von der Welt, mit ihr und sich in Frieden.
Für so fest hielt er sein Reich gegründet,
Daß er Anfangs jedes Boten lachte,
Der ihm neue Schreckensbotschaft brachte;
Aber als auch Kánwa ihm verkündet —
Dem der König, eh' der Tag sich neigte,
Seiner Krieger Lagerstätten zeigte —
Was er jüngst auf seiner Pilgerfahrt
Zu dem heiligen See im Himawan
Unterwegs Bedrohliches gewahrt,
Wo viel Pilger kreuzten seine Bahn,
Die erzählten, wie des Aufruhrs Brand
Rasch entzündet, mächtig um sich greife
Und kein Mensch im ganzen Land begreife,
Daß Duschjanta's mächtige Herrscher-
hand
Die Empörung nicht im Keim erstickte . . .

Bei dem Mahnungswort der König
blickte
Finster vor sich hin und sprach entschlossen:
Morgen brech' ich auf mit den Genossen!
Doch kein langer Abschied wird genommen,
Sonst zu schwer wird's, von hier fortzu-
kommen.
Grüß' von mir Sakuntala und sage
Eigene Antwort ihr auf jede Frage,
Daß sie recht mein Scheiden sich erkläre
Und in erster Prüfung sich bewähre.
Grüße sie auf glücklich Wiedersehn!
Ich muß gleich zu meinen Kriegern gehn,
Alles anzuordnen und zu sorgen
Für den Aufbruch in der Frühe morgen. —

Groß im Lager war der Krieger
Freude
Beim Befehl, daß sie sich eilen müßten
Noch vor Tag die luftigen Zeltgebäude
Abzubrechen und zum Kampf zu rüsten.
Höchste Zeit war's; denn auch unter ihnen
Gab es schon viel unzufriedene Köpfe,
Die den Büßerhain mit sauren Mienen
Ansah'n, wo kein Fleisch kam in die Töpfe,
Nichts als Reis zu haben war und Früchte,
Ob der Hain auch von Gasellen wimmelt,
Doch der Büßer frömmelndes Gezüchte
Hat die Thiere wie sich selbst, verhimmelt,
Daß man sie nicht schießen darf noch
schlachten,
Sondern als geheiligt muß betrachten.
Durfte doch der König selbst nicht wagen,
Die Gaselle, die er kam zu jagen,
Mit gezieltem Pfeil auch zu erlegen
In des Hains geheiligten Gehegen,
Die man uns verboten zu betreten
Und uns doch befohlen sie zu hüten,
Daß die Heiligen in Frieden beten,
Ohn' es durch Fleischkost zu vergüten.
Zwar Duschjanta mag's im Hain gefallen:
Ist er doch der Einzige von uns Allen,
Der ein hübsches Mädchen aufgespürt —
Oder drei gar! — die sein Herz gerührt.
Hat er mit der Einen ausgetändelt,
Gleich wird mit der Andern angebändelt,
Während wir bei knurrenden Gedärmen
Uns umkost't nur sehn von Fliegen-
schwärmen.
Mag Duschjanta sich die Zeit vertreiben
Hier, so lang' er will; wir aber bleiben
Länger nicht bei diesen Büßerfratzen
Mit den Sesam-Oel-beschmierten Glatzen,
Diesen Fleisch-kasteienden Opferbrennern,
Als gelehrt gepriesenen Véden-Kennern,
Die, statt guten Braten aus der Küche,
Uns nur bieten abgedroschene Sprüche.
Ihre Weisheit mag dem Grübler nützen,
Aber höher als Genuß der Schrift
Schätzen wir das Glück des Bogenschützen,
Dessen Pfeil das Ziel im Fluge trifft! —

Solcher Worte viel vernahm der König,
Dem bisher nur Alles liebetönig
Klang im Hain — derweil ihm vor den
Zelten
Seiner Krieger jetzt die Ohren gellten
Von verwegnen Reden, ohne Schonung
Für ihn selbst, nach Inhalt und Betonung.
Doch als er bei Horn- und Paukenschalle
Um sich sammeln ließ die Krieger alle

Und mit Donnerstimme sprach zu ihnen:
Unzufriedene sollen mir nicht dienen!
Fort zu neuen Kämpfen ziehn wir morgen,
Aber wer sich heut als unzufrieden
Meldet, wird vom Heerbann ausgeschieden
Und mag fortan für sich selber sorgen.
Nun weiß Jeder wie's mit ihm bestellt:
Früh, mit Sonnenaufgang, geht's in's Feld! —
Da traf lauter Jubelruf sein Ohr
Und kein Unzufriedner trat hervor.

In der Nacht kein Auge ward geschlossen.
Abgeschlagen waren alle Zelte
Eh' das Morgenroth die Flur erhellte.
Und das Heer mit Wagen und mit Rossen
Stand geordnet bald zum Abmarsch fertig,
Seines königlichen Herrn gewärtig,
Der zum Abschied noch mit drei Brahmanen
Sprach, mit Vater Kánwa und den Beiden,
Die zuerst ihm kreuzten seine Bahnen.
Daß der König durch sein plötzlich Scheiden,
Das kein frohes Wiedersehn ließ hoffen,
Ohne Trosteswort und Abschiedsblick,
Tief Sakuntala in's Herz getroffen,
Konnte Vater Kánwa nicht verschweigen;
Ganz gebeugt von ihrem Gramgeschick
Kam er nun, Duschjanta anzuflehn,
Eine letzte Huld ihr zu erzeigen:
Hoffnung weckend auf ein Wiedersehn
Froher Art, mög' er ein Pfand ihr senden,
Der in Gram Verlassnen Trost zu spenden.

Und der König ließ ein Blatt sich geben
Und schrieb auf das Blatt: — Mein süßes Leben!
Zweifle nicht an meiner treuen Liebe:
Nur vom Kriegssturm werd' ich fortgerissen;
Deiner unwerth wär' ich, wenn ich bliebe.
Traurig macht es mich, dich krank zu wissen,
Aber willst du Königswürde tragen,
Darfst du nicht wie schwache Weiber klagen.
Eingedenk stets deiner hohen Pflichten,
Mußt du Herz und Haupt auch danach richten!
Wenn du dieses Abschiedswort gelesen,
Wirst du, hoff' ich, schnell genug genesen,
Vor dem Scheiden selbst mich noch zu sehn,
Wenn zum Abmarsch meine Fahnen wehn.
Ich muß fort; ich weiß nicht, auf wie lange,
Doch mein Herz wird stets zurückbewegt
Wie die wehende Fahne an der Stange,
Die man vollem Wind entgegenträgt. —

Als Sakuntala den Brief gelesen,
Fühlte sie sich schnell von Gram genesen,
Und den Heerzug anzusehn ging sie;
Vater Kánwa, Mutter Gautami,
Anassúja und Prijámwada
Waren Alle zur Begleitung da.
Solch ein Schauspiel ließ sie nie sich träumen
Wie jetzt glanzvoll ihr vorüberzog
Als sie, aus des Haines Schattenräumen
Tretend, in die weite Ebene bog,
Wo der Frühthau blitzte auf den Gräsern.
Erst erschien ein Trupp von Hörnerbläsern
Hoch zu Rosse, — dann von Paukenschlägern;
Darauf eine Schaar von Keulenträgern,
Und vor einer Truppe Bogenspanner
Flatterte das seidene Königsbanner.
Hinterher Duschjanta kam geritten,
Schimmernd wie der Kriegsgott selbst, im Glanze
Seiner Rüstung, und mit stolzen Schritten
Trug sein Roß ihn leicht als ging's zum Tanze.
Als er nun Sakuntala erblickte
In Umgebung ihrer Hausgenossen,
Winkt' er ihr so freundlich zu und nickte
So vertraut, daß ihr die Thränen schossen
In die Augen und vor Rührung stumm
Sie nicht wußte, was mit sich beginnen;

Oftmals noch sah er sich nach ihr um,
Aber sah nicht ihre Thränen rinnen,
Die nicht schmerzten, sondern sie zu trösten
Kamen und von Schmerzen sie erlösten.
Spähend blieb sie stehn mit den Begleitern
Als der Zug sich durch die Ebene wand
Und mit Fußvolk, Wagenreih'n und Reitern
Endlich zwischen Hügelreih'n verschwand. —
Wie ganz anders war Duschjanta heute
Ihr erschienen im Gepräng des Heers,
Als da er sich kindlich mit ihr freute
Im Gekose traulichen Verkehrs!
Wie ein Strom, der seine Fluth gespalten,
Weil ein Fels sich ihm entgegenstemmte,
Der die Eintracht seines Laufes hemmte —
Sah'n sich nun vor trennenden Gewalten
Auch die Beiden, deren Liebeswogen
Schnell vereint in gleicher Richtung zogen.
Aber wie die felsgetrennten Wellen
Später wieder sich im Strom gesellen,
So, Duschjanta's treu gedenkend, sah
Hoffend vorwärts auch Sakuntala.

Aus der Eiszeit der norddeutschen Tiefebene.

Von

Richard Schottky.

— Breslau. —

Untersuchungen über die Eiszeit haben in dem letzten Jahrzehnt einen außerordentlich bedeutenden Platz unter den geologischen Studien eingenommen. Während sonst das aufgeschwemmte Gebirge — früher sagte man oft Gebirge statt Schichten — meist einer gewissen Gleichgültigkeit, wenn nicht Geringschätzung begegnete, hat sich dies neuerdings mit erstaunlicher Schnelligkeit geändert. Die Veranlassung dazu ist zum guten Theile dem ausgezeichneten Geologen Otto Torell, gegenwärtig Chef der schwedischen geologischen Landesuntersuchung, zu danken, welcher die durch unermüdliche Forschungen gewonnenen Anschauungen über die Eiszeit auch unermüdlich zu verbreiten strebte, um das Beweismaterial immer mehr anzuhäufen und immer überzeugender zu gestalten. In den Jahren 1872 und 1873 veröffentlichte er die Undersökningar öfver Istiden in seinem Heimatlande, 1875 trug er seine Ansichten in Berlin den deutschen Geologen vor, und bald darauf trat auch die Mehrzahl derselben auf seine Seite. Nun folgten die Entdeckungen von Thatsachen, auf die man, im Banne der alten Drifttheorie stehend, nicht geachtet, oder die man mißdeutet hatte, rasch hintereinander. Heut ist man zu einiger Klarheit gelangt, der Kreis der Thatsachen, welche die Erforschung Nordamerikas und Europas, besonders der norddeutschen Ebene, die das ergebnißreichste Untersuchungsgebiet der in Frage kommenden Erscheinungen darstellt, zu Tage gefördert hat, ist einigermaßen vollständig. Nun zeigt sich das Bestreben, einerseits die gewonnenen Resultate auf andere Gebiete zu übertragen, andererseits manche Uebertreibungen, die der erste Eifer verschuldet, wieder gut zu machen.

Den Pfaden der Wissenschaft folgend hat sich auch das größere Publikum der Gebildeten mit der Frage beschäftigt und so der Geologie ein Interesse zugewendet, dessen sie sich seltener erfreuen kann als andere Naturwissenschaften. Woran das liegt, ist leicht einzusehen: zum Theil nämlich daran, daß die Gegenwart Anklänge genug an jene Zeit bietet, um eine greifbare Vorstellung von ihr zu ermöglichen. Der Bewohner des hohen Nordens wie derjenige der Hochregionen der Alpengebirge lebt noch heut in einer Eiszeit. Und wie viele haben in unserer reiselustigen Zeit selbst jene Gletschergebiete kennen gelernt, deren Erforschung Hand in Hand gehen muß mit den Bestrebungen zur Ergründung des Eiszeitphänomens! Aber auch wer nicht selbst die Bekanntschaft der Eiswelt gemacht hat, verfolgt doch mit Interesse die Reisen, die von kühnen Männern der Wissenschaft in die Regionen des Eises unternommen wurden. Die glorreichen Thaten der Afrikareisenden haben kaum mehr die Aufmerksamkeit der Welt erregt als beispielsweise die Fahrt Nordenskiölds zur Aufsuchung der nordöstlichen Durchfahrt.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand, der wie der oben besprochene seinen Grund in dem nahen Zusammenhang der Eiszeit mit der Gegenwart hat. Nichts wesentliches hat sich in den Umrissen der Festländer, in den Höhenverhältnissen geändert, und da ist denn der Gedanke, daß dieselben Länder, die sich heut eines milden Klimas und einer reichen Vegetation erfreuen, einst von einer mächtigen Eisdecke überzogen gewesen sein sollen, ein höchst eigenartiger und fesselnder.

I.

Die Eiszeit ist die vorletzte unter den Perioden, welche die Erde in ihrem Entwickelungsgange bis zu derjenigen, in der wir jetzt leben, durchgemacht hat, oder es wäre vielmehr richtiger zu sagen, welche der Geologe als Abschnitte in dem erkennbaren Verlauf der Erdgeschichte abgegrenzt hat. Denn so continuirlich und stetig auch die Dinge im Lauf der Zeit auf einander folgen, so unmerklich oft auch die Uebergänge sein mögen, durch welche das gleichzeitig Existirende verbunden wird, der Forscher bedarf eines sondernden Systems, um in der Fülle der Erscheinungen sich zurechtzufinden und sie zu beherrschen. Und so hat denn auch der Geologe, darauf gestützt, daß das organische Leben dem jeweiligen Zustand der Erde angepaßt ist, nach den uns erhaltenen organischen Resten das System der historischen Geologie aufgestellt. Freilich sind die heut gültigen Perioden auf Forschungen basirt, welche nur einen kleinen Theil der Erdoberfläche umfassen, und so ist ihre Begrenzung und Stellung immer schwieriger aufrecht zu erhalten, je weiter die Kenntniß von den Schichten der Erde dringt. Denn so wenig wie heut Gleichmäßigkeit in den Lebensbedingungen der Organismen und somit in diesen selbst herrscht, gab es eine solche in der Vergangenheit, wenn auch in letzterer immerhin noch mehr als in der Gegenwart. Das Wasser ist

vom anderen Lebewesen belebt als das feste Land, das Meer von anderen als das süße Wasser, die Tiefsee von anderen als die Flachsee, ein Gebirge ferner von anderen als ein Tiefland u. s. f., aber dadurch entstehen immer nur verschiedene Ausbildungsweisen, sogenannte Facies, deren gleichzeitige Existenz abgelöst wird von der gleichzeitigen Existenz anderer Facies, so daß die zeitliche Abgrenzung darunter nicht leiden würde. Schwieriger aber gestaltet sich die Sache, wenn zum Beispiel durch äußere Einflüsse eine Veränderung der Organismenwelt in einer Gegend hervorgebracht wird, während anderwärts noch die alten Formen bestehen bleiben, so daß der neue und der alte Typus gleichzeitig existiren; oder auch, wenn die Organismenwelt weit getrennter Gebiete ganz verschiedenen allgemeinen Charakter zeigt — in solchen Fällen wird die gleichmäßige Festhaltung einer Epoche außerordentlich erschwert.

So ist denn wohl vorauszusetzen, daß die alte Eintheilung in ihren Details wird aufgegeben werden müssen, ja es ist sogar vielleicht anzunehmen, daß es überhaupt nicht gelingen wird, eine die ganze Erde umfassende Eintheilung aufzufinden.

Die Unbestimmtheit und Unsicherheit in der Abgrenzung muß natürlich zunehmen, in je ältere Schichten wir herabsteigen. Wie die Uranfänge der Geschichte des Menschengeschlechts in geheimnißvolles Dunkel gehüllt sind, so daß die Kenntniß hochbedeutsamer Culturepochen nur auf geringen Spuren und Andeutungen beruht, geschweige, daß man sie ziffermäßig in die Chronologie einordnen könnte, so ist es auch mit den Uranfängen der Geschichte der Erde.

Auch hier hat es vor unendlich langen Zeiträumen, in der Primärzeit oder paläozoischen Epoche der Erde, bereits ein vielbewegtes Leben gegeben, eine Welt von fremdartigen Organismen, deren Beziehungen zu den heutigen Lebewesen oft sehr schwer erkennbare sind.

Immer deutlicher aber gestaltet sich das Bild der Vergangenheit, je näher wir der Gegenwart rücken. Immer ähnlicher wird die organische Welt der heutigen, jene fremdartigen Formenkreise sterben in der Secundärzeit oder mesozoischen Epoche aus, andere treten an ihre Stelle, noch immer nicht den heutigen gleich — mitunter auch noch schwer mit diesen zu vergleichen — so die seltsamen Hippuriten der Kreideperiode — aber doch ihnen schon näher stehend. Und so schreitet die Entwickelung allmählich und stetig fort. Die der Kreideperiode folgende Tertiärperiode zeigt schon viele Geschlechter und Arten, die mit den heutigen übereinstimmen, besonders natürlich unter den niederen Organismen, die ja eine weit größere Stabilität besitzen, als die höheren.

In diesen jüngeren Phasen des Entwickelungsganges der Erde lassen sich demnach auch viel leichter gewisse Stufen verfolgen und als gleichaltrig erkennen als in älterer Zeit. Kaum aber kann man eine Klasse von Gebilden so weit verfolgen, so deutlich wiedererkennen, als diejenigen der Eis-

zeit. Spuren einer bedeutenden Ausdehnung und Wirksamkeit von Eis sind in Europa so verbreitet, wie in Nordamerika und auf der südlichen Erdhälfte so gut wie auf der nördlichen. Und andererseits findet man die gleichfalls jener Zeit entstammenden Lößgebilde, die man in Europa, wenngleich in geringerer Ausdehnung, kennt, in ungeheurer Verbreitung in anderen Erdtheilen, z. B. Asien, wieder.

Wie in den einleitenden Worten bereits erwähnt, fand die Eiszeit ungefähr dieselbe Gestaltung der Erdoberfläche vor, welche den Vorgängen der Jetztzeit zur Grundlage dient. Geschaffen wurde dieselbe in der Tertiärperiode, diese ist die eigentliche Vermittlerin zwischen der fernliegenden und anders gestalteten Vergangenheit und der Gegenwart. In der Tertiärzeit fand die Wanderung der Klimate statt, derzufolge sich allmählich der Tropengürtel um den Aequator, die Polarzonen um die Pole und die Zonen des gemäßigten Klimas zwischen beiden herausbildeten (wenn man auch nicht denken darf, daß es nie vorher klimatische Unterschiede gegeben habe). Waren einst Grönland, Spitzbergen, überhaupt jene heut so unwirthlichen Länder mit einer tropischen Vegetation bedeckt, so verloren sie nunmehr diesen Charakter, sie wurden kälter und pflanzenärmer, die Gewächse, welche sie einst geschmückt hatten, wanderten in mittlere Breiten aus, bis auch dort ihres Bleibens nicht mehr war, bis sie sich nach der heutigen Tropenregion zurückzogen.

In der späteren Tertiärzeit hoben sich die großen Alpengebirge empor, die nicht, wie man es sich einst dachte, das Gerippe der Erde darstellen, sondern im Gegentheil höchst jungen Alters sind und im Verhältniß zur Größe des Erddurchmessers nur unbedeutende Anschwellungeu der äußersten Rinde darstellen.

Viele Gipfel in den Alpen, Pyrenäen, im Himalaya, in den Anden und Cordilleren bestehen aus eocänen, das ist alttertiären Gesteinen und beweisen somit, daß ihre Hebung erst im späteren Tertiär vor sich gegangen sein muß. Andere Gebirge bestanden freilich von Alters her als feste Schollen der Erdrinde; unter diesen ist auch das skandinavische, das in der Eiszeit zu so besonderer Bedeutung gelangte.

Meer und Festland befanden sich also am Ende der Tertiärzeit im Allgemeinen in ihren heutigen Grenzen. Aenderungen im Einzelnen haben natürlich noch stattgefunden und finden immer noch statt, denn die erdumgestaltenden Kräfte haben ja nicht aufgehört zu wirken, Länder versinken wie einst unter das Meer und geben neuen Raum zum Niederschlag seiner Sedimente, andere steigen empor und geben den bis dahin geschützten Meeresboden dem wechselnden Spiel der Atmosphärilien preis, und so ist auch seit der Tertiärzeit nicht Alles beim Alten geblieben. Um nur einige der naheliegendsten Beispiele zu erwähnen, so bestand der Canal zwischen England und dem Festlande noch nicht, das Becken der Ostsee war in seiner heutigen Gestalt

noch nicht vorhanden ꝛc. Es würde zu weit führen, darauf näher einzugehen.

Dergleichen waren die Verhältnisse, welche die Eiszeit oder, wie man sie sonst nennt, die Diluvial- oder Quartärzeit vorfand.

Die Bezeichnung Eiszeit hat ungefähr dieselbe Berechtigung wie die Bezeichnung Kreidezeit: ebensowenig als in Letzterer nur Kreide oder kreideartige Gesteine abgelagert wurden, sind glaciale Gebilde die alleinigen Reste jener Zeit. Das Eis war nicht berufen (und konnte es nicht sein) die ausschließliche Rolle zu spielen, sondern nur eine sehr wichtige und relativ überwiegende. Ja, es ist sogar zweifelhaft, ob jemals der größere Theil der Erdoberfläche gleichzeitig vom Eis bedeckt gewesen ist, ob nicht, während auf großen Strecken der nördlichen Hemisphäre ungeheure Eismassen lagerten, die südliche verhältnißmäßig frei davon war. Aber auch auf jeder der beiden Erdhälften im Besonderen dauerte die Eisbedeckung nicht während der ganzen Periode in gleichem Grade fort. Vermuthlich wechselten Zeiten stärkerer und schwächerer Vereisung mit einander ab, wie es in kleinerem Maßstabe auch in den heutigen Gletscherrevieren noch ist, deren periodische Vergrößerung und Verringerung ein beliebtes Problem der neueren Forschung ist. In letzterem Sinne kann man demnach von einer Mehrzahl von Eiszeiten (Glacialzeiten) reden, die von wärmeren Intervallen, den Interglacialzeiten — wenn es deren überhaupt mehrere gegeben hat — unterbrochen wurden. Und so wäre denn der Ausdruck Diluvialperiode, auf die alte Theorie großer Fluthüberschwemmungen bezüglich, vielleicht vorzuziehen, weil er zweifellos die ganze Summe der eiszeitlichen Phänomene, also auch die nicht durch das Eis bedingten, umfaßt; und noch richtiger und vorwurfsfreier wäre der lediglich chronologische Ausdruck Quartärperiode, aber die Bezeichnung Eisperiode, Eiszeit ist andererseits so bedeutungsvoll, daß man sie nur ungern aufgeben würde und lieber trotz der Ungenauigkeit neben den andern Bezeichnungen beibehält, zumal für Darstellungen wie die gegenwärtige.

Die Eisperiode ist also, um es noch einmal zusammenzufassen, die der geologischen Gegenwart vorausgehende Periode der Erdgeschichte, charakterisirt durch das Auftreten einer mehrmaligen Vereisung ausgedehnter Theile der Erdoberfläche.

Welches waren nun die Ursachen einer so außerordentlichen und merkwürdigen Veränderung in dem Zustande unseres Planeten, einer Veränderung, welche in offenem Widerspruch zu stehen scheint zu der allgemein anerkannten Stetigkeit in der Entwickelung desselben, besonders auch in seiner Erkaltung? Und welchen äußeren Einflüssen wich andererseits diese Eisdecke, nachdem sie durch so lange Zeit über so große Gebiete ihren starren und erstarren machenden Mantel gebreitet hatte? Welches waren eben diese eisbedeckten Gebiete, und welche Wirkungen erfuhren sie durch ihre Last? Wie sah es aus in den eisfreien Landstrichen, und welche Organismenwelt belebte dieselben? Fragen über Fragen! Jede von so großem

Interesse, daß es schwer sein dürfte zu entscheiden, welche die reizvollere ist, aber nicht alle einer sicheren Beantwortung, wenigstens gegenwärtig, in gleichem Maße zugänglich.

Hier*) können selbstverständlich nicht alle diese Fragen erschöpfend behandelt, es kann nicht eine Darstellung des heutigen Standes unserer Kenntniß von der Eiszeit gegeben werden, für eine solche würde der Raum eines starken Bandes nicht zu viel sein, sondern hier kann es sich nur darum handeln, Einiges herauszugreifen, was dem Leser ein allgemeines Bild jener Periode geben kann. Vor allem richtet sich da naturgemäß unser Blick auf unsere eigene Heimat, die ja, wie schon hervorgehoben wurde, der Diluvialgeologie ein ausgezeichnetes Object, besonders in der norddeutschen Ebene, darbietet.

Bei aller Flachheit wechselvoll und veränderlich, bald öde und traurig, da wo ausgedehnte Sandflächen die landschaftliche Physiognomie beherrschen, bald durch das Zusammenwirken von Wald, Wasser und Hügeln von hohem landschaftlichen Reize, dann wieder fruchtbares Ackerland, mit Feldern weit und breit bedeckt, so stellt sich der Boden Norddeutschlands dar, ein im Ganzen einheitliches und doch im Einzelnen sehr viele individuelle Züge tragendes Gebiet.

Eine gleiche Mannigfaltigkeit aber, ein gleiches ordnungsloses und verworrenes Durcheinander finden wir, wenn wir einmal uns ansehen, wie an einer Stelle unterhalb der Oberfläche des Bodens die Schichten auf einander liegen, wenn wir also die verticale Zusammensetzung des Bodens betrachten, wie sie ja oft, sei es an Bach- oder Flußufern, sei es in den Lehmgruben der Ziegeleien, zu sehen ist, oder wie sie durch Bohrungen ermittelt wird.

Zu oberst liegt meistens Humus, Mutterboden, Ackererde, eine mehr oder minder dünne Schicht, die aus verwitterten Bodenarten, aus verwesten organischen Bestandtheilen, aus Abfällen u. dergl. besteht und sich täglich neu bildet und vermehrt. Sind die Verhältnisse dieser Bildung nicht günstig, so treten die sonst von ihr bedeckten Schichten unmittelbar zu Tage: Sandschichten oder Lehm, oder, wo auch diese fehlen, fester Fels; letzteres ist aber in der norddeutschen Ebene sehr selten der Fall. Meist folgen von oben nach unten unter einer Decke von Humusboden oder neu angeschwemmten (alluvialen) Sanden mehrere Schichten von Lehm und Sand in Wechsellagerung, letzterer bald grobkörnig, bald feinkörnig, bald horizontal, bald schräg (discordant) geschichtet, bald in Schichten, die weithin gleich-

---

*) Literaturnachweise erscheinen hier nicht angebracht, zumal solche in dem Schriftchen von Dames: „Die Glacialbildungen der norddeutschen Tiefebene", Samml. gemeinsch. wiss. Vortr. von Virchow und Holtzendorff, in hinreichendem Maße gegeben sind.

mäßig zu verfolgen sind, bald in kleineren linsenförmigen Partien, die dann zwischen andere Schichten sich einschieben. Sehr oft nimmt auch reiner Thon, bald ungeschichtet, bald geschichtet, an der Schichtenfolge Theil, noch öfter aber ist er durch Sand verunreinigt, und es finden sich dann alle Uebergänge vom reinen Thon durch den sandigen Thon und den thonigen Sand zum reinen Sand. Kurz, es ist eine sehr große Fülle von verschiedenen Bodenarten vorhanden, die aber, nur in anderer Gruppirung, ziemlich allenthalben zu finden sind.

In diesen Schichten aber und, aus ihnen durch die Tageswässer ausgespült, an der Oberfläche finden sich weit und breit zahlreich große und kleine sogenannte Geschiebe, Gesteinsbruchstücke, die nicht einheimisch sind, sondern aus der Fremde, zum Theil aus Skandinavien stammen; daher werden sie auch erratische Blöcke, Findlinge, genannt. Sie sind in unseren Gegenden, welche arm an festem, anstehenden Gestein sind, von unschätzbarem Werthe für Chaussee- oder auch Hausbauten: oft kann man aus der Zusammensetzung der Mauer eines Dorfhauses schon eine ungefähre Uebersicht der in der Gegend vorkommenden Geschiebe erhalten.

Diese zuerst verwirrende, chaotische Mannigfaltigkeit ist das Product der Eiszeit, ihre Erklärung ist die Aufgabe des Diluvialgeologen. Lange Zeit blieb dieselbe ungelöst, weil man diese aus der jüngsten geologischen Vergangenheit stammenden und oft schwer von den gegenwärtigen zu trennenden Gebilde wenig beachtete und nur den petrefactenreichen Geschieben Aufmerksamkeit schenkte. Der Wunsch, ihre Anwesenheit zu erklären, führte dann zu der Drifttheorie, nach welcher die fremden Geschiebe auf Eisbergen, die von den ehemals bedeutenderen skandinavischen Gletschern bei ihrem Eintauchen in's Meer abbrachen und in diesem, das damals bis an die deutschen Mittelgebirge gereicht haben sollte, in unsere niedrigeren Breiten trieben, um hier zu schmelzen oder zu stranden und ihre Ladung fallen zu lassen.

Erst die Studien der Schweizer Geologen Venetz, Charpentier und Agassiz führten zu einer anderen Auffassung und zu eingehenderen Untersuchungen, die von Torell, wie Eingangs erwähnt, nach einer ziemlich langen Pause neuerdings mit dem glücklichsten Erfolge wieder aufgenommen worden sind.

II.

Schon jene Schweizer Geologen nahmen an, daß nicht nur die Schweiz, bezw. das Alpenland, sondern auch Norddeutschland gewaltige Eismassen getragen habe, erst die neueren Untersuchungen aber haben als genaueres Ergebniß feststellen können, daß es außer einigen kleineren Gletschercentren in Europa drei größere gegeben hat, das skandinavische, das britische und das alpine, von denen die beiden ersten mit einem Theile ihrer Grenze sich berührten und gemeinsam das große nordeuropäische Glacialgebiet bildeten.

Alle Gebirge müssen damals zu bedeutenderer Höhe emporgeragt haben als heut: das läßt sich von vornherein annehmen, denn Verwitterung und Erosion haben ja seit ungezählten Jahrtausenden an ihrer Abtragung gearbeitet. Diese Annahme finden wir denn auch bestätigt, wenn wir uns die großen Terrassenländer und Ebenen, welche die Gebirge umgürten, etwas genauer ansehen und dabei finden, daß sie aus nichts anderem bestehen als aus dem Schutt, den Trümmern der Gesteinsmassen, die die feindlichen Elemente jenen geraubt haben. Das Volumen dieser Schottermengen hat sogar unter andern Hülfsmitteln eine allerdings sehr ungenaue Schätzung des Betrages gestattet, um welchen die Gebirge an Volumen, also auch an Höhe erniedrigt worden sind. Heim glaubt annehmen zu dürfen, daß die Alpen bereits die Hälfte ihres Volumens verloren haben, ein Verlust, der der Eiszeit allerdings nur zum Theil angerechnet werden kann, denn die Abtragung wirkte ja schon während der Hebung beständig dieser entgegen. Jedenfalls aber müssen zu Beginn der Eiszeit die Gebirge gewaltigere Dimensionen gehabt haben als heut.

Von ihnen strahlten nun die Eismassen nach allen Richtungen hin aus, ähnlich wie sie heut in Grönland von einem noch unbekannten inneren Plateau zur Küste abwärts fließen. Und auch darin besteht eine Aehnlichkeit mit Grönland, daß nicht eigentliche Gletscher, von Uferwänden eingefaßt, zu Thale flossen, sondern daß sich breite Eismassen, zu einer einzigen Decke, einem Inlandeise, verschmolzen, uferlos von dem centralen Kern herabwälzten. Erst in den tieferen Regionen, wo es nicht mehr die enorme Mächtigkeit besaß, zertheilte sich das Eis wohl hie und da bei günstiger Gelegenheit in gletscherartige Ausläufer. Wo aber keine Gletscherufer sind, kann es auch keine Seiten- und Mittelmoränen geben, sondern nur eine Grundmoräne — denn erstere beide entstehen aus dem von den Uferwänden herabfallenden Gesteinsmaterial, die letztere aber kann aus Bestandtheilen des Gletscheruntergrundes gebildet werden — und die Endmoräne, der Steinwall, den die bis zum Ende des Gletschers transportirten und dort liegen bleibenden Trümmer bilden, muß ein anderes Aussehen haben, da sie ja aus der Grundmoräne allein hervorgeht, als dann, wenn die Blöcke der Oberflächenmoränen sie vorwiegend zusammensetzen.

Zu Beginn der Diluvialzeit war natürlich diese eintönige Eiswelt noch nicht zu so großer Ausdehnung gelangt wie später. Noch war sie beschränkt auf die Höhen der Gebirge, aber Schritt für Schritt eroberte sich das Eis sein Terrain und sandte seine Vorposten in Gestalt seiner mit Grundmoränenmaterial beladenen Schmelzwässer voran, gerade so wie heut den Gletscherenden milchig trübe Gletscherbäche entströmen. Diese Schmelzwässer hinterließen geschichtete Ablagerungen von Sand, Kies und Ton, die sich mit den heimischen Süßwasserablagerungen mischten und nun in Wechsellagerung mit ihnen auftreten. So kommt es denn mehrfach vor, daß einheimische, vor der Eiszeit abgelagerte (präglaciale)

Bildungen über Schichten lagern, die nordisches, also glaciales Material führen.

Welches Klima in Mitteleuropa damals geherrscht hat, darüber geben die Reste der Fauna und Flora, woran jene Ablagerungen mitunter reich sind, Aufschluß. Es haben sich nämlich die Reste von vier Säugethieren, Hirsch, Damhirsch, Reh und Rind, von drei Fischen, Karpfen, Barsch und Hecht, ferner eine Anzahl Landschnecken sowie Süßwasser-Schnecken und -Muscheln gefunden, endlich Reste von folgenden Pflanzen: Eiche, Roth- und Weißbuche, Birke, Pappel, Gagel, Ahorn, Linde, Hartriegel, Blaubeere, Wasserschlauch, Stechpalme, Erle, Weide und Kiefer. Laufer fügt aus einem hannöverschen Aufschluß hierzu noch: Espe, Wallnuß, Esche, Hasel, Hornblatt, Schilfrohr und Schachtelhalm.

Nach alledem muß das Klima ein dem heutigen durchaus ähnliches gewesen sein, und zwar, wie Keilhack bemerkt, mehr unserem mitteldeutschen entsprechend als dem norddeutschen.

Jene Süßwasserkalkbildungen sind als Seeabsätze natürlich nur local. Von großer Ausdehnung sind dagegen die erwähnten Kiese, Sande und Thone, der sogenannte untere Diluvialsand und seine Aequivalente. Sie bedecken große Theile unseres Vaterlandes und haben z. B. der Lüneburger Haide ihr trauriges Gepräge gegeben. Sie sind discordant geschichtet, was auf schnell strömendes Wasser als Bildungsmedium weist und sie als Absätze der Gletscherströme des vorrückenden Eises kennzeichnet. Keilhack hat sie in sehr instructiver und lichtvoller Weise der isländischen „Sandr" verglichen, großen Sandflächen, die von den sehr sedimentreichen Gletscherströmen Islands, da wo dieselben in die Ebene treten und ihr Gefälle vermindern, abgesetzt werden.

Von gewissen Meeresablagerungen dieses Alters wird weiter unten die Rede sein.

Das warme Klima, welches zu dieser Zeit herrschte und dessen Annahme eine Bestätigung durch die in süd- und mitteldeutschen Höhlen (Ofnet, Lindenthal) aufgefundenen Thierreste erhält, war nicht von Dauer. Nach und nach trat eine verhängnißvolle Abkühlung ein, welche eine Erniedrigung der Schneegrenze zur Folge hatte: Die erste Eiszeit brach herein. Jene Flora und Fauna verschwand aus den von ihr besiedelten Gebieten und zog sich in mildere Striche zwischen dem nordeuropäischen und dem alpinen Gletscherrevier zurück.

Dieses eisfreie Gebiet war nicht allzu groß, denn die Eisdecke erlangte in dieser Periode eine ganz enorme Verbreitung, da sich ihre Spuren bis an die deutschen Mittelgebirge, ja an deren nördlichen Abhängen noch bis zur Höhe von circa 450 m constatiren lassen.

Die Verbreitung der erratischen Geschiebe erlaubt nämlich eine ziemlich genaue Bestimmung der Grenze, bis zu der das Eis vorgedrungen ist. Hier genügt es anzugeben, daß diese Grenze in England von der Themse, in

Holland und Westdeutschland vom Rhein bis zur Ruhr, dann von dieser und der Diemel und weiterhin von den deutschen Mittelgebirgen bis nach Oberschlesien hin gebildet wird.

Am Nordrand der Karpathen zieht sie dann weiter und im Bogen über Lemberg, Kiew, Woronesch, Nischni-Nowgorod zur Tscheskaja-Bucht. Im Ganzen stellt dies ein Areal von mehr als 2 000 000 qkm dar, wovon etwa der fünfte Theil auf Holland, Dänemark und Deutschland kommt. Das britische Glacialgebiet ist hierin mit eingeschlossen; dasselbe umfaßt übrigens nicht blos die Hauptinseln, sondern auch die Shetland- und Orkney-Inseln und die Hebriden.

Es könnte nun, wenn man diese Ausdehnung des nordeuropäischen Inlandeises sich ansieht, die Frage entstehen, wie denn das Eis über die Ostsee gelangte und wie es denn in so großer Entfernung von seinem Bewegungsmittelpunkte, an den deutschen Mittelgebirgen, noch bis über 400 m hoch Geschiebe ablagern konnte. Beide Fragen hängen eng mit der nach der Mächtigkeit des Eises zusammen.

Um für dieselbe einen annähernden Werth zu erhalten, hat man die verschiedensten Berechnungen angestellt, aber bei dem Mangel an sicheren Voraussetzungen haben sie nie ein anderes Resultat ergeben können als die Ueberzeugung, daß die Mächtigkeit eine ganze enorme gewesen sein muß. In der Gegend von Berlin beispielsweise muß dieselbe mindestens 550 m über dem Spiegel der Ostsee, in der Gegend von Bornholm mindestens 725 m betragen haben.

Das Gefälle des Eises, vertheilt auf die ganze, etwa zehn Breitengrade messende Entfernung des Südrandes vom Centrum muß ein sehr geringes gewesen sein. Denn setzt man auch nur das Gefälle voraus, welches J. Geickie und Croll für das nordamerikanische Inlandeis annehmen, nämlich im Mittel 1 m auf 400 m, so würde dies eine Meereshöhe des skandinavischen Gebirges von 3250 m erfordern (Penck).

Was nun die Ostsee betrifft, so liegen drei Möglichkeiten vor, um das Vorhandensein des Eises südlich von ihr zu erklären: entweder letzteres erfüllte sie gänzlich und bildete sich so selbst eine Unterlage für weiteren Nachschub, oder es erfüllte sie nicht, sondern schwamm hinüber, oder aber sie war noch gar nicht vorhanden.

E. Geinitz hat dies nämlich wenigstens für den südwestlichen Theil sehr wahrscheinlich gemacht und in der That sprechen ja für das Vorhandensein einer Landverbindung auch die zahlreichen, der Kreideformation angehörigen Geschiebe, welche aus zerstörten Schichten jener Gegend stammen müssen.

Nun finden sich aber am Rande der Ostsee an mehreren Stellen in Holstein und Ostpreußen marine Ablagerungen, welche vor der ersten Vergletscherung gebildet sind, aber nordische Geschiebe führen: es sind die sogenannten Cyprinenthone. Die westlichen gleichen den östlichen in hohem

Grade, nur besteht der bedeutsame Unterschied, daß jene eine entschiedene, reine Nordseefauna enthalten, diese aber durch Schalen der Leda arctica einen arctischen Charakter bekommen. Dies spricht dafür, daß dort eine Verbindung mit der Nordsee, hier mit dem Eismeer bestanden habe und daß beide Localitäten getrennt gewesen seien, was gut zu der von Geinitz angenommenen Landverbindung zwischen Mecklenburg und Schweden paßt. Wo die Verbindung mit dem Eismeer war, läßt sich freilich nicht angeben, Loven (bei Dames l. c. S. 14) nimmt die Gegend des Ladoga- und Onegasees dafür in Anspruch; dort ist übrigens die Wasserscheide noch heut so niedrig, daß bei Hochwasser beide Meere thatsächlich verbunden sind.

Es bestand also damals nur ein Theil der Ostsee und zwar der östliche, und diesen muß das vordringende Eis ausgefüllt haben, während es im Westen eine Landbrücke benutzte. In Eisberge zerbrechen bei dem Eintritt in das Meer konnte es nicht wohl, denn dazu gehört eine gewisse, nach der Dicke des Eises verschiedene Tiefe.

Nach Hellands Untersuchungen taucht nämlich ein Eisberg nur mit einem Siebentel seines Volumens aus dem Wasser hervor, ein solcher von 1000 m Dicke erfordert also ein 860 m tiefes Meer. Daß aber auch bei genügender Tiefe die Gletscher noch oft als zusammenhängende Decke im Meere schwimmen, hat Helland mehrfach in Grönland zu beobachten Gelegenheit gehabt, und er fügt hinzu, daß unter solchen Umständen das Meer sogar den Fortschritt erleichtert, da es durch den Auftrieb des Wassers den Druck auf den Boden verringert. Die Ostsee war demnach jedenfalls nicht tief genug, um ein Zerfallen des sehr mächtigen skandinavischen Eises zuzulassen, und ebensowenig, um das gleich hier anzuführen, die Nordsee. Ueber beide setzte sich das Inlandeis als zusammenhängende Decke fort, um hier den Boden Norddeutschlands, dort, wenigstens an einigen Stellen, denjenigen Englands zu erreichen.

Um nun noch von dem Oberflächencharakter eines Inlandeises eine Vorstellung zu geben, soll die Beschreibung des dänischen Reisenden Jensen hier Platz finden, welcher im Jahre 1878 in Grönland von dem Ende des Frederikshaab-Gletschers zehn Meilen weit in's Innere, bis zu einem 1556 m hohen Nunatak (d. i. eisfreie Klippe im Binneneise) vordrang*).

„Das Binneneis," sagt er, „lag mit seiner ungeheuren Fläche nach allen Seiten vor meinen Füßen ausgebreitet, und gegen Osten hob es sich, so weit das Auge zu reichen vermochte, beständig höher und höher, bis es mit dem Himmel zusammenschmolz in einen Horizont, welcher bedeutend höher lag als mein Standpunkt, dessen Höhe über dem Meere 4960 Fuß (1556 m) betrug. Mit Ausnahme der Berggipfel, welche zu derselben Gruppe gehörten wie der Berg, auf dem wir uns befanden, war kein eis-

*) Mitgetheilt von R. Lehmann in: „Die dänischen Untersuchungen in Grönland", Petermanns Mittheilungen 1880.

freies Land mehr gegen Osten zu sehen . . . Oestlich von uns war das Eis an mehreren Stellen äußerst zerklüftet, und es sah aus, wie wenn Berge unter dem Eis beinahe bis zu dessen Oberfläche emporragten und im Begriff wären, als Nunataks hervorzubrechen. Einen großartigen Anblick gewährten die uns zunächst umgebenden Nunataks. Ernst ragte in einem Bogen aus dem Eise eine Reihe großer, dunkler Berggipfel empor, welche die gegen Westen fortschreitende Bewegung des Eises hemmte. Für welche ungeheure Naturkraft diese Felsen ein Hinderniß bildeten, davon gab die mich zunächst umgebende Landschaft ein anschauliches Bild. Im Osten war das Binneneis aufgestaut, so daß es beinahe den Gipfel des Nunataksk (auf Jensens Karte bezüglich) erreichte, während es gleich einem ungeheuren, gefrorenen Wasserfall steil zwischen diesen Bergen zu dem viel tiefer liegenden Eise westlich von demselben herniederfiel, und am Fuß dieses Steilabfalles lag ein großer See, zum Theil gefüllt mit Eisbergen, welche von dem höher liegenden Eise abgesondert waren. Der Nunatak, auf dessen Spitze ich stand, hatte einen Umfang von etwa einer Meile (7532 m)."

Welchen Einfluß hatte nun die Eisbedeckung auf die Bodengestaltung der von ihr betroffenen Länder? Es ist bereits mehrfach von glacialen Ablagerungen die Rede gewesen, eine Ablagerung von Material setzt aber voraus, daß dasselbe irgend woher entnommen worden ist.

Das Inlandeis hat, wie schon erwähnt, wohl so gut wie keine Oberflächenmoränen gehabt, da es nicht aus Gletschern bestand, die zwischen Bergwänden eingeschlossen waren,. sondern als Decke Berge und Thäler überzog. Es glich darin manchem der heutigen norwegischen Gletscherdistricte (z. B. Folgefond) sowie dem grönländischen Binneneise, das auch nur dort kurze, bald in Spalten versinkende Oberflächenmoränen hat, wo von den Nunataks Gesteinstrümmer herabfallen. Dafür war aber die Grundmoräne des Inlandeises um so mächtiger. Dieselbe ist von außerordentlicher Wichtigkeit und bedarf einiger Bemerkungen. Sie befindet sich, wie ihr Name besagt, am Grunde des Eises. Bei einem eigentlichen Gletscher besteht sie zum großen Theil aus dem von seiner Oberfläche auf den Grund gefallenen, zum andern Theil aus dem von letzterem losgelösten Material. Daraus wird durch den gewaltigen Druck des Eises unter Mitwirkung der stets darin circulirenden Schmelzwässer eine schlammige, breiartige Masse, deren Theilchen durch die Bewegung des Gletschers selbst in fortwährender Bewegung sind und sich gegenseitig ritzen, abschleifen, schließlich zu Staub zerreiben. Dieser Staub ist es, der den Gletscherbächen ihr milchiges Aussehen giebt.

Bei dem Inlandeise kann die Grundmoräne natürlich fast nur aus Material bestehen, welches dem Grunde entstammt, im Uebrigen muß sie die gleichen Eigenthümlichkeiten zeigen wie eine Gletschergrundmoräne.

Es ist oben von den erratischen Blöcken oder Geschieben die Rede

gewesen, diese sind nichts anderes als die noch nicht zerriebenen Blöcke der Grundmoräne, welche deswegen auch Geschiebelehm oder Blocklehm genannt wird. In unzersetztem Zustande stellt sich derselbe dar als eine ungeschichtete, compacte, blaugraue oder gelbliche, mit größeren und kleineren Geschieben reichlich durchsetzte Masse, meist mit einem bedeutenden Gehalt an kohlensaurem Kalk. Die vollkommene Regellosigkeit der Anordnung ist eines der wichtigsten Merkmale. Große Blöcke liegen neben kleinen und kleinsten Gesteinsfragmenten; auch liegen sie nicht auf der Breitseite wie Flußgeschiebe, sondern in allen erdenklichen Lagen, schräg oder ganz auf der schärfsten Kante stehend, sind sie wirr durch den Lehm verstreut. Sie sind auch nicht abgerundet, sondern oft treten die schärfsten Kanten und Ecken an ihnen auf, ein Beweis, daß sie nicht aus der Schleifwerkstätte fließenden Wassers hervorgegangen sind. Glatt sind sie zwar auch oft genug wie Flußgerölle, aber sie sind zugleich auf diesen glatten Flächen beinahe wie polirt durch das Schleifpulver, was bei jenen nie der Fall ist. Zudem sind sie auf den abgeschliffenen Flächen mit feineren oder gröberen Ritzen und Schrammen versehen, die durch die gegenseitige Aneinanderpressung und Reibung bei der Vorwärtsbewegung der vom Eis belasteten Masse entstanden sind. Wohl zu bemerken ist, daß auch die feinsten und kleinsten Theilchen, die Grundmasse des Geschiebelehms, nichts sind als zermahlene und zerriebene Geschiebe, so daß man sie füglich auch als solche bezeichnen kann, nur von sehr geringen Dimensionen. Diesen winzigen Körperchen stehen dann die riesigen Kreideschollen auf der Insel Möen und die noch bekannteren auf Rügen gegenüber, die herrlichen Felsen der Stubbenkammer, welche durch die Uebereinanderschiebung sehr großer, durch die Kraft der zwischengepreßten Grundmoräne von den anstehenden Kreideschichten losgelöster Blöcke entstanden sind.

Je nach ihrem Ursprungsort bestehen die Geschiebe natürlich aus verschiedenem Gestein, indem sie entweder aus geschichteten, versteinerungsführenden, sedimentären, oder aus versteinerungslosen, krystallinischen oder jüngeren eruptiven Bildungen stammen. Die Geschiebe der ersten Art sind längst Gegenstand der Untersuchung geworden, weil sie durch ihre Versteinerungen in ausgezeichneter Weise zur Bereicherung unserer paläontologischen Kenntnisse dienen und zugleich ein gutes Mittel zur Identificirung mit anstehenden Felsarten und somit zur Herkunftsbestimmung bieten. Die Geschiebe von massigen und geschichteten Ur- und Eruptivgesteinen (Granit, Gneiß, Syenit, Diorit, Porphyr, Melaphyr, Basalt u. a.) sind mit geringerem Interesse betrachtet worden, weil bei ihnen im Allgemeinen der Ort der Herkunft schwer oder gar nicht festzustellen ist. Doch sind immerhin einige sehr charakteristische und leicht kenntliche darunter, so der Rhombenporphyr und der Zirkonsyenit aus der Umgegend von Christiania.

Zu den verbreitetesten und bekanntesten Geschieben gehören besonders auch solche von Feuerstein, welche vermuthlich aus den zerstörten Kreide-

ablagerungen an der Stelle der heutigen Ostsee stammen. In den Kreidefelsen von Rügen kann man ihr Vorkommen leicht beobachten. Erwähnenswerth ist ferner der Bernstein, der auch nicht gerade selten als Geschiebe angetroffen wird und gleichfalls aus den baltischen Ländern stammt.

Der Geschiebelehm ist die Form der ungestörten Ablagerung der Grundmoräne. Die in und unter dem Eise circulirenden Schmelzwässer hinderten eine solche aber oft genug, indem sie die Grundmoräne ausschlämmten und das Material nach Schwere und Feinheit und je nach ihrer eigenen, durch die Schnelligkeit bedingten Tragfähigkeit sonderten und schichtweise absetzten. Solche geschichtete, fluviatile Ablagerungen von Kies, Sand und Thon haben wir schon aus der Präglacialzeit kennen gelernt, eben solche bildeten sich auch während der Herrschaft des Eises, und es kann, wie Credner bemerkt, leicht kommen, daß man auf ganz geringem Raume ungeschichteten Geschiebelehm, geschichtete Kiese und Sande und selbst Bänderthon — so nennt man die aus sehr dünnen Lagen von reinem und feinsandigem Thon bestehenden Gebilde — neben einander bemerkt. Die Hauptmasse dieser geschichteten Ablagerungen gehört allerdings den Zeiten größerer Wirksamkeit des Wassers beim Wachsen und Schwinden des Eises an.

Das abgelagerte Material mußte irgend woher entnommen sein, das Eis muß also auch abtragend gewirkt haben. Das ist unzweifelhaft, über die Art der Wirksamkeit aber herrscht noch Streit, es ist der Streit über die Glacialerosion. Die einen sagen, ein Gletscher sei nur in seltenen Fällen im Stande, den vorhandenen Bodenschutt fortzuräumen, er schütze den Boden vielmehr vor der Erosion, indem er eine Decke über ihn breite, und noch viel weniger sei er im Stande, ein Becken in festem Felsen auszuhöhlen, die anderen aber schreiben ihm gerade letztere Fähigkeit zu. Zu den beredtesten Vertheidigern dieser Glacialerosion gehören Amund Helland und Albrecht Penck. Jener hält sogar die Möglichkeit der Bildung des Ostseebeckens auf diese Weise nicht für ausgeschlossen, und besonders nehmen sie diese Bildungsweise für die kleinen, im festen Fels ausgehöhlten Becken der sogenannten Meeraugen (skandinavisch Botner), wozu z. B. auch die Koppenteiche im Riesengebirge gehören, an. Und in der That giebt es recht gewichtige Zeugnisse, welche für die zweite Ansicht sprechen, vor Allem die Thatsache, daß oft die zu Tage tretenden Ausgänge der heut von diluvialen Ablagerungen bedeckten Schichten, die Schichtenköpfe, zerstört, zerrissen, umgebogen und mit Geschiebelehm injicirt sind. Das sind doch Beweise einer gewaltigen, den Boden angreifenden Kraft. Stellen, welche dies sehr schön zeigen, sind nicht gerade selten, auch die oben erwähnte Ueberschiebung der Kreideschollen auf Rügen und Möen gehört hierher. Einen geringeren Grad von Abnutzung stellen die zahlreichen geglätteten und geschrammten Felsflächen dar, welche, im Norden überaus häufig, bei uns nur unter günstigen Umständen bei Abräumung der diluvialen Ab-

lagerung von festem Felsboden zu sehen sind. Zuerst fand man dergleichen bei uns auf dem Kalk von Rüdersdorf bei Berlin, später bei Leipzig, Magdeburg, Osnabrück und an anderen Orten. Die Vermittlerin dieser abschleifenden Thätigkeit ist natürlich die durch die ungeheure Eislast mit gewaltigem Druck über den Boden gepreßte Grundmoräne, die durch die zahllosen Schmelzbäche eine wirksame Unterstützung fand. So wie manche Seebecken hat man besonders auch die Entstehung der Fjorde der Glacialerosion zuschreiben wollen, doch ist eine endgültige Entscheidung noch nicht erreicht.*)

Von der Wirkung der Schmelzbäche im Besonderen legen die sogenannten Riesenkessel oder -Töpfe Zeugniß ab, die aus dem Gletschergarten von Luzern wohl vielen bekannt sind, die aber auch in der norddeutschen Ebene (Rüdersdorf z. B.) nicht selten sind. Man hat sie sich so entstanden zu denken, daß die Gletscherwässer, durch Unebenheiten des Bodens zu kleinen Stromschnellen und Wasserfällen genöthigt, ausgewaschene Geschiebe der Grundmoräne an einer und derselben Stelle beständig hin und her rollten und so eine kesselförmige Vertiefung erzeugten, auf deren Boden heut noch meistens das selbst abgeschliffene Schleifwerkzeug, der Mahlstein, zu finden ist.

Ueber all diese Oberflächenformen breitete die Grundmoräne der ersten Vereisung, der blaue oder untere Geschiebelehm, einen schützenden Mantel, unter dem man sie heut als lebendige Zeugen jener Zeit wieder aufgefunden hat.

III.

Der ersten großen Eiszeit folgte eine Periode, in welcher das Eis unter dem Einfluß milderer klimatischer Bedingungen sehr weit, bis nach Skandinavien, zurückging. Der zurückbleibende Geschiebelehm ward den umgestaltenden Einflüssen der Verwitterung und Erosion ausgesetzt, eine Pflanzendecke breitete sich aus, der rückschreitenden Eisgrenze folgend, und auch die Thierwelt drang in die wieder bewohnbaren Gebiete ein. Die Gewässer des nördlichen Abhanges der deutschen Mittelgebirge konnten sich wieder an deren Fuße zu Flüssen sammeln, die, mit den von Norden kommenden Schmelzwässern des Eises vereinigt, an dessen Rande entlang nach Nordwesten strömten. Die Abnahme der Vergletscherung muß eine sehr langsame gewesen sein, denn sonst hätten große Mengen von Schmelzwässern auf einmal sich bilden und die jungen Ablagerungen in großem Umfang zerstören müssen. Erst die Fluthen des nach langer Pause von neuem vordringenden Eises, die ihm voraus eilenden Gletscherströme ebneten den Boden mit einer Decke von Ausschlämmungsproducten der Grundmoräne ein und begruben die organische Welt dieser Periode mit ihren Sedimenten. So kommt es, daß man die Knochen der großen Wirbel-

*) Neuerdings haben sich die Vertreter der beiden Richtungen in ihren Ansichten sehr genähert.

thiere immer verschwemmt, verstreut, nie in ganzen Skeletten in den geschichteten Ablagerungen der Interglacialzeit findet. Aber auch so geben sie uns ein genügendes Zeugniß für die Zusammensetzung jener Thierwelt. Zu den bemerkenswerthesten und häufigsten Vertretern derselben gehört das Mammuth, welches gleich dem ebenfalls häufig vorkommenden Rhinoceros einen dichten Wollpelz zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung trug, wie man von den in Sibirien mit Haut und Haaren im Eise aufgefundenen Exemplaren weiß. Ihre Gefährten waren der Moschusochs, der auch heut noch vorkommt, aber nur im höchsten Norden, das Ren, das Wildpferd, Ur und Bison, Elch und Edelhirsch und der Wolf, von welch letzterem man allerdings nur spärliche Reste gefunden hat. Wie man sieht, ist es eine aus arctischen und mitteleuropäischen Typen gemischte Fauna, somit muß auch das Klima für diese wie für jene genügende Existenzbedingungen geboten haben. Eine gleiche Mischung beider Typen zeigt sich in den Pflanzenresten, die in den Absätzen der interglacialen Süßwasserbecken gefunden worden sind (besonders bei Lauenburg an der Elbe).

Selbst noch im südlichen Schweden finden sich Interglacialbildungen, das Eis muß also bis auf sehr geringe Grenzen eingeschränkt gewesen sein und jedenfalls auch das Gebiet der Ostsee verlassen haben. Aber das Bild, welches wir uns jetzt von ihr zu machen haben, ist ein anderes als in der Präglacialzeit. Ein Theil der mecklenburgisch-schwedischen Landbrücke muß in der Zwischenzeit zerstört worden sein, denn wir finden nunmehr, wie besonders Berendt gezeigt hat, an zahlreichen Punkten Ost- und Westpreußens eine ausgeprägte Nordseefauna: der östliche Theil des Ostseebeckens war nunmehr mit der Nordsee verbunden. Allerdings finden sich die meisten Schalenreste nicht in situ, d. h. an der Stelle, wo sie zuerst auf den Meeresboden niedergesunken sind, sondern sie sind meistens bei Gelegenheit des neuen Vorrückens der Eismassen mitgenommen und von den vorauseilenden Schmelzwässern abgerollt und verstreut worden, was aber nur beweist, daß nicht gerade die einzelne Fundstelle alter Meeresboden war.

Wie lange die Herrschaft des milden Klimas andauerte, läßt sich nicht sagen; jedenfalls nicht gar zu kurze Zeit, da die vielfach gefundenen interglacialen Schieferkohlen eine lange Periode zur Bildung gebrauchten. Dann aber brach noch einmal eine verderbenbringende Vereisung herein, jene Thier- und Pflanzenwelt mußte noch einmal der starren Eiswelt weichen und zog sich in mildere Regionen zurück oder wurde vernichtet und von den Ablagerungen der neuen Periode eingebettet.

Wieder dasselbe Schauspiel wie das erste Mal. Kies, Sand und Thon, von den Gletscherströmen mitgeführt, wurden weit und breit abgelagert, und darüber setzte das Eis seine Grundmoräne ab. Diese, der zweite, obere Geschiebelehm, ist durchgängig heller als der untere, nämlich gelblich gefärbt, und enthält bei weitem nicht so viel Geschiebe, wie jener, was erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß sie gewissermaßen nur die Nach-

lese darstellt. Aber noch durch zwei andere, viel wichtigere Eigenthümlichkeiten unterscheidet sich die zweite Eisperiode von der ersten, nämlich durch geringere Intensität und andere Bewegungsrichtung der Eismassen.

Während sich nämlich dieselben bei ihrem ersten Wachsen vom Centrum aus allseitig radiär vorschoben, haben sie, wie es scheint, diesmal eine andere Richtung eingeschlagen. An zahlreichen Stellen nämlich findet man sich kreuzende Schrammen auf dem Felsboden, von denen die einen der radiären Bewegung entsprechen, die anderen aber, denen man die spätere Entstehung ansieht, ungefähr ost-westlich gerichtet sind. Man unterscheidet daher das ältere, radiäre und das jüngere baltische (mit der Ostsee gleichgerichtete) Schrammensystem. Letzteres, in Südschweden und Gotland längst bekannt, ist von de Geer und Wahnschaffe neuerdings auch bei uns mehrfach, so z. B. in Rüdersdorf, nachgewiesen worden. Im Zusammenhang damit steht es, daß sich im Westen, bis nach Holland, Geschiebe aus den russischen Ostseeprovinzen finden, welche bei radiärer Bewegungsrichtung nicht dorthin hätten gelangen können.

Welche Gründe für diese auffällige Erscheinung maßgebend waren, ob vielleicht ein Causalzusammenhang mit der Erstreckungsrichtung der Ostsee besteht, ist noch nicht aufgeklärt und wird auch schwer zu entscheiden sein.

Die zweite wichtige Eigenthümlichkeit dieser Eisperiode ist, wie gesagt, ihre geringe Intensität. Die Grenze der Eismassen läßt sich daran erkennen, daß sich nicht mehr zwei Geschiebelehme, durch Interglacialbildungen getrennt, constatiren lassen, sondern nur einer, der untere. Da ergiebt sich denn, daß eine Zone von ziemlich gleichbleibender Breite zwischen den Grenzen der ersten und zweiten Maximalausdehnung des Eises verläuft, also diesmal frei blieb, der unter anderem die Lüneburger Haide, die Provinz Sachsen südlich von Magdeburg, das Königreich Sachsen, Theile von Niederschlesien sowie Oberschlesien angehören.

Dem geringen Wachsthum des Eises entsprach eine sehr geringe Beständigkeit. Es schwand diesmal viel rascher als das erste Mal und erzeugte also auch viel verheerendere Wassermengen. Eine großartige Thalbildung begann, aus der sich unser heutiges Flußsystem entwickelte, und zugleich fand eine sehr beträchtliche Ablagerung von Schwemmproducten statt, alle früheren Bildungen überdeckend und daher treffend als Decksand bezeichnet.

Dieses Nachspiel muß die Vergletscherung selbst an Großartigkeit weit übertroffen haben. Ungeheure Rinnen strömenden Wassers waren die Vorläufer der heutigen Flüsse, so wie die ungeheuren Eismassen diejenigen der heutigen Gletscher waren. Weithin machen sich die Wirkungen jener geröll- und schlammbeladenen Wassermengen bemerkbar, nicht blos in dem engeren Bereich der letzten Eisdecke, sondern weit darüber hinaus auch in dem Gebiet der vormaligen Vergletscherung. Mit ihnen vereinigten sich dann die Flüsse der deutschen Mittelgebirge zu starken Stau- und Hochfluthen. Solchen seeartig aufgestauten Gewässern wollen manche die Bildung

der breiten Zone von Löß (sehr feinsandige, in trockenem Zustande stäubende, ungeschichtete Bodenart) zuschreiben, die sich am Nordrand jener Gebirge hinzieht. Die Berechtigung zu dieser Annahme ist freilich noch zweifelhaft.

Die Abnahme des Eises erfolgte nicht gleichmäßig, sondern in gewissen Perioden, die in der Bodenconfiguration ihren Ausdruck gefunden haben. Berendt hat gezeigt, daß drei große Thalläufe dieser Discontinuität ihre Entstehung verdanken, das Glogau-Baruther (Baruth liegt etwa 50 km südlich von Berlin), das Warschau-Berliner und das Thorn-Eberswalder Hauptthal. Sie sind auch heut noch erkennbar, obwohl sie verlassen wurden, als später die von den deutschen Mittelgebirgen herabkommenden Gewässer durch keine Eisbarre mehr nach Nordwesten abgelenkt wurden, sondern sich den kürzesten Weg zum Meere suchen konnten.

Wenn ein Gletscher längere Zeit stillsteht, das heißt, wenn sein Zuwachs von oben her gleichen Schritt hält mit seinem Verlust durch Schmelzen, so häuft er nach und nach immer größere Mengen des mitgeführten Gesteinsmateriales an seinem unteren Ende an, er bildet eine Endmoräne. Wenn er dann in einem späteren Stadium wieder anwächst oder zurückgeht, so überschreitet es sie oder stößt sie vor sich her, im anderen Falle läßt er sie als Zeugen einstiger Größe zurück. Tritt dies mehrmals ein, so kommen in einem und demselben Thale mehrere Endmoränen zur Ablagerung. Wo sind nun die Endmoränen der norddeutschen Vereisung? Denn wenn dieselben auch hier, der mangelnden Oberflächenmoränen wegen, anders geartet sein müssen, so dürfen sie doch nicht fehlen, sondern endmoränenartige Anhäufungen der Grundmoräne müssen ihre Stelle einnehmen. Solche sind die sogenannten Geschiebestreifen oder Geschiebewälle, worunter man aber nicht continuirliche Erhebungen zu verstehen hat, sondern durchschnittlich eine halbe Meile breit, nicht völlig geradlinig verlaufende Höhenzüge, die sich oft in eine Reihe verschieden hoher Hügel auflösen und durch ihre unglaubliche Menge von Geschieben und Geröllen ausgezeichnet sind (E. Geinitz). Dieser Gesteinsreichthum wird bei Liepe an der Oder sogar industriell ausgebeutet. Die mecklenburgischen Geschiebestreifen hat E. Geinitz neuerdings behandelt und gefunden, daß sie auf schon vorhandenen Bodenwellen des geschichteten Untergrundes abgelagert sind. Im Ganzen unterscheidet er in Mecklenburg zehn solcher Züge.

Beständige kleinere Oscillationen des Eisrandes, wie sie immer vorkommen müssen, führten zu verschiedenen Complicationen, so daß das, was wir heut im Gebiete jener alten Moränen sehen, das Product der allerverschiedensten Factoren ist. Aber dieses so mannigfaltige Bild kehrt doch überall wieder, wo nur einst eine Vereisung ein Gebiet mit Moränen bedeckte, vorausgesetzt, daß noch nicht Zeit genug darüber hingegangen ist, um die charakteristischen Züge zu verwischen. Und so ist denn mit Recht die „Moränenlandschaft" zum festen Landschaftstypus geworden, seit Desor und Zittel ihre Eigenthümlichkeiten hervorgehoben und zusammengefaßt haben.

Zu diesen letzteren gehört besonders auch der Seeenreichthum, wie ihn bei uns die preußische, pommersche und mecklenburgische Seeenplatte zeigen. Seine einfachste von Dames gegebene Erklärung wäre die, daß das im Abschmelzen begriffene Eis seine Schmelzwässer nicht sammt und sonders in die Thäler herabschickte, sondern daß sich ein Theil derselben in Bodenvertiefungen sammelte und zurückblieb. Wahrscheinlich aber ist der Vorgang doch nicht ganz so einfach verlaufen.

Dem fliehenden Eise folgten Vegetation und Fauna, die sich auch während der größten Ausdehnung der zweiten Vergletscherung in dem Gebiet der alten, weiter nach Süden reichenden Grundmoräne erhalten hatten, mit der Besiedelung der eisfrei werdenden Striche nach, sobald die Gewässer sich verliefen. Ueber die Fauna, die sich in der Nähe des Südrandes des zweiten Inlandeises aufgehalten, hat besonders Nehring sehr eingehende Untersuchungen angestellt und an Fundstätten wie Thiede, Westeregeln, Goslar, Quedlinburg, Saalfeld, Gera Reste gefunden, welche einerseits das Vorkommen des Renthiers in großer Individuenzahl, ferner des Wildochsen, des Elchs, Edelhirsches, Mammuths und Nashorns, der Hyäne und des Tigers, andererseits auch dasjenige hocharctischer Formen bezeugen: Eisfuchs, Lemming, Polarhase, Moschusochse und Schneehuhn.

Mit diesen Thieren zusammen lebte nun auch schon der Mensch, wie es durch zahlreiche Spuren, die mit den Resten jener Thiere vorkommen, bewiesen ist. Mit dem Rückschreiten des Eises änderte sich auch die Fauna, die arctischen Formen werden spärlicher, eine Menge kleinerer Säugethiere wie Ziesel, Springmaus, Wühlratte u. dergl. treten auf und geben dieser nun schon nachglacial zu nennenden Zeit den Charakter eines Steppenklimas. Aber auch dieses mußte weichen, Wälder traten an die Stelle der Steppen. Ren, Ur und Elch, sowie jene kleineren Säugethiere wanderten aus, Mammuth und Rhinoceros verschwanden, die Thierwelt der Gegenwart begann unsere Gebiete zu bevölkern, und die Entwickelung des Menschengeschlechts konnte ungehemmt und rascher fortschreiten.

Aus Anselm Feuerbachs Leben.

Erinnerungen und Betrachtungen

von

Julius Allgeyer.

— München. —

I.

In Rom.

Es war gegen Ende November 1856. Seit einigen Wochen in Rom, saß ich eines Abends einsam in dem, jedem Deutschen damals wohlbekannten, an der Via Sistina gelegenen Caffee Luigi, als ich von einem der wenigen im Local anwesenden Gäste laut in deutscher Zunge einen rasch und lebhaft Eintretenden mit dem Namen Feuerbach begrüßen hörte.

Ich besann mich, von einem jungen Künstler dieses Namens in meiner Heimat gehört zu haben. Von seinen Arbeiten war mir nie etwas zu Gesicht gekommen.

Die überaus anziehende Erscheinung erweckte unwillkürlich mein ganzes Interesse, so daß ich mir vornahm, derselben näher nachzuforschen.

Gelegenheit hierzu bot sich leicht. Die deutsche Colonie in Rom bildet inmitten der eingeborenen Bevölkerung der großen Stadt von jeher eine in sich abgeschlossene Enclave, innerhalb welcher jeder Zugehörige unausweichlich der landsmännischen Controle verfällt. Ich erfuhr, daß Feuerbach im Auftrage seines Landesherrn seit etwa einem Jahre in Venedig und Florenz und seit Kurzem in Rom lebe; ein großes, aber vorwiegend koloristisches Talent besitze und wie zuvor in Paris in der Malweise der Franzosen, nun in Italien im Stil der Venetianer sich gefalle.

Diese Charakteristik war überaus bezeichnend für die Beurtheilung, welcher damals, und in Rom ganz besonders, jede Bestrebung verfiel, die

mit dem Hergebrachten und Durchschnittlichen irgendwie im Widerspruch stand. Jedem Andersstrebenden war damit von vornherein der Kampf mit dem Geist der Mittelmäßigkeit und Speculation aufgezwungen, welcher im römischen Kunsttreiben jener Zeit in erschreckender Weise zu Tage trat: ein Kampf, der wie wir an den besten Beispielen erfahren werden, fast immer ein vergeblicher war.

Mein Interesse für Feuerbach blieb trotz dieser, oder vielleicht gerade um dieser Charakteristik willen lebendig, so daß ich das zufällige Anerbieten des alten Bildhauers Lotsch, mich mit demselben, als unserem beiderseitigen Landsmann bekannt machen zu wollen, lebhaft begrüßte.

Feuerbach empfing uns beide sehr freundlich, aber mit der Entschuldigung, daß er Modell habe und keinen Besuch empfangen könne.

Mein Verlangen, einen Blick in sein Studium thun zu können, war also zunächst unbefriedigt geblieben, aber ich hatte wenigstens einen Anknüpfungspunkt für die Zukunft gewonnen.

Allerdings war das Benehmen, welches Feuerbach zunächst gegen mich einhielt, wenn es auch nicht die Bezeichnung offen unfreundlicher Begegnung verdiente, nicht besonders ermuthigend.

Eines Abends aber traf ich mit ihm allein zusammen. Ergaben sich nun auch im Verlauf des Gesprächs bald eine Menge von Berührungspunkten, wozu die Verhältnisse in unserer gemeinschaftlichen Heimat wie billig den zunächstliegenden Stoff boten, so schien doch auf Feuerbachs Seite ein eigentliches Mittheilungsbedürfniß nicht erwachen zu wollen. Erst als zufällig auf Musik die Rede kam, hatte ich den Eindruck, als ob eine tiefe verwandte Saite bei ihm anklinge und ihn von einer Art heimlichen Mißtrauens gegen mich zu befreien beginne. Hatte ich doch nicht ahnen können, daß sein Herz noch wund war von den harten Schlägen, die ihn kurz vorher in Venedig von der Heimat aus getroffen und daß gerade meine nahe Landsmannschaft es war, die ihn bisher mit Scheu und Argwohn gegen meine Annäherungsversuche erfüllt hatte.

Mehr und mehr löste sich jetzt seine Zunge und ich gewahrte zum erstenmal an ihm in erregteren Momenten jenes eigenthümlich phosphorescirende Aufleuchten seines Auges, unter dessen klarem blauem Spiegel, wie ich bald erfahren sollte, eine große, leidenschaftliche Künstlerseele ihre heißen Kämpfe stritt und litt.

Von diesem Tage an hatte ich das Gefühl, als ob Feuerbach meine Begegnung nicht unwillkommen sei. Aufs liebenswürdigste kam er jetzt meinem Wunsche nach, ihn auf seinem Atelier besuchen zu dürfen. Er habe zwar, fügte er wie zur Entschuldigung hinzu, wenig aufzuweisen, da er noch kein passendes Local habe finden können und vorerst mit seiner Arbeit auf einen sehr engen, ungünstigen Raum angewiesen sei.

Ich zögerte nicht, alsbald von seiner Erlaubniß Gebrauch zu machen. Sein Atelier, insofern ein kleines sonniges Cabinet mit einem einfachen

Fenster auf diese Bezeichnung Anspruch erheben konnte, trug allerdings das Gepräge des Provisoriums. Nichtsdestoweniger genügte schon der oberflächlichste Umblick, um sofort von ihm den harmonischen Eindruck vornehmer Künstlerschaft zu empfangen. An den Wänden hingen allerlei Untermalungen, darunter eine Madonna mit dem Kinde, von musicirenden Engeln umgeben[1]); desgleichen die Anfänge zu dem unter dem Namen „Garten des Ariost“ bekannten Gemälde[2]); ferner ein Farbenentwurf, den sterbenden Dante mit der Vision der verklärten Beatrice darstellend[3]). Tisch und Stühle waren mit einer Fülle von Zeichnungen bedeckt, theils selbständige Entwürfe, theils Studien nach der Natur, alle noch aus Venedig herrührend; unter Anderen besonders herrlich hervorleuchtend ein in Kohle gezeichneter lebensgroßer Frauenkopf[4]). Feuerbach selbst fand ich mit Ausführung einer kleinen Amazonenschlacht beschäftigt, die ebenso durch klare lebendige Anordnung, wie durch tiefpoetische Färbung sich auszeichnete und besonders landschaftlich groß gedacht war.

Wir trennten uns erst nach einem mehrstündigen Zusammensein; ich meinerseits mit dem Gefühl einer nie erfahrenen inneren Bereicherung.

Kurze Zeit nach dieser Zusammenkunft überraschte mich Feuerbach mit der Mittheilung, daß er ein unmittelbar an das meinige anstoßendes Zimmer gemiethet habe, und damit beginnt denn die eigentliche Geschichte eines Bündnisses, das ich nie anders denn als eine besondere Gunst des Schicksals betrachtet habe, indem es mich zum Zeugen eines heroischen Kampfes machte, wie ihn nur der Muth und die Beharrlichkeit eines von einer großen Lebensidee erfüllten und beherrschten Geistes gegen die Ungunst der äußeren Verhältnisse zu bestehen vermochte.

Feuerbach hatte offenbar ohne alle eigentlichen Bürgschaften, in jugendlichem Vertrauen auf sein Glück und seinen guten Stern die Fahrt nach Rom unternommen.

Unter solchen Umständen durfte es sofort für ein schlimmes Omen gelten, daß Professor Braun am archäologischen Institut in Rom (von Feuerbachs verstorbenem Vater ein Jugend- und Studiengenosse), auf dessen Einfluß man mit Recht große Hoffnungen gesetzt hatte, kurz vor Feuerbachs Eintreffen in Rom unerwartet eines raschen Todes gestorben war.

Von einer Empfehlung an eine Dame, die seit einer Reihe von Jahren in Rom lebte und einen Theil ihres, wie es hieß ungeheuren Vermögens zum Ankauf oder zur Bestellung von Kunstwerken verwendete, hatte Feuerbach Gebrauch zu machen gezögert. Man hatte ihm unglücklicherweise von

---

[1]) Dieselbe, die heute als vollendetes Werk sich in der Dresdener Galerie befindet.

[2]) In der Galerie des Grafen von Schack in München.

[3]) Besitzer Herr O. Wesendonk in Dresden.

[4]) Studie aus Venedig zu dem in der Karlsruher Galerie befindlichen Gemälde Feuerbachs „Poesie“ genannt.

dem Charakter der im Hause derselben verkehrenden deutschen Künstler eine so abschreckende Schilderung gemacht, daß wohl auch ein Mann von geringerer Erziehung als Feuerbach Scheu getragen hätte, sich der Gefahr einer gleichen Beurtheilung auszusetzen. So verschob er zuwartend seinen Besuch. Als er, besser unterrichtet, denselben nachzuholen sich entschloß, war es bereits zu spät.

Es lag in der Natur der Dinge, daß bei einem so nahen Zusammenleben ein Verbergen der für unsern Freund hieraus erwachsenen mißlichen Lage auf die Dauer zu den Unmöglichkeiten gehörte. In seinem Arbeitsdrang völlig zurückgehalten, fing der Zustand an für ihn nachgerade unerträglich zu werden. Wohl bereicherte er seine Mappe täglich um irgend einen oder mehrere freie Entwürfe*); die Sehnsucht jedoch nach Leinwand und Palette, und das peinigende Verlangen nach ernstem, eingehendem Naturstudium blieb dabei ungestillt.

In solcher Stimmung machte Feuerbach mir eines Tages den Vorschlag, ihm zu einem Bilde zu sitzen. Das Nöthigste war bald beschafft und mein gegen Norden gelegenes Zimmer zum Atelier erhoben. Er begann ein Bild in Lebensgröße, sitzendes Kniestück mit beiden Händen. Es war das erste Mal, daß ich ihn in seiner eigentlichen Arbeit zu beobachten Gelegenheit hatte. Alles ward gesteigertes Leben an ihm. Man empfand mit ihm, wie so ganz er sich in seinem natürlichen Element fühlte und über der Arbeit sich und alle Welt vergaß.

Das Ergebniß der ersten zweiundeinhalbstündigen Sitzung war ein in der Wirkung auf Distanz so zu sagen vollendetes Bild. Niemand der dasselbe heute als fertige Arbeit sieht, wird glauben wollen, daß sie das Resultat von nur zwei Sitzungen ist. Es war des Künstlers Schaden, daß die Arbeit nicht länger vorgehalten, denn die Qual und Ungeduld des auf's Neue zu halber Unthätigkeit Verurtheilten war nun größer als zuvor. „Mir ist," äußerte er einmal ganz aufgeregt, „wie dem gefangenen Löwen zu Muthe sein muß, der wieder einmal warmes Blut zu schmecken bekam."

Ein kunstbeflissener Landsmann gab Feuerbach in dieser Zeit den wohlgemeinten Rath, ganz kleine Bilder zu malen und dieselben Spitthoever, dem damals angesehensten Buch- und Kunsthändler an Piazza di Spagna, anzubieten, der sie sicher sofort abnehmen werde. „Sie malen ja so Etwas wie Butter," setzte er gutmüthig hinzu. „Sie gehen nur immer gleich zu sehr in's Große, das verkauft sich schlecht. Große Bilder können Sie immer noch genug malen, wenn Sie einmal ein gemachter Mann sind." Um nichts unversucht zu lassen, malte Feuerbach wirklich gegen zehn solcher

---

*) Leider hat Feuerbach diese, nebst einer Masse noch aus Venedig herstammender Zeichnungen einige Jahre vor seinem Tod „als zu formlos" erbarmungslos den Flammen überliefert.

kleinen Bildchen, theils biblischen, theils mythologischen Inhalts. Spitthoever übernahm denn auch wirklich einen Theil derselben, freilich zu einem Preis, der zunächst wenig Aussichten auf den „gemachten Mann" eröffnete.

Auch zur Behandlung von Stoffen illustrativen Charakters nahm Feuerbach eines Tages einen Anlauf und entwarf einen Hamlet in der Bühnenspielscene zu Füßen der Ophelia. Die Erkenntniß aber, die sich ihm dabei aufdrängte, daß Dinge, die ihm nicht ganz von Herzen kamen, ihm auch nicht recht von Händen gehen wollten, hieß ihn diesen ihm ebenfalls empfohlenen Aus- oder Abweg sofort wieder verlassen. Er fühlte bei jedem derartigen Versuch, der ihn jedesmal innerlich unglücklich, weil mit sich selbst unzufrieden machte, wie wenig er als Künstler dazu geschaffen sei mit Compromissen sich abfinden zu können, und hatte, anders geartet als Andere, von seinem Standpunkt aus das Recht, unter seine Lebensregeln den Satz aufzunehmen*): „Giebt Dir Jemand einen sogenannten guten Rath, so thue gerade das Gegentheil und Du kannst sicher sein, daß es in neun von zehn Fällen das Richtige ist."

Es mußten also Wege gesucht werden, auf denen ihm möglich war, ohne Verleugnung seines innersten Wesens seiner Kunst voll und ganz leben zu können.

Nur eine mächtige Hand, dies war ihm klar geworden, konnte ihm diesen Weg eröffnen; er beschloß daher an seinen Landesherrn, den Großherzog von Baden, ein Gesuch zu richten, Einiges von seinen neuesten Arbeiten vorlegen zu dürfen.

Feuerbach hatte sich immer noch nicht mit dem Gedanken vertraut machen können, daß er im Ernst die Gunst eines so wohldenkenden Fürsten eingebüßt haben sollte, von dessen Huld und persönlicher Antheilnahme er so sprechende Beweise empfangen hatte. Er war sich keinerlei Verschuldung bewußt, die eine wirkliche Ungnade erklären und rechtfertigen konnte. Im Auftrag des Großherzogs nach Venedig gesandt, um nach der Assunta des Tizian eine kleine Copie zu fertigen, hatte er dieselbe sich selbst zu Genüge in der halben Größe des gewaltigen Originals geliefert, dafür den ungetheilten Beifall aller Kenner eingeerntet und sodann als persönliche Huldigung seinem hohen Auftraggeber zu dessen Vermählungsfeier sein erstes großes selbständiges Werk aus Italien, seine Poesie eingesandt —, was sollte vorliegen, um nicht für seine reinen Absichten sich auf's Neue ein günstiges Gehör verschaffen zu können? Wußte er damals doch noch nicht, daß dieses Werk (heute eine Zierde der Karlsruher Galerie), das er in so reiner Begeisterung geschaffen, in einem Requisitengebäube des großherzoglichen Schlosses vor den Blicken der Welt und vor dem Tageslicht verborgen gehalten wurde. Getrosten Muths und guter Hoffnungen voll ließ er daher das wohlabgefaßte Gesuch an den hohen Adressaten abgehen.

---

*) Vermächtniß, 2. Auflage, S. 179.

Das in Folge ungenügender Aufschrift erst nach Monaten in Feuerbachs Hände gelangte Antwortschreiben sprach in den gnädigsten Ausdrücken die Versicherung fortdauernden Wohlwollens und das vollste Vertrauen in des Künstlers redliches Streben aus, unter Hinzufügung des Wunsches, von seinen Arbeiten bei Gelegenheit seiner Rückkehr nach Karlsruhe Einsicht nehmen zu wollen.

Der Künstler aber war, selbst wenn er es wirklich gewollt hätte, außer Lage, dieser Voraussetzung genügen zu können.

Glücklicherweise hatten sich schon einige Zeit vor Eintreffen dieses Schriftstücks in anderer Richtung Aussichten für Feuerbach eröffnet, die den Anschein boten, als ob es langsam tagen wollte.

Seit mehr als zwanzig Jahren lebte in Rom in einer ganz eigenthümlichen gesellschaftlichen Stellung ein deutscher Capellmeister von Landsberg. Geschäftsmann wie Künstler, war er auf den glücklichen Gedanken verfallen, musikalische Aufführungen zu veranstalten, zu welchen außer den Miethern seiner Instrumente nur Geladene Zutritt hatten. Er war Musiker von Geschmack und Künstler genug, um nur gute, daher vorwiegend deutsche Musik zu cultiviren. So war denn sein Salon während des Winters nicht nur der Mittelpunkt der musikalischen Welt, sondern überhaupt der Sammelplatz der aus allen Welttheilen jährlich in Rom zusammenströmenden Fremden.

Mit dieser Thätigkeit verband Landsberg bei lebendigem Sinn für die bildenden Künste den fieberhaften Hang des Sammlers. Er hatte seine eleganten, am Corso gelegenen Salons allmählich zu einer an Zahl sehr ansehnlichen, wenn auch an Werth sehr gemischten Galerie umzuschaffen verstanden, die zu bereichern er stets lebhafte Neigung trug. Das Gerücht bezeichnete zwar die Art, wie die meisten dieser Erwerbungen gemacht worden waren, nicht als die uneigennützigste, doch war den Künstlern dafür der Vortheil einer Art permanenter Ausstellung und die Gelegenheit geboten zur persönlichen Bekanntschaft mit den in Rom verweilenden Fremden.

Landsberg hatte nicht sobald gehört, daß Feuerbach sich freuen würde, in seinem Salon mit einer, am liebsten großen Arbeit sich in Rom einführen zu können, als er auch seine Geneigtheit kundgab, demselben einen, je nach den Bedingungen selbst größeren Auftrag zu ertheilen, und um die Mappe des Künstlers bat.

Unter der Sammlung von Handzeichnungen, die Feuerbach zu diesem Zweck zusammengestellt hatte, befand sich auch die Darstellung eines Spazierganges im Freien. Fünf, durch eine Abendlandschaft wandelnde hohe Frauengestalten, einer in ihrer Mitte schreitenden männlichen Figur den Lorbeer reichend.

Diese Composition fand Landsbergs so entschiedenen Beifall, daß seine Wahl ohne weiteres Schwanken auf dieselbe fiel. Das Bild sollte

für den kommenden Winter zur Eröffnung der Soiréen fertig sein, die Landsberg so glänzend wie möglich zu veranstalten versprach, um den Erfolg des Bildes in jeder Weise zu fördern.

Feuerbach fühlte sich bei der so unverhofft an ihn herangetretenen Aufgabe plötzlich wie neugeboren. Bei seiner elastischen Natur gewann sein Geist, der eben noch wie gelähmt gewesen, alsbald seine ganze Spannkraft zurück. Es war längst sein Wunsch, einmal wie „die Alten" sich bei der Arbeit den Ort vergegenwärtigen zu können, an welchem das werdende Werk zu wirken bestimmt war. Es sollte dereinst, so stellte er sich vor, unter den Klängen deutscher Musik mit dem rhythmischen Gang seiner Gestalten, einem Andante von Mozart ähnlich, an der Seele der Beschauer gleichsam vorüberziehen und halb im Scherz, halb im Ernst sprach er die Absicht aus, das Bild nicht Dante, sondern Andante bezeichnen zu wollen.*)

Um an die so lang ersehnte Arbeit schreiten zu können, galt es vor Allem sich rasch nach einem Atelier umzuthun. Nach vielem Suchen fand sich endlich ein solches zu erlaubtem Preis, freilich auch von sehr mäßiger Größe und in großer Entfernung in der Via delle quattro fontane. Die Glühhitze des Sommers begann sich bereits einzustellen; doch nichts vermochte, nachdem erst einmal die Leinwand für das Bild aufgepflanzt war, dem Eifer Feuerbachs mehr eine Schranke zu setzen, und bevor noch vierzehn Tage seit Beginn der Arbeit verflossen waren, stand das Bild in voller Untermalung auf der Staffelei. Bis hierher hatte Feuerbach, vorzeitige Kosten scheuend, noch kein Modell benutzt; er gedachte die unumgänglich nothwendigen Studien nach der Natur für die Uebermalung und eigentliche Vollendung des Bildes aufzusparen. Allein auch aus der unfertigen Anlage des Bildes wirkte schon die ganze stille Hoheit und der feierliche Ernst, welche heute das vollendete Werk auszeichnen, während die gesammte Gestaltung und die Sicherheit des Vortrages volles Zeugniß davon ablegten, über welchen großen Vorrath an Formen und technischen Ausdrucksmitteln Feuerbach frei verfügte.

Die Arbeit mußte nun zunächst der nöthigen Austrocknung des Bildes wegen ausgesetzt werden, wenn dasselbe nicht mit der Zeit durch Nachdunkelung und Risse Noth leiden und entstellt werden sollte**). Es gehörte

---

*) Der Besteller hatte für die männliche Figur des Bildes eine historische Persönlichkeit, am liebsten Dante sich gewünscht.

**) Die Sorge, daß ein Bild durch unrichtige Behandlung und übereilte Uebermalung in der Folge Schaden leiden könnte, hat Feuerbach in jenen Zeiten dürftiger technischer Erfahrungen und Ueberlieferungen ängstlich beschäftigt, da nicht nur sein Nachruhm, sondern auch das Interesse des Käufers ihm die unversehrte Erhaltung und Dauer seiner Werke wichtig machte.

Besonders mit Böcklin hat er diese Frage später oft erörtert, der ihm in diesem

für Feuerbach große Selbstverleugnung dazu, die Frist dieser Unterbrechung einzuhalten*), da die Umstände ihm vorerst nicht gestatteten, seinem rastlosen Gestaltungsdrang in neuen, gleichzeitigen Schöpfungen Genüge zu thun. Hätte er frei nach seinem Sinn schalten und walten können, so wären ein Dutzend Leinwanden von allen Größen nicht ausreichend gewesen zur Aufnahme alles dessen, was es ihn herauszuarbeiten drängte.

Um diese Zeit unfreiwilliger Muße auszufüllen oder wenigstens abzukürzen, entschloß sich Feuerbach endlich eine alte Schuld abzutragen, die ihn schon geraume Zeit drückte. Er hatte von Deutschland aus den Auftrag erhalten, nach dem in der Galerie Colonna befindlichen, angeblich von Guido Reni herrührenden Bildniß der Beatrice Cenci eine Copie anzufertigen, und das bescheidene Honorar dafür bereits in Florenz vorausempfangen, um seine Reise nach Rom bewerkstelligen zu können.

Das Bild sowohl, wie die Arbeit als solche, widerstrebten ihm innerlich. Er litt unter der Zumuthung, bereits Vorhandenes nachschaffen zu sollen, während er die volle Kraft in sich verspürte, seine eigene Sprache zu reden. Trotzdem entledigte er sich der lästigen Verpflichtung mit aller Gewissenhaftigkeit und die vorzüglich gelungene Copie konnte in kurzer Zeit an ihren Bestimmungsort abgehen. Diese Arbeit hatte aber die unfreiwillige Ruhepause, zu welcher Feuerbach gezwungen war, nur zum geringsten Theil ausfüllen können und immer unabweislicher meldete sich bei ihm das Verlangen nach durchgreifenden Naturstudien.

Um diesem Drange nur einigermaßen zu genügen, hatte er wieder zum billigsten Auskunftsmittel gegriffen und einige Portaits zu malen begonnen, darunter ein zweites von mir, abermals lebensgroßes Kniestück, sitzend, mit beiden Händen, und ebenso, jedoch in ganzer Figur mit dem Violoncell, ein lebensgroßes Bildniß von Bildhauer **Reinhold Begas**, der als gerngesehener Dritter im Bund sich uns seit kurzem angeschlossen hatte**).

Wir hatten bis jetzt in geselliger Beziehung Beide in großer Zurückgezogenheit im fast ausschließlichen Verkehr unter uns dahingelebt. Mit den veränderten, äußerlich gebesserten Umständen hatte sich aber doch allmählich, ohne besonderes Hinzuthun und bestimmte Absicht von Seiten des Einen oder des Andern, die Neigung zu gesellig erweitertem Umgang geltend gemacht, so wie Gelegenheit oder Zufall denselben gerade begünstigten, und

---

Punkte damals zu sorglos zu Werke zu gehen schien. Der Umstand, daß von Feuerbachs Gemälden bis heute, so weit mein Wissen reicht, kein einziges derartige Schäden aufweist, spricht für die Richtigkeit seines Verfahrens, und die Gewissenhaftigkeit, mit der er in solchen Dingen zu Werke ging.

*) Feuerbach hielt damals 4—6 Wochen zur wirklichen Austrocknung des Bildes für erforderlich.

**) Das Bild ist nicht vollendet worden. Die Leinwand hat später andern Zwecken dienen müssen.

ehe wir's uns recht versahen, befanden wir uns mitten in einem heiterbelebten Kreis von meist jungen Landsleuten, und durch dieselben, wohl oder übel zum Eintritt in den deutschen Künstlerverein gedrängt, in dessen Gesellschaftsräumen, dicht über den rauschenden Cascaden der Fontana Trevi wir von jetztab unsere Abende zu verbringen pflegten.

Manche Namen, die später guten Klang erlangten, knüpfen sich an die Zeiten dieses Verkehrs. So der von Arnold Böcklin, Reinhold Begas, den wir schon genannt haben, Passini u. a. m. Ein Gesangsquartett mit Feuerbach als erstem, Begas als zweitem Tenor und Böcklin und mir als den beiden Bässen, vereinigte uns um diese Zeit fast allabendlich zu heiterer Uebung und wenn auch Jeder mehr oder weniger seinen Theil zu tragen hatte, — Jugendlust, Hoffnung und Roms leuchtender Himmel halfen über Alles hinweg. So hat es immer nur wenigen Sonnenscheins bedurft, um Feuerbach für die heitern Seiten des Lebens empfänglich zu stimmen, und mit der vollen Unmittelbarkeit jugendlichen Lebensgefühls vermochte er sich dann dem Augenblick hinzugeben.

Tiefere, für's Leben nachhaltige Beziehungen haben sich für ihn aus diesem Verkehr allerdings nicht ergeben; wenn auch in spätern Jahren mit dem Einen oder dem Andern wieder aufgenommen, — schließlich verlieren sich die Spuren davon doch alle völlig auf Feuerbachs einsamem Lebenspfad. Den Verkehr mit der deutschen Landsmannschaft im Künstlerverein Roms hatte er in Folge von allerlei betrübenden Erfahrungen ohnehin bald völlig wieder abgebrochen.

Einen nachweisbaren Einfluß auf Feuerbachs Kunst hat von Lebenden aus dieser Zeit vorübergehend nur Böcklin und vielleicht in einem gegewissen Sinn ein dänischer Bildhauer Namens Kolberg ausgeübt, der einige Zeit später Feuerbachs Interesse erweckte. Kolberg war noch Schüler von Thorwaldsen gewesen. Obschon kein eigentliches schöpferisches Talent, verband er mit einem beharrlichen, echtkünstlerischen Streben einen so strengen, plastischen Formensinn, daß er sich in seiner Arbeit selbst nie genug thun konnte. So modellirte er denn seit Jahren an einem kleinen trunkenen Bacchanten, der mit dem einen Fuß den entleerten Weinschlauch von sich stieß; ein Werk, das ein wirklich hellenischer Hauch beseelte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dasselbe in Verbindung mit dem Verhalten dieses Künstlers zur Natur auf Feuerbach anregend eingewirkt haben mag. Die Schätzung beider Künstler war übrigens eine gegenseitige; Kolberg erklärte Feuerbach von allen Malern die er kennen gelernt habe für den einzigen, der wahren Sinn für große Form besitze.

Auch Böcklins Einfluß auf Feuerbach kann nur im Sinn der äußerlichen Anregung genommen werden und dürfte so genommen, in der Folge auf Gegenseitigkeit beruht haben. Es mag heute nach drei Decennien nicht ohne Interesse sein, der ersten Begegnung der beiden, unstreitig außerordentlichsten und eigenthümlichsten Künstler der neuern Zeit an diesem Ort zu gedenken.

Deutlich erinnere ich mich noch der Stunde, in der Feuerbach ganz verstört auf mein Zimmer kam und mit dem Ausruf: „Ich muß von vorn beginnen!" sich völlig erschöpft in einen Stuhl warf. Er war eben auf Begas' Anregung zum ersten Mal in Böcklins Atelier gewesen und der Eindruck, den er bei dieser Gelegenheit von der technischen Meisterschaft empfangen, von der dessen Arbeiten zeugten, war es gewesen, der ihm jenen Ausruf ausgepreßt hatte. „Und dieser Künstler," fuhr Feuerbach mit trostloser Miene fort, „lebt seit sieben Jahren hier in Rom, in tiefer Noth, wie ich höre. Niemand weiß oder spricht von ihm und erst nach Monaten erfahre ich Etwas von seiner Existenz! Darf ich unter solchen Umständen für mich Besseres hoffen?"

Bei der eigenen Arbeit erholte sich Feuerbach indessen bald wieder von solchen niederschlagenden Erwägungen, theils in der Einsicht, daß es doch andere Ziele und Aufgaben seien, die er zu lösen habe, theils in der Ueberzeugung, daß der Vorsprung, den der um mehrere Jahre ältere Böcklin vor ihm voraushaben mochte, sich durch Fleiß und Studium mit der Zeit einholen lassen werde. Nur den Eindruck von dem langjährigen Mißerfolg eines solchen Meisters vermochte er schwer zu verwinden*).

Böcklin schied bald darauf ganz von Rom. Er hatte eben einen „flötenspielenden Faun im Schilf" vollendet; ein kleinerer Vorläufer der späteren, in der Pinakothek zu München befindlichen Wiederholung im Großen. Freundesfürsprache hatte den Ankauf des entzückenden Bildes durchgesetzt**), um dem Künstler nach einem siebenjährigen, ergebnißlosen Kampf gegen Indifferenz und Intrigue die Rückkehr in die Heimat zu ermöglichen.

Das trauernde Quartett gab ihm zum Abschied das Geleite***). Ich sehe ihn noch in der dämmernden Morgenfrühe hoch oben sitzend an der Seite des Vetturino, eines seiner Kinder dicht eingehüllt im Arme. Es war ein feuchtregnerischer Novembertag. Wir fröstelten Alle. „Sie werdens nicht durchfechten; denken Sie an mich!" Dies waren seine letzten, zum Abschied an Feuerbach gerichteten Worte.

So sehr mein Freund sich auch nach seiner Meinung selbst überwunden hatte, um in der Zahl seiner Arbeiten das erlaubte Maß nicht zu überschreiten, hatte sich sein kleines Atelier doch allmählich in einer Weise angefüllt, daß er bei seinem Bedürfniß nach stetem Ueberblick kaum mehr recht wußte, wo ein und aus.

*) Auch Reinhold Begas mit seinem schönen Talent hat Rom nach mehrjährigem Aufenthalt verlassen müssen, ohne irgend einen Erfolg aufweisen zu können.

**) Käuferin des Bildes war eine Frau Obermaier aus Wien.

***) An Stelle Böcklins war inzwischen Maler Hasselhorst aus Frankfurt in das Quartett eingetreten.

Der Raum war ihm stets und von vornherein unsympathisch gewesen. Ohne einen Schimmer von Grün, mit der Aussicht auf eine in der vollen Südsonne liegende Häuserreihe mit ihren störenden Reflexen, hatte er jedesmal beim Betreten des Raumes einiger Zeit bedurft, um den nüchternen Eindruck los zu werden und in Stimmung zukommen. Da erhielt er durch einen glücklichen Zufall rechtzeitig Kunde von einem eben freigewordenen Atelier von seltener Größe und Höhe. Obschon dicht am Corso gelegen, gewährte dasselbe doch den Blick in einen stillen klösterlich abgeschlossenen Garten mit herrlichem Grün und war, weil nach rückwärts gelegen, völlig sicher vor dem störenden Lärm der Straße. Nichts beschreibt die Freude Feuerbachs, als er nach vollzogenem Umzug zum ersten Mal in dem stattlichen Raum seine sämmtlichen, wenn auch noch unvollendeten Arbeiten um sich her versammelt zur richtigen Wirkung und vollen Geltung gelangen sah. Da war in erster Linie Dante und die verschiedenen Portraits; dort die Madonna und Amazonenschlacht; hier der Garten des Ariost und das Bild des sterbenden Dante und aus allerneuester Zeit eine Aufzeichnung im Großen, ein antiker Flötenbläser mit einer ruhenden Nymphe*), ein Bild das besonders Begas' ganzes Entzücken war; dann „das Portrait des schönsten Kindes in Rom, der kleinen Giacinta Neri in einer grünen Laube, mit Federhütchen, ganze Figur".**) Was aber schlummerte nicht alles im Hintergrund, des Augenblicks der Auferstehung wartend!

Inzwischen hatte die steigende Hitze des Hochsommers angefangen, den Aufenthalt in der ewigen Stadt zu einem etwas zweifelhaften Vergnügen zu gestalten. Einen kurzen Frühlingsausflug nach Frascati abgerechnet***), von wo aus unsere Blicke sehnsüchtig in die herrliche Sabina hinüberschweiften, waren wir kaum vor die Thore von Rom hinausgekommen. So beschlossen wir denn die Zeit, die Feuerbach bis zur Wiederaufnahme der Arbeit noch blieb, im Verein mit den Quartettgenossen zu einem Ausflug in die Campagna zu benützen und wurden die Sabinergebirge zum Ziel unserer Wanderung ausersehen.

Es ist hier nicht der Ort, eine Beschreibung der entzückenden Fahrten zu liefern, die in diese gewiß für Jeden von uns unvergeßlichen zwei Wochen sich zusammendrängten, in denen, vielleicht zum ersten Mal in der Sabina, während wir in ihre Bergnester einritten, deutscher Viergesang zum Staunen ihrer Bewohner regelrecht ertönte.

Tivoli, Subiaco und Olevano bildeten, mit der Villa d'Este als Glanzpunkt, die Hauptetappen unserer Fahrt. Mit tiefen und vollen Zügen sog Feuerbach den Zauber dieser Natur in sich ein und besonders die

*) Dies Bild ist nicht vollendet worden. Die Leinwand hat später für das erste Nymphenbild mit den zwei musicirenden Kindern gedient.

**) Auch dieses Bild hat einem andern später als Untermalung gedient.

***) Siehe „Vermächtniß", S. 96.

Villa d'Este mit ihren mächtigen Cypressen, ihren dunklen Lorbeergängen, ihren im Grünen versteckten Marmorbildern, blinkenden Brunnen und Ballustraden, der Schauplatz von Goethes Tasso, hat sich seiner Seele auf's Tiefste mit einer Fülle von Bildern eingeprägt; zahllos sind daher auch in seinen Werken die Reminiscenzen an dieselbe, wie ich denn überhaupt zweifle, daß Feuerbach je nochmals, Pompeji vielleicht nicht ausgenommen, mächtigere und nachhaltigere landschaftliche Eindrücke als in diesen glücklichen Tagen empfangen habe.

Zwar der Blätter, die er in seiner Mappe davon mit heimbrachte, waren nicht viele*). Er liebte es nicht, die Natur, wie er sich ausdrückte, „im Vorübergehen abzuschreiben". Die einfarbige Zeichnung hatte für ihn ohnehin immer etwas Abstractes, besonders der landschaftlichen Natur gegenüber. „Da muß man Pinsel und Palette zur Hand haben," meinte er, als ich ihn eines Tages in der Nähe von Olevano an einem im Dickicht verborgenen, reizenden Wasserfall zeichnend fand, „da man die Natur nicht wie ein anderes Modell zu wirklich gründlichem Studium auf sein Atelier bestellen kann."

Nach der Rückkehr galt jeder Gedanke der Vollendung des Dantebildes; aber zunächst mußten erst die richtigen Modelle gefunden sein.

Die Modellfrage war für Feuerbach eine besonders schwierige. Die allgemein käuflichen Berufsmodelle, wie sie die spanische Treppe in Rom belagerten, widerstrebten seinem feinen Künstlersinn. Er verglich sie abgenützten Münzen, die ihr ursprüngliches reines Gepräge eingebüßt hatten.

Nun erfuhr Feuerbach durch unsere gute Patrona, daß die Tochter der in unserem Hause zu ebener Erde wohnenden, höchst anständigen, aber auf Erwerb angewiesenen Familie unter beschränkenden Voraussetzungen angeseheneren Künstlern schon als Modell gedient habe. Gewöhnlich konnte man dieselbe mit Handarbeiten beschäftigt inmitten ihrer jüngeren Geschwister vor dem Hause sitzend finden. Sie war noch nicht zwanzig Jahre und eine Schönheit von jenen strengen, reinen und doch so überaus weichen Zügen, wie sie eben nur der Süden hervorzubringen pflegt.

Mit der ihm eigenen Art von gentiler Liebenswürdigkeit, die dem Wesen des Italieners so ganz conform ist, gelang es Feuerbach, die Zustimmung der Eltern zu erwirken.

Ein nach dieser echten Römerin entstandener lebensgroßer Studienkopf zeigt sie en face in schwarzem Schleier, die rechte Hand auf der Brust, in anziehender Aehnlichkeit**). Dieses Bildniß kann als der erste bewußte

*) Es mögen sechs bis acht Studien in Kohle auf großes Tonpapier gewesen sein, von denen einige sich jetzt unter Feuerbachs Handzeichnuugen in der k. Pinakothek zu München befinden. Es mag erwähnt sein, daß die übrigen Reisegefährten ihre eigenen Versuche alsbald einstellten, um sich als Zuschauer an der Entstehung dieser Blätter lernend zu erfreuen.

**) Das Bild befindet sich im Besitz des Herrn Dr. Stiebel in Frankfurt a. M.

Versuch Feuerbachs angesehen werden, das coloristische Element mit strengerer Behandlung der Form zu vereinigen, wenn derselbe dem Künstler ein Jahr später in diesem Sinn auch lange nicht mehr genügen wollte.

Im Dantebild hat diese Römerin für die zweite, vierte und fünfte in der Reihe der Frauengestalten, jedoch nur bei letzterer im Sinne der Portraitähnlichkeit zum Vorbild gedient. Dagegen hat zu der an die Schulter Dantes gelehnten, mädchenhaft jugendlichen Figur, die als dessen Tochter Beatrice gedacht ist, sowie für die Führerin des Zuges ein Kind aus den Abruzzen, eine fünfzehnjährige Ciocciara Modell gestanden, eine eben aufblühende, überaus liebliche Erscheinung, die gerade aus ihrer bergigen Heimat in Rom eingetroffen war. Dieses anmuthige Wesen ist dann früh an der Seite eines herzlosen Mannes, der von den Früchten ihres mühsamen Erwerbes ein müßiges Leben führte, verkümmert und verblüht. So oft Feuerbach ihr später begegnete, nie unterlassend, sich theilnahmsvoll nach ihrem Ergehen zu erkundigen, zuckte ein schmerzliches Lächeln über ihr vergrämtes Antlitz, wohl in der wehmüthigen Erinnerung an die Stunden, in welchen ihre kindliche Seele, von der Fülle eines liebenswürdigen Künstlergemüthes berührt, Ahnungen von einem glücklichen Dasein bewegt haben mögen.

Doch wir greifen den Ereignissen vor. Kehren wir zur Geschichte des Bildes zurück, in welchem das einst so reizvolle Geschöpf auf ferne Zeiten hinaus ein verklärtes Dasein fortführt.

Alles wäre nun zunächst gut gewesen, wenn nicht der Besteller des Bildes durch kleinliches Mißtrauen bezüglich der Fortschritte desselben die bisherige gute Laune des Künstlers auf's Empfindlichste getrübt hätte. Feuerbach konnte sich nicht entschließen, dem unwürdigen Argwohn Landsbergs dadurch zu begegnen, daß er ihm Einsicht in den Stand der Arbeit verstattet hätte, bevor er dieselbe dafür reif hielt. Was ihn hierbei noch sonst bestimmte, waren rein künstlerische Bedenken: die Untermalung des Bildes, bei Feuerbachs damaliger Behandlungsart ganz auf schließliche Lasuren berechnet, war für das Auge eines Laien unharmonisch und unverständlich; auch fehlte dem Bilde noch der nothwendige künstlerische Abschluß durch den Rahmen, dessen Vollendung immer noch auf sich warten ließ. Landsberg aber wies alle diese Gründe in so verletzender Form ab, daß Feuerbach sich schließlich zu der Erklärung gezwungen sah, er werde das Bild für sich selbst vollenden, wenn ihm nicht ungestörte Muße zur Vollendung desselben gewährt werde.

Dies feste Auftreten bewirkte, daß Landsberg mit tausend Entschuldigungen einlenkte; dem Künstler fortan volle Freiheit bei seiner Arbeit zu lassen, und das Geschäftliche dem getroffenen Abkommen gemäß zu ordnen versprach. Um so größer war daher unser Erstaunen, als wir einige Tage hierauf erfuhren, Landsberg habe Rom verlassen, um für unbestimmte Zeit seinen Aufenthalt in Deutschland zu nehmen. Bei der Eile,

mit der die Abreise betrieben worden war, hatte er versäumt, irgend eine geschäftliche Anordnung zu treffen.

Feuerbach zögerte, in diesem Verhalten Plan und Absicht zu vermuthen, und nahm es für einen Act der Vergeßlichkeit, den Landsberg, daran erinnert, sich beeilen werde, gut zu machen. Aber Monate hindurch blieben alle Anfragen an ihn unbeantwortet, so daß sich Feuerbach in Folge dieser Wortbrüchigkeit in die unbehaglichste Lage versetzt sah. Mittel und Stimmung versagten und die Arbeit stockte.

Das Jahr, das so verheißungsvoll begonnen, neigte seinem Ende entgegen. Dante aber, der nach den ursprünglichen Berechnungen längst an seinem Bestimmungsort hängen und dem Künstler Freunde werben sollte, harrte in den verödeten Räumen des Ateliers umsonst auf seine letzte Vollendung.

Durch diese Lage aufgefordert, hatte ich mich in der Stille an einen Freund in der Heimat gewandt, in der Hoffnung, daß es demselben möglich sein möchte, hier helfend einzugreifen. Zu guter Stunde traf diese Hülfe auch wirklich ein, als eben, wenige Tage zuvor, Landsbergs Rückkehr nach Rom erfolgt war.

Die mit demselben stattgehabten, begreiflicher Weise etwas erregten Verhandlungen hatten Feuerbach nur in seiner Absicht bestärkt, wenn immer möglich, sein Bild aus den Händen dieses Mannes zu erretten. Gewiß war es einer der glücklichsten Tage in seinem Leben, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen, als ihm die Gewißheit geworden war, Dante, seinen Liebling und sein Schmerzenskind, wie er ihn selbst nennt, wirklich und mit gutem Recht sein eigen nennen zu können. Auch der herrliche Studienkopf zur Poesie[1]), den Feuerbach besonders hoch schätzte, und den er im ersten überströmenden Gefühl der Dankbarkeit bei erfolgter Bestellung des Dante in Landsbergs Galerie gestiftet hatte, gelangte bei dieser Gelegenheit zu seiner ganz besonderen Befriedigung wieder in seinen Besitz.

Feuerbach und Landsberg haben sich im Leben nicht wieder begegnet. Seine Salons hat Letzterer nicht wieder eröffnet. Als ein Jahr in's Land gegangen war, haben sie ihn bei der Pyramide des Cestius unter den Cypressen des dortigen Friedhofes mit den üblichen Ehren begraben. Seine Galerie wurde in alle Winde zerstreut. Auch Dante wäre unter den Hammer gekommen. Seiner aber wartete ein besseres Schicksal.

Die jährliche Kunstausstellung an Piazza del Popolo war eben eröffnet worden. Dante sollte auf derselben zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit gelangen. Zu seiner letzten Vollendung hatte Feuerbach nur auf die allerglücklichste Stimmung gewartet. Diese aber war nun gewonnen und rasch

---

[1]) Heute im Besitz des Herrn Otto Mayer in Hamburg.

ging die Arbeit zu gutem Ende. Es waren Tage, reich an jenen „seligen Stunden stiller Schöpfungsfreuden", von denen Feuerbach in seinem Vermächtniß spricht; denn Eines war ihm wenigstens seit seiner innern Reife in seinen sonstigen Kämpfen erspart: der Zweifel an sich selbst. Hoch über allem Drang des Tages stand stets sein durch nichts zu beirrender, wie auf Fels gegründeter Glaube an seinen großen Künstlerberuf.

Anfang März 1858 gelangte das Dantebild zur Ausstellung. Zu denen, welche dasselbe zuvor auf dem Atelier des Künstlers gesehen hatten, gehörten unter Andern Cornelius und der alte Riedel. Feuerbach schätzte an Ersterem das Kräftige in seinem Wesen, obschon er sich nicht verhehlte, daß seine Kunst des eigentlichen Naturgepräges entbehre und die Grazien bei seiner Geburt ausgeblieben waren. An den alten Herrn empfohlen, hatte Feuerbach mit seinem Besuch gezögert, bevor er für eine zu gewärtigende Erwiderung desselben nicht selbst würdig vorbereitet war. Dieser Zeitpunkt schien ihm nun gekommen zu sein.

Cornelius empfing ihn mit seiner gewohnten Feierlichkeit. Eben mit einer Bleistiftzeichnung beschäftigt, die nachtwandelnde Lady Macbeth darstellend, demonstrirte er Feuerbach an derselben sofort seine Kunstprincipien. Er wollte Kaulbach (dieser hatte kurz zuvor denselben Gegenstand behandelt), einmal zeigen, wie so Etwas gemacht und aufgefaßt werden müßte. Zum Schluß lud er Feuerbach zu seinen Abendzirkeln ein und versprach, ihn auf seinem „Studio" besuchen zu wollen. Wenige Tage darauf löste er auch dieses Versprechen. Er lobte aufrichtig Feuerbachs Farbe, auf welche er für seine Person, wie er gerne zugebe, zu wenig Gewicht gelegt habe; im übrigen möchte er ihm aber rathen, statt so schwieriger Vorwürfe, wie die Gestalt des Dante, in Zukunft sich leichtere Stoffe auszusuchen.

Zu den offenen Bewunderern des Dantebildes zählte dagegen Riedel, der überhaupt Feuerbach sich stets freundlich gesinnt erwies. So fern sich Beide auch einander als Künstler standen, sympathisirten sie doch durch gemeinsames, gerades, von aller Gespreiztheit freies Wesen und Riedels trockener Humor sagte Feuerbach besonders zu.

Das Dantebild erregte auf der durch ihre Armuth sprichwörtlich gewordenen römischen Ausstellung ungemeines Aufsehen und führte einen Strom von Besuchern, Fremde sowohl wie Einheimische, auf das Atelier des Künstlers. Von vielen Seiten ward zugleich um die persönliche Annäherung desselben geworben; aber vergeblich wartete Feuerbach von Woche zu Woche in wachsender Aufregung auf einen greifbaren Erfolg, und zum ersten Mal mußte er die Erfahrung machen, daß ein Kunstwerk als „die Perle" einer Ausstellung gelten, und doch Niemand nach deren Besitz verlangen könne.

Enttäuscht, überreizt, im Fortgang seiner übrigen Arbeiten beständig

gestört, beschloß er endlich vor der Fluth müßiger Besucher sich dadurch zu schützen, daß er Niemandem mehr den Zutritt in sein Atelier gestattete.

Eine neue größere Arbeit, die ihn ganz erfüllte, stand bereits in wirkungsvoller Untermalung auf der Staffelei. Musicirende Putten, im Begriff bei Mondschein im Freien einem, in einem Zelt schlafenden Gespielen ein Ständchen darzubringen.

Auch ein erster großer, aber bald wieder kassirter Entwurf zu einer stehenden Iphigenie fällt in diese Zeit.

Die Ausstellung neigte ihrem Ende zu. Feuerbach hatte längst aufgegeben auf einen Erfolg von daher zu warten; da kam er eines Abends, später als sonst, freudig erregt nach Hause, hastig erzählend: „Wie doch der Zufall manchmal seltsam spielt! Eben, wie ich im Begriff war mein Atelier zu verlassen, tritt mir ein Fremder entgegen, der nach mir fragt. Er stellt sich mir als ein Herr Wedekind aus Hannover, deutscher Consul in Palermo, vor; er komme von der Ausstellung, wo er meinen Dante gesehen; leider gehe der Preis desselben über seine Verhältnisse; ob ich ihm nicht andere Arbeiten von mir zeigen könnte. Ich führe ihn in's Atelier; er sieht das Kinderständchen, ist ganz entzückt, frägt nach dem Preis, ist damit einverstanden, bestellt das Bild und reist unmittelbar darauf wieder ab. Eine Stunde früher, und ich hätte den Störenfried nicht eingelassen, einige Augenblicke später, und er würde mich nicht mehr begegnet haben; mir aber ist wieder einmal geholfen."

Die sofort in Angriff genommenen Vorarbeiten zu diesem Werke bilden die Anfänge zu der Fülle herrlicher Naturstudien nach nackten Kindern, die in Feuerbachs Kunst eine so große Rolle spielen. Auf die Art dieser Studien, und den entscheidenden Einfluß, den sie auf seine ganze künstlerische Entwickelung und Denk- und Anschauungsweise gehabt, wird später, bei Gelegenheit der Wiederholung desselben Gegenstandes, ausführlich die Rede kommen.

Nachdem dies erste Kinderständchen, auf's Liebevollste vollendet, an den Besteller nach Hannover abgegangen war, begaben wir uns Beide zu einem mehrwöchentlichen Sommeraufenthalt in's Albanergebirge. Wir wählten das reizende, auf der Höhe über dem Nemisee gelegene Genzano zum Wohnsitz und verbrachten herrliche Tage, in denen Feuerbachs Wesen, vom Zauber der ihn umgebenden, von einem wandellos klaren Himmel überglänzten Natur auf's Wohlthätigste berührt, sich in seiner ganzen Tiefe und Liebenswürdigkeit enthüllte.

Gewöhnlich stiegen wir schon in der Frühe oder wenn der Tag sich neigte, die steilen, dichtbewaldeten Kraterwände hinunter zum Bad in dem ringsum von mächtigen Bäumen überhangenen See. Unter diesen unvergleichlich lieblichen landschaftlichen Eindrücken sind wohl, in Vermischung mit nachwirkenden Motiven aus der Sabina, die Ideen in Feuerbach entstanden zu seinen badenden Kindern und seinen Nymphenbildern mit den

im Uferschatten musicirenden Knaben, Werke die zum Eigenthümlichsten und Reizvollsten gehören, was die neuere Kunst überhaupt aufzuweisen hat, und beredte Zeugnisse dafür sind, bis zu welcher vornehmen Höhe das genrehafte Element in der Kunst entwickelt werden kann, wenn echt dichterischer Sinn und plastisches Gestaltungsvermögen sich zu seiner Ausbildung vereinigen.

Einmal lockte uns auch das fern am Horizont schimmernde Meer hinunter an die klassischen Felsgestade von Porto d'Anzio. Diese entzückende Scenerie ist später für Feuerbach der Schauplatz vielwöchentlicher Meer- und Terrainstudien geworden und hat den Hintergrund für seine Iphigenien-, Strand- und Medeenbilder abgegeben.

In Genzano lebte damals auch noch die durch ihre Schönheit berühmt gewordene Albaneserin Angelina, die Riedel zu verschiedenen seiner Bilder gesessen hatte. Feuerbach fühlte sich jedoch mehr von ihrer jüngeren Schwester angezogen, obschon diese nicht von so auffälliger Schönheit war. Ein edler, musenartiger, lebensgroßer Profilkopf mit einem leichten Laubkranz in den Haaren, Zeichnung in Kohle, ist nach ihr entstanden.

Mit dem herangerückten Semptember neigte die Zeit unseres Landaufenthalts zum Ende. Feuerbachs anfänglich so glückliche Stimmung war langsam überschattet worden. Von einigen auf die Heimat gebauten Hoffnungen hatte sich bis zur Stunde keine erfüllt und nicht ohne einiges banges Vorgefühl kehrte er nach Rom zurück.

Nur die Hoffnung auf Berlin, wohin Dante schon vor Monaten abgegangen war, hielt ihn aufrecht. In fieberhafter Spannung wartete er auf die Eröffnung der dortigen Ausstellung und auf Nachrichten über den Erfolg seines Bildes. Endlich trafen dieselben ein. Die Kritik war überwiegend günstig gewesen. Ohne Rückhalt zog sie die würdigsten Vergleiche mit den ersten Namen der Kunstgeschichte; aber das Bild wurde weder angekauft, noch erfolgte irgend eine Bestellung.

Ein schlimmer, Monate andauernder Zustand trat hierauf ein, bis eines Tages ein Schreiben von der Mutter mit der Mittheilung eintraf, der Großherzog habe sich in der huldvollsten Weise nach ihm erkundigen lassen und den Wunsch geäußert, daß Dante von Berlin nach Karlsruhe gesendet werden möchte. Zugleich enthielt der Brief eine Anweisung auf eine Bestellung für Frankfurt, auf Grund von einer seiner Handzeichnungen, an einem Springbrunnen spielende Kinder darstellend, mit der Aussicht auf Bestellung eines Pendantbildes, wenn das erste Beifall finden sollte.

Feuerbach, eben noch geneigt in der Stimmung tiefster Hoffnungslosigkeit sich selbst aufzugeben, überließ sich beim Eintreffen dieser Nachrichten nun ebenso rückhaltslos den stürmischen Empfindungen des wieder lebendig gewordenen Glaubens an seine Zukunft.

Wohl klagte er, wie mißlich es für leidenschaftliche, ohnedies zu Extremen neigende Naturen sei, wenn die äußeren Umstände stets zum

Aeußersten hindrängten und so die Aufgabe gar zu sehr erschwerten, zum wünschenswerthen schönen Maß und innern Gleichgewicht zu gelangen; aber diese Einsicht vermochte nicht zu verhindern, daß er sich nicht mit Ueberanstrengung aller Kräfte und Mittel auf die unterbrochene Arbeit warf, um die verlorene Zeit und das unfreiwillig Versäumte einzuholen. Konnte er doch ohne den vollen Antheil seiner ganzen Seele überhaupt nicht arbeiten, um wie viel mehr mußte er daher suchen, die Zeiten freier und großer Stimmung auszunützen.

Da seine Kinderbilder bis jetzt die einzigen gewesen waren, die ihm neben Ehre und Annerkennung zugleich auch wirkliche Vortheile eingetragen hatten und fernerhin einzubringen versprachen, unternahm Feuerbach neben dem für Frankfurt bestimmten kleineren Hochbild gleichzeitig noch zwei große, friesartige Werke derselben Gattung, über deren Entstehungsgeschichte später im Zusammenhang berichtet werden soll.

Mitten im Studium und der Ausführung dieser Arbeiten trat Neujahr 1859 ein, und mit demselben erfüllten Gerüchte von einem nahe bevorstehenden Krieg alle Welt und ängstigten die Gemüther. Vornehmlich die Deutschen in Rom befürchteten mit der Zeit eine gänzliche Unterbrechung des Verkehrs mit der Heimat, so daß, wer angewiesen war von dorther seine Subsistenzmittel zu beziehen oder zu erhoffen, gewärtig sein mußte, sich der allerbedenklichsten Lage in einem feindlich gesinnten Lande ausgesetzt zu sehen.

Mit der sofort nach Berlin ergangenen Weisung, Dante nach Karlsruhe zu senden, war es bereits zu spät gewesen, da das Bild, der ursprünglichen Anordnung zufolge, schon zu der für das Jahr 1859 geplanten großen Kunstausstellung nach Paris abgegangen war.

Trotz der Befürchtung, es möchte des drohenden Krieges wegen am Ende gar nicht zur Eröffnung dieser Ausstellung kommen, wurde dieselbe doch programmgemäß in Scene gesetzt.

Hatte die Welt, von Besorgnissen und Leidenschaften auf's Heftigste aufgeregt, von vornherein wenig Sinn für künstlerische Angelegenheiten, so sollte noch ein besonderer Unstern über dem Bilde unseres Freundes walten. Dasselbe war nämlich unter dem Wirrsal der Kriegsvorbereitungen auf dem Weg nach Paris liegen geblieben und traf erst daselbst ein, als der Ausstellungscatalog bereits ausgegeben war. Nur besonderer Verwendung war es zu danken, daß dasselbe überhaupt noch zugelassen wurde. So hing denn das schlichte Bild ohne Nummer und Namen in beträchtlicher Höhe in den ungeheuren Räumlichkeiten, verloren unter einer Masse von über achttausend Gemälden. Wer es beobachtete, forschte vergebens nach dem Namen des Künstlers; wer es suchte, umsonst nach dem Orte seiner Aufstellung.

Unter ängstlichem Abwarten von Nachrichten verstrichen Feuerbach wieder die Tage und Wochen. So rückte die Zeit des römischen Carnevals heran, und mit demselben die Nachricht, daß Dante in Paris unter den obwaltenden Verhältnissen fast unbemerkt an einem Publikum vorübergegangen war, das

im Augenblick für nichts anderes als Politik und die lärmenden Interessen des Tages Sinn hatte.

Nichts beschreibt den Zustand der Entmuthigung, der von jetzt an Feuerbach niederdrückte. Er hatte, wenn keinen materiellen, so doch einen moralischen Erfolg von Paris erhofft, und fürchtete nicht ohne Grund, daß das Stillschweigen, womit Dante daselbst übergangen worden war, in der Heimat den guten Eindruck wieder verwischen möchte, den sein Erfolg in Berlin hervorgerufen.

Es war der dritte Carneval, den Feuerbach in Rom mit erlebte. Nie hatte er mit freudloseren Gedanken in das Gewühl dieses Festes geblickt, das so ganz geschaffen gewesen wäre, einem Künstler von seinem empfänglichen Wesen tausendfache Anregungen zu bieten. Die Römer erinnerten sich seit zwanzig Jahren keines ähnlichen Faschings. Es war, als ob unter der Gefahr, die Alle gleichmäßig treffen konnte, ein Jeder das Aeußerste aufzubieten gesucht hätte, um in dem noch sicheren Augenblick seines Lebens und seiner Habe im Taumel des ausgelassenen Bacchanals froh zu werden.

Unglücklicherweise stieß der Palazzo Costa, in welchem sich Feuerbachs Studium befand, dicht an den Corso, so daß er den Eindrücken dieses so diabolisch mit seiner Stimmung contrastirenden Vorgangs sich mit dem besten Willen nicht ganz entziehen konnte. So zerrüttend wirkten diese Widersprüche auf seinen ganzen Gemüthszustand, daß mich auf Schritt und Tritt das Gefühl der Angst begleitete, es möchte das Drama, dessen einziger Zuschauer ich war, in einer plötzlichen Katastrophe seine tragische Lösung finden.

In der Lombardei war endlich der Krieg thatsächlich ausgebrochen. Diese ereignißreiche Zeit gab den Gedanken Feuerbachs vorübergehend eine heilsame Richtung nach Außen. Der rasche Friedensschluß von Villafranca machte dem aber bald wieder ein Ende und warf den Künstler in die alte Stimmung zurück.

Ueber diesen Ereignissen war August geworden. Dante war in Heidelberg eingetroffen und schleunigst nach Karlsruhe weiter gegangen, wo er eintraf, als die großherzogliche Familie sich eben nach Insel Mainau begeben hatte. Dahin nachgesandt, kam das Bild abermals zu spät an. Zur Ausstellung nach Karlsruhe zurückbefohlen, entspann sich hier eine lebhafte Controverse über die Vorzüge und die Mängel des Bildes, während welcher Feuerbach endlich auf's Krankenlager niedergeworfen wurde. Seine starke Natur war den unausgesetzten Gemüthserregungen schließlich doch erlegen. Eine wohlthätige Apathie bemächtigte sich seiner und so half das kleinere Uebel ihm über das größere und die bedrängteste Zeit hinweg.

Die Befürchtung Feuerbachs, daß die Erfolglosigkeit Dantes in Paris auf die Stimmung in der Heimat nachtheilig einwirken und den Muth seiner Gegner, deren er dort nur allzu einflußreiche hatte, steigern werde, sollte sich nur zu sehr als richtig erweisen. Man warf dem Bilde Nach-

ahmung der Alten, Mangel an Charakterisirung und an geschichtlichem Inhalt vor, heutzutage lächerliche Ausstellungen, die damals aber, und besonders unter den örtlichen Einflüssen, nur allzuviel in's Gewicht fallen sollten.

Es war Ende September 1859, als der Beschluß aus Karlsruhe in Rom eintraf, die Galerie habe den Ankauf des Bildes einstimmig abgelehnt*). Der Großherzog, geleitet von den Gefühlen persönlichen Wohlwollens für den Künstler, sei jedoch bereit, dasselbe für einen ermäßigten Preis für sich zu erwerben, doch würde man vorziehen, mit einem Auftrag für ein historisches Bild dem Künstler eine anderweitige Unterstützung angedeihen zu lassen. Feuerbach ward aufgefordert, zu diesem Zweck Entwürfe einzusenden und zugleich der Wunsch ausgesprochen, daß er das Bild sodann in Karlsruhe ausführen möchte.

Nach Durchlesung dieses denk- und merkwürdigen Actenstückes schien Feuerbach einige Augenblicke völlig wie der Sprache beraubt. Nach kurzem Besinnen hatte er aber seinen Entschluß gefaßt. Noch krank, gab er von seinem Lager aus die Weisung, seinen Dante unverzüglich einzupacken und nach Heidelberg zurückzusenden.

Einige Wochen nach Abgang dieses Absagebriefes traf in Rom die Nachricht ein, daß Dante laut allerhöchster Entschließung zum vollen Preis angekauft und in den Privatgemächern des Großherzogs zur Aufstellung gelangt sei.

Das huldvolle Cabinetschreiben in der Hand, mit Thränen in den Augen, trat Feuerbach zu mir auf's Zimmer, mit den Worten: „Nun haben die guten Frauen meines Dante mir doch noch mit ihren Schleppen den Weg rein gekehrt."

Nachdem der äußere geschichtliche Verlauf der Dinge bis zu diesem freundlichen Abschluß vorausgenommen worden, ist es nöthig, an einer früheren Stelle wieder anzuknüpfen, um auf die Entstehung und Vollendung von zwei Werken Feuerbachs zurückzukommen, die einen förmlichen und entscheidenden Wendepunkt in seiner künstlerischen Entwickelung bilden; die beiden großen Kinderfriese nämlich.

Für den einen dieser Friese hatte Feuerbach die Wiederholung des hannöverschen Ständchens, für den anderen balgende Buben in's Auge gefaßt, die sich in einer Vigna um Trauben streiten. Während in jenem

*) Das Veto Lessings, das Bild sei nicht würdig in der Karlsruher Galerie zu hängen, verdient der Nachwelt aufbewahrt zu werden. In der That erhielt Dante in derselben erst nach vielen Jahren auf höhere Weisung einen würdigen Platz, an welchem das Bild zu vollster und schönster Wirkung gelangte. Heute hängt dasselbe in der verfügbar höchsten Höhe so, daß es nicht betrachtet werden kann, ohne daß der Blick den stieren Augen einiger gehörnten Quadrupeden begegnet, die ihren bevorzugten Platz wohl nur der Erwägung verdanken, daß in der Rangordnung der Geschöpfe der Mensch hoch über dem vernunftlosen Gethier zu stehen, in diesem Fall zu hängen habe.

das Lyrische des Vorgangs bei verschleierter, traumhafter Mondscheinstimmung, sollte im zweiten, als energischem Gegenstück, nicht nur das vollbewegteste Leben, sondern auch aller Reiz und Reichthum der frischesten Farbe und Beleuchtung zu wirksamster Geltung kommen*). War Feuerbach aber bis jetzt, wie alle andern auch, gewohnt gewesen seine Compositionen frei aus sich heraus zu entwerfen, und seine Naturstudien denselben sodann nachträglich anzupassen, so beabsichtigte er diesmal genau den umgekehrten Weg einzuschlagen: die vorgefaßte dichterische Idee — eine solche schien ihm allzeit eine unerläßliche Voraussetzung für jedes Kunstwerk — sollte nicht früher Gestalt empfangen, als auf Grundlage der umfassendsten vorausgegangenen Naturstudien.

Viele Monate hindurch ließ Feuerbach nun von dieser Zeit an täglich einige Stunden nackte Putten auf seinem Atelier ihr freies Spiel treiben; denn gerade im Wesen des Kindes glaubte er, und wohl mit Recht, den unverfälschtesten Abdruck der Natur in ihrer ursprünglichsten Reinheit erblicken zu dürfen.

Eine neue Welt voll Liebreiz, Naivetät und Humor erstand ihm allmählich aus dieser, anfangs verwirrenden Beweglichkeit der Erscheinungen. Es handelte sich aber gerade vor Allem darum, die Natur in lebendiger Bewegung, im Gegensatz zur Starrheit des Modells **beobachten zu lernen.**

Hatte er so in der Auffassung des Flüchtig-Erschauten und Festhaltenswerthen, und durch die Versuche raschester Skizzirung des Beobachteten Blick und Hand geübt, so sollte schließlich, als zur letzten Stufe, zur vollendeten Wiedergabe der Form **als solcher** vorgeschritten werden, zu welchem Zweck der unermüdliche Künstler jedes einzelne Glied und jede einzelne Form, in der entsprechenden Lage fixirt, zum Gegenstand seines ganz besonderen Studiums machte.

Für Jemanden, dem das Produciren aus der Fülle des inneren Reichthums so verführerisch nahe gelegt war, wie Feuerbach, gehörte kein geringer Grad von Selbstverleugnung und Ausdauer dazu, um bei einem solchen, ebenso aufregenden, wie ermüdenden Studium Monate lang auszuharren; aber bald gewann er auch auf Grund desselben eine solche Herrschaft über die Natur, und ein solches Verständniß für das wechselnde Spiel ihrer Formen, daß seine letzten Arbeiten aus dieser Zeit, als typischer Idealausdruck des in der Natur Geschauten wirken und ganz das Gepräge freier künstlerischer Schöpfungen haben.

Eine Auswahl dieser Studien ergab in der Folge weit über hundert

---

*) Von allen Schicksalen, die seine Bilder betroffen, ist keines Feuerbach so nahe gegangen, als daß diese beiden, so ganz für einander gedachten und sich gegenseitig einander ergänzenden Arbeiten durch den leidigen Zwang der Umstände auseinandergerissen wurden. Das Ständchen ist jetzt in Karlsruhe (Herr v. Harder), die balgenden Buben in St. Gallen (Städtische Sammlung).

sorgsam ausgeführter Blätter, die zum Entzückendsten gehören, was Feuerbach überhaupt geschaffen. Zu demselben zählen auch die Studien für die musicirenden Kinder seines Madonnenbildes, deren schönste sich jetzt in der Münchener Pinakothek befinden*).

Bei dem nun folgenden Auf- und Ausbau der Composition der beiden Friese, auf Grundlage der reichlich angewachsenen Naturstudien, war es Feuerbachs bewußtes Streben, sowohl in der Vertheilung der Massen, als wie in der Gestaltenfolge und im allgemeinen Linienfluß eine solche Gesetzmäßigkeit und Abgewogenheit zu verfolgen, daß nicht die mindeste Verschiebung oder Verrückung in irgend einem dieser Verhältnisse sollte versucht werden können, ohne directe Schädigung des künstlerischen Gleichgewichts und Zusammenhangs; so wenig als dies eine Sonate oder Symphonie eines guten Meisters ohne Störung ihres inneren Gefüges vertragen würde. Mit so peinlicher Gewissenhaftigkeit verfuhr der Künstler bei dieser Behandlungsweise, besonders um dem Schwierigsten zu genügen, was seine Kunst kennt, nämlich dem Anspruch, daß die Gestalten wirklich gehen und wirklich stehen, daß er oft nur um Haaresbreite die Linien eines Gliedes so lange hin- und wiederrückte, bis sie seinem Gefühl als durchaus richtig entsprachen; denn Willkürlichkeit, die in der modernen Kunst eine so große Rolle spielt, daß ‚Alles auch ebenso gut anders sein könnte', und die von sehr gefeierten Künstlern beliebte Art, mit die wichtigsten Dinge hinter allerlei Beiwerk zu verstecken, hat Feuerbach, so bequem sie ist, gründlich verschmäht.

„Mein bescheidenes Glück," schreibt er, „ist, daß meine Figuren Füße haben zu stehen und zu gehen und Hände um etwas anzufassen."

Daß Feuerbachs Compositionen trotz dieser strengen Censur doch immer einen natürlichen, zwanglosen, ungesuchten, und wenn der Gegenstand es fordert, leidenschaftlichen Wurf aufweisen, zeigt nur, daß das Stilvolle nichts anderes als die Natur in ihrer höchsten Potenz ist.

Erst nachdem der Künstler sich in dieser Richtung völlig genug gethan, schritt er an die Lösung der plastisch-coloristischen Aufgabe, auch hier nach dem Grundsatz: „Im gründlichen Studium der Natur allein ist ewiger Fortschrit"; jedoch immer eingedenk dessen, was er an anderer Stelle sagt: „Das lebende Modell darf nur mit großer Vorsicht, in stetem Hinblick auf den Zusammenhang des Ganzen benutzt werden."

Einmal im Verlauf seines Naturstudiums so weit gelangt, war es ebenso begreiflich wie verzeihlich, wenn in ihm das Verlangen erwachte, dasselbe nunmehr auch auf einen weitergezogenen Kreis auszudehnen.

Nun hatte der Gedanke einer großen Germanenschlacht Feuerbach schon in seiner Düsseldorfer Zeit beschäftigt. Was er damals selbst in einem

---

*) Bezeichnend für die zunehmende Entwickelung von Feuerbachs Stil in der Richtung zum Strengen ist, daß er auf das Kind, das ihm für das Madonnenbild als Modell gedient, „als zu süß", später nicht mehr zurückgriff.

Briefe an die Eltern, als „Auswurf einer kindischen Phantasie" bezeichnete, hatte sich inzwischen mit den Jahren und der wachsenden Künstlerreife zur Idee eines „Amazonenkampfes" umgebildet; doch Gestalt hatte dieselbe noch keine angenommen und sollte sie auch nicht früher empfangen, als ebenfalls nur auf Grundlage von umfassenden, vorausgegangenen Naturstudien.

Feuerbach glaubte hierfür das geeignete Modell gefunden zu haben, das, wenn auch fast unschön von Antlitz, sich durch eine so seltene Plastik der Gesammterscheinung auszeichnete, wie sie selbst der Süden nicht häufig hervorzubringen pflegt. Dieselbe für seine große, im Hintergrund schlummernde künstlerische Absicht zu verwerthen, vermochte er nicht zu widerstehen. Er staunte dabei über sich selbst, in welch ganz anderem Licht die Natur sich jetzt vor seinen Blicken enthüllte. Alles was er bis dahin geschaffen, erschien ihm wie mit halbträumenden Augen gesehen, unsicher und formlos. Dies waren die Zeiten, in welchen ihm, aus der Fülle der **Anschauung** heraus, das Wesen und Geheimniß der Antike in voller Klarheit und Deutlichkeit am **wirklichen Leben** aufging.

Nicht alle, aber ein großer Theil und mit die schönsten in der Reihe der Amazonenstudien verdanken diesem Modell ihre Entstehung; doch ist dasselbe durchaus nicht identisch mit der Gestalt der Nana, die den Künstler später zu einer Iphigenie und Medea inspirirte. Von dieser soll noch in der Folge ganz besonders die Rede sein.

Diese Amazonenstudien sind weit früher, als es ursprünglich im Plan des Künstlers lag, eines Tages zur Verwendung gelangt; freilich um auch ebenso rasch wieder zurückzutreten für spätere Jahre. Es war kurz nach der Zeit, als Feuerbach die Mittheilung von der Ablehnung seines Dantebildes von Seite der Karlsruher Galerie empfangen hatte. Entschlossen um jeden Preis die Arbeit nach irgend einer Richtung hin wieder aufzunehmen, und kaum leidlich erholt, hatte er sich aufgerafft. Da an die Kinderbilder ohne Natur nicht gerührt werden sollte, indem Feuerbach dieselben direct nach dem Leben vollenden wollte, was er sich im Augenblick nicht gestatten durfte, galt es auf Anderes zu sinnen und nichts Geringeres war's, als der Plan zum Beginn der Amazonenschlacht, mit welchem Werk er seinen Widersachern und allen Hindernissen zum Trotz sich Bahn zu brechen gedachte.

Die schwierigste Frage bildete unter den augenblicklichen Verhältnissen die Beschaffung einer Leinwand von genügender Größe. Nun befand sich unter den zurückgestellten Entwürfen eine, in der Zeit nach dem Freikauf des Dantebildes entstandene Composition, den sterbenden Dante mit der Vision der verklärten Beatrice darstellend. Es war ein in Kohle auf einer gewaltigen Leinwandfläche entworfenes Höhenbild, von dem heute nur noch die aus Venedig herrührende Farbenskizze existirt*).

*) Im Besitz des Herrn Wesendonk in Dresden.

In Ermangelung einer andern Leinwand entschloß sich Feuerbach kurzerhand diesen Entwurf zu cassiren, und dieselbe für die Aufzeichnung der ihn leidenschaftlich aufregenden Idee des Amazonenbildes zu verwenden. Allein das Format der Leinwand erwies sich in der Querstellung für die Gestaltung des Werkes, wie es dem Künstler bis jetzt im Geiste vorgeschwebt hatte, als weder entsprechend noch ausreichend. Hier sollte ich nun Gelegenheit erhalten, die außerordentliche Dispositionsgabe Feuerbachs kennen zu lernen. Um auf der verengten Fläche alle Gruppen und Gestalten, die er sich ausgedacht hatte, unterzubringen, gab es nur das eine Auskunftsmittel, für das Bild einen höheren Augenpunkt als vorher anzunehmen, wodurch sich naturgemäß eine Erweiterung des Mittel- und Hintergrundes und damit von selbst der vertiefte Raum ergab, zur bequemen Vertheilung aller ihm für das Ganze unentbehrlich dünkenden Einzelheiten.

Die Composition in diesem Sinne rasch im Geiste umgestaltend, entwarf Feuerbach in Kohle in der staunenswerth kurzen Zeit von drei Tagen, frei aus der Phantasie, ohne jegliche Vorarbeit im Kleinen*), in voller malerischer Wirkung den, aus über sechzig, zum großen Theil lebensgroßen Gestalten bestehenden Vorgang, wobei er obenein gezwungen war, für den höher angenommenen Augenpunkt die vorhandenen Studien nach der Natur für den Vordergrund in entsprechender Weise umzudenken.**)

Die glückliche Wendung in den äußern Verhältnissen, die durch den Verkauf des Dante herbeigeführt worden war, gab Feuerbach das richtige Maß zur Schätzung seiner Mittel und Kräfte zurück. Es war eine gewaltsame Entladung der zu lange eingedämmten Productionskraft gewesen. Die zunächst noch allzuriesige Aufgabe trat in den Hintergrund, und blieb einer spätern Zeit und der voll ausgereiften Kraft des Künstlers aufgespart†). Statt dessen schritt er nun rüstig an die Vollendung seiner früheren, so oft in ihrem Fortgang unterbrochenen Arbeiten. Die beiden großen Kinderfriese, das inzwischen bestellte zweite Kinderbild für Frankfurt, die Madonna mit den musicirenden Engeln und ein lebensgroßer weiblicher Studienkopf, alles mehr oder weniger noch unvollendete Werke, sollten bis zu seiner, für das kommende Frühjahr 1860 berechneten Heimreise fertig werden. Es war keine geringe Aufgabe, denn das Jahr neigte schon zum Ende, so daß nur etwa vier Monate zur Durchführung derselben übrig blieben. Aber die Freudigkeit in seiner Stimmung ließ den Künstler Wunder wirken††);

*) Die aus Venedig herrührende, in Rom vollendete kleine Amazonenschlacht in Oval kann nicht als Vorarbeit zur großen gelten

**) Es war im vollsten Sinne des Wortes ein Carton, nur mit dem Unterschied, daß die eigentliche Arbeit nun erst beginnen sollte.

†) Der Entwurf aus diesen Tagen ist, nachdem sein kurzer Bestand zum Glück auf photographischem Wege gesichert worden war, von Feuerbach bei der nach vierzehn Jahren erfolgten Ausführung des Werkes in der Hauptsache beibehalten worden.

††) Sämmtliche Bilder sind Ende April 1860 zur Versendung gelangt.

Ruhe und Stetigkeit waren an die Stelle der bisherigen Aufregung getreten und vertrauensvoll blickte Feuerbach in die Zukunft.

In dieser Zeit der glücklichsten Stimmungen war es, daß wir eines Tages in Via Tritone, der Straße, die von Piazza Barberini nach Feuerbachs Atelier hinunterführte, eine junge Frau sahen, mit einem Kind auf den Armen unter einem offenen Fenster stehend, dessen Rahmen den natürlichen Abschluß abgab für das reizvollste Bild, welches der Zufall einem Künstler für eine Madonna größten Stils liefern konnte, denn es war eine geradezu imponirende Gestalt. Die Frau mochte Mitte der Zwanzig sein. Eine Last von dunklen Haaren umrahmte die strengen, melancholischen Züge, deren Schnitt von der reinsten römischen Abstammung zeugte.

Feuerbach, gefesselt von dem überraschend schönen Bilde, zögerte einige Augenblicke, und über das Antlitz der ernsten Frau glitt ein flüchtiges Lächeln, als empfinde sie recht wohl die dem Weib wie der Mutter geltende Huldigung.

Auffallender Weise hat Feuerbach dieses Bild künstlerisch nicht festgehalten; vielleicht weil die ganze Art desselben allzusehr an die sixtinische Madonna hätte erinnern können. Der Vorgang schien so gut wie vergessen. Dennoch war es diese Frau, die bestimmt war, nicht allein in Feuerbachs Kunst, sondern auch in seinem Leben eine ernste Rolle zu spielen; denn sie war es, die Jahre hindurch den meisten seiner Frauengestalten verwandte Züge lieh, und auf sie bezieht sich die Stelle in seinem Vermächtniß, daß er erschrocken zurückgewichen sei, als er zum ersten Mal in antiken Gewändern die hohe Gestalt sich habe bewegen sehen, weil er eine Statue von Phidias vor sich zu haben glaubte. „Da läßt sich in Eile nichts erreichen!" setzt er hinzu; „es gilt Zeit und Beobachten. Wo fände ich dies je wieder!"

Als das Verhältniß, nicht durch seine, sondern durch Schuld der Frau sich gelöst hatte, äußerte Feuerbach, in dessen Seele der Bruch immer noch schmerzlich nachzitterte, später einmal gegen mich: „Wer mich kennt, dem brauche ich nicht erst zu sagen, daß eine Frau, die mich in solcher Weise an sich zu ketten vermochte, nichts Gewöhnliches gewesen sein konnte. Ich würde mich für immer mit ihr verbunden haben, wenn eine Scheidung und Wiedervereinigung damals in Rom nicht zu den unmöglichen Dingen gehört hätte."

Wer wollte sich wundern, daß die Frauen, die er zu verherrlichen so ganz besonders berufen war, Macht über einen Künstler von dem Wesen Feuerbachs hatten? Ueberall aber, wo dieselben ernster in sein Leben eingegriffen haben, hat er selbst nicht nur als Künstler, sondern stets auch als

Mensch mit seinem leidenschaftlichen Herzen den höchsten Preis an sie entrichtet.

Wohl mochte der Künstler mit seinen kategorischen Forderungen zuweilen dabei in's Gedränge kommen; allein er hatte nicht nur das angeborene Bedürfniß, Alles, was in seinen eigentlichen Lebenskreis eintrat, mit verklärenden Künstlersinnen aufzufassen, sondern besaß auch Macht der Persönlichkeit genug, um Jeden, dem er wirklich näher trat, adelnd über sein gewöhnliches Maß hinauszuheben. Dies schützte ihn, wenn auch nicht immer vor Enttäuschungen, so doch stets vor der Gefahr zu sinken und sich selbst zu verlieren.

Niemand hat echte Weiblichkeit tiefer verehrt als Feuerbach. Von allen erstrebenswerthen Gütern erschien ihm, nach Ruhm und Unsterblichkeit, der Besitz eines edlen Weibes das Begehrenswertheste, und die Sehnsucht danach hat ihn begleitet bis an sein Lebensende. In der verschiedensten Weise hat er selbst in seinem Vermächtniß unter der Aufschrift „Frauen" dieser Sehnsucht Ausdruck verliehen, am schönsten in den Worten: „Hoch oben über dem kleinen Getriebe alltäglicher Sorgen ein wahrhaftiges Künstlerleben in Glanz, Ehre und Reichthum — und dies Alles auf ein liebes schönes Haupt niederlegen, das ließe ich mir gern gefallen; sonst lieber allein den Flug zur Sonne wagen und mit verbrannten Flügeln in Nacht versinken, wenn es nicht anders sein soll*)."

Die Umstände fügten es so, daß ich früher als Feuerbach Rom verlassen und in die Heimat zurückkehren mußte. Ich war von einem Kunstverleger in Karlsruhe beauftragt worden, für einen zu unternehmenden großen Stich einen Vorwurf religiösen Inhalts in Vorschlag zu bringen. Ich hatte für diesen Zweck eine Handzeichnung von Feuerbach empfohlen und die Freude erlebt, daß dieselbe angenommen wurde.

Da diese Zeichnung im engsten Zusammenhang mit einer der bedeutendsten nachträglichen Schöpfungen Feuerbachs steht, mag bei diesem Anlaß die Geschichte ihrer Entstehung hier Aufnahme finden.

Dieselbe greift noch in die Zeit zurück, in welcher der Künstler, ohne eigentliches Atelier, mit Entwürfen aller Art seine Tage auszufüllen pflegte; Entwürfe, die er, wie schon erwähnt, später leider bis auf wenige Ausnahmen, dem Hundert nach als formlos vernichtete. Nur was irgendwie davon in einem Zusammenhang mit der Natur oder Erlebtem stand, erhielt den Freibrief zur Weiterexistenz.

Feuerbach zeichnete dann des besseren Lichtes wegen gewöhnlich auf meinem Zimmer. So kam er denn auch eines Tages, von einem Ausgang heimkehrend, ganz aufgeregt daher, erzählend, wie er auf einer Kirchentreppe, wahrscheinlich schlafend, eine Campagnolin liegend gefunden, ein Bild von so großem Wurf der Linien, daß er sofort versuchen müsse, dasselbe fest-

*) Vermächtniß S. 187. 2. Aufl.

zuhalten. Er griff nach Kohle und Papier, legte sich, wie er beim Zeichnen zuweilen zu thun liebte, auf die platte Erde, und während die seine Gedanken verfolgende Gestalt rasch unter seinen Händen und unter meinen Augen hervorwuchs, kam ihm plötzlich dabei eine Eingebung und mit dem Ausruf: „Die ist ja herrlich zu verwerthen!" entwarf er die erste Idee zu dem ergreifenden Bild, das heute unter dem Namen der Pieta jeder Besucher der gräflich Schack'schen Galerie in München kennt. Nur die betenden drei Frauen, die hier zu Füßen des Erlösers am Eingang zur Felsenkluft knieen, sind später erst hinzugekommen. Im ursprünglichen Entwurf hält statt derselben ein geflügelter Engel die Wache.

Auf Grundlage dieser ersten Idee vollendete Feuerbach, mit Hülfe einiger Studien nach dem Leben, die für den Stich bestimmte Zeichnung*). Damit aber war für mich die Zeit gekommen, von Rom zu scheiden.

Feuerbach, der wohl herausfühlte, wie schwer mir der Abschied von ihm und Rom wurde, war in rührender Weise bemüht, mir die letzten Tage unseres Zusammenseins zu verschönen. Damit ich mit einem großen Eindruck von der ewigen Stadt scheiden möge, führte er mich selbst noch einmal nach dem Vatican, in die Sistina und vor die Stanzen und die Transfiguration Rafaels, sodann Abends hinaus in eine der Vignen vor Porta Pia, wo wir manchmal Angesichts der herrlichen Berglinien der Sabina und seines Lieblings, des Monte Sorracte, bei einer Fogliette Orvieto unsere Abende verbracht hatten.

Besonders denkwürdig aber sind mir die Worte geblieben, die Feuerbach an mich richtete, als ich im Begriff war, mich von den Räumen zu trennen, in denen wir so eng zusammen vier Jahre in Leid und Freud gehaust hatten (von seinem Atelier und seinen Arbeiten hatte ich schon Abschied genommen): „Was Sie auch Alles um mich gesorgt haben mögen," so begann er, meine beiden Hände fassend, „erachten Sie darum den Gewinn dieser Jahre nicht gering: Sie sind mit mir und durch mich gewachsen und im Leben und Ihren künstlerischen Anschauungen gereift, und die Erinnerung an Rom und unser gemeinsames Zusammenleben wird den besten Inhalt für Ihr ganzes Leben bilden. Suchen Sie nun, wie hier, draußen in der Heimat für mich zu werben und zu wirken, während ich, dessen dürfen Sie sicher sein, mit immer neuen Thaten nachfolgen werde, und sollten Sie je einmal die Erinnerungen Ihres Lebens niederschreiben, dann gedenken Sie der Geschichte dieser vier Jahre und dessen, was ich als Künstler gedacht und gewollt, was selbst niederzuschreiben ich vielleicht nie Zeit und Stimmung finden werde."

(Schluß folgt.)

*) Diese Zeichnung ist leider verschollen.

Der Sonnenelf.

Von

Anna Lindau.

— Berlin. —

Es geschehen sonderbare Dinge auf dieser Erde, Dinge, die so märchenhaft klingen, daß man sie eben nur in einem Märchen erzählen kann, weil sonst die verständigen Leute zu sehr ihre Köpfe schütteln müßten. Und das soll für verständige Köpfe nicht gut sein. Da sehen nun die Menschen alle Tage die liebe Sonne am Himmel stehen und sagen von ihr: sie brennt, sie lacht, sie scheint, sie küßt, sie strahlt und sie sticht. Und dabei thut sie selber so gut wie gar nichts, sondern sitzt müßig auf ihrem Wolkenthron und entsendet nur ihre dienstbaren Geister, die Strahlen, hinab auf die Erde, woselbst diese den Tag über beschäftigt sind und Menschen, Thieren und Pflanzen zum Nutzen und zur Freude dienen. Abends aber, wenn die Sonnenkönigin zur Ruhe geht, ruft sie die unzählige Schaar der Strahlen zurück, und diese müssen ihr dann berichten, was sie gesehen und was sie gethan. Denn die Sonnenkönigin läßt sich gern kurz vorm Einschlafen etwas erzählen, als wäre sie ein alltägliches Erdenkind.

Niemand sieht und erlebt auch mehr, als so ein Strahlenelf. Sind sie doch die neugierigsten aller Geister. Respectlos drängen sie sich durch die geschlossenen Vorhänge in des Königs Schlafgemach und hüpfen auf den bunten Teppich vor Seiner Majestät Lager, ohen vorher um Erlaubniß gefragt zu haben. Mitleidig drängen sie sich durch die Mauerspalten zu den armen Gefangenen im Kerker. Den Landmann auf dem Felde begrüßen sie als alte Bekannte, nachdem sie die Blumen wachgeküßt haben. Am liebsten aber stehlen sie sich auf die Bettdecke der kleinen Langschläfer in den Kinderstuben, tanzen auf derselben und wagen sogar ihre Sprünge

bis zu den Augenlidern des vom Schlafe gerötheten Gesichtchens, bis das Kind dieselben aufschlägt und im Glauben, es sei ein heller Schmetterling, den Sonnenelf zu haschen sucht. Sie haben Freiheit, zu thun und zu lassen, was sie wollen während der Tageszeit, doch müssen sie pünktlich dem Rufe ihrer Königin des Abends folgen und heimkehren, denn wer sich verspätet, muß auf der Erde bleiben, und wer weiß, ob er je den Weg zur Sonne wieder zurückfindet. Einige von ihnen haben ihn ja nie mehr gefunden, und Ihr seid ihnen schon häufig begegnet, ohne zu ahnen, daß es gefangene Sonnenstrahlen waren, die Euch entgegenleuchteten oder Euch erwärmten. Aber beim nächsten Glase feurigen Weines, das Ihr belebend in den Adern spüret, gedenket der Sonnenelfen, die sich auf dem Weinberge verspäteten und in die Trauben gebannt, nun unsichtbar, aber noch immer beglückend, den Menschen dienen.

Ich will Euch die Geschichte eines Strahlenelfen erzählen, der während eines Menschenlebens auf der Erde weilte und erst dann wieder zur Sonnenkönigin zurückkehrte:

Es war an einem heißen sonnigen Augusttage zur Erntezeit, wo die Leute auf dem Lande so ganz besonders viel zu thun haben und sich nur wenige Stunden Nachtruhe gönnen. Schwere Gewitterwolken hatten sich gegen Mittag am Horizonte aufgethürmt, und Jacob Kern, der Inspector des großen Rittergutes, auf dem Peter Jansen Tagelöhner war, hatte schon mehrere Male recht bedächtig nach dem Himmel geschaut, sich dann auf seinen großen Braunen gesetzt und war in kurzem Trabe zu den Arbeitern hinaus auf's Feld geritten, um dieselben anzutreiben, damit das Getreide wenigstens noch trocken unter Dach und Fach käme.

Während nun Jansen arbeitete, daß ihm der Schweiß nur so über die braunen Schläfen perlte, und sich dabei von seiner Frau emsig helfen ließ, stand unten am Ende des Dorfes vor der niedern Hütte, die die armen Arbeitsleute bewohnten, ein alter zerbrechlicher Kinderwagen; in dem krabbelte es unter einem bunten Tuche, das als Decke diente, und dann und wann kam auch die Ursache dieser Unruhe in dem Wagen zum Vorschein: ein kleines Beinchen, an dem ein halb ausgezogener rosawollener Strumpf hing, den ein dickes Händchen sich bemühte, ganz herunterzuziehen. Dann und wann tauchte aus der Tiefe des Wagens ein kugelrunder Kinderkopf hervor, mit einer dünnen blonden Haarschicht, unter der die Kopfhaut rosa leuchtete. Der rosa Kopf und das Beinchen mit dem gleichfarbigen Strumpf gehörten dem jungen Peter Jansen, dem einjährigen Söhnchen der Tagelöhnersleute. Die Mutter hatte, bevor sie ihrem Manne auf dem Felde behülflich war, das schlafende Kind vor die Thür geschoben und ihm, im Falle es vor ihrer Rückkehr erwache, eine Brodkruste zum Zeitvertreib und auch für den ersten Hunger auf das Kopfkissen gelegt.

Der kleine Peter war nun schon seit geraumer Zeit wach, hatte an der Brodkruste etwas herumgeknabbert und sie dann, ihrer überdrüssig, über

den Wagenrand, gleichsam über Bord, geworfen, denn sie lag neben dem Rade auf dem Rasen. In den Zweigen der Linde, unter der der Wagen stand, spielten die Sonnenelfen mit den Vögeln, und einer von ihnen hüpfte zu dem kleinen Peter im Kinderwagen und kitzelte die nackten Beinchen. Er kannte das Kind sehr gut und liebte es, denn der häufig verlassene Kleine war ihm ein lieber Gespiele.

Immer schneller zogen die dunklen Wolkenmassen am Himmel herauf, und plötzlich erhob sich ein furchtbarer Wirbelwind. Die Zweige der Linde neigten sich ängstlich hin und her und flüsterten sich zu: „Es giebt ein Wetter!" Die Sonnenelfen folgten dem Rufe ihrer hinter der schwarzen Wolkenmauer verschwindenden Königin und eilten zu ihr. Nur der kleine, der im Korbwagen mit Peter gespielt hatte, versäumte es zurückzukehren, und schlüpfte erschreckt, seines Lichtes beraubt, Obdach suchend in das Herz des Kindes.

Schon mehrere Male hatte der Donner in der Ferne dumpf gerollt. Jetzt aber riß plötzlich die schwarze Wolkenschicht, und ein furchtbarer Blitzstrahl zuckte über die verdunkelte Erde, gefolgt von einem Schlage von solcher Gewalt, daß der Boden davon erbebte und die Linde ängstlich ächzte. Schwere Tropfen fielen gleich darauf hernieder. Niemand ließ sich blicken, und das verlassene Kind im Wagen, das von dem entsetzlichen Krachen eine Secunde wie betäubt war und jetzt den Mund zum Schreien verzog, richtete sich nun mit aller Kraft im Wagen auf und machte die angestrengtesten Versuche, aus demselben zu klettern.

Im Nachbarhause — es war die Dorfschenke — stand die achtjährige Tochter des Wirthes, Kathrin, am Fenster, und, als echtes Landkind sich vorm Blitz und Donner nicht fürchtend, blickte sie hinaus auf den jetzt niederströmenden Regen. Aus der blechernen Dachrinne rieselte es wie ein Wasserfall herab, und auf der noch kurz vorher so staubigen Dorfstraße standen bereits teichartige Pfützen. Es machte ihr Freude, die Angst der kleinen Vögel, die sich zitternd unter den Baumzweigen verkrochen, zu beobachten; und sie hatte bisher den armen kleinen Menschen, der da draußen unter der Linde im Korbwagen zappelte, noch gar nicht bemerkt. Jetzt aber fiel ihr Blick auf das rothe von Thränen und vom Regen überströmte Gesichtchen des verlassenen Kindes, und nun hörte sie auch trotz des Geplätschers der Gosse und trotz des Rauschens des Regens ganz deutlich das klägliche Schreien.

„Vater, sieh mal, Jansens Peter steht da draußen unter der Linde. Hu! hör mal, wie er kreischt."

Sie hatte sich an den in der dunklen Wirthsstube mit einem Kutscher, der das Wetter abwartete, kartenspielenden Wirth gewandt, der ohne die Pfeife aus dem Munde zu ziehen ruhig sagte:

„Geh, meld's der Mutter."

Die kam gerade in's Zimmer, eine freundliche Frau, die viel älter aussah, als sie eigentlich war. Kaum hatte sie sich mit einem Blick durch

das Fenster von der Aussage ihrer Tochter überzeugt, so lief sie, sich die Schürze zum Schutz gegen den Regen schnell über den Kopf werfend, mit den Worten: „Das arme Wurm! Erbarm sich der Himmel!“ aus dem Zimmer.

Die spielenden Männer hatten sich um den Vorgang nicht weiter bekümmert. Erst als die nun auch vom Regen überströmte Frau mit dem klatschnassen Kinde an der Brust wieder in's Zimmer trat, blickten sie auf.

Peter schrie nicht mehr. Er ließ sich ganz artig mit den von Kathrin schnell herbeigebrachten Tüchern abtrocknen und saß, in einen carrirten wollenen Shawl der Wirthin gehüllt, behaglich in der Sophaecke. Er ließ sich die warme Milch, die ihm von der Kathrin löffelweise in den Mund gegossen wurde, wohlschmecken, lächelte sogar freundlich und dankbar, wenn der große Löffel von der ungeschickten Kathrin anstatt in den Mund in die Nase geführt wurde, und hatte Blitz und Donner und seine armen Eltern draußen auf dem Felde längst vergessen.

Draußen auf dem Felde war eine entsetzliche Verwirrung. Der Blitz hatte eingeschlagen und zwei Menschen aus der Mitte der Arbeiter getödtet. Und als der Regen in Strömen herunterrauschte, und die Blitz- und Donnerschläge schon seltener und schwächer wurden und schließlich ganz aufhörten, fuhr man auf einem Arbeitswagen, auf Heu gebettet, zwei todte Körper in's Dorf zurück: Peter Jansen und seine Frau.

Der Inspector Jacob Kern berichtete den traurigen Vorfall Abends im Schloß, und die Familie des Gutsherrn, tief erschüttert von dem Unglück, versprach, für den kleinen so plötzlich verwaisten Peter zu sorgen. Vorläufig sollte das Kind nun bei den Wirthsleuten in Pflege verbleiben, denn der gutmüthigen Frau, die ihn sich in's Haus geholt hatte, gefiel der Junge mit den großen freundlichen blauen Augen, und auch der Wirth hatte nichts dagegen, der Gutsherrschaft, von der er allerlei kleine Gefälligkeiten und Dienste erwarten konnte, zu beweisen, daß er das Herz auf dem rechten Flecke habe. Ihn genirte der Junge nicht, und es gehörte zu seinen Grundsätzen, Gutthaten, die nicht lästig waren, zu vollbringen, besonders den Leuten gegenüber; denn ein Wirth muß sich ja um das Gerede der Leute bekümmern. Jacob Kern, der früher nur selten in der Dorfschenke vorgesprochen hatte, kam nun auch öfter und erkundigte sich nach der kleinen Waise, deren Schicksal dem gutmüthigen Manne am Herzen lag.

Dem Peter ging es eigentlich jetzt viel besser, als bei seinen armen Eltern. Er wurde von der achtjährigen Kathrin fast den gangen Tag gewartet, und wenn auch ihre ungeübten Hände ihm häufig recht weh thaten und sie das arme Kind, dem sie wie einem jungen Hunde allerhand Kunststücke beizubringen suchte, oft quälte, so verdarb das dem Peter nie die Laune. Er war stets freundlich, lachte und juchzte und gedieh zusehends.

Das warme Interesse, das der Inspector seit dem Unglück auf dem Felde für den Knaben hegte, ließ auch nicht nach, als derselbe bereits zu

einem hübschen derben Jungen herangewachsen war. Er nahm ihn häufig mit sich auf seinen Amtswegen über Land und erzählte ihm dann allerlei. Peter hörte aufmerksam zu und ließ sich am liebsten von jenem traurigen Augusttage berichten, an dem seine armen Eltern so jäh ihren Tod gefunden hatten. Da wurde der immer heitere und lebensfrohe Bursche plötzlich still, ging langsamer und blieb schließlich zurück, so daß der Inspector, gerührt von der Kindesliebe des Knaben für die Eltern, die er doch eigentlich nicht gekannt hatte, ihn seinen Gedanken überließ. Peter pflegte sich alsdann, wenn er allein war, träumerisch in's Gras zu legen, den Kopf zurückgelehnt, die Augen zum Himmel gerichtet, als wolle er das blaue Gewölbe über sich mit seinen Blicken durchdringen. Es war ihm so wunderbar zu Muthe; etwas in ihm sehnte sich fort, hinauf in den Aether. War es Sehnsucht nach den Eltern, die vielleicht dort oben auf der leuchtenden Sonne wohnten, oder sehnte sich der Strahlenelf in seinem Herzen zurück zu seiner Königin?

Das stand nun einmal fest, so wie die andern Kinder war Peter nicht. Er hatte etwas an sich, das alle freundlichen Menschen schnell für ihn einnahm, ohne daß sie recht wußten, warum sie gerade dem Peter, da man ja eigentlich mehr oder minder alle Kinder gern hat, den Vorzug gaben. Es lag in ihm, sich Freunde zu machen; Niemand hatte ihn das gelehrt, sein Pflegevater und die Kathrin gewiß nicht. Denn daheim bei ihnen sah es böse aus. Die Wirthin, die das gute und sanfte Element im Hause gewesen war, war früh gestorben, und der Wirth, der an einem schmerzhaften Fußübel litt, das ihm Nachts keine Ruhe ließ und ihn Tags für die Arbeit unfähig machte, hatte seiner nun erwachsenen Tochter Kathrin — sie zählte mittlerweile neunzehn Jahre — den großen Hausstand allein zur Leitung übergeben. Diese schalt und zankte mit den Leuten fast den ganzen Tag und war ernst und verbittert ob all der Widerwärtigkeiten und Aergernisse, die sie von frühester Kindheit an hatte bekämpfen müssen. Sie hatte freilich eine schwere Jugend gehabt, der kranke Vater und das große Geschäft gaben ihr viel zu schaffen. Sie lachte fast nie, nur dann und wann gelang es dem immer fröhlichen, ihr stets hülfsbereit zur Seite stehenden, jetzt bald zwölfjährigen Peter, ihr ein Lächeln abzugewinnen. Dem konnte durch nichts die gute Laune verdorben werden. Er hatte fast immer ein Gefühl stillen innerlichen Glücks, eine geheimniß- und erwartungsvolle Freude in sich, ähnlich der, wie sie manche Kinder vor Weihnachten empfinden. Er konnte Niemand böse sein, liebte die Menschen und half, wo es ihm möglich war, Alten und Schwachen beizustehen. Sein Frühstücksbrod theilte oder verschenkte er an Aermere in der Schulklasse. Er war der Stolz des Lehrers.

„Aus dem Jungen wird noch etwas," sagte derselbe, als Peter zu Michaelis beim Schulschluß mit dem besten Zeugniß versehen an Jacob Kern mützeschwenkend vorüber nach Hause zu Kathrin stürmte, um ihr die

frohe Botschaft zu bringen. „Von mir kann der nicht mehr viel lernen,“ fügte er, dem ihn genauer nach Peter befragenden Inspector antwortend, hinzu. „Der müßte auf's Gymnasium. Er ist der Tüchtigste in der Klasse und hat ein goldenes Herz.“

Jacob Kern schmunzelte vergnügt; es freute ihn, über seinen Liebling so Gutes zu hören.

„Ja ja, der Junge hat etwas Gutes, Sonniges an sich,“ sagte er dann, „schade, daß er so arm ist. Wer weiß! in dem steckt etwas Absonderliches. Ich werde 'mal mit den Herrschaften über ihn sprechen.“

Und was Jacob Kern sich vornahm, das that er auch. Er berichtete von dem Jungen oben auf dem Schlosse, und da wollte man ihn sehen und überlegen, was zu thun sei.

Das war ein großes Ereigniß für den Knaben, als am nächsten Sonntag gleich nach der Kirche der Inspector in die Wirthsstube trat, um den Peter, der sich heut ganz besonders gut gewaschen und gekämmt hatte, zum Gang nach dem Schloß abzuholen.

„Dir brauch' ich keine Lehre mit auf den Weg zu geben,“ hatte die Kathrin gesagt, als Peter ihr beim Abschied die Hand drückte. „Du findest, den rechten Weg und rechte Worte allein; und dann hast Du ja auch den Herrn Inspector, der Dir so großartig zur Seite steht.“

Die letzten Worte waren nicht freundlich gemeint gewesen. Sie konnte den Inspector nicht leiden, er verzog ihr den Jungen zu sehr und setzte ihm Schrullen und dünkelhafte Ideen in den Kopf. Es war eine Art Eifersucht, die sie gegen ihn empfand. Jacob Kern aber fühlte nicht das Bissige ihrer Worte und schritt mit seinem Schützling hinauf in's Schloß.

Die Herrschaften waren noch nicht von der Kirche zurückgekehrt, wahrscheinlich hatten sie einen Umweg als Spaziergang gemacht. Der Diener ließ den Inspector mit dem Knaben in das Vorzimmer treten. Da setzten sich beide, die Mützen in der Hand, auf eine der an den Wänden stehenden geschnitzten Holzbänke. Jacob Kern blinzelte einigemal mit den Augen, schloß dieselben und ließ den Kopf auf die Brust sinken, denn es war heiß, und die Kirche hatte ihn müde gemacht. Peter aber blickte mit seinen hellen Augen voll Bewunderung um sich. Eine große lange Uhr, die wie ein schmaler Schrank aussah, stand in der Ecke und tickte laut und gravitätisch. Durch die hellen Glasscheiben der Eingangsthür stahlen sich die Sonnenstrahlen herein und spielten auf Peters frischgewichsten Stiefeln. Es war ihm so feierlich zu Muthe. Er fühlte sich wie vor einem großen Ereigniß. Wenn er durch diesen Raum, in dem er jetzt so erwartungsvoll saß, zurückkehren würde, konnte sich die große Lebensfrage: was aus ihm werden sollte, entschieden haben, vielleicht der dunkle ahnungsvolle Herzenswunsch, der in ihm wohnte, sich der Erfüllung nähern. Schien denn die Sonne heut anders als an andern Tagen? Sie war ihm noch nie so verheißungsvoll vorgekommen.

8*

Da kamen Schritte näher, eine Thür wurde geöffnet, und die hohe stattliche Gestalt des Gutsherrn rief laut nach dem Inspector. Dieser sprang schnell auf. „Jawohl, Herr Baron, hier sind wir schon,“ sagte er und trat, von Peter gefolgt, in das mit einem schweren bunten Teppich belegte Arbeitscabinet des Gutsherrn. Dieser hatte sich auf seinen Ledersessel an dem breiten Schreibtisch gesetzt und winkte nun dem Knaben, näher zu treten.

„Also Du bist der Peter Jansen, von dem man mir schon soviel Gutes gesagt hat,“ sagte der Herr freundlich, mit der Hand über den runden Kopf des Knaben streichend. „Wie alt bist Du jetzt?“

„Zwölf Jahre, Herr Baron.“

„Und wie geht es in der Schule?“

„Die habe ich durch.“

„Er wird jetzt zu Michaelis eingesegnet und sollte nun eigentlich zu irgend einem Handwerker in die Lehre kommen, wenn Sie, Herr Baron, nicht etwas Anderes für ihn bestimmen,“ fügte der hinter dem Knaben stehende Inspector, seinen Herr verständnißvoll anblickend, hinzu.

„Und was möchtest Du denn gern werden?“ fragte der Gutsherr, dem Knaben in die hellen Augen blickend.

„Ich möchte Doctor werden und allen Menschen helfen können!“ rief Peter mit viel zu lauter Stimme, ohne sich auch nur eine Secunde zu besinnen.

„Schrei nicht so, Junge,“ flüsterte ihm sein alter Freund zu.

Peter wiederholte leiser: „Doctor möchte ich werden.“

„Doctor?“ sagte erstaunt der Gutsherr. „Wie kommt der Junge auf den Gedanken?“

Da sich diese Frage an den Inspector richtete, ergriff dieser die Gelegenheit, möglichst ausführlich seinem Herrn zu berichten, wie der Peter schon von jeher, wo es etwas zu helfen gab, ob bei Krankheit, ob bei Verwundung, hülfreiche Hand geleistet habe. „Er zieht Ihnen einen Splitter aus der Haut, ohne daß Sie es merken, und säße er noch so tief, klebt Pflaster und streicht Einem die Gichtschmerzen weg, wie der beste Wundarzt. Und ich selbst habe es erlebt, Herr Baron, daß, wenn der Junge zu so einem kranken Kinde hier unter uns Dorfleuten in's Zimmer tritt, wie das Kind, das bei Doctor und Eltern sich sträubte, die bittere Medicin einzunehmen, sie von Peters Hand mit lächelndem Munde herunterschluckte, als wäre es süße Limonade. Der Junge hat so etwas an sich, wie gesagt, so etwas Sonniges.“

Während der Alte so sprach, blickte Peter erröthend vor sich hin auf die großen Schnörkel und Arabesken des Teppichmusters. Es waren grüne und rothe Ringel, die abwechselten. Die Sonnenstrahlen spielten auf dem Teppich und hüpften hin und her zu den Füßen der drei Menschen.

„Wenn mein Wunsch in Erfüllung geht,“ dachte Peter, „so bleiben

die Strahlen auf dem rothen Fleckchen bei des Herrn Barons rechtem Stiefel stehen, sobald er mit mir spricht." Und er bewachte nun mit aufmerksamen Blicken das Plätzchen.

„Soviel es in meiner Kraft steht, will ich für den Jungen sorgen," sagte nun der Gutsherr. „Aber ich bin nicht reich genug, um alle Kosten für die lange Studienzeit, die zur Erfüllung seines Wunsches nöthig ist, zu bestreiten. Vorläufig bringen wir ihn einmal in die Stadt auf das Gymnasium, dann wollen wir weiter sehen. Bist Du damit zufrieden, Peter?" wandte er sich nun an den Jungen.

Des Knaben Gesicht erglänzte vor Freude und Glück, denn der bewußte rothe Teppichfleck war hell beschienen, und die Sonne wich nicht mehr von dem Platze. Er wußte nun in seiner Seele, daß sein Herzenswunsch in Erfüllung gehen würde, und daß heute der erste Schritt auf dem Wege gethan war, der ihn an sein Ziel führen sollte. In die Stadt! Auf's Gymnasium! Was wird die Kathrin dazu sagen!

Die Thür öffnete sich leise, und eine Frauenstimme rief:

„Georg, das Frühstück wartet!"

Es war die Gemahlin des Gutsherrn.

„Tritt nur ein, Elisabeth," sagte dieser. „Sieh Dir einmal diesen Jungen hier an. Das ist der Peter Jansen, von dem unser Kern uns schon so oft berichtet hat. Du weißt, der Waisenknabe, dem vor elf Jahren die Eltern auf dem Felde erschlagen worden sind."

Theilnehmend trat eine hohe Frauengestalt näher, und Peter fühlte ein paar freundliche milde Augen auf sich ruhen. Eine schmale Hand streckte sich ihm entgegen, die Peter herzlich schütteln wollte; aber Kern flüsterte ihm zu:

„Junge, hab Anstand, küß die Hand!"

Peter folgte der Weisung und benahm sich so geschickt und manierlich, als wäre er es gar nicht anders gewöhnt. Darauf sagte die vornehme Dame etwas in einer fremden Sprache zu ihrem Manne, das Peter natürlich nicht verstand. Aber er fühlte, daß es etwas Freundliches war, denn Worte, die aus dem Herzen kommen, sind für Menschen, die einen Sonnenstrahl in sich haben, selbst in fremden Sprachen verständlich.

Es wurde nun noch beschlossen, daß, da keine Zeit zu verlieren war, falls Peter später studiren solle, der Junge so bald als irgend möglich in die Stadt aufs Gymnasium gebracht werde. Zwei Jahre war er so wie so schon für den Gymnasial-Unterricht zurück, und es war fraglich, ob er diese durch Fleiß und Begabung einholen könne. Das Geld für Unterhalt und Schule wollte vorläufig, für die ersten Jahre, die Gutsherrschaft selbst zahlen, aber ohne Verpflichtung für die Zukunft.

Nachdem Alles das vereinbart worden war, und der Inspector nun gedankenvoll, seinen Schützling zur Seite, durch den Schloßpark schritt, bemerkte er nicht — sie waren bereits unweit des Ausganges — wie leichte

schnelle Schritte sich ihnen näherten. Peter aber hatte die Schritte vernommen und blieb, sich umwendend, stehen. Da kam in wilder Hast, als wäre sie verfolgt, das reizendste kleine Mädchen, das er je in seinem Leben gesehen hatte, den breiten sich etwas senkenden Weg vom Schloß, den sie soeben zurückgelegt hatten, dahergelaufen. Als das Kind den fremden Jungen sah, achtete es nicht auf seine Füße, stolperte und hätte sich auf dem scharfen Kies sicherlich beim Fallen recht weh gethan, hätte Peter, die Gefahr bemerkend, es nicht schnell und sicher aufgefangen. Nun blieb auch der Inspector stehen und begrüßte seine kleine Freundin, die einzige vierjährige Tochter der Schloßherrschaft, erfreut und erstaunt.

Die kleine Erna hatte sich von ihrer Bonne frei gemacht und war, eine nach Kinderart ohne Stiel abgerupfte Blume fest im Händchen haltend, dem Inspector nachgelaufen. Dieser nahm dankend die Blume und fragte, indem er dieselbe im Knopfloch seines Sonntagsrockes befestigte:

„Aber Ernachen, wo hast Du denn Deine Donna gelassen?“

Ernachen antwortete aber nicht. Sie sah mit ihren großen braunen Augen den fremden Jungen an, der, die Mütze respectvoll in der Hand, da vor ihr stand und gar nicht die glühenden Sonnenstrahlen zu fühlen schien, die auf seinen kurzgeschorenen kugelrunden Kopf brannten. Denn auch er blickte auf das kleine Mädchen mit staunender Bewunderung. Was war denn das, was da in den Augen des Kindes so seltsam ihm entgegenleuchtete? So hatte ihn noch Niemand angesehen. Es war ihm, als könnte er nun endlich das, was er bisher nur stets im Herzen empfunden hatte, leibhaftig vor sich sehen. So warm, wie es da aus den Augen strahlte, so warm strahlte auch der Sonnenelf in seinem Herzen. Die kleine Erna, das fühlte er urplötzlich, hatte etwas von ihm. Und während so im stummen Anschauen der beiden Menschenkinder sich die zwei gefangenen Sonnenelfen geschwisterlich grüßten, kam auch schon die Wärterin Ernas mit böser Miene und großen Schritten heran. Sie faßte das Kind unsanft bei der Hand und zog es scheltend mit sich fort.

Kurz bevor sie das Wirthshaus erreichten, blieb Kern plötzlich stehen, klopfte Peter auf die Schulter und sagte ernster als es sonst seine Gewohnheit war:

„Mein Junge, das ist heut ein großer Tag für Dich. Dein Leben bekommt eine vornehme Wendung. Du wirst hoffentlich meine Erwartungen nicht täuschen und ein großer Mann werden. Ich sehe Dich vielleicht nicht wieder, wenn Du einmal gegangen bist; aber vergiß nicht den Septembertag, an dem wir zwei Beid' den wichtigsten Schritt für Deine Zukunft gethan haben. Hörst Du, Junge?“

Etwas Wichtiges! Herr Gott ja! Da fiel es dem Peter erst wieder ein: daß er fort mußte in die Stadt, lernen, studiren; und er hatte in den letzten zehn Minuten nur darüber nachgedacht, ob die kleine Erna wohl noch arg gescholten worden sei. —

* * *

Zehn Jahre vergehen schnell bei fleißiger Arbeit. Wir finden den nun zweiundzwanzigjährigen jungen als Assistenten eines vielbeschäftigten Arztes in der Stadt wieder. Er hatte es auch hier durch sein Wesen und seine Begabung verstanden, sich Freunde und Gönner zu erwerben, die ihm nützten und ihn gern an sich fesselten. Nur wenige Jahre waren ihm die Unterstützungen von Seiten der freundlichen Gutsherrschaft zugeflossen. Der plötzliche Tod des Barons hatte die Vermögensverhältnisse der Wittwe sehr verändert. Sie war genöthigt gewesen, das Gut zu verkaufen, und liebte nun mit ihrer Tochter bei Verwandten in einem fern gelegenen Ort, den Peter nicht kannte. Er hatte Erna nicht wiedergesehen. Aber auch der Wirth, Kathrins Vater, war gestorben und hatte sein recht ansehnliches Besitzthum seiner einzigen Tochter überlassen. Kathrin, die reiche Erbin, konnte sich wohl den Luxus gestatten, ihren jüngeren Pflegebruder ausbilden zu lassen, und sie, die sonst wegen ihres Geizes und unfreundlichen Wesens wenig beliebte Person, gab mit vollen Händen ohne Murren Alles, was Peter zur Vollendung seiner Studien brauchte. Peter rührte diese Güte für ihn tief, und er war ihr von Herzen dankbar. Einst, so hoffte er, würde er ihr Alles, was sie an ihm gethan hatte, vergelten. Um so fleißiger arbeitete er, um so heißer erstrebte und verfolgte er die höchsten Ziele und Pläne, die er sich vorgezeichnet hatte.

Und wieder sind zehn Jahre verflossen. Kathrin hat ihre Wirthschaft verkauft und ist zu Peter in die Stadt gezogen, der nicht mehr der kleine Bruder ist, sondern der bekannte und berühmte Professor der Augenheilkunde Dr. Jansen und außerdem noch ihr Gemahl.

Ja, so geht's manchmal in der Welt! Die Kathrin hatte soviel für ihn gethan und stand so allein in der Welt, und der Peter, der wußte, daß sie Niemand hatte als ihn, und daß sie ihn auf ihre Weise innig liebte und darunter litt. Und er, der keinen Menschen leiden sehen konnte, der Glück und Segen verbreitete wohin er kam, er verließ die Kathrin nicht, nahm sie zu sich und machte die um acht Jahre ältere, gar nicht schöne, etwas verbitterte Pflegeschwester zu seiner Frau, in der Hoffnung, durch Güte, Schutz und Ehren ihr seine Dankbarkeit zu beweisen, ihr zu vergelten, was sie an ihm gethan, sie glücklich zu machen. Aber geradeso wie es Menschen giebt, die das Glück in sich tragen und das Bedürfniß fühlen, ihren Nächsten davon mitzutheilen, so giebt es Menschen, deren Herz sich für alles Freundliche, Sonnige dieser Erde verschließt, nüchterne, selbstsüchtige Naturen, die nur das Häßliche in andern Menschen wittern und für das Gute und Edle blind sind oder blind sein wollen. Zu denen gehörte Kathrin. Obgleich sie Peter liebte, war sie dennoch nicht glücklich als seine Frau. Sie verstand ihn nicht. In ihrer Seele war es dunkel, während bei ihm Alles helles Licht war. Seine Menschenliebe, sein hülfsbereites Wesen ärgerten sie; er gehörte ja nicht ihr, meinte sie, sondern Allen, und das verdroß sie. Wenn Peter müde des Abends ihr gegenüber saß und sich

nach freundlichen Worten sehnte, wenn er ihr in übersprudelnder Herzensfreude von seinen Erfolgen erzählte, wie er Leidenden geholfen und durch glückliche Operationen Vielen, die für immer in Nacht leben zu müssen glaubten, das Augenlicht wiedergegeben habe, dann lächelte sie spöttisch über seine Eitelkeit oder gähnte gar bei seinen Schilderungen von der Freude und Dankbarkeit glücklich Geheilter. Als Peter das merkte, wurde er still zu Hause und erzählte nichts mehr; er ließ sie, da sie ihn nicht verstand, nicht mehr Theil nehmen an dem, was seine Seele bewegte. Er erfüllte ihr jeden Wunsch und überschüttete sie mit Geschenken und Gaben, aber er blieb einsam in seinem Hause. Ihn trennte etwas von seiner Frau; sie waren geschieden wie Schatten und Licht. Mit einem wahren Feuereifer stürzte er sich immer mehr in die Arbeit. Bald lebte er nur noch seinem Beruf. Und alle Welt rühmte und pries ihn, denn er gab vielen Tausenden das Sonnenlicht wieder, von dem er ja einen Theil im Herzen verspürte.

Sein Ruf drang bis in die fernsten Länder und erreichte auch das Städtchen, in dem Erna mit ihrer Mutter lebte; er drang ganz besonders bis zu ihnen, weil sie Hülfe suchten, die nur er geben konnte. Denn die alte Baronin war seit einigen Jahren erblindet. Die beiden Frauen wußten aber nicht, daß es jener Peter Jansen, ihres Tagelöhners Sohn, sei, zu dem sie reisten und von dessen Hand sie die bang ersehnte Rettung zu finden hofften.

Wie klopfte dem jungen Mädchen das Herz, als sie, ihre Mutter führend, in das Sprechzimmer des berühmten Arztes trat. Peter saß, dem Fenster den Rücken zukehrend, an seinem großen Schreibtisch, auf dem allerlei merkwürdige Instrumente und Kästen mit hell- und dunkelfarbigen runden Brillengläsern lagen.

Die Eintretenden wurden vom Arzt mit gewohnheitsmäßiger Freundlichkeit begrüßt. Sein Blick hatte Erna nur flüchtig gestreift und war auf der blinden Patientin ruhen geblieben. Nachdem er allerlei allgemeine Fragen an die Baronin gestellt hatte, lud er dieselbe ein, ihm in ein dunkles Gemach zu folgen, woselbst er beim Lampenlicht mit dem Augenspiegel eine genaue Untersuchung vornahm. Erna blieb zurück und nannte dem für die formellen Angelegenheiten angestellten Assistenten ihren Namen, den dieser in ein dickes Buch schrieb. Sie blickte sich im Zimmer um. Es war reich, aber doch einfach ausgestattet. Ein großer bunter Teppich mit rothen und grünen Arabesken bedeckte den Boden. Ihr war, als kenne sie das Zimmer schon lange, als habe sie schon früher, vor vielen Jahren, in demselben gestanden. Hatte nicht ihr Vater dereinst einen ähnlichen Teppich besessen? Die Zeit bis zur Rückkehr ihrer Mutter schien ihr unendlich lang. Endlich ging die Thür wieder auf. Peter, die Baronin am Arm führend, trat ein.

Ernas Augen waren auf ihn gerichtet, ängstlich fragend, aber dennoch

mit dem wunderbaren Leuchten, das Peter seit jenem Septembertage vor zwanzig Jahren bei keinem andern Menschen wiedergesehen noch empfunden hatte, und das ihm nun das Herz plötzlich mit einem Glück erfüllte, mit einer Freude . . .

Es war gut, daß er in seinem schweren Berufe gelernt hatte, sich zu beherrschen, denn nur so konnte er mit ruhigen klaren Worten seine Ansicht über das Leiden der Baronin aussprechen und Anordnungen für die Behandlung der Patientin treffen, die, da eine Operation nothwendig war, sofort in seine Privatklinik aufgenommen werden sollte, ohne daß die beiden Frauen merkten, was in der Seele des großen schlanken Mannes mit den freundlichen blauen Augen vorging. Als sie sich aber von Jansen für heute verabschiedet und, vom Assistenten geführt, in das ihnen angewiesene Zimmer der Klinik begeben hatten, da konnte die arme Kranke nicht Worte genug finden, die Güte und Theilnahme des berühmten Arztes zu preisen, und immer wieder mußte sie Erna erzählen, wie ermuthigend, beglückend er auf ihr Gemüth gewirkt, wie sein Zuspruch, ja schon das Auflegen seiner weichen Hand sie beruhigt hatte. Erna hörte lächelnd die dankerfüllten hoffnungsvollen Reden ihrer Mutter mit an und schwieg. Auch ihr war anders zu Muthe, seitdem sie Peter Jansen gesehen; aber sie wußte nicht, was es war, daß sie immer wieder und wieder an den Arzt ihrer Mutter denken mußte, und warum sie, die sonst so Geduldige, den andern Morgen, an dem er zu kommen versprochen hatte, so herbeisehnte.

Peter stand einige Secunden allein mitten im Zimmer und blickte sinnend auf die Thür, die sich soeben hinter den Damen geschlossen hatte. Dann trat er an das große Buch, in das der Assistent die Namen der Patienten einzutragen pflegte.

Da stand, was eine ahnungsvolle innere Stimme ihm bereits verrathen hatte, der Name seiner einstigen Gutsherrschaft. Die Baronin Elisabeth, die ihn einst so gütig angeblickt, als er vor dem Baron erklärt hatte, daß er „Doctor" werden wolle! Diese milden freundlichen Augen, deren Licht seit Jahren erloschen war, sollte er heilen! Und das schöne hochgewachsene braunäugige Mädchen, deren schmale Hand er eben so vertrauensvoll in der seinen gefühlt hatte, und deren sonnigen Blick er nicht mehr vergessen konnte, war Erna, die kleine Erna!

Er setzte sich nieder. Eine Welt von Erinnerungen kam über ihn. Er sah sich wieder im Zimmer des Barons stehen, wie damals blickte er vor sich hin auf den Teppich mit den rothen und grünen Flecken, und wie damals huschten die Sonnenstrahlen auf dem Muster dahin. Und wie einst der Knabe, so richtete jetzt der Mann eine Frage an das Schicksal, eine Frage, die jetzt sein ganzes Wesen beherrschte: Wird mir die Operation gelingen? Werde ich dies fast hoffnungslose Leiden der Frau meines Wohlthäters heilen? Und wie damals blieben die Sonnenstrahlen auf

dem rothen Teppichfleck stehen. Peter erhob sich und trat heiter lächelnd seinem Assistenten entgegen.

„Nun, sind die Damen gut untergebracht? Ich werde heute Abend noch zu ihnen gehen und mich persönlich davon überzeugen, denn schon morgen früh will ich die Operation vornehmen. Für heute schließen wir die Sprechstunde."

„Schon morgen, Herr Professor? Aber wir hatten für morgen und die nächsten Tage bereits jede Stunde vergeben," wagte der junge Arzt zu bemerken.

„Alle Andern müssen warten, mein Lieber. Hier ist keine Zeit mehr zu verlieren; die Chancen für ein glückliches Resultat sind so wie so nur geringe. Auf Wiedersehen, morgen um zehn Uhr im Operationssaal!"

Peter verließ freundlich grüßend das Zimmer.

Kathrin hatte heut Abend schon wiederholt auf die Uhr gesehen. Das Abendbrot stand seit einer Stunde bereit. So lange hatte Peter noch nicht auf sich warten lassen. Aber Frauen berühmter Männer lernen geduldig sein, und Kathrin war klug genug, um sich in die bei einem Arzte unvermeidliche Unpünktlichkeit seiner Häuslichkeit gegenüber zu schicken. Neun Uhr war längst vorüber, als Peter endlich in's Wohnzimmer trat, aber nicht ermüdet und angegriffen von zu großer Anstrengung, wie gewöhnlich, sondern frischer und fröhlicher als je.

„Rathe einmal, Kathrin, wer heut zu mir gekommen ist. Nein, Du erräthst es nie, ich sag 's Dir lieber gleich selber: unsere Baronin Elisabeth mit ihrer kleinen Erna, das heißt mit einer großen, schönen, herrlichen . ."

Aber er konnte den Satz nicht beenden, denn Kathrin sah ihn mit so kalten bösen Augen an, daß dem armen Peter das Wort in der Kehle stecken blieb.

„Das ist also der Grund, warum Du so spät heimkommst? Und ich Gans sitze hier und warte auf Dich, und mach mir allerlei Gedanken über Dein Fernbleiben, während Du Dich mit einer ‚ersten Liebe' amüsirst!"

„Ersten Liebe!" Peter mußte lachen, denn so schnell verlor er nicht seine gute Laune, und es amüsirte ihn, wie Kathrin in ihrer Uebertreibung und instinctiven Eifersucht grad' das Richtige getroffen hatte. Denn daß Erna seine erste Liebe gewesen war, das wusste er längst, und daß sie bisher seine einzige gewesen, das wußte er seit heut Abend auch, da er über eine Stunde bei Erna und ihrer Mutter gesessen und im glücklichen Gespräch zum ersten Mal vergessen hatte, daß ihn Kathrin daheim erwartete.

„Lach mich nur noch obendrein für meine Gutmüthigkeit aus!" fuhr seine Frau aufgebracht fort. „Ich sorge mich um Dich, ich warte und zähle die Minuten in langer Einsamkeit, und Du warst bei ihnen! Sag' es frei heraus, hab' ich nicht Recht?"

Peter, dem Zank und Streit in tiefster Seele verhaßt war, und der sein halbes Leben für Frieden im Hause gegeben hätte, versuchte Kathrin zu beruhigen. Er erzählte offen und ehrlich, wie es seine Art war, daß er hoffe, die Baronin von einem schweren Augenübel zu heilen, daß die Damen ihn nicht erkannt hätten und nicht ahnten, wer er sei, daß er aus schier begreiflichem Interesse sich nach ihrem vergangenen Leben erkundigt und herausgebracht habe, wie bescheiden und eingeschränkt die einst so wohlhabenden Leute jetzt leben müßten, wie die vornehme so wohlerzogene Erna fast ärmlich gekleidet ginge — dabei fiel sein Blick auf Kathrins schweres Seidenkleid — und daß er Alles, was in seiner Macht stünde, anwenden wolle, um den beiden Frauen ihren Aufenthalt zu erleichtern. Aber Kathrin wollte von dem Allen nichts hören. Sie kannte Peter genug, um zu wissen, daß ihre Reden ihn niemals davon abhalten würden, Wohlthaten zu erweisen. Sie schlug daher einen andern Ton an, von dem sie wußte, daß er bei Peter mehr Erfolg haben würde.

„Thu' nur, was Dir Dein Herz für Andere zu thun befiehlt, Du hast ja eben nur Herz für Andere. Ich, Deine soviel ältere, von Dir und aller Welt verlassene Frau will Dir mein Leid nicht mehr zeigen, will still und einsam warten, bis Du zu mir zurückkehrst, bis die Andern Dich freigeben." Und dabei wischte sich die einstmalige Gastwirthstochter sentimental wie eine Salondame mit ihrem Serviettenzipfel eine Thräne aus den Augen.

Peter schwieg und ging bald nach dem Nachtmahl schlafen, denn er bedurfte ausgeruhter Nerven, um mit sicherer Hand die schwierige Operation am nächsten Tage zu vollbringen.

Und sie gelang. Nach bang durchwachter Nacht und erwartungsvollen ernsten Morgenstunden war endlich Alles glücklich vorüber. Die Baronin lag im dunklen Zimmer mit fest verbundenen Augen regungslos — so war es befohlen worden. — An ihrem Lager neben ihr saß Erna, die Hände gefaltet, die Augen auf die Thür gerichtet, durch die der Arzt soeben gegangen war. Ein Sonnenelf bemühte sich vergeblich, durch eine Spalte derselben oder durch das Schlüsselloch hinein zu drängen, es gelang ihm nicht; nur der in Ernas Augen konnte des freien Bruders hellen Schein von außen sehen.

Erna war glücklich. Jansen hatte ihr die feste Versicherung gegeben, ihre Mutter würde in spätestens drei Wochen heimkehren können — sehend. Ihr, die bereits alle Hoffnung auf Genesung aufgegeben hatte, schlug das Herz zum Zerspringen. Wie dankbar war sie dem Manne, der ihr dieses Glück bereitet hatte! Sie hätte ihm die Hände küssen mögen. Wie gut war er nicht heut Morgen gewesen, als er ihre Angst bemerkte! Engelhaft gut — aber anders als gestern Abend. Und wie er von aller Welt verehrt und geliebt wurde! Sie hatte im Wartezimmer und jetzt in der Klinik verschiedene

Patienten gesprochen. Alle waren voll des Lobes und liebender Verehrung und jeder pries die warme Herzlichkeit, mit der er Jeden, hoch oder niedrig, arm oder reich, gleich freundlich behandelte — „die warme Herzlichkeit“, die ja auch sie so wohlthätig empfand.

„Wenn der Professor durch die Krankensäle geht, ist es gerad' als ob die Sonne aufginge,“ hatte die Wärterin, die jetzt ihre Mutter zu pflegen hatte, gesagt. Aehnlich empfand Erna, wenn er in's Zimmer trat.

Nach zehn Tagen war die Heilung schon soweit vorgeschritten, daß die Binde von den Augen genommen werden konnte. Jansen that es selbst. Es war ein feierlicher Moment. Das des Sehens ungewohnte Auge bedurfte noch großer Schonung. Aber wer beschreibt die Seligkeit der beiden Frauen, als die Baronin zum ersten Mal, wenn auch noch durch schützende blaue Gläser, das über sie gebeugte freundliche Gesicht Jansens erkennen konnte. Noch acht Tage, und Erna durfte ihre Mutter in dem schönen Garten der Klinik, den Peter für seine Kranken hatte anlegen lassen, spazieren führen.

Aber auch die Zeit der Abreise rückte näher, und obgleich Jansen den Termin so weit wie möglich hinausrückte und immer neue Gründe fand, um die Frauen zurückzuhalten, so zählte ihre Anwesenheit dennoch nur nach Tagen. Das war für Peter und Erna schmerzlich. Beide hatten sich so aneinder gewöhnt, daß der Gedanke an Trennung ihnen kaum mehr faßlich erschien. Peter hatte zu den beiden Damen nie von seiner Frau gesprochen, Kathrins Betragen am ersten Abend hielt ihn davon zurück, und die beiden Frauen, die mit Niemand verkehrten und sprachen, wußten nicht, daß Peter verheirathet sei.

Es war am letzten Abend vor der Rückkehr in ihre Heimat. Drückende Schwüle herrschte draußen und im Zimmer, an dessen geöffnetem Fenster Erna mit ihrer Mutter schweigend saß. Plötzlich verkündete ein dumpfes Rollen das Herannahen eines Wetters, und nun hob sich auch schon der staubaufwirbelnde Wind und fegte dichte graue Wolken die Straße entlang. Erna schloß schnell das Fenster. Immer lauter und dröhnender grollte der Donner über ihren Häuptern, und plötzlich durchzuckte ein gelber fahler Blitzstrahl die finstere schwere Masse am Himmel. Fast gleichzeitig wurde die Stubenthür geöffnet, und die hohe Gestalt des Arztes trat in das dunkle Zimmer. Er begrüßte die Damen freundlich und nahm neben der Baronin, deren Hand er, wie es seine Gewohnheit war, liebevoll in der seinigen behielt, Platz. Aber es wollte zu keiner rechten Unterhaltung kommen; wie die Gewitterschwüle draußen, so lagerte sich der Gedanke an die bevorstehende Trennung auf die Gemüther der drei Menschen, die sich so lieb gewonnen hatten. Nachdem sie einige oberflächliche Redensarten gewechselt hatten, schwiegen alle Drei. Da leuchtete das Zimmer plötzlich wieder grell auf, und gleichzeitig knatterte in erschreckender Weise ein furchtbarer Donnerschlag, der das Haus erbeben machte.

„Das hat eingeschlagen!“ rief erbleichend Erna.

„Ich glaube auch," sagte Peter ernst. „Fürchten Sie sich, Baronin? Ihre Hand zittert," fügte er sich an Ernas Mutter wendend hinzu.

„Wenn ich ehrlich sein soll, ja. So ein Schlag kann doch ein entsetzliches Unglück anrichten. Ich errinnere mich deutlich eines, sehr, sehr traurigen Falles auf dem Gute meines Mannes. Weißt Du noch, Erna? Die Eltern jenes Knaben — wie hieß er doch?"

Erna antwortete nicht. Peter strich leise über die Hand der alten Frau und sagte nichts.

„Dem die Eltern — es waren arme Tagelöhnersleute — auf dem Felde erschlagen wurden," fuhr diese fort. „Mein Mann interessirte sich für den Knaben. Wir haben nie wieder etwas von ihm gehört. Wie hieß er doch?"

Sie sann nach.

„Ich glaube, Peter war sein Vorname," sagte Erna nach kurzem Sinnen.

„Ja richtig, Peter Jansen," rief nun erfreut, den Namen gefunden zu haben, die Baronin.

Aber plötzlich stutzte sie.

„Peter Jansen!" wiederholte Erna, den Arzt anblickend. „Aber Professor, ist das nicht auch Ihr Name?"

„Ja," erwiderte Peter ruhig. „Und gerad' jetzt vor einunddreißig Jahren sind meine Eltern auf dem Felde vom Blitz erschlagen worden.

Während weniger Secunden hörte man nur das Rauschen des Regens draußen. Die drei Menschen, die da im dunklen Zimmer vereint saßen, sprachen nicht.

Jetzt verstanden die Frauen das unermüdliche Interesse, die Bevorzugung und stete grenzenlose Güte, mit der sie von dem berühmten Arzte behandelt worden waren.

Daß Peter an diesem letzten Abend die Stunde der Rückkehr vergaß, ist wohl begreiflich für uns, die wir wissen, wie herzlich er Erna vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft ergeben war, und mit welch inniger Verehrung diese an ihm hing. Aber Kathrin konnte und wollte das nicht begreifen, und von Unruhe und Eifersucht getrieben lief sie trotz Regen und Wetter hinaus über die Straße in die Klinik, um ihren Mann von da, wo sie ihn vermuthet hatte, zu holen. Ein Beamter rief Jansen von den Damen. Nach langem innigem Händedruck schied er.

„Mama, du darfst nicht weinen, das schadet Deinen Augen," sagte Erna, sich selber die Augen trocknend, als Peter gegangen war. Dieser ging, das Herz voll Wehmuth, den Kopf gesenkt, über den langen Corridor der Anstalt dem Ausgang zu. Donner und Blitz hatten aufgehört, aber es regnete noch in Strömen. Am Hausthor stand eine ihm wohlbekannte Frauengestalt.

„Wie Dich einst meine Mutter im Regen geholt hat, so hol' ich Dich nun," sagte Kathrin.

Peter antwortete nicht, und beide gingen heim.

Am andern Morgen verließen Erna und ihre Mutter die Klinik und die Stadt. Peters Wagen fuhr sie zur Bahn. Er selbst ließ sich entschuldigen. Es waren neue schwere Patienten angekommen; und während Erna sich mit Windeseile von dem Orte entfernte, wo ihr ganzes Herz hingehörte, saß Jansen in seinem Consultationszimmer ernster als sonst, denn die Sonnenstrahlen, die er instinctiv befragt hatte, ob er Erna wiedersehen würde, waren diesmal auf dem grünen Teppichstreifen stehen geblieben.

Von nun arbeitete Peter mit womöglich noch mehr Fleiß und Energie. Seine milde Güte und harmlose Heiterkeit beglückte Alle, die in seine Nähe kamen. Er vergaß Erna nicht, ihr Bild blieb in seinem Herzen; aber er machte es sich nun zur Aufgabe, seiner Frau für die Liebe, die er ihr nicht mehr geben konnte, durch mildeste Nachsicht Ersatz zu bieten. Nur ihre guten Eigenschaften vergegenwärtigte er sich, nur an den Dank, den er ihr schuldete, dachte er. Und so gelang es ihm, auch diese dunkel gestimmte Seele allmählich der helleren sonnigen Seite des Lebens zuzuwenden; auch sie konnte sich nicht der echten warmen Herzensgüte seines Wesens, dem Einfluß des gefangenen Sonnenstrahls verschließen.

Aber er arbeitete zu viel. Rastlos thätig, immer nur an Andere denkend und glücklich in seinem Berufe, achtete er nicht auf seine eigene Gesundheit. Er wurde plötzlich leidend und bedurfte dringend der Erholung. Eine unbezwingbare Sehnsucht trieb ihn zurück in sein Heimatsdorf. Er konnte nicht widerstehen. Sein alter Freund, der Inspector Jacob Kern, war längst gestorben und lag draußen auf dem Friedhof an der Kirche, den fand Peter nicht mehr. Aber an der Stelle, an der die Hütte seiner Eltern gestanden hatte, ließ Jansen sich ein kleines Landhaus errichten, das er bezog. Da saß nun der bekannte und berühmte Arzt unter dem großen Lindenbaum, unter dem er dereinst als Kind im Korbwagen gespielt hatte, und blickte träumerisch hinauf in die grünen Zweige, in denen die goldenen Sonnenstrahlen leuchteten, und dachte über sein wunderbares Leben nach und wie sich Alles so glücklich für ihn gestaltet hatte. Und ein unendliches Sehnen, wie er es in der Kindheit Tagen empfunden hatte, ergriff ihn wieder, und es war ihm, als sollte ihm das Herz springen. Immer heißer und leuchtender senkten sich die Strahlen auf ihn herab. Kamen sie, den gefangenen Bruder in Peters Herzen zu holen?

Es war an einem warmen Sommerabend, als Jansen wieder einmal, mild lächelnd, die Augen geschlossen, ganz von Licht umflossen, auf seinem gewöhnlichen Platz unter der Linde saß. Die Vorübergehenden und sein Diener glaubten, er schliefe. Als aber die Sonne in ihr Wolkenbett stieg

und ihre Strahlenelfen alle rief, entfloh auch der Sonnenelf aus Peters Brust zurück zu seiner Königin, denn Peter bedurfte seiner nicht mehr, er schlief den Todesschlaf.

Ein Herzleiden, das Niemand bei ihm vermuthet hatte, hatte seinem segensreichen Leben ein so frühes Ende beschieden, sagten die Leute. Zerreißung eines edlen Gefäßes im Herzen sei die Ursache seines plötzlichen Todes, meinten die Herren Aerzte, seine Collegen.

Wir aber wissen es besser. Der Strahlenelf hatte, sehnensmüde, sein Gefängniß gesprengt und war davongezogen, hinauf in den blauen Aether.

Aus Dorf und Stadt strömten die Leute herbei, um der Leiche des in der kleinen Dorfkirche aufgebahrten berühmten Arztes und einstigen Tagelöhnerssohnes die letzten Ehren zu erweisen. Trotz des schlechten Wetters faßte die kleine Dorfkirche nicht all die Menschen, die in den schwarzausgeschlagenen Raum drängten, in dem der einfache Sarg stand. Aller Augen waren feucht, darunter viele, denen Jansen das Licht wiedergegeben hatte.

In den Kirchenstühlen der Gutsherrschaft bemerkte man zwei dunkle Frauengestalten, die waren von weit hergekommen und saßen nun auf den ihnen einst wohlbekannten Plätzen. Die Jüngere von beiden weinte, als wenn ihr das Herz brechen sollte, und die Thränen löschten den Sonnenstrahl in ihren Augen; Ernas Blick verlor den sonnigen Schein von diesem Tage an.

Als die Feier beendet war und man sich anschickte, unter Orgelgesang und Glockengeläut den Sarg davonzutragen, da brach durch die bisher dunkle Wolkenschicht plötzlich ein lichter Sonnenstrahl, der fiel durch das bunte Fenster quer durch die ganze Kirche hindurch wie ein leuchtender Streif bis auf den Sarg. Das war der letzte Gruß des Sonnenelfen, der das Leben eines Menschen beglückt hatte.

Peter Jansen ist nicht der Einzige, in dessen Herz sich ein verspäteter Sonnenstrahl befand. Es giebt noch manche unter uns, die einen Sonnenelfen in ihrer Seele bergen. Geht nicht an ihnen vorüber, es sind glückbringende „sonnige Menschen".

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Die Münchener Malerschule seit dem Jahre 1871. Von Dr. Adolf Rosenberg. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann.

Einzelne Entwickelungsphasen der Kunst pflegen erst dann den Gegenstand der Geschichtsschreibung zu bilden, wenn sie abgeschlossen sind oder ihrem Ende entgegengehen. Sollten die vielfachen Versuche einer Schilderung der Münchener Kunst in unserem Jahrhundert oder, wenn wir das vorliegende Werk besonders im Auge haben, der letzten zwei Jahrzehnte dieser Ursache ihre Entstehung verdanken? Mit einer gewissen Beschränkung dürfte man das zugeben. München wird bei seinen historischen Voraussetzungen noch lange der Mittelpunkt eines lebendigen Kunstlebens bleiben, aber es scheint, als ob Berlin seit dem Jahre der großen Jubiläums-Ausstellung eine sehr mächtige Concurrenz auch gegen das altgeheiligte Centrum der Kunst ausbildete, und daß ein Abnehmen des großen Einflusses der bayerischen Hauptstadt unvermeidlich sein wird. Die Kunst folgt hier nur dem Wege aller geistigen Elemente unseres Volkes. Es steht uns eine gewaltige Centralisation in der Hauptstadt des Deutschen Reiches bevor. Wissenschaften und Künste, Industrie und Handel gravitiren nach Berlin. Die Hauptstädte der Provinzen sind kaum in der Lage, Kunstsammlungen bescheidenster Art anzulegen, und die Hauptstädte der deutschen Kleinstaaten leben fast ausschließlich von dem Erbe der Vergangenheit. Die Gegenwart zieht alle fähigen Köpfe und alle schöpferischen Kräfte nach Berlin. Und wenn auch das reiche Erbe Münchens noch lange vorhalten wird, so ist doch wohl jetzt der Augenblick des Stillstandes eingetreten. Und diese Ruhepause benutzt der Geschichtsschreiber.

Wir haben in dem Septemberheft unserer Zeitschrift unsere Leser mit Friedrich Pechts „Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert" bekannt gemacht. Rosenbergs „Geschichte der Münchener Malerschule" bildet im gewissen Sinne eine Fortsetzung zu dem genannten Werke.

Rosenberg beginnt mit Pilotys Directorat der Münchener Akademie. Die glänzende Entwickelung, welche die Malerei während der letzten vierzig Jahre so einheitlich und folgerichtig, in einer bestimmten Richtung emporstrebend, genommen hat, verdankt sie in erster Linie der umfassenden unermüdlichen Lehrthätigkeit dieses Mannes, dessen eigentliche künstlerische Blüthe in die letzten Jahrzehnte fällt. Piloty war der Mann, welcher König Ludwigs Worte: „ein Maler muß malen können", die dieser im Zorn gegen Cornelius aussprach, als er ihn seiner amtlichen Pflichten enthob, in die That übersetzte. Alle Bestrebungen jüngerer Zeit in München führen unmittelbar oder mittelbar

Der Traum, von Hans Makart.

Aus: Rosenberg. Die Münchener Malerschule seit dem Jahre 1871. E. A. Seemann. Leipzig.

Bei Schleißheim, von Adolf Lier.
Aus: Rosenberg. Die Münchener Malerschule seit dem Jahre 1871. E. A. Seemann. Leipzig.

auf ihn zurück. Er hatte die Leitung der Münchener Akademie von 1874 bis an seinen Tod, der im Jahre 1886 erfolgte. Die Leistungen seines Nachfolgers Friedrich

Das Tischgebet, von Franz Defregger. Museum in Leipzig.
Aus Rosenberg, Die Münchener Malerschule seit dem Jahre 1871. E. A. Seemann, Leipzig.

August von Kaulbach als Lehrer und Leiter der Akademie entziehen sich noch gänzlich der geschichtlichen Darstellung.

Wenn auch neben der Thätigkeit Cornelius' und seiner Schule die Genremalerei

In der Kirche, von Wilhelm Leibl.
Aus: Rosenberg. Die Münchener Malerschule seit dem Jahre 1871. E. A. Seemann. Leipzig.

und die Landschaft ein recht lebhaftes Dasein fortführte, — vertreten durch mehrere Mitglieder der Familie Adam, deren berühmtester Sproß Franz Adam d. J. war, durch den Humoristen Carl Spitzweg, durch Morgenstern, Xylander, Schleich, Voltz, Adolf Lier, Richard Zimmermann u. A. — ist die völlige Ueberwindung Cornelianischer Traditionen doch erst durch Piloty und seine Schüler erfolgt. Ein Blick auf die stattliche Reihe seiner hervorragendsten Schüler bestätigt dies.

Pilotys koloristische Bestrebungen haben ihren Fortsetzer und glänzendsten Vertreter in Hans Makart gefunden, der nach dieser Richtung hin nicht blos über den Meister hinausging, sondern ihm auch in vieler Hinsicht übertraf. Im vollen Gegensatze zu Makart vertritt sein Altersgenosse Gabriel Max, welcher zwei Jahre später als jener in das Atelier Pilotys nach München kam, das rein Geistige, bis zur krankhaften Empfindsamkeit gesteigerte, sensitive Element; aber auch er verlor das eigentlich Malerische nie aus dem Auge. Ein drittes mächtiges Talent aus der Piloty-Schule ist Franz Lenbach. „In ihm," sagt Rosenberg, „fand eine große Zeit den rechten Maler, der genialen Persönlichkeiten mit congenialer Kraft entgegenkam." Lenbach ist nächst Makart das größte malerische Talent, welches aus der Piloty-Schule hervorgegangen.

Bei den übrigen Schülern liegt der Schwerpunkt des Schaffens in dem Stoff, den ein jeder mit größerem oder geringerem Aufwand der Individualisirungskunst behandelte oder entdeckte. Der Tyroler Franz Defregger ist einer von den glücklichsten Findern neuer Pfade. Während aber Defregger, ein Sohn des Volkes, besonders die heitere Seite seines Stammes in Bildern schilderte, griff Matthias Schmid tiefer in das Leben Tyrols hinein und legte auch den bitteren Kern blos, welcher unter Jodeln und Zitherspiel, unter Jägerlust und Schuhplattltanz verborgen liegt. Verwandt mit Defregger und Schmid sind Alois Gabl, Eduard Kurzbauer und Adolf Eberle, die gleichfalls aus der Schule Pilotys hervorgegangen sind. Auch der erste erfolgreichste und fruchtbarste Humorist der Piloty-Schule — Eduard Grützner — hat die populären Figuren seiner zahlreichen Genrebilder wohl mehr auf dem Lande als unter den hauptstädtischen Modellen gefunden. Sein besonderes Gebiet sind die Bilder aus dem Stillleben der Mönche, deren Zahl sich auf 40 bis 50 belaufen mag. Sie führen uns die heiligen Männer meist in Situationen und bei Beschäftigungen vor, welche nicht unbedingt zu einem gottgefälligen Dasein gehören. — Während Grützner ab und zu in die Kreise der Bauern und Jäger hineingriff, haben zwei andere seiner Schulgenossen, Karl Rau und Josef Wöpfner, ihre Motive fast ausschließlich dem Leben der Landleute, Fischer und Jäger entlehnt. Zu den hervorragenden Malern aus der Piloty-Schule gehört auch Wilhelm Leibl aus Köln. Leibl legt das Hauptgewicht auf die zeichnerische Durchführung aller Einzelheiten bei möglichst klarer blanker Färbung. Rosenberg meint: wenn man sich die Schüler des Meisters in einer langen Reihe aufgestellt denkt und Lenbach den einen äußersten Punkt dieser Linie einnehmen läßt, so müßte Leibl auf dem entgegengesetzten Punkte stehen. Charakteristisch für seine Thätigkeit ist das berühmte Bild, welches drei Frauen „in der Kirche" darstellt.

Die Historienmalerei im großen Stil ist in der Piloty-Schule, so weit sie in München ihren Sitz erhielt, nicht in dem Maße gepflegt worden, als man nach der Wirksamkeit ihres Hauptes hätte erwarten dürfen. Noch sind in dem vorliegenden Hefte die zahlreichen Schüler Pilotys nicht erschöpft, und wir werden durch die zu erwartenden folgenden Hefte von der Bedeutung des Meisters und seines großen Einflusses noch mehr überzeugt werden. So findet die Geschichte der Münchener Malerschule ihren Ausgangs- und Mittelpunkt in einer großen Persönlichkeit und beweist auf's Neue die Wechselwirkung des Zeitgeistes und eines mächtigen schöpferischen Talents.

Rosenbergs Darstellung ist in Anordnung und Stil vortrefflich. Seine Urtheile sind sicher, ohne mit jener apodiktischen Bestimmtheit aufzutreten, die in der Kunst nur eine Richtung anerkennt und alles außer ihr Liegende verdammt. Er besitzt die Fähigkeit, jede Individualität abzuschätzen und den richtigen Gesichtspunkt für die Beurtheilung jeder Leistung zu gewinnen. Pechts und Rosenbergs Werke werden viel zum Verständniß der künstlerischen Strömungen der Gegenwart beitragen. A. V.

Hermann Heiberg.

Erst wenige Jahre sind es, da kannte die deutsche Literatur kaum den Namen Hermann Heiberg, jetzt bezeichnet er einen der meistgelesenen Autoren der Gegenwart. Uns liegen fünf Bände einer Gesammtausgabe seiner Werke vor (Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig) von denen der erste eine Reihe „Ernsthafter Geschichten", der zweite und dritte unter den Titeln „Ausgetobt" und „Die goldene Schlange" zusammenhängende Erzählungen, der vierte und fünfte wiederum „Novellen" enthält. Es ist bekannt, daß sich Heiberg in seinen neueren Schöpfungen „Apotheker Heinrich", „Esthers Ehe" u. A. mehr auf die breite Basis des Romans gestellt hat. Ein abschließendes Bild seines dichterischen Schaffens bietet daher der Inhalt der vorerwähnten fünf Bände noch nicht. Wohl aber läßt er zur Genüge die dichterische Eigenart Heibergs, ihre Vorzüge und Fehler, ihre Kraft und ihre Grenzen erkennen. Heiberg gehört zur modern realistischen Schule. Er hat den Muth, das Leben zu sehen wie es ist, und die Fähigkeit, es zu schildern, wie er es gesehen, aber er hat — vielen anderen Gleichstrebenden gegenüber — noch etwas anderes voraus: wir möchten es ein ästhetisches Gewissen nennen. Was Heiberg schildert, ist wahr, aber er fühlt sich darum nicht veranlaßt, Alles was leider Gottes wahr ist, zum Gegenstand seiner Schilderung zu machen. Er weiß dem Menschenherzen seinen geheimsten Pulsschlag abzulauschen und weiß uns zu sagen, wie es jauchzt und jubelt, und dann wieder, wie es stürmt in seinen Tiefen, und wie es verzweifelt und bricht, aber er vermeidet es, in die Abgründe des Lebens hinabzusteigen und verschmäht es, den Fuß in den Schmutz der Gasse zu setzen. Ein besonderer Vorzug liegt in der Feinheit, man möchte fast sagen Zartheit seiner Charakterschilderungen. Er weiß seinen Figuren die kleinsten Züge und leisesten Regungen abzulauschen und gruppirt sie geschickt zu einem wirkungsvollen Ganzen. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß er manchmal auch ein wenig zu weit geht in dieser Detailmalerei, und daß dadurch Längen entstehen, die das Interesse des Lesers erlahmen machen. Dazu kommt, daß es Heiberg nicht gegeben ist, durch kunstvolles Knüpfen und Lösen verschlungener Fäden Spannung zu erregen, er schildert lieber das Nacheinander der Dinge, als deren Ineinandergreifen und sich überstürzende Flucht. Diesen Stempel tragen auch die beiden vorgenannten größeren Erzählungen „Die goldene Schlange" und „Ausgetobt". Beide sind sie weit mehr die Zusammenfassung einer Mehrheit verschiedener Geschichten als einheitliche, nach einem festen Plane angelegte und durchgeführte Einzelerzählungen. Wir haben uns schon in diesen wenigen Zeilen dagegen verwahrt, in ein abschließendes Urtheil über Heibergs Gesammtleistungen zu geben, aber es will uns doch scheinen, als ob bereits aus dem verschiedenen Vollwerth des letztbezeichneten 2. und 3. Bandes der bisherigen Sammlung, gegenüber den drei anderen, nur kleinere Novellen enthaltenden Bänden ein deutlicher Hinweis auf den Schwerpunkt von Heibergs künstlerischem Schaffen zu entnehmen sei. Derselbe liegt augenscheinlich in der Novelle und zwar in der kurzen, skizzenhaften, wir möchten sagen studienartigen Novelle, die den Leser oft mehr ahnen läßt als sie ihm sagt; stets aber in meisterhafter Weise die vom Dichter gewollte Stimmung erzeugt. „Frau Eva", „Sturmfluth", „Im Liebesrausch" und „Hinter der Düne" sind Cabinetstückchen dieser Art und ein in schlichtester Einfachheit wunderbar ergreifendes Stimmungsbild ist die letzte Novelle im 4. Bande, „Jeg elsker Dig". In sonniger Kinderzeit hat das kleinegoldhaarige Mädchen dem Knaben die Worte zum ersten Mal gesagt „Jeg elsker Dig", das dänische „Ich liebe Dich". Und als er als Jüngling hinauszog in die Welt, da gab sie sie ihm zum zweiten Mal mit auf den Weg, und sie sind ihm ein Talisman geblieben auf demselben, wie weit ab er auch führte von dem ihren, und jetzt noch, wo sie längst das Weib eines Anderen und er ein einsamer gereifter Mann, da ziehen ihm wieder und immer wieder die zärtlichen, fremdklingenden Laute durch den Sinn, die einst sein Knabenherz berauschten: „Jeg elsker Dig!"

M.

Bibliographische Notizen.

Shakespeare-Literatur von Eugen Reichel. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Der Titel des vorliegenden Werkes, welches sich als das Ergebniß jahrelangen Fleißes, eindringenden Scharfsinns und reichster Gelehrsamkeit darstellt, entspricht nicht recht dem Inhalte; es sind vielmehr Studien über Shakespeare und seine Werke, die der Verfasser bietet, Studien auf dem Gebiete der sogenannten höheren Kritik. Als zuerst die „Bacon-Frage“ auftauchte, erregte sie großes Aufsehen in den Kreisen der Fachgelehrten, aber die weiteren Folgerungen daraus zu ziehen, wagte man doch nicht. Reichel geht also mit Recht wieder auf seine frühere „kritische Studie“: „Wer schrieb das ‚Novum Organon‘ von Francis Bacon?“ zurück und sucht zu erweisen, daß in der genannten Schrift kein Originalwerk, sondern eine recht ungeschickte und rohe Ueberarbeitung eines in ganz anderem Geiste geschriebenen Buches überliefert sei. Auf diesem geistvoll, aber doch künstlich hergestellten Boden baut dann Reichel eine außerordentlich kühne Hypothese auf: derselbe Bacon soll der Ueberarbeiter, richtiger der Verderber von „Shakespeares Nachlaß“ gewesen sein; dieser enthielt eine Reihe der werthvollsten Fragmente, die Bacon in roher äußerlicher, aber auch in absichtlich entstellender Weise neu zusammengeschweißt hätte. Am deutlichsten sei diese Thätigkeit noch an den „Römerdramen“ nachzuweisen, und das veranlaßt den Verfasser zu dem Versuche einer völligen Reconstruction des „Coriolan“. Unter den sonstigen Stücken behandelt Reichel namentlich den „Hamlet“ eingehend; er entdeckt neben ganz grob erfundenen Zügen allerdings auch Gedanken voll echter dichterischer Genialität. Diese weist er dann dem wahren Dichter „William Shakespeare“ zu, dem Freunde Spensers, „der aber natürlich mit dem William Shakspere (sic!) aus Stratford nichts gemein hatte“. Reichels Schlußworte: „Nicht ohne tiefe Trauer scheide ich von meiner Arbeit, wie ich hoffe, daß auch meine Leser nicht ohne Trauer das Ergebniß meiner Kritiken betrachten werden,“ sind uns aus der Seele gesprochen, aber diese Trauer gilt nicht dem großen englischen Dichter, sondern dem deutschen Kritiker, der so viel Geist, so viel Fleiß und so viel Worte aufwandte, ohne uns von der Richtigkeit seiner sachlichen Enthüllungen überzeugen zu können. fv.

Michael Cibula. Roman von Richard Voß. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Der fremdartige Stoff gewinnt in der eigenartigen Behandlung des Dichters die reizvollste Gestalt. Voß führt uns in ein weltentlegenes Dorf in den ungarischen Karpathen, dort wo die Berge am wildesten und schroffsten sind. Die Bewohner jenes Walddorfes nennen sich nicht Ungarn, sondern Abkömmlinge der Römer, und halten ihr Dorf für einen freien Ort, sich selbst für freie Republikaner, kein Bauer schickt seine Söhne zum Heeresdienst, keiner fragt nach einem Herrn und nach andern Gesetzen als denjenigen, welche uralte Documente aus sagenhafter Vorzeit ihnen verbriefen. Das Wunderbarste aber ist, daß man die kleine Felsenrepublik das scheinen läßt, was sie zu sein behauptet, sie ist eben von der Welt vergessen worden, wie sie die Welt vergessen hat. Die charakteristischen Eigenschaften dieses von Welt und Leben ganz unberührten Volkes sind seine heiße, wahrhaft leidenschaftliche Vaterlands- und Freiheitsliebe und der finsterste, furchtbarste Aberglaube, den sie ihre Religion nennen. Als eines der obersten Gebote ihrer Religion betrachten sie den Judenhaß, aber nicht den Judenhaß im modernen Sinne, sondern jenen kindlichen uralten Haß, welcher dem Volke gilt, welches den Heiland gekreuzigt hat. Und an diese haßerfüllten Bauern wendet sich eine vertriebene Judengemeinde, um Aufnahme und Ansiedelung bittend auf ihrem Grund und Boden, und sie wird ihnen gewährt, nicht etwa aus Barmherzigkeit, sondern aus Haß, um die Juden zu demüthigen und zu Sclavendiensten zu verwenden. Aus dieser Ansiedelung ergeben sich Kämpfe und Conflicte, welche Voß in den beiden ersten Repräsentanten des Walddorfes zum Austrag bringt, in Michael Cibula, dem ersten Bauern, und Stephan Dozana, dem Priester. Mit geradezu packender Wirkung schildert er die Leidenschaften und Seelenkämpfe dieser Naturmenschen, die mit elementarer Gewalt hervorbrechen, wild und ungebändigt wie der reißende Bach, der

sich von ihren Felsen stürzt. Michael Cibula ist kein Roman im landläufigen Sinne, er ist ein Seelengemälde von wahrhaft erschütternder Wirkung, dabei erfüllt von poetischen Schönheiten, namentlich in der Schilderung der großartigen und oft so furchtbaren Gebirgswelt. Voß ist eben ein Dichter, davon giebt Michael Cibula von Neuem Kunde. mz.

Försters Trude. Novelle von H. Waldemar. Stuttgart, Rud. Glaser & Co.

Ein hübsches Erzählertalent besitzt H. Waldemar, an welchem anspruchslose Gemüther, namentlich wohl junge Mädchen sich erfreuen werden. Nimmt es auch die Verfasserin mit psychologischer Vertiefung und Motivirung nicht gerade sehr genau, so wollen wir mit ihr deshalb nicht all zu streng in's Gericht gehen, da sie andererseits sich sehr lobenswerther Tendenzen bestrebt, die gerade für denjenigen Leserkreis, für welchen sie wohl hauptsächlich schreibt, von veredelndem Einfluß sein werden. mz.

Bildnisse der Deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis Kaiser Wilhelm I. 53 Porträts nach Siegeln an Urkunden, nach Münzen, Grabmälern, Denkmälern und Originalbildnissen gezeichnet von Professor Heinrich Schneider u. A., nebst biographischen Umrissen für die reifere Jugend und das Haus erzählt von Dr. E. D. Mund v. Pochhammer. Gotha, Friedrich Andr. Perthes.

Schon die alte hochverdiente Firma Friedrich Perthes hat eine Reihe von deutschen Kaiserbildern nach zuverlässigen Quellen anfertigen lassen, zu welchen der bekannte Historiker Friedrich Kohlrausch den Text lieferte. Dieses Werk neu zu beleben und zeitgemäß umzugestalten war gewiß ein Gedanke zur guten Stunde. Selbstverständlich werden in dem Buche von Pochhammers keine neuen und selbstständigen Forschungen dargeboten, aber die reichen Erträge des bisher auf dem einschlägigen Gebiete Erarbeiteten werden in klarer übersichtlicher Form und lebendig ansprechendem Vortrag vor der Jugend ausgebreitet. Wohlthuend ist es, daß allenthalben das Charakteristische hervorgehoben, auch interessante chronikalische Nachrichten, sowie sinnreiche Sagen nicht übergangen werden, daß endlich auch die deutsche Poesie an besonders bezeichnenden Stellen hin und wieder ihre Stimme erklingen läßt. Den Geschichtserzählungen über die einzelnen Kaiser sind, wo es noth that, Abschnitte allgemeiner Natur über die wichtigsten Fortschritte und Zustände culturhistorischer Art beigefügt. Die Fortführung der deutschen Kaisergeschichte bis auf die neueste Zeit giebt dem Buche einen befriedigenden und erfreulichen Abschluß und eine erhebende patriotische Wirkung.

Lichtstrahlen aus Friedrichs des Großen Schriften gesammelt und übersetzt von E. Schröder. Halle a. S., G. Schwetschke'scher Verlag.

Die klaren, edlen Gedanken allgemeineren Inhalts, welche Friedrich der Große an verschiedenen Stellen seiner Schriften niedergelegt hat, zu sammeln und sie Jedermann zugänglich zu machen, war eine dankenswerthe Aufgabe, welche sich E. Schröder, bekannt als Herausgeberin von Werken Friedrichs des Großen, gestellt und mit vielem Geschick gelöst hat. Die Eintheilung nach Rubriken ist übersichtlich und wird das Auffuchen einzelner Citate sehr erleichtern. Wir stehen nicht an, das Werkchen Jedem, der sich in kurzer Frist einen Einblick in die Denkweise des großen Königs verschaffen will, zu empfehlen. wb.

August von Sachsen. (1553—1586.) Eine Charakterstudie von Friedr. W. Ebeling. Berlin, Heines Verlag.

Mit Hülfe des reichen Materials, welches das königlich sächsische Haupt-Staatsarchiv dem Verfasser darbot, hat derselbe mit großem Fleiß und in klarer, ansprechender Schilderung ein Charakterbild des Kurfürsten August von Sachsen zu zeichnen unternommen. Ebelings Darstellung ist deshalb bemerkenswerth, weil sie in sehr wesentlichen Zügen von derjenigen abweicht, welche die bisherige Geschichtschreibung über den Bruder und Nachfolger Moritz' von Sachsen verbreitet hat. So gelangt denn der Verfasser zu einem im Ganzen für den Charakter des Kurfürsten August recht ungünstigen Resultat, und macht zum großen Theile für die Bildung und Bethätigung derselben den Einfluß verantwortlich, welchen die Kurfürstin Anna zeitlebens auf ihren Gemahl ausgeübt hat. Es ist bekannt, daß diese Fürstin die Hauptschuld an der Unterdrückung der milderen, den Ideen Melanchthons folgenden protestantischen Richtung trägt, und Ebeling führt nun

des Näheren aus, daß Kurfürst August, der an und für sich für die streng lutherische Richtung nicht allzusehr eingenommen war, erst durch Einwirkung seiner Gemahlin allmählich mit jenem fanatischen Eifer für lutherisch-kirchliche Rechtgläubigkeit erfüllt wurde, der das strenge Verfahren gegen die Philippisten herbeigeführt und damit die Zukunft des deutschen Protestantismus schwer gefährdet hat. Bei dieser, wie bei anderen Gelegenheiten nimmt der Verfasser Veranlassung, auf einen Vergleich zwischen den Brüdern Moritz und August einzugehen, wobei gebührendermaßen der Letztere durch den Retter des Protestantismus ganz in den Schatten gestellt wird. wb.

Abendröthe. Psychologische Betrachtungen. Von Paul Lanzky. Berlin, Carl Dunckers Verlag (C. Heymons).

Eine Sammlung von Aphorismen. Netto 500 Stück. Interessant, elegant, stimmungsvoll, vornehm, mitunter großartig, immer geistreich. Diese Modewörter der Gegenwart, alle passen sie auf das Buch, welches all dies ist in dem modernen Sinne, den diese Wörter heute angenommen haben; es ist überhaupt durch und durch modern. Bei der aphoristischen Form ist es schwer, die dem Ganzen zu Grunde liegende Psychologie herauszufinden; wir möchten fast behaupten, es enthält von der Psychologie wenig, desto mehr aus der Pandorabüchse ethischer Paradoxe. Bei der Lectüre wurden wir lebhaft an das (im Aprilheft von Nord und Süd angezeigte) Nietzsche'sche Buch „Jenseits von Gut und Böse“ erinnert. Das Werkchen nähert sich der Art der Originalgenies, welche den Original- und Kraftgenies der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, ohne sie an Ursprünglichkeit irgendwie zu erreichen, in gewissem Sinne correspondiren, nur daß sie anstatt mit der Kraft mit der Bildung kokettiren und ebenso wie jene die Freiheit von der Schablone des Hergebrachten verwirklichen möchten, und die den Individualismus, das persönliche Fürgutbefinden in der Literatur daher oft geradezu entriren. Man kann diesen Zug der Originalgenies der Bildung deutlich verfolgen: er geht als Unterströmung unter anderen Aeußerungsformen des Culturlebens vom Anfang unseres Jahrhunderts bis zur Gegenwart, wo er — wenn dies auch nicht im vorliegenden Buche der Fall ist — sich vielfach unbescheiden vordrängt und lästig wird. In den Berliner Salons schöner Frauen kreuzte er sich mit der Romantik und später dem jungen Deutschland, von diesem aus mit dem intransigenten politischen Radicalismus, er kreuzte sich mit dem Junghegelthum, dem philosophischen und naturwissenschaftlichen Materialismus, dann mit Schopenhauers Pessimismus, wohl auch mit einer Reaction gegen den letzteren. Sein Werth für die deutsche Literatur und Cultur als eine nationale ist problematisch. mk.

Die Ehe des Lieutenant Grant. Von Pierre Loti. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Hagen i. W., Hermann Risel & Comp.

Die wundervolle Welt der Südsee, die traumschöne Landschaft Oceaniens bildet den Hintergrund einer sehr interessanten, fesselnden Erzählung des französischen Novellisten. Dort, in Tahiti, lernt ein junger britischer Seeoffizier, Harry Grant, ein holdseliges Geschöpf unter den Eingeborenen kennen und verlebt mit ihr herrliche Sommermonate im trautesten Beisammensein. Aber der innere Gegensatz zwischen der europäischen Cultur und dem harmlosen Pflanzenleben der hinschwindenden Maori-Rasse läßt sich nicht überbrücken, er muß zur Trennung führen, und während der Mann Vergessen in einem ruhelosen Wanderleben sucht, verzehrt die liebliche Rarahu ihr Dasein in jähem Wechsel tiefsten Schmerzes und erregter Sinnlichkeit. Die zufällige Uebereinstimmung dieses Vorwurfs mit demjenigen, der der Erzählung „Mayo“ von Paul Lindau zu Grunde liegt, springt jedem Leser in die Augen. Offenbar haben die beiden Schriftsteller nichts von einander gewußt. Die psychologische Vertiefung der Charaktere ist dem Verfasser sehr gut gelungen, und die eingestreuten Naturschilderungen wie die Darstellungen polynesischen Lebens am Hofe der Königin Pomare erhöhen den Reiz seines Buches, das jedenfalls als ein höchst eigenartiges Beachtung verdient. Die Uebersetzung ist vornehm und sprachlich gewandt, dabei durchaus getreu. fv.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Bibliothek der Gesammtlitteratur. Nr. 114, 115. Neues Buch der Lieder von Paul Baehr. Nr. 116, 117. Hellenische Erzählungen, übersetzt und herausgegeben von Prof. Aug. Boltz. Nr. 118 bis 120. Immermann, Oberhof. Nr. 121. Hebel, Alemanniche Gedichte. Nr. 122. 123. Hauff, Memoiren des Satans. Nr. 124. Hauff, Das Bild des Kaisers. Nr. 125. Körner, Erzählungen. Nr. 126. Scribe, Das Glas Wasser. Nr. 127. Kleist, Prinz Friedrich von Homburg. Nr. 128. Raimund, Der Verschwender. Nr. 129. Wartenegg, Der Verwendbare. Nr. 130. Goethe, Reineke Fuchs. Nr. 131—133. Sealsfield, Charles, Das Kajütenbuch. Nr. 134. 135. 136. Ungarisches Novellenbuch, I., II. u. III. Bändchen. Nr. 137. Körner, Toni. — Der Nachtwächter. Halle a. S., O. Hendel.

d'Altona, H., Bei den drei Heiligen. Humoristische Erzählung. München, Georg D. W. Callwey.

Dilke, Charles, Wentworth. L'Europe en 1887 Paris, Maison Quantin.

Dyes, Dr. August, Die Bleichsucht und sogenannte Blutarmuth. Die Entstehung, Wesen und gründliche Heilung. Berlin, A. Zimmer.

Engelhorns Allgem. Roman-Bibliothek. Dritter Jahrgang, Band 25. Lebend oder todt von Hugh Conway. Zweiter Band. — Band 26. Robert de Bonnières, die Familie Monach. Stuttgart, J. Engelhorn.

Frenzel, Fritz, Im Wandel der Zeiten. Reflexionen, Bilder und Träume. Leipzig, Eugen Peterson.

Fuchs, Otto, Goerbersdörfer Novellen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Gies, L., Das Pflegekind des Hagestolzen. Roman. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Glatz, Luise, Lasst Euch erzählen. Märchen. Leipzig, Eugen Peterson.

Kohut, Dr. Adolph, Am Dünenstrand der Ostsee. Skizzen und Erinnerungen aus den Ostseebädern. 1. Die Seebäder Pommerns. 2. Rügen und seine Seebäder. Berlin, J. L. V. Laverrenz.

Lateinischer Wort- und Gedankenschatz. Ein Hilfs- und Nachschlagebuch der hauptsächlichsten lateinischen Ausdrücke, Sprichwörter, Citate, Devisen, Inschriften u. s. w. nebst deutscher Uebersetzung von Ludwig Herhold. Hannover, Hahn'sche Buchhandlg.

Liliencron, Detlev Freiherr von, Die Merowinger, Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Niemann, J., Die beiden Republiken. Roman. Leipzig, Eugen Peterson.

Paul, K. G., Lebensbilder. Erzählungen für die männliche Jugend. Leipzig, Eugen Peterson.

Peter, Fritz, Der Nachtwächter von Ellrich. Kleinstädtisches Charakterbild aus vergangenen Tagen. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne.

Pungst, Arthur, Lose Blätter. Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig. Wilhelm Friedrich.

Rahmer, Dr. S., Physiologie über die Lehre von den Lebensvorgängen im menschlichen und thierischen Körper. Lieferung 3 u. 4. Mit zahlreichen Farbendrucktafeln und Holzschnitten. Stuttgart, Otto Weisert.

Rossi, Ernesto, Quarant' anni di vita artistica. Con proemio di Angelo de Gubernatis. Volume primo. Italia, Francia Belgio, Olanda, Inghilterra. Firenze, L. Niccolai.

Rossmässler, E. A., Die Geschichte der Erde Vierte Auflage. Lieferung 3 bis 6. Vollständig umgearbeitet, mit neuen Illustrationen versehen und auf den Stand des heutigen Wissens gebracht von Dr. Th. Engel. Mit einer geologischen Karte von Deutschland. Stuttgart, Otto Weisert.

Russische Werthe? Antwort auf die Frage: Sollen wir unsere russischen Papiere verkaufen? Von einem Nichtoffiziösen. Berlin, Walther u. Apolant.

Saalfeld, Dr. Günther Alexander (Oberlehrer am Gymnasium zu Blankenburg a. Harz), Aus der Jugendzeit. Sammlung echter deutscher Kinderlieder alter und neuer Zeit. Mit Abbildungen von L. Richter, H. Bürkner, L. Venus und F. Werkmeister. Danzig, Franz Axt.

Samarow, Gregor, Gipfel und Abgrund. Zeitroman. 4 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Sanders, Dr. Daniel, Zeitschrift für deutsche Sprache. Heft 5. Hamburg, J. F. Richter.

Schneider, R., Prof. am Gymnasium zu Meiningen. Sagen der alten Griechen. (Der reiferen Jugend erzählt.) Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Wilhelm Opetz.

Schnorr von Carolsfeld, Julius, Briefe aus Italien, geschrieben in den Jahren 1817 bis 1827. Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens und der Kunstbestrebungen seiner Zeit. Mit Portrait. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Schulpe, Georg von, Das Land der Bajuwaren in Liedern verherrlicht. Mit einem Vorwort von Dr. Karl Zettel. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Stormarn, A. von, Krakehl. Allerlei aus der Kinderwelt. Leipzig, Eugen Peterson.

Wallace, Lew., Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Frei nach dem Englischen bearbeitet von B. Hammer. Mit Portrait von General Lew. Wallace. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Westarp, Adolph Graf von, Die Königsschlösser Ludwigs II. Heft I: Linderhof. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Wiesner, A. C., Beiträge zur Geschichte Russlands. Nach bisher unbenutzten russischen Original-Quellen. Leipzig, Reinhold Werther.

Ziegler, Ernst, Monte Carlo. Ein Spielroman. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 43. — Heft 128.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

November 1887.

Breslau.
S. Schottlaender.

November 1887.

Inhalt.

Hiezu ein Portrait von Clara Schumann.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit einer [illegible].

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 3/5 ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLIII. Band. — November 1887. — Heft 128.

(Mit einem Portrait in Radirung: Clara Schumann.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Zu häßlich!

Roman eines Kindes.

Von

Eugen Salinger.

— Frankfurt a. M. —

I.

Es ist nicht zu viel gesagt, aber auf der ganzen, weiten Erdenrunde gab es wohl kaum einen Ausbund von größerer Häßlichkeit als ihn. Er war schon häßlich genug auf die Welt gekommen, denn ein ungewöhnlich breiter Kopf von der Form eines Vierecks saß ihm auf hohen, spitzigen Schultern und sein starker Oberkörper paßte durchaus nicht zu seinen dünnen und unverhältnißmäßig langen Armen und Beinen; aber als wenn's daran noch nicht genug sei, als wenn die launenhafte Natur ihn damit noch nicht schon allzu grausam gezeichnet hätte, mußte der arme Junge in zartestem Alter auch noch einen schlimmen Fall thun, wodurch eine Verknorpelung der Muskeln und Sehnen eintrat, die für ewig das Brandmal eines abscheulich großen Höckers im Rücken zurückließ. Nun war die Mißgestalt eine vollständige geworden; der Körper blieb klein, der obere Theil des Rumpfes schwoll zu einer eckigen, unförmlichen Breite an, Arme und Beine schienen im Verhältniß zu demselben noch länger und dünner geworden zu sein, und der auffallend große und breite Kopf versank nun fast ganz zwischen den Schultern. Mit einem Worte, Hieronymus — so hieß unser armer Freund — fand an Häßlichkeit nicht seinesgleichen wieder.

Aber in der Brust des kleinen Buckligen — so häßlich und abstoßend auch sein Aeußeres war — schlug ein warmes, weiches, gutes und empfindsames Herz; ein Herz, das eine unstillbare Sehnsucht empfand nach Liebe, Freundschaft — ach! und wenn es schon nichts Besseres sein konnte, nach den Freuden der Geselligkeit und Kameradschaft. Der arme

Junge! Er war bis jetzt immer allein, sich selbst überlassen gewesen; er sah Altersgenossen von Freunden und Gespielen umgeben, nur er hatte keine. Warum denn? . . . Er hatte sich diese Frage oft selber vorgelegt, aber nicht sogleich die Antwort darauf gefunden; nur tief traurig stimmte es ihn in seinem Gemüth, so oft er erkennen mußte, daß jeder Versuch, den er anstellte, um sich anderen Kindern zu nähern, alle Mal zurückgewiesen wurde, einmal durch eine sonderbare Scheu, dann wieder durch Kälte oder Gleichgültigkeit, mitunter sogar auf eine schroffere Art. So viel stand für ihn bald fest: Niemand schien ihn besonders zu lieben, Niemand schien ihn zu suchen. Und so kam es, daß ihm die kleine Welt, die ihn umgab, allmählich als etwas ihm Fremdes, ihm Feindliches erscheinen mußte.

Eines Spätnachmittags — Hieronymus war damals noch ein sehr kleiner Knabe — saß er auf den steinernen Stufen vor dem kleinen Häuschen, welches er mit seiner Mutter bewohnte. Sie war die Wittwe eines vor Jahr und Tag verstorbenen Beamten, welche den Unterhalt für sich und den Sohn ziemlich kümmerlich mit der ihr nach dem Tode ihres Mannes angewiesenen schmalen Pension bestritt. Sie hatte, wie das ihre Gewohnheit war, auch heute bis in die Dämmerung hinein am Fenster des Erdgeschosses gesessen, über einer Näharbeit; aber so emsig und ununterbrochen sie auch schaffte, es hinderte sie doch nicht, von Zeit zu Zeit einmal einen Blick hinaus auf ihr Kind zu werfen, einen Blick voll Liebe, Zärtlichkeit, Schmerz und Trauer. Draußen — auf dem freien Platz, an welchem ihr Haus stand, tummelte sich eine Schaar von Nachbarskindern in lustigem Spiele; um ihren armen Jungen — sie sah es wohl! — kümmerte sich Niemand. Sie preßte oft genug, wie in geheimem Schmerze, die Lippen zusammen, sie ahnte wohl, warum man ihn sich selbst überließ; aber war er denn wirklich so abschreckend häßlich? — Nein, ihr liebevolles Mutterauge hatte sogar erkannt, daß Hieronymus, trotz aller Häßlichkeit, doch Etwas besitze, was recht schön sei — ein paar dunkle, sinnige Augen nämlich, in denen sich eine tiefe Seele wiederspiegelte. Und das war wirklich die Wahrheit. Schade nur, daß Niemand — die arme Frau ausgenommen — sich die Mühe gab, diese Wahrheit zu entdecken.

Da es nun allmählich immer mehr zu dunkeln begann, erhob sich die Frau, raffte ihre Arbeit zusammen und machte sich daran, die Lampe anzuzünden. Als das geschehen war, trat sie noch einmal an's Fenster, warf einen Blick hinaus und seufzte schmerzlich; dann ließ sie sich am runden Tisch in der Mitte des Zimmers nieder, um beim Scheine der Lampe die Arbeit fortzusetzen.

Der kleine Einsame hockte inzwischen vor der Thür des Hauses und sah von seinem erhöhten Sitze sehnsüchtig den Spielenden zu. Die Kinder — Knaben und Mädchen — hatten soeben einen Kreis gebildet und angefangen, Blindekuh zu spielen. Plötzlich warf einer der kleinen Burschen den Kopf in die Höhe, und sein Blick fiel auf die steinerne

Treppe, auf welcher Hieronymus bewegungslos kauerte wie ein kleiner, eingeschrumpfter Zwerg.

Der Junge, welcher Hieronymus zuerst bemerkt hatte, machte den Anderen ein Zeichen, daß sie nach der Treppe sehen sollten. Aller Augen waren bald auf den kleinen Buckligen gerichtet; Spott, Scheu, Verachtung und hie und da wohl auch etwas Mitleid malte sich in den Mienen der Kinder, die sich zusammendrängten und unter einander flüsterten und wisperten.

„Das ist der bucklige Hieronymus," lachte ein Knabe mit einem trotzigen und hämischen Gesichte. „Seht nur, was für ein Gesicht er schneidet! Seht den Kürbiskopf und die großen Eselsohren!"

Alle lachten. Nur ein kleines Mädchen, ein allerliebster Blondkopf mit hellen, freundlichen, blauen Augen, sah sehr ernsthaft drein und sagte:

„Warum spottet Ihr schon wieder über den armen Hieronymus? Es ist Euch doch verboten worden. Laßt ihn in Ruhe — was kann er denn dafür, daß er so häßlich ist?"

„Seht die naseweise Johanna!" höhnte der trotzige Bube, welcher zuerst das Wort ergriffen hatte. „Was kümmert's Dich, ob wir über ihn lachen und ihn verspotten! Nun wollen wir's erst recht thun!"

Ein lautes Beifallsgeschrei folgte auf diese Worte. Die kleine Blonde sah, daß sie mit ihrer Vertheidigung allein stand. Aber trotzdem sie Alle gegen sich hatte, erhob sie stolz den Kopf und rief, gegen ihren Widersacher gewendet, mit zorngerötheten Wangen:

„Wenn Erwin hier wäre, so würdest Du nicht so sprechen, Franz! Denn er würd' es Dir verbieten!"

„Verbieten — haha! — Verbieten — Dein Bruder Erwin — mir!" schrie der Uebermüthige. Und zu den Anderen: „Nicht wahr, wir lassen uns nichts verbieten?"

Die Mehrzahl der Kinder gab durch erneutes Geschrei ihre Zustimmung zu erkennen, und der mit dem Namen Franz Angeredete fuhr immer hitziger fort:

„Und nun kommt und laßt uns mit dem da oben unseren Spaß treiben! Kommt — der Johanna zum Possen — kommt!"

Die kleine Johanna warf einen flammenden Blick auf ihre Gegner, welche noch zögerten, der Aufforderung des Rädelsführers Folge zu leisten. „Schämt Euch — schämt Euch, Alle zusammen!" rief sie entrüstet. „Wenn Ihr's nicht gut sein laßt, so sollt Ihr einmal sehen, was geschieht!"

Damit wandte sie den Kindern den Rücken und verließ den Spielplatz eilenden Schrittes. „Lauf nur!" rief ihr Franz höhnisch nach; und dann machte er ein paar Schritte in der Richtung gegen das Haus, vor dem Hieronymus saß, kehrte aber wieder um, da er bemerkte, daß die Anderen noch immer zögerten, ihm zu folgen.

„Warum kommt Ihr nicht mit?" schrie er ungeduldig.

Man redete unter einander und antwortete ihm nicht sogleich. Eine

gewisse Scheu schien Alle zu beseelen. Einige kleine Mädchen blickten furchtsam und ängstlich nach der Treppe, und eine Kinderstimme rief endlich:

„Nein, was der Hieronymus für Augen macht! Puh — mir graut vor ihm — es ist ein häßlicher Zwerg!“

„Wer wird sich fürchten,“ rief der trotzige Knabe wieder, „fürchten vor einem solchen Wechselbalg! Er sollte mir nur einmal kommen — er, ich würd's ihm zeigen!“

Der kleine Einsame hatte nichts von Alledem gehört, was über ihn gesprochen worden war. Da er aber die Kinder mit einander reden sah, auch bemerkt hatte, daß Alle nach ihm hinblickten, so glaubte er, daß sie über ein neues Spiel berathschlagten und ihn vielleicht daran Theil nehmen lassen würden. Er erhob sich daher und watschelte etwas mühselig, da ihm das Gehen immer schwer geworden war, die Treppe herab, um sich dem lustigen Kreise zu nähern. Kaum hatten aber die Kinder seine Absicht, sich ihnen zuzugesellen, wahrgenommen, als sie ein wildes Geschrei erhoben.

„Der Buckel kommt — der Wechselbalg!“ kreischten sie laut auf und stoben nach allen Richtungen auseinander.

Nur der trotzige Bube war stehen geblieben und ließ den kleinen Buckligen bis auf eine gewisse Entfernung zu sich herankommen. Dann hob er einen Stein vom Boden auf und rief mit drohender Stimme:

„Wir wollen Dich nicht, häßlicher Knirps! — Mach', daß Du fort kommst, sonst werfe ich nach Dir mit diesem Stein da!“

Hieronymus stand still. Er hatte zuletzt wohl gehört, wie die Kinder ihn verhöhnten. Sein bleiches Gesicht war womöglich noch bleicher geworden. „Du darfst nicht nach mir werfen,“ sagte er traurig.

„Ich darf nicht?“ schrie der Junge in rohem Uebermuth; und indem er den Arm erhob, warf er den Stein nach Hieronymus und: „Da hast Du ihn!“ rief er und lief lachend davon.

Der Stein war gegen das Knie des Hieronymus geflogen; der kleine Bucklige krümmte sich vor Schmerz zusammen, schlich dann wieder nach seinem einsamen Sitze auf der steinernen Treppe zurück und fing hier bitterlich zu weinen an.

In diesem Augenblick öffnete Hieronymus' Mutter das Fenster. „Was ist denn, Hieronymus,“ rief sie erschrocken, „warum weinst Du? — Wollten die Kinder nicht mit Dir spielen?“

Er schüttelte den Kopf und preßte, schmerzlich stöhnend, die Hand gegen das Knie.

„Sie wollten also nicht?“ fragte sie bebend. Und fast zaghaft fügte sie hinzu: „Und — warum — wollten sie nicht?“

Da erhob er den Kopf und sah mit einer wahren Duldermiene zu ihr empor.

„Ich bin zu ihnen gegangen," schluchzte er, „aber — aber sie liefen davon und riefen: ‚Der Buckel kommt, der häßliche Wechselbalg!' Nur Einer blieb stehen und der hat einen Stein auf mich geworfen!"

Während er so berichtete, liefen dem Aermsten noch immer die hellen Thränen über die Wangen. Die Mutter war todtenblaß geworden; sie schlug das Fenster zu, trat vor die Hausthür und ergriff Hieronymus bei der Hand, um ihn zu sich hereinzunehmen.

Drinnen — im Zimmer — trocknete sie ihrem Kinde die Thränen und sah nach, ob es durch den Steinwurf nicht ernstlich verwundet worden sei. Es war nichts, — nur eine leichte Schürfung der Haut und ein paar Tropfen Blutes bezeichneten die Stelle; aber diese wenigen Tropfen genügten, um ihr Herz beim Anblick derselben für einen Moment zum Stillstehen zu bringen.

Sie schloß den Knaben mit seltsamem Ungestüm in ihre Arme und küßte ihn. Er war ganz still und klagte nicht mehr, trotzdem sagte sie sehr hastig und vor Aufregung zitternd: „Sei ruhig, mein Junge, sei ruhig! Es wird nicht wieder geschehen! Darauf kannst Du Dich verlassen!"

Und als es dann allmählich ganz dunkel geworden war und als sie dem Kleinen das Abendbrot gereicht hatte, dieser alsdann zu Bett gegangen war, und sie sich endlich, endlich allein sah, da brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen hervor, und sie faltete die Hände und murmelte ein über das andere Mal: „O Gott — Gott — mein armes, armes Kind!"

Und mitten in der Nacht ereignete sich Etwas, was die schmerzliche Wunde ihres Herzens von Neuem bluten machte. Hieronymus fuhr aus unruhigen Träumen empor und rief ängstlich klagend nach seiner Mutter. Sie eilte mit Licht herbei und fand ihn aufrecht in seinem Bettchen sitzen.

„Mutter," rief er, und aus seinen dunklen, schwermüthigen Augen leuchtete es wie brennende Sehnsucht, „giebt es nicht noch andere Kinder, die so häßlich sind wie ich?"

„Welche Frage!" erwiderte sie mit klopfendem Herzen und in peinvollster Verwirrung. Und indem sie den unglücklichen Knaben an ihre Brust zog, setzte sie, ihm zärtlich den Kopf streichelnd, wie begütigend hinzu: „Du bist ja gar nicht so häßlich, lieber Hieronymus!"

„Doch, Mutter, doch!" entgegnete Hieronymus fast heftig. „Sie sagen es ja Alle! — Darum frag ich Dich: Giebt es noch andere, so häßliche Kinder? Und kannst Du mich zu ihnen führen? Damit ich mit ihnen reden und spielen kann! Oder werden sie auch davonlaufen, wenn sie mich sehen? — Oder — oder — oder giebt es gar keine so häßlichen Kinder mehr?"

Der arme Junge hatte die letzten Worte nur mit Mühe herausgewürgt, als wenn er sich fürchte, seine Schlußfrage verneinen zu hören. Die Mutter drückte ihn in die Kissen zurück und erhob sich mit abgewandtem Gesicht, damit er die Thränen nicht sehe, die sich gewaltsam aus

ihren Augen hervordrängten. Dann — um nur etwas zu thun, das dieser schmerzlichen Scene vielleicht ein Ende machen könne, öffnete sie rasch eine Lade und zog ein hübsches Bilderbuch hervor, das sie dem Knaben als Geschenk für seinen kommenden Geburtstag bestimmt hatte. Sie schenkte es ihm heute schon — vor der Zeit — es war ihr, als wenn in diesem Augenblick irgend ein Mittel gefunden werden müsse, um ihr armes Kind zu beruhigen und auf andere Gedanken zu bringen.

„Da sieh einmal, Hieronymus, das schöne Buch,“ sagte sie mit einem erzwungenen Lächeln, das ihr Qualen bereitete, indem sie sich wieder vor dem Bette niederließ, das Buch vor dem Kleinen auf der Bettdecke niederlegte und mit zitterndem Finger einige Seiten aufschlug. „Das ist die Geschichte vom Drachen und der Jungfrau — und vom gläsernen Berg — und von der Wunderlampe — lauter schöne Märchen, wie Du sie so gern hast! Und dazu die prächtigen Bilder! — Das Buch will ich Dir schenken und morgen anfangen, Dir daraus vorzulesen; aber versprich mir auch, daß Du jetzt hübsch ruhig sein und einschlafen willst — nicht wahr, Du willst es?“

Hieronymus ergriff das Bilderbuch — Bilderbücher waren des kleinen Einsamen Leidenschaft — und ein leiser Freudenschrei kam ihm über die Lippen; als er aber den Blick mit dem Ausdruck innigsten Dankes zur Mutter erhob, sah er, wie sie eine zwischen ihren Augenwimpern hängen gebliebene Thräne wegwischte.

„Du weinst, Mutter? Warum weinst Du denn?“

„Ich weine nicht,“ sagte sie bestürzt und hastig, „es war mir nur etwas in's Auge gekommen!“ — Und dann beugte sie sich zu ihm nieder, küßte ihn und löschte hierauf rasch das Licht.

„Gute Nacht, Hieronymus!“

„Gute Nacht, Mutter!“

Weiter sprachen sie nicht mehr. Aber Hieronymus lag noch lange mit offenem Auge da und dachte an sein schönes Märchenbuch voller Bilder, das er wie einen werthvollen Schatz fest in seinem Arme hielt. Aber auch an seine Mutter dachte er! — Wie gut sie war und wie lieb sie ihn hatte! — Und die Thräne in ihrem Auge — er glaubte ganz bestimmt gesehen zu haben, daß sie geweint hatte! — Und dann dachte er an die Kinder, die ihn in ihrem Kreise nicht dulden wollten — weinte sie wohl deshalb? — Und dann erinnerte er sich, daß sie ihm auf seine Frage gar nicht geantwortet hatte, und dann endlich kam der Schlaf über ihn und — schon halb im Traum — flüsterte er, aber so leise, daß es kaum hörbar wurde: Es ist doch wahr — so häßlich wie ich ist Niemand auf der Welt!

II.

Seit diesem Vorfall ist eine geraume Zeit verstrichen. Man hat Hieronymus seitdem nicht wieder auf den steinernen Stufen vor dem Hause seiner Mutter sitzen sehen. Sie duldet es nicht, daß er sich dort

niederläßt, sie sagt ihm zwar nicht, warum, aber seine junge, empfindsame Seele erräth den Grund, und ohne Widerspruch fügt er sich schweigend in ihr Gebot. Oft sitzt er nun Nachmittags am Fenster und blickt mit traurigen Augen hinaus auf den Spielplatz vor dem Hause, wo sich nach wie vor die Kinder herumtummeln; es wandelt ihn nicht mehr die Lust an, sich den Spielenden zuzugesellen, denn es ist in ihm zur schmerzlichen Gewißheit geworden, daß dieser Kreis von Fröhlichen ihm verschlossen bleiben soll.

Nur ein einziges, lebendes Wesen scheint es für ihn auf der ganzen Welt zu geben, das ihm mit wirklicher, wahrhaftiger, zärtlicher Liebe zugethan ist — seine Mutter. In ihr sieht er zugleich auch eine Schwester, eine Gespielin und Freundin. Sie liest ihm die Märchen vor, erklärt ihm die Bilder, und er kann ihr stundenlang in athemloser Spannung lauschen; die Geschichten, die er hört, versetzen ihn in eine neue, schönere Welt, die ihn vergessen läßt, was er in Wirklichkeit entbehren muß. Da sie bemerkt, was ihn glücklich macht, verwendet sie jeden Sparpfennig, den sie nicht zu Nöthigerem braucht, für die Anschaffung neuer Bücher. Und eines Tages bringt sie den „Robinson Crusoe“ mit nach Hause; und sie beginnt zu lesen und sie gewahrt, wie die Wangen ihres Kindes zu glühen beginnen und wie seine Augen leuchten. Welch' eine Geschichte war das! Die Abenteuer des Mannes, der, auf eine einsame Insel im Weltmeer verschlagen, hier schaltet und waltet wie ein freier Mann, ja wie ein unumschränkter Herrscher, setzen die Phantasie des kleinen Zuhörers in Flammen und erfüllen dieselbe mit allerlei anmuthigen Bildern. Eine fast unbezähmbare Sehnsucht nach einer weiten, weiten Ferne kommt über ihn; er sieht sich über das Meer fahren, er sieht sich wie Robinson als Inselkönig und er träumt davon, wie er gleich diesem auch seinen treuen „Freitag“ findet — ach! nur diesen einen, einzigen Freund, den er in der engen, stillen Welt, die ihn umgiebt, bis jetzt nicht hat finden sollen! Wie wollen sie zusammen schalten und walten, wie wollen sie sich lieb haben und sich treu bleiben für ewige Zeiten! Ja, einen solchen Freund — doch wohin verliert er sich? — Er besinnt sich auf sich selbst, er erinnert sich eines traurigen Erlebnisses und es überfällt ihn wie ein Schrecken! Es ist gewiß — sagt er sich im Gefühl einer bitteren Resignation, die in seinem kleinen einsamen Herzen längst ein natürliches Wohnrecht behauptet — es ist gewiß, ich finde nun und nimmermehr einen Freund! — Aber da sieht er seine Mutter vor sich, und seine Augen leuchten — wohlan! sie wird ihn nach jener fernen Insel begleiten, sie wird ihm der treue „Freitag“ sein, den er sucht, sie wird mit ihm Gefahren und Abenteuer bestehen, sie wird mit ihm in der selbst erbauten Hütte sitzen und fortfahren, ihm des Abends Geschichten vorzulesen, schönere und immer schönere — — —

Mit der Sehnsucht nach einem solchen Eldorado im Herzen wird unser kleiner Held inzwischen älter und älter, und endlich ist die Zeit

gekommen, da er die Schule besuchen soll. Die Mutter, die ihn seither von der Außenwelt fast hermetisch abgeschlossen, sieht mit bangem Zagen dem Augenblick entgegen, da er sich unter die anderen Schulkinder mischen soll. Sie denkt an einen Tag zurück, den sie nicht vergessen kann — wird sich wiederholen, was sie schon einmal erlebt hat, soll ihr armes Kind von Neuem der Gegenstand eines rohen Spottes und Hohnes werden, soll es abermals Kränkungen von der Art erfahren wie die, welche es schon erlitten hat? — Sie schaudert bei der bloßen Vorstellung, sie möchte den Sohn, wenn es anginge, am Liebsten dem Schulzwange entziehen. Aber endlich muß sie sich doch entschließen! Und sie nimmt eines Tages ihren Jungen bei der Hand und führt ihn in das Schulhaus, um ihn als neuen Schüler anzumelden. Und nachdem sie dieses Geschäft geordnet, hat sie später noch eine Unterredung unter vier Augen mit dem Leiter der Schulanstalt und sie kehrt dann endlich, zwar sehr erregt und mit gerötheten Augen, aber doch etwas erleichterten Herzens, in ihre stille Behausung zurück. Sie hat dem Schulvorstand ihr Leid geklagt, ihre geheimen Besorgnisse mitgetheilt und von demselben die feierliche Zusage erhalten, daß Alles geschehen werde, um Hieronymus vor Beleidigungen irgend welcher Art seitens seiner Mitschüler zu schützen, und daß auch nur der leiseste Versuch, ihn wegen seiner Aeußerlichkeit zu kränken, mit den strengsten Strafen geahndet werden solle. Nun erst ist ihr ein Alp von der Brust gefallen, wenn sie auch eine gewisse Beklommenheit nicht ganz los werden kann. Sie beobachtet ihren Knaben — was wird morgen sein — morgen, an dem bedeutungsvollen Tage seines Eintritts in die Schule! Und Hieronymus — nein, sie kann sich nicht irren! der Kleine ist heute von einer fieberhaften Unruhe. Er kann nicht aufhören, die neuen Bücher zu betrachten, aus denen er lernen soll, die Schreibmappe, die Schiefertafel und alle die kleinen Requisiten, die für den Schulgebrauch angeschafft worden sind, seine Augen leuchten in seltsamem Glanze, und mit zitternden Händen greift er bald nach diesem, bald nach jenem Gegenstande. Vielleicht ist es nur die natürliche, hochgespannte Erregung, in der er die neue Welt erwartet, die sich ihm morgen aufthun wird — und doch — und doch — dem scharfen Auge der Mutter drängt sich die Vorstellung immer und immer wieder von Neuem auf — es liegt etwas in seinem ganzen Wesen, was eine gewisse Scheu und Furchtsamkeit verräth. Und als es endlich Abend geworden und Hieronymus zu Bett gegangen ist, da hält sie die Frage, die sie schon lange auf den Lippen hat, nicht länger zurück, und nachdem er in gewohnter Weise vor ihr sein Nachtgebet hergesagt, wendet sie sich zu ihm mit den Worten: „Nun, Hieronymus, freust Du Dich denn auch recht auf die Schule?“ — Und da — was ist das? — Er zögert mit seiner Antwort — er verharrt auffallend lange in seinem Schweigen — er sieht sie nur an — mit einem seltsamen, trüben Blicke, und plötzlich wirft er sich an ihre Brust und bricht in Thränen aus.

„Hieronymus," ruft sie erschrocken, „was ist Dir? Hast Du es mir denn nicht selbst gesagt, daß Du fleißig sein und viel, viel lernen möchtest und daß Du —" „Ja, Mutter," unterbricht er sie, noch immer unter leisem Schluchzen, „aber — wenn nun —" er stockt. „Nun, sagt sie mit einem Lächeln, unter dem sie die plötzliche schmerzliche Bewegung, die sie ergriffen hat, zu verhüllen bemüht ist, „nun sprich doch, was hast Du?" —

„Wenn nun," stottert er endlich hervor, „wenn nun — die Kinder — es wieder so machen, wie damals — Du weißt es ja — als ich draußen saß und —"

Aber nun beugt sie sich hastig zu ihm nieder und verschließt ihm den Mund durch einen stürmischen Kuß.

„Sei ohne Furcht," ruft sie mit zitternder Stimme, „sei ohne Furcht! Die Kinder sind älter und vernünftiger geworden, und Niemand wird Dir ein Leid zufügen!"

Und sie küßt' ihn wieder und erzählt ihm, was er Alles lernen und wie er später einmal ein gelehrter Mann werden würde, was er sich ja selber wünsche, und wie er nach und nach auch schon Freunde finden werde, die ihn lieb hätten und gute Kameradschaft mit ihm halten würden. Und darüber schläft er endlich, mit frohen Hoffnungen in der Brust, getröstet ein. Sie aber vermag kein Auge zuzuthun; unter quälenden Sorgen und Vorstellungen verbringt sie die Nacht, und als der Morgen gekommen ist und der Kleine seinen Gang zur Schule angetreten hat — sie sieht ihm vom Fenster aus so lange nach, bis er hinter einer Straßenecke ihren Blicken entschwunden ist — da fängt sie an, von der peinvollsten Unruhe gemartert, die Minuten bis zu seiner Rückkehr zu zählen. Als es zwölf schlägt — die Zeit, um welche der Unterricht sein Ende nimmt — steht sie wieder am Fenster und harrt auf sein Erscheinen. Aber die Zeit verrinnt — er läßt sich noch nicht blicken. Schon will sie, von einem furchtbaren Argwohn geängstigt, das Haus verlassen, um ihm entgegen zu gehen, da sieht sie ihn über den Platz daherwandeln, aber nicht allein, sondern von zwei Kindern begleitet, zwischen denen er in freundlichem und lebhaftem Gespräch daherschreitet. Der Knabe zu seiner Rechten hat ihn vertraulich beim Arm genommen — es ist ein stämmiger, kleiner Bursch mit einem freundlichen, gutmüthigen Gesichtchen — und es sieht aus, als wenn er seinen armen, mißgestalteten Kameraden, dem das Gehen sauer zu werden scheint, stützen wolle; und zu seiner Linken das Mädchen — so holdselig können nur Engel sein, und sie kann sich nicht satt sehen an der lieblichen Erscheinung! Und in geringer Entfernung vom Hause bleiben nun plötzlich alle Drei stehen, und die Beobachterin am Fenster sieht, wie sie auf herzliche Weise von einander Abschied nehmen, wie nun auch die kleine, blonde Fee ihrem Jungen die Hand reicht und ihm zulächelt, und wie ihm die Augen strahlen vor Freude! — Und eine Empfindung kommt

über sie — so beseligend, daß es ihr ist, als müsse sie in die Kniee sinken, um ihrem Schöpfer für die Wohlthat dieses Anblickes zu danken!

Da öffnet sich die Thür — Hieronymus tritt fast mit Ungestüm ein, wirft seine Bücher auf den nächsten Stuhl nieder und eilt auf seine Mutter zu, die ihm mit ausgebreiteten Armen entgegengeht. Seine Wangen glühen, seine Augen glänzen, sein Athem fliegt — es scheint ihm schwer zu werden, ein Wort über die Lippen zu bringen. Auch sie findet nicht sogleich die Sprache, um der Empfindung Luft zu machen, die ihr zärtliches Herz bewegt; schweigend halten sich Beide für einige Augenblicke umschlungen. Endlich aber richtet sie ihm den Kopf in die Höhe, der an ihrer Brust ruht und — „mein lieber Junge," sagt sie, „nun komm' — nun erzähle einmal, wie war's denn in der Schule?" — Sie zieht ihn mit sich zum Lehnstuhl am Fenster, ihrem gewohnten Lieblingsplatz, wo sie sich niederläßt, er kniet vor ihr, die Arme auf ihren Schooß gestützt, und blickt zu ihr empor mit Augen, die ihr ein unbeschreibliches inneres Glück zu verkünden scheinen. „O Mutter," ruft er plötzlich, hell aufjauchzend, „die Schule! Es ist so schön — und der Lehrer war so gut zu mir — und die Kinder, ach! — Franz mag nur kommen — ich fürchte mich nicht mehr vor ihm, denn ich habe ja einen Freund und eine Freundin, die mir beistehen — Erwin und Johanna!"

Franz — Erwin — Johanna! Sie horcht hoch auf; aber ehe sie Zeit hat zu fragen, was diese Namen bedeuten, und was ihm mit den Kindern, die er genannt hat, begegnet ist, fährt er hastig fort zu erzählen. Er überstürzt sich fast in seiner Rede und oft ringt er nach Athem, so stark ist die Erregung, welche die Schilderung des Erlebten in ihm wachruft. Nach seinem Berichte war es ihm Anfangs recht bang zu Muthe, als er sich unter so vielen Knaben seines Alters auf der Schulbank sitzen sah; um so mehr, da Keiner von ihnen ihm ein freundliches Wort gab, Einige sogar, ehe der Lehrer in's Zimmer getreten war, mit dem Finger auf ihn wiesen, Spottworte riefen und ihn zu verhöhnen schienen. Er war still und rührte sich nicht, aber zu seinem Schrecken hatte er doch unter den Spöttern Einen entdeckt, vor dem ihm heimlich graute — es war derselbe schlimme Bube, der damals, als er vor der Thür des Hauses gesessen und an den Spielen der Kinder theilzunehmen versuchen wollte, ihm den schweren Stein gegen das Knie geschleudert hatte! Er war auch heute der Schlimmste von Allen, er schien die Anderen aufzustacheln und der Rädelsführer seiner Gegner zu sein. Da erschien der Lehrer, und nun war Alles ruhig; und während des Unterrichts — so erzählte Hieronymus weiter — stellte der Lehrer auch mehrere Fragen an ihn und lobte ihn wegen seiner guten und richtigen Antworten, während er manche andere Schüler tadelte, weil sie nicht aufmerksam waren. Und er hatte eine so große Freude am Lernen, daß er ganz traurig wurde, als der Unterricht vorüber war. Nun stürmten die Knaben in's Freie — auch er schlich sich hinaus, in heimlicher Sorge,

daß ihm der wilde Bube begegnen möchte, der ihm schon einmal so übel mitgespielt hatte. Und richtig! er war nur erst wenige Schritte gegangen, da hörte er einen Spottnamen hinter sich rufen — er war es, sein Feind, in Begleitung von zwei Anderen. Sie nähern sich ihm — sie zupfen ihm am Rock — sie ergreifen ihn beim Arm — sie lärmen und schreien wie einstmals, da soll ihm plötzlich Hülfe werden! Ein Knabe und ein Mädchen sind hinzugetreten — der Unterricht in der Mädchenschule, die dicht neben der Knabenschule gelegen ist, hat nämlich zu derselben Zeit sein Ende gefunden — und „Wart', Franz, jetzt kommt Erwin über Dich!" ruft die Kleine und deutet drohend auf den Anführer der Friedensstörer, und in demselben Augenblick hat sich auch der mit dem Namen Erwin Angeredete, unterstützt von seiner Begleiterin, über Hieronymus' Feinde hergemacht und sie, nach kurzem Handgemenge, dergestalt zugerichtet, daß sie, laut heulend, das Feld räumen müssen. „Und dann," berichtete Hieronymus mit erhobener Stimme und mit vor Begeisterung leuchtenden Blicken weiter, „dann kamen Erwin und Johanna — Johanna, so heißt das Mädchen — wieder zu mir und sie reichten mir ihre Hände und sagten mir, daß sie mich kennten und nicht leiden würden, daß Franz oder irgend ein Anderer mir Etwas zu Leide thue, und sie versprachen mir, mich nach Hause zu begleiten und sagten mir, daß sie es immer thun wollten! Und dann gingen sie mit mir und sie fragten mich, ob ich Lust hätte, mit ihnen zu spielen, und als ich ja sagte, da rief Johanna: ‚Dann wollen wir schon morgen Nachmittag zu Dir kommen, denn morgen ist Mittwoch und am Nachmittag giebt's keine Schulstunde!' — Morgen, Mutter — schon morgen kommen sie! — Wie ich mich freue! — Die Guten, die Lieben! — Nicht wahr, das sind sie? — Und meine Freunde wollen sie sein — *meine* Freunde! O, wie will ich sie lieb haben — Beide — Erwin und Johanna! Und spielen werde ich mit ihnen und ich werde ihnen alle die schönen Geschichten und Märchen erzählen, die Du mir vorgelesen und erzählt hast und — und — und — ach! Mutter, Mutter, wenn es nur erst morgen wäre!"

Mit den letzten Worten hatte sich der Kleine, der völlig trunken vor Freude schien, erhoben und war seiner Mutter um den Hals gefallen. Er barg seinen Kopf an ihrer Brust und so konnte er nicht sehen, wie zwei große Thränen über ihre Wangen dahinrollten. Rasch trocknete sie ihre Augen, denn wenn er jetzt zu ihr emporsah — was hätte sie ihm sagen sollen, um diese Thränen zu erklären? — Sie breitete wie segnend die Hände über ihn aus und sagte im Tone erzwungener Heiterkeit:

„Siehst Du nun wohl, Du närrisches Kind? — Hab' ich's Dir nicht gesagt, daß Du Freunde finden werdest? — Nun hast Du sie und gleich zwei auf einmal!"

III.

Seit Hieronymus mit Erwin und Johanna diesen Freundschaftsbund geschlossen, ging ein neues Leben für ihn an. Oft, wenn er sich auf die

Vergangenheit besann, begriff er es gar nicht, wie es ihm früher möglich gewesen war, ohne einen einzigen Kameraden und Gespielen zu leben. Er sehnte sich nicht mehr nach einer unbekannten Ferne, er wünschte nicht mehr, als ein von aller Welt verlassener Robinson auf einem einsamen Eiland im Ocean zu hausen, er dachte nicht mehr an seine Häßlichkeit und an die Kränkungen, die er ihretwegen erlitten, denn seit seine Freunde ihn schützten, hatte Niemand — auch sein Gegner Franz nicht — ihn wieder zu beleidigen gewagt. Die drei Kinder hielten zusammen, so treu, daß man sie wohl die Unzertrennlichen nennen durfte; denn es verging fast kein Tag, ohne daß sie sich gesehen, gesprochen oder zu irgend einer gemeinschaftlichen Unterhaltung vereinigt hätten. Lärmende Spiele waren nun freilich des kleinen Buckligen Sache nicht; seine körperliche Unbeholfenheit, die Schwerfälligkeit seiner Bewegungen hinderten ihn daran, sich wie andere Kinder im Freien herumzutummeln. Aber das verminderte seinen Werth in den Augen seiner neuen, kleinen Freunde nicht; besaß er doch eine Gabe, durch die er sie wie mit Zauberbanden an sich zu fesseln verstand, so daß sie mit der Zeit seiner Gesellschaft gar nicht mehr entrathen zu können meinten: die Gabe nämlich, die prächtigsten Geschichten und Märchen zu erzählen, Geschichten von allerlei Art, ernste und lustige, heitere und traurige, wie er sie aus dem Munde seiner Mutter gehört und wie sie ihm im Gedächtniß geblieben waren.

Namentlich war es Johanna, die nicht müde wurde ihm zuzuhören. Unverwandt blickte sie den Erzähler an — mit großen, verwunderten, neugierigen, fragenden Augen; denn gar schön wußte er zu reden, und lebendig waren seine Schilderungen. Oft, wenn er etwas recht Lustiges erzählte, brach sie in helles, fröhliches Gelächter aus, dann auch wieder, wenn die Geschichte sehr traurig verlief, konnte sie die Thränen nicht zurückhalten, und einmal, als Hieronymus mit seiner zum Herzen gehenden Stimme etwas recht Rührendes vortrug, da geschah es, daß seine kleine, dankbare Zuhörerin ihm plötzlich um den Hals fiel, ihn küßte und rief: „O Hieronymus! Wie lieb hab' ich Dich! Nicht wahr — wir werden immer Freunde bleiben!" — Der Kleine wußte nicht, wie ihm geschehen war; er nickte nur und ein Lächeln, welches ein unbeschreibliches Glück verkündete, verklärte sein Gesicht, aber er antwortete nichts. Als er jedoch am Abend dieses Tages zu Bette ging, war ihm noch so selig um's Herz, wie nie zuvor, und wie er seiner Mutter gute Nacht sagte, merkte sie wohl, daß etwas Ungewöhnliches in ihm vorging. Er ließ sie darüber nicht lange im Zweifel. „Mutter," sagte er mit einem eigenthümlichen, siegesfreudigen Lächeln, „wie Recht hattest Du doch, mich zu schelten, weil ich glaubte, daß ich niemals Freunde finden würde. Aber das ist es nicht allein — seit heute weiß ich auch, daß ich gar nicht so häßlich bin, wie ich früher gemeint habe!" —

„Wie," fragte sie verwundert und wie immer schmerzlich betroffen,

wenn er diesen Punkt berührte, „wie kommst Du nur schon wieder darauf, Hieronymus?“

„Nun,“ rief er fast frohlockend, „Johanna hat mir heute gesagt, daß sie mich lieb habe, und sie hat mir dazu einen Kuß gegeben! Würde sie mich denn geküßt haben, wenn ich gar so abscheulich wäre?“

Da brach es aus ihren Augen hervor wie ein Strahl der Freude und — „nein,“ rief sie,“ „nein — ganz Recht hast Du, mein Junge!“ — Aber gleich darauf erbebte sie und es war ihr, als wenn sie bereuen müsse, was sie soeben gesagt. Der Strahl der Freude, der soeben ihr Gesicht überflogen hatte, war verschwunden, ein Schatten düsterer Schwermuth legte sich auf dasselbe. Fürchtete sie für ihr armes Kind, daß ihm — nach so viel unverhofftem Glück — eine Enttäuschung nicht erspart bleiben werde? —

Am Spätnachmittage darauf, als die Schulstunden vorüber waren, saßen die drei Kinder — eng an einander geschmiegt — auf den steinernen Stufen vor dem Hause, welches Hieronymus mit seiner Mutter bewohnte. Es war nicht das erste Mal, daß sie sich hier zusammenfanden; denn unter dem Schutze seines Freundes und seiner Freundin durfte der kleine Bucklige es wagen, sich auf seinem früheren Lieblingsplätzchen niederzulassen, um hier seine Geschichten vorzutragen. Er war durch die Kinder, welche sich auch heute auf dem Spielplatz vor dem Hause herumtummelten, nicht wieder behelligt worden; man hütete sich wohl, den Dreien auf der Treppe in irgend einer feindseligen Absicht nahe zu kommen, denn man wußte zu gut, daß man in einem Streite mit dem starken und tapferen Erwin und seiner muthigen Schwester doch nur den Kürzeren ziehen würde. Störend für den kleinen Erzähler und seine aufmerksamen Zuhörer wurde nur mitunter der ungeheuere Lärm, den die Kinder durch ihre Spiele verursachten, so daß Hieronymus oft genöthigt war innezuhalten, während es seinen beiden Freunden schwer wurde, dem Gange seines Vortrags zu folgen. Heute namentlich erhoben die Spielenden ein so lautes Geschrei, daß man den kleinen Erzähler kaum verstehen konnte, und Erwin, erbost über die muthwilligen Ruhestörer, beinahe zwischen sie gefahren wäre, wenn ihn Hieronymus nicht davon zurückgehalten hätte. Als er aber seine Geschichte mit Mühe und Noth beendet hatte und die Stunde, in der man sich gewöhnlich von einander trennte, herangekommen war, sagte Erwin: „Nein, das ist kein Platz zum Geschichten-Erzählen! Und — wißt Ihr was? — Ich will Euch einen Ort vorschlagen, wo wir ganz allein sein können und wo uns Niemand sieht — was sagt Ihr dazu?“

Die Gefragten erklärten sogleich ihre Zustimmung und — „welchen Ort meinst Du?“ rief Johanna.

„Du kennst ihn,“ erwiderte er lachend.

Die Schwester senkte nachdenkend das Köpfchen und „nein, Erwin,“ entgegnete sie ihm, „gewiß, ich weiß nicht, was Du meinst!“

„Rathe einmal!“ sagte er, noch immer lachend. Aber sie errieth es

nicht, und er weidete sich an ihrer Ungeduld. „Nun," rief er endlich, „da Du es doch nicht errathen kannst — ich meine unser schönes Aussichtsplätzchen — oben auf der Waterloo-Säule!"

Da leuchteten Johannas Augen, und sie klatschte fröhlich in die Hände. „Auf der Waterloo-Säule — wahrhaftig! Keinen schöneren Platz giebt's zum Erzählen! Daß uns das nicht schon längst eingefallen ist!"

Hieronymus blickte seine Freunde verwundert an; er hatte noch nichts von der Waterloo-Säule gehört. Aber Erwin beeilte sich nun, ihn aufzuklären. Er erzählte seinem kleinen Freunde von dem großen Exerzier-Platz der Stadt, wo die Soldaten ihre Uebungen und Paraden abhalten und an dessen beiden Seiten die Kasernen liegen. Im Hintergrunde des Platzes, der von Hieronymus' Wohnung aus nach der Versicherung Erwins bequem in fünfzehn Minuten zu erreichen ist, erhebt sich die zum Andenken an die Schlacht bei Waterloo errichtete, wohl an zweihundert Fuß hohe Säule, innerhalb welcher eine Wendeltreppe bis hinauf zu einer kreisrunden, von einer eisernen Balustrade eingefaßten Plattform führt, in deren Mitte sich auf hohem steinernem Sockel die aus Kanonen-Metall gegossene lebensgroße Figur einer Victoria, mit fliegenden Schwingen und den Siegeskranz in den vorgestreckten Händen, erhebt. Dort — auf der Plattform — stehen einige Bänke, auf denen man sich niederlassen kann, um die Aussicht über Stadt und Umgebung zu genießen. „Das ist ein Plätzchen wie geschaffen für uns!" ruft Erwin aus. „Nur wenige Leute kommen hinauf, meistens Fremde — und die," versichert er, „verhalten sich ruhig und brauchen uns nicht zu kümmern, auch sind sie mit ihrer Umschau meistens rasch fertig und verweilen oben immer nur kurze Zeit! Also in den nächsten Tagen, vielleicht morgen oder übermorgen schon, machen wir den Anfang, nicht wahr, Johanna?"

Das Mädchen nickte zustimmend. „Wir sind dem guten Vater Wallmann ohnehin schon lange einen Besuch schuldig," sagte es lächelnd. „Wie wird er sich freuen, uns einmal wiederzusehen!"

„Wer ist das?" fragte Hieronymus mit einiger Neugierde.

„Das ist der alte Invalide, der die Säule bewacht," antwortete Erwin für seine Schwester. „O, der weiß auch schöne Geschichten zu erzählen — von Schlachten und Kämpfen, die er als Soldat mitgemacht hat — freilich kennen wir sie schon alle, aber das thut nichts, er mag sie nur von Neuem erzählen, wir hören ihm gern einmal wieder zu!"

„Ja — und munter und guter Dinge ist er immer, der Alte," fiel hier Johanna ihrem Bruder in die Rede, „obwohl es ihm doch im Kriege recht schlecht ergangen ist, denn der Arme hat einen Stelzfuß — in der großen Schlacht bei Waterloo nämlich hat ihm eine Kanonenkugel das linke Bein weggerissen — o, Du solltest nur einmal hören, Hieronymus, wenn er das beschreibt! Es muß schrecklich im Kriege sein und —"

„Nun," rief Erwin hier, laut auflachend, „für Mädchen mag es

schrecklich sein, aber ein Soldat darf sich nicht fürchten, Johanna! Uebrigens," fuhr er zu Hieronymus gewendet fort, „sorgt ja unser König für ihn, denn er läßt ihm den Sold zahlen, den alle alten Invaliden bekommen. Weil das aber ein Bischen wenig ist, so hat ihm unser Papa, der, wie Du weißt, Major in dem Regiment ist, welches hier in der Stadt liegt, die Stelle als Wächter der Säule verschafft, das bringt ihm auch ein Sümmchen ein, denn Jeder, der die Säule ersteigen will, bezahlt einen halben Groschen, und Vater Wallmann darf das Geld für sich behalten. Nur uns und Dich, Hieronymus," fügte er mit einem gewissen Stolz hinzu, „muß er frei passiren lassen!"

Der kleine Bucklige hatte den Geschwistern verwundert zugehört und blieb schweigend; jetzt griffen sie ihm unter die Arme und riefen ungeduldig und wie aus einem Munde: „Komm' — komm', laß' uns zu Deiner Mutter gehen und sie um Erlaubniß bitten, daß Du mit uns die Säule ersteigst!"

IV.

Als Hieronymus' Mutter von dem Verlangen der Kinder gehört hatte, lächelte sie anfangs, aber sie schüttelte bald auch staunend den Kopf und warf einen ängstlichen, besorgten Blick auf den Sohn, der seine kleinen Genossen reden ließ und für deren Anliegen kein Wort zu haben schien. Aber sie hatte es ihm wohl angemerkt, wie sehr er wünschte, daß sie ihre Zustimmung ertheilen möge, und da die kleinen Dränger sie immer heftiger bestürmten, willigte sie endlich ein, überzeugt, daß Hieronymus unter der Obhut und dem Schutze solcher Freunde überall gut aufgehoben sei. Und an einem der folgenden Nachmittage — es war an einem schönen Sonntag zu Anfang des Mai, die Luft war klar und warm und der Himmel blau — wanderten die drei Freunde dem Orte zu, den sie sich für ihre Zusammenkünfte von nun an ausersehen hatten. Der große, an den beiden Längsseiten von Bäumen eingefaßte Exerzierplatz, welcher ein längliches Viereck bildete, lag in tiefer Ruhe. Vor den Kasernen an beiden Seiten schritten die Posten gleichmäßig auf und ab, und ihr Schritt war vielleicht der einzige Laut, der in dieser Sonntagsstille für scharfe Ohren vernehmbar wurde. Die Kinder betraten den Platz und marschirten geraden Weges auf die Säule zu, die sich im Hintergrund erhob. Hieronymus sah mit staunenden Augen umher; und da ihm in dieser Umgebung Alles neu erschien, so wurde seine jugendliche Phantasie auf's Mächtigste angeregt. Er blickte zu der Säule empor — er sah die schwebende Victoria mit den ausgebreiteten Flügeln und dem Siegeskranz in den vorgestreckten Händen — er erinnerte sich dessen, was ihm seine Freunde von dem alten Invaliden erzählt hatten, und mit jedem Schritt, den er machte, wuchs die Spannung, den alten Kriegsmann zu sehen — er vergegenwärtigte sich eine Schlacht — ja, er glaubte beinahe das Gebrüll der Kanonen zu hören.

Man ist endlich an Ort und Stelle angelangt. Man befindet sich vor einem großen, aus gelbgrauen Sandstein-Quadern zusammengefügten, auf drei breiten Stufen derselben Steinart ruhenden, massiven Würfel, auf dem sich die schlanke, jonische Säule erhebt. In der dem Exerzierplatz zugekehrten Vorderseite des großen Vierecks, welches das Piedestal bildet, ist die schwere, gußeiserne, tagsüber immer offenstehende Thür angebracht, durch welche man in einen kleinen Vorplatz eintritt, an dessen linker Seite mittelst eines einfachen Holzverschlages eine Art Pförtnersloge für den Wächter eingerichtet worden ist. Hart an der Loge vorüber, der gegenüber eine grün angestrichene Gartenbank steht, so daß zum Passiren nur ein schmaler Raum bleibt, führt der Weg unmittelbar zu der in den Vorplatz ausmündenden, in der Säule emporsteigenden Wendeltreppe.

Die Drei steigen die Stufen hinan und Erwin, der den Vortritt hat, ruft:

„Holla, Vater Wallmann! — Stören wir Dich in Deinem Nachmittagsschläfchen? — Besuch ist da!"

Ein Brummen wird hörbar, und Hieronymus bemerkt, wie hinter dem kleinen Guckfensterchen der Loge ein grauer Schnauzbart erscheint und verschwindet. Dann ein Geräusch von Tritten auf den Steinplatten — die schmale Holzthür der Loge öffnet sich — und heraus tritt der alte Invalide in einer abgetragenen, ziemlich verschossenen Soldaten-Uniform, die Mütze auf dem Kopfe, und eine ansehnliche Reihe von Ehrenzeichen, kupfernen und silbernen Kreuzen und Denkmünzen, auf der Brust. Der alte Stelzfuß stützt sich auf einen Krückstock und sieht ziemlich unwirsch drein; jetzt aber, da er Hieronymus und seine Freunde erblickt, richtet er sich stramm empor, macht eine salutirende Bewegung mit der Rechten und ruft heiter:

„Potz-Mohren-Element! — Junger Herr — kleines Fräulein! — Lange nicht gesehen! — Wen bringt Ihr da?"

„Unseren Freund Hieronymus!" erwidert Erwin. „Er ist mein Schulkamerad und ein guter Junge! Mit dem mußt Du Freundschaft halten, Vater Wallmann!"

Der Alte mißt die Gestalt des kleinen Buckligen mit einem eigenthümlichen Blicke, in dem sich etwas von Herablassung, leisem Spott, aber auch von Mitleid ausdrückt, und Hieronymus, dadurch verlegen gemacht und ein wenig verletzt, senkt den Kopf und die Röthe der Scham steigt ihm in's Gesicht. Doch da poltert der Alte gutmüthig lachend heraus:

„Nicht besonders schön gewachsen — Euer Freund! Taugt nicht zum Soldaten! Doch was thut's? — Können nicht Alle dasselbe sein! — Herz auf dem rechten Fleck — das bleibt Hauptsache! — Da, Kleiner, meine Hand! Freund meiner Freunde — auch mein Freund!"

Hieronymus ergreift die ihm treuherzig dargereichte Rechte, wird aber nun ganz dunkelroth im Gesicht. Das derbe Wohlwollen des Alten muthet ihn seltsam an — er geräth in neue Verlegenheit und blickt, fast wie Hülfe

suchend, seine kleinen Genossen an. Aber Erwin, der sich ein wenig an der Scene zu weiden scheint, bricht in ein lautes, lustiges Gelächter aus und ruft:

„Bravo, Vater Wallmann, bravo! — Und nun sage uns auch, wie steht's mit Deiner Gesundheit? — Und hast Du gute Einnahmen gehabt heute?"

Der Alte läßt Hieronymus' Hand los und streicht sich heftig den grauen Schnauzbart.

„Gesundheit," ruft er, „Sapperment — hat sich was! Podagra in allen Gliedern — der Teufel soll es holen! Und die Geschäfte — Kreuzmillionenbomben! Fremde giebt's noch nicht viel in der Stadt um die Jahreszeit und die Einheimischen, daß sie das Donnerwetter! Kümmern sich viel um, einen alten Soldaten, der sein Blut gelassen für König und Vaterland! Krämerseelen, Pfennigfuchser und —"

„Halt!" unterbricht ihn Erwin, „warum sich ärgern, Vater Wallmann? Laß' Dir die Galle nicht in's Blut kommen. — Du hast es uns ja oft gesagt, daß das nicht gut sei! Und," fügt er mit einem schlauen Lächeln hinzu, „bevor wir da oben hinaufklettern, erzähle uns noch rasch einmal Deine große Geschichte von dazumal — Du weißt schon, was ich meine! Wir hören sie immer gern wieder, und unser Freund Hieronymus — na! der läßt sich nichts lieber erzählen als von Schlachten, namentlich wenn es so drunter und drüber geht, wie damals — bum, bum, bum — bei Waterloo — nicht wahr, Hieronymus?"

Der kleine Bucklige lächelt verlegen und wagt weder ja noch nein zu sagen; aber der alte Schnauzbart hat kaum die letzten Worte Erwins gehört, als er auch schon zum zweiten Male Hieronymus' Hand ergreift und indem er dieselbe kräftig schüttelt, lebhaft und im Gefühle befriedigten Stolzes ausruft:

„Bravo, junger Freund, bravo! — Würdest ein tapferer Soldat werden, wenn — na, was nicht sein kann, kann nicht sein! Sackerlot — sag' ich — doch ich will nicht fluchen, denn unser Herrgott läßt nun einmal die Bäume wachsen, wie's ihm einfällt! Aber tröste Dich, Kleiner — hast ja ein tapferes Herz, und wer das hat — Himmelschockschwerenoth noch einmal! ist nicht verloren! Also erzählen soll ich? Gut, wenn Ihr's so haben wollt! Kommt, setzt Euch alle Drei hier mit auf die Bank und nun noch einen Augenblick Geduld, bis ich mir die Pfeife gestopft habe! — Eins — zwei — drei — so, und nun kanns losgehen!"

Die drei jungen Genossen haben der Aufforderung des alten Invaliden rasch Folge geleistet und sich neben ihm auf der grünangestrichenen Gartenbank niedergelassen. Der Alte hat eine kurze Pfeife und ein Tabaksbeutelchen aus der Tasche seines Rockes gezogen, im Nu ist die Pfeife gestopft und in Brand gesetzt und nun, nachdem er ein paar lange, kräftige Züge gethan, beginnt er zu erzählen. Es ist eine alte, oft erzählte Geschichte, aber für ihn ist sie ewig neu geblieben: Wie es bei Ligny

und bei Quatrebras ausgesehen hat, wie es mit Wellington und Blücher stand, wie der Marschall Vorwärts in jenen heißen Tagen durch einen Sturz mit dem Pferde um's Haar in die größte Gefahr gerathen wäre, hätte ihn sein tapferer Adjutant nicht gerettet und endlich — wie es an dem eigentlichen Glanztage seiner Heldengeschichte — an dem denkwürdigen achtzehnten Juni von Anno 15 hergegangen ist. Heute erzählt er mit einer ganz besonderen Begeisterung, denn er merkt es wohl, wie der neben ihm sitzende Hieronymus mit der gespanntesten Aufmerksamkeit seinen Schilderungen lauscht, wie die Augen des Kleinen in staunender Bewunderung aufleuchten, wenn er irgend eine recht aufregende Episode aus seinen militärischen Erinnerungen berührt. Den Gipfelpunkt seiner Erzählung bildet, wie immer, die Schlacht von Waterloo, in der er sein linkes Bein verloren hat. „Ja," ruft er, indem er eine mächtige Wolke Tabakdampfes aus seinem Munde hervorstößt und sich stolz in die Brust wirft, „das sag' ich und dabei bleib' ich — eine Klopferei wie die von Belle-Alliance hat's in der Welt nicht wieder gegeben! Denkt nur — wir hatten, ein vollgezähltes Bataillon frischer Infanterie, hart am Rande eines Kornfeldes Posto gefaßt — da reitet der alte Marschall Vorwärts mit seinem Stabe an uns vorüber, hält sein Pferd an, reckt den Arm in die Höhe, schwenkt den Säbel und brüllt: Drauf, Kinder! Den Engländern zu Hülfe! Das ließen wir uns nicht zwei Mal sagen. Commando hier, Commando dort — die Trommeln wurden gerührt und vorwärts gings — im Sturmschritt, wie Er befohlen. Bald sind wir auf der Höhe von Mont St. Jean — hurrah! wie da die Kugeln flogen! Es war ein Gebrumme, daß es mir noch heute in den Ohren klingt! Mit einem Mal steht meine Compagnie im Vordertreffen — die blauen Bohnen fliegen mir nur so um den Kopf — und da — ist es Hexerei? — liege ich, pardautz! auf der Nase und rühre mich nicht und wie ich wieder zur Besinnung komme — na, ich will mich nicht rühmen, aber ein Spaß ist's nicht, sich so mir nichts, dir nichts das Bein wegrasiren zu lassen! Himmelhund — Kreuzschock — Bomben und Haubitzen," er überstürzte sich hier, indem er nach weiteren Kraftausdrücken zu suchen schien, „gefochten haben die Franzosen — das ist wahr — als wären sie vom Teufel besessen! Aber es half Alles nichts — wir blieben Sieger, und für das Bein," er berührte selbstgefällig mit der Hand die Medaillen und Kreuze auf seiner Brust, „habe ich das da eingetauscht!"

Die Kinder hatten ihm schweigend zugehört, Hieronymus wagte kaum zu athmen, Erwin sah lächelnd vor sich hin, aber Johanna, die schon längst etwas ungeduldig geworden schien, erhob sich jetzt zuerst und rief:

„Nun laßt uns aber endlich hinaufsteigen! Du, Erwin, gehe voran — Hieronymus nehmen wir in die Mitte — ich folge ihm, so wird's am Besten gehen!"

Nun standen auch die Anderen auf, und der Alte brummte etwas unwillig:

„Hat das Fräulein es eilig! Wollte gerade noch erzählen, wie — aber in Gottes Namen! Macht nur, daß Ihr hinauf kommt!“ Und zu Hieronymus gewendet, sagte er sehr freundlich: „Auf ein anderes Mal, junger Freund, wenn Du mich wieder besuchst! Und das wirst Du, he? — Wollen gute Kameradschaft halten! Und dann erzähl' ich Dir auch, was ich sonst noch Schönes in dem großen Feldzug erlebte! Gott befohlen, Gott befohlen! Deine Freunde werden schon ungeduldig!“

Er schob Hieronymus den beiden Anderen nach, die ihn, wie es Johanna vorgeschlagen, in die Mitte nahmen. Man tappte die Stufen der Wendeltreppe empor und befand sich bald ganz im Dunkeln. Johanna gab sorgsam auf Hieronymus Acht, daß er nicht falle, und ermahnte ihn, unverdrossen vorwärts zu schreiten. Endlich wurde es heller und heller, die letzten Stufen waren erreicht und plötzlich traten alle Drei in das glänzende Tageslicht auf die Plattform der Säule hinaus.

Hieronymus athmete tief auf und klammerte sich mit beiden Händen an das zierliche Schnörkelwerk der eisernen, rund um die Plattform laufenden Balustrade. Welch' ein Anblick war das! Es schwindelte ihm und er wußte sich im ersten Augenblick vor Staunen kaum zu fassen. Da lag, tief unter ihm, mit allen ihren Straßen und Plätzen weit ausgebreitet die Stadt. Wie klein sich die Häuser ausnahmen! — Und die Menschen! — Sie schienen ihm Liliputaner geworden zu sein. Und wie herrlich glitzerte und funkelte — einem goldglänzenden Bande vergleichbar — in dem hellen Sonnenscheine die Fläche des Stromes, der, den südlichen Theil der Stadt durchschneidend, in anmuthigen Windungen durch das blühende Thal dahin floß! Und dann im Hintergrunde die Kette der malerischen, in blauen Duft gehüllten Waldgebirge und die grünen Wiesen und Felder in der weiten Ebene — er konnte sich nicht satt sehen und wandelte, die Freunde an der Seite, die ihm dieses oder jenes zu erklären suchten, wie ein Trunkener um die Plattform herum, jeden Augenblick in einen neuen Ausruf des Entzückens ausbrechend. Plötzlich erfaßte Johanna seinen Arm, hieß ihren Freund still stehen und deutete mit der Hand nach einer bestimmten Richtung im Norden der Stadt.

„Siehst Du den runden Platz da unten und das kleine Haus, das daran steht, mit den grünen Fensterläden?“ fragte sie ihn lächelnd. Hieronymus richtete den Blick dahin, fand aber nicht gleich, was sie meinte. „Dort, dort!“ rief sie lustig, nahm seinen Kopf in ihre beiden Hände und rückte ihn so zurecht, bis er genau die Richtung hatte. Hieronymus blickte — hinab, plötzlich jauchzte er laut auf und — „Das Haus der Mutter,“ rief er, „dort wohnt sie und dort war unser Platz auf der Treppe und — und — ach! wie schön, wie schön ist die Welt!“

Er wußte sich kaum zu fassen und die Thränen kamen ihm in die Augen. Da nahm ihn Johanna in ihre Arme und „Du guter Hieronymus,“ sagte sie herzlich, „nicht wahr, das macht Dir Freude?“

Er erwiderte nichts, er vermochte ihr nur mit einem Blicke zu danken, aber der war so voll Innigkeit, daß sie ihn wohl verstand.

„Komm'," sagte sie, „jetzt haben wir Dir Alles gezeigt und wir wollen uns nun dort auf die Bank setzen, und Du wirst anfangen, uns Etwas zu erzählen, etwas recht Hübsches, aber nichts von gräulichen Kriegen, wie sie der Alte erzählt — willst Du?"

Er nickte, und sie ließen sich alle Drei auf der Bank nieder, die am Fuße der eisernen Victoria aufgestellt war.

„Was willst Du am Liebsten hören?" fragte er lächelnd.

Sie sann ein wenig nach.

„Am Liebsten," sagte sie dann, „am Liebsten hörte ich ein schönes Märchen — von einer Königstochter und einem Prinzen, der verzaubert ist oder auch umgekehrt, wie es Dir gerade einfällt!"

„Warte," rief er da, „ich hab's! Du kennst noch nicht die Geschichte vom Froschkönig und dem eisernen Heinrich! Die ist schön und rührend und wird Dir gewiß gefallen!"

Und er begann zu erzählen. Und als er den armen Frosch schilderte. der so häßlich war und das schöne kleine Königskind doch so lieb hatte, welches sein Wort nicht halten wollte, da wurde es ihm auf einmal so wehmüthig um's Herz, und er kam sich wie der Frosch vor, und es war ihm, als müsse er Johanna für die Königstochter halten. Aber er erzählte weiter, wie der häßliche Frosch sich endlich doch in einen schönen Königssohn verwandelte, und wie da die kleine Prinzessin sehr gerne seine Frau wurde, und wie dem treuen Heinrich vor Freude über die Erlösung seines Herrn die eisernen Reifen vom Herzen absprangen und da, als er geendigt, fiel ihm Johanna auch wieder um den Hals und küßte ihn wieder, wie neulich, und er vergaß, was er vorher gedacht hatte und ruhte — ein Ueberglücklicher — in ihren Armen.

V.

Seit diesem Tage besuchen die Drei ihr luftiges Versammlungsplätzchen auf der Plattform der Säule einige Male in der Woche; nur wenn das Wetter besonders ungünstig ist, bleiben sie unten in der kleinen Vorhalle und lassen sich auf der Bank neben dem alten Invaliden nieder, der unerschöpflich ist in der Aufzählung der Kriegsabenteuer, die er miterlebt hat. Sein dankbarster Zuhörer ist Hieronymus geworden: und so kann es nicht Wunder nehmen, daß der Alte den kleinen Buckligen von Tag zu Tag lieber gewinnt. Aber auch dieser hängt an seinem neuen Freund mit aufrichtiger, warmer Neigung; und manchmal, wenn ihn flüchtig die schwermüthige Erinnerung an die Vergangenheit, an die einsame, traurige Zeit seiner frühesten Kindheit überkommt, und wenn er damit die Gegenwart vergleicht, dann durchdringt ihn plötzlich ein beseligendes

Gefühl, und es ist ihm, als wenn er eine neue Welt entdeckt habe, in der es ihm schon so wohl geworden und in der es ihm wohler und immer wohler werden müsse. Aber die Quelle allen Glückes in dieser neuen Welt, die Sonne, welche sie erhellt und durchwärmt, ist und bleibt ihm doch — Johanna! Denn so froh es ihn auch macht, an mancherlei kleinen Beispielen zu sehen, wie sehr ihm der Alte und Erwin zugethan sind — über Alles geht ihm die herzliche Treue, mit welcher die Kleine an ihm festhält, und er hat es sich oft gesagt: Wie könnte sie so gut gegen mich sein, wenn sie mich nicht wirklich ein wenig lieb hätte? Sie hat ihn lieb — gewiß, er kann sich nicht täuschen; dieser Gedanke erfüllt ihn allgemach so ganz, daß ihm alles Andere im Vergleich dazu fast gering erscheint.

So schwinden mehrere Jahre dahin, und die Kinder wachsen heran, aber in ihrem Verhältniß zu einander ändert sich nichts und ihre Freundschaft überdauert den Wechsel der Zeit. Man hat unzählige Male die Säule erstiegen und unten, am Eingang zur Wendeltreppe, bei dem alten Invaliden gesessen; man hat sich Geschichten erzählt und erzählen lassen und es ist bei den Märchen nicht geblieben, denn nachdem man älter geworden, hat Hieronymus, der ja eine so schöne, vollklingende Stimme zum Vortragen hat, die prächtigsten Bücher mitgebracht und er liest daraus die herrlichsten Dichtungen vor und versteht es, nicht nur Antheil und Neugierde, sondern warme Begeisterung in den Herzen seiner Zuhörer zu entzünden. Besonders ist es Johanna, deren leuchtende Blicke bei solchen Gelegenheiten an seinen Lippen hängen, als wolle sie ihm die Worte von denselben ablesen. Sie hat sich mit den Jahren immer schöner entwickelt, unserem kleinen Freunde wenigstens erscheint sie als das Lieblichste, was die Erde trägt; und es ist bald so weit gekommen, daß ihm ein Tag, an dem er seine liebe Genossin nicht sieht, öde, schaal und traurig, ja verloren erscheint, und daß er sich ein Leben ohne ihre Gesellschaft bald gar nicht mehr vorstellen kann. —

Die Mutter hat seine fast schwärmerische Neigung wachsen sehen und dazu gelächelt. Er ist ja noch ein Kind, denkt sie, und das Mädchen nicht minder! Warum mit rauher Hand den schönen Traum unschuldiger Jugendfreundschaft zerstören, der ja nur einmal geträumt wird und in solcher Reinheit nicht wiederkehrt. Sie läßt Hieronymus also gewähren; allein der Tag soll nicht ausbleiben, an dem sie einen tieferen Blick in das Herz ihres Sohnes thut und dasselbe von einem Gefühl beherrscht sieht, welches sie nun mit ernsteren Augen, ja mit Schrecken zu betrachten genöthigt wird! —

Wieder ist eine Reihe von Jahren dahingegangen, da kommt Hieronymus, der nun seit lange das Gymnasium besucht, schon fast ein Siebzehnjähriger und wie der etwa in gleichem Alter stehende Erwin, Schüler der Unter-Prima ist, eines Tages, recht blaß und abgehärmt aussehend, nach

Hause. Er schleicht sich, die Bücher unter dem Arm, an der im Erdgeschoß liegenden Wohnstube seiner Mutter vorüber, er möchte ihr nicht gleich begegnen, denn obwohl er vor ihr sonst keine Geheimnisse hat, heute ist's ihm doch, als müsse er vor ihr verbergen, was ihm das Herz gar so schwer macht. Tief aufseufzend steigt er die Treppe hinauf zu seinem Mansardenstübchen, fast finster und grollend sieht er die alte Hauskatze an, die ihm vertraulich gefolgt ist und jetzt, da er in seinem eigensten Heim angelangt ist, die Bücher abgelegt und sich selbst, wie erschöpft, in dem Sessel vor seinem Arbeitstisch niedergelassen hat — jetzt stößt er das Thier, welches behaglich zu seinen Füßen hockt, voll Unmuth und mit Heftigkeit von sich. Die Katze indessen bleibt mitten im Stübchen stehen; sie macht einen krummen Buckel, die grünen Augen richten sich empor zu ihrem Herrn und Freund, und es scheint, als wenn sie sich über die ihr widerfahrene Behandlung selber wundere; denn — wahr ist's, so hart und lieblos ist er ihr noch nie begegnet, im Gegentheil, er hat sie sonst immer geliebkost und auf seinem Schooße ruhen lassen. Allein heute muß er einen ausnahmsweise schlimmen Tag haben; denn jetzt, da er sie noch im Zimmer erblickt, erhebt er sich, stößt sie mit dem Fuß vorwärts gegen die Thür, öffnet dieselbe und scheucht den ungebetenen Gast mit einer leisen Verwünschung hinaus.

Er will und muß allein sein! Er mag nichts Lebendes um sich sehen! Er wirft sich zum zweiten Mal auf den Sessel vor seinem Schreibtisch und stützt den Kopf in beide Hände, und ein Seufzen kommt aus seiner Brust hervor, so schmerzlich, als wenn er von einem tiefinnerlichen unaussprechlichen Leid niedergebeugt werde. So starrt er eine Zeit lang vor sich hin — Minute auf Minute verrinnt, aber er rührt sich nicht; er versinkt allmählich in eine Art dumpfer Träumerei, die ihn so sehr der Wirklichkeit entrückt, daß er es nicht gleich bemerkt, wie sich mit einem Male ganz leise die Thür öffnet und seine Mutter auf der Schwelle erscheint. Sie macht ein paar Schritte in's Stübchen und wirft einen langen, prüfenden Blick auf den fast regungslos Dasitzenden; da erwacht er und wendet sich mit einem leisen Ausruf, fast erschrocken, zu ihr hin.

„Du — Mutter," sagt er in sichtlicher Verlegenheit, „ich wußte nicht —"

Aber sie läßt ihn nicht ausreden. Sie hat die Hand auf seine Schulter gelegt und sagt in warmem, aber eindringlichem Tone:

„Hieronymus — seit einiger Zeit sehe ich Dich sehr verändert. Du bist nicht mehr so heiter und fröhlich, so lebensfreudig, wie Du es noch vor Kurzem warst, und dann Dein Aussehen — so blaß, so angegriffen — wahrhaftig, ich bin in ernster Sorge um Deinetwillen! Sage mir nicht," fährt sie rascher fort, als sie gewahrt, daß er den Versuch machen will, sie zu unterbrechen, „sage mir nicht, daß das Studiren und die Ueberhäufung mit Arbeit vor der Prüfung daran Schuld sind — ich kenne meinen klugen

Hieronymus besser und weiß, daß ihm die schwerste Arbeit leicht und daß er Aufgaben, zu deren Bewältigung Andere lange Zeit und die Hülfe Fremder gebrauchen, spielend überwindet. Und ist es vielleicht die Arbeit, die Dich heute daran verhindert hat, erst einmal bei mir hereinzutreten und bei mir, wie sonst, Dein Vesperbrot zu verzehren? Hattest Du gar so Wichtiges hier am Schreibtisch vor, so Wichtiges, daß Du Dir nicht einmal die Zeit nehmen konntest, vorher noch ein paar freundliche Worte mit Deiner Mutter zu wechseln? Wie Hieronymus, sprich doch, ich sehe Dich roth und blaß werden, ich sehe, daß Du Etwas vor mir verheimlichen willst, ich sehe —"

Sie kann den Satz nicht aussprechen, denn er ist plötzlich aufgesprungen, hat sich mit Ungestüm an ihre Brust geworfen und bricht nun in Thränen aus.

„Lieber, lieber Junge," ruft sie und umarmt ihn zärtlich, „Du erschreckst mich! Sage — was bedeuten diese Thränen? — Wie, Du schweigst und kannst nur schluchzen — hast Du kein Vertrauen zu mir, Hieronymus? Bin ich nicht immer Deine Trösterin gewesen? Komm'" — sie zieht ihn ein paar Schritte vom Schreibtisch weg mit sich fort, „komm' — laß' uns dort auf dem Sopha niedersitzen und dann — wenn Du mich nicht kränken willst — laß mich sogleich die Ursache Deines Kummers erfahren!"

Fast willenlos läßt er sich von ihr zu dem Sopha führen und sitzt nun neben ihr mit gesenktem Haupte, aber noch kommt kein Wort über seine Lippen. Sie sieht ihn mit inniger Theilnahme an, sie scheint ihm Zeit lassen zu wollen; endlich aber, da er noch immer schweigt, sagt sie im Tone bitteren Vorwurfs:

„Ich sehe es schon, Hieronymus — ich bin Dir nichts mehr!"

Da erfaßt er mit beiden Händen ihre Rechte und während ihm neue Thränen über die Wangen rinnen, ruft er wie außer sich:

„Mutter — ich — ich will Dir ja Alles sagen, Mutter!"

Und nun berichtet er, zuerst zusammenhangslos und durch erneutes Schluchzen sich selber unterbrechend, was ihm das Herz bedrückt. Er weiß es schon seit einiger Zeit, daß ihm eine Trennung von seinen Freunden bevorsteht, er hat nicht darüber geklagt, um — nun, um die Mutter nicht zu kränken, die nicht denken soll, daß er sie nicht genug liebe, um in ihr einen Ersatz für den Verlust einer Gesellschaft zu erblicken, der ihn nun einmal unvermeidlich treffen wird. Aber wie sehr er auch in großer Erregung versichert, daß sie ihm vor allen Anderen theuer sei — bekennen muß er doch, daß er ein tiefes Grauen vor der kommenden Zeit empfindet, der todten, freudelosen Zeit, während welcher er seine Jugendfreunde nicht sehen soll. Und diese Zeit — ein Beben geht ihm durch den ganzen Körper und er athmet schwer auf, indem er das sagt — steht unmittelbar bevor: Erwin und Johanna werden nämlich zu Beginn der Osterferien — und das wird schon in acht Tagen sein — die Stadt verlassen und nach

der Residenz abreisen, wo sie jedenfalls für eine längere Dauer verbleiben; denn Erwin, dessen Lieblingswunsch es von frühester Jugend an gewesen, die militärische Laufbahn zu betreten, soll in der dortigen Cadetten-Anstalt Aufnahme finden, während Johanna der Obhut einer in der Residenz lebenden Tante übergeben wird, weil dieselbe für die weitere Erziehung und Ausbildung des herangewachsenen Mädchens besser Sorge zu tragen im Stande ist, als der Vater, der Wittwer und ohnehin durch seinen Beruf viel zu sehr in Anspruch genommen ist, um sich der Tochter mit der nöthigen Aufmerksamkeit widmen zu können. So einfach und natürlich die Verhältnisse sind, welche diesen Wechsel herbeigeführt haben, Hieronymus vermag sich nicht darein zu finden; er hat es sich hundert Mal gesagt, daß er sich in das Unvermeidliche fügen müsse, er hat sich selbst mit einem Wiedersehen zu trösten gesucht, doch ach! wie schwach erwies sich dieser Trost bei dem niederschmetternden Gedanken an die immer näher und näher rückende Trennung.

„In wenigen Tagen," so schließt er seine rührende Beichte mit zitternder Stimme, und man sieht es ihm an, wie sehr er sich Gewalt anthut, um vor seiner Zuhörerin gefaßt zu erscheinen, „in wenigen Tagen wollen wir noch einmal bei Vater Wallmann zusammentreffen, noch einmal die Säule besteigen und dort oben beisammen sitzen, wo wir so viele glückliche Stunden verlebt haben. Und dann — und dann werden wir von einander Abschied nehmen — wer weiß, Mutter, auf wie lange Zeit — wer weiß, ob nicht — vielleicht — für immer — —"

Die letzten Worte ersticken ihm in der Kehle — ein lautes Schluchzen folgt — er hat nicht mehr die Kraft, das, was ihn tiefinnerlich bewegt, noch länger zu verbergen. Er wagt nicht emporzublicken, aber er fühlt, daß die Augen der Mutter auf ihn gerichtet sind, und das vermehrt die Pein eines seltsamen Angstgefühls, dessen er nicht Herr zu werden vermag. Die Mutter betrachtet ihn forschend und in ihren Zügen malt sich eine Art von Sorge, ja von Bestürzung; sie sieht, wie seine wunderliche Verlegenheit zunimmt — noch mehr, sie glaubt zu sehen, was sie bedeutet!

„Hieronymus," sagt sie endlich mit dem milden Ausdruck im Ton der Stimme, der ihr eigen ist, „es war nicht Recht von Dir, daß Du so lange gezögert hast, mir Dein Herz zu öffnen! Armer Junge — warum schwiegst Du? Sieh — ich hätte Dich doch früher trösten können, so aber hast Du nun gar viele traurige Tage ganz allein mit Deinem Kummer verbringen müssen. Wäre es darum nicht viel besser gewesen, wenn Du mich schon früher zur Mitwisserin Deines Geheimnisses gemacht hättest? Dann hätte ich Dir sagen können: Es ist Unrecht, sich deswegen zu grämen! Erstens: Giebt es nicht ein Wiedersehen? — Und zweitens: Hast Du nicht Deine Mutter noch und den guten Papa Wallmann, der Dir so treu gesinnt ist? — Freilich — sie können Dir keinen vollen Ersatz gewähren für —" sie macht hier eine kleine Pause und beobachtet ihn schärfer, um

die Wirkung der Worte zu prüfen, die sie noch aussprechen will — „für Deinen guten Freund und Kameraden Erwin — Du schüttelst den Kopf? nun, dann doch wenigstens nicht für Johanna! — Nun wirst Du wieder roth, mein Junge, und warum zitterst Du denn so — ich mache Dir ja keine Vorwürfe, weil Du sie lieb hast! Sie ist ein gutes, herrliches, holdes Kind, aber —“ sie sagt das Folgende mit einer Art von wehmüthigem Ernst und mit feierlichem Nachdruck — „Eines, Eines mußt Du immer bedenken, Hieronymus: Ihr seid mit einander aufgewachsen, habt als gute Freunde immer fest zusammengestanden und Alles, was Du mir von Erwin und Johanna erzählt hast und was ich im Laufe der Jahre selber beobachtet habe — daß ich es Dir nur geradehin sage: ich glaube ja von Herzen gern, daß die Freundschaft der guten Kinder treu und echt ist! — Doch erwarte nicht zu viel von ihnen! Nimm ihre Freundschaft als das, was sie ist, als ein Geschenk oder eine Gabe, deren Werth sich, soweit die Zukunft in Betracht kommt, erst noch zu erproben hat! Dann, Hieronymus, wirst Du wenigstens nicht überrascht sein, wenn sich ihre Gesinnungen gegen Dich, die Du, wie ich sehe, mit der ganzen Liebe Deines warmen Herzens zu erwidern scheinst, unvermutheter Weise —“ sie spricht die letzten Worte fast zögernd und halblaut — „einmal ändern sollten!“ —

Er hat sie ruhig angehört, er antwortet ihr nicht gleich darauf; aber heftig arbeitet es in seiner Brust und es ist, als wenn er einen schweren Seufzer mit Gewalt zu unterdrücken versuche. Die flüchtige Röthe, die sein Gesicht vorhin überzog, ist längst verschwunden und sie hat jetzt einer tiefen Blässe Platz gemacht.

Endlich erhebt er den Kopf zu der Mutter und sagt fast tonlos:

„Ich weiß, was Du sagen willst, Mutter! Das heißt, Du meinst, ich soll auf ihre Freundschaft nicht bauen und soll —“

„Das heißt viel oder gar nichts!“ unterbricht sie ihn; sie hat sein Erbleichen wohl bemerkt, und als wenn sie einen Fehler wieder gut zu machen hätte, ergänzt sie sogleich: „Ich habe Dich nicht mißtrauisch, nicht irre machen wollen, Hieronymus! Glaube getrost an ihre Freundschaft, Du bist ja der Freundschaft der Besten werth! Aber es handelt sich nicht um Vergangenheit und Gegenwart, sondern um die Zukunft — Deine jungen Freunde werden älter werden, in neue Verhältnisse treten, in neuen Umgebungen leben, vielleicht neue Freunde gewinnen und uns erst beweisen müssen, ob sie darüber nicht den alten vergessen! Nun, so Gott will, wird das nie der Fall sein, aber wenn ich, die es doch so treu mit Dir meint, wie kein Anderer auf der Welt, davon gesprochen habe, so geschah es einzig nur deshalb, um Dich — ich finde nun einmal kein anderes Wort dafür — vor einer Enttäuschung zu bewahren! —“

Hier schweigt sie wieder und betrachtet ihn aufmerksam und gewahrt, wie sich sein Gesicht nach ihren letzten Worten ganz verfinstert hat. Er

scheint auf ihre Rede etwas erwidern zu wollen, aber noch nicht die richtigen Worte gefunden zu haben. Plötzlich erhebt er sich und — während ein melancholisches, trauriges Lächeln um seine Lippen spielt, sagt er, ihr die Hand reichend, auffallend ruhig:

„Du hast Recht, Mutter. Du bist, was Du mir immer gewesen bist — mein alter, treuer Schutzgeist! — Ich habe Dich wohl verstanden. Es ist nicht gut, sich so rasch — aber ich werde zukünftig fester sein! Nur heute, heute war es mir wirklich ganz wunderlich zu Muthe! Kannst Du es mir verdenken? — Von Erwin will ich gar nicht reden, aber Johanna weinte, hörst Du, Mutter? sie weinte, als sie mir heute sagte, daß sie in wenigen Tagen abreisen müsse, und — und — daß sie sich ungern von mir trenne! — Ach, sie ist so gut, so gut! Und es ist mir an's Herz gegangen! Aber sie wird sich trösten, wie ich mich ja auch selber trösten muß, und endlich, endlich giebt's ja ein Wiedersehen! — Dann wird sich's auch zeigen, ob Du Recht hast und ob sie — doch die Zukunft wird's lehren! Und gewiß — ich will nicht länger traurig sein und Dir dadurch Sorge und Unruhe bereiten! —"

Er hält inne, mehr vermag er kaum zu sagen. Der wehmüthige Ton, in dem er die Versicherung am Schluß seiner Rede ausgesprochen hat, läßt die Glaubwürdigkeit derselben in den Augen der Mutter äußerst gering erscheinen. Auch ihr ist das Herz voll, denn nun erscheint es ihr gewiß, daß sie heute eine schwerwiegende Wahrnehmung gemacht hat; indessen verschließt sie dieselbe vorsichtig in ihrer Brust, drückt den Sohn zärtlich an sich, küßt ihn auf die Stirn und verläßt dann schweigend sein Stübchen.

Als sie aber draußen ist, als sie sich wieder allein sieht, athmet sie beklommen auf: sie vergegenwärtigt sich, was sie gehört und gesehen — seine Worte, seine Erregung, seine Seufzer, seine Thränen — sollte er das Mädchen — nein, es kann nicht sein! — Freilich, sie sind ja mit den Jahren älter geworden, aber er ist kaum siebzehn, sie vielleicht erst fünfzehn Jahre alt — kann denn die Befürchtung, die sie nun einmal beschlichen hat, wirklich begründet sein? — Sie sinnt und sinnt und martert sich mit tausend Fragen, tausend Möglichkeiten. Wie — wenn in diesem jungen Herzen schon lange ein Funke geschlummert hätte, der vielleicht einmal — sie erschrickt davor, den Gedanken weiter auszuspinnen. Aber — denkt sie — ist es nicht lächerlich und übertrieben, in dieser kindlichen Neigung eine Gefahr zu erblicken? An eine, wenn auch zunächst erst nur beginnende und sich allmählich entwickelnde, in späteren Jahren dann aber mit elementarer Gewalt hervorbrechende Leidenschaft zu glauben? — Aber indem sie sich nun selber schilt, daß sie sich bereits in eine so närrische Combination hat verstricken können, sieht sie plötzlich in ihrer erregten Phantasie die elende, verkümmerte Gestalt des ihr so theueren Sohnes vor sich auftauchen und daneben ein schönes blondes Kind, aufgeblüht wie eine jugendfrische Knospe, die nur der heißen Sonnenküsse wartet, um sich ganz zu öffnen und in

voller Pracht zu entfalten, und sie erbebt bei dem Gedanken an diesen Contrast und schaudernd stellt sie sich vor, wenn er, über dessen Wohl sie mit mütterlicher Sorge wacht, wirklich ein Gefühl für das Mädchen nähren könnte, das es ihm niemals erwidern wird, und da quellen ihr auch die Thränen aus den Augen und ein Stich geht ihr durch das Herz und sie murmelt erbebend vor sich hin:

„Nur das nicht, nur das nicht! — Armer, lieber Junge! — Gott schütze Dich! Gott schütze Dich!

VI.

Der Tag des Abschieds ist vorübergegangen — ach, welch' eines Abschieds! So groß auch der Schmerz gewesen, den ihm diese Trennung bereitet hat, so tief auch jetzt noch die Wehmuth ist, die leise, leise in ihm nachzittert, ein Hochgefühl unbeschreiblicher, freudiger Wonne ist es doch, welches im Herzen unseres nun wieder vereinsamten, kleinen Freundes den Sieg über alle anderen Empfindungen davon getragen hat. Nun ist es so klar wie die Sonne, nun läßt sich darüber nicht mehr streiten: Sie hat ihn lieb und wird ihn nicht vergessen! Um dieses süßen, seligen Bewußtseins willen ist es ihm leicht geworden, sich mit dem traurigen Gedanken auszusöhnen, daß sie ihm fern, für so lange Zeit fern sein soll! — Aber ist sie ihm denn wirklich fern? — Ihr Bild umschwebt ihn ja, wo er auch gehen und stehen mag, er sieht sie im Geiste leibhaftig vor sich stehen, er hält mit ihr vertraute Zwiegespräche und noch immer klingen ihm wie lieblicher Sphärengesang die holden Worte im Ohre nach, die Worte, die sie zu ihm sprach, als sie sich trennten: Leb' wohl, liebster Hieronymus, und bleibe mir gut, so gewiß, wie ich Dir immer gut bleiben werde! Und da küßte sie ihn ja auch auf den Mund, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge, und da hat er sich ein Herz gefaßt und diese Thräne von ihrem Auge weggeküßt, und es ist ihm zu Muthe gewesen, als wenn er Feuer getrunken hätte! Nun weiß er, was er glauben darf, und darin wird ihn Niemand mehr wanken machen, auch die Mutter nicht; er hat derselben nicht Alles gesagt, eine seltsame Scheu hält ihn davon ab, ihr jede Einzelheit des Abschieds zu schildern, namentlich aber hat er verschwiegen, wie es mit den Küssen gewesen! Es ist etwas in der sorglichen Theilnahme der Mutter, was ihn befremdet, was seine süßesten Träume zerstört; er weiß, wie gut sie es meint, er hat es ihr ja versprochen, sie nicht von Neuem in Unruhe zu versetzen, darum hegt er lieber still und verschwiegen in seiner Brust, was er nicht laut auszusprechen wagt und was ihn doch so glücklich macht.

Und nun vergehen die Tage für ihn, zwar einsam und gleichförmig, doch nicht traurig. Er denkt an seine Freundin in der Ferne und das stimmt ihn froh und heiter, so daß die Mutter, die ihn wieder vergnügt plaudern und hier und da sogar scherzen sieht, sich diesen Wechsel seiner Stimmung — und noch dazu gerade unmittelbar nach einer solchen

Trennung — kaum zu erklären vermag. Aber sie dankt Gott, daß es so gekommen, und ist glücklich, ihr Kind so ruhig und zufrieden zu sehen. Er besucht auch, wie früher, seinen alten Freund, den Invaliden, erzählt ihm Geschichten und läßt sich von ihm die alten, bekannten Geschichten erzählen; seine Hauptzerstreuung findet er aber in der Arbeit. Er ist ein fleißiger Schüler und hat sich ein großes Ziel vorgesteckt — er möchte einmal ein Gelehrter, ein Professor an einer Universität werden. Oft, wenn er sich ganz ungestört und sicher allein in seinem Stübchen weiß, weitet sich ihm mit einem Male der Blick bis in die fernste Zukunft — und er träumt davon, wie er das Gymnasium glücklich absolvirt hat, wie er dann als Student weiter arbeitet und endlich den Doctorhut davonträgt und darauf auch die Professur oder sonst einen gesicherten Posten. Er denkt auch an seine Mutter, die immer, immer bei ihm wohnen soll und der er ein sorgenfreies Leben zu schaffen gedenkt; aber auch an eine andere Person denkt er — an seine liebe kleine Freundin, vor die er eines Tages hintreten und sie fragen möchte, ob — nein! Das Herz schwillt ihm bei der Vorstellung, aber er wagt es selbst nicht, dieselbe länger als eine selige, flüchtige Secunde festzuhalten! — Dann fühlt er wohl, daß er sich in eine zu weite Zukunft verirrt habe und mit leisem bangem Seufzer kehrt er, wie aus einem Rausche erwachend, zurück in die Gegenwart.

Nur Eines macht ihn nach Verlauf der ersten Tage seit der Abreise seiner Freunde unruhig. Sie hat ihm doch versprochen, daß sie an ihn schreiben werde — wird sie Wort halten? — Nun, sie hat ihn auch darin nicht getäuscht; denn eines Tages, da er von der Schule nach Hause zurückkehrt, tritt ihm die Mutter lächelnd entgegen, einen Brief in der erhobenen Hand, und sagt:

„Sieh her, Hieronymus — ein Brief für Dich! Gewiß von Erwin oder Johanna!"

Er ergreift den Brief, er öffnet ihn mit zitternden Händen, er liest und lächelt und „Mutter!" ruft er endlich und reicht ihr den Brief, „Du mußt es lesen, wie herzig sie an mich schreibt!" —

Und die Mutter setzt sich und liest, und er stellt sich hinter sie und blickt ihr mit freudestrahlenden Augen über die Schulter, in den Brief hinein. Die kleine Freundin betheuert ihre alten Gesinnungen; sie erkundigt sich, wie es ihm gehe, ob er auch fleißig an sie denke, wie sie an ihn, ob er auch Papa Wallmann besuche und was der treibe, ob ihr Freund mitunter auch noch oben auf der Plattform der Säule sitze und sich dabei der schönen Stunden erinnere, die sie dort zusammen verlebt hätten? — Und noch über vieles Andere plaudert sie und kommt dann auf ihre eigenen kleinen Erlebnisse zu sprechen und erzählt, wie sie im Hause der Tante freundliche Aufnahme gefunden habe, wie sie sich aber trotzdem nach der Heimat und nach ihrem lieben, klugen Geschichten-Erzähler — so nennt sie Hieronymus — zurücksehne. Mit der Bemerkung, daß sie Erwin, der im

Cadetten-Institut sei, noch nicht wiedergesehen habe, daß derselbe jedoch auf nächsten Sonntag von der Tante zu Tisch geladen sei, sowie mit der Bitte um eine recht rasche Antwort schließt das Briefchen, natürlich nicht ohne erneute, herzliche Versicherungen unwandelbarer Freundschaft.

Die Mutter, eingedenk der Wahrnehmungen, die sie neulich gemacht, und noch immer nicht ganz frei von jenem Argwohn, den das Verhältniß des Sohnes zu seiner kleinen Freundin in ihr erweckt, hat den Brief mit einer gemischten Empfindung bis zu Ende gelesen. Sie freut sich über den Inhalt des kleinen Schriftstückes und fürchtet sich doch auch wieder, dieser Freude Ausdruck zu geben. Jetzt wendet sie sich um und überreicht den Brief Hieronymus, der wie ein Triumphator hinter ihr steht und den Schatz hastig in der Tasche seines Rockes verbirgt.

„Nun, Mutter?“ sagt er, und über sein Gesicht scheint sich der Abglanz des Glückes zu breiten, das ihn innerlich erfüllt.

„Sie ist herzensgut,“ antwortet ihm die Mutter, „und es ist schön von ihr, daß sie Dir so freundlich schreibt. Nun wirst Du ihr auch wohl bald antworten wollen?“

„Gewiß,“ ruft er lebhaft, „das wird gleich geschehen! Ist es denn nicht meine Pflicht?“ —

Und er rafft seine Bücher zusammen, reicht seiner Mutter die Hand und verläßt die Stube. Als er aber draußen ist, im Begriff, zu seiner Mansarde hinaufzusteigen, trällert er, zwar halblaut, aber doch so deutlich, daß sie es noch hinter der geschlossenen Thür zu hören vermag, die Melodie eines wohlbekannten Volksliedes vor sich hin. Das ist etwas Unerhörtes, Etwas, was im ganzen Leben des Hieronymus noch nicht vorgekommen ist.

„Ach, wie wär's möglich wohl —“

summt es von der Treppe her bis zu den Ohren der Mutter. Und dann wieder:

„Hab' Dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!“

Sie horcht auf und als sie versteht, was er singt, fliegt ein seltsames Zucken über ihr blasses Gesicht. Von Neuem kommen ihr die alten Gedanken und quälenden Zweifel, und sie faltet plötzlich die Hände und leise, leise bewegen sich ihre Lippen. Es ist gewiß, sie betet — und mit Inbrunst — zum Lenker aller Menschenschicksale, daß er ihren Sohn vor jener Enttäuschung bewahre, die sie in banger, immer wiederkehrender Sorge schon so lange gefürchtet hat.

Hieronymus ist indessen, die Melodie des Liedes noch immer vor sich hinsummend, bis in den Marsardenstock hinaufgestiegen — das sonst meist ernste, bleiche Gesicht von einer Heiterkeit verklärt und erhellt, welche deutlich genug verräth, was in ihm vorgeht. Auf der letzten Stufe findet er die alte Hauskatze sitzen, die grünen Augen, welche in dem Halbdunkel wie Funken leuchten, auf ihn gerichtet. Er beugt sich lächelnd zu dem Thier

herab, hebt es auf und trägt es in sein Arbeitsstübchen, wo er es auf den Boden neben seinem Schreibtisch niedersetzt. „Wart', Mietz," sagte er dann, „ich habe ein Unrecht wieder gut zu machen und auch Du, alte Freundin, sollst heute Deinen guten Tag haben!" — Dann geht er wieder hinaus, kehrt jedoch nicht lange darauf zurück, in den Händen eine große Schale voll Milch, die er vor der Katze niedersetzt. „Da nimm', Mietz," sagt er, indem er ihr das Fell streichelt, „es ist das bessere Theil meines Vesperbrots, das ich Dir gern gebe, denn ich bin schon von einer großen Freude satt!" — Das Thier hebt den Kopf und sieht ihn mit den grünen Augen an, als wenn es ihm danken wolle; dann streckt es lüstern die kleine Zunge hervor und fängt an, sich mit dem lebhaftesten Appetit über die Milch herzumachen. Hieronymus hockt bei der Katze nieder und blickt, wie selbstvergessen vor sich hinlächelnd, in die Milchschale, deren Inhalt mehr und mehr schwindet; bald ist die Schale ganz geleert, aber er sitzt noch immer, wie in eine selige Träumerei verloren, da, aus der er erst erweckt wird, als die Katze auf seinen Schooß gesprungen ist und angefangen hat, ihren generösen Freund auf ihre Art zu liebkosen. Nun erhebt er sich rasch, nimmt die Katze auf den Arm und sagt, indem er sie hinaus vor die Thür trägt: „So, Mietz, nun heißt's einen großen, schönen, sauberen Brief schreiben, wobei ich nicht gestört sein darf!"

Und nun fängt er an zu schreiben; aber so oft er auch die Feder ansetzt — kein Anfang will ihm genügen. Er möchte ihr ganz besondere Dinge sagen, er hat ja so viel auf dem Herzen! Guter Gott, denkt er, wie arm ist doch die Sprache, wenn es darauf ankommt, etwas zu sagen, was so recht tief, so abgrundtief aus dem Innersten kommt! — Aber endlich will's doch in Fluß gerathen, und er schreibt, und die Feder fliegt über das Papier hin, hastig und ohne Aufenthalt, so daß es jetzt scheint, als wenn er sich in seinen Gedanken förmlich überstürze! Wie ihm die Wangen glühen, da er nun fertig ist und das Geschriebene überliest! Aber er lächelt auch und scheint mit sich zufrieden zu sein! — Und nun zieht er den Brief der Freundin hervor, entfaltet ihn, und sein Blick fliegt darüber hin — zehn, zwanzig Male; und dann berührt er ihn mit den Lippen und verwahrt ihn sorgfältig in der Lade seines Schreibtisches.

Endlich scheint er sich zu besinnen, daß nun auch die Zeit ernster Arbeit wieder für ihn gekommen ist. Er ergreift ein paar lateinische und griechische Klassiker und beginnt zu lesen und Notizen zu machen. Aber so sehr er sich auch quält, heute will's mit der Arbeit durchaus nicht wie sonst von Statten gehen. Thucydides und Euripides, Horaz und Virgil — heute sind ihm seine bevorzugtesten Lieblinge zuwider; er muß zehn Mal im Lexikon nachsehen, um für irgend ein schwieriges Wort den passenden deutschen Ausdruck zu suchen, und immer findet er etwas daran auszusetzen. Er hat es in der Kenntniß der alten Sprachen für sein Alter sehr weit gebracht und seither hat es wohl keine Aufgabe gegeben, die er nicht

mit beinahe spielender Leichtigkeit bewältigt hätte; desto mehr muß er sich heute selber wundern, daß ihm oft das Allereinfachste so sauer wird. „Nein!" ruft er endlich ungeduldig aus und schlägt die Bücher zu, „ich bringe heute doch nichts Vernünftiges zu Wege! Da nehme ich mir lieber meinen alten, guten Homer, den ich am Schnürchen habe. Das ist doch eine Unterhaltung und Uebung zugleich, und vielleicht bringen mich die bekannten Verse wieder in das rechte Geleise!" — Er hat mit diesen Worten von dem kleinen, neben dem Schreibtisch stehenden Bücher-Repositorium einen Band heruntergeholt, streckt sich nun wieder bequem in den Stuhl zurück und beginnt von Neuem zu lesen. Er scheint jetzt etwas mehr bei der Sache zu sein und mit einem gewissen Behagen declamirt er halblaut die ihm so wohlbekannten, klingenden Hexameter vor sich hin, die er ja beinahe auswendig weiß. Es ist die Odyssee — seine griechische Lieblingslectüre. Plötzlich stutzt er und lächelt. Er ist an die Worte gekommen:

Ὡς αἰεὶ τὸν ὁμοῖον ἄγει θεὸς ὡς τὸν ὁμοῖον.

Er wiederholt den Satz mit lauter erhobener Stimme, sinnt nach, aber lächelt nicht mehr. Und er übersetzt sogleich, feierlich, langsam und pathetisch, die einzelnen Worte mit besonderem Nachdruck betonend:

„So führt Gott den Gleichen immer zum Gleichen!"

„Wie ist mir denn?" ruft er alsdann aus. „Warum packt mich dieser Satz so, warum halte ich so lange daran fest? — Nun, ich merke es wohl, wohin mich die Gedanken bringen wollen! ‚So führt Gott den Gleichen immer zum Gleichen!' O, alter Vater Homer, wie Recht hast Du. Freilich" — er lacht bei den nachfolgenden Worten herzlich auf — „freilich meinst Du es hier in einem ganz anderen Sinne, als in dem ich es auf mich selber und — und — auf *sie* anwenden möchte, allein was thut das? Wahr bleibt's ja doch: Gott führt den Gleichen immer zum Gleichen! Warum soll's nicht auf uns passen? — Ich habe zwar nichts," ergänzt er mit plötzlich sinkender Stimme, „durch das ich ihr ähnlich bin, denn sie ist ja das schöne, gute, herrliche Menschenkind und ich — ach! ich bin der elende, verkrüppelte Zwerg, dem sie vielleicht — nur aus Mitleid — so freundlich gesinnt ist!" — Ein düsterer Schatten fliegt über seine Stirn dahin, aber gleich darauf erheitert sich auch sein Gesicht wieder. „Nein," ruft er lebhaft und tief athmend aus, „so darf's nicht verstanden werden! Finden sich denn die Menschen nur um ihrer Aeußerlichkeiten willen zusammen? Weiß ich's denn nicht durch tausend Zeichen, weiß ich's nicht gewiß, daß sie mir — daß ich in ihren Augen — doch wozu es noch aussprechen, woran ich, wenn anders ich kein Undankbarer sein will, nicht mehr zweifeln darf? — Ja, Johanna, ja — ich weiß es, ich weiß es!"

Sein Auge leuchtet, indem er das sagt, und er sieht nun schon wieder aus wie Einer, der von einem großen Glücke trunken ist. Er blättert in dem Buche, vermag aber nicht weiter zu lesen. Endlich legt er auch den Homer zur Seite und da — was ist das? — fängt er mit einem Male

an, mit dem Bleistift auf einem Blatt Papier allerhand Arabesken zu zeichnen. Aus den verschlungenen Linien und Schnörkeln treten immer wieder mit markanter Schärfe die Buchstaben J und H hervor, eine Spielerei, welche erkennen läßt, was in seiner Seele vorgeht. Plötzlich aber springt er auf. „Wenn mich jetzt die Mutter gesehen hätte," murmelt er, indem er hastig das Papier zerreißt und in einer Art von Beschämung zu Boden wirft. Aber mit lauter, heiterer Stimme setzt er sogleich hinzu: „Am Besten ist's, ich lasse die Arbeit ruhen heute! Warum auch arbeiten — ist denn nicht heute ein Festtag für mich? Wohlan! benutzen wir ihn, um Papa Wallmann einen Besuch abzustatten!" —

VII.

— — — — — — — — — „Und nun noch eine Neuigkeit, mein lieber, guter, treuer Geschichten-Erzähler, über die Du Dich wundern wirst, wenn ich sie Dir berichte! Ich schrieb Dir schon in meinem vorigen Briefe, daß Erwin von der Tante an einem der letzten Sonntage zum Mittagessen eingeladen worden sei. Er kam — in seiner hübschen Uniform, die ihn sehr gut kleidet, aber — wen meinst Du wohl, brachte er mit? — Soll ich Dich rathen lassen? — Nein, es dauert zu lange! — Nun denn, der, den er mitbrachte, war kein Anderer als — Franz, Dein ehemaliger Feind aus den Kinderjahren! Erwin stellte ihn der Tante vor. — Franz entschuldigte sich höflich und bescheiden mit der Erklärung, daß er nur einen Morgenbesuch habe machen und sich als Erwins Kamerad und Landsmann habe vorstellen lassen wollen: aber die Tante lud ihn sogleich freundlich ein, zum Essen zu bleiben, was er auch annahm. Dann machte er mir eine ganz gravitätische Verbeugung — nach Art der jungen Offiziere — ich hätte bald gelacht, aber ich bezwang mich, weil es sich doch nicht geschickt hätte! O Hieronymus — ich muß es sagen — wer würde es glauben, daß er der schlimme Bube von damals wäre! Auch ihm steht die blaue Uniform gar prächtig, und man erkennt ihn nicht wieder, so freundlich weiß er zu plaudern, so artig ist er in Allem, was er sagt und thut. Wir haben auch von früheren Zeiten gesprochen und natürlich auch von Dir, und da habe ich ihn an seine bösen Streiche erinnert — weißt Du? an die Geschichte, die sich zwischen ihm und Dir abgespielt hat — und da lachte er laut auf und erkundigte sich sehr angelegentlich nach Dir! Nein, liebster Hieronymus, ich kann Dir wahrhaftig gar nicht beschreiben, wie sehr er sich verändert hat! Ich wollte nur, Du könntest ihn einmal sehen, Du würdest ihm gewiß nicht mehr gram sein!

„Vor einigen Tagen war er wieder da, überreichte mir einen prachtvollen Blumenstrauß und sagte: ‚Das ist für das Vielliebchen, welches wir neulich zusammen bei Tisch gegessen haben und welches ich verlor!' Ich hatte es schon ganz vergessen und schämte mich ein wenig, allein das ließ sich nun einmal nicht ablehnen und, offen gestanden, freute ich mich doch auch über die schönen Blumen! Welch' ein Bouquet war das — solche

herrliche Rosen habe ich nie gesehen! — Dann sagte er mir auch, daß Erwin und er für ihren nächsten Urlaubstag eine Kahn-Partie zu veranstalten gedächten, an welcher mehrere Kameraden von ihnen und eine Anzahl junger Mädchen aus der Residenz, unter ihnen hoffentlich auch ich, theilnehmen würden! Wir fahren auf dem Fluß bis zu einem der nächsten Dörfer, wo in dem hübsch am Ufer gelegenen Gasthause ein Tänzchen arrangirt werden soll! Wenn die Tante es erlaubt — und sie muß es erlauben — werde ich natürlich mit dabei sein! Denke Dir — eine Fahrt auf dem Wasser — in fröhlicher Gesellschaft — und dann soll später noch lustig gewalzt werden! — Wie freue ich mich darauf — schade nur, daß Du nicht mit von der Partie sein kannst!" —

Das Vorstehende ist ein Abschnitt aus einem Briefe, den sein Empfänger vor wenigen Stunden zum ersten Male gelesen hat und den er nun wieder und wieder liest — mit einem Gefühl im Herzen, das sich kaum schildern läßt und über das er sich selber nicht einmal Rechenschaft abzulegen vermag. Der Empfänger ist Hieronymus, der sich in seinem Bedürfniß nach vollständiger Einsamkeit wieder einmal hinaufgeschlichen hat auf die Plattform der Säule, zu dem alten, ihm heiligen Lieblingsplätzchen, wo er einst so glückliche Stunden verlebte; und wer den Brief an ihn gerichtet, braucht nicht erst gesagt zu werden. Er hält das Papier in beiden, zitternden Händen und große Tropfen fallen darauf — er weiß selbst nicht, warum er weint, aber das weiß er, daß es eine unsäglich qualvolle Empfindung ist, welche ihm diese Thränen auspreßt.

Er starrt von Neuem in die Schrift und preßt die Lippen zusammen „Warum wünscht sie denn, daß ich ihn einmal sehen möge in seinem bunten Staat?" murmelt er mit kaum verhaltenem Grimm. „Damit ich die gute Meinung, die sie von ihm zu haben scheint, zu der meinigen mache, damit ich ihm nicht mehr gram sei, wie sie schreibt? — Was kann ihr daran gelegen sein, mich für ihn zu gewinnen? — Er war mein Feind und wenn ich ihm auch Alles vergebe, was früher geschehen ist, warum soll ich denn jetzt mit einem Male sein Freund werden? — Weil er hübsch und schmuck aussieht in seiner Uniform — weil er ihr vielleicht so sehr gefällt, daß sie — o, es könnte schon möglich sein! Er ist ja so artig gegen sie — er bringt ihr Blumen — er verabredet Lustfahrten mit ihr — er wird mit ihr tanzen — warum also sollte sie nicht Wohlgefallen an ihm finden? — Aber wir — er und ich — wir gehören nicht zusammen, niemals — niemals — niemals!"

Er hat die letzten drei Worte mit einer Heftigkeit hervorgestoßen, die ihn selbst zu erschrecken scheint. Er besinnt sich. Er zieht ein Taschentuch hervor und drückt es gegen die noch nassen Augen — seine Mienen verrathen jetzt einen gewissen Unmuth und es ist, als wenn er sich seiner Schwäche zu schämen beginne. Ja, er zwingt sich sogar zu einem Lächeln, aber es ist ein recht bitteres, trauriges Lächeln. „Ich will mich beherrschen lernen," sagt er zu sich selber, „ich darf mich nicht so hingeben! Was will ich denn

eigentlich? — Habe ich denn ein Recht, ihr auch nur den geringsten Vorwurf zu machen? Kann ich es ihr verwehren, meinen alten Widersacher so günstig zu beurtheilen? — Und übertreibe ich vielleicht auch nicht, indem ich einen Sinn in die Worte des Briefes lege, den sie gar nicht haben? Was hat's denn im Grunde für eine Bedeutung, wenn sie ihn zu seinem Vortheil verändert findet — das kann ja richtig sein! Ja — wenn sie sonst weniger herzlich an mich geschrieben hätte, als das erste Mal, dann — — aber das ist nicht der Fall! — Ich Narr, der ich bin — nun fällt's mir endlich wie Schuppen von den Augen! — Indessen, wenn ich bedenke, daß es volle drei Wochen gedauert hat, bis sie mir auf meinen Brief antwortete — sollte sie vielleicht — in seiner Gesellschaft — nicht die Zeit gefunden haben, an — nun, an ihren älteren Freund zu denken? — Das sind nun wieder die alten, dummen, bitteren Gedanken! — Ist sie denn nur für mich allein auf der Welt da? — Für mich — ach! ich träumte freilich einmal — aber das Träumen, das Träumen — das ist mein Unglück! — Nein, ich will mich zusammennehmen, ich will — —"

Er erhebt sich mit diesen Worten von der Bank, auf der er bis jetzt gesessen und lehnt sich gegen die eiserne Balustrade der Plattform. Sein Blick schweift über die Stadt hin, über welche sich allmählich die Schleier der Dämmerung zu breiten beginnen, und plötzlich heftet sich derselbe fester und immer fester auf einen Punkt — es ist das Häuschen seiner Mutter das er sieht. Lange, lange starrt er unverwandt hinab, und da schleicht sich ihm wieder ein Gefühl tiefer Schwermuth in's Herz, und wie eine klagende Reue klingt es, was ihm nun über die Lippen kommt:

„O Mutter, Mutter! — Du hast es mir schon einmal gesagt! — Wenn Du doch Recht hättest!"

Nun wendet er sich, um die Stufen hinabzusteigen. Als er unten wieder angelangt ist, findet er den alten Invaliden, der behaglich sein Pfeifchen schmaucht, auf der grünangestrichenen Gartenbank sitzen, welche im Eingang der Säule steht.

„Potztausend, junger Freund," sagt der Alte, „lange da oben gewesen! Hätte Dich bald vergessen! — Na, setze Dich her zu mir, plaudern wir noch ein wenig zusammen! Aber Kreuzschock — wie siehst Du denn aus? — Das ist ja ein wahres Armensündergesicht! — Sapperlot — so ein junger Kerl und will den Kopf hängen lassen? — Welcher Hase ist Dir denn da oben über den Weg gelaufen?"

„Es ist nichts, Vater Wallmann," sagt Hieronymus verlegen, denn er fühlt, daß ihm das Blut in's Gesicht steigt und daß er roth wird, wodurch sich seine Befangenheit noch steigert. „Ein wenig Kopfweh — das ist Alles!"

„Dummes Zeug!" brummt der Alte. „Mach' das einem Anderen weiß, junger Spitzbube! Kenne Deine Leiden besser — hast Dich schon neulich verrathen, als ich mich bei Dir nach der kleinen Hexe erkundigte!

He, wie Du wieder roth wirst, Schelm, aber Kreuzhimmelsakerment noch einmal — wer wird deswegen Grillen fangen? — Hast sie rechtschaffen lieb — das weiß ich — aber wie lautet das Volkslied: „Es ist bestimmt“ und so weiter! — Hat die Kleine denn seither nicht wieder an Dich geschrieben, junger Federfuchser? — Daß Du auch nicht aufhören kannst, Trübsal zu blasen und —“

„Doch, Vater Wallmann, doch!“ unterbricht ihn hier Hieronymus hastig, und man sieht es ihm an, wie peinlich ihm dieses Gespräch ist. „Erst heute hat sie geschrieben! — Aber ich bitte Dich, laß' es auf sich beruhen, denn —“

„Bomben und Kartätschen!“ fällt ihm nun der Alte in die Rede, „warum soll ich nicht ausreden dürfen! — Also geschrieben hat sie! Was hat sie denn geschrieben? Hat Dir wohl gar schon die Freundschaft gekündigt, wie? — Oder einen Anderen gefunden, der ihr lieber ist als Du, — hahaha! Ja, so machen sie's Alle, — die kleinen wie die großen Mädchen! — Aber scher' Dich den Teufel darum, mein Junge! — Wir machen's ja auch nicht besser mit ihnen!“

Und der Alte bricht, durch seine derben Einfälle sich selber in Heiterkeit versetzend, in ein Gelächter aus, welches wie lautes Gepolter klingt, Hieronymus aber ist todtenbleich geworden; das Herz klopft ihm heftig in der Brust, und er ist nicht im Stande, auch nur ein Wort auf die Bemerkungen des Invaliden zu erwidern. Dieser hat zum Glück nicht bemerkt, was jetzt in der Seele seines jungen Freundes vorgeht, der sich nun, mit stummem Gruße, nach dem Ausgang wenden will, um den Heimweg anzutreten. Da aber erhebt sich der alte Stelzfuß, hält Hieronymus zurück und sagt gutmüthig:

„Nichts für ungut, kleiner Freund! Hab' Dich nicht kränken wollen! Himmelherrgott — wirst doch einen Spaß verstehen! — Und wenn Du schon nicht länger bleiben willst heute — ich hätte Dir nämlich gern noch die Geschichte erzählt, die ich Dir noch schuldig bin, weißt Du? wie unser Regiment Anno dazumal in Belgien einmarschirte und was mir in der ersten Nacht begegnete, als ich auf Vorposten stand — na, meinetwegen mag's ein anderes Mal sein! — Aber was wollt' ich denn noch — richtig, ja! Wenn Du schon nicht länger bleiben willst, so laß' Dir wenigstens zum Troste sagen, daß die Kleine, die Dir nun einmal im Kopf steckt, Dir auch wirklich von Herzen gut ist, denn was ich vorhin schwatzte — hol' Dich Dieser und Jener, wie oft soll ich's sagen?! — war nur zum Spaß! Aber wie sie über Dich denkt, das weiß ich, denn sie hat's mir ja selber gesagt!“

„Vater Wallmann,“ schreit hier Hieronymus beinahe auf und er faßt mit zitternder Hand den Arm des Alten, „was — was hat sie Dir gesagt?“

„Zehn Millionenschock Donnerwetter,“ erwidert der, „es ist kein Geheimniß! Es war kurze Zeit vor Euerem Abschied hier, da kam sie einmal

vorbei und sagte ungefähr: ‚Ja — unser guter Hieronymus, auf den laß' ich nichts kommen! Er ist der beste Mensch von der Welt! — Und lieb hab' ich ihn — ich glaube, ich habe meinen eigenen Bruder nicht lieber!' — Das war's, was sie gesagt hat!"

Die Züge des kleinen Buckligen verklären sich, seine Augen leuchten auf und er drückt dem Alten mit Innigkeit die Hand. „Dank, Dank, Vater Wallmann," sagt er mit leise bebender Stimme, „Du hast mir eine große Freude bereitet! — Aber nun leb' wohl, leb' wohl für heute, da es schon spät ist! Und das nächste Mal erzählst Du mir Deine Geschichte!"

Damit steigt er die drei Stufen hinab, winkt noch einmal grüßend zurück und macht sich nun mit beschleunigteren Schritten auf den Heimweg. Es ist ihm wunderlich zu Muthe. Er denkt über den Brief nach, den er heute empfangen, über die traurigen Stunden, die derselbe ihm bereitet, über die sonderbaren Zweifel, mit denen er sich selber gepeinigt hat, und nun über den plötzlichen Wechsel seiner Stimmung, hervorgerufen durch die unvermuthete Eröffnung des Alten, die ihm gerade jetzt zu einem wahren Trost geworden ist, und er wird — für einige Augenblicke wenigstens — wieder ruhiger. Aber — indem er so fortwandelt — steigt auch wieder die Gestalt seines ehemaligen Gegners vor ihm auf, und der alte, häßliche Argwohn bemächtigt sich von Neuem seiner Seele. Es ist ihm mit einem Male, als wenn er nun auch Johanna sähe, wie sie mit Franz spricht, ihm zulächelt, ihm die Hand reicht — und das Herz will ihm wieder zerspringen. In diesem wunderlichen Zwiespalt von Empfindungen kommt er endlich — ziemlich verspätet — zu Hause an; die Mutter, erschreckt über sein verstörtes Aussehen, spricht ihm ihr Erstaunen über sein langes Ausbleiben aus, er aber erzählt von seinem Besuch bei dem alten Invaliden und giebt im Uebrigen ausweichende Antworten. Sie setzt ihm das Nachtessen vor, das er kaum berührt, und versucht es noch weiter in ihn zu dringen, er dagegen wagt es nicht, sie in sein schmerzliches Geheimniß einzuweihen. Da endlich richtet sie mit forschendem Blicke die Frage an ihn, ob er ihr denn nicht mittheilen wolle, was ihm heute Johanna geschrieben, und da kann er's nicht länger verbergen, und um keinen Verdacht zu erregen, überreicht er ihr sogar den Brief, damit sie ihn selber lese. Hastig überfliegt sie die Zeilen, und ihr Mutterauge ist scharf genug, um sofort zu erkennen, daß der Inhalt dieses Briefes ihm schwere Stunden bereitet hat. Sie sagt nichts, aber indem sie ihm das Papier zurückgiebt, seufzt sie kaum hörbar und läßt den Blick voll zärtlicher Theilnahme auf dem Sohn ruhen, und da hält sich Hieronymus nicht länger mehr, fällt ihr in plötzlicher Bewegung um den Hals, küßt sie heiß und lange, sagt ihr gute Nacht und verläßt sie. Erst oben in seinem einsamen Mansardenstübchen wird's ihm wieder wohler. Nachdem er seine Lampe angezündet, setzt er sich an seinen Schreibtisch und erst spät in der Nacht — nach langem, langem, peinvollem Grübeln — begiebt er sich zur Ruhe. Und wie ihm

endlich die Augen vor Ermüdung zufallen, da hat er einen seltsamen Traum, und er sieht wieder Johanna vor sich stehen und will ihr entgegeneilen — sie herzlich umarmen, aber da tritt ein hübscher, schmucker Jüngling zwischen sie, und er hört, wie sie „Franz!“ ruft und diesem in die Arme sinkt. Und eine rauschende Musik erschallt — und er sieht sie mit einander tanzen — und da geht's ihm wie mit einem scharfen Messer mitten durch's Herz, und wie er erwacht, ist das Traumbild zwar verschwunden, aber den Stoß durch's Herz, den fühlt er noch immer! —

VIII.

Das weitere Lebensschicksal unseres armen, kleinen Freundes soll von nun an — und zwar nur zu rasch — durch Stimmungen, Mißverständnisse und vor Allem durch die schmerzliche Erkenntniß eines großen Irrthums bestimmt werden, über welche am besten einige Aufzeichnungen aus Hieronymus' Tagebuche Aufschluß geben können. Das Wichtigste daraus soll hier mitgetheilt werden.

Etwa drei Wochen sind wieder vergangen, da schreibt Hieronymus das Folgende in sein Tagebuch:

„Sie hat mir noch nichts erwidert und ahnt es nicht, mit welcher Ungeduld ich gerade jetzt eine Antwort von ihr herbeisehne! O Johanna, wenn Du wüßtest, wie mir die Stunden dahinschleichen — ohne Freude und unter tausend bangen Gefühlen! Und ich darf nicht einmal zeigen, wie sehr ich leide, denn die Mutter beobachtet mich, und ich weiß doch, daß es ihr das Herz brechen würde, wenn ich ihr verriethe, wie es mir zu Muthe ist! — Könnte ich Dich beschwören, Johanna, könnte ich Dich nur ein einziges Mal wiedersehen, um Dir zu sagen, daß — ach! ich wage es nicht, sie dem Papier anzuvertrauen und doch — und doch kehren sie immer von Neuem zurück, die tollen Gedanken!

„Warum — warum nur schweigt sie so lange? — Ich kann es mir nicht erklären! — Sollte sie in meinem Briefe irgend Etwas gefunden haben, wodurch sie sich verletzt oder gekränkt fühlt? — Aber das ist ja unmöglich! — Nichts, nichts steht darin, was sie auch nur im Geringsten empfindlich machen könnte — nicht ein Wort des Vorwurfs, nur die Bitte, die bescheidene, demüthige Bitte, mich nicht ganz zu vergessen! — Das ist's also nicht — was ist es denn? Sollte sie mit ihm so viel beschäftigt sein, daß — nein! Ich will nicht weiter gehen, denn ich weiß schon, wohin das führt! Aber was nützt es mir, wenn ich zu unterdrücken versuche, was sich mir mit Gewalt aufdrängt? — Es kommt ja doch wieder!

„Ich will mich nicht grämen — ich will warten! — Mutter, Mutter! O, daß Du nicht Recht behalten mögest!“

Acht Tage später.

„Heute ist endlich ihr Brief eingetroffen, volle vier Wochen hat's gedauert! — Daß sie mich so lange hat warten lassen, ich würde es ihr gern

vergeben, aber daß sie schreiben kann, wie sie schreibt — o Gott, ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich es nicht vor mir sähe! — Wie kalt das Alles klingt, wie theilnahmslos und gezwungen! Nein, das sind nicht mehr ihre alten, lieben, treuherzigen Worte, und je mehr ich es lese, desto mehr erhalte ich den Eindruck, als habe sie sich nur einer Art Pflicht entledigen wollen, die ihr lästig ist! —

„Aber ich sehe vielleicht Gespenster. Was ist's denn im Grunde auch weiter? — Sie schreibt, daß sie Mancherlei zu thun gehabt habe und daß sie nicht früher dazu habe kommen können, an die Beantwortung meines Briefes zu denken. Das klingt ja so natürlich, und freilich — wenn man's so liest, läßt sich's beinahe halb und halb begreifen. Sie entschuldigt sich ja eigentlich — darf ich mehr verlangen? — Braucht sie sich denn überhaupt zu entschuldigen? — Und wenn sie mir noch seltener schriebe — habe ich denn ein Recht zur Klage? — Mein ganzes Unglück ist, daß ich sie mit besonderen Augen ansehe, aber darf ich sie dafür verantwortlich machen?

„Von der Kahnfahrt und dem kleinen Ball, den sie veranstaltet haben, spricht sie nur beiläufig, obwohl ich mich doch so angelegentlich nach dem Ausfall dieser Vergnügungen erkundigt hatte. Sechs Mal hat sie mit Franz getanzt, und er führte auch den Kahn, in dem sie selber gefahren ist — das ist Alles, was sie schreibt. Alles! — Es ist genug! — Franz und wieder Franz — das ist der Anfang und das Ende ihres Briefes! —

„Aber ich will nicht schmollen — ach, wenn ich es auch wollte, ich kann ihr ja nicht gram sein! Geschrieben hat sie mir doch, und meine Antwort soll ihr sagen, wie theuer sie ihrem alten Freunde ist! Ja, Johanna, so theuer, so theuer, wie vielleicht Niemand sonst auf der Welt!"

Vierzehn Tage später.

„Nun ist Alles wieder gut — Alles, Alles! — Das hat ihr neues, liebes, goldenes Briefchen wie mit einem Schlage bewirkt! Es ist mir, als wenn ich in einem dunklen Thale gelebt hätte, über dem nun mit einem Male die Morgenröthe heraufsteigt — verschwunden sind die letzten, grauen, dämmerigen Schatten, und ich sehe die Welt — seit langer Zeit zum ersten Male wieder — in helles, rosiges Licht getaucht! Ach, Johanna, wie wenig kostet es Dich, Deinen einsamen Freund glücklich zu machen! — Ein paar Worte nur, aberso herzlich, so lieb, so warm wie diese, und ich bin wieder der ich früher gewesen bin!

„Sie schreibt mir, daß es sie betrübe, mich traurig zu wissen! — Wirklich, Johanna, wirklich? — So muß denn mein letzter Brief in ihr den Eindruck erweckt haben — ohne meine Absicht! Nun, ich will mich zusammennehmen! Ich bin ja jetzt viel ruhiger wieder! Sie sagt auch, daß sie oft an mich denke, und wie gern sie mich einmal wiedersähe! Es ist keine Täuschung — nein, hier steht es und ich hab's ja schon, ich weiß nicht, wie oft gelesen und kann doch nicht aufhören, es wieder und wieder zu thun! — So viel Freude auf einmal — ich kann's kaum fassen! — Und sie will, daß ich

fröhlich bin, sonst — schreibt sie scherzend — werde sie auf mich böse werden und mich schelten, was sie hoffentlich thun dürfe, denn — ob nah oder fern — sei sie doch geblieben, was sie immer gewesen: meine Freundin! — Sei gesegnet dafür, Johanna — tausend, tausend Mal! Und schelte mich nur, wie ich's verdiene — ach! wenn Du mich jetzt sehen könntest! Ich bin ja, wie Du's verlangst, ich bin fröhlich, ich bin glücklich!

„Heute habe ich mir und Vater Wallmann einen Festtag gemacht. Ich bin wieder bei ihm gewesen, habe die alten Geschichten seiner Heldenthaten angehört — mit Aufmerksamkeit, Geduld und so viel Spannung, als möglich ist, wenn man im Vorhinein schon weiß, was man zu hören bekommt! Der gute Alte — er findet nicht leicht einen Abnehmer für seine Waare wie mich und ist mir dafür so dankbar! Und dann bin ich auch wieder hinauf gestiegen auf die Plattform der Säule und habe oben gesessen auf dem alten Platze — allein mit meinen Gedanken, aber wie ganz anders als das letzte Mal! Ich dachte an Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und daß doch einmal möglich werden könnte, was — ich traue mich nicht, es zu sagen, welcher heimliche, stille, verwegene Wunsch, welche unerhörte Hoffnung jetzt wieder in mir auftauchte! Wie mir das Herz schwoll bei dem Bilde, das ich mir ausmalte — aber still nur, still davon! Denn Niemand soll's erfahren, wovon ich träumte, und wenn es eine Thorheit ist, so will ich sie als mein Geheimniß dermaleinst mit in's Grab nehmen!

„Ich will noch einmal ihr Briefchen lesen! — Ach, wie mir das wohlthut! — Nur um mich — um mich ist's ihr zu thun! — Ja, und wenn ich mich nun auch selbst wegen meiner Eifersucht auslache — warum soll ich's nicht eingestehen? Das Beste an dem Briefchen bleibt: Von ihm — von diesem Franz ist gar nicht die Rede darin!"

Nach zwei Tagen.

„Ich habe ihr einen langen Brief geschrieben und ihr gesagt, welches Wunder ihre lieben Zeilen gewirkt haben. Nun geht's auch wieder so flott mit der Arbeit, wie seit lange nicht, und die alten Griechen und Römer — wie sie mich anmuthen! Mütterchen ist mit mir zufrieden, aber ich sage ihr nichts weiter. Vielleicht erräth sie selbst, welch ein Zauber diese glückliche Veränderung hervorgebracht hat!"

Fünf Wochen später.

„Zwei neue Briefe habe ich an sie abgesandt und einen an Erwin, und noch immer keine Antwort! — Ist sie krank? Was ist geschehen? — Ich könnte verzweifeln vor Unruhe und ich sehe wieder die alten Gespenster! — Franz, Franz! — Warum auch hat das Schicksal es so fügen müssen, daß ich von ihr getrennt lebe, während er sich ihrer Gesellschaft freuen darf und in diesem Augenblicke vielleicht mit ihr scherzt und lacht und jubelt, während ich Mühe habe, die Thränen zurückzuhalten! — Was soll ich denn thun? — Mich beherrschen? Ruhiger an sie zu denken lernen? Sie vergessen, wie neulich Vater Wallmann in seiner trockenen Weise meinte, als er mich

wieder so traurig sah? Vergessen! Das könnte ich nur, wenn ich aufhörte zu leben!

„Mein Aussehen ist wieder schlechter geworden, und die Mutter verfolgt mich mit ihren Blicken. Ich darf sie nicht kränken, ich muß schweigen und mich verstellen! Aber solche Qual zu empfinden und stumm bleiben zu müssen — ich weiß nicht, wie ich's tragen soll!"

Zwei Tage darauf.

„Nun ist Alles vorbei! Nun verstehe ich ihr Schweigen! Dank, Erwin, Dank! Zwar — Du hast mir Gift gegeben, brennendes, scharfes, zerstörendes Gift, aber es ist besser so, als tropfenweise! — Nun weiß ich's, wie es mit ihm und mit ihr steht und — gute Nacht, ihr schönen Hoffnungen alle!

„Da ist ja die Photographie, die mir Erwin geschickt hat — es ist nicht etwa Einbildung, es ist Wahrheit — und der gute Junge schreibt dazu so lustig, als wenn es sich dabei um einen guten Spaß handle! — Ein Spaß, bei dem mir das Herz bricht! — Die Photographie stellt Johanna und Franz dar — in Costüm, Johanna als schlafendes Dornröschen, ihn als den Ritter, der es erlösen wird — es war eines von den lebenden Bildern, die sie neulich in einer großen Gesellschaft aufgeführt haben, und zur Erinnerung hat man das Bild anfertigen lassen. Wie schön sie ist! Und wie erst wird es gewesen sein müssen, als sie erwachte und die Augen aufschlug, die lieben, großen, blauen Augen, die ich so gut kenne! Und das — das ist also Franz, ach! warum hat gerade er den Ritter spielen müssen, der dieses Dornröschen erweckte! Warum — nun, sagt's denn nicht Erwin selbst mit dürren Worten, daß sie den neuen Freund gern hat, der für die Schwester schwärme, wie — wie, ja wie man nur für sie schwärmen kann! Sie aber schweigt und sagt nichts von Alledem! — Will sie mich schonen? Oder — oder fühlt sie, daß Etwas nicht recht ist, daß ich — ich — o Gott, ich bring's nicht über mich, es niederzuschreiben!

Ein Tag darauf.

„Heute endlich ist auch ein Brief von ihr eingetroffen! Wie sie schreibt — ich erkenne sie nicht wieder! So kalt, so erbarmungslos kalt! — Ist es möglich, daß die Menschen sich so verändern können? — Sie spricht von gleichgültigen Dingen und übergeht das Wichtigste! Sie sagt, daß sie nicht habe schreiben können, weil sie gar zu sehr in Anspruch genommen gewesen und keine Zeit gefunden habe! — Keine Zeit, ein paar Worte zu schreiben! O, Johanna, weißt Du auch, wie wehe Du mir thust? — Und dann spottet sie noch über meine Ungeduld und nennt mich einen kleinen Narren und ermahnt mich, nicht so überschwänglich zu sein und ruhiger zu werden!

„So — ist es so weit gekommen? — Ein Narr bin ich und ruhiger soll ich werden! Vielleicht sagt sie die Wahrheit, vielleicht bin ich zu weit gegangen und habe mich verirrt, wohin ich mich nicht hätte verirren sollen! Zurück, zurück — wie finde ich den Weg zurück?"

Einige Tage später.

„Nun ist wieder Alles Grau in Grau um mich her, und ich fühle mich kränker und kränker werden! — Die Mutter will einen Arzt fragen. Ach, als wenn's damit gethan wäre! Er wird das Mittel nicht finden, das mich heilen kann!

„Gestern war die Mutter ausgegangen, und ich befand mich allein in ihrem Zimmer. Ich weiß nicht, wie mir der dumme Gedanke kam, aber ich habe eine ganze Zeit lang vor dem Spiegel gestanden und mich betrachtet! Und da — mit einem Male — schnürte es mir die Kehle zu, und die Thränen stürzten mir aus den Augen, und ich erkannte wieder einmal die Kluft, die uns trennt! — Ja, zu häßlich bin ich — zu häßlich!"

Zwei Monate später.

„In dieser ganzen, langen Frist nur ein Brief von ihr — ein Brief mit wenigen, inhaltlosen Zeilen! Sie ist mit der Tante auf's Land gegangen — Erwin und Franz, die auf vierzehn Tage Urlaub bekommen haben, mit ihr, sie werden also oft und lange beisammen sein! — Gieb' Dich zur Ruhe, mein Herz, sie hat's Dir ja empfohlen, stille zu werden und — Franz, was nützt's denn, daß ich mich sträube, den Namen niederzuschreiben? — Franz hat sie ja so bald gelehrt, einen anderen Namen zu vergessen!"

Am Tage darauf.

„Nein — so kann ich nicht länger fortleben! Ich bin wieder oben gewesen, — auf der Plattform der Säule, und habe vergangener Zeiten gedacht. Wie gut sie damals war und wie lieb sie mich hatte! Und das sollte Alles, Alles anders geworden sein? — Und da kommt mir ein tollkühner Gedanke — Gewißheit, ja, Gewißheit muß ich haben! — So soll's sein — er oder ich — die Würfel mögen fallen! — Ich will ihr mein Herz entdecken — frei und offen — ich will ihr sagen, was mich so unendlich elend macht! — O, Johanna, noch, noch hoffe ich! Vielleicht — —"

Acht Tage später.

„Nun ist es klar, nun kann kein Zweifel mehr darüber bestehen! — Ich werde ihr lästig mit meinen Briefen! — ‚Es schickt sich nicht,' schreibt sie, ‚es schickt sich nicht, daß Du auf solche Weise an mich schreibst — bedenke nur, wenn ein solcher Brief in die Hände der Tante geriethe!' — Sie hat ja Recht, ganz Recht! — Und ich will schweigen!

„Mutter — ich weiß es — Du siehst mich leiden, aber wenn Du mir erst ganz in's Herz blicken könntest! Eine Wüste kann nicht trostloser sein! Es ist geschehen, was Du vorausgesagt hast, und Dein unglücklicher Sohn erfährt, was Du längst hast kommen sehen, aber — zu spät, zu spät!"

IX.

Mit der zuletzt mitgetheilten Aufzeichnung bricht das Tagebuch von Hieronymus ab; ganz einfach deshalb, weil der arme Junge nicht mehr im Stande ist, seine Gefühle zu Papier zu bringen. Ein hitziges, sehr heftiges

Fieber — die Folge der monatelangen Gemüthserregungen — hat ihn auf's Krankenlager geworfen und so schwebt er wochenlang zwischen Tod und Leben.

Die Mutter weicht nicht von seinem Bette, sie bewacht ihn am Tage und in der Nacht und belauscht seine Fieber-Phantasieen. Wie oft hört sie ihn zwei Namen rufen: Franz und Johanna! Sie braucht nicht mehr zu hören, sie versteht ihn: Es ist ja der ganze Inhalt seiner Herzensgeschichte. Weinen kann sie nicht mehr, der Thränenquell scheint ihr versiegt zu sein; aber wenn sie diese beiden Laute vernimmt, die bald wie ein leises Stöhnen, bald wie ein schmerzliches Wimmern aus seiner Brust kommen, dann schwinden ihr die Sinne und sie glaubt die Qual nicht bestehen zu können.

Aber noch verzweifelt sie nicht, noch hofft sie! Und endlich kommt der Tag der Krise und der Kranke überwindet sie und nach einigen weiteren bangen Wochen erklärt ihn der Arzt als genesen! Als die Mutter sicher ist, daß er ihr erhalten bleiben wird, schleicht sie sich vom Krankenlager weg in ihr Zimmer, sinkt in die Kniee und da erst wird ihr wieder die Wohlthat neuer Thränen. Sie hat inzwischen einen Brief für den Sohn aufbewahrt, der während seiner Krankheit eingelaufen ist — er ist von Johanna. Soll sie den Wiedergenesenen damit überraschen? Noch fürchtet sie, daß er dadurch von Neuem in eine Erregung versetzt werden könnte, die ihm vielleicht schädlich ist; und darum beschließt sie zu warten.

Wieder vergehen die Tage und Wochen, Hieronymus hat längst das Krankenlager verlassen und bald kann er wieder seiner gewohnten Arbeit nachgehen. Es scheint ihm wohl dabei zu sein; zwar blaß und leidend sieht er noch immer aus und er ist so still und in sich gekehrt, aber er klagt über nichts mehr. Nur einmal hat er gefragt, ob denn keine Nachrichten von Johanna eingelaufen seien, und da hat sie ihm denn, freilich mit bangen Gefühlen, den Brief überreicht. Aber wie groß ist ihr Erstaunen, als sie beobachtet, wie gering die Wirkung ist, die dieser Brief auf ihn übt! Er hat ihn gelesen — es geschah ja in ihrem Beisein — flüchtig, fast gleichgültig; und dann steckt er ihn in die Tasche und verliert kein Wort darüber. Sie mag ihn nicht nach dem Inhalt fragen, eine gewisse Scheu und die Ueberzeugung, daß man ihn schonen müsse, halten sie davon ab; aber froh bewegt dankt sie innerlich Gott dafür, daß er den Sohn nicht nur das körperliche Siechthum, sondern auch, wie sie glaubt, ein seelisches Leid hat überwinden lassen! — Seine stumme Trauer flößt ihr von nun an weniger Besorgniß ein; sie denkt, daß jede Wunde, mag sie nun groß oder klein sein, eine gewisse Zeit brauche, ehe sie ganz vernarbt.

Und so neigt sich der Sommer seinem Ende zu, und das Dasein des kleinen Einsamen scheint wieder so ruhig, wie es in den frühesten Tagen seiner Jugendzeit gewesen. Da wandelt ihn an einem schönen Nachmittage die Lust an, einmal den Vater Wallmann zu besuchen, den er doch nun schon so

lange nicht mehr gesehen hat. Gedacht, gethan! — Er macht sich auf den Weg, und es braucht kaum gesagt zu werden, daß es recht wehmüthige Erinnerungen sind, die ihn begleiten. Endlich ist er bei der Säule angelangt — der Alte, der auf der grünen Bank im Eingang sitzt, scheint ihn nicht zu bemerken, denn er ist — die schwachen Augen mit der Hornbrille bewaffnet — vergeblich bemüht, ein Schreiben zu entziffern, das er in seinen Händen hält. Endlich fährt er empor, er hat Hieronymus erblickt und streckt ihm die Rechte entgegen, während er mit der Linken noch den Brief hält.

„Potztausend!“ ruft er freudig, „seh' ich recht, Kleiner? — Wahrhaftig, Du bist's! — Nun, das ist schön, daß Du endlich einmal wieder kommst! Haben uns lange nicht gesehen — krank gewesen, armer Junge — weiß wohl! Siehst auch noch jämmerlich genug aus, aber das giebt sich! — Nur tapfer gehalten gegen jeden Sturm, dann kann der Sieg nicht fehlen! — Kommst übrigens wie gerufen, mein Junge! Was, meinst Du wohl, halte ich da in der Hand? — Nun, einen Brief von der kleinen Hexe, die Dir so viel Verdruß gemacht hat! Kannst mir ein wenig lesen helfen — Kreuzmillionenschock Bomben und Haubitzen — werde nicht klug aus dem niederträchtigen Geschreibsel! Komm', setze Dich her zu mir und lies mir das Ding einmal vor — was — zum Teufel! — will sie denn eigentlich von mir?“

Hieronymus leistet der Aufforderung Folge, setzt sich neben den Invaliden und greift mit einer gewissen Hast nach dem Brief. Aber wie wird ihm, da er erst mit ziemlich lauter, dann mit immer leiserer, endlich ganz erlöschender Stimme diese Zeilen liest! — Der Brief ist wirklich von Johanna; sie wendet sich an den alten Invaliden, um bei diesem Erkundigung über Hieronymus einzuziehen, von dem sie lange nichts gehört, und der, wie sie schreibt, ihren letzten Brief unbeantwortet gelassen hat. Und dann heißt es wörtlich:

„Thu' mir den Gefallen, Alterchen, und gieb' mir eine Auskunft, denn ich mag mich an sonst Niemanden wenden. Auch wirst Du ja Hieronymus oft sehen, denn er pflegte Dir doch immer regelmäßig seine Besuche zu machen. Schreibe mir nur, was er treibt und wie's ihm geht — weiter nichts. Mir scheint er zu zürnen — so ein bischen Schmollen war von jeher sein Steckenpferd — aber kann ich ihm helfen? — Ich habe ihn ja gern gehabt — als Jugendfreund und weil er ein kluger Mensch ist und auch gut von Herzen, aber — im Vertrauen sei Dir's gesagt! — seit er mich quält mit Etwas, was ich nicht verstehen kann, mag ich ihn nicht mehr! — Was er will — nun, Du würdest schön Augen machen, wenn ich's Dir sagte! — Seine Freundin bin ich ja und will's auch bleiben, aber mehr — das siehst Du doch selbst ein, Papa Wallmann — kann ich ihm niemals werden! Er hat aber Briefe an mich geschrieben, ich sage Dir: Briefe, als wenn er — nun, es ist zum Lachen, so etwas nur zu denken! Ich bin noch ein

junges Ding, aber wenn ich mir vorstelle, daß ich später auch einmal älter sein werde, und daß Hieronymus so närrisch sein könnte, mich zu fragen, ob ich ihn — nein, ich mag's gar nicht niederschreiben! Denn sieh', Papa Wallmann, mir schaudert bei dem bloßen Gedanken! — Er kann ja nichts dazu, daß er aussieht, wie er nun einmal aussieht, aber ihn wirklich so gern zu haben, um — so sei's denn doch gesagt! — um einmal seine Frau zu werden, nein, Papa Wallmann, das begreifst Du wohl selber, dazu bin ich nicht blind genug und dazu ist er — zu häßlich!"

Hieronymus hat den Brief zu Ende gelesen — ein furchtbarer Krampf zieht sein Herz zusammen — er schließt die Augen und bewegt sich nicht, und sein Gesicht ist beinahe das eines Todten, so bleich, starr und ohne Regung ist es. „Dummes Geschreibsel," brummt der alte Invalide in seinen Bart, „was soll man nun darauf erwidern? Der Teufel hole die Weibsbilder — die alten wie die jungen!" — Da hebt sich die Brust des armen Kleinen, er athmet tief und schwer, nimmt rasch den Brief an sich, der vorher seiner Hand entglitten war, und sagt:

„Laß' mir den Brief, Vater Wallmann! Es ist nicht nöthig, daß Du Dich bemühst! — Ich werde ihr selbst darauf antworten!" —

Er betont die letzten Worte mit seltsamem Nachdruck, aber der Alte, der froh ist, einer Aufgabe überhoben zu sein, die ihm lästig ist, merkt es nicht, reibt sich vergnügt die Hände und sagt:

„Wirklich? — Du willst es besorgen, mein Sohn? — Bravo, das ist wieder einmal schön von Dir! Das Schreiben ist auch wahrhaftig meine Sache nicht und — Kreuzhimmeldonnerwetter! — wüßt' ich doch kaum, womit ich anfangen sollte! Aber Du, Kleiner, Du verstehst es, mit der Feder umzugehen, drauf los denn und wasch' der jungen Dame gehörig den Kopf, wie sie's verdient hat! Denn — Himmelsackerment noch einmal! magst Du nun aussehen, wie Du willst — etwas lieb haben könnte sie Dich trotz alledem!"

Da erhebt sich Hieronymus und wendet sich gegen die Wendeltreppe, die in der Säule hinauf zu der Plattform führt.

„Wohin?" fragt der Alte.

„Da hinauf!" ruft Hieronymus zurück. „Es ist ein klarer Tag heute, und ich möchte noch ein wenig Aussicht genießen!"

„Klarer Tag," sagt der Alte lachend, „es dämmert ja schon und Du wirst nicht mehr viel sehen! Aber meinetwegen, kleiner Freund! Nur bleibe mir nicht zu lange oben, denn ich möchte bald die Thür schließen!"

Die letzten Worte hat Hieronymus nicht mehr gehört. Er steigt die Stufen hinan und hat sehr bald die Plattform erreicht. Dort wirft er sich, wie erschöpft, auf die Bank und bleibt lange, lange in einem dumpfen Hinbrüten. Die Sonne ist schon hinter der Kette der Waldberge im Westen verschwunden — über die Stadt breiten sich mehr und mehr die Schatten der Dämmerung und die ersten Sterne ziehen bereits am Himmel auf, aber

Hieronymus rührt sich noch immer nicht von seinem Platz. Endlich — als es fast ganz dunkel geworden, rafft er sich plötzlich empor und in seinen Augen glänzt ein seltsames, fast unheimliches Feuer. Er tritt an die Balustrade und wirft einen Blick hinab — nach der Richtung, wo das Haus seiner Mutter steht, und er glaubt den hellen Schein der Lampe im Stübchen des Erdgeschosses zu gewahren. Da kommt ein Zittern über ihn und er will sich umwenden, aber nein! er bleibt. Und nun athmet er noch einmal tief auf — noch einmal blickt er zum gestirnten Himmel empor und faltet dabei die Hände wie zu einem kurzen Gebet — dann schwingt er sich auf das Geländer — er breitet die Arme aus — —

Unten am Fuß der Säule liegt der zerschmetterte Körper in einer Blutlache. Am anderen Morgen erfährt die Stadt den Namen des jugendlichen Selbstmörders, nicht aber, was den Aermsten in den Tod getrieben. Nur seine Mutter, welche ja wie kein anderes irdisches Wesen in der Seele ihres unglücklichen Sohnes zu lesen verstanden, ahnt es sogleich, wodurch sie ihn verloren hat. Als man ihr den Leichnam in's Haus bringt, als sich ihr starrer Schmerz endlich in bitteren, unaufhaltsam fließenden Thränen auflöst, da flüstert sie, über den Todten gebeugt, die zitternden Worte:

„Ich habe Dich verstanden, mein Hieronymus! — Ich sah Dich an dem Abgrund wandeln wie einen Träumenden — wehe mir! daß ich Dich nicht retten konnte! Wie selig war Dein Träumen, wie schmerzlich Dein Erwachen! Aber nun ist Alles vorbei! Nun bist Du frei — frei — und ledig aller Qual — und Niemand mehr wird sagen können: Er ist — zu häßlich!"

Clara Schumann.

Von

Heinrich Ehrlich.

— Berlin. —

Viele Artikel und Bücher sind geschrieben worden über die Frauenfrage und Alles, was damit zusammenhängt, doch nach einer gründlichen Prüfung und Darlegung des Einflusses, den die ausübenden Künstlerinnen auf die Kunst geübt haben, sucht man vergebens. Ernst Guhl*) hat den bildenden Künstlerinnen ein treffliches Büchlein gewidmet: „Die Frauen in der Kunstgeschichte"; ein ähnliches über Musikerinnen und Schauspielerinnen fehlt. Und das Studium der Wechselwirkung zwischen ihnen und den Werken, die sie wiedergaben, würde doch gewiß ein sehr anregendes sein und zu manchen ästhetischen Betrachtungen Anlaß geben.

So läßt sich z. B. in Bezug auf die ausübenden Instrumental-Künstlerinnen die eigenthümliche Thatsache feststellen, daß sie in der übergroßen Mehrzahl bemüht sind, Eigenschaften zu erwerben und auszubilden, die eigentlich nur vom Manne verlangt werden, und dagegen diejenigen vernachlässigen, die zum Vorrechte des weiblichen Geschlechtes gehören und die man von der Künstlerin in erster Reihe erwarten kann. Bei dem Virtuosen wird heutzutage sehr bedeutende und sichere Technik, Kraft und Bravour als selbstverständlich vorausgesetzt, bevor noch der künstlerische Maßstab in Anwendung kommt, die Prüfung seines Vortrags, seiner Auffassung, des geistigen Durchdringens klassischer Werke. Aber von dem Mädchen, die an das Instrument tritt, muß der künstlerische Beurtheiler

---

*) Secretär der Akademie, Herausgeber der „Künstlerbriefe", Mitverfasser des „Leben der Griechen und Römer" (mit Koner).

die musikalischen Merkmale weiblichen Wesens fordern, Anmuth, Zartheit, freundlichen Ausdruck der Empfindungen, mehr liebevolles Anschmiegen an die Compositionen, mehr Folgsamkeit für die Vorschriften des Componisten als kühne selbstständige Auffassung.

Nun aber wird der musikalische Leser, der Concerte besucht und die berühmten Pianistinnen und Geigerinnen gehört hat, gleich uns überzeugt sein, daß sie jetzt fast Alle dahin streben, durch große Geläufigkeit, Kraft, Ausdauer, also durch männliche Eigenschaften zu glänzen, und daß sie beim Vortrage klassischer Stücke nur die im Gehalte und in der Form schwersten, tiefst angelegten, selbst reifen Künstlern nur nach jahrelangem Studium ganz auffaßbaren wählen (letzte Beethoven'sche Sonaten, Bach'sche Orgelfugen u. dgl.). Manche ließen im Anfange ihrer Laufbahn erhoffen, daß sie sich der weiblichen Zartheit, liebevollen Anschmiegens an die nicht zu schweren klassischen Compositionen befleißigen würden. Aber das Vorbild der „berühmten" Virtuosinnen wirkte zu verführerisch, und sie gaben die weiblichen Vorrechte auf. Nur Einer kann man nachrühmen, daß sie bei vollendeter Künstlerschaft immer weiblich blieb, daß sie nicht in Kraftäußerungen ihre Erfolge errang, sondern in der vollendeten, keuschen, weiblichen Wiedergabe schöner Tonwerke: Clara Schumann.

Clara Schumann ist am 13. September 1819 in Leipzig geboren, die älteste Tochter Friedrich Wiecks, eines Mannes, der bei allen Eigenthümlichkeiten und äußerlichen Derbheiten ein durchaus ehrenhafter Charakter und eine in ihrer Art merkwürdige Persönlichkeit war, einer der letzten Vertreter jener Zeit, in welcher der Musiker noch nicht die jetzige bevorzugte gesellschaftliche Stellung inne hatte, die eudämonistischen Ideen noch nicht in das Kunstleben eingedrungen waren, großer Gelderwerb und Luxus noch nicht zu den Merkzeichen bedeutender künstlerischer Leistungen gehörten. Aus Noth und Entbehrungen aller Art hatte Friedrich Wieck sich zu einer geachteten und unabhängigen Stellung emporgearbeitet. Als ein „selbstgemachter" Mann mochte er wohl eine gute Portion Selbstbewußtsein und Eigenwillen besitzen*); es war aber Alles kerngesund in ihm. Als Klavierlehrer genoß er eines guten Rufes, der zum Ruhme wurde durch die musikalische Erziehung, die er seiner Tochter Clara gab; ihre Erfolge boten der ganzen Kunstwelt die glänzendsten, unwiderleglichsten Beweise für seine Methode. Manche seiner gedruckten Anweisungen und Meinungen („Klavier und Gesang", „Musikalische Bauernsprüche") sind heute nicht mehr anwendbar; eiferte er doch gegen das alleinige Auftreten der Virtuosen in ihren Concerten**) und rieth ihnen, immer mit irgend einer „Gesangs-

*) Wer in harten Kämpfen nicht mürbe und geschmeidig wird, der bleibt ungefügig.

**) Liszt beklagte sich 1839 in einem Briefe an Massart, daß er in jedem Wiener Concerte „mindestens drei Mal" auftreten müßte. Jetzt spielt jeder Pianist in seinem Concerte mindestens zwölf Stücke.

unterstützung" zu reisen. Auch sein Zorn gegen manche künstlerische Richtung ist heute sozusagen veraltet. Aber die Grundlage seines Musikunterrichtes ist in vielen Theilen noch immer als musterhaft zu betrachten. Wenn man zurückdenkt, auf welcher hohen Stufe der Technik und der musikalischen Bildung Clara Wieck bei ihrem ersten Auftreten in Wien stand — vor 50 Jahren — (wir werden bald ausführlicher darüber sprechen) und daß sie nur den Unterricht ihres Vaters genossen, so muß man der Methode des alten Herrn großen Respect zollen.

Von den Jugendjahren Claras heben wir nur zwei Thatsachen hervor, die künstlerisch bedeutend und noch nicht allgemein bekannt sind. Als sie zwölf Jahre alt war, unternahm der Vater eine größere Reise mit ihr, die sich bis nach Paris erstreckte; in Weimar spielte sie zwei Mal vor Goethe, der ihr sein Brustbild, Medaillon mit einer Inschrift, schenkte; und während Hummel (dem wohl das allgemeine Lob der Wieck'schen Lehrmethode nicht sehr genehm war) und der Concertmeister Eberwein, „der einen klavierspielenden Sohn" hatte, es verhinderten, daß die jugendliche Künstlerin mit der Kapelle im Theater wirkte, bot ihr die adelige Gesellschaft ihre eigenen Säle zu Concerten an*). Die zweite Thatsache ist, daß durch Clara zuerst Chopin'sche Compositionen in Deutschland öffentlich gespielt worden sind. Sie trug die Variationen über ein Thema aus Don Juan und das e-moll-Concert im Leipziger Gewandhaus vor; nach Wiecks eigener Erzählung in seinem Büchlein „Klavier und Gesang" blieb das Publikum bei beiden Vorführungen „lautlos stille", daß Clara fast weinend zurücktrat, und auch er sehr verlegen war, als hätten sie Beide „ein Vergehen gegen ihre Vaterstadt begangen". Er meinte auch, daß nachdem Mendelssohn nach Leipzig übersiedelt war, und im Verein mit David „Unglaubliches" geleistet hatte in Liebenswürdigkeit und Humanität, das Publikum ein ganz anderes wurde, und einheimische Talente würdigen lernte. Der edle Felix war vom ersten Augenblicke, da er Clara kennen lernte, ein Verehrer ihres Genies und ihrer hochkünstlerischen musikalischen Richtung, sprach bei jeder Gelegenheit seine Bewunderung für sie aus; im Jahre 1835, als sie sechzehn Jahre zählte, spielte er mit ihr und Moscheles das Tripelconcert von Bach. Aber ein anderer großer Künstler trat ihr noch näher; er hatte das Kind bewundert, er war dem jungen Mädchen Freund, und als es zur Jungfrau heranblühte, da ward die Freundschaft zur Liebe, zur Leidenschaft; und Clara erwiederte diese Gefühle, und die Beiden liebten und duldeten und kämpften — wahrlich, keine Phantasie des Dichters vermöchte einen schöneren, empfindungsreicheren Roman zu schreiben, als Robert Schumanns und Claras Lieben und Leiden und Leben!

---

*) Die obigen Angaben sind einem Büchlein „Friedrich Wieck und seine beiden Töchter" von A. von Meichsner entnommen, das neben mancher Ungenauigkeit doch viel Interessantes enthält. Die Weimarer Vorgänge beschreibt ein Brief Wiecks an seine Frau.

Im Jahre 1828 war Robert Schumann nach Leipzig gekommen, ein Achtzehnjähriger (1810 geboren), um auf der Universität zu studiren; daneben wollte er seine Beschäftigung mit Musik, für die er schon seit der Kindheit eine schwärmerische Neigung hegte, fortsetzen, und nahm Klavierunterricht bei Friedrich Wieck; die neunjährige Clara erregte sofort sein lebhaftes Interesse. 1830, als er in Heidelberg Jura studirte, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß er zum schaffenden Tonkünstler auserwählt war; als er diese Ueberzeugung seiner Mutter mittheilte, da wandte sich diese an Claras Vater, um dessen maßgebende Meinung über des Sohnes Entschluß zu vernehmen; was er sagte, sollte die Richtschnur ihrer Entscheidung sein. Wiecks Antwort lautete durchaus günstig; er war einer der Wenigen, die Schumanns Genie aus dessen ersten Kundgebungen erkannten.

Es ist nun wahrhaft rührend aus den Jugendbriefen*) Schumanns zu ersehen, wie sich die Neigung des jungen Mannes zum Kinde nach und nach zur Freundschaft und reinsten Liebe entfaltet. Wie er 1833 die Vierzehnjährige zu kleinen Landpartien mit Freunden ladet, wie er sie dann einmal bittet, um 11 Uhr Vormittags dasselbe Adagio von Chopin zu spielen, das er im selben Moment in seiner Wohnung vornahm, dabei „stark, ja ausschließlich" an sie denken will, so daß sie sich „geistig sehen und treffen"; wie er dann ihr einen Händedruck geben will („selbst ohne Erlaubniß des Vaters") und hoffe, „daß die Vereinigung unserer Namen auf dem Titel eine unserer Ansichten und Ideen für spätere Zeiten sein möchte". Von Einigung der Herzen noch kein Wort. Ein Jahr später werden seine Briefe länger, er schreibt an Clara, die in Dresden weilt, fragt nach ihren Freundinnen, widmet jeder eine kleine poetische Beschreibung, nur von ihr selbst sagt er fast gar nichts; ein einziger wortspielender Satz, carissima Clara, cara Clarissima, läßt errathen, daß sie ihm mehr ist, als alle die eben dichterisch Gepriesenen. In seinen Briefen an Andere spricht er von einer Menge junger Damen, in deren Nähe sein Herz schneller pochte, von Liddy und Nanni, von einer schönen Engländerin 2c., niemals von Clara! Aber wie in dem folgenden Jahre der ewige Herzensbund zwischen ihnen geschlossen ward, davon geben die Briefe Zeugniß, die er nach Wien während ihrer Triumphe an sie schrieb; und da er einmal davon spricht, „wie gerne" er „die Liebe und das Vertrauen des Vaters" gewänne, dem er nichts „als Freude machen möchte in seinen alten Tagen, das er sagen soll: das sind gute Kinder", so läßt sich mit Sicherheit schließen, daß der alte Herr der Liebe der beiden Herrlichen nicht günstig gestimmt war, und daß sie ohne sein Wissen einander schrieben. Bevor wir uns von diesen Briefen zu Clara Wiecks Aufenthalt in Wien wenden,

*) Leipzig, Breitkopf & Härtel. Diese Jugendbriefe, sowie die „Neue Folge" im selben Verlage gehören zu den herrlichsten Vermächtnissen des edlen großen Künstlers.

wollen wir zwei Aeußerungen erwähnen, die Schumanns unvergleichlich edles Künstlergemüth in seiner schönsten Tiefe erkennen lassen. Mitten in der Freude über Claras großartige Erfolge schreibt er ihr, 9. Januar 1838, von Henselt ganz begeistert, vergleicht ihn mit Paganini, Napoleon (!!!) mit der Schröder. Ebenso enthusiastisch lautet sein Urtheil über Liszt, 20. März 1840, der ihm die Novellette in d-dur mit „unglaublicher Wirkung" vorgespielt hat. Also bei der allerinnigsten Liebe für die Erwählte bei aller Verehrung für ihre Kunst verläßt den edlen Mann nie einen Augenblick das freudige Anerkennungsgefühl für alles Große und Schöne in der Kunst Anderer! Das Beispiel sollten manche Neu-Schumannianer nachahmen, die Keinen anerkennen, der nicht zu ihrer Fahne schwört, dagegen manche Mittelmäßigkeit hoch preisen, der ihr Meister niemals Lob gespendet hätte!*) Nach dieser kleinen Abschweifung wollen wir nunmehr von Clara und ihrer Laufbahn allein sprechen.

Im December 1837 verbreitete sich in Wien die Nachricht, es sei ein ganz junges Mädchen aus Deutschland gekommen, dessen Klavierspiel Alles bisher Gehörte übertraf**); ihrem Auftreten ward mit großer Spannung entgegen gesehen; und ihre Leistungen überboten die kühnsten Erwartungen. Solch ein Klavierspiel, oder vielmehr solch eine Musik auf dem Klavier war im damaligen Wien nicht vorgekommen. Das Erscheinen Clara Wiecks bezeichnet entschieden den Beginn einer neuen Musik-Periode in der österreichischen Hauptstadt. Den heutigen Lesern kann diese Thatsache nur durch einen Hinweis auf die damaligen Musikverhältnisse Wiens erklärlich erscheinen. Die dreißiger Jahre waren eine Zeit des Stillstandes, wenn nicht Rückganges im Musikleben Wiens. Beethoven und Schubert waren dem irdischen Leben entrückt, vergessen vom eleganten Publikum, dessen Musikbedürfniß in den italienischen Opern höchste Befriedigung fand. Die großen lebenden Meister waren alt und lebten im Auslande, Moscheles in London, Hummel in Weimar, Spohr in Cassel; von Spontini wußte man in Wien nichts. Paris galt als die Hauptstadt der geistigen Welt. Allerdings konnte keine andere Stadt sich rühmen, eine ähnliche Menge berühmter Namen und verschiedenartiger Strömungen zu beherbergen. Die romantische Dichter- und Maler-Schule stand im vollen Glanze. Die Werke Victor Hugos, Alexander Dumas', George Sands waren in der ganzen Welt verbreitet. Aber auch in der Musik

*) Doch zwei Schumannianer seien hier namentlich als Ausnahmen bezeichnet: der edle Johannes Brahms, der zu hoch und unabhängig steht, um sich in Parteigetriebe einzulassen, und der leider verstorbene L. Ehlert, der bei aller Reizbarkeit doch eine zu vornehme Künstlernatur war, um sich dem Schönen und Guten zu verschließen, von wo immer es vor ihn trat.

**) Ich erinnere mich genau, wie mein seliger Bruder ganz aufgeregt aus dem Theater kam, wo er ein Gespräch zweier Herren neben ihm über das Mädchen vernommen hatte.

gab Paris den Ton an, und nicht blos für die elegante Welt. Herz' und Kalkbrenners Compositionen beherrschten die Concertsäle. Liszts gewaltiges Genie begann seine Blitze zu senden; Chopin hatte in Paris zuerst große Erfolge errungen. Die Concerts de la société du conservatoire genossen den Ruhm, die Beethoven'schen Symphonien in größter Vollendung wiederzugeben; und selbst Mendelssohn, der sonst für das Pariser Musikleben keine Sympathie hegte, gestand in seinen Briefen an die Familie, daß Baillot sein Octett ganz wundervoll gespielt hätte, und daß in den eben erwähnten Concerten seine Sommernachtstraum-Ouverture sehr schön ausgeführt ward, und er mit Beethovens g-dur-Concerte das Publikum entzückt hatte.

Es gab damals für Wien keinen andern Ruhm als den in Paris erworbenen; was „da draußen im Reich" vorging, blieb unbekannt oder unbeachtet. Von Mendelssohns Werken ward keines aufgeführt, von Schumann wußten im Jahre 1837 vielleicht zehn Musiker in Wien, unter ihnen Fischhof, Lehrer am Conservatorium, Mitarbeiter der Neuen Zeitschrift für Musik. Orchesterconcerte fanden im Jahre vier oder fünf statt, sogenannte „concerts spirituels". Das Orchester bestand großentheils aus Dilettanten, die Dirigenten waren Baron von Lannoy und Ritter von Seyfried, letzterer ehemaliger Kapellmeister am Wiener Theater; das Hofopern-Orchester und seine Leiter blieben diesen Concerten fern. Solovorträge kamen selten vor; Henselt*), der eine Zeit lang in Wien weilte, spielte einmal das Beethoven'sche c-moll-Concert, ein Klavierlehrer Rabel das in b-dur; das es-dur und g-dur-Concert habe ich vor den vierziger Jahren in Wien nicht gehört. Die Pianisten, die eigene Concerte gaben, spielten das Hummel'sche a-moll oder h-moll oder eines von Moscheles als „klassisches" Stück, dann allerhand Variationen und Rondo von Herz, Kalkbrenner u. dgl.; die Geiger ergingen sich in Beriot, Lafont, Mayseder, bis zu Spohr stieg keiner. Thalberg, der Wiener, der seine Lorbeeren in Paris geholt hatte, spielte öffentlich nur eigene Compositionen, obwohl er eine ganz klassische musikalische Bildung besaß. Ich kann nach meinen lebhaften Jugenderinnerungen mit gutem Gewissen behaupten, daß gerade in den Jahren 1835—37, also kurz vor dem Erscheinen Clara Wiecks, in vielen Musikern, besonders in den jungen, ein Ahnen des Bessern, Sehnsucht nach einem unbekannten Geisteslande lebte, während zu gleicher Zeit das öffentliche Concertleben sich entweder trocken und langweilig, oder fade elegant, abgeblaßt darstellte.

Und nun kam ein achtzehnjähriges Mädchen und verwirklichte die Ideale und brachte künstlerisches Leben in den Concertsal! Gleich ihre äußere poetische Erscheinung gewann ihr alle Herzen. Das feine blasse

*) Der Verfasser war einige Monate Schüler Henselts, dann K. von Bocklets, zuletzt Thalbergs und Fischhofs.

Gesicht, die schwärmerischen und doch so klugen Augen, die schlanke Gestalt, das bescheidene und doch entschiedene Wesen; und wie sie am Klavier saß, so ganz in Musik versunken, ohne alle Ziererei, und doch so interessant! Und wie sie spielte und was! Ein ungeahntes Programm und ein ungeahnter Vortrag! Die jetzige Generation kennt nur die vollkommen gereifte große Künstlerin, die, von der ganzen virtuosen Richtung ganz abgewendet, in der vollendeten Wiedergabe der edelsten Compositionen ihren Werth und Ruhm gesucht hat. Aber der Verfasser dieser biographischen Studie hat noch die Virtuosin Clara Wieck gehört und gekannt, und kann wohl sagen, sie war als solche eben so groß, wie als Musikerin. Ihre Technik war so vollendet und so vielseitig, daß nur Liszt sie übertraf. Ihr Anschlag war von größter Schönheit, Fülle, Kraft und von oft wunderbarer Färbung. Der Vortrag vereinigte Feuer, Leidenschaft und Grazie mit künstlerischer Einheitlichkeit. Claras Spiel war immer ein Ausströmen tiefen aber gesunden Gefühles; ich habe außer Joachim keinen Künstler gehört, der gleich ihr von jeder Empfindelei, von jedem Kokettiren mit einzelnen Effecten so ganz frei geblieben wäre. Selbst Liszt schrieb von ihr im Mai 1838 an Lambert Massart*): „Ihr Talent hat mich entzückt, sie hat wirkliche Vorzüge; ein tiefes wahres Gefühl, eine beständige innere Erhebung." Die Reichhaltigkeit ihres Programms, die umfassende musikalische Bildung, die sich darin kundgab, erweckte Staunen und Bewunderung selbst der ältesten Künstler. Chopins und Henselts Compositionen wurden durch sie zuerst in Wien öffentlich vorgetragen**); in Mendelssohns h-moll-Cappriccio mit Orchester, das bis dahin ebenfalls in Wien nicht gehört worden war, in Beethovens b-dur-Trio, seine f-moll-Sonate (op. 57), in der Bach'schen cis-dur-Fuge zeigte sie sich als große Musikerin; ihre außerordentliche Virtuosität entfaltete sie in Thalbergs e-moll-Caprice (sein schwerstes und bestes Werk), in Liszts Fantasie über ein Thema von Pacini (I tuoi frequenti palpiti), in einem Rondo von Pixis, im h-dur-Andante und Etude von Henselt und in ihren eigenen Variationen über ein Thema von Bellini, die allgemein als das schwierigste moderne Concertstück bezeichnet wurden. Der Enthusiasmus für Clara war ein allgemein schöner, wahrhaft künstlerischer. Sie ward als das größte Talent auf dem Klavier gepriesen, in jeder Hinsicht über Thalberg gestellt, dessen Spiel kalt gelassen und der ja auch nur seine eigenen Compositionen vorgebracht hatte. Grillparzer, Oesterreichs gefeiertster Dichter, richtete nach dem Vortrage von Beethovens f-moll-Sonate die schönen Verse an sie, die allgemeinen Wiederhall fanden:

*) Gesammelte Schriften II. Band. Breitkopf & Härtel.

**) Henselt hatte einmal seine Variationen über „Elisir d'amore" gespielt, sie blieben ganz unbeachtet (ich war gegenwärtig): Clara rief den größten Enthusiasmus hervor, sie spielte sie viel feuriger und glänzender als der Componist.

Ein Wundermann, der Welt, des Lebens satt,
Schloß seine Zauber grollend ein
Im festverwahrten, diamantnen Schrein
Und warf den Schlüssel in das Meer und starb.
Die Menschlein mühen sich geschäftig ab:
Umsonst! kein Sperrzeug löst das harte Schloß,
Und seine Zauber schlafen wie ihr Meister.
Ein Schäferkind, am Strand des Meeres spielend,
Sieht zu der heftig-unberufnen Jagd.

Sinnvoll, gedankenlos*), wie Mädchen sind,
Senkt sie die Finger in die weiße Fluth
Und faßt, und hebt's, und hat's! — Es ist der Schlüssel,
Auf springt sie, auf, mit höhern Herzensschlägen.
Der Schrein blinkt wie aus Augen ihr entgegen.
Der Schlüssel paßt, der Deckel fliegt, die Geister
Steigen auf, und senken girrend sich
Der anmuthreichen, unschuldvollen Herrin,
Die sie mit weißen Fingern spielend lenkt.

Aus diesem Gedichte ist am besten zu ersehen, daß Clara Wiecks poetische Persönlichkeit im selben Maße entzückte wie ihre unvergleichliche Kunst. Ihr Liebesleid war bald im Publikum bekannt und fand überall die wärmsten Sympathien. Es bedurfte keiner romantischen Ausschmückung. Die Wahrheit allein bot ja den schönsten Roman! Nur der alte Herr Wieck wurde mit schwärzeren Farben geschildert als er vielleicht verdiente; allerdings war sein ganzes Wesen nicht angethan, ihm besondere Neigung zu erwerben. Er äußerte sich rücksichtslos gegen Alles, was nicht seinen Ansichten entsprach, ließ keine andere Methode als die seine gelten, und war auch im Umgang nicht freundlich.

Aber für Clara schwärmte Alles, Groß und Klein, die adelige Gesellschaft und das „bürgerliche" Publikum. Der Kaiser Ferdinand ernannte sie zur Kammervirtuosin, ihre Mitwirkung in einem Concerte (sie bewilligte dieselben immer für Wohlthätigkeits-Anstalten) genügte, die größten Säle zu füllen. So lebte sie etwa zwei Monate in der angenehmsten Atmosphäre, als Liszt ankam; und vor diesem gewaltigen, Alles unterjochenden Dämon mußte die Engelsgestalt momentan zurückweichen. Ihn umgab der Glanz von Erfolgen aller Art, er war der genialste Vertreter der schimmernden französischen romantischen Schule, eine Persönlichkeit, wie sie liebenswürdiger, geistvoller und gesellschaftlich bedeutsamer nicht gedacht werden konnte**);

*) „Sinnvoll, gedankenlos", sehr schön und treffend!

**) Die Pflicht der Wahrheit gebietet jedoch hier festzustellen, daß Liszt nicht etwa nur das Concertpublikum in Extase versetzte, sondern auch den strengsten Musikern ganz gewaltig imponirte. Fischhof, Claras wärmster Verehrer, konnte sich vor Staunen und Bewunderung nicht fassen, als Liszt bei ihm die eben erschienenen „Phantasiestücke" von Robert Schumann vom Blatte spielte, und schrieb darüber an die „Neue Zeit-

wie sollte der fromme Lichtschein der deutschen gemüthreichen Clara dagegen ankämpfen? Daß ihr Werth trotz des schrankenlosen, alles Maß übersteigenden Enthusiasmus für Liszt, selbst in den eleganten Kreisen nicht verkannt ward, bewiesen zwei Zeichnungen, die damals privatim von Hand zu Hand gingen, und als deren Erfinder und Ausführer ein viel talentirter junger Mann mit bürgerlichem Namen, aber von sehr vornehmer Abkunft genannt wurde, der sich in der feinsten Gesellschaft bewegte. Das eine Blatt stellte Clara Wieck dar, das andere Liszt. Clara saß vor dem Flügel, dessen Füße aus Blumen gebildet waren*), in heiterer Landschaft, in Töne versunken. Hinter ihr lagerten Apollo und die Musen und lauschten entzückt: in den Lüften gaukelten Elfen; in der Ecke rechts saß Pan mit der Flöte, pfiff den Gimpeln vor. (Anspielung auf eine hier nicht zu nennende Persönlichkeit.) Liszt thronte auf einem Felsblock in wilder Landschaft, vor ihm ein großes phantastisches Felsstück, das einem Flügel glich, von Giganten getragen. Aus den Saiten stiegen geisterhafte Gestalten aller Art hervor, Dämone, schöne Kinder, gewappnete Krieger und bebänderte Schäfer. Man konnte sich keine treffendere Allegorie denken, als diese Zeichnungen.

Nach den Wiener Triumphen kehrte Clara mit dem Vater nach Leipzig zurück. Schumann dagegen ging nach Wien, um seine „Neue Zeitschrift für Musik" dahin zu verpflanzen, einen ausgedehnteren Wirkungskreis zu finden, vielleicht größere Einnahmen zu erzielen und hierdurch den Vater Claras günstiger zu stimmen. Der edle Künstler ahnte nicht, mit welchem Mißtrauen die regierenden Persönlichkeiten Jeden betrachteten, der aus Deutschland kam und die Feder führte, und wäre es auch nur die des Redacteurs einer Musikzeitung. Aus seinen Briefen geht hervor, welchen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten seine Bitte um die „Concession" der Musikzeitung begegnete, obwohl die einflußreiche Frau von Cibbini (=Kozeluch), die Kammerfrau der Kaiserin, sich für ihn interessirte. Sie war Claras Bewunderin und Freundin und hatte gewiß bei deren Ernennung zur kaiserlichen Kammervirtuosin mitgewirkt; aber für einen „Zeitungsschreiber" und gar für einen aus Deutschland, des Polizeiministers Sedlnitzki Abneigung und Scheu zu überwinden hätte sie nicht vermocht, hat es auch höchst wahrscheinlich nicht versucht, denn sie war eine sehr kluge Frau, die ganz genau ihren Wirkungskreis und dessen Grenzen kannte. Man kann jedoch gewissermaßen als ein Glück für Schumann betrachten, daß er so sehr vielen Schwierigkeiten begegnete und den Plan, nach Wien zu übersiedeln, aufgab; gab es je einen Menschen, der in die österreichische Haupt-

---

schrift für Musik": Und was ich zur selben Zeit und später von Liszt im a vista-Spiel gesehen, läßt sich nicht beschreiben. Aehnliches ist nicht mehr erlebt worden!

*) Ich erzähle aus dem Gedächtnisse, kann nur für die Hauptmomente bürgen, nicht für jede Einzelheit.

stadt nicht paßte, mit seinen guten Eigenschaften und Fehlern, so war es Robert Schumann. Wir werden auf diesen Punkt zurückkommen.

Während der eben erzählten Ereignisse hatte der eigensinnige Widerstand des Herrn Wieck gegen die Verbindung seiner Tochter mit ihrem treu geliebten Robert sich bis zur Hartnäckigkeit und in einem Maße gesteigert, daß selbst die sanfte gutherzige Clara dem Vater entgegentreten mußte. Sie reiste nicht mit ihm, begab sich zuerst 1838 allein nach Paris, 1839 mit der Mutter nach Hamburg. Ueberall fand sie enthusiastische Aufnahme; aber dem Sehnen des Herzens ward keine Befriedigung, und es blieb zuletzt kein Ausweg aus den Leiden und Kämpfen, als der von Schumann und dessen Freunden eingeschlagene: die gerichtliche Erzwingung der väterlichen Einwilligung zur Ehe. Im September 1840 in Schönfeld, einem Dorfe nahe bei Leipzig, ward der schöne Bund für das Leben vom Priester geheiligt.

Clara Schumann lebte glücklich an der Seite ihres Gatten bis 1844 in Leipzig. Die erste Kunstreise nach ihrer Verehelichung unternahm sie allein nach Kopenhagen. Schumann begleitete sie nur bis Hamburg. Aber eine zweite große nach Petersburg und Moskau mit Aufenthalt in Königsberg, Mitau und Riga vollführte das Ehepaar gemeinsam. Schumann hatte diese Reise Clara „noch während des Brautstandes feierlich angeloben müssen", wie er an den Freund Keferstein schreibt (August 1840), und wollte sie die weite und damals noch beschwerliche Fahrt nicht allein machen lassen, obwohl er nur „ungern" aus seinem „stillen Kreise" schied. Er hatte jedoch allen Grund, sich der Reise zu freuen. Denn nicht blos feierte Clara überall die schönsten Triumphe, auch er, der Componist, fand würdige Anerkennung. Ein Brief Schumanns aus Petersburg an Claras Vater, mit dem eine Aussöhnung stattgefunden hatte, spricht sich über die Reise in freudigen Worten aus. Einen Satz daraus wollen wir hier wiedergeben, weil er das herrlichste Zeugniß giebt von dem glücklichen und dabei von hohem künstlerischen Geiste durchhauchten Eheleben dieser edlen Menschen. Schumann schreibt von den beiden Grafen Wielhorsky, die damals in der ganzen Musikwelt (nicht blos in Petersburg) als ganz ausgezeichnete Dilettanten berühmt waren. Er sagt von Michael: er ist „der genialste Dilettant, der mir je vorgekommen". Dann weiter: „Clara, glaub' ich, nährt eine stille Passion zu Michael, der, beiläufig gesagt, übrigens schon Enkel hat, d. h. ein Mann über die 50 hinaus, aber frisch und ein Jüngling an Leib und Seele." Kann es etwas Schöneres, Liebenswürdigeres und von echtem Künstlergemüth besser Zeugendes geben, als solch eine Mittheilung eines Ehemannes über seine geliebte Frau an deren Vater?

Bald nach der Rückkehr aus Rußland wählte das Ehepaar Dresden als neuen Wohnsitz. Robert hatte die Redaction der „Neuen Zeitschrift" und das Lehramt am Conservatorium niedergelegt, um ganz dem künstlerischen

Schaffen zu leben. Mit dieser Uebersiedelung begannen die Prüfungen für Clara Schumann, die Leidensgeschichte ihres geliebten Mannes, die nach acht Jahren in Endenich ihren traurigen Abschluß finden sollte. Gleich in der ersten Zeit traten Anzeichen heftigsten Nerven-Ueberreizes hervor. Zwar wurde eine äußerliche Besserung erzielt; aber die ihm eigenthümliche düstere, fast menschenscheue Gemüthsstimmung nahm immer zu, gleichzeitig mit einer fieberhaften Schaffensthätigkeit. Er saß entweder vor dem Arbeitstisch oder unternahm Spaziergänge in die entlegenste Gegend, auf denen Clara ihn begleitete. Er trat zwar nach und nach aus der vollen Abgeschlossenheit in Beziehungen zu einigen Künstlern; aber dem regen Verkehr mit der besten Gesellschaft, an den Clara gewöhnt gewesen, blieb er ganz abgewendet; und wenn auch die liebende Gattin in dem häuslichen Leben das höchste Glück fand, so durfte doch die Künstlerin wünschen, daß ihres Mannes und ihr eigener verdienter Ruhm auch der berechtigten gesellschaftlichen Stellung Glanz verleihe.

Im Winter 1846 war Schumann weniger zum Schaffen geneigt, und begab sich mit der Gattin nach Wien. Hier fand sich wohl so Manches verändert. Sie selbst war nicht mehr das interessante junge geniale Mädchen, sondern die Frau und gereifte große Künstlerin. Sie trat als die Verkünderin der Compositionen ihres Mannes hervor, und diese waren den Wienern meist unbekannt und unzugänglich; die meisten Leute wußten von Schumann eigentlich nur, daß er der Mann der Clara Wieck war; seine Werke, seine Bedeutung waren einem kleinern auserlesenen Kreise bekannt, und selbst in diesem gab es Manchen, der von „norddeutscher Verstandesmusik" sprach. Der Verfasser erinnerte sich noch ganz genau, wie Clara Schumann damals das so herrliche Klavierconcert, das schönste seit Beethoven geschaffene, spielte, und wie viele „musikalische" Leute kopfschüttelnd zuhörten und seinen Enthusiasmus belächelten; er gesteht sogar, daß ihm selbst manche der kleinern Compositionen fremdartig erschienen. Die elegante Gesellschaft nahm noch immer den regsten Antheil an Claras Persönlichkeit; aber Robert war selbst seinen Verehrern gegenüber „kein angenehmer Socius"*), und erzürnte die ganze Presse gegen sich. In einem Concerte seiner Frau war die Mitwirkung von Jenny Lind angezeigt, die damals im Zenith ihres Ruhmes stand; es fand schon vorher ein starker Andrang des Publikums statt, und Schumann sandte diesesmal keiner Zeitung eine Freikarte. Saphir, der Redacteur des „Humorist", der witzigste und einflußreichste Kritiker, schrieb einen Artikel gegen Schumann, dessen Ton alle anständigen Leute als empörend gemein verdammten, dessen eigentlichen Inhalt sie aber zu ihrem Leidwesen nicht ganz unberechtigt erklären konnten. Ich erwähne diese meines Wissens

* So lauteten Fischhofs Worte gegenüber dem Verfasser — und er war ein langjähriger Verehrer und Freund Schumanns.

noch nirgends erzählte Thatsache nur, weil sie beweist, wie sehr die edle Clara manchmal dadurch leiden mußte, daß ihr Gatte zwar ein Mann vornehmster Gesinnung, vortrefflichsten Herzens*), reinsten Gemüthes, aber gesellschaftlich so unbeholfen war, daß er manchmal die nothwendigsten Rücksichten vergaß.

Die politischen Stürme der Jahre 1848/49 waren den Kunstreisen nicht günstig; Clara weilte in Dresden an der Seite des Gatten (der gerade zu jener Zeit größeren Schaffensdrang bekundete) und gab im Vereine mit dem sächsischen Concertmeister Schubert sehr besuchte Kammermusikabende. Im Februar und März unternahm das Künstlerpaar einen Ausflug nach Leipzig und Hamburg, wo Beiden die höchste Achtung und Liebe bewiesen wurde. Im Herbste 1850 übersiedelten sie nach Düsseldorf, wohin Robert an Hillers Stelle (der nach Cöln ging) als städtischer Musikdirector berufen ward. In diesem neuen Aufenthalte traten die Anzeichen der Gemüthsstörungen bei Schumann nach und nach und immer bedenklicher hervor. Doch genossen er und die edle Gattin noch im Jahre 1853 die große Freude, daß sie bei einer Reise in Holland überall die begeistertste Aufnahme fanden. Seine schwierigsten Orchesterwerke waren überall von vornherein so fleißig und gründlich einstudirt, daß er nur an das Pult zu treten und den Tactstock zu bewegen brauchte. Und Claras Spiel versetzte die Hörer in Entzücken; ein Berichtstatter der „Signale" schrieb damals, er hätte sie nie so schön spielen hören. Das waren die letzten Freudentage der edlen Frau. Am 27. Februar 1854 brach die Nacht herein über Schumanns Geist, der erst nach zwei Jahren sich von den schrecklichen Banden befreite und nach lichten Höhen stieg. Die tiefgebeugte Gattin hatte ihn während der Krankheit nicht sehen dürfen; erst als das Ende herankam, ward ihr der letzte Anblick gegönnt!

Clara blieb noch bis 1856 in Düsseldorf; dann nahm sie bis 1861 den Wohnsitz in Berlin, wo sie viele treue Freunde und Freundinnen zählte, von 1861—1873 in Baden-Baden, von 1873—1878 wieder in Berlin. Seit 1880 weilt sie in Frankfurt, als Lehrerin am Hoch'schen Conservatorium segensreich wirkend. In der letzten Zeit hat sie sich die herrliche große Aufgabe gestellt, eine kritische Gesammtausgabe der Werke ihres Gatten zu leiten, welche das altberühmte Haus Breitkopf & Härtel

*) Von all diesen Eigenschaften giebt eine noch wenig bekannte Thatsache bestes Zeugniß. Th. Kirchner erzählte dem Verfasser als Augenzeuge, wie eine berühmte nicht mehr lebende künstlerische Persönlichkeit Schumann in Düsseldorf besuchte; beim Abendtische kam die Rede auf Mendelssohn, der Gast wußte viel auszusetzen, pries Schumann weit über ihn. Dieser schwieg eine Zeit lang still; mit einem Male faßte er den Lober am Arm, und sprach heftig: „Wie dürfen Sie wagen, einen edlen Meister zu schmähen, der über uns steht, dem Sie nicht die Schuhriemen lösen dürfen?" Dann verließ er das Zimmer und erschien nicht wieder. Es war eine peinliche Scene, aber sie ließ Schumanns edlen Charakter und Eigenheiten vollkommen erkennen.

in Leipzig zu gleicher Zeit in zwei verschiedenen äußeren Formen erscheinen läßt: in einer großen monumentalen und einer wohlfeileren Volksausgabe, beide in gleich ausgezeichneter Ausstattung.

Blickt man nun auf die glorreiche Laufbahn der Clara Schumann zurück, so zeigt sich in ihr das seltene, ja vielleicht einzige Beispiel einer Künstlerin, die, auf der höchsten Stufe der Virtuosität stehend, von dieser nicht herabstieg, aber sozusagen zurücktrat, um nur das echt Künstlerische vorwalten zu lassen. Ich habe schon erzählt, daß sie bei ihrem ersten Auftreten in Wien Stücke sowohl eigener wie fremder Composition vortrug, die entschieden mehr technische Schwierigkeiten boten, als die Thalbergs, der damals in vollem erstem Glanze seiner Pariser Erfolge strahlte. Ihre Variationen über ein Bellini'sches Thema, Henselts und Chopins Etuden verlangten eine ganz andere Art der Technik, des Anschlages, der Tonfärbungen, der Kraft und Ausdauer, als die Compositionen Thalbergs, die zu den sogenannten „dankbarsten" Clavierstücken gehörten, weil sie mit verhältnißmäßig geringerer Mühe viel „Effect," machten. Clara stand damals im achtzehnten Jahre; wollte sie der Virtuosität ihr Hauptaugenmerk zuwenden, so wäre sie ganz bestimmt auch in dieser Richtung ebenso unerreicht geblieben, wie als Musikerin. Aber was die Franzosen unter Glucks Büste schrieben: „Er zog die Musen den Sirenen vor," das kann man auf Clara Schumann anwenden, ja ich möchte sagen, sie selbst war die Muse des echt musikalischen, des wahrhaft klassischen Klavierspiels. Sie hat ihre Hörer niemals in Erstaunen zu setzen gestrebt, aber in höhere Stimmung gebracht, wahrhaft begeistert; ihr Vortrag bewegte sich nicht in jähem Ausdruckswechsel, in brillanten Schattirungen, sondern in schöner künstlerisch einheitlicher Stimmung, er glich nicht dem romantischen Wetterleuchten über hohen kahlen Alpen, sondern dem milden herzerfreuenden Sonnenscheine über schönen fruchtbaren Gefilden, über grünen Matten und Wäldern; daher war der Eindruck ihres Spieles — dem der berühmten Virtuosinnen unserer Zeit ganz entgegengesetzt — noch viel mehr ein nachhaltiger als unmittelbar glänzender. Klarheit und Innigkeit lag in ihrer Natur so tief begründet, daß Schumann im Jahre 1837 an Clara, das achtzehnjährige Mädchen, nach Wien schreibt, er werde sich bemühen, ihrem Wunsch zu Folge recht klar zu schreiben, und daß sie ihn fragte, ob er denn „die Instrumente genau kennt".*) Und in der Wiedergabe von Compositionen, in denen Klarheit und Innigkeit und ein gewisses romantisch versunkenes Träumen sich ausprägt, blieb sie immer unerreicht. Noch vor wenigen Jahren entzückte sie die Hörer mit dem Vortrage von Beethovens g-dur-Concert und a-dur-Sonate (op. 101).

Auch als Componistin bewahrte sie den zarten weiblichen und künstlerisch durchgebildeten Sinn; die Melodien, die sie zu einigen Rückert'schen Ge-

*) Siehe Jugendbriefe. 2. Aufl. S. 277.

dichten setzte und mit den Liedern ihres Mannes gemeinsam herausgab, gehören zu den werthvollsten, und haben den Dichtern des „Liebes-Frühlings" zu einer gar schönen Ansprache begeistert, die der Leser in Wasielewskys Schumann-Biographie findet.

Da diese Studie nur dem künstlerischen Leben und Wirken der edlen Frau gewidmet ist, so kann hier nur im Vorbeigehen bemerkt werden, daß von den acht Kindern, mit denen ihre Ehe gesegnet war, sich noch fünf des Daseins und der allgemeinen hohen Verehrung erfreuen, welche ihre Mutter in allen Kreisen als Persönlichkeit und als Künstlerin genießt.

Wenn einst ein Kunstschriftsteller sich die nicht leichte aber dankbare Aufgabe stellen wird, die Beziehungen der großen, ausübenden Künstlerinnen zur Kunst und zum Publikum ihrer Zeit zu studiren und zu beschreiben, dann wird er wiederholen, was wir hier sagen: wie während fünfzig Jahren, da im Klavierspiel die gewaltigsten Umwälzungen stattfanden, da alle Pianistinnen sich der rein virtuosenhaften Richtung zuwandten, nur Eine allein der reinen Kunst treu blieb, ein leuchtendes Vorbild für alle Zeiten: Clara Schumann.

Ein irredentistisches Gespenst in Wien.

Proceß Zalewski.

Von

Ferdinand Groß.

— Wien. —

Am 20., 21. und 22. September 1887 ist vor dem Wiener Landesgericht in Strafsachen die Schlußverhandlung gegen einen Postdefraudanten durchgeführt worden, gegen einen seiner That geständigen Postdefraudanten, also scheinbar ein gewöhnlicher Fall, eine jener Episoden, an denen der Jurist so ruhig vorübergehen mag, wie der Mediziner an den traditionellen, schablonenmäßigen Erkrankungen, die für den Patienten von schmerzlicher Wichtigkeit, dagegen für den Arzt, ob ihres häufigen Vorkommens, werthlos sind. Nun muß allerdings hervorgehoben werden, daß, so gewöhnlich die Defraudationen im Ganzen und Großen geworden sind, doch gerade bei der österreichischen Post nur selten Unterschlagungen vorkommen. Fünfundzwanzig Jahre verflossen, seitdem ein Wiener Postbeamter zuletzt ein Verbrechen im großen Stile beging. Der Mann, der damals auf die Anklagebank kam, hieß Kallab, und er gelangte zu einer Art von Berühmtheit, nicht nur durch den Umfang seiner Verirrung, sondern auch durch den Einfall seines Vertheidigers, ihn vor der Beschuldigung der „Amtsveruntreuung" dadurch retten zu wollen, daß er ihn auf Grund seines elenden Gehaltes nicht als „Postbeamten", sondern als „Postdienstboten" zu qualificiren suchte. Der wunderliche Vertheidiger scheint später eingesehen zu haben, daß er für einen anderen Beruf geboren sei, denn er kehrte Wien und seinen hier ansässigen Gläubigern den Rücken und wanderte nach Amerika aus, wo er ein Caféhaus eröffnete. Seit dem Proceß Kallab hat es nicht an manchen Postdefraudationen gefehlt, aber es waren das verschwindend geringfügige

Episoden, und statistisch kamen sie kaum in Betracht gegenüber der Zahl der bei der Wiener Post mit ärmlichen Bezügen Angestellten. Die von Philemon Zalewski begangene Defraudation mußte durch die Höhe der Summe ein gewisses Aufsehen erregen, dann aber auch durch den Umstand, daß ein kleiner Beamter sie verübt. Es ist eine seltsame, aber nicht wegzuleugnende Wahrnehmung, daß die schlecht bezahlten Leute sich am seltensten an dem ihnen anvertrauten Gute vergreifen; nicht als fehlte ihnen die Gelegenheit dazu oder als wüßten sie nicht den Werth des Geldes zu schätzen, aber es scheint, daß gerade erst mit behaglicheren Lebensstellungen der unbezwingliche, auch vor Verbrechen nicht zurückscheuende Drang nach erhöhtem Glanze und verfeinertem Genusse sich einstellt. Die bedeutenden Unterschlagungen, welche in der neueren Zeit verübt wurden, hatten zu Urhebern fast durchwegs solche Persönlichkeiten, denen ohnehin ein beträchtlicher Grad von Wohlleben beschieden war. So stehen wir also schon vor zwei Momenten, welche eine lebhafte öffentliche Theilnahme für den Proceß Zalewski rechtfertigen. Erstens: ein Subalternbeamter streckt mit seltener Kühnheit die Hand nach fremdem Eigenthum aus. Zweitens: er thut einen Griff in's Volle, und eignet sich eine Summe an, welche auch für Wohlhabende als eine sehr beträchtliche gilt. Im März 1885 wurde Philemon Zalewski bei der „Post- und Telegraphen-Direction" in Wien als Praktikant mit einem jährlichen Adjutum von 300 Gulden angestellt; zwei Jahre später rückte er als verheiratheter Mann zum Post-Assistenten mit 600 Gulden Gehalt und 300 Gulden Activitäts-Zulage vor. Am 26. Mai 1887 unterschlug er zwanzig Geldbriefe, enthaltend 147 599 fl. 35 kr. und 7800 Francs. In diesen Ziffern liegt ein merkwürdiger Contrast.

Aber aus anderen Gründen verdient es der Proceß Zalewski, in seinen Hauptzügen hier festgehalten zu werden. Selten noch hat in solcher Weise ein Angeklagter das Bemühen gezeigt, sich zum Helden eines politischen Criminal-Romanes zu stempeln und sich in den Nimbus abenteuerlicher Gefährlichkeit hineinzulügen. Es hat etwas geradezu Verblüffendes, daß Jemand wegen eines Verbrechens vor Gericht gestellt wird, daselbst durchaus das Odium eines zweiten Verbrechens auf sich laden will und sich mit allen Kräften gegen den Verdacht wehrt, als habe er das letztere nur erfunden, um einen von ihm in's Auge gefaßten Zweck zu erreichen. Philemon Zalewski ist ein Mensch ohne hervorragende Begabung; nur sein Sinn für das Sensationelle scheint ausgebildet zu sein, man darf vermuthen, daß er ein eifriger Leser jener Colportage-Romane war, gegen deren Verbreitung jüngst eine behördliche Verordnung für ganz Cisleithanien erlassen wurde. Die Lectüre dieser Banditen-, Entführungs- und Verkleidungsgeschichten mag ihm die Phantasie erregt und die klare Erkenntniß getrübt haben, und vielleicht hoffte er in den Stunden seiner kühnsten Träume, noch einmal als Held eines in Lieferungen erscheinenden,

scheußlich illustrirten Romanes: „Postbeamter und Hochverräther" in die lichten Gefilde ewigen Nachruhmes einzuziehen. Er führte ein Stück spannender Romantik wirklich durch, das andere Stück fingirte er, aber gerade der Fiction wollte er um jeden Preis den Charakter unbezweifelbarer Thatsächlichkeit zuerkannt wissen. Daß ein Angeklagter lügt, das ist nichts Neues; die Wahrheit wird von denen, die sich den Luxus erlauben könnten, ihr zu fröhnen, so oft mit Füßen getreten, daß man ihren Cultus doch am wenigsten bei denjenigen suchen darf, die um Leben oder Freiheit kämpfen und jenes oder diese durch eine Lüge zu retten vermeinen. Der Gesetzgeber hat dies eingesehen. Er bestraft den Angeklagten nicht wegen falscher Aussage und gestattet ihm nicht, einen Eid zu leisten, er setzt von dem in Nothwehr Befindlichen voraus, daß er vor keinem Mittel zu seiner Rettung zurückschreckt. Er erlaubt die Lüge nicht, aber er begreift sie als eine der wenigen Waffen, welche der Verlorene besitzt, und es ist weniger eine praktische Erwägung als eine Beruhigung seines eigenen ethischen Bewußtseins, wenn er dem offenen Geständnisse — also dem Triumphe der Wahrheit — eine Ehrenbezeugung erweist, indem er es als Milderungsgrund bei Bemessung eines Urtheiles gelten läßt.

Wer den Gerichtssaal kennt, der erstaunt nicht, von der Bank der Angeklagten Unwahrheiten zu vernehmen. Aber so abgehärtet ist kein forensischer Praktiker, daß das Lügensystem Philemon Zalewskis ihm nicht als etwas geradezu Unerhörtes erscheinen sollte. Zuerst stellt Zalewski sich als einen Morphiophagen hin, der sein Verbrechen in einem Rausche beging und über dasselbe nachträglich erstaunte. Hat er in der Voruntersuchung dieses eine Märchen an Mann gebracht — freilich, ohne Glauben dafür zu finden — so läßt er in der Schlußverhandlung ein anderes vom Stapel: er will das viele Geld nicht für sich, sondern zum Besten eines geheimen slavischen Bundes defraudirt haben, er malt das irredentistische Gespenst an die Wand, und dieses Gespenst steht während der drei für ihn entscheidenden Gerichtstage hinter ihm, aber nicht, um ihn mit der Märtyrer-Gloriole zu schmücken, welche er sich erhofft, sondern um ihn mit fratzenhaften Grimassen zu verspotten. Zalewskis Märchen Nummer Zwei ist übrigens ein interessanter Beitrag zur Culturgeschichte Oesterreichs. Niemand hat es geglaubt, vielleicht nicht einmal der Anwalt Zalewskis, Dr. Elbogen, obwohl dieser in muthiger Erfüllung seines Amtes trotzig dabei beharrte, Zalewski als politischen Verbrecher aufzufassen und für diese Auffassung Theilnehmer zu suchen. Aber an und für sich mußte man die Lüge als gut combinirt betrachten, und nur die näheren Umstände, unter denen Zalewski seine Missethat beging, stigmatisirten den hochverrätherischen Theil des Processes als ein Hirngespinnst. Oesterreich hätte durch einen polnischen Geheimbund in einen slavischen Föderativstaat verwandelt werden, und der mit 600 Gulden Gehalt und 300 Gulden Activitäts-Zulage angestellte Postassistent Philemon Zalewski hätte zur leichteren

Erreichung dieses Zieles Geld defraudiren und an die Bundesleitung abliefern sollen. Die politischen Zustände sind vielleicht noch nie blutiger verspottet worden als dadurch, daß nur der Person und des Gebahrens Philemon Zalewskis, aber keineswegs der sachlichen Behauptung wegen der besagte Minenkrieg wider das Deutschthum als eine lächerliche Unwahrheit aufgefaßt wurde. Zalewski ist kein Jurist, aber er hat zwei Male versucht, sich Auswege zu verschaffen, zu welchen das Gesetz eventuell die Handhabe bietet. Das erste Mal übernimmt er die Rolle des Morphiophagen. Er hat ohne klares Bewußtsein defraudirt, gehört also in eine Heil-, aber nicht in eine Strafanstalt. Das zweite Mal kommt er als Verschwörer. Er hat von dem geheimen Bunde den Auftrag erhalten, zu defraudiren, stand also unter einem „unwiderstehlichen Zwange", wie das Gesetz ihn anerkennt; er verräth seine Genossen und macht als Anzeiger den Anspruch auf Straflosigkeit. Es sind Kartenhäuser, die er aufbaut; der leiseste Hauch bläst sie um. Seine Morphiophagie erweist sich als Erfindung, und er hat die Defraudation mit so viel Vorbedacht, Vorsicht und Vorbereitung in Scene gesetzt, daß von einem Mangel an geistiger Klarheit keine Rede sein kann. Er muß die Hoffnung auf den Psychiater fahren lassen. Die Irredentisten aber, welche er denuncirt, leben nicht und haben nicht gelebt, und wären sie selbst vorhanden, so bliebe er als Angeber straflos wegen seiner Theilnahme an einer hochverrätherischen Verbindung, müßte aber noch immer verurtheilt werden als Defraudant.

Will man den Proceß klar überblicken, so muß man Wahrheit und Dichtung scharf von einander trennen, die Wahrheit, wie Untersuchung und Verhandlung sie zu Tage förderten, und die Dichtung, mit welcher Zalewski das Schicksal des Sträflings von sich abzuwenden glaubte.

Die Wahrheit, das Unwiderlegliche an der ganzen Gelegenheit sei in den folgenden Zeilen kurz und bündig zusammengefaßt:

Philemon Zalewski hatte schon eine Verurtheilung hinter sich, als er seine letzte Stellung in Wien erhielt. Vor zweiunddreißig Jahren als Sohn eines griechisch-katholischen Geistlichen in Zaychow in Galizien geboren, trat er im Alter von achtzehn Jahren bei dem Postamte Zaleszczyki ein. Hier fälschte er im Verein mit einem Collegen Postanweisungen, wurde zu sechs Monaten Kerkers verurtheilt und nach Abbüßung dieser Strafe zum Militair assentirt. Er diente bis 1885, dann kam er um eine Postbeamtenstelle in Wien ein. Seine 1875 erfolgte Abstrafung war allen österreichischen Postanstalten mitgetheilt worden; dieses Actenstück ging durch einen Zufall verloren, und so fand er auf Grund seiner militärischen Dienstjahre eine Verwendung, von der er eigentlich ausgeschlossen war. Damit beginnt die Reihe jener Momente, an denen Zalewski sein Lügengewebe sich emporranken ließ. Er wurde angestellt und zwar bei der Fahrpost-Aufgabe; auf sein Ansuchen versetzte man ihn zum Geldbrief-Amte. Nun war er dort, wo er sein wollte, und er bereitete sich Schritt für Schritt

auf das Unternehmen vor, welches er offenbar als die Mission seines Lebens ansah. Am 26. Mai 1887 that er den kühnen Griff. Er wußte es so einzurichten, daß an diesem Tage die Controle getäuscht wurde. Am 28. Mai gelangte an die Post die erste Reclamation wegen eines nicht eingetroffenen Geldbriefes. Jetzt wurde die Defraudation in ihrem ganzen Umfange entdeckt. Steckbrief, Prämie für die Eruirung des Defraudanten, Zeitungsartikel folgten — man weiß ja, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt. Zalewski hatte zwei Tage Vorsprung. Er war also — wie alle Welt annahm — entflohen. Wohin? Natürlich nach Amerika, wohin alle Defraudanten gehen, um sich dem Arme der Justiz zu entziehen. Am 26. Mai hatte Frau Zalewski von ihrem Gatten einen Brief erhalten, er müsse mit der Post-Ambulanz nach Krakau reisen, könne also nicht nach Hause kommen. Darin lag nichts Auffallendes; derlei war schon dagewesen. Am 28. Mai folgte ein zweiter Brief an Frau Zalewski; in diesem, der tausend Gulden enthielt, legt Zalewski ein Geständniß ab, weist die Frau an, sich vor der Hand zu ihren Verwandten nach Galizien zu begeben, bis er sie auffordern werde, ihm nach Amerika nachzureisen. Er hatte an dem kritischen Tage einem Dienstmanne beide Briefe übergeben, einen davon jedoch mit dem ausdrücklichen Auftrage, ihn erst am 28. zu bestellen. Als Vertreter der Behörde in Zalewskis Wohnung erschienen, um seine Photographie für einen Steckbrief zu suchen, lieferte Frau Zalewski die Briefe und die tausend Gulden aus, sagte sich von ihrem Gatten völlig los und erschien nicht wieder auf der Bildfläche des Processes. Die Photographie, nach welcher man gefahndet, war aus dem Rahmen herausgenommen — Zalewski hatte rechtzeitig dafür gesorgt, daß seine Verfolgung erschwert würde. Während man ihn suchte, saß der Verbrecher ruhig in Wien. Statt zu fliehen, so lange von allen Seiten nach ihm gefahndet wurde, sparte er sich die Flucht für eine Zeit auf, in welche andere Ereignisse das Interesse an seinem Verbrechen in den Hintergrund würden gedrängt haben. Für einen Schlupfwinkel hatte er wochenlang vorgesorgt. Am 22. April annoncirte er in einer Wiener Zeitung: „Ein wohlhabender Staatsbeamter wünscht sich mit einem gebildeten, wenn auch sehr armen, aber braven Fräulein zu verehelichen.“ Das sehr arme, aber brave Fräulein fand sich in der Person der 27 Jahre alten Sprach- und Musiklehrerin Johanna Nathanson, der sich Zalewski als Ritter von Till vorstellte.

Er gab seine Absicht kund, sie zu heirathen, nur müsse sie in manche seltsame Vorbereitung zu diesem wichtigen Schritte willigen. Vor Allem sei es nothwendig, daß sie ihre Wohnung wechsele (sie hielt sich damals in der Nähe der Postanstalt auf) und sich irgendwo einmiethe, wo er sie ungesehen besuchen könne. Er werde von seinen Verwandten verfolgt und habe Ursache, sich ihren Augen bis auf Weiteres zu entziehen. So gewöhnte er die leichtgläubige Person einen Monat lang daran, die Nothwendigkeit eines Versteckes für ihn zu begreifen. Am 26. Mai begab er sich Abends

zu ihr und bat sie, ihn dort übernachten zu lassen, da er von seinen Verwandten arg bedroht sei. Von da an führte er durch mehrere Wochen bei ihr das Leben eines sorgsam Verborgenen. Die Fenstervorhänge blieben herabgelassen; wenn die Nathanson ausging, legte sie ein Vorhängeschloß an die Thür. Eine Magd wurde nicht gehalten, kein Fremder betrat den Raum, in welchem der vielgesuchte Defraudant sich aufhielt. Etliche Male im Abenddunkel ging Zalewski aus, aber schon in der Verkleidung, die er später auf der Reise benützte: als Frauenzimmer. Nur sein Bruder, der Feldwebel Emil Zalewski, fand Zutritt zu ihm. Die beiden Brüder besprachen das Geschehene und die Pläne für die Zukunft; aber theils thaten sie dies, wenn die Nathanson abwesend war, theils bedienten sie sich der russischen Sprache, um von ihr nicht verstanden zu werden. Endlich glaubte Philemon Zalewski eine entscheidende Wendung herbeiführen zu müssen, er entschloß sich zu jener Flucht, die ein ungeschickterer Defraudant unmittelbar nach der That unternommen hätte. Aber nicht als Philemon Zalewski machte er sich auf den Weg, sondern in der Maske des Dienstmädchens Cäcilia Zwicker. Letztere, die Geliebte des Feldwebels, verschaffte sich, weil dieser sie darum ersuchte, die Reisedocumente nach Amerika. Emil Zalewski überließ das Papier seinem Bruder Philemon, und in der That reiste Johanna Nathanson von Wien nach Havre mit ihrem angeblichen Stubenmädchen Cäcilia Zwicker. Wir haben schon gesagt, daß dieses Niemand Anderes war, als der Defraudant. In Salzburg gerieth das seltsame Paar in die Gefahr, erkannt zu werden. An der Erscheinung des Pseudo-Stubenmädchens mag etwas Auffallendes gewesen sein, denn die Reisenden mußten sich legitimiren. Das scheint ihnen wohl gelungen zu sein: sie kamen glücklich bis Havre, dort löste Zalewski für sich eine Ueberfahrtskarte nach New-York, die Nathanson aber bestimmte er, nach Wien zurückzukehren und dort zu bleiben, bis er sie berufen werde. Er gab ihr hundert Gulden und 15 Napoleonsdor, ferner einen Brief an seine Gattin mit — einen Brief voll der süßlichsten Liebesversicherungen und voll von Projecten für einen sorgenfreien Aufenthalt in New-York. Der Nathanson spiegelte er vor, daß er seiner Verwandten wegen auswandern müsse, und daß die Verkleidung und all die Geheimthuerei nothwendig sei, um nicht die Aufmerksamkeit seiner Verfolger zu erregen. Johanna Nathanson vertritt in dem Criminalroman, in dessen Mittelpunkt Philemon Zalewski steht, ganz und gar den Typus der Gouvernante, der weißen Sklavin, die von der dienenden Klasse die Pflichten, von der besitzenden den äußeren Schein hat. Sie ist den dreißig nahe; noch hat Niemand sich um sie beworben. Sie arbeitet unablässig, und das Ergebniß eines halben Menschenlebens voll Mühe und Arbeit sind Ersparnisse in der Höhe von 290 Gulden, ist die Aussicht auf ein einsames Alter. Da kommt ein Mann, der vor der Armuth eines Mädchens nicht zurückschreckt; nur Bildung und Bravheit will er. Johanna Nathanson ist gebildet und brav, sie darf

also hoffen, daß ihr Alleinsein ein Ende haben werde. Der angebliche Anton Ritter von Till, der bösartige Verwandte hat, wird sie dem freudlosen Schicksal entreißen, immer nur am fremden Herde zu walten — ist's da ein Wunder, daß sie an diese Hoffnung Alles setzt, daß sie Alles glaubt, daß sie keinen Versuch macht, eine Behauptung ihres Freiers skeptisch auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu prüfen? Nur mit ihrer Hoffensfreudigkeit, nur mit ihrer Glaubensseligkeit erklärt es sich, daß sie bereit war, Philemon bei sich zu beherbergen, ihm die Frauenkleider zu verschaffen, ihm ihre Ersparnisse zu opfern, sich während der Zeit des Zusammenlebens mit der nothdürftigsten Alimentation zu begnügen, ihn nach Havre, in der bekannten, gefahrvollen Weise zu begleiten, sich von Havre mit einer leeren Vertröstung und einem kleinen Zehrpfennige zurückschicken zu lassen. Im Laufe der Schlußverhandlung fragte der Staatsanwalt sie: „Sie haben von dem Postdefraudanten Zalewski gelesen; ist Ihnen nicht eingefallen, daß ein Zusammenhang obwalten könnte mit dem Manne, den die Polizei sucht?" — „Nein, gar keine Idee! Er war ja mein Bräutigam; er war der erste Mann, zu dem ich in Beziehung getreten bin; wie hätte ich ihm mißtrauen sollen? Ich habe von dem Glücke geträumt, das ich zu machen glaubte!"

Die Nathanson war Zalewski also los, und nun dampfte er der neuen Welt zu, nachdem er die Kleider und mit ihnen das Geschlecht gewechselt und sich aus dem Stubenmädchen Cäcilia Zwicker in den eleganten Reisenden Mr. Nathanson umgewandelt hatte. Während er sich an Bord befand, wurde sein Geheimniß gelüftet. Emil Zalewski in Wien war verhaftet worden. Er hatte zwar einen Brief mit 900 Gulden, den sein Bruder ihm von der Wohnung der Nathanson aus geschickt, nachträglich, von Gewissensbissen erfaßt, behördlich deponirt, aber es scheint, daß er dies nur gethan, um den Verdacht von sich abzulenken, daß er mit seinem Bruder weiterhin einverstanden sei, denn eine bei ihm vorgenommene Haussuchung förderte 35000 Gulden zu Tage. Er wurde verhaftet, aber damit wäre die Spur seines Bruders noch immer nicht gefunden gewesen, wenn nicht Cäcilia Zwicker von der Verhaftung erfahren und freiwillig der Polizei mitgetheilt hätte, das Emil Zalewski sich durch sie ein Reisedocument verschafft habe. Ein wichtiger Fingerzeig war dafür gegeben, auf welche Art der Defraudant entkommen sei; die nächste Wirkung war die Verhaftung der mittlerweile aus Havre zurückgekehrten Nathanson, dann begann der unterseeische Telegraph zu spielen, und als die „Champagne" vor New-York anlangte, kam der Bundesmarschall Bernard an Bord, um den falschen Mr. Nathanson in Haft zu nehmen. Die amerikanischen Gesetze hätten es dem Verbrecher ermöglicht, seine Auslieferung endlos hinauszuschieben, ja sie vielleicht zu vereiteln; er aber gab im ersten Augenblicke seine Identität zu, bekannte die Defraudation ein und erklärte ausdrücklich seinen Wunsch, möglichst bald nach Oesterreich zurückgebracht

zu werden. Der österreichisch-ungarische Consul in New-York sagt in seinem Berichte an den Minister des Aeußeren, Grafen Kalnoky, er müsse constatiren, „daß durch das Verhalten des Zalewski nicht nur die Extradirungsfrage einer vielleicht monatelangen Verschleppung entrückt, sondern es auch ermöglicht worden ist, ohne weitere kostspielige und zeitraubende Prozedur und Verfechtung der Civilklage in den Besitz der Gelder zu gelangen, ehe noch die Vertheidiger (es ist von den Anwälten die Rede, welche sich in New-York Zalewski freiwillig zur Verfügung stellten) Zeit und Gelegenheit hatten, Opposition zu machen. Zalewski zeigte eine Art Ungeduld, wieder nach Wien zu kommen. Er erklärte in New-York, er werde dem Kaiser von Oesterreich seine Sache vorlegen und gewiß Gnade bei ihm erlangen. Während der Schlußverhandlung entschlüpfte ihm einmal ein heftiger Ausdruck des Unmuths darüber, daß er bei dem Gerichte nicht den Schutz finde, den er sich erhofft. Er ging von Amerika herüber in der Meinung, daß er hier ungleich besser werde behandelt werden als andere Defraudanten. Zu einer solchen Ausnahmestellung berechtigte ihn nichts; er hoffte, sich sie zu erringen durch ein Märchen, das ihn aus der Masse der gemeinen Verbrecher heraus- oder gar emporheben sollte. Zuerst versuchte er es, wie gesagt, mit der Morphiophagie. Als er gewahrte, daß er damit nichts erreiche, sattelte er um und bestieg das politische hohe Roß. Am ersten Tage der gegen ihn durchgeführten Verhandlung begann er den Versuch, sich mit dem Schilde des hochverrätherischen Geheimbundes zu decken. Er rückte nicht sogleich mit der ganzen Sache heraus, sondern nach und nach gab er immer entschiedenere Andeutungen und ließ sich endlich von seinem Vertheidiger einen längeren Bericht gerne abringen, durch welchen er den Vorsitzenden des Gerichtshofes sowie den Staatsanwalt zu weiteren Fragestellungen nöthigte, so daß er schließlich alles vorgebracht hatte, was er vorbringen wollte und konnte, um sich als Opfer einer Geheimbündelei hinzustellen. Er begann seine Offenbarungen damit, daß er „unverhofft" in die Angelegenheit „hineingerathen" sei. Für sich selbst habe er nichts behalten wollen, das Ganze war für den über Oesterreich, Rußland, Frankreich und Deutschland ausgebreiteten Bund bestimmt. Nachdem Zalewski einen Theil seiner Enthüllungen niedergelegt, hatte er wieder Anwandlungen von Verschwiegenheit und mußte von seinem Vertheidiger gemahnt werden — was ihm aber sichtlich sehr angenehm war —, in seinen rücksichtslosen Offenbarungen fortzufahren. Er entwickelte nun mit Mißachtung jeder Wahrscheinlichkeit die Geschichte seiner Beziehungen zu dem Bunde. Vor drei Jahren, auf einem Polenballe, habe er ein Mitglied des Bundes kennen gelernt. Nach Mitternacht — was wäre ein Schauerroman ohne Mitternacht! — wurde ihm von dem neuen Bekannten der Antrag gestellt, sich dem Bunde anzuschließen. Zalewski, damals noch Soldat, war dazu bereit, verabredete für den nächsten Tag eine Zusammenkunft mit den Leitern des Vereins in einem der besuchtesten (!) Wiener

Gasthäuser, und kurz darauf wurde er als Bundesmitglied beeidet. In der Verhandlung entblödete er sich nicht zu schildern, wie er mit verbundenen Augen zu Wagen nach dem Hause des Bundespräsidenten gebracht und dort vor einem Altar beeidet wurde; ja er berichtete, daß er nur den Taufnamen des Präsidenten — Arthur — kenne, und daß dieser allerdings viel Geld besitze, aber nur für sich, nicht für den Bund. Daß er trotz seiner bemakelten Vergangenheit eine Anstellung erhielt, schreibt er dem Einflusse des Bundes zu. Er führt alle seit 1884 eingetretenen wichtigeren Episoden seines Lebens auf diese geheime Gesellschaft zurück. Die letztere habe ihn nur deshalb zur Post gebracht, damit er bei Gelegenheit in ihrem Interesse einen bedeutenden Betrag stehlen könne. Lange genug habe er sich geweigert, bis man ihn damit einschüchterte, daß man der Postdirection seine frühere Abstrafung mittheilen werde. Am 26. Mai, um 9 Uhr Abends, hätte er einer Deputation des Bundes das defraudirte Geld nächst dem Nordbahnhofe überliefern sollen. Da er sich um eine halbe Stunde verspätete, seien die Verschworenen bereits verschwunden gewesen, und nun habe er in seiner Rathlosigkeit Zuflucht bei der Nathanson gesucht, bis er endlich nach Amerika floh, in der Absicht, von dort aus das fremde Gut zurückzustellen. Jedes Wort dieser Darstellung ist eine Lüge. Zalewski hatte erfunden, aber schlecht und plump erfunden. Hätte er die Absicht gehabt, den Betrag von etwa 150 000 Gulden dem mysteriösen Bunde zuzuwenden, so würde er davon nicht 35 000 Gulden seinem Bruder Emil geschickt, würde er seiner Frau nicht brieflich ein Leben voll Lust und Pracht in Amerika in Aussicht gestellt haben. Er will speciell für sich die Aufgabe übernommen haben, in der Armee im Sinne des Bundes zu wirken. Sein Bruder aber, der doch der Armee angehört, hält es für sehr unwahrscheinlich, daß Philemon sich an politischen Umtrieben betheiligt, ja sich für dieselben auch nur interessirt habe. Hätte Zalewski die Rache einer mächtigen Gesellschaft zu fürchten, so würde er diese allenfalls' in der geheim geführten Voruntersuchung, aber nicht in der öffentlichen Schlußverhandlung, denuncirt haben. Und was muß das für eine geheime Liga sein, deren Abgesandte nicht eine halbe Stunde daran wenden wollen, den Ueberbringer einer für den Bund so wichtigen Summe zu erwarten! Man braucht nicht näher in die Details von Zalewskis Verantwortung einzugehen, um einzusehen, daß sein politischer Roman von vornherein auf den entschiedensten Unglauben stieß. Trotzdem lag die Befürchtung nahe, daß die Geschworenen sich durch das irredentistische Gespenst in einer oder der anderen Weise würden beeinflussen lassen. Zalewskis Enthüllungen klangen nach Wahnsinn, aber nach Wahnsinn mit Methode, und ungeachtet aller Widersprüche und Lächerlichkeiten, in die er sich verwickelte, ging durch seine Depositionen etwas wie ein karrikirtes Echo wirklicher Verhältnisse. Man braucht als Probe nur ein paar Stellen aus den Verhandlungsdialogen herauszuheben.

Vorsitzender: Welches waren die Ziele und die Natur des geheimen Bundes? Zalewski: Der Zweck des Bundes war, das deutsche Element zu verdrängen und das slavische in Oesterreich zum herrschenden zu machen. In Folge dessen bestand der Bund aus drei Sectionen. Doctor Elbogen: Hatte der Verein auch andere Zwecke? Zalewski: Ja, auch die Zwecke, das deutsch-österreichische Bündniß zu zerstören, respective eine Regierung an's Ruder zu bringen, welche den engen Anschluß Oesterreichs an Rußland und Frankreich mit der Spitze gegen Deutschland zum Zielpunkte ihrer Bestrebungen nimmt. Oesterreich sollte dann auf seine Interessen in Orient verzichten. Doctor Elbogen: Und die innere Politik? Zalewski: Die einzelnen Kronländer sollten selbständige Königreiche werden. Doctor Elbogen: Also ein slavischer Föderativstaat auf den Trümmern des derzeitig bestehenden Oesterreichs?

Auf letztere Frage ertheilte Zalewski die beruhigende Versicherung, daß jener Geheimbund, dessen Deputation nächst dem Nordbahnhofe durchaus nicht bis 9½ Uhr warten wollte, den Zerfall Oesterreichs nicht in sein Programm aufgenommen habe. Bei völliger Unabhängigkeit der einzelnen Kronländer solle die Monarchie als solche bestehen bleiben, und zwar sogar mit für das ganze Reich gemeinsamen Ministern des Aeußeren und des Krieges. Da hat man eine der Nuancen, in denen der Vertheidiger den Herodes überherodisirte: seinen Clienten noch gefährlicher hinstellen wollte, als dieser selbst sich aufspielte. Es ist in den österreichischen Gerichtssälen nichts Seltenes, daß zwischen Staatsanwaltschaft und Vertheidigung scharf zugespitzte Wortkämpfe sich entwickeln. Namentlich aus der älteren Beamtenschule gingen Senatspräsidenten hervor, welche zwischen den Vertretern der Anklage und der Vertheidigung Wind und Sonne nicht ganz gleichmäßig vertheilten. Der unvergeßliche Dr. Johann Nepomuk Berger, der dem ersten Bürgercabinet als Minister ohne Portefeuille angehörte, fand sich eines Tages zu einer Verhandlung, bei welcher er ex officio als Vertheidiger fungirte, um eine Viertelstunde zu spät ein. Seine Versäumniß hatte darin seine Erklärung, daß er mit den zukünftigen Collegen die letzten Modalitäten seiner für den nächsten Tag zu gewärtigenden Ernennung zum Minister besprach. Als er den Verhandlungssaal betrat, donnerte ihm der Vorsitzende — ein Zögling jener alten Schule — strafend entgegen: Herr Doctor, ich muß Ihnen eine Rüge ertheilen." Worauf die neue Excellenz mit ihrer dünnen, haarscharfen Stimme erwiderte: „Um Gotteswillen, Herr Präsident, machen Sie mich nicht unglücklich." ... Heute würde kein Präsident mit einem Johann Nepomuk Berger so sprechen, wenn es nur noch Johann Nepomuk Berger gäbe! Die jüngere Generation der Beamten hat sich noch nicht ganz und gar daran gewöhnt, den Vertheidiger und den Staatsanwalt als gleichberechtigte Factoren zu behandeln; wie dem frischen Küchlein die Eierschalen, so hängen ihr noch ein klein wenig Ueberreste jener Meinung an, welche sie in dem Staatsanwalt den

engeren Berufsgenossen erblicken ließ, während der Vertheidiger denn doch ihrer bureaukratischen Empfindung etwas ferner stand. Diesmal aber mußte selbst der unparteiischste Beobachter zugestehen, daß es dem Präsidenten und dem Staatsanwalt schwer gemacht war, die Vertheidigung frei walten zu lassen, denn diese verharrte mit aller Energie auf der politischen Seite von Zalewskis Persönlichkeit und suchte dadurch den Proceß künstlich zu verschieben. So kam es denn zu kleinen Reibereien; der Vertheidiger machte die Aeußerung: „In diesem Saale hat der Staatsanwalt immer Recht." Der Präsident ließ diese Worte als ungehörig zu Protokoll nehmen, wogegen wieder der Vertheidiger sich dringend erkundigte, ob eine Aeußerung des Präsidenten, welche ihm unpassend erschien, auch protokollirt worden sei . . . Die Hauptsache war zum Schlusse, daß Dr. Elbogen zu der Hauptfrage eine Zusatzfrage an die Geschworenen — den durch den geheimen Bund auf Zalewski geübten, unwiderstehlichen Zwang behandelnd — durchsetzen wollte. Der Gerichtshof entschied ablehnend, und damit war die Gefahr beseitigt, das von Zalewski ausgesonnene Märchen in Betracht gezogen zu sehen. Philemon Zalewski wurde einstimmig schuldig erkannt. Emil Zalewski, als Soldat, untersteht der Militär-Jurisdiction. Johanna Nathanson, vertheidigt von dem populärsten Anwalte Wiens, Dr. Max Neuda, fand für alle Enttäuschungen und Bitternisse, welche sie seit vier Monaten erlebt, die Genugthuung, einstimmig schuldlos erkannt zu werden. Als der Präsident dem Verurtheilten verkündete, daß er mit acht Jahren schweren Kerkers sein Verbrechen zu büßen habe, zerrann das irredentistische Gespenst, und an seine Stelle trat, verbundenen Auges, die Waage in der Hand, das klare Bild der Gerechtigkeit.

Aus Anselm Feuerbachs Leben.

Erinnerungen und Betrachtungen

von

Julius Allgeyer.

— München. —

II.

In der Heimat.

Noch einmal leuchtete mir über Genua und seinem herrlichen Golf die Sonne des Südens. Wenige Stunden darauf fuhr ich über die Schneefelder des St. Gotthardt der winterlichen Heimat entgegen.

Ich eilte nach Karlsruhe, wohin außer den eigenen Angelegenheiten mich die Hoffnung trieb, Feuerbach an Ort und Stelle persönlich nützen zu können.

Eine mit Hoffinanzrath Kreidel, dem damaligen Cabinetsecretär des Großherzogs, gepflogene Unterredung war zunächst nicht geeignet, besondere Hoffnungen zu erwecken. Das Beste waren Andeutungen von freilich sehr allgemeiner Natur, daß man bereit sei, wenn Feuerbach seinen Wohnsitz wieder in Karlsruhe aufzuschlagen sich entschließen wollte, ihm einen geeigneten Raum für seine Arbeit innerhalb des großherzoglichen Parkgebiets herrichten zu lassen.

Im übrigen fielen allerlei Worte über Eigenwilligkeit und Mangel an Dankbarkeit des Künstlers; eine Art von büreaukratischer Beurtheilung von Kunstangelegenheiten, die bei dem kategorischen Wesen von Feuerbachs Künstlernaturell ein segensreiches Verhältniß nicht absehen ließ, wenn nicht ein höherer Wille hier das Richtige finden und beschließen sollte.

Zur Illustration der Dinge wurde mir sodann auf mein Ansuchen

das Gebäude aufgeschlossen, in welchem die „Poesie“ Feuerbachs hinter allerlei Requisiten in Hoffnung auf bessere Tage ihr Dasein fristete.

Meine weitere Umschau bestätigte dann nur zu sehr, daß die in Karlsruhe zur ausschließlichen Herrschaft gelangte Düsseldorfer Künstlercolonie Feuerbach feindselig gegenüberstand. Da ich jedoch von der Zeit meines Düsseldorfer Aufenthalts her mit einem Theil derselben in den besten Beziehungen stand, glaubte ich hoffen zu dürfen, die herrschenden Vorurtheile allmählich entkräften helfen zu können. Im Uebrigen vertraute ich auf die überzeugende Kraft von Feuerbachs Talent.

Der Verlauf der Dinge gab später freilich zur Genüge Gelegenheit zu der Erfahrung, daß es schwer ist mit reinen Waffen im Kampf gegen kleinliche Denkart und persönliches Uebelwollen aufzukommen, besonders wenn die Angriffe mit vergifteten Geschossen aus wohl gedeckter Stellung heraus erfolgen.

So wenig wählerisch man aber auch in der Folge in den Mitteln war, um Feuerbach in seiner Heimat den Boden zu entziehen, ging es doch zunächst nicht an, den unstreitig begabtesten und deshalb vielleicht auch gefürchtetsten unter den einheimischen Künstlern so geradeswegs abzuschütteln, so lange demselben noch die persönlichen Sympathien des Großherzogs zur Seite standen. Diese zu untergraben forderte Zeit und Vorsicht, aber man kannte genau die einzuschlagenden Wege. Man befürwortete zum Schein die Uebersiedelung Feuerbachs nach Karlsruhe, weil sie offenkundig in den Wünschen des Landesherrn lag, gab sich aber dabei der stillen Hoffnung hin, daß der Gehaßte im letzten Augenblick noch ablehnen, oder aus leicht zu schaffenden Ursachen wieder zum Rücktritt veranlaßt werden könnte, denn Eines war man festen Willens: die Rolle des Vorgesetzten gegen ihn aufrecht zu erhalten, zur Strafe dafür, daß er schon vor fünfzehn Jahren der Ueberzeugung Ausdruck zu leihen gewagt hatte: „in Düsseldorf nicht genug lernen zu können.“

Man vergaß nur das Eine, oder schien es vergessen zu wollen, daß zwischen einst und jetzt entscheidende Jahre voll gewaltigen Ringens lagen, in denen Feuerbach nicht nur zum Künstler von klarbewußten Zielen, sondern auch in der harten Schule des Lebens zur ganzen Selbständigkeit des Mannes herangereift war, wie sehr auch das wahrhaft Ewigjugendliche seiner äußeren Erscheinung zu dieser seiner innern Reife und zu seinen dreißig Jahren im Widerspruch stand.

Zur Charakterisirung der rein künstlerischen Gegensätze, mit denen unser Freund in Karlsruhe innerhalb des ihm zum Richter gesetzten Collegiums zu rechnen gehabt haben würde, möge zunächst der Ausspruch des Galeriedirectors Lessing hier seine Stelle finden, den derselbe über Feuerbach bei Gelegenheit der Ausstellung von dessen „Abschied der Medea“ fällte, als es sich um deren Ankauf für die Karlsruher Galerie handelte: „Talent,“

so äußerte derselbe gegen mich, „hat Feuerbach reichlich für zehn Andere; wenn er nur endlich zur Einsicht kommen und vernünftigere Dinge malen wollte.“

Gewiß, es war nicht zu verlangen, daß ein Mann anders urtheilen sollte, für den ein Künstler einfach unverständlich war, der bei der Wahl seiner Stoffe von einer anderen, als der Erwägung ihrer Zeitgemäßheit ausging, was für ihn ziemlich gleichbedeutend mit der Verkäuflichkeit des Werkes war. Hatte er doch nach seinem eigenen Geständniß nach seinem Einjährigendienst geschwankt, ob er bei den Husaren oder bei der Palette bleiben sollte und die Entscheidung dieser Frage von dem raschen und glänzenden Verkauf oder Nichtverkauf seiner nächsten großen Arbeit abhängig gemacht.

Während der dichterische Drang und die übergeschäftige Phantasie Feuerbach die Stoffe in bedrückendem Ueberschuß zuführte, war Lessing, der seine Inspirationen aus dem Studium alter Chroniken und Geschichtswerke empfing, nach Vollendung jeden Bildes in einer Art von gelinder Verzweiflung, was er nun Neues beginnen sollte. Erst nachdem er seinen „neuen Stoff“ als gleichsam vereidigter Historienmaler, auf ihren nationalen und confessionellen Gehalt auf's ängstlichste geprüft, erhielt derselbe Zutritt in sein Atelier. Er war außerdem ein grundsätzlicher Gegner aller auf Italien zurückzuführender Kunsteinflüsse. Er selbst hatte nie die Alpen überschritten, aus Furcht, er könnte seine Originalität dadurch einbüßen. Nothwendig mußten daher zwei so verschieden geartete Naturen einander ausschließen, wo nicht abstoßen. Es könnte Lessing deshalb als ganz besonderes Verdienst angerechnet werden, daß er trotz dem die Begabung seines künstlerischen Antipoden „als ausreichend für zehn Andere“ anerkannte, wenn dies nur nicht immer unter jedesmaligem ausdrücklichem Einspruch gegen den Ankauf von jeglichem Bild desselben, selbst dann geschehen wäre, wenn er, wie es vorkam, auf dem Weg zur entscheidenden Sitzung versprochen hatte, seinen ganzen Einfluß dafür einzusetzen.*)

Doch er war wenigstens ein Künstler, auf den das Prädikat „tüchtig“ Anwendung finden konnte**); ein Anderes war's, wenn Adolph Schroedter***), der so ganz als der Vertreter geistreich-dilettantischen Kunsttreibens bezeichnet werden kann, mit der überlegenen Miene des Meisters

---

*) Für die Bereicherung der Karlsruher Galerie mit Lessings eigenen Werken ist dagegen in so freundschaftlicher Weise gesorgt worden, daß der etatmäßige Kunstfonds auf sieben Jahre hinaus vorauserschöpft wurde.

**) Niemand wird leugnen, daß Lessing auf dem Gebiet der Landschaft Vortreffliches leistete. Hier hatte ihn seine passionirte Neigung zur Jagd in ein intimes Verhältniß zur Natur gebracht.

***) Adolph Schroedter (Lessings Schwager), war eben kurz vorher an das Polytechnikum in Karlsruhe berufen worden, an welcher Anstalt eine Professur eigens für ihn creirt worden war.

zu äußern wagte, Feuerbach thäte wohl daran, Rom aufzugeben, um in Karlsruhe noch etwas Rechtes zu lernen.

Dazu also hatte derselbe alle Schulen von Deutschland, Belgien, Frankreich und Italien durchlaufen, um zu guterletzt in Karlsruhe sich die eigentliche Künstlerweihe holen zu sollen?

Der Einzige, der ausreichend Verständniß besessen hätte um Feuerbach gerecht werden zu können, Schirmer, der Director der Kunstschule, war seit Lessings Berufung einflußlos und völlig in zweite Linie gedrängt worden. Schon Angesichts der Assunta hatte derselbe geäußert, daß wenn Feuerbach in dieser Weise fortfahre, er in zehn Jahren europäischen Ruf erlangt haben werde. Im Grunde konnte aber auch er sich nicht von dem Gedanken an die Unterordnungspflicht Feuerbachs freimachen und fühlte sich innerlich durch den selbständigen Gang, den derselbe eingeschlagen, vernachlässigt und verletzt.

Die Uebrigen des Richtercollegiums dürfen wir als rein örtliche oder völlig vergessene Größen hier mit Stillschweigen übergehen.

Unter solchen Eindrücken reifte damals in mir der Plan zu einer Denkschrift an den Großherzog, in welcher in ruhigem, aber freimüthigem Ton, unter Hinweis auf die Bedeutung von Feuerbachs ganzem bisherigen künstlerischem Auftreten, den Vorurtheilen und feindseligen Strömungen, die gegen ihn herrschten, entgegenzuwirken versucht werden sollte. Dieselbe ist auch später wirklich eingereicht werden, hat aber weder eine Erwiderung, noch sonst irgend eine Beachtung zur Folge gehabt.

Noch hatte ich in Heidelberg die Mutter Feuerbachs aufzusuchen, der ich von demselben von Rom aus angemeldet war.

Die Welt weiß, daß sie nicht seine wirkliche Mutter war. Zum Glück für den Sohn hat er selbst dies nie im Leben empfunden. Das Verhältniß zu ihr ist, insoweit der Verkehr mit der Außenwelt auf das Geistes- und Gemüthsleben des Sohnes überhaupt einen bestimmenden Einfluß gehabt hat, das tiefste, folgenreichste und ein bis zu seinem Tode nachhaltiges gewesen. In sich reich genug, um hundert oberflächliche Beziehungen aufzuwiegen, hat ihn dasselbe nicht nur jederzeit vor dem Gefühl wirklicher Vereinsamung, das bei seinem Hang zur Absonderung nahe lag, heilsam geschützt, sondern war im Verein mit seiner Kunst geradezu der heimatliche Ruhepunkt, an dem die inneren und äußeren Stürme seines Lebens immer wieder ihre wohlthätige Ausgleichung fanden.

Frau Feuerbach bewohnte um jene Zeit in der Hauptstraße von Heidelberg nach der Gartenseite zu einen Theil eines der stattlichen älteren Gebäude, deren es in der schönen Neckarstadt so viele aus dem 17. und 18. Jahrhundert giebt.

Aus dem geräumigen Saal, dessen Mitte ein großer Concertflügel

einnahm, führte eine breite doppelte Glasthüre auf einen großen von Säulen getragenen Balkon. Mächtige Bäume überschatteten denselben, Epheu und wilder Wein umrankten die Wände, während im Inneren ein Flor von seltenen Pflanzen das Licht des Tages dämpfte. Kein Geräusch der Straße drang zu dieser heimlichen Stätte. Dies war „das grüne Plätzchen an der Epheuwand“, von dem es im Vermächtniß in einem Briefe aus Venedig heißt: „Glaubt mir, es ist etwas werth auch neben Italien.“

Wie oft, wenn Heimweh ihn leise beschlich, hatte Feuerbach desselben gedacht, wie schön es sich da träumen und im Geiste arbeiten lasse, während drinnen an ihrem Flügel sitzend, die Mutter eines von seinen Lieblingsstücken vortrage.

Mir selbst war an diesem Platz, als hätte ich schon oft da gesessen, denn die Dinge, die mich umgaben, erschienen mir alle wie längst bekannt, wie der Stoff mir vertraut war, der den Inhalt des Gespräches bildete; vereinigte doch Beide, die da saßen, derselbe Glaube: der Glaube an die Größe und an die Zukunft eines Künstlers, den voll und ganz anzuerkennen die Heimat sich immer noch widerwillig sträubte, am Menschen wie am Künstler mäkelnd.

Vieles ward Angesichts der bald bevorstehenden Heimkehr Feuerbachs über Gegenwärtiges und Zukünftiges berathen und geplant, bis es zu scheiden galt. Ich eilte endlich zu meinen Angehörigen und zu meiner Arbeit an den Bodensee. Hier traf mich bald darauf das nachfolgende Schreiben:

„Heidelberg, 6. Juni 1860.

Lieber Freund!

Seit Kurzem hier angekommen, sende ich Ihnen an den See meinen herzlichen Gruß, mit der Bitte, von Zeit zu Zeit Etwas von sich hören zu lassen.

Lange Beschreibungen zu machen ist nicht meine Sache, ist unter uns auch nicht nöthig. Es wird die Einsamkeit am See Ihnen wohlthun, sowie auch mir Ausruhen wahre heilsame Medizin ist.

Daß Sie in einigen Monaten mich hier einmal besuchen könnten, scheint mir wünschenswerth und nicht unmöglich zu sein. Daß Sie bei mir wohnen, versteht sich von selbst und man könnte vor meiner Abreise viel besprechen, was zu schreiben zu viel Anstrengung kostete.

Es ist manch sonniges stilles Plätzchen auf dem Schloß, was immer schöner aussieht, wenn's der liebe Herrgott beleuchtet, als wenn der Bürgermeister alle Feuer Bengaliens heraufbeschwört.

Mein Atelier in Rom mußte ich aufgeben, statt dessen steht es fester als je, daß nur drüben meine Heimat sein kann. In Genua habe ich ein zweites Paradies entdeckt und die van Dyk'schen Portraits schweben mir vor der Seele.

Meine Gesundheit ist nicht die beste, aber ich habe festes Vertrauen auf eine glänzende Zukunft.

Meine Hoffnung sind die Kinderbilder.

Ich lebe hier sehr zurückgezogen und still, wo wären auch Anknüpfungspunkte!

Scheffel kommt Ende Juni nach Karlsruhe. Ich werde ihn dort aufsuchen müssen. Ich bin sehr verstimmt über viele Dinge, die ich Ihnen später im alten Vertrauen mittheilen werde.

Schreiben Sie bald und halten Sie den Kopf in der Höhe.

Den letzten Abend in Rom in einer Vigna, herrlich gelegen, mit Cardwell*), Rubikonti**) und den Russen bis Morgens 3 Uhr zusammengewesen. Cardwell sehr gerührt.

Taufe an Fontana Trevi. So haben mir Fremde ein anständiges Geleit gegeben, während meine Landsleute ꝛc. ꝛc.

Theodor Heyse nicht mehr gesehen***).

Großfürstin bei mir gewesen; gekauft nichts, was das billigste ist.

Schreiben Sie bald und kommen Sie später und gedenken Ihres Freundes

Anselm Feuerbach."

Wie gerne hätte ich diesem Ruf sofort Folge geleistet; allein der Stich der Pieta war noch nicht weit genug vorangeschritten. Es hieß Geduld üben und erst die Arbeit fördern. Als aber unterm 15. August aus Karlsruhe die Nachricht an mich gelangte, die Madonna von Feuerbach sei daselbst ausgestellt und es gehe allgemein das Gerücht, der Großherzog beabsichtige dieselbe für den angesetzten Preis von 3000 Gulden für seine Privatgalerie zu erwerben, ließ es mir keine Ruhe mehr, dieses Bild in seiner nunmehrigen Vollendung kennen zu lernen; denn wenn jemals ein Künstler von seinem Werk ohne Phrase sagen durfte, er habe es mit seinem Herzblut gemalt, konnte es von diesem Bilde gelten, das in langsamer Entstehung nur den allerglücklichsten Stunden und Stimmungen sein Dasein verdankte.

Damals galt es freilich noch das intime Werk gegen Thorheit und Unbill zu vertheidigen. Heute, wo der Künstler todt und das Bild in den Besitz der Dresdener Galerie übergegangen ist, bedarf dasselbe keiner Fürsprache mehr†).

Noch unter dem frischen Eindruck dieses Werkes traf ich in Heidelberg

---

*) Cardwell, ein in Rom lebender englischer Bildhauer.

**) Rubikonti, ein römischer Mosaicist.

***) Theodor Heyse, ein Onkel von Paul Heyse, lebte seit 30 Jahren in Italien. Eine vortreffliche deutsche Uebersetzung des Catull rührt von ihm her.

†) Der erste Besitzer des Bildes war Oberst von Rothpletz in Aarau. Eine minderwerthige Variante desselben befindet sich in der v. Schack'schen Galerie in München. Von dem Dresdner Original ist in der zweiten Lieferung der Stichausgabe

ein. An die erste Begegnung mit Feuerbach auf heimatlichem Boden knüpft sich für mich zunächst die freundliche Erinnerung, daß an Stelle der aus Gewohnheit bisher festgehaltenen Anrede Sie ohne Absicht und Verabredung das vertrauliche Du sich zwischen uns einbürgerte.

Ich fand meinen Freund körperlich sehr erholt. Wenn das Gefühl langentbehrten, heimatlichen Behagens, das ihn hier erfüllte, trotzdem nicht immer stark genug war, um ihn vor jähen Stimmungswechseln zu behüten und nach wie vor eine gewisse Unruhe sich bei ihm geltend machte, so gab es dafür mehr als ausreichende Erklärungsgründe. Einmal war die Nachwirkung und die Erinnerung an die vier grausamen Jahre in Rom doch nicht so rasch ganz zu verwinden gewesen, und auf der anderen Seite war der Ausblick in die nächste Zukunft noch keineswegs so wolkenlos, um nicht das Gefühl von der Unsicherheit der Lage zu rechtfertigen, in der Feuerbach sich thatsächlich noch befand. Er war zwar vom Großherzog überaus gütig in Baden-Baden in Audienz empfangen worden; zu einem greifbaren Ergebniß hatte dieselbe jedoch in keiner Richtung geführt, und auch von der Absicht eines bevorstehenden Ankaufes der Madonna war keinerlei Rede gewesen. Dazu kam, daß auch in Weimar der Einfluß von Böcklin und Begas*) nicht ausgereicht hatte, um den Ankauf der beiden Kinderbilder durchzusetzen, die sich bereits auf dem Wege nach Berlin befanden. Grund genug, um die anfangs gehegten, hochgespannten Hoffnungen Feuerbachs etwas herabzustimmen.

War es doch bei ihm nicht wie bei gewöhnlichen anderen Sterblichen die bloße Sorge um die äußerliche Existenz als solche, was ihn so oft, anscheinend mehr als nöthig, bedrückte. Dafür hätte es leicht ausreichen können, denn er hatte für seine eigene Person so gut wie gar keine Bedürfnisse. Nicht schale Genußsucht war's, die ihn zwang, große Forderungen an das Leben zu stellen, sondern seine Kunst und immer nur seine Kunst ist es gewesen, und sein starkes, überquellendes Schönheitsbedürfniß, was ihn nöthigte, nach den glänzenden Seiten des menschlichen Daseins, als den nothwendigen Bedingungen und Voraussetzungen seines künstlerischen Schaffens zu verlangen.

„Wenn mich die Armuth nicht demüthigte und zaghaft machte," so lautet seine rührende Klage aus Venedig, als er sich plötzlich heimatlos geworden fühlte, „ertragen wollte ich sie gern." — „Und doch," setzt er im Vollbewußtsein von der ihm eingeborenen Bestimmung und im Hinblick auf

---

von Werken moderner Meister der Dresdner Galerie, mit begleitendem Text von Wold. v. Seydlitz ein schöner Stich erschienen, von der Hand des Kupferstechers Eduard Büchel.

*) Auf Wunsch des Großherzogs von Weimar waren die beiden Kinderfriese von Rom zunächst nach Weimar gegangen, wohin Böcklin und Begas inzwischen, freilich nur für kurze Dauer, an die daselbst unter des Grafen v. Kalkreuth Leitung eben begründete Kunstschule berufen worden waren.

seine Mission als Künstler hinzu, „und doch bin ich nicht für die Hütte geboren, sondern für den Palast.“

Gegen das Niedrige und Gemeine im Leben war er ausreichend geschützt, weil es in seiner Nähe nicht gedeihen konnte; nicht so gegen die kleinlichen Widerwärtigkeiten von Außen, die ihn leicht mit verdoppelter Schwere bedrückten, weil das weich-elastische Wesen seiner Dichternatur denselben keinen festen Widerstand zu leisten, und erst sich wieder emporzurichten vermochte, wenn der äußere Druck thatsächlich von ihm genommen war. Zum gleichförmigen Alltagsbehagen fehlte ihm das nöthige geistige Mittelmaß. Er bedurfte stets, besonders aber bei seiner Arbeit, eines gewissen Glücksgefühls, um nicht am geraden Gegentheil davon zu leiden. Grund genug, um ihn in den Augen Derjenigen, die ihn nicht nahe genug kannten oder sein Wesen überhaupt nicht zu begreifen im Stande waren, launenhaft erscheinen zu lassen, und ihn, bei seiner früh beginnenden Neigung sich abzuschließen, in den Ruf der Schwerverträglichkeit zu bringen.

Feuerbach ist kaum weniger als Mensch wie als Künstler verkannt worden. Es möge daher an diesem Ort gestattet sein, zur Vervollständigung von seinem Lebensbild einige allgemeinere Züge einzutragen, die ebenso dem Menschen wie dem Künstler angehören.

Er galt für schwer zugänglich und, was Viele ihm nie verzeihen konnten, war es auch wirklich; aber zunächst, weil Erziehung, Bildung und angeborenes Feingefühl ihn die Vertraulichkeit zurückzuweisen zwang mit der der Deutsche, besonders im Ausland, seine vermeintlichen landsmännischen Rechte anzusprechen liebt. Eigentlich unnahbar und ablehnend verhielt er sich aber gegen alle Diejenigen, die den, nach seiner Schätzung falschen Götzen des Tages um keines besseren Grundes, als ihres Erfolges willen, anhingen. Nach dem stricten Wahlspruch: Wer nicht für mich ist, ist wider mich; forderte er, dies ist wahr, bedingungslos die volle Anerkennung seiner als Mensch und Künstler. weil er ihrer, um überhaupt leben zu können, bedurfte. Wer ihm diese im Großen und Ganzen gewährte, erwarb sich dafür bei ihm das Recht der Kritik im Einzelnen, und durfte sicher sein, daß sie stets auf ihren Gehalt geprüft und beachtet wurde. In diesem Sinne gab es nie einen bescheideneren Künstler. Als Mensch war er für seine Nächsten, von denen er sich verstanden wußte, die Güte selbst; schon ein Thier leiden zu sehen, schnitt ihm in die Seele. Wo er selbstsüchtig erschien oder war, und er war es zuweilen, wie es alle Menschen sind und nothwendig sein müssen, die einen großen Lebenszweck verfolgen, ist er es immer als Künstler, nicht als Mensch gewesen. Das Bewußtsein aber, Jemandem ohne Noth zu nahe getreten zu sein, war ihm unerträglich, und erkanntes Unrecht abzubitten, dünkte ihm das Natürlichste.

Für Diejenigen die ihm wirklich nahe standen, war sein Leben wie ein Buch ohne alle Siegel, denn wo er vertraute, war Aufrichtigkeit ihm

innerstes Bedürfniß. Wie in seiner Kunst, war er auch im Leben immer wahr und einfach. Die Fehler und menschlichen Schwächen, die auch er hatte, hat er nie zu bemänteln gesucht und manches schiefe Urtheil über ihn erklärt sich daraus, daß er nie anders oder besser erscheinen wollte, als er war. Wenn ich es trotz derselben an dieser Stelle ausspreche, daß unter allen Menschen, die ich kennen gelernt habe, Keiner war, den ich höher geachtet hätte, als Feuerbach, mit welcher Anschauung ich nicht allein stehe, so gilt dies zunächst denjenigen, die in ihm, dem Künstler, „mit seiner Fülle an Kraft und Herzensgüte, ohne welche kein Genie denkbar ist", den Menschen zu begreifen unfähig waren.

Alles Gesuchte, Gespreizte und Pathetische war ihm unsympathisch, und den Kothurn, den er in der Kunst haßte und schwer auf der Bühne vertrug, liebte er am allerwenigsten im Verkehr. Obschon ihm in der Rede, wenn er seine gewohnte Reserve abwarf, alle Register zu Gebot standen, pflegte er doch vorwiegend gern eine mit Scherz und Ernst gemischte Unterhaltung und seine harmlose Liebenswürdigkeit, nicht selten der eines Kindes vergleichbar, ließ alsdann entfernt nicht ahnen, welche Stürme von Leidenschaft zuweilen die untersten Tiefen seines Wesens aufregen konnten.

Wohl aus diesem Grund zog es ihn zu Menschen, an deren Wesen sich sein eigenes auszugleichen vermochte, und wer den Weg zu seinem Herzen einmal gefunden hatte und selbst treu blieb, dem hat auch er die Treue gehalten.

Es war im September 1879, nach nahezu 25 Jahren unserer Beziehungen zu einander, daß einige Freunde, zu denen auch ich zählte, Feuerbach zu seinem 50. Geburtstag jeder einen Lorbeerkranz gesandt hatte. Nebenbei gesagt die ersten und die letzten, die er in seinem Leben erhielt, denn die er einige Monate darauf in so reicher Fülle gespendet bekam, bedeckten seinen Sarg.

Die in manchem Sinn sehr beredten Dankesworte Feuerbachs mögen als die letzten, die ich von ihm empfing, hier ihre Stelle finden:

„Ich danke Dir von Herzen für Deinen schönen, sinnvollen Festgruß. Die Münchener Sendung hat mich ebenso überrascht, als erfreut und gerührt, sie hat mir in der Seele wohl gethan.

Du weißt, daß ich in dieser Hinsicht gerade nicht verwöhnt bin, desto höher weiß ich ein solches Zeichen freundlicher Gesinnung und künstlerischer Anerkennung zu würdigen.

Habe Dank, alter treuer Freund. Vielleicht fügt es sich, daß wir noch gute Tage mit einander verleben.*)

In unverbrüchlicher Freundschaft

Nürnberg, 13. September 1879. Dein Anselm Feuerbach."

---

*) Feuerbach hegte in dieser Zeit die Hoffnung, seine Uebersiedlung nach München im folgenden Frühjahr in's Werk setzen zu können.

Die Tage unseres erstmaligen Zusammenseins in der Heimat stehen als überaus freundliche wie von gestern in meiner Erinnerung, so einfach auch der äußerliche Verlauf derselben war. Die Monate die Feuerbach in Deutschland zu verbringen pflegte, sollten wirkliche Ruhemonate sein. Freilich waren sie dies nur scheinbar, im Sinne äußerlicher Unthätigkeit, denn von der unausgesetzten geistigen Geschäftigkeit, mit der er seinen künstlerischen Zukunftsplänen nachhing, zeugte das beständige Spiel und die Beweglichkeit der Hände, mit denen er in der Vorstellung das Geschäft des Malens verrichtete. So sehr war er in späteren Jahren gewohnt und fähig, in dieser Weise geistig vorzuarbeiten, daß er für Wochen hinaus das täglich zu leistende Pensum der wirklichen Arbeit vorauszuberechnen und einzuhalten vermochte.

Im Uebrigen las er in solchen Zeiten viel; am liebsten Dinge, die seine Phantasie im Allgemeinen anzuregen geeignet waren. Alles rein Theoretische, Reflectirte oder Kritische, wenn es nicht in Goethes anschaulicher Art, oder in der künstlerischen Weise seines eigenen Vaters vorgetragen war, widerstrebte seinem plastischen Sinn.

Einsame, oder im Verein mit seiner Mutter und Schwester unternommene Spaziergänge, die uns gewöhnlich auf's alte Schloß führten, füllten einen Theil des Tages.

Ueber Feuerbachs einzige Schwester und das Verhältniß beider Geschwister zueinander entwirft er selbst in seinen Lebensaufzeichnungen ein anziehendes Bild aus der frühesten Jugendzeit. Er nennt sie ein zartes Geschöpfchen, feingliederig, voller Beweglichkeit, geistig hochbegabt, voll Witz und Phantasie und voll Leidenschaftlichkeit.

Sie war einige Jahre älter als ihr Bruder. Nach einem Bilde aus ihrer ersten Jugendzeit zu schließen, das neben dem des Vaters hing, beides frühe Arbeiten Feuerbachs, mußte sie in der seltenen Fülle ihrer blonden Haare eine höchst anziehende Erscheinung gewesen sein.

Ohne Frage war auch sie in ihrer Art ein ungewöhnlich begabtes Wesen, lebte aber, so sehr sie in abgöttischer Verehrung an ihrem Bruder hing, mit ihren eigenen Sorgen, und in ihrer eigenen Welt seitab von den Kämpfen desselben, ihr Sonderleben. Der durch Geschlechter vererbte Dämon der Feuerbach'schen Natur, das was Anselm die Rasse zu nennen liebte, beherrschte eben auch sie. Aber völlig abweichend von der Art ihres Bruders, der in seinem ganzen Leben nur ein einziges, untheilbares Ziel gekannt hat, trieb es sie ruhelos aus einer Richtung in die andere. Nachdem sie elf Sprachen spielend erlernt, Vieles darin übersetzt, und auch Selbständiges zu schreiben versucht hatte, war es jetzt die Musik, der sie mit leidenschaftlicher Hingabe täglich acht bis zehn Stunden des Studiums widmete, um sich schließlich, wenn auch nur in den bescheidenen Grenzen des Stilllebens und Aquarells, auf die Malerei zu werfen.

Ihr Bruder ließ sie stets ruhig und gütig, ohne ein Wort der Einrede, in ihrer Weise gewähren. Im Grunde haben beide Geschwister innig

aneinander gehangen und der frühzeitige, 1873 zu Freiburg i. B. erfolgte Tod der Schwester, der mit dem Antritt seiner Stellung in Wien zusammentraf, hat dem Herzen Feuerbachs eine tiefe und nachhaltige Wunde geschlagen.

Eine Verwundung anderer Art trug er aus den Tagen seines Heidelberger Aufenthalts davon. Feuerbach hatte zwei Portraits zu malen unternommen. Es handelte sich um ein Schwesternpaar; beide jung, und so verschieden sie auch unter sich waren, Jede in ihrer Art eine Schönheit. Die Jüngere, dunkelhaarig, eine glänzende Salonerscheinung; die Aeltere blond, eine Holbein'sche Gestalt. Aber die Arbeit fing an aus den verschiedenartigsten Gründen auf Feuerbach zu drücken und wollte nicht zu Ende reifen. Daß er keinen geeigneten Raum zum Malen hatte finden können, war schon bedenklich gewesen; bedenklicher war, daß sein Herz sich der Aelteren leidenschaftlich zuzuwenden angefangen hatte; das allerbedenklichste aber, daß dieselbe dicht davor stand, ihr vor Jahren einem Andern gegebenes Wort einzulösen.

So wie die Verhältnisse lagen, galt es zu entsagen.

Die Tage meines Aufenthalts in Heidelberg neigten zu ihrem Ende. Feuerbach hatte anfänglich die Absicht gehabt, mich nach Karlsruhe zu begleiten, um meine dortigen Freunde kennen zu lernen, von denen er wußte, daß sie ihm wohlwollten und ihn hoch hielten, entschied sich aber, zuvor Berichte aus Frankfurt abzuwarten, wo der Ankauf eines Studienkopfes in Aussicht stand.

Kaum nach Karlsruhe zurückgelangt, erhielt ich mit der Meldung von Feuerbachs bevorstehendem Besuch die Mittheilung, daß aus dem geheimen Cabinet kurz und trocken, ohne Hinzufügung eines freundlichen Wortes, der Bescheid eingelaufen sei, S. K. H. der Großherzog wollten nicht geruhen die Madonna anzukaufen. Unter solchen Umständen durfte zu überlegen sein, ob nicht der Versuch, einige Monate in Frankfurt zu leben und zu arbeiten, als eine nicht gar zu unerträgliche Sache in's Auge gefaßt werden sollte; denn abermals ohne ausreichende Mittel nach dem fernen und unsicheren Rom zu ziehen, lasse nichts Gutes von einem dortigen Aufenthalt erwarten. Ein Bildniß, das Feuerbach 1859 in Rom von einer angesehenen Dame aus Frankfurt gemalt hatte*), ließ Aufträgen in dieser Richtung entgegensehen.

Folgenden Tages traf Feuerbach in Karlsruhe ein. In der Familie, bei welcher ich wohnte, war er rasch heimisch. Er fühlte sich unter guten Menschen und in seinem Wesen verstanden. Besonders die Frau des Hauses, für die er in der Folge immer eine große Anhänglichkeit an den Tag legte, verstand es wie Wenige, mit dem ihr eigenthümlichen gemüthstiefen Humor jederzeit die bösen Geister aus seiner Nähe zu bannen. Sie

*) Lebensgroßes sitzendes Kniestück. Besitzer Herr Dr. Stiebel in Frankfurt.

hatte schon vor Jahren, gleich in der ersten Zeit meiner beginnenden Beziehungen zu Feuerbach, seinem darbenden Künstlerherzen durch briefliche Aeußerungen wohlgethan, indem sie, — diese Beziehungen im Voraus als ein besonderes Glück für mich bezeichnend — ihrer Bewunderung für ihn als Künstler rückhaltslos dahin Ausdruck lieh, daß seine Bilder, was die Welt auch Thörichtes dagegen vorbringen mochte, sie stets magisch und magnetisch angezogen hätten, so besonders aber seine Poesie, deren mächtige Gestalt gerade durch das, was Andere starr und leblos an ihr gefunden, wie durch etwas Uebermenschliches, Gedankenartig-Unnahbares sie gefesselt habe.

Feuerbach war nicht für Lob in jeder Form empfänglich und dankbar. Platte Schmeicheleien und wortreicher Enthusiasmus waren ihm geradezu lästig. Aber er hatte wie jeder echte Künstler das tiefe Bedürfniß, auf die Menschen und seine Zeit zu wirken. „Ich wünsche Verständigung mit meinen Zeitgenossen,“ ruft er aus; „die Anweisung auf die Nachwelt ist kein Ersatz für den lebendigen Pulsschlag verwandter Herzen.“ Er war daher, wo er auf wirkliche und ernste Theilnahme stieß, um so dankbarer, als im Großen und Ganzen die meisten seiner Verehrer zu den vornehm stillen Leuten zählten, und ihm in Folge dessen von den Wirkungen seiner Kunst selten eine andere Kenntniß zufloß, als diejenige, die von seinen weniger zurückhaltenden und vorsichtigen Widersachern ausging. Daß ihm ein so aufmunterndes Wort, eine so bedingungslose Anerkennung gerade aus Karlsruhe zukam, an welchem Ort er sich mit besonderem Kummer so mißverstanden wußte, ließ ihm dieselbe „wie eine Stimme aus der Wüste“ doppelt werthvoll erscheinen und schwerlich hatte er die Erinnerung davon verloren.

So sehr Feuerbach sich nun auch bemühte, an Allem, was um ihn her vorging, heitern Antheil zu nehmen, war doch nicht zu verkennen, er war zerstreut und mit seinen Gedanken offenbar häufig weitab von dem, was ihn unmittelbar umgab. Wie tief ihn auch die Ablehnung seiner Madonna mit Kummer erfüllte, von der er geglaubt hatte, „daß sie ihm die Herzen der Welt im Sturm gewinnen werde,“ es war nicht dies allein, und auch nicht das Gefühl der Sorge, das ihn nicht frei ließ, sondern er war ausruhensmüde und strebte nach der Arbeit. Ich wußte, die Gestalten des platonischen Gastmahles, der Iphigenie und der Pieta beschäftigten unablässig seine Seele und forderten Leben und Dasein von ihm.

Zur Zerstreuung gingen wir Abends in die Vorstellung des Tannhäuser, ein der Welt damals noch wenig vertrautes und schwer angefeindetes Werk. Feuerbach fühlte sich besonders von der Scene nach dem Vorspiel auf's Tiefste erschüttert, wie unter den friedlichen Klängen der Schalmei und des heranziehenden Pilgerchores plötzlich von allen Seiten Leben, Lenz, Liebe und Freundschaft auf Tannhäuser einstürmen, bis er in den Ruf ausbricht: Allmächtiger, Dir sei Dank! Hehr sind die Wunder deiner Gnade. Auch er hatte es in seinem Leben schon erfahren, daß solche plötzliche seelische Wandlungen möglich sind. „So war auch mir

zu Muth," äußerte er auf dem Heimweg, „als ich, zerschlagen gleich einem Schiffbrüchigen, aus den schweren inneren und äußeren Kämpfen und Stürmen meines Pariser Aufenthaltes heimkehrte, um in der Heimat, unter dem Dache der Mutter Heil und Rettung zu suchen. In jenem Augenblick wußte ich, daß ein neues Leben für mich anhebe, und wenn ich Wort gehalten und mir selbst treu geblieben bin, so dank ich es neben meiner Kunst ihr, denn ich habe mich seitdem bei Allem gefragt, was würde Deine Mutter dazu sagen?"

Folgenden Tages wurde im Verein mit den neugewonnenen Freunden ein heiterer Ausflug durch Wald und Wiesen nach dem benachbarten Durlach unternommen, zugleich zum Geleite für Feuerbach, der von dort aus Abends wieder seine Rückreise nach Heidelberg antrat; wie er glaubte, zu dauerndem Abschied. Allein nach kurzer Zeit erhielt ich an den Bodensee, wohin ich inzwischen zurückgekehrt war, Bericht über einen zweiten Besuch Feuerbachs bei meinen Karlsruher Freunden. Er habe bei dieser Gelegenheit mit seltener Offenheit über Alles, was ihn nach Innen und Außen bewegte, die vertraulichsten Bekenntnisse und Mittheilungen gemacht, wobei seine Stimmung zuweilen in furchtbares Dunkel umzuschlagen gedroht habe. Durch Einhaltung des goldenen Mittelweges zwischen Ernst und Scherz sei es aber immer wieder gelungen, die angeborene Munterkeit seiner, an Mozart'sches Wesen gemahnenden Natur herauszulocken.

Aus dem geplanten Aufenthalt in Frankfurt war nichts geworden. Die für einen längeren Zeitraum sich unabweislich aufdrängende Atelierfrage hatte zu keiner Lösung daselbst geführt. Aber auch von derselben abgesehen, wäre das Project doch wohl an Feuerbachs augenblicklicher Stimmung gescheitert. Er konnte sich offenbar in seiner unerfreulichen Lage nicht entschließen, zur Portraitmalerei, so sehr ihn dieselbe unter anderen Voraussetzungen hätte anreizen mögen, als bloßem Auskunftsmittel seine Zuflucht zu nehmen. Dazu dachte er zu hoch von der Kunst und der Aufgabe des Portraitisten.

Um auf diesem Gebiet das Beste mit wirklichem Glück und Erfolg leisten zu können, bedurfte es nach seiner Ansicht, die er zu den verschiedensten Zeiten aussprach, in erster Linie eines gewissen Gefühles der Sicherheit nach Innen und Außen, denn der Künstler habe dabei, ähnlich wie der Schauspieler, wenn auch in einem anderen Sinn, seine ganze Person mit einzusetzen. Man könne wohl in gewissen Lebenslagen in glücklicher Verborgen- und Selbstvergessenheit jene innere Freiheit gewinnen und behaupten, die zur Hervorbringung eines echten Kunstwerkes erste Bedingung sei; ein anderes aber sei es, wenn man unter dem Gebot des Augenblickes in den Dienst Dritter gestellt sei, die nicht nur, so zu sagen, auf Commando gemalt, sondern gleichzeitig auch noch angenehm unterhalten sein wollten.

Was ihn aber mehr als derartige Erwägungen für eine solche Auf-

gabe der nöthigen inneren Ruhe beraubt haben würde, waren wohl zunächst die ihn beschäftigenden großen, selbständigen Pläne, die ihm daher wohl oder übel den Gedanken an die Rückkehr nach Rom nahe legten. So erhielt ich denn unverhofft die Mittheilung, er fahre Samstag, den 13. October (1860), nach Friedrichshafen. Wollte ich hinüberkommen und ihn an der Eisenbahn erwarten, so würde es ihm die größte Freude sein. Auch möchte er, wenn das Wetter günstig sei, noch den Sonntag bleiben, da wir doch noch viel zu besprechen hätten und diese Reise mehr oder weniger auf Tod oder Leben unternommen werde.

„Heute Abend," lautete die Nachschrift, „höre ich noch in Mannheim den Orpheus, um mit musikalischen Klängen zu scheiden."

Die Reise nach Rom schien somit fest beschlossen, aber offenbar in einer Stimmung, die der eines Verurtheilten glich.

Ich ermangelte nicht, mich rechtzeitig in Friedrichshafen einzufinden. Feuerbach langte spät daselbst an. Ich hatte ein gemeinsames Zimmer für uns in einem nah am Ufer gelegenen Gasthof genommen. Die Witterung war stürmisch und die Brandung des Sees, über dem bereits tiefe Nacht lagerte, toste unter unsern Fenstern. Feuerbach fühlte sich seltsam davon bewegt und gedachte Venedigs.

Ich fand ihn sehr verändert. Eine hochgradige Erregtheit machte sich bei ihm geltend. Sein Aussehen war nicht mehr das beste. Es gehörte zu seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten, daß er unter dem Einfluß heftiger Gemüthsvorgänge von heute auf morgen, je nachdem ihn dieselben drückten oder erhoben, um Jahre gealtert oder verjüngt erscheinen konnte.

Der Gedanke, nach Rom zurückkehren zu sollen unter Voraussetzungen, kaum günstiger, als sie es vor vier Jahren gewesen waren, lastete mit erdrückender Schwere auf ihm, denn heute stand ihm die Erfahrung und Erinnerung zur Seite an Das, was er um jenes Schrittes willen Alles gelitten. Was damals den Künstler angezogen, das lockte ihn auch heute noch und vielleicht mit doppelter Gewalt. Aber damals hatte ihn die Hoffnung dem Unbekannten entgegengeleitet, heute dagegen erfüllte ihn ein bewußtes Grauen vor dem Bekannten.

Wer durfte und mochte die Verantwortung übernehmen, seine Entschließung bestimmen zu helfen?

Rom oder München, so hieß die Losung.

Zwei Tage bereits erwogen wir, an den Ufern des Sees auf und abschreitend, alle Für und Wider.

Feuerbach entschied sich schließlich doch zu einem Versuch mit München, und so schieden wir von einander.

Hierauf folgte die Zeit, in welcher er, von München angezogen, ein Atelier daselbst suchte, aber leider keines fand. Er meldete in Folge dessen seinen Entschluß, nach Rom zu gehen, jedoch mit so sichtbarem Widerstreben, daß deutlich daraus hervorging, von welch peinlichen Zweifeln und inner-

lichen Schwankungen er fortgesetzt gefoltert wurde. Sein ausdrücklicher und sehnlicher Wunsch war, in einem Orte von Deutschland malen zu können, bis in München Raum würde. Er befolgte daher schließlich den Rath, die Wirkung einer Anfrage in Karlsruhe abzuwarten.

Die aus dem geheimen Kabinet eintreffende Antwort lautete freundlich und enthielt das Anerbieten freien Ateliers.

Die Nachricht ging mit Depesche nach München, allein fünf Tage verstrichen hierauf ohne irgend ein weiteres Lebenszeichen von Seite Feuerbachs, so daß es den Anschein gewann, als sei ihm der wohlgemeinte Ausweg mit Karlsruhe, der ihm nie besonderes Vertrauen eingeflößt zu haben schien, in der letzten Stunde leid geworden, und er nun doch abgereist, vielleicht mit der Absicht, erst von Genua aus zu schreiben.

Feuerbach aber war nicht auf dem Wege nach Rom, sondern hatte sich nach der Heimat aufgemacht um unverhofft in Heidelberg einzutreffen. In Karlsruhe hatte man aber leider versprochen, was man nicht besaß, ein Atelier nämlich, so daß unserm Freund, wenn er endlich zur Ruhe oder wenigstens zur Arbeit kommen wollte, schließlich doch nichts Anderes übrig blieb, als so rasch wie möglich nach Rom zu eilen, da er sonst Gefahr lief, sein Atelier daselbst vermiethet zu finden.

Die ersten Nachrichten von daher klangen sehr ängstlich und niedergedrückt. Die Stadt sei ganz todt, keine Fremden anwesend, alle Bekannte melancholisch; das Atelier sei wohl zum Glück noch frei gewesen, aber die Zimmer bei der guten Patrona habe er leider vermiethet gefunden u. s. w.

Nach Feuerbachs Wunsch sollte in München Auftrag wegen Atelier gegeben werden. Wenn irgend möglich, wollte er im Mai kommenden Jahres zurück.

Daß es nicht zur Ausführung dieses Planes kam, hatte seine guten Gründe. Die äußeren Verhältnisse der nächstfolgenden zwei Jahre gestatteten nach keiner Richtung hin freie Entschließungen; selbst der ersehnte Besuch in der Heimat mußte unterbleiben. Nur unter den härtesten Kämpfen wurde den Verhältnissen die Stimmung abgerungen für seine erste große Iphigenie und seine Pieta, sowie für einige Studienköpfe.

Noch im Herbste 1862 schreibt Feuerbach: „Die Pieta ist nahezu fertig.“ — „Ich schicke sie aber nicht fort.“ — „Sie giebt Stimmung im Atelier und es reisen ja der Bilder genug: Hafis, Aretin, die beiden Kinderbilder, die Madonna, die Iphigenie und eine Unzahl Studienköpfe. Ich singe: ‚Heil Dir mein Vaterland!‘“

In der That, verlangte denn dies Vaterland nach ihm?

Die Antwort hierauf gedenken wir in dem folgenden Schlußkapitel zu geben.

Die Mystik der alten Griechen.

Von

Carl du Prel.

— München. —

II. Mysterien.

Das Alterthum giebt den Philologen und Culturhistorikern drei große Räthsel auf: die Orakel, den Tempelschlaf und die Mysterien. Die rationalistische Erklärung dieser Räthsel ist zwar häufig versucht worden, aber gerade die gewiegtesten Forscher sind darüber einig, daß uns zur Lösung dieser Räthsel das Stichwort fehlt, und zwar wird das ganz besonders von den Mysterien zugestanden. Dieser Mangel kann zwei Ursachen haben: Entweder besaßen die Alten Kenntnisse, die seither wieder verloren gingen, oder es fehlt den Erforschern des Alterthums die Kenntniß jener Phänomene aus unserer Zeit, womit sich die Mysterien vergleichen lassen. Diese zweite Annahme, die vorweg viel wahrscheinlicher ist als die erstere, würde uns darauf verweisen, uns nach einem Aschenbrödel unter den Wissenschaften umzusehen, worin der gesuchte Vergleichungspunkt läge. Ein solches Aschenbrödel, welches die Philologen ganz vernachlässigen, ist nun ohne Zweifel die Mystik. Indirect ergiebt sich also die große Wahrscheinlichkeit, daß es sich bei den Mysterien um mystische Phänomene handelte; das Studium der Mystik aber ergiebt die positive Bestätigung jener Vermuthung. In unseren fernsehenden Somnambulen sind die weissagenden Priesterinnen der Orakel, in unseren medicinischen Somnambulen die Tempelschläfer wieder erstanden. Außer diesem Somnambulismus muß aber in den Mysterien noch ein anderer Zweig der Mystik gepflegt worden sein. Wenn ich nun im Nachfolgenden die Hypothese aufstelle, daß sie der Vorläufer des modernen Spiritismus sind, so werde ich zwar auf den Beifall der Philologen so lange nicht rechnen dürfen, als ihnen der Spiritismus

ein Aschenbrödel bleibt; desto sicherer bin ich mir aber dieses Beifalls, wenn sie sich einmal bemühen sollten, den Spiritismus zu studiren; denn dann drängt sich die Vergleichung ganz unwillkürlich und nicht etwa nur in Ermangelung einer besseren Hypothese auf.

Jene großen Räthsel des Alterthums können nur als Probleme der Mystik gelöst werden, oder überhaupt nicht; denn es ist zwar versucht worden, entweder die Thatsachen zu leugnen, oder sie aus einem kolossalen Betrugssystem zu erklären, aber die Schwierigkeiten waren dabei so groß, daß die berühmtesten Philologen es vorgezogen haben, auf eine Erklärung überhaupt zu verzichten.

Die Betrugstheorie dürfte bezüglich der Mysterien schon daran scheitern, daß sie eine staatliche Einrichtung waren, neben welcher allerdings noch ausländische Privatanstalten existirten. Die griechischen Mysterien stammten aus Aegypten, oder hatten mit den dortigen eine gemeinschaftliche orientalische Quelle. Als Urheber der Mysterien wurden Gottheiten genannt: Osiris, Isis, Bacchus, Ceres; als Ueberbringer derselben aus Aegypten nach Griechenland nannte man Könige und Gesetzgeber: Zoroaster, Inachus, Orpheus, Molampus, Trophonius, Minos, Erechtheus. Schon darin drückt sich das hohe Ansehen aus, welches die Mysterien im Alterthum genossen. Von einer Betrugstheorie, ja überhaupt von einer rationalistischen Theorie, findet man im Alterthum keine Spur; es ist daher mehr als gewagt, wenn wir jetzt nach ein paar Tausend Jahren nach solchen Theorien greifen, nur um uns aus einer Verlegenheit zu befreien.

Eine der rationalistischen Hypothesen fußt darauf, daß Bacchus und Ceres (Dionysios und Demeter) als Repräsentanten der Triebkraft und Lebensfülle der Natur Mysteriengottheiten waren. Man brachte also die Mysterien mit der Landwirthschaft in Verbindung. So sagt z. B. Paulus: „Ich gestehe, den anfänglichen Zweck aller solcher, mit dem Priesterwesen befreundeten geschlossenen Gesellschaften nur darin zu finden, daß Klügere den Getreidebau, die Obst- und Weincultur an Auserwählte als einen Gottesdienst lehrten[1]." Auch Schelling erwähnt einen Franzosen, der aus den Mysterien einen cours d'agriculture machen wollte, und einen anderen Ausleger, der in den Tempelfeierlichkeiten zu Eleusis Darstellungen des Ackerbaues, vom Säen angefangen bis zur Ernte, vermuthete[2]). Diese Hypothesen lassen geradezu Alles unerklärt, was von den Mysterien berichtet wird, sind also ganz werthlos. Richtig ist, daß die Demeterfeste die Zeit der Saat und der Ernte betrafen, und Gebräuche ländlicher Religion und Freude blieben, wie das natürliche Gefühl bei der Ernte sie eingab[3]). Aber einige derselben — die Eleusinien und Thesmophorien — wurden zu Mysterien; bei ihnen muß also noch ein Ueberschuß vor

---

[1]) Paulus: Beiträge zur Kirchen- und Religionsgeschichte, 59. — [2]) Schelling II, 2, 640. — [3]) Preller: Demeter und Persephone, 327.

den anderen bestanden haben. Dieser Ueberschuß findet sich in den Mysteriengottheiten selbst, die in der griechischen Mythologie in Beziehung standen zum Tode und zur Unterwelt, als dem Aufenthaltsorte der Verstorbenen. Betrachten wir die chthonischen Gottheiten in dieser letzteren Eigenschaft, so wird unser Problem sofort erhellt.

Eine andere rationalistische Hypothese lautet, daß in den Mysterien Lehren vorgetragen wurden, die von der Volksmetaphysik abwichen und daher geheim gehalten wurden. Auch diese Erklärung ist ganz verfehlt. Davon abgesehen, daß die griechischen Priester überhaupt nicht Lehrer und Prediger waren, so würde doch der Staat sicherlich nicht religiöse Anstalten begünstigt und beschützt haben, in welchen asoterische, der Volksreligion gefährliche Doctrinen gelehrt worden wären. Daß aus den Mysterien bestimmte metaphysische Ansichten als Folgerungen gezogen wurden — wir werden sie noch kennen lernen — ist freilich nicht zu bezweifeln; aber die Stütze des Staates ist nur erklärlich, wenn solche Folgerungen, statt die Religion zu bedrohen, sie höchstens in wünschenswerther Weise ergänzten. Die Ansicht von Meiners, Warburton, Constant, Ouvaroff, daß in den Mysterien Monotheismus gelehrt würde, ist also nicht zulässig; man kann den griechischen Staatsmännern nicht zutrauen, daß sie öffentlich die alte Religion geschützt, insgeheim aber eine neue ermuntert hätten. Gegen die Annahme einer asoterischen Doctrin spricht auch der Umstand, daß der Andrang zu den Mysterien ein ungeheuerer war, ja daß sogar Kinder zugelassen und eingeweiht wurden. „Terentius Apollodorum sequitur, apud quem legitur, in insula Samothrace a certo tempore pueros initiatos[1]." Keine Lebenslage und kein Alter schloß von den Mysterien aus[2]). Plutarch sagt denn auch ausdrücklich, daß es sich um keinen Unterricht gehandelt habe[3]), und erzählt, daß Philipp von Macedonien und seine spätere Gattin Olympias sich zuerst als Kinder bei den kabirischen Orgien sahen[4]).

Bei verschiedenen Schriftstellern lesen wir, daß die Mysterien Schauspiele waren, zu deren Anblick die Eingeweihten vorbereitet wurden, um sie in eine gewisse Stimmung zu versetzen[5]). Daher gingen diesen Schauspielen, worin die Schicksale der chthonischen Gottheiten in theatralischen Scenen dargestellt wurden, Reinigungen und Opfer vorher. Clemens Alexandrinus, der selbst eingeweiht war[6]), sagt von den großen Mysterien: „Hier endigt aller Unterricht; man sieht die Natur der Dinge[7])," was allerdings sehr geheimnißvoll klingt.

Es muß zum Verständniß der Mysterien festgehalten werden, daß den

---

[1]) Donat. ad Terent. Phorm. I, 1. — [2]) Hermann: Gottesdienstliche Alterthümer der Griechen, 203. — [3]) Plut. de def. orac., 12. — [4]) Plut. Alex. 2. — [5]) Arist. apud Synes. Or. 48. — [6]) Eusebius: Praepar. evang. XI, 2. — [7]) Clem. Alex. Strom. V, 2.

Einzuweihenden Geheimnisse geboten wurden. Geheimnißvoll wurden auch Orakel und Tempelschlaf betrieben. Das begreift sich aber, weil alle Geheimwissenschaften des Mißbrauches in einem Grade fähig sind, von dem unsere Generation sehr wenig weiß. Dieser Furcht des Mißbrauches lag ohne Zweifel auch die Unterscheidung zwischen kleinen und großen Mysterien zu Grunde, zu welchen letzteren nur Auserwählte zugelassen wurden, während Frauen ganz ausgeschlossen blieben. Von dem Stifter der samothrakischen Mysterien, dem Priester (nicht Sänger) Orpheus, hieß es, daß er vom Blitz getroffen wurde, weil er die Grenzen menschlicher und göttlicher Wirksamkeit verrückte und Geheimnisse verrieth[1]). Herodot zeigt sich sehr zurückhaltend, wenn er auf die Mysterien zu reden kommt. Er spricht von dem Grabe des Osiris zu Sais, ohne jedoch den Gott zu nennen: „Es ist aber auch das Grab Eines, dessen Namen bei einer solchen Gelegenheit zu nennen mir nicht erlaubt ist, zu Sais in dem Heiligthum der Athener hinter dem Tempel, und stößt an die Wand desselben; in dem heiligen Raum stehen große Obelisken von Stein, und daran stößt ein See . . . An diesem See stellen sie zur Nachtzeit die Leiden des Gottes dar, und das nennen sie die ägyptischen Mysterien; indessen darüber muß ich, obwohl ich ein Mehreres davon weiß, wie es sich damit verhält, reinen Mund halten[2]). Daraus geht also hervor, daß die theatralischen Scenen über das Schicksal des Gottes nicht das eigentliche Geheimniß waren. Auf diese Stelle spielt Plutarch an, und zwar in einer Weise, die uns schon auf eine Spur des Verständnisses leitet: „In Ansehung der Mysterien, die uns freilich den besten Aufschluß über die Natur der Dämonen geben könnten, muß ich, um mit Herodot zu reden, das Maul halten[3])." Hatten doch die Mysterien ihren Namen eben daher, weil es verboten war, den Mund darüber zu öffnen; denn μυεῖν heißt schließen; μυεῖσθαι Eingeweihtwerden, weil dabei das Gebot, zu schweigen, den Mund zu schließen, auferlegt wurde; μυστήριον heißt das Schweigen, und μύστης der, dem der Mund verschlossen war, der Eingeweihte. Sogar über die bloße Einrichtung des inneren Tempels zu Eleusis zu reden, war verboten[4]). Das Gesetz bestrafte mit dem Tode und mit Einziehung der Güter die Profanation der Mysterien. Wer die ihnen schuldige Achtung verletzte, wurde als schuldvoller angesehen, als wer die staatliche Ordnuug seines Vaterlandes umstürzen wollte[5]). Auf den Kopf des Diagoras, der sich Späße über die noch dazu ausländischen Mysterien erlaubte, war ein Preis gesetzt, ein Talent, wenn er todt, zwei Talente, wenn er lebend eingeliefert würde[6]). Der bloße Verdacht, von den Geheimnissen etwas ver-

---

1) Pausan. Boeot. 30. — 2) Herodot II. 170, 171. — 3) Plut. de def. orac. — 4) Pausan. Attic. 12. 38. — 5) Sainte-Croice: Recherches hist. et crit. sur les mystères de paganisme. I. 138. (2. Aufl. von Silvestre de Sacy 1817.) — 6) Aristoph. Av. 1073.

rathen zu haben, war von Gefahren begleitet. Als Aeschylus einiges von den Mysterien der Demeter auf die Bühne brachte, konnte er sich vor der Wuth des Volkes nur schützen, indem er zum Altar des Dionysius flüchtete; vor Gericht gestellt wurde er nur freigesprochen, weil er den Beweis lieferte, daß er überhaupt nicht eingeweiht war[1]). Inschriften auf Erz, die das Andenken des Frevlers der Nachwelt überlieferten, waren Strafe der Verletzung. Alcibiades und seine Freunde wurden wegen Verletzung der Geheimnisse gerichtlich verfolgt[2]), und Lysias in seiner Rede gegen den Andocides, einen Mitgenossen des Alcibiades, erklärt die begangene Verletzung als das größte Staatsverbrechen. Zwei junge Akarnanier, die aus Unwissenheit mit dem Haufen der Eingeweihten in den Tempel der Ceres gingen, wurden als Nichteingeweihte entdeckt und erlitten die Todesstrafe[3]).

Vielleicht war die Erblichkeit der Priesterwürde in den ägyptischen Tempeln darum eingeführt, weil man dabei eine größere Gewähr für die Geheimhaltung sah. Auch bei den Griechen war der Hierophant, der erste Priester von Attika und die vornehmste Person bei den eleusinischen Geheimnissen, immer aus dem Geschlecht der Eumolpiden gewählt, die ausschließlich die Geheimnisse bewahrten und auslegten[4]). Die Oberpriesterin zu Eleusis, die Hierophantide, stand in so hohem Ansehen, daß man öffentliche Angelegenheiten nach dem Jahr ihres Amtes datirte. Sie begleitete bei den Ceremonien den Oberpriester und war bei der Einweihung zugegen[5]).

Die Verletzung der Geheimnisse zog also göttliche Strafe, weltliche Strafe und die Verachtung in der öffentlichen Meinung nach sich, und noch bei Horaz heißt es:

Ihr sicherer Lohn auch harrt der Verschwiegenheit,
Und nimmer soll, wer Ceres' geheime Fei'r
Entweihte, Ein Dach mit mir theilen,
Noch im zerbrechlichen Kahn mit mir vom

Land stoßen. Oft hat rächend Diespiter
Ruchlosen Menschen Unschuld'ge zugesellt;
Nur selten blieb mit lahmem Fuße
Hinter dem Frevler zurück die Strafe[6]).

Wie wählerisch noch in späterer Zeit bezüglich der Einweihung vorgegangen wurde, beweist Kaiser Nero, der es nicht wagte, bei seiner Anwesenheit in Griechenland sich einweihen zu lassen, weil Verbrecher aus-

---

[1]) Aristoteles: Eth. Nicom. III. 2. Clem. Alex. Strom. II. — [2]) Plut. Alcib. — [3]) Livius, H. Nat. XXXI. 14. — [4]) Pausanias: Corinth., 14; Diog. Laert. II. 8, 14, VII. 8, 11. — [5]) Ste. Croisc. I, 245. 246. — [6]) Horat. Od. III, 2.

geschlossen waren[1]). Dagegen ließ sich Marcus Aurelius, als er aus dem Orient zurückkehrte, in Eleusis einweihen, um dadurch öffentlich den Verdacht von sich zu entfernen, daß er an dem Tode des rebellischen Statthalters in Syrien, Ovidius Cassius, Antheil habe. Damit in Zusammenhang steht es, daß der Einweihung eine Art Beichte vorausging, und Lysander die unrechtmäßigste Handlung seines Lebens bekennen mußte[2]).

Daß die Mysterien nicht rationalistisch auszulegen sind, dürfte aus dem Bisherigen schon klar geworden sein. Wären sie nur ein „cours d'agriculture" gewesen, so hätten diesen die Griechen wohl nicht als Geheimniß docirt, sondern vielmehr an die Gemeindevorsteher hinausgegeben. Auch auf den theatralischen Vorstellungen über Götterschicksale lag jedenfalls nicht der Accent der Mysterien. In der Ablehnung derartiger Hypothesen können wir nur bestärkt werden, wenn wir die hohe Verehrung erwägen, welche die Mysterien genossen. Aristoteles nennt sie das Herrlichste und Vortrefflichste, und was am meisten in Ehren gehalten werden sollte[3]). Isokrates spricht von ihnen als dem größten Geschenk, welches mitgetheilt worden, und dessen sich wegen seiner Größe und Wichtigkeit die Menschen überall und zu allen Zeiten dankbar erinnerten[4]). Cicero sagt, daß Athen nichts Besseres für die menschliche Gesellschaft hervorgebracht habe, als die Mysterien; sie werden Anfänge (initia) genannt, als die wahren Anfänge des Lebens, denn sie geben nicht nur Ursache, mit Freude zu leben, sondern auch mit besserer Hoffnung zu sterben[5]). Pausanias sagt, daß die Griechen den Mysterien einen so hohen Rang vor allen übrigen gottesdienstlichen Handlungen gegeben haben, als von ihnen die Götter über die Helden gestellt seien[6]). Dieses Ansehen geht auch aus dem großen Zudrang hervor, der bei den kleinen Mysterien wenigstens nicht gehemmt worden zu sein scheint. Der Tempel zu Eleusis, der Ceres und Proserpina gewidmet, war der schönste in Griechenland[7]); das Innere desselben war so groß wie ein Theater, und faßte 20—30 Tausend Menschen[8]). Es fehlte denn auch nicht an Solchen, welche die Einweihung erschwert wissen wollten. Platon, welcher sagt, daß man mit gemeinen Leuten gar nicht darüber reden solle, weil sie es nicht zu fassen vermögen und nichts glauben, was sie nicht zu sehen gewohnt seien, spricht den Wunsch aus, den Zutritt zu den Mysterien durch größere Opfer zu erschweren.

Noch in den Zeiten des politischen Verfalls genossen die Mysterien ihr ungeschmälertes Ansehen. Dem Kaiser Valentinian sagte der Proconsul von Achaja, daß den Griechen ohne die Mysterien das Leben unerträglich sein würde[9]).

Die Alten sprachen von Vorbereitungen, welchen sich die Einzuweihenden

---

[1]) Sueton: Nero. — [2]) Plut. Apopat. Is. cu. — [3]) Aristoteles: Rhet. II, 24. — [4]) Isokrat. Panegyr. — [5]) Cicero de leg. II, 14. — [6]) Pausan. Phoc. [7]) Vitruvius: Prooem. III, 16. — [8]) Strabo IX. — [9]) Zosimus N. 3.

zu unterwerfen hatten; sie mußten fasten und in strenger Keuschheit leben. Als verbotene Speise wird insbesondere die Bohne erwähnt. Herodot sagt, daß die Priester in Aegypten nicht einmal den Anblick von Bohnen ertragen [1]) und ein orphischer Vers sagt, man müsse das Essen von Bohnen so sehr verabscheuen, als wenn es das Haupt des eigenen Vaters wäre [2]). In der indischen Mystik herrscht noch heute diese Anschauung. Man mußte ferner durch die kleinen Mysterien hindurchgehen, um die großen zu erreichen. Die Eingeweihten der kleinen Mysterien hießen Mysten, die der großen Epopten. Plutarch erzählt es als einen außerordentlichen Fall, daß die Athener den Demetrius Poliorcetos auf sein dringendes Verlangen sogleich in die großen Mysterien einweihten [3]) bei den Eleusinien ist von drei Stufen die Rede: 1. die Reinigung — κάθαρσις — eine mit Entbehrungen und Kasteiungen verbundene Vorbereitung; 2. die kleine Einweihung — μύησις; 3. die erst nach mehrjähriger Vorbereitung zu erlangende große Einweihung — ἐποπτεία.

Die Vorbereitungen sind ungemein geeignet, uns über das wahre Wesen der Mysterien aufzuklären. Von Pythagoras wird erzählt, daß er vor seiner Einweihung in Aegypten schweren Prüfungen unterworfen wurde [4]). Von den ägyptischen Priestern wird ferner gesagt, daß sie sich zu den wichtigen religiösen Handlungen durch 7tägige bis 42tägige Enthaltungen vorbereiteten [5]). Dieses Fasten der Priester selbst scheint schon darauf hinzudeuten, daß es sich um Erweckung mystischer Fähigkeiten handelte, die bei den Mysterien nothwendig waren. Dies wird noch deutlicher bei den Mithrasgeheimnissen, die aus Persien stammten und unter Trajan in Rom eingeführt wurden. Der Sonnengott Mithras wurde noch verehrt, als die übrigen Götter bereits verschwunden waren, und bei seinen Mysterien wurden besonders schwere Prüfungen auferlegt. Menippus erzählt, daß er nach Babylon gereist sei, um von den Nachfolgern des Zoroaster in den Hades und wieder zurück geführt zu werden; unter seinen Prüfungen erwähnt er Hunger, Durst, Schläge, lange Wanderungen zu Fuß, das Schwimmen durch große Wasser, Durchgang durch Feuer und Eis [6]). Der Einzuweihende wurde durch ein gezücktes Schwert erschreckt, und daß dabei auch Blut floß, ja daß Kaiser Commodus sogar angeklagt war, dort einen Menschen getödtet zu haben [7]), hat, vielleicht irrthümlich, zu der Ansicht Veranlassung gegeben, daß bei diesen Mysterien Menschenopfer gebracht wurden. Auch Nonnus sagt, daß in die Mithrasgeheimnisse Niemand ohne schwere Prüfungen eingeweiht wurde, deren es 80 Grade gab, der Einzuweihende mußte mehrere Tage durch

---

[1]) Herodot II. 37. — [2]) Döllinger: Heidenthum und Judenthum, 133. — [3]) Plut. Demetrius. — [4]) Jamblichus: Vita Pyth. 3. — [5]) Porphyrius: de abstin. N. 7. — [6]) Lucian: Menippus 6. Döllinger 387. — [7]) Lampridius: Commodus. 9.

große Wasser schwimmen und durch Feuer gehen, dann in der Einsamkeit fasten und Uebungen vornehmen, bis er die 80 Stufen überwunden. Dann erst, wenn er mit dem Leben davonkam, wurde er eingeweiht [1]).

Dies ist nun eine ganze Reihe von Punkten, die ganz entschieden auf den Spiritismus hindeuten. Nicht um Belehrung handelt es sich dabei, sondern man wollte den Einzuweihenden durch gewaltsame Maßregeln physisch in einem bestimmten Zustand versetzen. Bei der Voraussetzung nun, daß er sei es zum Medium, sei es zum Adepten herangebildet werden sollte, werden diese sonderbaren Prüfungen sehr klar. Einsamkeit, Fasten und Kasteiungen waren dazu — wie noch heute in Indien — die ersten Vorbereitungen. Das Schwimmen durch große Wasser konnte natürlich keine Schwimmprobe im gewöhnlichen Sinne des Wortes sein; denn von einem Nichtschwimmer konnte vernünftiger Weise nichts Anderes erwartet werden, als daß er ertrank. Dieses Schwimmen war also Prüfung auf eine mystische Begabung, wie sie auch bei den Neuplatonikern vorkommt und als Wasserprobe der Hexen im Mittelalter. Es handelte sich also um eine Eigenschaft, die nicht in der normalen Naturanlage des Menschen liegt, um die mystische Verringerung des specifischen Gewichtes, die Crookes am Medium Home sogar als übertragbar experimentell festgestellt hat. Eine eben solche Eigenschaft ist aber auch die Feuerfestigkeit. Beim Gehen durch's Feuer wollte man nicht etwa den Muth erproben, etwas zu thun, was er als normaler Mensch nimmermehr ungefährdet thun konnte, sondern seine mystische Fähigkeit, es ungefährdet thun zu können, wurde geprüft; er mußte beweisen, daß er ein Medium sei. Wenn bei unseren modernen Medien die Wasserprobe abhanden gekommen ist, so liegt das nur an der Unbequemlichkeit des Verfahrens; die Feuerfestigkeit aber am Medium Home ist mehrfach zur Beobachtung gelangt.

Bringen wir ferner das „Erschrecken durch ein gezücktes Schwert" in Verbindung mit dem Umstand, daß nicht Jeder mit dem Leben davonkam, ja daß Commodus sogar einen Menschen tödtete, so stellte sich das im Parallele mit den schweren Selbstprüfungen tibetanischer Priester und arabischer Fakire, die nach den Berichten des Missionärs Huc und der Fürstin Belgiojoso gräuliche Selbstverwundungen magisch heilen. Ohne daß man also genöthigt wäre, absichtliche Tödtungen oder gar Menschenopfer anzunehmen, läßt sich doch denken, daß manchmal unzulänglich entwickelte Medien verfrühten oder zu starken Prüfungen unterworfen wurden, so daß bei diesen „Züchtigungen" — wie man diese Proben bei den Mithrasgeheimnissen nannte — dann und wann Jemand das Leben verlor [3]), wie ja auch bei der Wasserprobe der Hexen die hochentwickelten

---

[1]) Coll. Hist. ad Greg. Naz. 130 — [2]) Crookes: Der Spiritualismus. — [3]) Creuzer: das Mithreum zu Neuenhein, 24. 78.

Medien auf dem Wasser schwammen, und alsdann verurtheilt wurden, während die schwächer entwickelten untersanken und herausgezogen werden mußten, was, als normale Eigenschaft des Menschen, zur Freisprechung führte.

Daß die alten Priester den Somnambulismus kannten, das zeigen die Orakel und der Tempelschlaf. Auch in den Mysterien finden wir ihn so bestimmt ausgesprochen, daß dem Kenner der Mystik der philologische Verzicht auf die Lösung dieser Räthsel unbegreiflich erscheint. Aber wie bei den Priesterinnen zu Delphi, so nahm auch bei den Mysterien der Somnambulismus oft eine sehr ungeregelte Gestalt an. Scyles, König der Scythen, wollte in die Mysterien des Dionysius Bacchus eingeweiht werden; die Scythen aber schmähten über die Hellenen wegen dieses bacchischen Dienstes, weil es unvernünftig sei, einen Gott zu ersinnen, der die Menschen zur Raserei treibe. Nachdem nun aber Scyles eingeweiht war, lief einer von den Boryſtheniten zu den Scythen und sprach: Ihr spottet über uns, weil wir am bacchischen Feste schwärmen und der Gott uns ergreift; jetzt hat dieser Gott auch Euren König ergriffen, und er ist rasend von dem Gotte[2]). Der Redner Aristides, indem er vom Tempelschlaf spricht, dem er sich mehrmals unterwarf, sagt: „Ich glaubte ordentlich den Gott zu berühren, sein Nahen zu fühlen, und ich war dabei zwischen Wachen und Schlaf; mein Geist war ganz leicht, so daß es kein Mensch sagen und begreifen kann, der nicht initiirt ist." Da nun in die Geheimnisse des Tempelschlafes überhaupt Niemand eingeweiht wurde, so wollte Aristides wohl sagen, daß der Zustand des Tempelschläfers — in dessen Beschreibung er mit jedem Wort an Somnambulismus erinnert — nur dem in die Mysterien Eingeweihten verständlich sei, bei welchen also ebenfalls der Somnambulismus erregt wurde. Darauf deutet auch der Umstand hin, daß mit den Mysterien in den Tempeln häufig ein Orakeldienst verbunden war. Ganz ungeregelt erscheint der Somnambulismus auch bei den Korybanten, den Priestern der Cybele, die ihn an sich selber in ähnlicher Weise hervorriefen, wie noch heute die Derwische: sie tanzten in verschlungenen Windungen, und verbanden damit Geißelungen und blutige Verwundungen, Brust und Schultern waren entblößt und im Gürtel trugen sie ein scharfes Messer.

Die Unterdrückung des sinnlichen Lebens, als negative Seite des Somnambulismus, spricht sich aus in der Uebereinstimmung zwischen manchen Ceremonien bei der Einweihung und anderen bei Begräbnissen und Trauerfeierlichkeiten, weil die Eingeweihten durch einen todtenähnlichen Zustand hindurchgingen[4]). Plutarch spricht von den Gemüthsbewegungen, dem Schrecken und Beben der Eingeweihten, und vergleicht ihren Zustand mit

---

[1]) Du Prel: Wasserprobe der Hexen. In der „Gegenwart" Nr. 11, 2885. — [2]) Herodot IV. 79. — [3]) Aristides: Orat. sacr. — [4]) Ste. Croisc. I. 288.

dem Sterbenden, ja er nennt geradezu den Tod eine Einweihung in die großen Mysterien[1]). Nach Porphyrius muß der Zustand der Seele im Sterben so sein, wie während der Mysterien, d. h. ohne Leidenschaft[2]). Ebenso deutlich sind aber auch die positiven Seiten des Somnambulismus geschildert, d. h. die Erwerbung transcendentalpsychologischer Eigenschaften, und dieser Zustand wurde in Parallele gesetzt mit dem Zustand nach dem Tode. Schon der Anfang der Mysterien, die Reinigung, wird als ein mystischer Tod bezeichnet[3]), und wenn Themistius von den Seligkeiten des künftigen Lebens eine Vorstellung geben will, so vergleicht er sie mit den Mysterien[4]). Es ist also nicht als mündliche Belehrung zu verstehen, sondern als Erweckung des transcendentalen Zustandes — die einzige in der Erfahrung uns gegebene Anticipation des transcendenten Zustandes —, wenn gesagt wird, daß in den Mysterien die Unsterblichkeit gelehrt wurde. Cicero behauptet das in den von Ernesti herausgegebenen Fragmenten von allen Mysterien. Porphyrius sagt es von den persischen Mithrasgeheimnissen[5]), und Celsus erwidert an Origines, daß in den Mysterien jenseitige Belohnungen und Strafen gelehrt werden. Da nun aber diese Unsterblichkeit auch Lehre der Philosophen war, so muß auf Seite der Mysterien noch ein Ueberschuß gewesen sein, und dieser Ueberschuß konnte wohl nur in dem empirischen Beweis für diese Unsterblichkeit liegen, den man theilweise schon im Somnambulismus fand, mehr aber noch in den eigentlich spiritistischen Bestandtheilen der Mysterien.

Es klingt ganz indisch, wenn Proclus[6]) sagt, daß die Seele bei den großen Mysterien von einem dem Tode ähnlichen Leben zur Gottheit hinaufgeführt wird; denn auch bei den Indiern wird das mit dem Absterben des sinnlichen Lebens verbundene transcendentale Erwachen als Vereinigung mit Brahma bezeichnet. Weil auch den Griechen diese Erwerbung transcendentaler Eigenschaften als Theilnahme an der göttlichen Natur erschien, wird die Einweihung als Vergöttlichung — θείωσις — bezeichnet. Stobaeus vergleicht die Einweihung mit dem Tode; die Seele empfinde im Tode eben das, was der in die großen Mysterien Eingeweihte; die Worte kommen mit den Worten, die Sachen mit den Sachen überein: denn τελευτᾶν heißt sterben, und τελεῖσθαι eingeweiht werden[7]). Apulejus, der selbst eingeweiht war, nennt die Einweihung einen freiwilligen Tod, und eine Wiedergeburt in ein neues Leben; es geschehe bei der Einweihung in die großen Mysterien der Isis ein freiwilliges Hingeben zum Tode und das dabei wiedererlangte Leben müsse als ein von dieser Göttin erbotenes Geschenk betrachtet werden, durch deren Gnade man gleichsam wieder ge-

---

1) Stob. serm. 274. — 2) Stob Eclog. Phys. I. — 3) Augustinus: de Trinitate III, 10. Tertull: de baptismo De praescript. haer. — 4) Stob. serm. 117. — 5) Porphyrius: de abstin. IV, 16. — 6) Proclus in Remp. Plat. I. — 7) Stob. serm. 119.

boren, zu neuem Leben zurückgerufen werde[1]). Er wußte auch, daß man durch magische Künste ebenfalls diesen Zustand erwecken kann: „Auch bedenke ich, daß der menschliche Geist, zumal der kindische und einfältige, durch Zauberlieder oder Räucherdunst eingeschläfert und bis zur Vergessenheit der gegenwärtigen Dinge entzückt werden kann. So kehrt der allmählich seines Körpers Vergessende zu seiner ersten Natur zurück, welche nämlich unsterblich und göttlich ist, und kann auf diese Art, gleichsam im Schlummer, künftige Dinge voraussehen. (Quin et illud mecum reputo, posse animum humanum, et puerilem praesertim simplicemque, seu carminum avocamento, seu odorum delinimento soporeri et ad oblivionem praesentium externari; et paulisper remoto corporis memoria redigi ac redire ad naturam suam, quae est immortalis scilicet et divina, atque ita veluti quodam sopore, futura rerum praesagire[2]). Hier ist also der somnambule Zustand, nach seiner negativen wie positiven Seite unverkennbar bezeichnet, mit dem vorgeburtlichen und künftigen in Verbindung gebracht.

Deutlicher noch spricht Hierocles den Zustand aus, der in den Mysterien erweckt wird; er nennt diese Religionsgebräuche Mittel zu den telestischen Tugenden, wodurch die Menschen Dämonen werden[3]). Durch die Philosophie des Platon zieht sich die Lehre, daß die wahre Philosophie und die Seelenreinigung in den Mysterien mit einander übereinstimmen, welche Reinigung in einer Absonderung der Seele vom Körper bestehe, indem sie gleichsam aus den Fesseln desselben befreit wird[4]). Was aber der Philosoph durch ein geordnetes, auf das Uebersinnliche gerichtetes Leben erzielt, das wird in den Mysterien momentan erzielt durch Versetzung in den somnambulen Zustand. Daß es sich um denselben Somnambulismus handelt, den die Griechen auch im Tempelschlaf anwendeten, das zeigt Aristophanes an, wenn er sagt, daß dem Kranken auch zum Zwecke der Heilung die Mysterien ertheilt wurden[5]).

Den durch die Mysterien erweckten Zustand stellt Platon dem vor der Geburt gleich. Durch die Mysterien wird die Erinnerung an die vormals geschauten und erkannten Dinge geweckt, d. h. an die Ideen, die außerhalb der Körperwelt existirenden immateriellen Urwesen der körperlichen Dinge. Es werden also Dinge geschaut, die vorher sinnlich nicht wahrnehmbar waren, Zweck der Mysterien sei, die Seele dort wieder hinaufzuziehen, woher sie herabgefallen[6]). Proclus aber bemerkt, es sei Zweck der Mysterien, die Seele vom körperlichen Leben abzuziehen — kataleptischer Zustand — und mit den Göttern zu vereinigen[7]) — somnambule Vision. Auch die kabirischen Geheimnisse hießen ἱερὰ ὄργια und

[1]) Apulejus Metam. XI. — [2]) Apulejus Apol. — [3]) Hierocles in aur. carm. — [4]) Platon: Phaedrus. — [5]) Aristophanes: Wespen 169. — [6]) Plat.: Phaedrus. — [7]) Proclus in Remp. Plat. X. I.

wurden als eine Aufnahme in den Bund der Götter betrachtet. „Der Eingeweihte wurde durch die empfangenen Weihen selbst ein Glied jener magischen Kette, er selber ein Kabir, aufgenommen in den unzerreißbaren Zusammenhang und, wie die alten Inschriften sich ausdrückten, dem Herrn der oberen Götter gesellt [1])."

Die Mysterien stehen also im Zusammenhang mit dem Glauben an Präexistenz und Seelenwanderung; die Präexistenz hat die Seelenwanderung schon zur Voraussetzung, daher denn Platon auch beide immer verbindet und die Präexistenz als Lehre der Mysterien bezeichnet [2]). Die irdisch, Geburt ist ein Glied dieser Seelenwanderung, und sie erscheint wegen der Höherstellung des somnambulen Lebens als ein Sündenfall. Im Phädrus und Timäus ist die Seelenwanderung als Unglück und Strafe geschildert, verschuldet durch die Sünden in einem früheren, besseren und vollkommneren Zustand; dieser Zustand wird in den Mysterien wieder erreicht, und wenn es auch nur vorübergehend geschieht, so liegt darin doch eine Gewähr für die Unsterblichkeit und das Wiedererwachen zu jenem Leben, in welchem die Seele die immateriellen Ideen schaut. Das gegenwärtige Leben ist eine Frucht des früheren und wie der Keim des künftigen. Im Cratylus nennt Platon den Leib ein Gefängniß der Seele und im Gorgias sagt er, er habe von den Weisen gehört, daß unser gegenwärtiges Leben wahrer Tod sei und der Leib das Grab der Seele. Da nun Platon in Aegypten unterrichtet worden war, so läßt sich annehmen, daß dieses die Lehre der Mysterien war. Die irdische Geburt ist ihm ein Abfall von einem seligen und göttlichen Leben. Die Seelen an sich sind Dämonen. Der Körper — σῶμα — ist das Grab — σῆμα — der Seele, aus dem sie wieder zur Seligkeit hinaufgeführt werden soll. Cicero führt diese Anschauung als eine solche an, die in allen Mysterien gelehrt wurde und vergleicht die Verbindung der Seele mit einem Körper mit jener Strafe, welche etruskische Seeräuber an ihren Gefangenen vollzogen, indem sie diese mit den Leichnamen Getödteter zusammenfesselten.

Im Phädon wird der Zustand der Eingeweihten mit dem vor dem Sündenfall verglichen; die ehemalige Seligkeit sei dem Zustand der Eingeweihten ähnlich gewesen, aber noch reiner und vollkommener; gleichwohl sei es eine große Lehre der Mysterien, daß der Mensch aus dem irdischen Gefängniß sich nicht selbst erlösen dürfe. Platon schreibt die Anschauung, daß die Seele wegen früherer Schuld im Körper wie in einem Gefängniß sich befinde, den Orphikern zu. Nach dieser Lehre, einer metaphysischen Auslegung des goldenen Zeitalters, ist der Mensch nicht eigentlich ein irdisches Geschöpf, sondern ein himmlisches, ein Dämon. Auch dem Empedokles sind die Menschenseelen gefallene Dämonen, die vorher ein besseres Leben führten, allmählich aber ihre ursprüngliche Seligkeit wieder erlangen

[1]) Schelling I. 8. 368. — [2]) Plat.: Phaedrus.

werden; der Tod ist die Wiedergeburt eines lange verwiesenen Dämons. Der Sündenfall, die Seelenwanderung oder Palingenesie, die ursprüngliche Dämonennatur des Menschen, die in abnormen Zuständen wieder erweckt werden kann, das sind eben Probleme, womit sich, wenn auch mit Veränderung der Ausdrücke eine jede Philosophie auseinandersetzen muß, welche die Thatsachen der Mystik zu ihren Speculationen verwerthet; insofern aber kann man allerdings sagen, daß wir über Platon noch nicht hinausgekommen sind. Bei den Neuplatonikern führten diese Anschauungen zur Theurgie, zum Bestreben, die latente dämonische Natur des Menschen zu erwecken und die Verbindung mit einer höheren Geisterwelt wiederherzustellen. Sie haben sich aber noch länger erhalten: die gnostische Secte der Carpokratianer lehrte, daß der Leib ein Kerker der Seele sei. (Corpus eum dicunt esse carcerem.)[1]) Die Gnostiker glaubten, sie seien Dämonen, die vor dem irdischen Leben in einem höheren Zustand gewesen, und zur Strafe für Sünden in einen Körper eingeschlossen wurden.

(Schluß folgt.)

[1]) Irenaeus. I, 25. 4.

Wen trifft die Schuld?

Von

H. Clary.*)

Der Marktflecken San Lorenzo, an der Grenze von Toscana in einem von der Eisenbahn vergessenen Winkel gelegen, wurde eines Tages durch ein Verbrechen beunruhigt, das von eigenthümlichen Umständen begleitet war. Eine Frau von bis dahin tadellosem Lebenswandel hatte ihren Gatten ermordet, ohne daß man den Beweggrund, der sie zu dieser That getrieben, errathen konnte. Herr und Frau Monti, so hieß das Paar, hatten immer in gutem Einvernehmen miteinander gelebt; er als ein von Allen geachteter Mann, sie als eine gute, sanfte, schüchterne Frau. Die That war in einem Kreise geschehen, wo Erziehung, Wohlstand, Gewohnheiten, öffentliche Achtung eine Atmosphäre bilden, welche, wie man denken sollte, das Verbrechen nicht begünstigt. Entsprießt dieses, einer giftigen Pflanze gleich, dem Schoße des Elends und der Unwissenheit, so ist das weniger erstaunlich. Man erging sich in allen möglichen Vermuthungen, ohne zu einer genügenden Lösung zu gelangen. Wir wollen es versuchen, das Räthsel zu lösen.

I.

Vor zweiunddreißig Jahren wurde in einer bürgerlichen Familie, die eine oberitalienische Stadt bewohnte, ein kleines Mädchen geboren. Man nannte es Karoline, und die Eltern beschlossen, ihm die bestmögliche Erziehung zu Theil werden zu lassen. Sie erhielt im siebenten Jahr

*) Nach dem als Handschrift gedruckten französischen Original, dem einzigen literarischen Versuch einer schwergeprüften Frau, von einer weimarischen Freundin übersetzt.

eine Klavierlehrerin, und im zehnten sprach sie besser französisch als ihre Muttersprache. Mit dem zwölften Jahre that man sie, um ihre Erziehung zu vollenden, in das beste Kloster der Provinz. Bald wurde sie das Muster für ihre Mitschülerinnen, denn keine lernte mit soviel Eifer und verrichtete ihre religiösen Pflichten mit soviel Inbrunst wie sie. Ihr Gedächtniß war außerordentlich gut: sie konnte ohne Stocken die ganze biblische Geschichte und die Namen der persischen Könige hersagen. Ihre Mutter vergoß Freudenthränen, wenn sie bei der Preisvertheilung die Tochter mit niedergeschlagenen Augen ihre Kränze in Empfang nehmen sah. Die gute Frau hatte zu ihrer Zeit nur lesen und stricken gelernt und freute sich, daß ihre Tochter in einer Lichtepoche geboren war. — Karoline verfertigte wunderbare Stickereien und niedliche Arbeiten in Perlen, Muscheln, Reiskörnern und Eierschalen. Die unbedeutendsten Gegenstände bekamen unter ihren Fingern Gestalt und schmückten dann unter Glasglocken die Kaminsimse ihrer Freundinnen. Dabei wurden die ernsteren Studien keineswegs vernachlässigt; sie spielte fehlerlos die schwersten Sonaten, und Niemand, der ihre geläufigen Finger über das Klavier gleiten sah, ahnte, daß ihr beim Zuschlagen des Notenheftes ein leises „Gottlob, ich bin fertig" entschlüpfte. Sie hatte auch zeichnen gelernt und copierte die Vorlagen so getreu, daß man ihre Arbeit schwer von dem Originale zu unterscheiden vermochte. Natürlich blieben so emsige Studien nicht ohne Einfluß auf ihre Gesundheit; diese war zart, als das Mädchen mit dem siebzehnten Jahr das Kloster verließ. Indessen wurden in der herrlichen Anstalt alle Gesundheitsvorschriften pünktlich befolgt: wenn das Wetter es erlaubte, so gingen die jungen Mädchen unter Aufsicht der guten Schwestern alle Tage eine Stunde im Garten spazieren. Auch brachten sie nicht mehr als täglich zwei Stunden mit Beten zu. Der Beichtvater war ein Greis von sehr gesundem Verstand und sehr taub, so daß die Pensionärinnen ihm beichten konnten ohne Gefahr zu laufen, mehr Sünden zu erfahren als sie wußten.

Das Kloster erfreute sich daher auch des besten Rufs, und als ganz besonderes Lob wurde hervorgehoben, daß seit Menschengedenken nie ein Scandal darin vorgekommen war. Ein größeres Compliment für eine derartige Anstalt giebt es nicht; Thatsache ist ja, daß die Bösen und Ungläubigen alle Geschichten der mit Hülfe der Religion verführten Mädchen an die große Glocke hängen.

Die genannten Vorzüge veranlaßten viele Freidenker, die nie eine Kirche betraten und die Priester verabscheuten, ihre Töchter diesem Kloster anzuvertrauen, um gute Familienmütter aus ihnen machen zu lassen, so unterrichtet und nicht mehr, als Frauen es sein müssen.

Karoline hatte zwei viel jüngere Brüder, für welche die große, aus dem Kloster zurückgekehrte Schwester ein Gegenstand fortwährender Bewunderung war. Spielte sie Klavier, so sahen sie ihr mit offenem Munde zu und fragten sich, wie man so schnell spielen könne. Doch eines Tages,

als sie sie gebeten hatten, ihnen die Melodie eines bekannten, auf den Straßen gesungenen Liedes wiederzugeben, waren sie ganz erstaunt über ihr Geständniß, ohne Noten sei ihr das unmöglich. Sie bewunderten die prachtvollen Köpfe von Heiligen und Kriegern, die sie mit so viel Geduld bzeichnete; aber sie fragten sie, warum sie sich die Mühe gäbe, derlei zu vervielfältigen, da sie doch schon so schöne Bilder besitze. Ueber diese kindliche Einfalt lachte das junge Mädchen, ohne ihnen etwas Anderes erwidern zu können, als daß man es im Kloster eben so mache. Sie begriffen auch nicht, daß sie trotz dieses schönen Talents nicht fähig war, ihnen einen Baum oder ein Thier nach der Natur zu zeichnen; ja sie überzeugte i sich schwer, daß es ihr an der Fähigkeit und nicht etwa am guten Willen dazu fehle.

„Sie weiß die Namen der persischen Könige," sagten diese schrecklichen Kinder, „aber sie kann nicht eine Amsel von einer Krähe, noch eine Eiche von einer Akazie unterscheiden."

Sie wußte vom Hörensagen, daß man das Korn säe und schneide, um Brot daraus zu machen, das man dann beim Bäcker kaufe; weiter gingen ihre praktischen Kenntnisse nicht.

Eine Tante mit veralteten Begriffen fand, die moderne Erziehung tauge nichts. Zu ihrer Zeit hatte man weder Französich noch Zeichnen gelernt, dagegen konnte man nähen und einen Haushalt führen. Darauf war höchstens zu erwidern, daß Karoline Alles, was man sie gelehrt, sehr gut wußte, daß sie aber nicht wissen könne, was man sie nicht gelehrt hatte.

Ihr Vater fand sie sehr nett, aber er hätte es lieber gesehen, wäre sie unwissender und kräftiger gewesen. Die Mutter dagegen war geradezu in ihr Werk vernarrt. Ein für alle Mal müssen wir zu Karolinens Rechtfertigung vorausschicken, daß man sich seine Eltern nicht wählt, daß man ohne jede Gegenwehr zur Welt kommt, und zuweilen in sehr guter Leute Hände, die uns in bester Absicht das größte Leid anthun.

Bei Karolinens Ausbildung war das Tanzen nicht vergessen worden, und sie brannte nun vor Ungeduld, auf einem wirklichen Ball mit wirklichen Cavalieren zu tanzen, nicht mehr wie bisher mit Pensionärinnen, die ein wenig größer waren als die andern und als Abzeichen ein Band am Arm trugen.

Der große Tag kam endlich heran, an dem sie in die Welt eingeführt wurde. Die Welt war bei dieser Gelegenheit durch zwei Säle mit decolletirten Frauen und schwarzgekleideten Männern repräsentirt. Außerhalb war das Nichts. Karolinen wurde es einen Augenblick schwindlig, als sie in den Saal trat, und sie sank auf einen Stuhl. Wie durch eine Wolke sah sie Schatten vorüberziehen, hörte sie verwirrte Stimmen, die mit ihr sprachen. Man forderte sie zum Tanzen auf; sie bewegte mechanisch ihre Füße und antwortete, ohne zu wissen, was. Der Saal schien sich um sie zu drehen, es war ihr beklommen zu Muthe. Als sie an ihren

Platz zurückkam, schloß sie die Augen und glaubte zu träumen. Sie hatte ihren Tänzer kaum angesehen; wußte sie doch, daß er eines jener geheimnißvollen Wesen sei, an welche es verboten ist zu denken, und von denen man sich nur leise in's Ohr spricht. Da sie nun in so nahe Berührung mit ihnen gekommen, wie klein erschienen ihr die Gefährtinnen vom Kloster, die noch nicht auf einem Ball gewesen waren. Gegen drei Uhr Morgens sagte die Mutter, es sei genug für das erste Mal, und führte sie nach Haus. Warum genug? Warum konnte das nicht ewig dauern? Sie erwachte am nächsten Morgen mit dem Gedanken, das Leben sei ein wonniges Ding. Das Glück zu leben erweiterte ihre Brust, und sie hätte es mit Allen, die sie umgaben, theilen mögen. Aber zu ihrem großen Erstaunen waren die übrigen Familienglieder in einer viel prosaischeren Stimmung; auch mußte sich Karoline begnügen, mit ihren Brüdern zu spielen, als diese aus der Schule zurückkehrten.

II.

Karoline wurde in Gesellschaft sehr gefeiert, sie war nicht hübsch, aber sie gefiel durch ihre einfache Anmuth und durch ihr offenes Wesen. Dann tanzte sie gut, und ihre Mitgift war ziemlich rund; ein Umstand, der die Allerhäßlichsten verschönert. Sie hatte also sehr viele Tänzer, und allmälig erdreistete sie sich, dieselben zu betrachten. Einmal war es ein schöner Brünetter, der sie entzückte, die nächste Woche nahm ein schmachtender Blondkopf von ihrem Herzen Besitz, vierzehn Tage darauf erröthete sie beim Namen eines Dritten. Ihre Phantasie war wie weiches Wachs, das jedem Eindruck willig nachgiebt. Als wohlerzogenes Mädchen ließ sie sich übrigens nie etwas von ihrer jeweiligen geheimen Vorliebe merken.

Unter den jungen Männern ihres Kreises war einer von angenehmem bestechenden Aeußern. Diesem gefiel das sanfte und bescheidene Wesen Karolinens, und er bat ihre Eltern um Erlaubniß, ihr Haus zu besuchen. Man beeilte sich, die Erlaubniß zu ertheilen, denn er war reich und von achtbarer Familie. Karoline hatte Freiheit, sich nach ihrer Wahl zu verheirathen; so sagte man, aber man sagte auch, wie glücklich man sein würde, wenn ihre Wahl auf Ernst Monti fiele. Und die arme Kleine wählte ihn wirklich, denn in ihrem engen Kreis war kein junger Mann, welcher sich so um sie bemüht hätte. Sie fand es reizend, im Theater und auf dem Spaziergang einen liebenswürdigen Cavalier zu haben, der nur dann glücklich zu sein schien, wenn sie ihm zulächelte. War es daher nicht natürlich, daß ihn ihre Augen suchten und ihr Gesicht sich belebte, wenn sie ihn erblickte?

Ihre Mutter freute sich über das gute Glück der Tochter, denn es ist heutzutage so schwer, eine anständige Partie zu finden. Karoline war sehr jung, aber was schadete das? Sie, die Mutter, hatte sich ja auch im achtzehnten Jahr verheirathet und war dabei nicht unglücklich geworden;

ihre Tochter sollte es machen wie sie. Die einzige Unannehmlichkeit fand sie in dem Zwang, sich zu trennen, denn Ernst Monti bewohnte für gewöhnlich seine in einer entfernten Provinz gelegenen Besitzungen. Aber das Loos der Frau ist ja, die Eltern zu verlassen um des Mannes willen, und die gute Mutter war bereit, sich für das Glück ihrer Tochter aufzuopfern. Und war es etwa kein Glück, einen so jungen, schönen, reichen, verliebten und geliebten Mann zu bekommen? Außerdem würde er gewiß darein willigen, sie von Zeit zu Zeit ihren Eltern zu bringen.

Als Ernst der Liebe Karolinens sicher war, verlangte er von ihr, sie solle nicht mehr in Gesellschaft gehen, denn die Bälle hatten sie angegriffen und ihre Augen waren von blauen Rändern umgeben. Sie willigte ohne Schwierigkeit ein; was hätte sie nicht für ihn gethan? Er, der schöne, der vornehme Mann geruhte sich zu einem kleinen, unbedeutenden Mädchen herabzulassen, das kein anderes Verdienst hatte, als ihn zu lieben. Aber wie vergötterte sie ihn auch! Ihr ganzes Leben sollte Hingebung an diesen so vollkommenen Menschen werden. Wie dankte sie Gott für ihr Glück! Denn Gott hatte ihn ihr geschickt, wahrscheinlich, weil sie mit solcher Inbrunst zu ihm betete. Der Gedanke, daß sie in Zukunft allein ausgehen und Besuche empfangen dürfe, kam bei ihrer Freude freilich auch ein klein wenig mit in Betracht.

Der große Tag erschien, ein Festtag für das ganze Haus. Man freut sich, wenn zwei Wesen, die einander kaum kennen, die gegenseitige Verpflichtung lebenslanger Liebe übernehmen, obwohl alle Welt weiß, daß dies unter vier Malen dreimal unmöglich ist. Hingegen weint man, oder thut wenigstens so, als ob man weine, wenn ein armer Pilger seine schmerzenreiche Reise beendet hat und sich zur Ruhe legt.

Die Hochzeit ging gut von Statten, ohne irgend welche schlechte Vorbedeutung, und die Braut strahlte. Die Mutter hätte ihr, als sie allein mit ihr war und die letzte Hand an ihren Anzug legte, gern etwas gesagt, was ihr einfacher, gesunder Verstand ihr zu sagen rieth. Aber ein falsches Zartgefühl hielt sie zurück, alle die falschen Ideen, welche man ihr von Kindheit an aufgenöthigt hatte, brachten Vernunft und Natur bei ihr zum Schweigen. Ach was, dachte sie, um ihre Bedenken zu beschwichtigen, Karoline wird es machen wie die andern.

Nach einigen Abschiedsthränen der Familie reiste die junge Frau mit ihrem Manne ab, dem Glück entgegen.

III.

Die Neuheit ihrer Lage, dieses tête-à-tête mit einem Manne, den sie liebte, ohne bis jetzt gewagt zu haben, ihm ihr Herz zu öffnen, der geheimnißvolle Reiz des Unbekannten, Alles dies versetzte Karolinen in einen traumähnlichen Zustand. Hatte sie ihr Ideal gefunden? Sie wußte es selbst nicht, so waren ihre Gedanken durch die plötzliche Veränderung ihres

Daseins verwirrt. Ernst erschien ihr ein wenig derb in seiner Gluth, aber vielleicht hatte sie falsche Begriffe von Zartgefühl und Liebe. Wie hätte sie auch im Kloster die richtigen Begriffe bekommen sollen?

Sie war ganz Aufopferung, ganz Hingebung. Sie dachte nicht einmal an die Möglichkeit, Ernst jemals in irgend etwas Widerstand zu leisten. Ihre ganze Vorstellung von Glück bestand darin, das Leben in Anbetung vor ihm zu verbringen. Nach einer Reise von einigen Wochen begaben sich die Neuvermählten nach San Lorenzo. Auf der letzten Eisenbahnstation bestiegen sie eine Postkutsche; nach drei- bis vierstündiger Fahrt zeigte Ernst seiner Frau einen düsteren Punkt am Horizont und sagte:

„Dort ist San Lorenzo."

Sie bogen sich zum Fenster hinaus und sahen lange in die Ferne, ohne zu sprechen. Beiden war es schwer um's Herz.

Ernst hatte Karolinen gesagt, daß seine Mutter, die beste der Frauen, mit ihnen zusammenwohnen und sie wie ihre Tochter lieben würde. Dasselbe hatte ihr Frau Gertrud Monti schon geschrieben. Auch wußte Ernst, daß die Mutter sich seiner Heirath freute, — dennoch fühlte er sich beängstigt, als er dem Hause näher kam.

Frau Gertrud, früh verwittwet, hatte all ihre zärtlichen Gefühle auf ihre drei Kinder übertragen. Um das etwas zerrüttete Vermögen zu ordnen, zwang sie sich zur strengsten Lebensweise und verließ das Haus nur, um in die Messe zu gehen. Die Tochter starb früh, der älteste Sohn wurde Soldat, und die Mutter sah ihn nur selten.

Ihre ganze Zärtlichkeit, all ihr Interesse concentrirte sich daher auf Ernst, ihr letztes und liebstes Kind. Da sie nicht anziehend genug war, um gefallen zu können, zu unwissend, um sich für irgend etwas außerhalb des häuslichen Kreises zu interessiren, war es natürlich, daß ihre einzige Leidenschaft einen engherzigen und eifersüchtigen Charakter annahm. Als Ernst von der Schule zurückkam, war er unumschränkter Herr des Hauses. Man hatte keinen anderen Gedanken, als ihm zu gefallen, und seine Wünsche waren Befehle. Aber obwohl sich die Mutter ganz zu seiner Sclavin machte, tyrannisirte sie ihn mit ihrer ausschließlichen Liebe. Da er nicht viel Energie besaß, ließ er sich beherrschen, denn er fand es bequem, angebetet zu werden. Uebrigens schüttelte er, wenn es ihm darum zu thun war, das Joch leicht ab, indem er häufige Ausflüge in die von seiner Mutter gemiedene Stadt unternahm.

Obgleich sie nun wirklich gewünscht hatte, ihren Sohn verheirathet zu sehen, war doch die Nachricht der vollendeten Thatsache ein Schlag für sie gewesen. Sie mußte sich also fortan in das Herz ihres Sohnes mit einer Andern theilen, mußte sich von einer jungen Frau verdrängen lassen, die gewiß stolz auf ihre Rechte als Gemahlin sein würde! Was sollte aus ihr werden, wenn ihr einziger Lebenszweck ihr unter den Händen entschlüpfte? Ernst hatte alle Ursache zur Bangigkeit.

Der Wagen, der langsam durch ein von lehmigen Hügeln geschlossenes, hie und da mit Wein und Oliven bedecktes Thal gerollt war, fuhr endlich in die Straße des Fleckens ein. Der Lärm der Räder auf dem Pflaster weckte Karolinen aus ihrer Träumerei; sie gewahrte düstere, schmutzige Häuser, die wacklig aneinander lehnten. Wäsche war zum Trocknen vor die Fenster gehängt. Männer und Frauen kamen aus den verräucherten Läden heraus, um den Wagen vorüberfahren zu sehen. Schaaren zerlumpter Kinder stoben schreiend auseinander, und die erschreckten Hühner und Schweine flüchteten sich in die Läden. Auf dem Platz vor dem Caffèhaus standen Gruppen von plaudernden und rauchenden Männern. Ernst erkannte einige seiner Freunde und begrüßtesie lebhaft.

Am äußersten Ende des Fleckens erhob sich eine einsame Villa, ein großes, viereckiges Haus mit Rococo-Verzierungen an den Fenstern und mit einer Terrasse nach vorn. Der Garten war von einer blau und roth gemalten Mauer umgeben, auf welcher blumenlose Vasen angebracht waren.

Hier hielt der Wagen. Karoline stieg aus und sah eine große, hagere Matrone zum Empfang erscheinen. Diese umarmte sie und sagte „Tochter“ zu ihr. Die junge Frau schauderte bei dem kalten Kuß und es ward ihr schwer um's Herz: sie dachte an ihre Mutter. Man führte sie in ihr Zimmer; es war groß und im Geschmack des letzten Jahrhunderts, mit einer frostigen, symmetrischen Eleganz ausgestattet.

Ein riesengroßes Bett mit Moirée-Himmel nahm die Mitte ein, Sessel mit steifen Lehnen waren an den Wänden entlang aufgestellt. Nach einer halben Stunde rief man sie zum Essen.

„Sie sind es vielleicht nicht gewohnt, um zwei Uhr zu speisen,“ sagte Frau Gertrud zu ihr, „ich weiß, daß in großen Städten diese Stunde nicht gebräuchlich ist; wenn Sie wünschen, wird man die Stunde der Mahlzeit verlegen. Ich bin eine alte Frau, nach alter Art erzogen, aber Sie sollen sich nicht nach mir richten.“

Karoline versicherte, daß sie sehr gern um die Mitte des Tages speise, da sie das vom Kloster her so gewohnt sei.

„Ach ja, ich weiß, Sie haben eine sorgfältige Erziehung erhalten; ich bedaure nur, daß Ihre Talente nicht einen größeren Schauplatz finden s diese Einsamkeit.“

Darauf richtete sie das Wort an ihren Sohn und erzählte ihm ausführlich, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatte.

Karoline verstand nichts von diesen Berichten über Ernten und Dünger. Sie aß stillschweigend und sah durch die Fenster auf den Garten hinaus. Wie viel lieber wäre sie herumgegangen, ihre neue Wohnung zu besichtigen. Frau Gertrud sagte ihr von Zeit zu Zeit: „Essen Sie doch, meine Liebe, ich hoffe, dies Gericht schmeckt Ihnen,“ und Karoline aß, weil sie sich nicht getraute, zu gestehen, daß sie nicht hungrig sei.

„Was Deine Frau wenig spricht," bemerkte Frau Gertrud am Ende der Mahlzeit.

„O, sie wird schon bald sprechen," erwiderte Ernst verlegen, während Karoline bestürzt die Augen zu Boden schlug. War das die Freiheit, von der sie geträumt? Oft, wenn die Mutter ihr versagt hatte, allein spazieren oder in's Theater zu gehen, hatte sie sich gefügt und gedacht: wenn ich erst verheirathet bin, dann mache ich was ich will. Hatte sie sich getäuscht? Sie wurde inne, daß sie sich nie wohl fühlen könne unter den starren Augen ihrer Schwiegermutter. Nach dem Essen hielt Frau Gertrud ihre Mittagsruhe, und Ernst zeigte seiner Frau das Haus. Es waren einige Salons da, mit mehr Luxus als Geschmack ausgestattet, deren Tapeten wohl eine Erneuerung verdient hätten.

Ernst erklärte ihr, er habe es bisher beim Alten gelassen, um ihren Rath einzuholen. Dieses Zeichen von Aufmerksamkeit rührte sie und heiterte sie wieder etwas auf. Im Grunde kümmerte sie sich wenig um die Tapeten.

Sie empfand kein anderes Bedürfniß als geliebt zu werden und sich frei herumtummeln zu dürfen wie im väterlichen Hause. Der zweite Stock enthielt eine Reihe unmöblirter Zimmer und eine lange Galerie, deren Dach von Pfeilern gestützt war. Wäsche trocknete auf Leinen und die Winkel waren mit allen möglichen ungestalten Trümmern angefüllt. Von hier aus genoß man eine ziemlich weite Aussicht, und Karoline seufzte, als sie nach der Richtung ihrer Vaterstadt hinblickte. Sie verlangte den Garten zu sehen. Eine Allee führte vom Hause an barocken Statuen vorbei nach einem großen Springbrunnen hin, dessen dünner Wasserstrahl das Grottenwerk und Tritonen, die ihre Nasen eingebüßt hatten, benetzte.

Orangen- und Lorbeerbäume waren symmetrisch zu beiden Seiten angebracht; große Eichen erhoben sich am Ende des Gartens in ehrerbietiger Entfernung vom Haus, denn man hält den Schatten für ungesund und glaubt, daß er Feuchtigkeit in den Wänden erzeugt.

„Man sollte diese unnützen Bäume fällen," sagte Ernst, „aber meine Mutter leidet es nicht, weil sie mit ihnen alt geworden ist."

„Es wäre schade darum," meinte Karoline, und sie verwunderte sich darüber, einer Meinung mit Frau Gertrud und der Ansicht ihres Mannes entgegen zu sein. Aber sie liebte alte Bäume und verweilte in Zukunft gern unter diesen Eichen. Das Abendessen verlief ungefähr wie der Mittag, und Karoline war froh, als sie sich in ihr Zimmer zurückziehen konnte. Ernst, von der Reise müde, schlief bald ein, aber sie in ihrem großen Himmelbett blieb lange wach. Sie fühlte das Bedürfniß, sich zu sammeln, doch gelang es ihr nicht. Die Tritonen des Springbrunnens, die steifen Sessel, die Eichen mit dem dunklen Laub wirbelten in ihrem aufgeregten Hirn. Frau Gertrud wob sich durch alle diese wachen Träume mit ihrer schwarzen Mütze und dem nie verstummenden Geklirr der Schlüssel.

Karoline war also in dem Haus angelangt, wo ihr Leben verfließen sollte. Zu diesem Endzweck hatte sie gelebt, geträumt, Musik, die Geschichte der Heiligen und Anderes studirt! Das groteske Gesicht einer der Nonnen, die ihre Lehrerinnnen gewesen, tauchte vor ihrer Erinnerung auf. Wie kann man nur Nonne werden?

Sie hatte noch nie darüber nachgedacht; sie begriff nicht, wie man der Liebe entsagen und sein Leben in Einförmigkeit verbringen könne, ohne Freude, ohne Schmerz! Arme Kleine! es gab noch viele Dinge, die sie nicht verstand und eines Tages auf eigene Kosten begreifen lernen sollte.

IV.

Am nächsten Morgen schlug Frau Gertrud Karolinen vor, die Schlüssel und die Leitung des Hauses zu übernehmen. „Ich muß zu Gunsten meiner Tochter abdanken, denn ich bin eine alte Frau, die zu nichts mehr taugt, und Sie sind jetzt Herrin hier," sagte sie mit einer heuchlerisch demüthigen Miene. Karoline bat sie hingegen, die Schlüssel zu behalten, und gestand, daß sie zu wenig Erfahrung besitze, um einem Haushalt vorzustehen. Frau Gertrud willigte ein, ihre Zufriedenheit schlau verbergend: das Schwiegertöchterlein war eine schüchterne, alberne Pensionärin, von der sie nichts zu fürchten hatte. Ernst sah mit Vergnügen, daß es zwischen den beiden Frauen nicht zu Reibereien kam, und gratulirte sich, ein Weib von so sanftem, verträglichen Charakter gewählt zu haben. Er war nahe daran, sich für ein Genie zu halten.

Die Damen des Ortes statteten nun der jungen Frau ihre Besuche ab. Es waren ziemlich ungewandte Bürgerfrauen, welche während des Plauderns den Anzug des Neulings mit neidischer Miene prüften. Karoline wußte ihnen nichts zu sagen. Man fand sie dumm und stolz, aber das kümmerte sie wenig. Für sie existirte Niemand außer Ernst. Sie schrieb ihren Eltern, daß sie glücklich sei, und in der That hätte sie nicht zu sagen gewußt, was ihr am Glück fehle.

Nach den ersten Tagen kehrte Ernst zu seiner gewohnten Lebensweise zurück; er stand sehr früh auf und machte lange Wanderungen durch sein Anwesen, denn er bedurfte der Bewegung, und die Zeit der Jagd war noch nicht gekommen. Wenn er heimkehrte, schloß er sich in sein Cabinet ein, um Briefe zu schreiben und mit seinen Pächtern abzurechnen. Nach dem Essen rauchte er und las dabei die Zeitung, während Karoline neben ihm arbeitete.

Von Zeit zu Zeit nahm er die Cigarre aus dem Mund, um seiner Frau geräuschvolle Küsse zu geben; endlich schlief er im Lehnstuhl ein. Nach der Siesta führte er Karoline spazieren, denn sie war zu jung, um allein auszugehen, und Ernst setzte seine Ehre darein, für einen Musterehemann zu gelten. Abends ging er in's Caffêhaus und ließ Karoline bis zum Nachtessen mit seiner Mutter allein. Sonntags begleitete er sie in

die Kirche, denn bei aller Gleichgiltigkeit gegen Religionssachen fand er die Frömmigkeit doch für Frauen unentbehrlich, denn . . . er vollendete seinen Satz nicht und fühlte, daß er mit Vergnügen denjenigen tödten könne, der es wagen würde, an seine Ehre zu rühren. Seine Ehre hing nämlich von der Tugend seiner Frau ab; aus diesem Grunde hatte er ja ein junges Mädchen gewählt, das zur Frömmigkeit im Kloster erzogen worden war, und nicht Zeit gehabt hatte, weltliche Ideen in sich zu nähren. Hätte man ihn gefragt: warum ist deine Ehre vom Betragen einer anderen Person abhängig, so hätte er wahrscheinlich auf dieses Warum nicht zu antworten gewußt! Aber daß es so sein mußte, stand so unumstößlich fest bei ihm, wie daß zwei mal zwei vier ist, und an solchen Ueberzeugungen pflegen ja alle Einwendungen zu scheitern. Hätte er seine Gedanken klar zu fassen vermocht, so würde er ungefähr Folgendes gesagt haben: „Diese Frau ist mein, ich bin ihr Eigenthümer, also bin ich für ihre Handlungen verantwortlich, und wenn ich nicht damit mache, was mir zukommt, so hat Jeder das Recht, mir in's Gesicht zu lachen." Aber Ernst war zu verliebt, um so zu denken, und er fand es bequemer, gar nichts zu denken, wenn er Karolinen mit seinen Blicken verschlang. Er besaß zum ersten Mal ein weibliches Wesen, so rein wie frischgefallener Schnee. Was für ein schönes Ding die Unschuld ist, dachte er; so ein junges Mädchen, ganz eigens für ihn achtzehn Jahre lang erzogen. Einen Theil dieser achtzehn Jahre hatte man sie im Kloster eine Menge unnützer Dinge lernen lassen, lediglich, um sie vor der Kenntniß des Lebens zu schützen, und um ihr die Naivetät zu bewahren, welche ihrem zukünftigen Gebieter so angenehme Empfindungen bereiten sollte.

Was that er mit dieser Seele, welche in seiner Hand wie weicher Thon war? Gott sei's geklagt, nicht viel! Gesetzt, sie wäre wirklich für ihn erzogen worden, so hatte man doch andererseits leider nicht daran gedacht, ihn zum Führer eines solchen Kindes, das man ihm zu eigen gab, heranzubilden. Zuweilen, wenn Karoline las, bat sie ihn um Aufklärung oder theilte ihm ihre sinnigen Bemerkungen mit. Er gab ihr in belehrendem Ton Erklärungen, mit denen sie nicht immer zufrieden war; aber wenn das Orakel sprach, so hatte man zu schweigen. Um ihre eigenen Bemerkungen kümmerte er sich wenig, sie kamen ihm kindisch vor. Er verstand das Bedürfniß dieses wißbegierigen Geistes nicht, der im Streben nach Ausbreitung sich an ihn als an seinen natürlichen Führer wandte. Karoline wußte oft nicht, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollte; sie wollte ihrer Schwiegermutter in der Wirthschaft beistehen, doch bemerkte sie bald, daß ihr Anerbieten wie ein Eingriff angesehen wurde, und so gab sie es auf.

Im Salon stand ein Klavier zu ihrer Verfügung, aber Ernst schlief ein, wenn er ihr zuhörte, und Frau Gertrud kniff die Lippen zusammen und klapperte mit den Schlüsseln. Anderen Vergnügen zu machen, war

bisher für Karoline der Hauptbeweggrund des Handelns gewesen. Da ihr nun selbst die Musik nur eine Arbeit, kein Bedürfniß war, blieb das Klavier stumm. Sie hätte Minervenköpfe zeichnen können, aber was wurde dabei gewonnen? Man hatte sie gelehrt, Striche auf dem Papier zu ziehen, ungefähr, wie man die Schrift einer unbekannten Sprache schreiben lehren könnte. Sie fühlte gar keine Beziehung zwischen den Umrissen, welche sie mit so viel Genauigkeit nachzeichnete, und einem unbestimmten Gefühl in ihrer Seele, das sich zu äußern sehnte.

Die Lectüre ermüdete sie schnell, weil ihr Verstand nicht genug entwickelt war, um an dem, was den Horizont ihres persönlichen Lebens überstieg, ein ernstes Interesse nehmen zu können. So blieb ihr also das Sticken als einzige Beschäftigung, und sie verfertigte Pantoffeln, Kissen, Wandkörbe, Uhrtaschen und Decken, zu denen Frau Gertrud ein scheeles Gesicht zog, wenn sie vom Ausbessern der Hauswäsche aufblickte. Die einzige Freude in diesem Dasein war die Gegenwart Ernsts; in solcher Oede wuchs er in ihrer Phantasie zur Größe eines Helden. Er war so schön, so klug, so gut! Man erwartete ihn mit Ungeduld, man suchte seine kleinsten Wünsche zu errathen. Sicherlich that er wohl daran, fast seine ganze Zeit außer dem Haus, auf der Jagd und im Caffêhaus zu verbringen, denn ein Abgott, der zu lange angesehen wird, läuft Gefahr, seinen Glanz schließlich einzubüßen. Es blieb wenig Zeit zur Unterhaltung übrig, aber genug für das, was man sich zu sagen hatte. Ein Glück für ihn, daß Karoline nicht wußte, man könne noch anders lieben. Er hatte ihr versprochen, sie im Winter in die nächste Stadt zu bringen, und so tröstete sie sich über die Einförmigkeit ihrer Existenz in dem Gedanken an die Feste, die ihrer warteten. Was sie am meisten dabei entzückte, war die Aussicht, einige Zeit von Frau Gertrud entfernt zu verbringen.

Endlich kam der Winter, und die jungen Eheleute reisten ab, um zwei Monate in der Stadt zu verleben. Karoline wurde mit Wärme empfangen. Man fand sie reizend, denn die Frauen hielten sie für eine nicht sehr gefährliche Rivalin, und die Männer bewunderten ihr unbefangenes Wesen und ihre naiven Antworten. Sie fing wieder an, mit derselben Leidenschaft wie früher zu tanzen, nur war sie jetzt ein wenig anspruchsvoller geworden und fand, daß ihre Tänzer nicht viel Gescheites sagten; zuweilen ging sie soweit, dieselben dumm zu nennen. Ein Einziger stach in angenehmer Weise von den Anderen ab; es war ein Engländer, der sich auf der Durchreise in X. aufhielt. Seine Unterhaltung, ernster als die der Anderen, interessirte Karolinen. Er sprach mit ihr in einem väterlichen Tone, der sie zutraulich machte und ihre gewohnte Schüchternheit löste. Sie sahen sich nur in Gesellschaft, denn Karoline war zu zurückhaltend, um Herren in Ernsts Abwesenheit zu empfangen, und der war fast immer abwesend. Dies Leben dauerte einen Monat. Eines Abends, als sie nach Hause fuhren und Karoline ihren Kopf auf die Schulter ihres Gatten lehnen

wollte, währte er sie ungestüm ab. Zum ersten Male zeigte er sich heftig und sie war darüber so erschrocken, daß ihr der Athem verging.

„Ernst," sagte sie, seine Hand fassend, „bist Du krank?"

„Nein," entgegnete er, indem er die Hand zurückzog, „wir sprechen zu Haus, bis dahin laß mich in Ruh."

Sie drückte sich in ihre Ecke und weinte bitterlich. Was hatte sie gethan, daß er sie nicht mehr liebte?

Sie stieg aus dem Wagen und ging zitternd die Treppe hinauf. Während die Jungfer ihr das Haar löste, schritt Ernst im Zimmer auf und ab. Sie sah ihn verstohlen an und erwartete angstvoll den Augenblick des Alleinseins.

„Hast Du Dich heut Abend gut amüsirt?" fragte er barsch, indem er stehen blieb. Sie hatte nie sein Gesicht so verändert gesehen.

„Nun ja, mein Lieber, wie immer."

„Wie immer!" rief er aus und stampfte mit dem Fuß, „wie immer! Also schon lange geht das so? Ich armer Narr, der diesem unbefangenen Gesicht und diesen Liebkosungen traute! Wie hast Du so Komödie spielen können?"

„Mein Gott, was bedeutet dies?" sagte sie und faltete die Hände.

„Ja, so ist's recht, sprich Du auch noch von Gott und falte die Hände, weiter fehlt nichts zu Deinem Betragen."

„Aber sage mir nur wenigstens, was ich begangen habe."

„Du weißt es also nicht oder glaubst wohl, daß ich es nicht wisse? Daß ich keine Augen habe? Hältst Du mich für einen Dummkopf? Als ob die ganze Stadt nicht wüßte, daß Thorton in Deiner Gunst steht! Ich bin der Letzte gewesen, der es erfahren hat, so groß war mein Vertrauen; aber Reden, die nicht für meine Ohren bestimmt waren und welche ich zufällig auffing, haben mir Aufklärung genug verschafft! Meinen Namen genannt zu hören bei dem Scandal, an dem Du schuld bist, verstehst Du, was das heißen will?"

Er stampfte noch einmal mit dem Fuß und stieß dabei heftig an einen Stuhl, um seiner Rede mehr Nachdruck zu verleihen. Karoline hörte ihn unbeweglich an; sie war wie versteinert.

„Nun! warum antwortest Du nicht? Verdiene ich nicht einmal eine Antwort?"

„Ich bin so erstaunt über Alles, was ich höre, daß ich nichts antworten kann. Man hat mich verleumdet, das ist klar. Warum sind die Menschen so schlecht? Ich thue Niemand etwas zu Leide, und man sagt solche Abscheulichkeiten über mich. Aber schlimmer ist, daß Du sie glaubst!"

„So! man hat Dich verleumdet! Ist es vielleicht nicht wahr, daß Thorton Dir überall hin folgt wie Dein Schatten? Daß Du ihn mit den Augen suchst, sobald Du in einen Salon trittst? Daß Du nur mit

ihm sprichst? Daß Du Dich weigerst, mit Andern zu tanzen, blos um an seinem Arm herumgehen zu können? Ich habe dies Alles heut Abend gesehen."

„Ich spreche mit ihm nur, weil er der Einzige ist, der sich die Mühe nimmt, mit mir zu sprechen. Wie kann man erwarten, daß ich mit Männern spreche, die mich wie eine Marionette behandeln, ohne mir ein Wort zu sagen?"

„Ist das ein Grund, um sich den Hof auf so compromittirende Weise machen zu lassen?"

„Er hat mir nicht den Hof gemacht."

„Welche Dreistigkeit! Dein kaltes Blut setzt mich in Erstaunen nach dem, was ich heut Abend gesehen habe."

„Nichts hast Du gesehen. Du bist ein Ungeheuer, und ich hätte besser gethan, Nonne zu werden, anstatt Dich zu heirathen!"

Sie sank schluchzend auf einen Sessel. Nach und nach wurde ihr Schluchzen convulsivisch; sie bekam zum ersten Mal einen Weinkrampf. Ernst erschrak und wußte nicht, wie er sie beruhigen sollte. Er machte sich Vorwürfe, zu heftig gewesen zu sein; sie war ein Kind, das mit Sanftmuth zu leiten war, wie man irgend wollte, aber er hatte sich von seiner Leidenschaft hinreißen lassen. Er rief ein Kammermädchen, das Karolinen auskleidete und zu Bett brachte. Der Tag begann zu grauen, als sie in einen unruhigen Schlaf verfiel. Sie war in den ersten Monaten mütterlicher Hoffnung, und Ernst kam der Gedanke, daß er sie hätte tödten können, sie oder ihr Kind; er machte sich neue Vorwürfe. War es denn überhaupt ihr Fehler, wenn dieser Engländer ihre Unerfahrenheit ausnutzte, um sie zu compromittiren? Und war es nicht des Gatten Sache, sie zu überwachen? Er nahm sich vor, in Zukunft aufmerksamer zu sein. Als Karoline erwachte, sah sie ihn vor ihrem Bette knien; er flehte sie um Verzeihung an. Sie verzieh natürlich! Es war ja ihr Beruf, zu verzeihen. Sie fühlte sich aber so zerschlagen, daß sie den ganzen Tag im Bett blieb. Am Abend wünschte Ernst, sie möchte aufstehen und in's Theater gehen.

„Es ist eine Première," meinte er; „Du hast versprochen, hinzugehen. Was würde man sagen, wenn man Dich dort nicht sähe?"

„Man wird sagen, ich sei krank, und das ist wahr. Wenn man mich aber mit diesen verschwollenen Augen und diesen entstellten Zügen sähe, würde man noch ganz anderes sagen."

Ernst gab dies zu, aber er selbst wurde unruhig. „Karl erwartet mich," begann er wieder; „man sollte ihn wissen lassen, daß ich heut nicht in's Theater gehen kann."

„Warum solltest Du nicht hingehen können? Meinetwegen? Ich werde bald einschlafen."

„Wenn Du mich nicht brauchst, so gehe ich einen Augenblick hin;

aber ist Dir meine Abwesenheit im Geringsten unangenehm, so bleibe ich da."

„Nein, nein, mein Lieber, es macht mir Vergnügen, wenn Du gehst."

Und er ging! Und er kam erst nach Mitternacht zurück! Das Schauspiel war diesen Abend ganz besonders interessant gewesen.

Karoline brachte einen Theil der Nacht weinend zu; sie konnte nicht anders. Ihr Glück war also zu Ende, nach einer Ehe von acht Monaten! Er hatte sie in einem unwürdigen Verdacht gehabt; er hatte sie roh behandelt, sie krank gemacht, und dann verließ er sie um sich zu belustigen! Man wird Karolinen sehr unverständig finden, daß sie sich um ein Nichts so abhärmte, denn schließlich, wenn ihr Mann eifersüchtig war, konnte ihr das als ein Beweis von Liebe gelten, und die Heftigkeit seiner Vorwürfe mußte man seinem leidenschaftlichen Naturell zu Gute halten. Er war in's Theater gegangen, ja; aber sie selbst hatte ihm zugeredet. Ein Wort von ihr, und er wäre geblieben. Das Alles ist wahr. Aber man darf von der armen Karoline nicht zu viel verlangen; sie war nicht gelehrt worden, logisch zu denken, erstens; und zweitens war sie in der Idee auferzogen, daß die Ehe ihr einziger Beruf sei, und daß sie nichts anderes im Leben zu erfüllen habe, als die Pflichten einer Familienmutter. So lautete das göttliche Gesetz; auch von Gottes Güte und Gerechtigkeit hatte man ihr gesprochen. Wie war es möglich, daß Gott das Glück seiner Geschöpfe nicht mit der Aufgabe, die er ihnen vorschrieb, in Einklang brachte?

Als Kind hatte sie den Hausarzt einmal sagen hören, daß die Natur sehr schlau zu Werke gehe in der Art, wie sie die Frau in ihren schweren Beruf hineinlocke; wenn das nicht wäre, ja dann freilich ... Der Doctor, im Begriff, diese Theorie weiter zu entwickeln, war durch einen warnenden Blick von Karolinens Mutter aufmerksam gemacht worden. Er hatte Karoline angesehen, die ihm mit großen Augen zuhörte, hatte sie dann auf die Wange geklopft und gesagt: „Wir werden das Alles auch einmal erfahren, wenn wir erst groß sind."

Diese kleine Scene hinterließ einen Eindruck für immer und war ihr seitdem oft wieder eingefallen. Sie hatte die Schlüsse, die sie aus den Worten des Doctors gezogen, nicht klarstellen können, aber es giebt eine geheimnißvolle Logik, welche leise im Gehirn des Kindes weiterarbeitet, und wenn das Kind nie zur vollen Entwickelung gelangt, so bleibt manche Idee im Stadium des Instinctes darin ruhen, einer Puppe gleich, die in ihrem Verwandlungsproceß gestört worden ist und aus dem Gefängniß nicht heraus kann.

Karoline erwartete also von der Ehe das Glück: wenn sie sich nun ihrer Täuschung bewußt wurde, kann man ihr vorwerfen, ihre Verzweiflung sei unvernünftig gewesen? Das wäre wahnsinnig, denn alle Wesen suchen das Glück als das Endziel ihres Daseins.

Die sechs Monate, welche sie bei Frau Gertrud in der großen,

traurigen Villa zugebracht, erschienen ihr nun wonnig im Vergleich zu dem, was von der Zukunft zu erwarten war. Sie hatte sich geliebt gewähnt. Und Thorton . . . ihn wollte sie nicht wieder sehen, aber Ernsts Eifersucht vergrößerte sein Bild. Wäre sie ihm früher begegnet, der hätte sie zu schätzen gewußt, der hätte nie einen Verdacht auf sie geworfen, weil er sie im Gespräch mit einem Andern gesehen.

Karoline blieb einige Tage zu Haus und wollte die Leute, die sich nach ihrem Befinden erkundigten, nicht empfangen. Man überreichte ihr eines Tages die Karte Thortons. Sie fühlte sich dem Ersticken nahe und hätte sich in einem Winkel, vor Aller Augen verborgen, zu Tode weinen mögen. Sie bat Ernst, sie auf's Land zurückzuführen. Frau Gertrud schüttelte den Kopf, als sie ihre Blässe sah. Sie hatte immer gesagt, daß die Bälle und Theater nicht für junge Frauen taugen, besonders für die verzärtelten von heutzutage nicht. Zu ihrer Zeit waren die jungen Mädchen anders erzogen worden; man füllte ihnen den Kopf nicht mit Firlefanz, sondern machte tüchtige und kräftige Hausfrauen aus ihnen.

Karoline hörte diese Bemerkungen an, ohne etwas zu erwidern; sie bedauerte selbst, nicht so eine kräftige Hausfrau zu sein, wie die, welche sie bei fröhlichem Gesang ihre Hütten fegen oder ihre Wäsche am Fluß waschen sah. Diese Gesänge erfüllten ihr Herz mit einer unaussprechlichen Traurigkeit. Warum konnte sie bei ihrer Arbeit nicht auch so singen?

V.

Die Unterhaltungen mit Thorton hatten Karolinens Geist geweckt und einige neue Ideen in ihr keimen lassen. Er hatte erzählt, daß die englischen Damen die Mußestunden eines langen Landlebens mit Lectüre und Studien ausfüllen. Warum sollte sie nicht ein Gleiches thun? Sie griff zu einem botanischen Werk und fing an, es gewissenhaft zu lesen, aber sie verstand nichts, und die barbarischen Namen glitten spurlos an ihrem Geist vorüber. Sie pflückte Blumen und prüfte sie. Aber diese Beschäftigung ohne Methode und ohne Zweck ermüdete sie bald. Sie nahm einen französischen Roman und versuchte ihn zu übersetzen, aber obgleich sie im Kloster französisch gelernt hatte, fand sie doch auf jeder Seite unüberwindliche Schwierigkeiten, und da ihr Niemand dabei helfen konnte, warf sie zuletzt das Buch aus der Hand. Endlich nahm sie ihre Zuflucht zu dem so lang vernachlässigten Klavier. Sie verurtheilte sich täglich zu dreistündigem Spiel, aber diese Arbeit füllte die Leere ihres Geistes nicht aus. Was Ernst betraf, so ließ es ihn sehr kalt, ob seine Frau ihre Zeit mit Sticken oder mit sonst etwas hinbrachte. Gott Lob, er war reich genug, daß sie nicht zu arbeiten brauchte, und wenn sie ihn nur in Ruhe ließ, so war er schon zufrieden.

Karoline erwartete mit Ungeduld den Augenblick, der sie Mutter werden ließ; sie hoffte von da ab eine Beschäftigung zu erhalten, die

ihr Niemand nehmen könne. Es war große Freude im Hause, als sie einen Sohn gebar, wie sich Ernst und seine Mutter lebhaft gewünscht hatten. Karoline wollte ihn selbst stillen, aber sie hatte nicht Milch genug, und man mußte ihn einer Amme anvertrauen. Ihre Genesung brauchte lange Zeit, denn sie war zart. Ihrer Kindheit und Jugend hatten Luft und Bewegung gemangelt und sie auf die einzige Aufgabe, die ihr im Leben blieb, nicht genügend vorbereitet. Nach ihrer Genesung wollte sie sich selbst mit allen Einzelheiten, die ihr Kind angingen, beschäftigen, aber die Amme hatte es in Beschlag genommen, und kraft ihrer Erfahrung beanspruchte sie die alleinige Herrschaft. Frau Gertrud unterstützte sie unter dem Vorwande, daß ihre Schwiegertochter zu schwächlich sei und sich nicht ermüden dürfe. Karoline mußte sich also damit begnügen, eine kleine, in Windeln gewickelte Mumie in ihren Armen zu halten, welche weinte, wenn sie sie zu lange ansah. Das nächste Jahr bekam sie noch ein Kind. Alles verlief wie beim ersten, nur blieb sie länger leidend, so daß Ernst sich genöthigt sah, noch mehr Zeit im Caffèhaus zu verbringen. Karoline, einsam und krank, hatte also viel Zeit zum Nachdenken. Ihre Betrachtungen konnten nicht heiter sein. Sie fragte sich, warum sie geboren sei, ob es nicht besser gewesen wäre, einige Monate nach der Geburt zu sterben und geraden Weges in's Paradies zu gehen, anstatt es auf einem so langen und trübseligen Umwege erringen zu müssen.

Indessen genas sie endlich, worüber Ernst sehr froh war, denn es giebt nichts Langweiligeres, als eine ewig kränkelnde Frau, besonders auf dem Lande, wo man keine andern Zerstreuungen hat, als die Jagd oder die Unterhaltungen im Caffèhaus. Karoline nahm ihr gewohntes Leben wieder auf, das jetzt, wo sie zwei Kinder hatte, weniger leer war als vorher.

In dieser Zeit ereignete sich ein kleiner Vorfall, der geringfügig erscheinen mag, aber in dem unberechenbaren Gewebe der Zukunft Bedeutung gewinnen sollte. Eines der Kinder erwachte eines Morgens mit Fieber und etwas Husten, Karoline behielt es den ganzen Tag über in ihren Armen und wollte die Nacht an seiner Wiege bleiben, doch diesem Wunsche widersetzte sich Ernst. „Du ermüdest Dich nur unnöthig," sagte er, „meine Mutter meint, daß dem Kinde nichts Ernstliches fehle, und sollte ihm in der Nacht etwas zustoßen, so wird man uns rufen."

Er übergab das Kind der Amme, faßte seine Frau um die Taille und führte sie hinweg. Sie widerstand nicht. Wie konnte man Ernst, der immer Recht hatte, widerstehen? Aber sie war ihm wegen seines Mangels an Gefühl böse. Sie horchte die ganze Nacht auf und glaubte ein feines Weinen zu hören. Zum ersten Mal begriff sie, daß die Herrschsucht das Schönste in der Natur, die Liebe, verderben kann, indem sie zur Sclaverei herabwürdigt. Sie lachte nicht mehr, wenn sie an die Nonnen dachte, die auf den Steinplatten des Klosters immer bleicher werden.

VI.

Fünf Jahre waren seit Karolinens Heirath verstrichen, als ihr Mann sie zu ihren Eltern geleitete. Es war eine lange, beschwerliche und kostspielige Reise, und Karoline war ihm dankbar für diese Gefälligkeit, die sie nie von ihm zu erbitten gewagt hätte. Sie glaubte wohl zu wissen, daß sie eine Mitgift erhalten hatte, aber diese Mitgift gehörte ihrem Manne; ihr gehörte nur so viel Geld, als er ihr eben geben wollte. Sie wußte, das mußte so sein, und dachte nicht daran, sich darüber zu beklagen, umsoweniger, als Ernst ihr nichts abschlug. Er kaufte ihr die schönsten Kleider in der Provinz, ja er hatte ihr sogar eine elegante Equipage versprochen. Sie wurde von den Damen in San Lorenzo beneidet. Diese sagten, es gebe in ganz Italien keine glücklichere Frau als Frau Karoline Monti.

Ernst ließ sie bei ihren Eltern und machte eine kleine Geschäftsreise, wie er vorgab. In Wirklichkeit jedoch wollte er sich von der etwas zu partriarchalischen Lebensweise, welche er in San Lorenzo geführt, erholen. In ihrer Geburtsstadt von Freunden und Verwandten gefeiert und gehätschelt wie der verlorene Sohn, fand Karoline ihre frühere Heiterkeit wieder und vergaß für den Augenblick, daß das Leben ihr nicht all seine Versprechungen eingelöst hatte. Auf die Fragen ihrer Mutter antwortete sie denn auch, sie sei vollkommen glücklich. Dieses Stillschweigen der Leidenden ist aber ihr größtes Unrecht, denn es wird von den Urhebern unserer Noth nur ausgebeutet.

Einige von ihren Freundinnen hatten sich verheirathet und die meisten rühmten ihr häusliches Glück. Andere, welche keinen Mann gefunden, sprachen von diesem Glück mit einem ironischen Lächeln.

Nach zwei Monaten holte Ernst seine Frau heim. Als sie sich San Lorenzo näherten, fühlte sie die Last, von der ihr Herz eine Zeit lang befreit gewesen war, mit doppelter Gewalt zurückfallen; diesmal, das wußte sie, war es für immer und das Buch ihrer Jugend war geschlossen.

Frau Gertrud hatte die Abwesenheit ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter dazu benutzt, die ihr anvertrauten Kinder möglichst zu verwöhnen. Die Erziehung war der Gegenstand häufiger Besprechungen in der Familie. Ernst wollte sie in einer Art militärischer Disciplin gehandhabt wissen, Frau Gertrud gewährte den Kleinen Alles, während Karoline bei größter Zärtlichkeit fest sein konnte und sich Gehorsam zu verschaffen wußte. Da Ernst fast nie zu Haus weilte, so spielte sich die Streitfrage zwischen Frau Gertrud und Karoline ab. Bei ihrer Rückkehr fand Letztere die Kinder weniger zärtlich aber ungezogener, was eine gewisse Bitterkeit gegen ihre Schwiegermutter in ihr erzeugte. Diese wiederum konnte ihr nicht vergeben, sich amüsirt und ihren Sohn zwei Monate hindurch von ihr entfernt gehalten zu haben. Sie sparte Karolinen nicht kleine Stiche und ironische Be-

merkungen über ihre melancholische Miene seit der Rückkehr aus der großen Stadt. Karoline war zu niedergeschlagen, um auf solche Scherze einzugehen, und diese Nichtachtung reizte Frau Gertrud noch mehr und sie suchte Gelegenheit, ihren Aerger an ihr auszulassen.

Eines Tages, als Karoline vom Spaziergang zurückkam, fand sie einen Brief vor, der während ihrer Abwesenheit eingetroffen und erbrochen worden war. Als sie die Kammerjungfer darüber verhörte, erfuhr sie, Frau Gertrud habe sich den Brief geben lassen und ihn gelesen, ehe sie ihn in's Zimmer ihrer Schwiegertochter schickte. Karoline wurde von Zorn ergriffen. Es war das erste Mal, daß man ihr so offen Trotz bot. Es fiel ihr ein, den Abend zuvor den Kindern etwas verboten zu haben, was ihre Großmutter ihnen erlaubt hatte, und wie schlecht Letztere ihren Aerger zu verhehlen gewußt. Karoline suchte nun Frau Gertrud auf in der Hoffnung, daß diese sich entschuldigen und sagen würde, der Brief sei aus Versehen geöffnet worden, denn nichts lag ihr mehr am Herzen, als eine Scene zu vermeiden.

„Ist es wahr," fragte sie und versuchte, ruhig zu bleiben, „daß Sie einen Brief erbrochen haben, der an mich adressirt war? Ich kann es nicht glauben?"

„Warum denn nicht? Wohl habe ich ihn geöffnet."

„Und Sie besitzen den Muth, mir das so ruhig zu sagen?" rief Karoline vor Zorn zitternd.

„Warum nicht? Eine ehrliche Frau hat vor der Mutter ihres Mannes keine Geheimnisse. Als ich jung war, hatten die Frauen nicht so große Correspondenz und der Mann las alle Briefe, einlaufende oder abgehende.

„Mein Mann kann sie lesen, wenn er will, aber Sie haben kein Recht dazu. Gerade weil ich vor keinen Geheimnissen zu erröthen brauche, will ich, daß man es an den schuldigen Rücksichten nicht fehlen lasse."

„Oho! Das ist Ihre Auffassung, meine Liebe? Weil Sie keine Geheimnisse haben, so hätten Sie das Recht zu Geheimnissen? Eine sehr bequeme Theorie, von den heutigen Frauen erfunden; wir damals hatten nicht soviel Geist. Vielleicht haben Sie bei Ihrem Vetter, dem Advocaten, Unterricht genossen, während Sie zu Haus waren? Mein Sohn ist zu gut, er thut Ihnen allen Willen; und Sie vergelten es ihm, indem Sie mich und ihn zum besten haben."

„Madame, ich ertrage es nicht, so beschimpft zu werden! Mein Mann ist der einzige Richter über das, was er zu thun hat, und wenn Sie mich nicht augenblicklich um Entschuldigung bitten, so werde ich ihn holen, und er soll zwischen uns entscheiden!"

„Um Entschuldigung bitten? Das, dächte ich, wäre an Ihnen. Seit Ihrer Reise sind Sie von einer unglaublichen Anmaßung —"

Karoline ließ sie nicht vollenden, sondern ging und rief ihren Mann.

„Höre, was geschehen ist," sagte sie, fast sinnlos vor Aufregung,

„Deine Mutter hat einen an mich adressirten Brief geöffnet, und als ich sie um eine Erklärung bat, hat sie mich mit schimpflichem Argwohn beleidigt. Ich ertrage solche Behandlung nicht.“

Ernst hatte Karoline, die sanfte Karoline, nie in diesem Zustand gesehen: ihre Augen traten aus den Höhlen, ihr Gesicht glühte.

„Ist das wahr, Mutter?“

„Es ist wahr, daß ich einen Brief mit der Adresse von Madame geöffnet habe; ich hielt das nicht für ein so großes Verbrechen. Du weißt, ich bin nicht in den neumodischen Anschauungen auferzogen! Nun ist sie wie eine Furie auf mich losgefahren und hat mir alle möglichen Unverschämtheiten gesagt. Vielleicht war ich zu heftig, aber ich bin solche Behandlung nicht gewöhnt. Es scheint nicht mehr Mode zu sein, alte Leute mit Respect zu behandeln.“

„Du hörst, Karoline, meine Mutter bedauert, was sie gethan hat. Du weißt, sie ist lebhaft. Du darfst ihr nicht zürnen.“

„So! sie soll mir nicht zürnen! Deine Mutter hat also Unrecht?“

„Es handelt sich hier nicht darum, ob es ihr leid thut oder nicht,“ sagte Karoline, „sondern darum, ob sie das Recht hat, meine Briefe zu öffnen. Ja oder nein?“ Und Karoline sah ihren Mann fest mit einem flammenden Blick an.

„Aber meine Liebe,“ erwiderte Ernst, sehr verlegen über seine Stellung zwischen zwei zornigen Frauen, „Du darfst aus einer so unscheinbaren Sache nicht eine solche Wichtigkeit machen, meine Mutter hat nicht geglaubt, Unrecht zu thun, nicht wahr, Mutter? Aber da Dich das Geschehene so ärgert, wird sie es hoffentlich nicht wieder thun. Und auch Sie bitte ich, Karolinen ihre Heftigkeit zu verzeihen, sie ist nervös, und das Geringste regt sie auf. Umarmt Euch und schließen wir Frieden.“

Er schob die beiden Frauen aneinander, und sie näherten ihre Gesichter, daß es aussah, als ob sie sich einen Kuß gäben.

Karoline ging darauf in ihr Zimmer, um das Vorgefallene an ihre Mutter zu schreiben. Es war ihr Bedürfniß, sich auszusprechen, und sie besaß keine andere Vertraute. Als Frau Gertrud mit Ernst allein war, warf sie ihm sein Betragen vor: er verwöhne seine Frau durch zu viel Nachsicht, meinte sie, und er würde es eines Tages bereuen.

Ernst beruhigte sie, so gut er konnte; dann ging er in den Garten, eine Cigarre zu rauchen. Das Wesentliche für ihn war, Ruhe im Haus zu haben, und er gratulirte sich dazu, wie gut es ihm gelungen war, dieselbe wieder herzustellen. Wie vortrefflich verstand er die beiden Frauen zu leiten! Es steckte in ihm das Zeug zu einem Diplomaten.

Als Karoline ihren Brief beendet hatte, trug sie ihn auf die Post und machte dann einen Spaziergang, um sich zu beruhigen. Es war das erste Mal, daß sie allein spazieren ging. Aber sie schritt immer vorwärts, unbekümmert um wirkliche oder eingebildete Gefahren; Alles war ihr in diesem

Augenblick gleichgültig. Hatte sie fünf Jahre einzig für ihren Mann und ihre Kinder gelebt, sich dem Willen ihrer Schwiegermutter unterworfen, damit man ihr mißtrauen, sie als Sclavin behandeln durfte, die kein Recht auf eine individuelle Existenz hat? Sie dürfe keine Geheimnisse haben, hieß es; warum kam denn aber ihr das Recht nicht zu, die Briefe ihres Mannes zu öffnen? Und er, der sie zu lieben vorgab, besaß nicht einmal den Muth, sie zu vertheidigen! Er war seiner Mutter gegenüber wie ein kleiner Junge. Einen eigenen Willen hatte er überhaupt gar nicht; wenn sie, Karoline, scheinbar ihm gehorchte, so gehorchte sie in Wirklichkeit Frau Gertrud. Was würde ihre Mutter sagen, wenn sie das Vorgefallene erführe? Ohne Zweifel würde sie ihr Recht geben und Mitleid mit ihr haben. Nur ihre Mutter konnte sie verstehen und liebte sie wahrhaft.

Karoline hatte sich an das Ufer des Flusses gesetzt, das Haupt an einen Baum gestützt, die Augen geschlossen, und bot ihren heißen Kopf den Lüften dar, die in ihrem Haar spielten. Als sie sich ein wenig beruhigt hatte, hörte sie in der Ferne eine Glocke zum Abendgebet läuten; dieser melancholische Ton schnürte ihr das Herz zu, und sie brach in Thränen aus. Ein Gefühl von gänzlicher Verlassenheit bemächtigte sich ihrer. Allein, allein in der Welt, in dieser weiten Wüste; allein inmitten derer, die sie umgaben. Sie warf sich auf die Knie, verbarg das Gesicht in ihre Hände, und in einer Regung zum Unendlichen wollte sie beten. Sie murmelte abgerissene Worte, von denen sie sich keine Rechenschaft ablegte, während glühende Thränen über ihre kalten Wangen flossen.

Als sie bei hereinbrechender Nacht nach Haus kam, that Frau Gertrud, als hätte sie ihre lange Abwesenheit nicht bemerkt. Karoline erwartete eine Erklärung von Ernst, aber der war ausgegangen, weil man ihn eines Geschäftes wegen abgerufen hatte. Als er zum Abendbrot zurückkehrte, schien er vollständig vergessen zu haben, was sich am Tage zugetragen. Er umarmte seine Frau, begrüßte fröhlich Frau Gertrud und begann zu essen, indem er von einem Geschäft redete, das ihm in Aussicht stand, ohne die gezwungenen Mienen der beiden Frauen zu bemerken, die sich das Ansehen gaben, als spräche jede unter vier Augen mit ihm.

(Schluß folgt.)

Weltanschauung, Religion und Wissenschaft.

Eine Kritik

von

Martin Klein.

— Breslau. —

Glückliche Naturen, Sonntagskinder unter den Menschen, bringen es vielleicht zu einer rein ästhetischen Daseinsfreude, so daß sie, wahre Virtuosen des Lebens, eben leben, nicht in dumpfen Trieben, sondern in einer schönen, abgerundeten, alles Höchste in sich aufnehmenden Existenz. Wir Alltagsmenschen aber empfinden unser Hineingestelltsein in das Dasein wie ein Räthsel, dessen Lösung als eine immer wieder sich erneuende Aufgabe uns nicht zur Ruhe kommen lassen will.

Man kennt freilich von jeher die beiden Wege, auf denen wenigstens ein relatives Ausgeglichensein des einzelpersönlichen Lebens mit dem All zu erreichen möglich scheint: entweder man knüpft durch das Mittel der Religion sein Wesen an das Ueberirdische, oder man bescheidet sich mit dem Bewußtsein progressiver Vervollkommnungsfähigkeit menschlichen Wissens.

Dabei ist aber das merkwürdig, daß Religion und Wissenschaft, schon begrifflich, selbst Probleme sind, welche zu einander ebensosehr in Beziehung, wie im Gegensatze stehen; und wer sich eine feste Weltanschauung bilden will, scheint zwischen beiden wählen zu müssen. Oder giebt es eine Weise, die Weltwirklichkeit sich zurechtzulegen, wobei sie beide, Religion und Wissenschaft, Hand in Hand gehen? Diese Möglichkeit ist immer behauptet worden, und Theologen wie Philosophen haben, wer weiß wie oft, an dieser Frage sich abgemüht.

Einen Beitrag zu ihrer Lösung, nicht in der Form einer theoretischen Untersuchung, sondern in Gestalt gesammelter Reden und Abhandlungen aus den verschiedensten Wissensgebieten, giebt ein vor einiger Zeit unter dem charakteristischen Titel „Religion und Wissenschaft“ erschienenes Buch*) von Professor Rudolf Seydel in Leipzig.

---

*) Religion und Wissenschaft. Gesammelte Reden und Abhandlungen von Dr. Rudolf Seydel, a. o. Professor der Philosophie an der Universität Leipzig. Breslau, S. Schottlaender. 1887.

Wir können hier natürlich nicht auf Einzelheiten eingehen. Um unsere Leser aber zu orientiren über die Art, wie der Verfasser zu Werke geht, gestatten wir uns einige Bemerkungen zu dem Titel des Buches und einen Passus der Vorrede. „Gegenwärtige Sammlung," sagt Seydel, „hat ihren ‚rothen Faden' in dem Suchen nach einer Philosophie, die zugleich religiös und wissenschaftlich ist"... „es gilt, die Naturansicht zu durchgeistigen und mit religiösen Fundamenten in Verbindung zu setzen; es gilt, die Theologie von Unnatürlichem zu reinigen und mit allem andern wissenschaftlichen Erkennen in Einklang zu erhalten". Daher offenbar der Titel „Religion und Wissenschaft", dieses „und" als Zeichen angestrebter organischer Verbindung. Diese Geistesarbeit, der der Verfasser nun schon seit einem Vierteljahrhundert seine Kräfte widmet, hat zum Ziele die Aufrichtung und Begründung einer Gottes- und Weltanschauung, welche als die „zusammenfassende Mitte" sich darstellen soll zwischen orthodoxer, supranaturalistischer Theologie und der lediglich auf den Erfahrungsbegriff aufgebauten Naturwissenschaft, als eine beide Extreme in sich aufnehmende und sie vermittelnde Philosophie.

Das ist schön und klingt plausibel. Schade nur, daß auch das wider die Tendenz ist, die seit Jahrhunderten schon, seit Origenes oder eher schon, der Religion vielleicht geschadet und der Philosophie nicht eben genützt hat. Nicht schlechthin, denn es hat aus der Verschmelzung der Religion mit philosophischen Elementen und der Philosophie mit religiösen jede der Schwestern je und je neue Antriebe zur Entwickelung erhalten; aber ihre jedesmalige relative Vollendung gewann sie stets nur dann, wenn sie sich der Verstrickung entwand und auf eigene Füße stellte. Solche Ineinsbildungen sind nach unserer Ueberzeugung geschichtlich nothwendig, aber sie sind nicht dazu da, sich als herrschende Weltanschauung bleibend festzusetzen, sondern daß die Menschheit sie abschüttele, wie die Schale abfällt, wenn es innen in der Wärme keimt.

Man beachte, wo der springende Punkt liegt: Eine Weltanschauung soll etablirt werden auf Grund gewußter Wahrheit. Weltanschauung Wahrheit und Wissen, diese drei Begriffe sind hier, wie es zu geschehen pflegt, friedlich gesellt. Denn Seydels „Gottes- und Weltanschauung" ergiebt sich ja dann, wenn die Religion und die exacte Wissenschaft durch das tertium des Gewußtwerdens ihres Inhaltes als Wahrheit sich eben zu jener Philosophie der Mitte, „die zugleich religiös und wissenschaftlich ist", zusammenschließen. Referent bedauert, daß er bei aller und zwar ganz unumwundenen Anerkennung der prächtigen Einzelheiten, auch ganzer einzelner Stücke des Buches, eines jeden für sich, die Zulässigkeit dieses leitenden Gesichtspunktes stark bezweifeln muß.

Nämlich es ist unsere begründete Ueberzeugung, daß das, was man so Weltanschauung nennt — Seydel sagt vorsichtig „Gottes- und Weltanschauung" — zwar religiös sein kann, und, wenn sie Hand und Fuß haben, in sich consequent sein soll, irgendwie religiös sein muß, daß sie aber mit der Wissenschaft sich immer erst mittelbar berühren kann: Weltanschauung ist, wie wir mit gutem Bedacht aussprechen, im letzten Grunde eine Privatangelegenheit eines jeden, eine nothwendige Privatangelegenheit, vielleicht die wichtigste und heiligste, die der Mensch hat, und für die er lebt, die, sofern sie ihn ethisch durchdringt, ihm die Schwingen löst vielleicht zu allseinem, somit auch seinem wissenschaftlichen Fluge. Stellt er aber die Wissenschaft in den Dienst seiner Weltanschauung, geht er an wissenschaftliche Untersuchung mit der Absicht, seine Weltanschauung zu stützen, zu erweisen, so macht er sich einer Erschleichung schuldig, so hört seine Wissenschaft, streng genommen, das zu sein auf, was sie sein soll: Wahrheitsforschung als Selbstzweck; so fängt sie an, das zu sein, was sie nicht sein soll: Erweisinstrument und Mittel zum Zweck.

Es liegt auf der flachen Hand, daß ein so feinsinniger Denker, ein so scharfsinniger Gelehrter, wie der Verfasser es ist, der selbst für die Wissenschaft so unanfechtbar Tüchtiges geleistet hat — ich erinnere nur an seine Arbeiten zur Ethik, zur Schopen-

hauer'schen Philosophie und über das Verhältniß Buddhas zum Christenthum — daß ein Gelehrter von dem Geiste Seydels sich der angedeuteten petitio principii in dieser ihrer nackten Gestalt nicht wird schuldig gemacht haben; aber wir können nicht anders, als es aussprechen: Der Wissensbegriff, dem der Verfasser huldigt, in seine Consequenzen verfolgt, muß jene schiefe Stellung der Wissenschaft ergeben.

Gegenüber allen denen also, welche „Weltanschauungen" unter directer Einbeziehung des strengwissenschaftlichen Momentes (wie der Verfasser) zu gründen oder solche „wissenschaftlich" zu begründen auch heute noch beflissen sind, fordern wir daher zunächst und vor allem eine Revision des Begriffes des Wissens überhaupt, und im Besonderen des philosophischen Wissens. Gewußt wird nur das, was erkannt ist; für erkannt darf aber nur das uns gelten, was nicht mehr anders als eben so gedacht werden kann, d. h. was von keinem anderen anders, als von mir, vom Dritten und Vierten nicht anders als vom Ersten und Zweiten, aufgefaßt und in das Denken eingeordnet werden kann. Daraus ergiebt sich, daß es ein Wahrheitskriterium, welches Jedermann jederzeit zugänglich sein muß, geben muß; sonst wäre es eben wieder möglich, daß der eine oder andere die Wahrheit in Erbpacht nehme, wie es wohl von Seiten mancher Heißsporne namentlich unter den Metaphysikern zu geschehen pflegt. Die Wahrheit muß von Jedermann controlirbar sein, die Wahrheit muß allgemeine Wahrheit sein. Bis heutigen Tages ist aber noch nirgends etwas entdeckt worden, worüber nicht stets eine Gegenpartei anderer Ansicht gewesen wäre, außer denjenigen Befunden, welche durch die sinnliche Erfahrung — es hilft einmal nichts: durch die gemeine sinnliche Erfahrung — ihr Wahrheitskriterium erhalten oder erhalten können. Der Theist schilt andere Pantheisten, Atheisten wegen ihres „falschen" Gottesbegriffes, Eudämonismus und Pessimismus liegen sich in den Haaren, jeder wirft dem andern vor, es sei mit der Wahrheit seines Princips schlecht bestellt; und so wird es in allen ähnlichen Fällen ewig bleiben, aber niemals wird es einem einfallen zu bestreiten, daß $2 \cdot 2 = 4$ sei, daß Strychnin den lebendigen Organismus zerstöre, d. h. eben Gift sei, daß Wasser unter gewissen Voraussetzungen bei 100° C. siede, im Grunde lauter Tautologien, die nur durch das analytische Auseinanderlegen des anticipirten Ganzen als des Subjectes zu Erkenntnissen werden.

Also: all unsere Erkenntniß bewegt sich zwischen zwei Punkten, der Erfahrung als ihrem Ausgangspunkt, und der Erfahrung als ihrer Verification. Somit fällt aus dem Wissen heraus und ist im eigentlichen Wortverstande nicht mehr Gegenstand der Wissenschaft Alles, was die wirkliche oder mögliche Erfahrung überschreitet.

Freilich, weitergreifende Hypothesen brauchen auch wir: Der Literarhistoriker operirt vielleicht selbst mit Gedanken aus der Wolff-Lachmann'schen Liedertheorie, der Naturforscher mit der fruchtbaren Atomhypothese, der Mediziner mit Kategorien darwinischer Herkunft; aber wir nehmen dieses hypothetische Moment nicht auf als ein Erkanntes, als Inhalt der Wissenschaft, — uns gilt, was Fr. Vischer, freilich in anderem Sinne, von der Wissenschaft sagt: sie solle sein: Destruction der Metaphysik durch Metaphysik, uns ist jenes hypothetische Moment nicht selbst Wissenschaft, sondern lediglich ein Hülfsmittel der Methode, welches im Resultate nicht stehen bleiben darf, sondern zu eliminiren ist. Wissenschaft sind also weder z. B. die Naturphilosophie Schellings, noch eine aprioristische Geschichtsconstruction etwa nach dem Hegel'schen Dreitact, noch eine Aesthetik „von oben", wie Fechner es nennt, noch irgend welche Metaphysik, d. h. Weltanschauung, noch endlich irgend welche Gottesanschauung, d. h. Religion.

Aber wir verwerfen darum weder Metaphysik noch Religion, und wir möchten dieser beiden Bethätigungsweisen geistigen Innenlebens um keinen Preis entrathen. Es hieße den eigenen und den nationalen Bankerott erklären, wenn die Denker eines Volkes sich mit jener strengen Arbeit engbegrenzter Wissenschaft begnügen wollten;

nur soll man den Wahn aufgeben, es handle sich hier um ein Gewußtes im engeren Sinne, um Wissenschaft: hier handelt es sich um das Gebiet persönlichster Ueberzeugung.

Diese nun ist sicherlich zwar auch Wahrheit, aber sie ist Wahrheit sui generis. Wir fordern daher, zweitens, eine Revision des Begriffs der wissenschaftlichen Wahrheit. Es ist falsch, die Wahrheit lediglich in das Gewußtwerden des Erkannten zu setzen; ebensowahr ist die subjective Wahrheit dessen, was als unabweisbare Forderung in Verschiedenen verschieden, in Jedem aber mit dem gleichen Zwange sich geltend macht. Jenes Wissen geht auf die Wahrheit des Gewußten, diese Aeußerungsweise des Seelenlebens vielmehr auf die Wahrhaftigkeit dessen, der zu wissen meint: hier handelt es sich weniger um Thatsachen des Wissens, als um Forderungen des Gewissens. Solcherlei nennen wir nicht wissenschaftliche Gewißheit, sondern wir nennen es Ueberzeugung. Psychologisch scheidet sich die Ueberzeugung von der wissenschaftlichen Erkenntniß unverwischbar: nur einer ihrer beiden Pole liegt in der Erfahrung, je der zweite geht entweder über diese hinauf ins Uncontrolirbare, oder steigt aus dem vorausgesetzten Metempirischen in dieses herab. Auch die Ueberzeugung hat natürlich ihr specifisches Wahrheitskriterium, wodurch sie sich von phantastischem Träumen und einer Verkettung von Wahnideen unterscheidet — dasselbe übrigens, welches als Formalkriterium auch der Wissenschaft eo ipso eignet, nur daß sie, die Ueberzeugung, dies fälschlich für ein Realkriterium ansieht —: es ist die logische Folgerichtigkeit in ihrem Aufbau; sie ist falsch, wenn nur eins der Zwischenglieder zwischen beiden Polen den logischen Denkgesetzen widerspricht, wenn an irgend einem Punkte die Continuität der logischen Denknothwendigkeit unterbrochen wird. Folgen die Zwischenglieder logisch richtig, so ist die Ueberzeugung unanfechtbar und darum stehen zu lassen, jedem in seiner Weise. Man sieht sofort, es kommt hier alles auf die Voraussetzungen an, ohne welche Metaphysik und Religion, Welt und Gottesanschauung überhaupt nicht denkbar ist. — So allein ist bei aller Schärfe und Klarheit in der Behauptung des eigenen Standpunktes die Toleranz möglich, welche um so nothwendiger ist, als die strenge Wissenschaft ihrer Natur nach intolerant sein muß welche aber gerade vielfach unter den Gelehrten fehlt. deswegen, weil sie für ihre transscendentalen Constructionen den Zwang der sachgültigen Nothwendigkeit der Wissenschaft in Anspruch nehmen. — Für den reichen, mannigfaltigen, herrlichen und heiligen Inhalt der Ueberzeugungen, wenn er sich kleidet in die wissenschaftliche Form des Systems, wie es in der theologischen Dogmatik z. B. oder der philosophischen Metaphysik der Fall ist, mag man immerhin den Namen Wissenschaft nicht gerade abrogiren, aber das alles ist im eigentlichen Sinne doch nicht Wissenschaft: wir nennen es mit einem Ehrennamen: Glaubenschaft.

Diese Art der Wahrheit hat psychologisch ihren Quell darin, und ihre Berechtigung daher daß sie ihre Objecte eintaucht in die Tiefe der eigenen Persönlichkeit, sie erkennt vermöge einer Apperception durch Stimmung, diese aber als die dauernde Lage der Subjectivität gefaßt, wie sie zusammenschießt aus tausend Einflüssen der Ererbung, physischen Gesundheit, Erziehung, Unterricht, Umgang, Sexuellem und dem ganzen Stande der mannigfach bedingten Cultur der Zeit. Der Grad und die Art der gefühlsmäßigen Anmuthung der Vorstellungen kommt hier in Rechnung, der Gefühlston, den jedes Denkelement — theoretisch von diesem ablösbar, praktisch aber inseparabel — von Hause aus mit sich führt, erlangt hier sein Recht. Das ist ein seelisches Ingrediens, welches beim wissenschaftlichen Denken sorgfältig ausgeschieden werden muß, sonst fälscht es dasselbe; aber es ist gar nicht abzusehen, weshalb es nicht ebenfalls das Recht haben sollte, da es einmal da ist, verselbständigt, wie jenes, als Vehikel zur Lösung von Problemen zu dienen, die, mit den Problemen des wissenschaftlichen Denkens als solchen heterogen, auf anderem Wege ihre Lösung erheischen Es ist schlechterdings unerfindlich, warum man, und widerstreitet aller Besonnenheit, wenn man diese Thatsachen der Innenseite des menschlichen Daseins bei Seite schiebt und nur als Mittel für das Erzielen des Genießens, als specifischen Lust- oder Unlust-

quell, will gelten lassen. Gerade hier liegen die ersten Ansätze von constitutiver Bedeutung für alle Weltanschauung. Wie fruchtbar diese Ansätze sich gestalten können, zeigt ein Blick in die neuere Aesthetik, wo die Wichtigkeit der Stimmung — welche von den ausübenden Künstlern übrigens vielfach naiv und rechenschaftslos, man möchte sagen, instinctiv, bis zur Effecthascherei in den Vordergrund gestellt wird — theils andeutungsweise, theils nachdrücklich hervorgehoben worden ist (z. B. von Nahlowsky, Gefühlsleben, pg. 234—44, O. Liebemann, Zur Analysis der Wirklichkeit, pg. 448 f., Fr. Vischer, Aesthetik, II. § 380, ferner durch Siebeck, Fechner u. A.) — Dieses Moment herrscht in Religion und Metaphysik, und ist allein im Stande, Aesthetik und Ethik aus ihrer Geltung als empirischer Wissenschaften in transscendentales Gebiet zu erheben.

Auf Ueberzeugtheitsthatsachen also, d. h. im Grunde auf glaubenschaftlichen Motiven, niemals auf bloßen Erkenntnissen erbaut sich immer und allenthalben Gottesanschauung und Weltanschauung. Und eben daher fordern wir, drittens, eine strenge, auch begriffliche Trennung von Weltanschauung und Wissenschaft; beide haben mit einander unmittelbar gar nichts zu thun.

So sehr nun zwar auch auf eine strenge Sonderung beider gedrungen werden muß, so wenig soll verkannt werden, daß Glaubenschaft und Wissenschaft sowohl formell als auch inhaltlich sich auf's engste berühren — nicht vermischen lassen oder vereinigen zu einer sogenannten „Philosophie", sondern an einander angrenzen. So kann eine jede Weltanschauung sich der Form der Wissenschaft bedienen, sich „wissenschaftlich" formuliren zum Zwecke eines Rechtfertigungsversuchs andern Weltanschauungen gegenüber. So müssen beide sich inhaltlich, in Bezug auf ihre Gegenstände, berühren, eben weil die Ueberzeugung gerade da einsetzt und einsetzen muß, gerade da den Gegenstand gestaltend weiter führt, wo die Wissenschaft im strengen Sinne, wie wir sie fordern, ihn fallen läßt, da gerade, wo die Wissenschaft mit ihren Erkenntnißmitteln ihre Grenze finden muß und anerkennt. Wo das Wissen aufhört, setzt die Ueberzeugung ein. Die Weltanschauung eines jeden reift aus lauter Postulaten; natürlich aber hangen diese nicht wie Münchhausens Bohnenranke in der Luft, sondern wurzeln eben immer am Rande des specifischen Wissensinhalts eines jeden an der Stelle, wo der Wissende gern mehr wissen möchte, ohne mit den Erkenntnißmitteln auszureichen, dieses Mehr sich anzueignen.

Also eine Berührung haben wir anzuerkennen, und es ist zweifellos, daß in der großen Wahrscheinlichkeitsrechnung der Transscendentalsysteme (d. i. der Gottes- und Weltanschauungen) dasjenige die größte Wahrscheinlichkeit wird für sich haben, bei dem die Berührung mit der Wissenschaft unter allen am engsten, und an den im Vergleich zu den übrigen Systemen meisten Punkten nachweisbar ist. Der Künstler — oder wie soll man doch die Zeitiger von Weltanschauungen nennen? — hat dann wenigstens ein solides Sprungbrett unter den Füßen, von dem aus er den Salto mortale in die Höhe der übersinnlichen „Erkenntniß" wagen kann. Nur steht zu befürchten, daß er immer wieder, wohl oder übel, auf den Erdboden kommen wird, es müßte denn sein, daß ihm unterwegs plötzlich Flügel wüchsen — und dann allerdings: ade, Erfahrung, dann: willkommen, überirdische Regionen, Reich der reinen Geister!

Nein! berühren kann und muß sich Religion und Wissenschaft, nie aber sich vermischen. Also: einen schneidigen Hieb zwischen beiden hindurch! Nichts mehr von einer Philosophie, die zugleich religiös und wissenschaftlich sei! Das ist immer wieder nur halbe Religion und halbe Wissenschaft, und dies Zugleich von beiden ist überhaupt nicht Philosophie. Diese „Philosophie" wird der Wissenschaft zu religiös und der Theologie zu wissenschaftlich sein, und es ist zu befürchten, daß man dieser Philosophie der ausgeglichenen Mitte den Vorwurf wird entgegenhalten, den — irren wir nicht — sogar Strauß der Theologie des Protestantenvereins gemacht hat: sie sei die ganze Halbheit.

Aber ist denn das schlechthin ein Vorwurf? Es ist's nur dann, wenn man dieser „Philosophie" Nothwendigkeit und Unabweisbarkeit für jedes Denken vindicirt; es ist kein Vorwurf, wenn man sie zu proclamiren sich entschließen könnte als eine mögliche Form für homogene Geister, als die Weise für manche Persönlichkeiten — reiche und tiefangelegte werden es sein — in ihrer ganzen Fülle unter gleichen Voraussetzungen sich darzuleben. Eine solche tritt uns entgegen im Rahmen der Weltanschauung, die das Buch uns predigt. Wir sagen absichtlich „predigt"; denn Weltanschauungen predigt man dem Willigen; Anerkennung wissenschaftlicher Resultate erzwingt man auch vom Widerwilligen.

Die specifische Art nun des Verfassers bedingt selbstverständlich seine Auffassung der Gegenstände der vorliegenden Abhandlungen. Da ihm Religion und Wissenschaft dem inneren Wesen nach homogen sind, — seine Weltanschauung enthält ja beide als Coinficienten in der Vereinigung zur „zusammenfassenden Mitte", so muß sein wissenschaftliches Interesse um dieselbe Angel kreisen, um die auch die Religion sich stets bewegt, wenn sie noch wirklich Religion ist: um ein irgendwie, sei es garantirtes, sei es geahntes oder gesuchtes Uebersinnliches, man nenne es nun das Absolute, oder Gott, oder Ding an sich, oder irgendwie. Wenn also der Verfasser beispielsweise im 6. Stücke der 1. Abtheilung Fechner bespricht, so tritt uns hier der Leipziger Gelehrte zwar unzweifelhaft in Porträtähnlichkeit entgegen, aber die Auffassung ist doch so, daß wir ausrufen: ja, das ist Dr. Mises, der Verfasser von Zendavesta, Nanna, den Motiven des Glaubens, der Seelenfrage, der Schrift über das höchste Gut, des Büchleins vom Leben nach dem Tode (cf. pg. 113), und erst nebenher fällt uns ein, dieser Dr. Mises ist ja auch derselbe Fechner, der das Weber'sche Gesetz zum Fechner'schen Gesetz gestaltet hat, der berühmte Psychophysiker.

Von höchstem Interesse ist namentlich in der hier angedeuteten Beziehung das 12. Stück (der 2. Abtheilung viertes) über die Frage der Erkennbarkeit der Dinge an sich (besonders pg. 279). An dieser scharfsinnigen Zergliederung zeigt sich gerade evident, wie berechtigt unsere oben aufgestellte Forderung einer Scheidung der Arten des Wissens und damit des wissenschaftlichen Erkenntnisses und des dieses letzteren überfliegenden, die Gottes- und Weltanschauung ergebenden, speculativen Ueberzeugtseins ist. Das, was wir Ueberzeugtsein nennen, nimmt Seydel für Wesenserkenntniß. Die Erkennbarkeit von Wesenheiten spinnt er vermöge einer genialen petitio principii heraus aus dem Begriffe — man beachte wohl: aus dem Begriffe — der außersubjectiven Seinsmöglichkeit. Dazu gelangt er durch eine m. E. unzulässige Auffassung vom Wesen und Werthe des „sein" (der Copula) im Urtheile (pg. 284), welchem (m. E. fälschlich) der Sinn des objectiven Wahrheitswerthes beigelegt wird (p. 283), während es (m. E.) nur die logische „Position" (wie Herbert sich ausdrückt) bedeutet. Das ist die Folge der Seydel'schen Auffassung von Wahrheit: „Wahrheit ist . . immer eine Verbindung oder Trennung von Begriffsinhalten (pg. 279 cf. 280) im Urtheil. Das ist die logische Wahrheit; erkenntnißtheoretische Wahrheit ist die Uebereinstimmung mit den Daten möglicher Erfahrung. Lehrreich ist hier besonders das von Seydel angeführte Beispiel „Kentauern sind mythologische Wesen", von dem er sagt, daß es „ein wahres, objectiven Inhalt tragendes" sei (280). An dieser Wahrheit, an dieser Objectivität ist uns in der Wissenschaft nichts gelegen; es ist die rein logische Widerspruchslosigkeit, durch die nichts erkannt wird. — Lehrreich ist es weiter, zu sehen, wie Seydel mit diesem Beispiele das fernere hinsichtlich der „Wahrheit" auf eine Stufe stellt: Napoleon starb auf St. Helena, während sich thatsächlich auf gleicher Stufe nur das dritte a. a. O. gegebene befindet, das Existentialurtheil „es ist ein Gott".

Selbstverständlich haben wir alle als vernünftige Wesen gegen die Wahrheit des letzteren Beispiels gar nichts einzuwenden, und mit Ueberzeugung sprechen wir: wir glauben an Gott. Aber dagegen streiten wir, daß dies eine wissenschaftliche Wahrheit sei, mit dem Kennzeichen der Wissensgewißheit, der mehr als subjectiven Gewißheit;

wir behaupten: das ist lediglich Ueberzeugung. Und so kommen wir schließlich wieder auf den Punkt, aus dem die ganze Divergenz zwischen der Auffassung Seydels und der unsrigen hervorgeht: den Begriff Gewißheit, d. h. eben den des Wissens. „Das Dasein anderer Wesen, sagt Seydel, kann uns günstigen Falls ebenso gewiß werden, wie unser eigenes. Eine stärkere Gewißheit können wir dafür nicht einmal suchen, also auch nicht vermissen" (306). Nun, dann ist es mit dieser starken Gewißheit schwach bestellt; und eine schwache Gewißheit trägt keine Wissenschaft. Denn hier fragen wir doch: was wissen wir denn von uns als einem Wesen? Nichts! rein gar nichts! Wir schließen darauf aus den Vorgängen, die wir — mit welchem Rechte, bleibe dahingestellt — Erscheinungen nennen. Im secundär Erschlossenen liegt doch nicht die Gewißheit zuerst? Das Erste und Letzte zugleich, welches als Gegebenes weder weggedeutet noch abgeleitet, oder wo Letzteres geschieht, nur — wie bei Kant*) — durch eine Erschleichung abgeleitet werden kann, diese primäre Thatsache ist ein Factor der Erscheinung, die sinnliche Empfindung. Seinen Ausgangspunkt aber und seine Gewißheitsgarantien aus der Gewißheit des Selbstbewußtseins holen, heißt das Hauptproblem der Metaphysik zur Grundlage machen, auf der man fußen soll. Denn die Selbstgewißheit des Ich „als Seienden", als eines metaphysischen Wesens, ist ganz problematisch. Ich will mich nicht auf Kants Kritik der Paralogismen berufen oder auf die zahlreichen Widerlegungen des Cartesianischen cogito ergo sum; ich möchte hier einmal eine Aeußerung des geistreichen G. Ch. Lichtenberg wieder aufgraben. Er sagt (Verm. Schriften I, pg. 46): „Ehemals zeichnete mein Kopf Alles auf, was ich hörte und sah; jetzt schreibt er nicht mehr auf, sondern überläßt es Mir. Wer ist dieser Ich? bin ich und der Schreiber nicht einerlei?" Da also alles auf die Selbstgewißheit gegründete Wissen von Dingen außer mir, also etwa von Gott oder von der Welt als einem Metaphysischen, natürlich hinsichtlich des Gewußtwerdens ebenso problematisch ist, wie das Ich, so ergiebt sich, daß eben das Alles aus der Wissenschaft muß ausgesondert werden.

Kein Problem aber, nichts mehr, was doppeldeutig wäre, liegt in der einfachen Thatsache der Empfindung. Das ist natürlich keine transscendentale, sondern eine rein empirische Realität. Die Empfindung, als das Einzige unserm Erkennen nicht weiter Auflösbare, die Empfindung, welche bis an die Scheidelinie des Gebiets der Wirklichkeit, in der wir zu Hause sind, von dem Gebiete des Uebersinnlichen, nach welchem wir uns zu gelangen sehnen, hinanreicht — diese Empfindung muß verwerthet werden als Kriterium der Gewißheit: gewiß ist im Sinne der Wissenschaft, wie wir die Wissenschaft verstehen, nur das, was ausgeht von der Erfahrung, deren erster Factor eben die Empfindung ist und das, wenn es auch im Denken noch so sehr bearbeitet und noch so weit weitergeführt ist, durch eben diese Erfahrung schließlich wieder bestätigt, d. h. auf's Neue durch die Empfindung mit dem empirisch Realen in Verbindung gesetzt werden kann.

Wir engen dadurch die Wissenschaft ein, das wissen wir wohl. Die Wissenschaft in diesem Sinne wird uns niemals Aufschluß geben über unsere höchsten und heiligsten Herzensangelegenheiten. Aber was hätte sie da auch Alles zu thun! Die Wissenschaft in diesem Sinne wird uns niemals herauszuführen vermögen über den Kreis des Gegebenen und innerhalb desselben sich immer nur bethätigen als mechanische Analyse des empirischen Geschehens. Aber auch so giebt sie uns eine innere Befriedigung und Sättigung; und wir geben unbedenklich Goethen recht, wenn er sagt: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren."

Denn diese Begrenzung schafft Raum für den Flügelschlag des frei aufstrebenden Geistes, des in mystische Tiefen sich versenkenden Gemüths. Nun kann ich glauben,

*) In der bekannten Stelle am Eingange der Kritik der reinen Vernunft.

mit felsenfester, unerschütterlicher Ueberzeugung, was ich meiner Menschennatur nach zu glauben mich sehne, meiner Menschennatur nach glauben muß. Ich kann mit Spinoza die Welt anschauen sub specie aeterni oder kann mit Schiller sprechen: Brüder, überm Sternenzelt muß ein guter Vater wohnen; ich kann mich still vor dem Schicksal hineinversenken in ein großes heiliges All und ich kann mit frommer Kinderseele des Gottesgeistes heiligende Gnadenthat erharren als ein gläubiger Christ.

Und nun stehen wir da, wo wir mit Seydel eins sind: Auf außerwissenschaftlichem Erdreich also, aus Ueberzeugungen reift unsere Weltanschauung, sie geht hervor aus Intuition. Dieses letztere „Organ" des Geisteslebens ist nach unserer Ueberzeugung nur nicht mehr „Erkenntnißorgan", wie Seydel (pg. 309) es faßt; im Uebrigen aber pflichten wir ihm bei, wenn er sagt (pg. 308): „Die Einheit selbst (sc. von empirischem Denken und metaphysischem Sein), das Verknüpftsein als Verknüpftsein, ist wohl als Besitz, als Leben uns gegenwärtig und wird als solches gefühlt, auch in seiner Totalität gewußt, intuitiv erkannt, aber dies ist keine Erkenntniß im eigentlichen Sinne, als welche das Verknüpfte immer wieder an getrennte Begriffe vertheilen muß."

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Neue Dichtungen von Friedrich Bodenstedt.

Mit schmerzlichen Empfindungen erfüllten uns die in letzter Zeit so häufig und mit so großer Bestimmtheit auftretenden Nachrichten von den körperlichen Leiden eines Dichters, der zweifellos zu den bedeutendsten Vertretern unsrere Lyrik in der nach Goethe-Schiller'schen Zeit gehört. Um so größer ist unsere Freude darüber, daß wir Friedrich Bodenstedt wieder unter den rüstig Schaffenden finden. Seine vor Jahresfrist erschienene Sammlung: Neues Leben, Gedichte und Sprüche (Breslau, S. Schottlaender) liegt in einer zweiten Auflage vor und Sakuntala nennt sich das neue Werk Bodenstedts, das uns das jüngste Jahr bescheert hat.

Ueber „Neues Leben" gedenken wir hier nicht zu urtheilen. Wir haben unseren Lesern von dem Erscheinen des Werkes Kenntniß gegeben und Proben aus demselben abgedruckt. Erwähnenswerth ist jedoch das Vorwort, welches Bodenstedt dieser neuen Aufgabe mit auf den Weg gegeben hat. Er wirft darin einen Rückblick auf sein ältestes Liederbuch, „von welchem zu gleicher Zeit eine neue Auflage nöthig geworden und zwar die 125., während das neueste erst bei der zweiten angelangt ist". — „Freilich haben die Lieder des Mirza Schaffy — sagt Bodenstedt — welche zuerst um die Mitte dieses Jahrhunderts erschienen, ebensoviel Zeit gebraucht, wie mein „Neues Leben", bis eine zweite Auflage nöthig geworden ... Damals schlugen die Lieder und Sprüche des Mirza Schaffy wie Blitze ein ... Seit der Zeit hat sich der Irrthum festgesetzt, daß ich und Mirza Schaffy als Dichter verschiedene Personen sind, und dieser Irrthum ist trotz aller Aufklärungen bei der Menge ebenso zum Glaubensartikel geworden, wie es mancher andere war. Begreiflich wird das nur, wenn man bedenkt, daß es herkömmlich in Deutschland ist, lieber das Fremde als das Heimische zu bewundern. Den vermeintlichen weisen Perser konnte man uneingeschränkt loben, während es bei den unter meinem eigenen Namen erschienenen Gedichten schon als ein großes Lob galt, wenn gesagt wurde: „Viel Schönes ist darin enthalten, man merkt auf jeder Seite, daß Bodenstedt in der Schule des Mirza Schaffy gesessen, aber zugleich, daß er doch die Genialität seines Lehrers nirgends erreicht."

„Mit dieser Kritik in der Hand — fährt Bodenstedt fort — besuchte mich einst ein kluger Verleger in der Absicht, meine nächste Gedichtsammlung für seinen Verlag zu erwerben, wobei er seine Bitte, auf dem Titelblatte irgendwo den Namen Mirza Schaffy anzubringen, so einleuchtend begründete, daß ich meine Zustimmung gab. Das Buch erschien unter dem Titel: ‚Aus dem Nachlaß des Mirza Schaffy', und binnen wenigen Jahren wurden 20000 Exemplare davon abgesetzt." —

Aus: Bodenstedt, Sakuntala. Adolf Titze, Leipzig.

Dieses Vorwort ist in vielfacher Hinsicht belehrend, beherzigenswerth. Es trifft mit gerechter Rüge einen Mangel unserer zeitgenössischen Kritik und den so oft schon gegeißelten Fehler des geringen Selbstbewußtseins des Deutschen.

Freilich hat die Kritik keine leichte Aufgabe, wenn sie unter den tausend Bändchen lyrischer Gedichte, die in Deutschland geschrieben und — leider auch! — gedruckt werden, das Vortreffliche herausfinden soll. Die schablonenhafte Abschlachtung ungezählter Erscheinungen des Büchermarktes in unseren Tageblättern führt vollends dahin, Bedeutendes, Mittelmäßiges und Werthloses unter einander zu werfen. Hier kann eine flüchtige Anregung nichts nützen, eine gänzliche Umgestaltung wäre nothwendig. — Der zweite von Bodenstedt angedeutete Fehler verliert sich, Dank unseren großen kriegerischen und politischen Erfolgen, immermehr.

Und schließlich hat der Dichter keine Ursache grämlich zu sein. Schon der Umstand, daß die 125. Auflage seines Liederbuches in's Leben treten konnte, beweist, daß bei uns das Gute auch endlich Anerkennung findet.

Aus: Bodenstedt, Sakuntala. Adolf Titze, Leipzig.

Sakuntala, eine Dichtung in fünf Gesängen, illustrirt von Alexander Zick (Leipzig, Adolf Titze), ist eine epische Umdichtung des altindischen Stoffes in gereimten Verspaaren. Die indische Dichtung, die man als das hervorragendste Werk des hervorragendsten indischen Dichters, Kalidasa, von jeher betrachtet hat, ist weniger als Drama von Bedeutung, denn durch den Reichthum an zarten lyrischen Stellen und durch die typische Ausgestaltung der männlichen Hauptperson und der weiblichen Heldin der Handlung. Der Stoff widerstrebt sogar der dramatischen Verkörperung, wenn wir an das Drama in unserem Sinne denken. Viel günstiger ist er einer episch-lyrischen Behandlung, und Bodenstedt, der die Dichtung des Orients sein ganzes Leben hindurch mit tiefem Verständniß studirt hat, hat dies richtig herausgefunden. In zwei wichtigen Motiven weicht Bodenstedt von der Originalsage ab. In der indischen Dichtung vergißt Sakuntala in der Ueberfülle ihres Liebesglückes, „dem frommen Brahmanen Durwaha die gebührende Ehrfurcht zu erweisen, worauf dieser sie mit einem Fluche belegt, daß der Buhle ihrer Seele sie vergessen und verleugnen solle“. Diese „Schuld“

Aus: Bodenstedt, Sakuntala. Adolf Titze, Leipzig.

Sakuntalas fällt bei Bodenstedt fort. Sie entspricht auch nicht ihrem frommen Charakter. Das Mädchen, das in dem Büßerhain unter der Aufsicht des gottergebenen Kanva aufwächst, könnte sich dieses Fehls kaum schuldig machen. Dadurch ist in die Charakteristik des Mädchens eine größere Einheitlichkeit gebracht. Ferner fällt zum Schluß die wunderbare Entrückung Sakuntalas zu den Göttern fort, ein Zugeständniß an unser modernes Fühlen, das durchaus nothwendig war. Die Zartheit des Originals ist in der Bodenstedt'schen Umdichtung nicht verloren gegangen, während die Handlung durch die erwähnten Vereinfachungen uns näher gerückt wird.

Die Illustrationen von Zick treffen in glücklichster Weise die best darstellbaren Momente. In der Ausführung sind sie nicht alle gleichwerthig. Manche Gestalt erinnert an Thumann: in allen aber zeigt sich Zicks Talent für plastische Gestaltung — ein glückliches Erbtheil seiner Jugendzeit, in der er sich besonders der Bildhauerei gewidmet hatte.

Aus: Bodenstedt, Sakuntala. Adolf Titze, Leipzig.

Geschichte der Universität Heidelberg.

Im Auftrage der Universität dargestellt von August Thorbecke. Abtheilung I. Heidelberg, G. Köster.

Unter den Schriften, welche bei Gelegenheit des Heidelberger Universitätsjubiläums erschienen, nimmt die vorliegende den ersten Rang ein, wenngleich sie nur das Bruchstück einer größeren Arbeit bildet. Schon vor mehreren Jahren hatte die Universität beschlossen, ein monumentales Werk über ihre Geschichte zu schaffen,— auf breitester handschriftlicher Grundlage, und die Ausführung desselben dem Director Thorbecke, der zugleich Docent ist, übertragen. In Heidelberg selbst und im Karlsruher Archiv fand sich ein so umfangreiches, urkundliches Material, daß allein die Auswahl des historisch Werthvollen eine keineswegs leichte Aufgabe war. Diesem Umstande sowohl wie der Erkrankung des Verfassers ist es zuzuschreiben, daß zum Jubiläum nur die erste Abtheilung des Werkes erscheinen konnte.

In zwei Capiteln wird die Gründung und die äußere Geschichte der Universität von Ruprecht I. bis zum Tode Ludwigs IV., d. h. die Zeit von 1386 bis zum

Jahre 1449 geschildert. Der Pfälzer Kurfürst war bereits ein Mann von 77 Jahren, als er den Gedanken faßte, die „kriegerische Arbeit seiner bewegten Regierung durch ein Werk des Friedens zu krönen". Das Beispiel der Wiener und Prager Universität wirkte zu mächtig auf diesen Gedanken, als daß ein Mann wie Ruprecht ihn unausgeführt hätte lassen sollen. Gerade damals knüpften sich auch, in Folge der römisch-avignonischen Verhältnisse, die ersten Beziehungen zwischen ihm und Marsilius von Inghen, einem der hervorragendsten Lehrer an der Pariser Universität. Marsilius ist in der That der Organisator, der „geistige Gründer" der Heidelberger Hochschule geworden, und die dankbare Nachwelt hat ihn als solchen allezeit auf's Wärmste gepriesen. Man findet es begreiflich, daß Paris auch in Bezug auf die Organisation der neugegründeten Schule als Muster gedient hat; aber nicht sclavisch wurde das Vorbild nachgeahmt, sondern hier und da geändert, wie es die Verschiedenheiten des Ortes und mehr noch der nationalen Eigenthümlichkeiten erheischten. Mit der Organisation und dem Lehrgang der Facultäten beschäftigt sich sehr eingehend das dritte Capitel, welches durch seinen Umfang die beiden ersten weit übertrifft. Wir haben selten ein Buch gelesen, welches unser Wissen mehr bereichert hätte über einen Gegenstand, über den wir vollkommen unterrichtet zu sein glaubten. Jeder akademisch Gebildete kennt die Einrichtungen unserer Universitäten ziemlich genau, und bei dem weit verbreiteten Glauben, daß diese im Laufe der Zeit sich nur wenig verändert haben und in ihrer ursprünglichen Verfassung im Allgemeinen fortbestünden, überträgt man ohne weiteres das Bild der heutigen Zustände auf die früheren Jahrhunderte. Und doch — wenn man nur unter Führung eines kundigen Historikers die Dinge etwas näher betrachtet — wie sehr hat sich nicht blos der Geist, sondern auch die Form der Universitäten allmählich verändert. Der neue Geist schafft sich eben auch eine neue Form, und ebenso wie politische Verfassungen sich umgestalten, ändern sich auch die Verfassungen der Gelehrtenrepubliken. Auf der anderen Seite giebt es aber auch unter den heutigen akademischen Einrichtungen noch manche, die sich allen Anforderungen der veränderten Zeit zum Trotz aus früheren Tagen bis in die unsrigen hinein erhalten haben; zum vollen Verständniß solcher Erscheinungen gelangt man erst durch die Geschichte der Universitäten. Das vorliegende Werk von Thorbecke bildet eine wesentliche Bereicherung dieses wichtigen Zweiges der historischen Literatur. L.

Bibliographische Notizen.

Englisch-deutsches Supplement-Lexikon als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen Englisch-deutschen Wörterbüchern. Mit theilweiser Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Durchweg nach englischen Quellen bearbeitet von Dr. A. Hoppe. Erste Abtheilung: A. — Close. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Professor G. Langenscheidt).

Die 2. Auflage von Hoppes Supplementlexikon, das in erster Auflage im Jahre 1871 erschien, ist durch den Sammelfleiß des Verfassers und zahlreicher gelehrter Freunde, welche für das vortreffliche Werk Theilnahme gewannen, außerordentlich angewachsen. Wer dieses Hülfsbuch je benutzt hat, kennt seinen großen Werth. Es ist nicht blos ein gutes Wörterbuch, in dem alten Verstande dieses Worts, sondern ein Nachschlagewerk ersten Ranges. Ueber Personen, Sachen und Gegenstände, über die man in den üblichen Hülfsbüchern nichts findet, über Zustände und Verhältnisse, die der Deutsche nicht kennt, wenn er nicht jahrelang in England gelebt hat, wird in ausführlichster Weise Belehrung ertheilt. Hoppes Supplement-Lexikon gehört zu der Klasse von Werken deutscher Gelehrtenarbeit, die unserer wissenschaftlichen Thätigkeit die Anerkennung des Auslandes erworben haben. rl.

Ludwig Keller. Zur Geschichte der altevangelischen Gemeinden. Vortrag, gehalten zu Berlin am 20. April 1887. Berlin E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Im Umfange eines Vortrages liefert Keller einen neuen Beitrag zu dem Thema, mit dem er sich mit Vorliebe seit Jahren

beschäftigt, zur Geschichte der Waldenser. Wir haben unsere Leser mit den Schriften dieses Autors bekannt gemacht und dabei auch der Angriffe gedacht, welche von Seiten der theologischen Kritik manche seiner Hypothesen erfahren haben. Das gleiche Schicksal droht auch dem oben genannten Vortrag. Es steckt in ihm unfraglich viel Wissen, viel historische Auffassung, viel Originalität, aber auch viel Vermuthung, — zu viel, als daß nicht eine ruhige Prüfung der Verhältnisse ihren Widerspruch erhöbe. In den Quellen finden die Constructionen Kellers gar keine Stütze. Der Grundgedanke des Vortrages ist der: Das Christenthum hat im Laufe der Jahrhunderte in drei Formen Gestalt gewonnen, erstens in der katholischen Priesterkirche, zweitens in der protestantischen Staatskirche, drittens in der christlichen „Gemeinde“, bei welcher der Schwerpunkt nicht in der Hierarchie oder den äußeren Gnadenmitteln, sondern in der Gemeinde liegt, in einem „freiwilligen Bund von Brüdern“. Und dieser Bund führe, wenn auch in den verschiedenen Zeiten mit verschiedenen Namen belegt (Katharer, Paulicianer, Patarener, Mausonen, Waldenser, Wiedertäufer), eine ununterbrochene Existenz von den frühesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Keller gelangt zu diesem Resultat durch Vergleichung der Grundsätze, nach welchen die angeführten Secten ihr Leben eingerichtet und ihre Gemeindeverfassung gestaltet haben. l.

Erlachhof. Roman von Ossip Schubin. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Erlachhof ist ein Schlößchen an der Save, im Herzogthum Krain; hier lernen wir außer Hausfrau und Hausherrn eine Menge anderer Personen „aus der Gesellschaft“ kennen, von denen jedes eine Individualität repräsentirt, deren Charakterisirung der Verfasserin recht gelungen ist. Die etwas breite Exposition hat den Vortheil, den Leser mit den Persönlichkeiten so weit bekannt zu machen, um sein Interesse für deren fernere Schicksale wachzurufen. Ein anderer Vorzug der Verfasserin ist ihre leichte graziöse, prickelnde Schreibart, welche nichts von deutscher Schwerfälligkeit besitzt und an diejenige ihrer französischen Colleginnen erinnert; allerdings liebt sie es, Fremdworte aus allen Sprachen zusammenzutragen, und scheut auch nicht vor österreichischen Provinzialismen zurück, aber diese Art der Causerie steht in vollster Uebereinstimmung zu den geschilderten Personen. Die Verfasserin ist heimisch auf dem Salonparquet in den verschiedensten Cirkeln, hat sie sich überall in der Welt ein wenig umgesehen, ihre Schilderungen des Pariser Gesellschaftslebens machen durchaus nicht den Eindruck des Abgeschriebnen, eigne Studien und Erfahrungen geben denselben den Reiz vollster Ursprünglichkeit. mz.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau. Illustrirte populäre Halbmonatsschrift über die Fortschritte auf den Gebieten der angewandten Naturwissenschaft und technischen Praxis. Dritter Jahrg. Jena, Verlag von Fr. Maucke.

Die naturwissenschaftlich-technische Umschau, mit der wir unsere Leser im vorigen Jahre (s. N. u. S. Heft 115) bekannt machten, erscheint seit April d. J. unter der Redaction von A. Rohrbach, Oberingenieur in Berlin. Die gut redigirte Zeitschrift erfüllt ihre Aufgabe, über die Fortschritte der Naturwissenschaften und Technik in Originalartikeln und Referaten fortlaufend zu orientiren, vollkommen und bietet auch dem Laien, der sich mit diesen Gebieten beschäftigt, anziehenden Lesestoff. cht.

Jahrbuch der Naturwissenschaften von 1886 bis 1887. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Zweiter Jahrgang. Freiburg im Breisgau, Verlag der Herder'schen Verlagsbuchhandlung.

In dem Jahrbuch der Naturwissenschaften begrüßen wir einen Bekannten aus dem Vorjahre (s. N. u. S. Heft 115). Wir konnten das Jahrbuch unseren Lesern als einen kritisch gut durchgearbeiteten Rückblick über das, was auf naturwissenschaftlichem Gebiete das verflossene Jahr Neues gezeitigt hat, empfehlen. Der zweite Jahrgang hält durchaus, was der erste versprochen hat. Jeder, der sich rasch und gründlich über die Fortschritte auf irgend einem der behandelten Gebiete orientiren will, wird in dem Jahrbuche nicht vergebens Belehrung suchen. Eine wesentliche Verbesserung gegenüber dem ersten Jahrgang ist die Beigabe eines umfangreichen alphabetischen Namens- und Sachregisters. cht.

Das humoristische Deutschland. Illustrirte Monatsschrift, herausgegeben von Julius Stettenheim. Breslau, S. Schottlaender.

Die Zeitschrift, die mit dem Octoberheft in ihren dritten Jahrgang eingetreten ist, hat nunmehr ihren Verlag gewechselt; sie erscheint von nun an in demselben Verlage, wie unser Blatt. Wesen und Inhalt dieses einzigen großen humoristischen Blattes ist unsern Lesern gewiß nicht unbekannt, sie sollen jetzt eine Umgestaltung derart erfahren, „daß auch der Komik, der Burleske, der Parodie und Travestie" ein größerer Raum gewährt werden soll. Stettenheim eröffnet den Reigen mit einer Reihe von Artikeln, betitelt: Der Lyriker Wippchen; es ist dies derjenige Theil seiner Vorlesungen, welche er mit so außerordentlichem Erfolg in mehr als 50 Städten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz gehalten hat. Außerdem bringen die ersten zwei Hefte: Wolzogen: Die Lunge des Herrn Actuarius, Johannes Kraner: Das Claviierthier E. von Waldt-Zedtwitz: Recept, wie man sich eine Braut fängt, L. von Thümen: Der Geburtstagsmorgen, Karl Adler: Berufswahl, Ludwig Fulda: Die berauschte Lorelei, A. von Winterfeld: Die „kalte" Sängerin, Julian Weiß: Wie ich schwimmen lernte, Otto Brahm: Mein Preis-Feuilleton, Ida Boy-Ed: Vier Mark fünfzig, Paul Anton: Sommerfrische, G. H. Schneideck: Wie ich zu meiner Braut kam, A. F. Riedmann: Das Heiligenwunder, Alb. Roderich: Literaturgeschichte, L. Westkirch: Edens Garten, Hermann Heinrich: Elegie auf einen abgerissenen Rockknopf, Paul Faber: Die Ideen des Herrn Mixed Pickles, Max Caro: Conventionelles, Richard Wilpert: Wie die Tournüre entstanden ist, Friedrich von Hoffs: Ein fein Gericht, Franz Söhns: Die höchste Zeit, F. v. Kapff-Essenther: Der Zug des Herzens, Hermann Lingg: Gerechter Neid. Julius Stettenheim: Berliner Fernsprecher.

Stein. Sein Leben und seine Zeit. Deutschland und Preußen im Zeitalter Napoleons. Von J. R. Seeley, Professor der neueren Geschichte an der Universität Cambridge. 3. Band. Aus dem Englischen übersetzt von Emil Lehmann. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.

Die Leser dieser Zeitschrift werden sich noch der ausführlichen Besprechung erinnern, die wir dem Werke des Engländers Seeley in der deutschen Uebersetzung Lehmanns gewidmet haben. Damals lagen uns die beiden ersten Bände vor; jetzt ist der dritte Band erschienen, der das Werk zum Abschluß bringt. Die Rückkehr Steins aus dem Exil, seine Thätigkeit auf dem Wiener Congreß und die Zeit des Alters geben den Hintergrund ab, auf welchem der Verfasser die kriegerischen Ereignisse, die Verhandlungen der europäischen Cabinette, die Wandlungen der deutschen Politik und Steins letzte Lebensjahre gruppirt. Das letzte Capitel bietet zugleich einen werthvollen Beitrag zur Gelehrtengeschichte jener Tage. Denn es ist bekannt, daß Stein in engen Beziehungen zu Niebuhr, Pertz und Böhmer gestanden hat. — Ein Sach- und Namenregister erhöht die Brauchbarkeit der deutschen Ausgabe des Werkes außerordentlich. lp.

Zur Erinnerung an Georg Waitz. Von Aug. Kluckhohn. Hamburg. J. F. Richter.

Die Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff, von welcher jetzt die Neue Folge, zweite Serie erscheint, ist in einen neuen Verlag übergegangen, und erfreut sich jetzt offenbar einer rührigen Leitung. Kluckhohns Vortrag bildet das 9. Heft der Serie.

Manchem Verehrer des großen Historikers wird der Inhalt dieses Heftchens schon bekannt sein. Denn es bietet im Wesentlichen einen Wiederabdruck der Artikel, welche bald nach dem Tode Georg Waitz' einer seiner ältesten Göttinger Schüler in der Münchener Allgemeinen Zeitung veröffentlicht hat. Aber für die Zusammenfassung derselben in einem kleinen und billigen Hefte werden ihm namentlich die zahlreichen, in allen Orten Deutschlands zerstreut lebenden Schüler Waitzens dankbar sein, denen jene Artikel nicht zugänglich waren. Auch denjenigen, welche den gelehrten Studien ferner stehen, möchten wir die Kluckhohn'sche Skizze auf's Wärmste empfehlen. Sie ist vortrefflich geeignet, auch dem Laien das Bild eines Forschers zu vergegenwärtigen, „der zu den Edelsten und Besten unserer Nation gehörte und durch die sittliche Macht seiner Persönlichkeit nicht minder als durch seine wissenschaftliche Größe fruchtbringend gewirkt hat". — Auf Seite 5 ist das Fehlen eines

Kommas sehr störend. Es steht da: Ritter Trendlenburg, während „Karl Ritter" (der große Geograph) und „Trendlenburg" gemeint ist. l.

Perez Galdos, „Doña Perfecta". Roman aus dem Spanischen übersetzt von E. Reichel. Einzig autorisirte Uebersetzung. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 2 Bände.

Die neuere belletristische Literatur Spaniens ist in Deutschland ziemlich unbekannt; es gebührt daher dem Uebersetzer immerhin die Anerkennung eines verdienstlichen Bemühens, die man ihm um so lieber zollt, als seine Arbeit mit Fleiß gemacht ist und von geringfügigen Versehen abgesehen wie ein Originalwerk erscheint. Ob der spanische Roman indessen viele Leser auf deutschem Boden finden wird, wagen wir zu bezweifeln; vieles darin ist zu spanisch, um außerhalb dieses Landes Interesse zu erwecken. In seiner Heimat soll Perez Galdos als ein begabter Schriftsteller gelten; seine Gestalten lassen das wohl glaubhaft erscheinen: die fromme Heuchelei, die nach dem Grundsatze handelt, daß der Zweck die Mittel heiligt, ist in der Titelheldin verkörpert; sie triumphirt über die beginnende Aufklärung, wie die Finsterniß über das Licht. Wehe dem unglücklichen Lande, in welchem eine Doña Perfecta und ihr geistlicher Berather Don Innocencio die Oberhand gewinnen. Als wahrheitsgetreu culturhistorische Studie aufgefaßt, gewährt der Roman viele belehrende Aufschlüsse. fv.

Der Blick in's Nichts. Roman von Sylvius Ferrers. Leipzig, Reinhold Werther.

Wir wissen nicht, ob dieser Roman das Erstlingswerk des Verfassers ist, jedenfalls haben wir durch denselben zum ersten Mal mit ihm Bekanntschaft gemacht. Der Verfasser interessirt uns durch die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, wie durch die Art der Durchführung derselben, obgleich wir von vornherein bekennen müssen, daß uns diese nicht recht gelungen erscheint. Aber Charaktere, wie der von ihm geschilderte, deren Handlungsweise lediglich von Egoismus und Opportunitätsrücksichten regiert wird, sind so sehr ein Product unserer Zeit und unseres modernen Lebens, daß es immerhin von Interesse ist, zu erfahren, wie der Dichter einen solchen Charakter aus dem Kampfe mit den Verhältnissen hervorgehen läßt. Wir betrachten die Lösung des Problems in sofern als mißlungen, als der Autor den Leser nicht zu überzeugen vermag, daß die Kampfesmittel, mit denen er seinen Helden ausrüstet, wirklich so klug und scharf geschliffen sind, daß er mit diesen die blöde Menge düpiren kann, es entsteht dadurch ein Mangel, welcher der Beweisführung sehr schadet. Besser gelungen ist ihm die Verkörperung des Gedankens, wie auch ein solcher Charakter den rein menschlichen Gesetzen unterworfen ist und untergehen muß, weil er die Nothwendigkeit und sittliche Berechtigung eines für Alle bindenden Gesetzes nicht anerkennen will und dadurch diejenige in sein Verderben mit hineinreißt, die ihr Schicksal mit dem seinigen verknüpfen wollte. Wir sind auf die Weiterentwickelung des Verfassers, der großes Talent bekundet, recht gespannt. mz.

Sonne und Schatten in einem Frauenherzen. Gedichte von Therese Siemerling. Wiesbaden, Carl Wickel.

> Kommt in ein Frauenloos ein Bruch,
> Fühlt sich das Herz getrieben,
> Und schüttet in ein kleines Buch
> Sein Leiden und sein Lieben.

Diesen Spruch Paul Heyses setzt Therese Siemerling vor ihre Sammlung, die in der That Freud und Leid eines Frauenlebens auf's deutlichste widerspiegelt. Man könnte, wenn man diese Dichtungen der Reihe nach liest, den Lebenslauf der Verfasserin niederschreiben, so bestimmt sind die Züge, die uns aus dem Buche entgegenschauen. Eine freudige Jugend, glückliche Zeiten der Jungfrau, beglücktes Eheleben und endlich — ein Bruch durch all dies Glück!

Das Leid hat diese Frau zur Dichterin gemacht. In ihren freudigen Tagen wußte sie nicht, daß die Natur ihr Talent geschenkt hatte; aber sie besitzt wirklich poetische Begabung und verdient aus der großen Schaar der schriftstellernden Frauen hervorgehoben zu werden. rl.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Beust, Carl Frhr. v., Bunte Blätter. Gedichte. Vevey, B. Benda. (Emil Schlesinger.)

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Supplementband. Heft 6 bis 10. Leipzig, Berlin und Wien, F. A. Brockhaus.

Büchmann, Georg, Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Gesammelt und erläutert von Georg Büchmann. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Walter Robert-Tornow. Fünfzehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Haude & Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling).

Dunker, Wilh., u. Dr. **W. Ulrich**, Neues Conversations-Wörterbuch der deutschen und englischen Sprache, mit leicht fasslicher, genauer Bezeichnung der englischen Aussprache jedes Wortes und Satzes in beiden Theilen, zum Schul- und Privat-Gebrauch. Zwei Theile. Stettin, Herrcke & Lebeling.

Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Vierter Jahrgang. Band 1, 2. Eine neue Judith. Von H. Rider-Haggard. Aus dem Engl. 3. Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus d. Franz. Stuttgart, J. Engelhorn.

Freisauff, Rudolf von, Mozarts Don Juan 1787—1887. Ein Beitrag zur Geschichte dieser Oper. Herausgegeben anlässlich der hundertjährigen Jubelfeier der Oper „Don Juan“ von der „Internationalen Stiftung Mozarteum in Salzburg“. Mit 9 Kunstbeilagen. Salzburg, Herm. Kerber.

Frenzel, Fritz, Im Wandel der Zeiten. Reflexionen, Bilder und Träume. Leipzig, Eugen Peterson.

Gensichen, Otto, Franz. Immortellen. Berlin, Eugen Grosser.

— Tamina. Eine Dichtung. Berlin, Eugen Grosser.

Goethes Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz. Herausgeber Woldemar Freiherr von Biedermann. Mit Bildniss und Handschriftnachbildung. Leipzig, F. W. von Biedermann.

Günther, Dr. Georg, Zeugnisse und Proteste. Gesammelte Aufsätze über tragische Kunst. Erste Reihe. Plauen, F. E. Neupert.

Hesekiel, Ludovica, Reiche Leute. Erzählung. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Heyfelder, Dr. O., Transkaspien und seine Eisenbahn. Nach Acten des Erbauers Generallieutenant M. Annenkow bearbeitet. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Mierzinsky, königl. Hofbuchhändler).

Hof, N. vom, Krone und Kerker. Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Hoffmann, Hans, Neue Korfu-Geschichten. Berlin, Gebrüder Paetel.

Hofmann, Ida, Aus dem Reiche des Herzens. Skizzen und Erzählungen. Berlin, W. Rosenbaum & Hart.

Keller, Dr. Conrad, Reisebilder aus Ostafrika und Madagaskar. Mit 43 Holzschnitten. Leipzig, C. F. Winter.

Les grands écrivains français. 1. Victor Cousin par Jules Simon. 2. Mad. de Sévigné par Gaston Boissier. 3. Montesquieu par Albert Sorel. Paris, Librairie Hachette et Cie.

Linde, Carl August, Faust. Eine Tragödie. III. Theil zu Goethes Faust. Darmstadt, Selbstverlag des Verfassers.

Ludwig Uhland. Eine Biographie. Dem deutschen Volke erzählt von Dr. Ludwig Salomon. Stuttgart, Levy & Müller.

Meyer, M. Wilhelm, Die Lebensgeschichte der Gestirne in Briefen an eine Freundin. Eine populäre Astronomie der Fixsterne. Mit 46 Textillustrationen, 2 Tafeln und 1 Titelbild. Jena, Fr. Maukes Verlag (A. Schenk).

Meyers Conversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Achter Band. Hainleite — Iriartea. Mit 31 Illustrationsbeilagen und 279 Abbildungen im Text. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Müller-Frauenstein, Dr. Georg, Wie malen sich die Naturvölker den Anfang und das Ende der Menschen aus? (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, her. vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. No. 122.) Prag, A Haase.

Natzmer, Gneomar Ernst von, Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. I. Theil: 1820 — 1832. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Oertzen, Georg von, Eines Lyrikers Chronik. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Otto, Luise, Die Nachtigall von Werawag. Culturhistorischer Roman in vier Bänden. Freiburg i. B., Adolf Kiepert.

Perfall, Karl von, Ein Verhältniss. Roman. Düsseldorf, Felix Bagel.

Rosenberg, W. L., Aus dem Reiche des Tantalus. Alfresco-Skizzen. Zürich, Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)

Salvisberg, Dr. Paul, Kunsthistorische Studien. Heft I—IV. Stuttgart, A. Bonz' Erben.

Sirius, Peter, Lieder des. Zweite Auflage. Freiburg i. B., Adolf Kiepert.

Spaettgen, Doris Freiin von, Fremdes Blut. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Stevens, Thomas, Um die Erde auf dem Zweirad von San Francisco nach Teheran. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn.

Suttner, B. von, Verkettungen. Novellen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Taylor, Bayard, Lars. Norwegisches Idyll. Deutsch von Margarethe Jacobi. Stuttgart, Robert Lutz.

Telmann, Konrad, Sphinx und andere Novellen. Sechste Folge. 2. Bd. Freiburg i. B., Adolf Kiepert.

Voigt, C. A. Otto, Das allgemeine Schachspiel. Ein Vorschlag zu einer Erweiterung des Schachspiels. Dresden, Carl Höckner.

Welten, Oskar, Mit schönen Frauen. Novellistische Gespräche. Berlin, Wilhelm Issleib (Gustav Schuhr).

Wolff-Kassel, Ludwig, Graue Lieder. Zweite Auflage, vom Verfasser berichtigt. Kassel, Gustav Klaunig.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 43. — Heft 129.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

December 1887.

Breslau.
S. Schottlaender.

December 1887.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Wilhelm Wundt.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Berlin W., v. d. Heydtstraße 1.

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XLIII (October bis December 1887), wie auch zu den früheren Bänden I—XLII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII.

elegant broschirt zum Preise von M. 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128

zum Preise von M. 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band XLIII. (Otobober bis December 1887)

.... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLIII. Band. — December 1887. — Heft 129.

(Mit einem Portrait in Radirung: Wilhelm Wundt.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Anno Pestis.

Von

Isolde Kurz.

— Florenz. —

Man schrieb das Jahr des Unheils 1527, das Jahr, wo die Ewige Stadt unter den Piken der Lanzknechte blutete, der Papst in der Engelsburg gefangen saß und die Seuche durch alle Gauen Italiens zahllose Opfer mähte. Unter Blut und Gräueln ging jene schöne und übermüthige Zeit, jene zweite Jugend der Menschheit, welche man die Renaissance nennt, zu Grabe.

Nur den Florentinern war ein kurzer Hoffnungsschimmer aufgegangen, denn sie hatten die Neffen des Papstes, die beiden letzten Sprößlinge vom Stamm des alten Cosimo, ohne Blutvergießen vor die Thür gesetzt und mitten in dem allgemeinen Jammer ihre Unabhängigkeit wiederhergestellt, aber bei dem frommen Dankfest, das den ruhmlosen Sieg feiern sollte, erhob die eben eingeschläferte Feindin, die Pest, das Haupt auf's Neue und genährt durch das Zusammenströmen so großer Volksmassen griff sie um sich mit der Gewalt einer Feuersbrunst, die in trockenem Holze wüthet.

Der wohlhabendere Theil der Bevölkerung war auf das Land oder die naheliegenden Villen geflohen, wen Armuth oder Staatsgeschäfte an die Stadt fesselten, der schloß sich in seinem Hause ein, ließ weder Freunde noch Verwandte vor sich und blieb in absichtlicher Unkenntniß ihres Schicksals, um keiner Todesnachricht und keinem traurigen Gedanken Einlaß zu gestatten; Andere suchten in rauschenden Bacchanalen Vergessenheit. Die volkreichsten Straßen und Plätze waren verödet, die ausgestorbenen Paläste wurden Diebshöhlen, gefährliches Gesindel trieb sich zur Nachtzeit durch die Straßen und plünderte die unbewachten Häuser und die Obrigkeit,

welche den Räubereien nicht steuern konnte, bot lieber selbst die Hand und theilte die Beute.

Obgleich Kirchen und Klöster zu Spitälern eingeräumt wurden, konnten sie doch die Zahl der Kranken nicht fassen und es wurde außerhalb der Mauern eine Lazarethstadt aus Holz- und Strohbaracken gebaut, die sich von der Porta alla Croce bis zu der Porta al Prato hinzog, die Hälfte der Stadt Florenz umschließend. So war man bis zu Anfang des Monats August gekommen, wo die Wuth der Seuche auf's Höchste stieg und man innerhalb der Mauern im Tag bis zu fünfhundert Opfern zählte. Die Menschen wagten nur noch Abends und tief vermummt aus den Häusern zu gehen, Specereikugeln oder von starken Essenzen getränkte Schwämme in der Hand, die sie an das Gesicht gedrückt hielten, „um sich das Hirn zu stärken", wie man seit Bocaccios Zeiten im Volk sagte, in Wahrheit aber, um nicht die verpestete Luft in die Lungen zu ziehen. Wenn ein Freund dem Freund, ein Bruder dem andern begegnete, wichen sie beide schon von weitem aus oder sie drückten sich mit einem kurzen Kopfnicken, die Kleider fest um den Leib ziehend, eilig aneinander vorüber. Die meisten Läden waren geschlossen, nur die Obst und Eßwaarenhändler, die Fleischer und Bäcker setzten ihr Gewerbe fort, aber sie hatten ihre Gewölbe mit einem eisernen Gitter umzogen und die Käufer mußten die Waare von der Straße aus in Empfang nehmen. Ja, so groß war die Furcht vor Ansteckung, daß man das Geld nicht mehr mit bloßen Händen zu berühren wagte, sondern die Kaufleute streckten den Kunden eine kleine hölzerne oder eiserne Schaufel hin, um die Münzen aufzufangen, und warfen sie dann in eine mit Wasser gefüllte Schüssel statt in die Kasse.

Wohl hatte man einen eigenen Magistrat zur Bekämpfung der Seuche, die uffiziali della sanità, die der Volkswitz uffiziali del morbo nannte, eingesetzt und von Staatswegen war alles geschehen, was die ärztliche Wissenschaft jener Tage zur Minderung des Uebels vorschrieb und was schon in früheren Epidemien als eben so nutzlos erfunden worden war. Man hatte, um die Landleute fern zu halten, die Thore geschlossen, erst die ergriffenen Häuser, dann die Straßen, am Ende ganze Stadtviertel abgesperrt, die Frommen hofften durch Fasten, Bußübungen und öffentliche Gebete den Zorn des Himmels zu versöhnen und hatten die Madonna von Impruneta, die uralte Schutzherrin gegen Seuchen, in die Mauern von Florenz geholt, während die Weltkinder in starken Specereien, mit denen sie noch zu Lebzeiten ihren Leib balsamirten, und in einem reichlichen und sorglosen Leben ihr Heil suchten.

Aber die Pest spottete aller Schranken; mit einem Sprung warf sie sich von den ergriffenen Vierteln in das gesunde, wälzte sich, Leichenhaufen im Rücken lassend, nach dem Herzen der Altstadt, dem Mercato, wo die alten Paläste der Großen standen, wie nach den Villen, die als ein grüner Kranz die Stadt umschlossen, den Priester traf der Tod am Altar

in die Versammlung der Frommen schlug er ein wie ein Strahl, der zündet und um sich frißt, die Frauen der Reichen kauften ihn in köstlichen Brokaten, die aus durchseuchten Waarenlagern kamen, und machtlos blickte die heilige Jungfrau von Impruneta aus ihren Rahmen herunter in die Scenen von Noth und Jammer, die sie nicht zu beschwören vermochte. Die Theuerung kam hinzu und indem sie Elend und Unreinlichkeit mehrte, gab sie der Pest neue Nahrung. Viele Fleischer und Eßwaarenhändler waren so hastig geflüchtet, daß sie ihre Waaren in den verschlossenen Häusern zurückgelassen hatten, wo sie zu faulen begannen und die Luft noch mehr verpesteten.

Bald waren wenige Häuser, die nicht durch ein weißes Tuch vor der Thüre dem Volk verkündet hätten, daß einer ihrer Bewohner der Seuche erlegen sei.

Da konnte man auf der Straße, vor den Häusern, oben auf den Dächern die Notare mit ihren Schreibern die Testamente aufsetzen, Priester im Ornat auf öffentlichen Plätzen die Beichte entgegennehmen sehen, so eilig bereiteten sich die Bürger jedes Standes und jedes Alters zum Sterben.

An einem schwülen Augustabend, als die durchhitzte Erde noch von einem kurzen und darum nicht erquickenden Regen dampfte und schon ein neues Gewitter an dem bleigrauen Himmel stand, kam ein junger Mann langsam aus dem Arco de' Pecori hervor über die Piazza San Giovanni geschlendert, der sich durch Gang und Haltung von allen Vorübergehenden unterschied. Er war von mittlerer Größe und feinen Gesichtszügen, die sorglose Haltung und der verweichlichte aber geschmeidige Körperbau zeigten den Weltmann, das blonde Haar trug er nicht nach der alten Florentiner Sitte schlicht in die Stirn gekämmt, sondern kurz und frei um die Schläfen flatternd. Er war nach spanischem Geschmack in dunkeln Sammet gekleidet und kam so gelassen seines Weges, als ob die Bilder der Zerstörung und des Elends, die an allen Straßenecken kauerten, von seinen Augen gar nicht zurückgespiegelt würden. In der Hand trug er weder Specereien noch Essenzen, sondern nur eine große weiße Gardenie von tropischem Geruch, die er von Zeit zu Zeit mit einem abwesenden Lächeln an die Lippen drückte, daß es nicht schien, als suche er sich dadurch vor der Ansteckung zu schützen, sondern als zaubere der Duft ihm angenehme Bilder herauf.

Die Begegnenden warfen ihm verwunderte Blicke zu, doch so ganz hatten Rang und Reichthum ihren Zauber nicht verloren, daß man an des reichen Marco Vettori einzigem Sohn vorübergegangen wäre, ohne ihm ein höfliches „Guten Abend, Ser Filippo!" zuzurufen.

Als er um die Ecke des Bigallo biegen wollte, kamen ihm die vermummten Brüder der Misericordia mit einem leeren Sarg entgegen. Er wich ihnen aus, aber statt der Sitte gemäß vor diesen Helden der Bruderliebe sein Haupt zu entblößen, wandte er sich mit Widerwillen weg und sein Auge blieb an einem in grellen Farben lächerlich aufgeputzten Quacksalber hängen, der vor der offenen Thür von San Giovanni auf einem

umgestürzten Karren saß und mit einer vom Schreien heiseren Stimme seine Wunderpillen gegen die Seuche anpries.

Wie er so mit abgewandtem Gesicht weiter ging, stieß er auf einen Anderen, der eben im dunkeln Reisemantel eilfertig um die Ecke bog, beide prallten Stirn an Stirn zusammen und fuhren erschrocken auseinander.

„Du hier, Alessandro?“ rief der Blonde, nachdem er dem Andern in das bräunliche Gesicht geblickt hatte, das vom Reisehut halb verdeckt war. „Was führt Dich nach Florenz? Aber gleichviel, Du kommst zur rechten Stunde.“

„Ja“, entgegnete der im Reiserock, indem er dem Freund herzlich die Hand schüttelte, „in Zeiten wie diese gehört der Mann seiner Vaterstadt. Darum bin ich auch hier, der Signoria meine Dienste anzubieten. Eher könnte ich fragen, wie kommt ein Epikuräer wie Du in diese ‚Stadt der Schmerzen‘? Ich glaubte Dich längst nach dem Mugello geflüchtet, um auf einer Deiner Villen einen neuen Decamerone aufzuführen.“

„Was willst Du?“ antwortete Filippo. „Ich habe fünfundzwanzig Jahre lang die Lebenskunst getrieben, jetzt will ich lernen mit Kunst und mit Genuß zu sterben, wenn es sein soll. Ich habe die Pest herausgefordert und will sehen, wer eher vom Platze weicht, sie oder ich.“

„So leistet Dir wohl eine schöne Frau Gesellschaft oder auch mehrere?“

„Die Zahl thut nichts zur Sache,“ lachte Filippo. „Die Liebe ist das einzige Capital, das durch Theilung nicht verliert. Aber sage mir, wie steht es mit Deiner Heirath?“

„Sie ist abgeschlossen,“ antwortete Alessandro, „also reden wir nicht weiter davon. Die Strozzi brauchten mein Geld, ich ihre Verwandtschaft, so ward Madonna Clarice meine Frau. Wenn die Medici untergehen, sind wir die Nächsten am Regiment.“

„Ich bitte Dich, rede mir nicht von Staatshändeln,“ unterbrach ihn der Andere rasch. „Sie sind den Ehrgeiz eines so glänzenden Kopfes nicht werth, geschweige einen Tropfen Herzblut. Was willst Du auch von diesem Volk erwarten? Unser Gonfaloniere ist ein Kopfhänger und hält es mit der Mönchspartei. Niccolò Macchiavelli ist todt, Francesco Guicciardini verbannt. Die Andern sind Schafe, die ein Löwenfell umhängen. Wir haben hier die lächerlichste Posse aufgeführt. Die Herren Medici machten einen Spaziergang vor die Stadt, der blonde Ippolito und sein mohrenköpfiger Vetter, da schlossen wir heroisch die Thüre hinter ihnen zu; das war alles. Aber nachher die langathmigen Reden von Freiheit und Bürgergröße! Ich saß eben mit ein paar Freunden bei Tische, als der Lärm anging. Ich warf eine Münze in die Luft und rief: die Republik oder die Medici! Die Lilie blieb oben, da gingen wir auf die Straße und riefen: Nieder mit den Palleskeu! Aber als es nachher auf der Piazza blutige Köpfe gab, ward mir der Spaß zu viel und ich ging nach Hause. Das ist die Art, wie man in Florenz Politik treiben muß.

Ob uns der Papst oder der Kaiser in die Tasche steckt, gleichviel, er wird eine leere Stadt finden, denn Dank unsern Frommen ist heute der Todtengräber Herr von Florenz."

„Es ist nur zu wahr, Filippo," sagte Alessandro, „ich erkenne meine Heimat nicht mehr, in den Straßen ist alles todt und still, kein Volk, das gafft und lärmt, keine Jugend, die ihre Schönheit und prächtigen Kleider zur Schau trägt, kein Händler, der seine Waare ausruft. Selbst auf dem Mercato kein Laut als das Klingeln der Pestglocken; bei der Porta al Prato sah ich ein einziges Fuhrwerk mir entgegen kommen, zwei schwarze Pferde waren vorgespannt, ich glaubte es sei die Sänfte einer Matrone — es war ein grauenhafter Fasching, der den Triumphzug der Pest bedeuten sollte, aufgeputzte Todtengräber tanzten neben dem Karren, klimperten mit Gold und schrieen: Es lebe die Seuche! Durch die Barackenstadt bin ich gegangen und wollte die Hütten zählen, die da eine an der andern aus dem Boden gewachsen sind; ich war schon auf sechshundert gekommen, als ich des Zählens müde wurde. Aber das schrecklichste sah ich im Borgo San Lorenzo, wo ich meinen alten Lehrer, den hochgelehrten und trefflichen Messer Federigo, besuchen wollte. Als ich an sein Haus kam, der Kirchenfaçade gegenüber, da sah ich den Alten auf der steinernen Schwelle sitzen im rothen Lucco — denn er trug noch immer die alte Florentiner Tracht, — den Kopf an die Thür zurückgelehnt. Ich rufe ihm von Weitem zu und winke, er hört mich nicht. Ich komme näher, sein Gesicht ist schwarz der zahnlose Kiefer hängt herunter. O Filippo, der Alte war todt und saß auf seiner Schwelle, seit einem Tag umsonst Begräbniß heischend. Seine Söhne hatten ihn krank verlassen, seine Nachbarn hatten ihn, als er todt war, herausgeschleppt und gegen die Thür gelehnt, so erzählten mir die Kinder, die gaffend herumstanden."

Der Andere schüttelte sich und sagte verdrießlich:

„Ich habe meinen Dienern bei Strafe der Entlassung anbefohlen, mir nie von Krankheits- oder Todesfällen zu erzählen. Auf der Straße wende ich den Kopf ab, sobald ich den Leichenwagen klingeln höre, und wenn mein eigener Vater darin läge. Welcher Dämon treibt Dich, alle diese Schrecken aufzusuchen?"

„Auch der Gatte meiner Schwester ist todt," fuhr Alessandro fort, „meine Schwester selbst verschwunden, vielleicht im Lazareth, wer weiß es? Die Ricci, die den Erbschaftsstreit mit mir führen, todt bis auf das letzte Glied und haben mir nicht nur das Meine, sondern auch das Ihre hinterlassen. So mag die Pest noch manchen alten Zwist mit einem Mal geschlichtet haben. Mein Diener Pagolo todt, die schöne Niccolosa todt! Ach Filippo, in eine Todtenstadt bin ich gekommmen, ich gehe umher, betaste mich und frage mich, ob ich denn selbst noch lebe!"

„Auch der schöne Cecco hat daran glauben müssen, der Riese, der aussah, als sollte er hundert Jahre alt werden," sagte Filippo. „Bei der

Porta Pinti war es, da gingen wir spazieren, als uns der Pestkarren entgegen kam; ein wunderschönes todtes Mädchen lag darin. Cecco im Uebermuth hält den Karren auf und steckt den Kopf hinein, um die Leiche auf den Mund zu küssen. Nach ein paar Stunden erkrankte er und zwei Tage später lag er im selben Karren. Aber was stehen wir da und jammern wie die alten Weiber: Der ist todt und Jener liegt im Sterben! Lassen wir die Todten ihre Todten begraben und behalten wir unseren letzten Blutstropfen der Freude vor! Wohl dem, der sich keine einzige versäumte schöne Stunde vorzuwerfen hat! Wüßtest Du, wie süß die Küsse sind, die der Tod würzt! Wie die strengsten Lippen dürsten nach einem Tropfen aus dem Becher, der zur Neige geht! Jetzt lebt man rasch, in einen Tag drängt sich der Inhalt von Jahren zusammen. Alle Convenienzen sind weggefallen; nackt und aufrichtig, wie sie Gott erschaffen hat, steht jede Seele vor Dir. Jetzt kein langer Dienst mehr mit Seufzern und Schmachten, kein Paradiren vor den Fenstern der Schönen, ein Wort öffnet Dir alle Thüren: Madonna, es ist vielleicht die letzte Nacht, die wir leben. O die letzte, letzte Freude zu versäumen! Diese Zauberformel treibt die Nonne vom Altar weg in Deine Arme und die Wittwe von der Leiche ihres Gatten. Morgen nicht mehr sein! Die schönen Arme, die Dich heut umfangen, ein Raub scheußlicher Verwesung! Es ist ein Tropfen im Kelch des Genusses, der die Sinne umnebelt, der Dich taumeln macht, ohne den künftig jeder Trank schal und nüchtern sein wird. Ich glaubte ein Meister in der Kunst des Lebens zu sein, und sehe, daß ich nichts genossen habe bis auf diese Tage. Komm' Alessandro, wir wollen eine Gesellschaft gründen, von der man noch in hundert Jahren in Florenz reden soll. Meine späten Enkel sollen sagen: Als die Freude aus der Welt vertrieben war, fand sie eine Zuflucht in Filippo Vettoris Haus. Auf meine Schwelle will ich die Statue der Pest stellen, die den blinden Cupido an der Hand führt, vom ersten Florentiner Künstler gefertigt. Dann wollen wir umhergehen, eine andere und klügere Misericordia, und unsere Festgenossen suchen. Was jung und schön und geistreich ist, wem noch ein Tropfen Lebenslust in den Adern glüht, sei bei uns willkommen. Mit den feinsten Weinen will ich meine Tafel würzen, die auserlesenste Musik soll unsern Ohren schmeicheln und Gespräche wollen wir führen, um die uns Sokrates und Alcibiades beneiden sollen. Wen das Schicksal ereilt, dem sei nicht weiter nachgefragt, keiner habe Anspruch auf Todtenklage! Stirbt das schönste Weib aus unserem Kreise, morgen umarmen wir ein schöneres! Euthanasia soll unsere Gesellschaft heißen und unser Gruß soll sein: Stirb wohl! Bist Du der Unsere, Alessandro, oder hält Dich Madonna Clarice zu fest im Bann?"

Der Andere machte eine Handbewegung, als schüttle er einen Strohhalm vom Aermel.

„Ich bin dabei, was die Abende betrifft, aber den Tag muß ich mir

frei behalten. Morgen früh stelle ich mich den Prioren der Zünfte vor, Du weißt, mein Leben gehört dem Staat —"

„Gut, ich lasse Dir den ganzen Tag, um das Vaterland zu retten," rief Filippo lustig, „aber am Abend bist Du mein. Ein paar Freunde und Freundinnen findest Du immer bei mir. So mag denn unter unserem Festjubel und dem Geplärr der Dominikaner das alte Florenz seinem letzten Stündlein entgegengehen! Kommst Du gleich mit mir?"

„Nein ich danke Dir, ich habe heute noch viel zu thun, ich muß erst mein Haus in Ordnung bringen, denn den Verwalter haben sie in's Lazareth geschafft. Aber morgen bin ich bei Dir, morgen Abend."

„Morgen ist spät, komm' lieber heute mit mir. Mein Herz sagt mir, daß Du heute kommen sollst. Du kennst den weisen Spruch des großen Lorenzo:

Chi vuol esser lieto, sia!
Di doman non c'è certezza!

Jetzt gelten keine Wechsel mehr auf so langen Termin."

Er wollte sich des Freundes bemächtigen, aber dieser wehrte ab und vertröstete nur immer auf morgen.

Da mußte Filippo nachgeben, er schickte sich zum Gehen an und rief noch dem Freund zurück:

„Komme sicher, gute Nacht! Auf frohes Sterben!"

„Ich komme sicher, gute Nacht!" war die Antwort.

Aber in den Sternen stand es anders geschrieben.

Alessandro di Francesco della Stufa stammte aus einem alten, angesehenen Florentiner Geschlecht. Er war jung, schön und reich und stand an Bildung keinem seiner Zeitgenossen nach. Die ersten Humanisten Italiens waren seine Lehrer gewesen und in der Schule Francesco Guicciardinis hatte er die Staatsweisheit gelernt. Er hatte die letzten Jahre auf auswärtigen Gesandtschaften zugebracht, und die Vaterstadt nur auf kurzen Besuchen wiedergesehen. Er kannte die Höfe von Rom und Paris, war in Venedig von der Serenissima ehrenvoll empfangen worden und hatte überall in der Gesellschaft der ersten Staatsmänner und Gelehrten, der ausgezeichnetsten Künstler gelebt, war von den schönsten und gefeiertsten Frauen seiner Zeit verzogen worden. Vor Kurzem hatte er in Bologna eine Landsmännin, die stolze Clarice degli Strozzi, heimgeführt. In Florenz hatte er einst Herz und Hand einer Anderen gelobt — aber das war lange her.

Als Filippo ihn verlassen hatte, trat er nachdenklich in die Basilica von San Giovanni, in der er vor sechsundzwanzig Jahren die Weihe der Taufe empfangen hatte, und die ihm wie allen Florentinern seiner Zeit das wahre Palladium der Heimat war.

Beim Eintritt tauchte er den Finger in den Weihkessel, denn obwohl ein Anhänger der platonischen Lehre, war er doch in allen seinen Gewohnheiten ein Sohn der Kirche geblieben. Ein blinder Bettler in Lumpen

kniete am Eingang, ein paar Kerzen brannten trüb auf dem Hauptaltar, der Rest der Kirche lag in Dämmerung. Die Schaar der Gläubigen, die sonst Abends den Tempel füllten wie ein gemeinsames Haus, war verschwunden. Alessandro machte ein paar Schritte durch den hallenden Raum. Dann wandte er sich zum Hauptaltar zurück, wo auf den Stufen des Chors eine knieende Gestalt ausgegossen lag, über die sein Blick zuerst hinweggeglitten war, so nahe knieete sie der Thür, durch die er eingetreten. Von dem Gesicht, das sie dem Hochaltar zukehrte, konnte er nur ein edles blasses Oval erkennen, das lange, schwarze Trauergewand verhüllte den ganzen Wuchs und doch sagte ihm ein unbeschreibliches Etwas, daß diese einsame Beterin jung und schön sein müsse. Ihre Haltung war einfach und edel wie die der reizenden Florentinerinnen, die Ghirlandajo im Chor von Santa Maria Novella gemalt hat.

Sobald der junge Mann dieser Erscheinung ansichtig ward, schwand der Ernst aus seinen Zügen, er nahm eine leichtere Haltung an, schlug den Mantel zurück, daß das spanische Wams darunter zum Vorschein kam, und seine Schritte hallten stärker durch die leere Runde, während sein Degen leise auf dem Mosaikboden der Kirche klirrte. Da fuhr die Beterin zusammen und wandte ihm ein schönes, aber marmorbleiches Gesicht zu, dem der ungewisse Lichtschein vom Altar her einen seltsamen Reiz gab.

Der junge Mann trat neben sie und sagte bescheiden:

„Madonna, ich sehe, Ihr seid allein, bald werden sie die Kirche schließen, die Straßen wimmeln von verdächtigem Gesindel — wollt Ihr Euch meinem Schutz und meiner Begleitung vertrauen, um nach Haus zu gehen?“

Die Schöne zitterte bei seinen Worten so stark, daß sie sich mit dem Arm auf die steinernen Stufen stützen mußte, neben denen sie auf den Knieen lag. Sie antwortete stoßweis mit unsicherer Stimme und gesenktem Haupt

„Messere, ich habe kein Haus mehr — das Haus Gottes ist jetzt das meinige.“

Der junge Mann beugte sich mit Theilnahme zu ihr nieder und sagte:

„Habe ich Euch erschreckt, Madonna? Ein schwerer Kummer scheint auf Euch zu lasten.“

Sie richtete den Kopf auf und sagte mit lieblichem Ton:

„Ja, ich bin erschrocken, als ich die Stimme hörte, die ich nie wieder zu vernehmen glaubte. Kennt Ihr die arme Bianca nicht mehr, die Ihr einst glauben ließet, daß sie Eurem Herzen die Nächste sei?“

„Bianca,“ stotterte der junge Mann, „Ihr seid es und so allein — zu dieser Stunde.“

„Ich habe zum Herrn gebetet, daß er dieses jammervolle Volk erlöse — und mich zugleich.“

„O er hat Euch gewiß erhört, Ihr werdet leben,“ rief Alessandro, der nicht mehr wußte, was er sagte, und war ihr behülflich sich aufzurichten.

Die schwarzen Augen glühten fieberhaft in ihrem blassen Gesicht, sie

hielt seinen Arm fest umklammert und ihr Athem streifte seine Wange. Sein Auge ruhte wie gebannt auf ihr und suchte die wohlbekannten Züge in dem bleichen aber herrlichen Weib, das in der vollen Entfaltung seiner Reize vor ihm stand und ihm jetzt noch tausendmal begehrenswerther erschien als in der ersten kindlichen Blüthe.

„Mein Haus ist ausgestorben, mein Mann ist todt, die Dienerschaft geflohen,“ flüsterte sie. „Das Grauen trieb mich fort, aus jeder Ecke starrten mich Gespenster an.“

Sie sank mit den Knieen nach vorwärts, als breche sie zusammen, und er mußte sie in den Armen auffangen, so groß schien ihre Bewegung.

„Meine Bianca,“ sagte er von Mitleid und Zärtlichkeit übermannt, „Du bist nicht allein, ich habe Dich wieder gefunden und verlasse Dich nicht.“

Sie schauerte in seinen Armen zusammen. Ein Blitz von Freude und Triumph schoß wie ein spitzer Dolch aus ihren Augen, aber er sah es nicht und sie senkte gleich die Blicke wieder und fragte schüchtern:

„Wohin wollt Ihr mich führen?“

Er schwieg einen Augenblick und sein Gewissen sagte ihm, daß er an der einst so Heißgeliebten einen neuen Verrath zu begehen im Begriff sei.

Aber die Nähe des schönen Geschöpfs, dessen Herz er an dem seinigen klopfen fühlte, das verführerische Dunkel und die Einsamkeit rissen sein ganzes Sein in einen Wirbel hin, in dem jede bessere Regung unterging. Filippos Reden brausten ihm verworren in den Ohren nach. Das Verderben schwebte so nahe über ihren Häuptern und das Leben war doch so verlockend schön. — Er dachte an die langen Nächte, die er vor ihrem Fenster verseufzt hatte, als die Brüder sie eingeschlossen hielten und sie nur einen flüchtigen Gruß über die Straße tauschen konnten, an ihre Schönheit, die er nur so kurze Zeit besessen hatte, ehe die Signoria ihn mit einer Mission nach Frankreich betraute.

„Zu mir, in mein Haus,“ sagte er mit einer Stimme, von der sich jeder Laut wie ein schmeichelndes Hündchen zu ihren Füßen zu schmiegen schien. — „Das Deinige ist verwüstet und ausgestorben, auch das meinige ist leer, weil kein häusliches Feuer darin brennt. Ich bin ganz allein — Bianca, komme Du mit mir — Bianca, ich habe Dich nie vergessen, es war eine höhere Macht, die uns von einander riß. Diese langen Jahre — wie oft habe ich an Dich gedacht! In jeden Gedanken an die Vaterstadt hat sich Dein Bild verwoben. — Und jetzt, Bianca, sind wir vielleicht Sterbende — sollen wir nicht die kurze Stunde noch glücklich sein?“

„Ja,“ sagte sie entschlossen und drückte mit Kraft seinen Arm, „ich folge Euch.“

Ein böses Lächeln ging plötzlich über sein Gesicht, aber um es zu verbergen, beugte er sich zu ihr herab und küßte sie rasch.

Sie riß sich los, trat einen Schritt zurück und wies mit abgewandtem

Gesicht nach dem Altar. Bei dieser Bewegung kam ein weißes Tuch zum Vorschein, das sie wie eine Schärpe am Gürtel befestigt trug.

Er erblaßte, wich zurück und fragte betreten:

„Was bedeutet dieses Tuch?"

Sie lachte laut auf, daß es unheimlich durch das Gewölbe hallte.

„Erschreckt Euch dieser Lappen?" sagte sie. Sie schwieg ein wenig, dann fuhr sie gleichgültig fort:

„Ich habe ihn umgeknüpft, um unbehelligt hierher zu kommen. Ihr sagtet ja selbst, die Stadt wimmle von verdächtigem Gesindel. Seht, unter diesem Zeichen geht man so sicher wie unter Engelsfittigen."

Ihm war das warme Blut plötzlich erkaltet. Ein Unbehagen schauderte ihm durch alle Glieder, ihr Wesen schien ihm fremd und seltsam aufgeregt. Aber er war schon zu weit gegangen, als daß er sich nicht geschämt hätte zurückzutreten. Auch dauerte diese Anwandlung nur einen Augenblick.

Mit einer Art von Zorn riß er ihr das weiße Tuch ab, das wie die Klapper der Aussätzigen im Orient seinen Träger in den Augen der Mitgeschöpfe zum Schreckbild machte.

„Jetzt werde ich Dich beschützen," sagte er.

Von der heftigen Bewegung war ihm der Gürtel zugleich in der Hand geblieben.

Ihr weites schwarzes Oberkleid fiel auseinander und zeigte ein duftiges linnenes Untergewand, das sich mit reichem Spitzenschmuck um die Brust schmiegte und bis auf die Knöchel niederfiel.

Er umfaßte sie wieder, sie folgte dem Zug seiner Arme und legte das Gesicht an seine Schulter, daß die langen losgegangenen Haare über seinen Arm fielen, indem sie ihn mit beiden Händen festhielt, als fürchte sie, er könne ihr wieder entrinnen.

„Komm, komm fort von hier," flüsterte sie ihm in die Ohren.

Er hob sie auf und trug sie wie ein Kind zum Tempel hinaus. Diesmal vergaß er auf der Schwelle das Weihwasser zu nehmen und wäre fast über den blinden Bettler gestolpert, der unter der Thüre eingeschlafen war.

Als sie im Freien standen, war sie es, die ihn so eilig fortzog, als ob ihr in jeder Minute eine Seligkeit verloren gehen könne.

Der Himmel war kohlschwarz geworden, der Wind fegte die Via Calzajuoli herunter und schleuderte ihnen einen Staubwirbel in's Gesicht. Madonna Bianca blieb plötzlich stehen, legte die Hand auf die Brust und seufzte tief und schmerzhaft auf.

„Schließe die Augen," sagte er, „ich führe Dich."

Er schlug die eine Hälfte seines Mantels über sie und schlang ihr einen Arm um den Leib, sie beim Gehen leicht unterstützend, daß er sie wie ein Bündel unter dem Arm zu tragen schien.

Auf dem Ponte vecchio machten sie Halt, um Athem zu schöpfen. Die schweren Wolken zerrissen endlich wie ein Vorhang und ließen eine

ungeheure schwefelgelbe Feuermasse sehen, das ganze Arnothal stand einen Augenblick in Flammen, dann wurde es noch dunkler als zuvor.

„Ist das nicht der Weltuntergang, den uns Frate Ambrogio täglich von der Kanzel verkündet?“ flüsterte Madonna, in den Arm des jungen Mannes geschmiegt.

Sie gingen weiter, das Geländer streifend. Da stieß Messer Alessandro auf einen weichen Klumpen und zog mit Grausen den Fuß zurück. Ein schwarzer Fleck lag am Boden, noch dunkler als die Dunkelheit, die ringsum herrschte. Alessandro wußte augenblicklich, daß er auf einen menschlichen Körper getreten war, denn so groß ist die Würde des Menschenleibes, daß er auch in der äußersten Entweihung und im Dunkel der Nacht eine instinctive Scheu um sich verbreitet. Auch war es nicht der einzige Leichnam, den man in diesen Tagen auf der Straße liegen sehen konnte.

„Ein Sterndeuter sagte mir vor kurzem, auf dem Weg der Liebe werde ich den Tod finden,“ sagte der junge Mann mit gezwungenem Lachen. „Jetzt gehe ich den Weg der Liebe und hier liegt der Tod.“

Als sie in die Nähe der Via de 'Bardi kamen, wo Alessandros Haus stand, fragte Bianca plötzlich:

„Und wo ist Madonna Clarice?“

Alessandro war betroffen.

„Sprich nicht von ihr, denke nicht an sie,“ war seine Antwort. „Sie ist fern und hat hier nicht zu gebieten.“

„So liebt sie Euch nicht, daß sie darauf verzichtet, die Gefahr mit Euch zu theilen?“

„Sie hat nicht zu lieben, sie hat nur zu gehorchen,“ entgegnete er hart.

Von da an sagte Madonna Bianca kein Wort mehr auf dem ganzen Weg. — —

Als der Morgen dämmerte, fuhr Messer Alessandro aus einem unruhigen Schlaf auf. Seine Schläfen hämmerten, seine Lippen waren wie ausgedörrt, und auf der Brust und unter der Achselhöhle empfand er ein unleidliches Zerren und Brennen.

„Ich werde nach dem Arzt schicken müssen,“ sagte er beklemmt, indem er den Kopf aufrichtete.

„Messere, Ihr werdet besser thun den Priester zu rufen,“ antwortete Madonna Bianca kalt, ohne sich von dem Rand des Lagers zu erheben, wo sie seit Stunden bleich und regungslos gesessen und auf den Schläfer herabgeblickt hatte.

Er sah sie starr mit aufgerissenen Augen an. Da schlug sie das weiße linnene Gewand zurück und bei dem fahlen Morgenlicht sah er über der marmornen Brust drei kleine brandrothe Bläschen von einem kleinen bläulichen Hof umgeben, unter dem aufgehobenen Arm aber eine beulenartige Geschwulst.

„Seht her," sagte sie, „das habe ich gestern Abend vergessen Euch zu zeigen."

Eine eiskalte Hand fuhr ihm in das Herz und vor ihm stand grauenvoll das Gespenst der Vernichtung. Im nächsten Augenblick ward es ihm siedend heiß, er riß sein Hemd auf und auf seiner Brust sah er dieselben kleinen brandrothen Flecken, die schwerste Form der Pest, die man damals kannte, die Vorzeichen des sicheren Todes.

Er sprang vom Lager auf, als wolle er das Weib erdrosseln. Aber er blieb mit geballten Fäusten vor ihr stehen und stieß nur mit dumpfer Stimme heraus:

„Du — Du — Du hast mir das gethan!"

„Ja," sagte sie ruhig mit einem Lächeln, das dem Lächeln der Wahnsinnigen glich, „ich, die unglückliche Bianca, der Du ihre Jugendblüthe gestohlen, sie dem Zorn ihrer Verwandten preisgegeben und sie einem ungeliebten Mann in die Arme getrieben hast, die Du auch gestern nur vom Altar wegholtest, um sie auf's neue zu betrügen. Der Du das Leben vergiftet hast und die jetzt auch ihr ewiges Heil verwirkt hat durch die gräßlichste und abscheulichste That, von der die Welt jemals hörte. Aber ich bereue sie nicht. Als das Unglück über unsere Stadt hereinbrach, und Alle auf den Knieen lagen und zum Himmel flehten um Rettung, da jubelte mein Herz allein der Vernichtung entgegen. Und ich ahnte doch nicht, welche Rache, welche Seligkeit mir noch vorbehalten war. Nie wird sich mehr die blonde Clarice Deiner Liebe erfreuen. O was sind alle Pulver der Borgia und der Medici gegen die Wollust, den eigenen Leib in einen Giftbecher zu verwandeln und zu sagen: Trink! War er nicht schön der Becher, war der Trank nicht süß? — Er hat schneller gewirkt als ich dachte."

Er brach in wilde Verwünschungen aus und tobte wie ein Verzweifelter durch das Zimmer. Er überhäufte sie mit den schrecklichsten Drohungen, aber war es die Kraft der Krankheit die ihn lähmte, oder die dämonische Natur des Weibes vor ihm, er wagte nicht den Finger gegen sie aufzuheben.

Sie ließ ihn wüthen und saß unbeweglich.

Plötzlich hob sie die Hand auf und unterbrach ihn.

„Still," sagte sie mit unheimlichem Lächeln. „Hörst Du es die Straße herunterklingeln? Das ist der Karren, vor dem alles was Leben hat sich schaudernd verkriecht. In wenig Stunden werden sie uns zusammen auf diesen Karren legen, in *eine* Grube werden sie uns Beide werfen, *ein* Feuer der Verdammniß wird unsere Seelen empfangen. O möchte doch ein Sturmwind uns in ewiger Qual dahintragen, in Ewigkeit zusammengeschmiedet wie jenes andere jammervolle Paar!"

„Scheusal! Megäre!" sagte er mit dem tiefsten Abscheu. „Pfui über Deine feige That! Aber wenigstens sollst Du nicht triumphiren, in Deiner Gesellschaft will ich nicht sterben — ich rufe meine Diener —"

Er wollte hinausstürzen, aber sie hielt ihn mit Kraft am Arm zurück.

„Bleib,“ sagte sie mit einem Ton, in dem Haß und Zärtlichkeit kämpften, „wenn Du Deine Diener rufst, schaffen sie Dich hinaus in die Baracken, von wo Dich erst die Todtengräber wieder abholen. Bleibe hier, meine Rache ist gesättigt, jede Pflege, die Dir das Sterben erleichtern kann, sollst Du von meiner Hand empfangen, denn mich hält eine wunderbare Kraft aufrecht.“

Er hörte schon nicht mehr, denn er starrte mit abwesenden Blicken vor sich hin und ließ sich nach dem Lager zurückführen, auf das er taumelnd niedersank. Die Wuth schien alle seine Lebenskraft aufgezehrt und dem Fieber die alleinige Herrschaft über seinen Körper gelassen zu haben. Er streckte noch den Kopf vor, denn er glaubte die große Glocke zu hören, die die Bürger von Florenz in Tagen der Noth zum „Parlamento“ rief.

„Die Signoria erwartet mich,“ lallte er mit schwerer Zunge, aber in seinem Hirn fing es zu brausen an, tiefe Betäubung umfing ihn und sein Blick wurde gläsern.

Nach einer Weile öffneten sich seine Lippen noch einmal und murmelten abgerissene, unverständliche Worte und einmal schien es der bleichen Wärterin an seiner Seite als flüstere er: „Verzeih, Bianca.“

Da beugte sie sich zu ihm herab und küßte ihn mit ihren blutlosen Lippen auf die Stirn. Dann setzte sie sich neben ihn auf den Rand des Lagers und unverwandt in das Gesicht des Sterbenden starrend, wartete sie ruhig wie ein Todesengel auf seine und ihre letzte Stunde.

Als der Freund am Abend nicht versprochenermaßen beim Festmahl erschienen war, machte sich Messer Filippo Vettori noch spät in der Nacht mit fackeltragenden Dienern auf nach seinem Palast, um den Säumenden abzuholen.

Als er an der Hausthür den Klopfer fassen wollte, griff er in einen weichen Stoff. Die Diener leuchteten mit den Fackeln her und Messer Filippo fuhr wie von einer Schlange gebissen zurück, denn er hielt ein weißes Tuch in der Hand.

Eine Weile stand er tief erschüttert.

„Armer Alessandro,“ rief er, „wer hätte gestern gedacht, daß Du heute schon die weiße Fahne aufstecken würdest!“

Dann aber fiel ihm ein, daß Schreck und Kummer den Körper empfänglicher für die Ansteckung machen. Er trat eilig den Rückweg an, indem er aus voller Kehle in die Nacht hinaussang:

Quant' è bella giovinezza
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia!
Di doman non c' è certezza!

Wilhelm Wundt.

Von

Thomas Achelis.

— Bremen. —

Das Stadium, in welchem sich gegenwärtig die Philosophie und mit ihr die kritische Weltanschauung überhaupt befindet, ist ein höchst eigenthümliches. Nach dem gründlichen und durchaus nicht unverschuldeten Fiasco der speculativen Forschung trat eine solche Ernüchterung, ja man könnte fast sagen, eine solche grundsätzliche Abneigung gegen alle diejenigen Untersuchungen ein, die nur in irgend welcher Verwandtschaft mit der gestürzten Metaphysik standen, daß die frühere Königin der Wissenschaften betteln gehen mußte. Namentlich die vordem mitunter so verächtlich behandelte Naturwissenschaft vergalt diese Geringschätzung ihrerseits mit tödtlichem Haß, und ihrer weitreichenden Wirksamkeit ist es nicht zum Wenigsten zuzuschreiben, wenn philosophische Studien immer noch selbst in aufgeklärten Kreisen mit mitleidigem Lächeln beurtheilt zu werden pflegen. Erfahrung hieß die Parole der neuen Zeit, deshalb fort mit Allem, was etwa sich über diese hinauserheben sollte. Wie Kant von einer reinen Vernunft sprach, so wurde diesem idealistischen Trugbilde eine reine, von allen subjectiven Zuthaten befreite Erfahrung gegenübergestellt. Dennoch zeigte es sich bald, daß dieser feste Grund alles Wissens, die Erfahrung, kein unanfechtbares Gemeingut der menschlichen Bildung sei, vielmehr ein höchst complicirtes Product mühsamen kritischen Nachdenkens, und daß sodann jede einigermaßen umfassende Weltanschauung ohne die Mittel und Grundsätze der so heftig bekämpften philosophischen Disciplin schlechterdings unerreichbar sei. Dem Terrorismus der, übrigens für einen kleinen Ausschnitt unseres Wissens äußerst fruchtbaren, mechanischen Principien entsprach auf der anderen Seite eine ebenso consequente Verachtung der

naturwissenschaftlichen Beweisführung und eine seltsame Reproduction längst entschlafener mystischer Glaubenssätze, wie sie in der Carricatur des Spiritismus zu Tage tritt. Wie gesagt, ein Chaos von widersprechenden Ansichten, die noch dazu mit dem gleichen Recht der Unfehlbarkeit sich breit machen. Gegenüber einer derartigen wissenschaftlichen Confusion wirkt die Erscheinung eines Mannes wohlthuend, der mit dem vollen Rüstzeug naturwissenschaftlicher Bildung bewaffnet und ebenso vertraut mit der Entwickelung des menschlichen Denkens, im Stande ist, die collidirenden Grenzstreitigkeiten endgültig zu schlichten. Einen solchen Gelehrten besitzen wir in Wilhelm Wundt, Professor der Philosophie in Leipzig*).

Der Lebenslauf eines akademischen Lehrers pflegt, wenn nicht außergewöhnliche Umstände hinzutreten, schlicht zu verlaufen, und so sieht sich auch unsere Darstellung genöthigt, sich nur mit einem äußeren Rahmen der geistigen Entwickelung zu begnügen; außerdem mag es ihr zur Entschuldigung dienen, daß wir es ja nicht mit einem Dichter zu thun haben, dessen persönliche Erlebnisse von weittragendster Bedeutung für die Entfaltung seines Genius sind, sondern mit einem wissenschaftlichen Forscher, in dem sich eben mehr oder minder das Bild der allgemeinen geistigen Bestrebungen einer Zeit wiederspiegelt.

Wundt ist der Sohn eines badischen Pfarrers, geboren am 16. August 1832 in Neckarau. Nach Absolvirung des Maturitätsexamens in Heidelberg besuchte er die Universitäten Tübingen, Heidelberg und Berlin, wo er sich dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften widmete. Von 1857—74 war er in Heidelberg als Privatdocent, bezw. als außerordentlicher Professor thätig, um dann einem Rufe als ordentlicher Professor der Philosophie nach Zürich im Jahre 1874 zu folgen. Seit 1875 wirkt Wundt in Leipzig, von wo er eine Zeitschrift unter dem Titel: Philosophische Studien, herausgiebt, während er an dem Organ: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, seine Arbeit mit anderen Männern theilt. In das politische Leben hat er nur einmal vorübergehend eingegriffen, nämlich als Abgeordneter der Stadt Heidelberg zum badischen Landtag in den Jahren 1866—68. Als charakteristisches Symptom aber für die Bildung der selbständigen wissenschaftlichen Ueberzeugung und im Besonderen der philosophischen Richtung unseres Verfassers möchten wir die anfängliche Pflege der Naturwissenschaften bezeichnen; denn nur hier war für die Methode und die Aufgabe der Erkenntnißtheorie gegenüber allen schwankenden dogmatischen Schulmeinungen

---

*) Zugleich mögen hier die nöthigsten bibliographischen Notizen folgen: Vorlesungen über Menschen- und Thierseele. 2 Bände. Leipzig 1863. Grundzüge der psychologischen Physiologie. 2 Bände. Leipzig 1880. Logik. 2 Bände. Stuttgart 1880 und 1883. Ethik. Stuttgart 1886. Für die allgemeine Orientirung empfehlen wir ganz besonders die Essays, Leipzig 1885, welche die verschiedensten Gebiete der philosophischen Forschung, wenn auch nicht in systematischer Folge, berühren. Von den eigentlich fachwissenschaftlichen physiologischen Werken ist hier natürlich Abstand genommen.

eine sichere Basis zu finden. Es erinnert diese Erscheinung an das eben so berühmte Vorbild Lotzes, der bekanntlich auch ursprünglich Mediciner war und nicht zum Wenigsten dazu beigetragen hat, den Grundsätzen der Naturwissenschaft auch in der Philosophie Eingang zu verschaffen.

Wenn wir uns unserem eigentlichen Gegenstande zuwenden, so wird es sich zunächst um die Stellung der Philosophie zu den anderen Wissenschaften überhaupt handeln; denn von dieser Vorfrage hängt offenbar die weitere Formulirung ihrer Methode und ihrer Aufgabe ab. Wir überlassen nun unserem Gewährsmann das Wort: „Der Versuch, der Philosophie die Stellung zurückzuerobern, die sie im Alterthume besessen, hat bewirkt, daß sie sich, statt über den Wissenschaften, außerhalb derselben befindet. Es ist eine falsche und den thatsächlichen Einheitsbedürfnissen des menschlichen Denkens widersprechende Ausflucht, wenn heutige Philosophen diese Lage damit rechtfertigen wollen, es gebe zwei von einander verschiedene Weisen, die Gegenstände zu erkennen, die gewöhnliche, mit der sich die Einzelwissenschaften behelfen, und eine besondere höhere, zu der sich erst die Philosophie erhebe. Entweder ist die erste dieser Erkenntnißweisen falsch, oder die zweite: ein drittes giebt es nicht. Nun läßt sich aber unschwer nachweisen, daß die Dissonanzen zwischen philosophischer und wissenschaftlicher Betrachtung in hundert Fällen etwa achtzig Mal darin ihren Grund haben mögen, daß der Philosoph sich nicht in den Vollbesitz der Thatsachen gesetzt hat, über welche die wissenschaftliche Erfahrung gebietet; in den zwanzig übrigen hat die Specialforschung es verabsäumt, Psychologie und Logik gründlich zu Rathe zu ziehen oder sich um die Ergebnisse benachbarter Wissensgebiete zu kümmern. In beiden Fällen ist die Dissonanz eine solche, die aufgelöst werden kann und muß, und gerade die Aufgabe der Philosophie sollte es sein, den Widersprüchen, welche sich zwischen verschiedenen Erkenntnißgebieten herausstellen, auf den Grund zu gehen und, wenn es möglich ist, sie zu beseitigen." (Essays S. 17.) Daraus ergiebt sich für eine vorurtheilsfreie Beurtheilung des Sachverhaltes, daß die Philosophie nicht nur gelegentlich, etwa in einem Augenblick hülfloser Schwäche, eine Anleihe bei der Erfahrung zu machen hat, sondern sich vielmehr voll und ganz auf die Resultate der exacten Forschung stützen muß, falls sie nicht ihren beherrschenden Einfluß auf's Spiel setzen will. Freilich stellt sich noch eine andere Consequenz aus dieser Voruntersuchung als unabweislich heraus, das ist die Thatsache, daß die Specialwissenschaften trotz ihrer unbestrittenen Competenz in den Detailfragen immer im weiteren Verlauf auf Probleme stoßen, die sie nicht vor ihrem eigenen Forum zu entscheiden vermögen. Um dies außer allen Zweifel zu setzen, so erinnere man sich nur der naturwissenschaftlichen Controversen über Causalität oder Mechanismus und Teleologie; trotz alles empirischen Materials, das die Biologie pro und contra herbeiträgt, wird das endgültige Urtheil aus einer ganz anderen, eben der philosophischen Perspective

gefällt. Für diese systematische Construction, für diese Einfügung des sonst Fragmentarischen und Lückenhaften in einen höheren und umfassenderen Zusammenhang hat Wundt den berüchtigten Ausdruck der Metaphysik beibehalten, eben vorausgesetzt, daß man das Zerrbild, das häufig unter diesem Namen gegangen, nicht mit der berechtigten und nothwendigen Aufgabe einer solchen Principienwissenschaft verwechseln will. Von diesem Gesichtspunkte aus, der in gewissem, wenn auch wesentlich vertieftem und inhaltlich verändertem Sinne die Fichte'sche Wissenschaftslehre der Philosophie wieder zuweist, kann eigentlich bei leidlich gutem Willen zwischen dieser allgemeinen Disciplin und den besonderen Fachwissenschaften wenigstens kein andauernder und unversöhnlicher Streit aufkommen, indem ja beide für den glücklichen Erfolg ihrer Bemühungen immerfort auf einander angewiesen sind. Der thörichteste Streich ist es freilich (ebenso verhängnißvoll, wie die angebliche Unfehlbarkeit der früheren Metaphysik in der transcendenten Welt), der Philosophie überhaupt die wissenschaftliche Legitimität verweigern zu wollen; jeder Schluß, jedes Urtheil bringt es uns zum Bewußtsein, daß es ein solches Inventar unserer allgemeinsten Denkformen geben muß, und daß ohne eine logische Bearbeitung der Erfahrung unsere ganze Welt nur ein wüstes Chaos darstellen würde.

Nachdem so die Philosophie wieder ihren Platz, freilich nicht über, sondern inmitten der übrigen Wissenschaften, wenn auch an bevorzugter Stelle erhalten hat, würde es sich in zweiter Linie darum fragen, auf welcher Basis diese objective Weltanschauung zu begründen ist, mit anderen Worten um die Methode der Forschung. Selbstverständlich wird diese Construction wesentlich durch die Form und Leistungsfähigkeit unserer Erkenntniß selbst bedingt sein, also jede philosophische Arbeit bei der Psychologie beginnen müssen. So allgemein (verschwindende Ausnahmen abgerechnet) nun auch die Uebereinstimmung in diesem Punkte zu sein pflegt, so abweichend fallen die Antworten aus, wenn es gilt, die Quellen und Mittel unserer wissenschaftlichen Erkenntniß zu bestimmen. Gerade die Psychologie ist noch allzuoft nur ein Schauplatz der heftigsten Kämpfe, bei denen der Mangel an Gründen durch einen sehr wenig angemessenen Ton des moralischen Selbstgefühles und der adäquaten Geringschätzung gegnerischer Ansicht ersetzt zu werden pflegt. „Der rohe Empirismus" ist ganz besonders ein Schlagwort des Idealismus, und um leichte Arbeit zu haben, wird dann gewöhnlich ein blödes Gemisch von allerlei schon in sich widersprechenden Anschauungen construirt, das seinem wohlverdienten Schicksal natürlich nicht entgehen kann. Einem solchen verfehlten Beginnen gegenüber erscheint schließlich, um doch der vielbegehrten Erfahrung eine gewisse Concession zu machen, im Glorienschein geheimnißvoller metaphysischer Beleuchtung die Selbstbeobachtung, die uns sichere Aufschlüsse über unsere eigene Seele vollauf gewähren soll. Was aber ist diese anscheinend so selbstverständliche Selbstbeobachtung? Gewöhnlich lautet der Bescheid auf

diese zudringliche Frage, eine Wahrnehmung unserer inneren Zustände gerade so wie die Beobachtung irgend welcher äußerer Erscheinungen. Damit wäre in der That die Sache erledigt, wenn nur nicht der begründende Vergleich so ganz und gar in der Luft schwebte. Denn die exacte Beobachtung realer Vorgänge ist freilich im Stande den fraglichen Objecten ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, wann sie will; sie kann beliebig diese selbst in den verschiedenartigsten Entwickelungsstadien untersuchen und unter Hinzunahme anderweitiger Hülfsmittel ihnen eine künstliche Dauer verleihen. „Wo wäre aber etwas derartiges bei der inneren Wahrnehmung möglich? Je mehr wir uns anstrengen, uns selbst zu beobachten, um so sicherer können wir sein, daß wir überhaupt gar nichts beobachten. Der Psycholog, der sein Bewußtsein fixiren will, wird schließlich nur die eine merkwürdige Thatsache wahrnehmen, daß er beobachten will, daß aber dieses Wollen gänzlich erfolglos bleibt. Es ist nichts Besonderes dabei, sich einen Menschen zu denken, der irgend ein äußeres Object aufmerksam beobachtet. Aber die Vorstellung eines solchen, der in die Selbstbeobachtung vertieft ist, wirkt fast mit unwiderstehlicher Komik. Seine Situation gleicht genau der eines Münchhausen, der sich an dem eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen will. Das Object der Selbstbeobachtung ist ja eben der Beobachter selbst. Das Merkmal, wodurch sich die Beobachtung unterscheidet von der zufälligen Wahrnehmung, besteht aber gerade darin, daß wir die Objecte selbst so viel als möglich unabhängig machen von dem Beobachter. Und hier ist es die Beobachtung, welche diese Abhängigkeit um so mehr steigert, je aufmerksamer und planvoller sie zu Werke geht." (Essays, S. 136.) Gegenüber diesen zweifelhaften und dürftigen Resultaten der Selbstbeobachtung besitzen wir in den Werkzeugen der experimentellen Psychologie die Möglichkeit, die zusammengesetzte Erscheinung thunlichst auf ihre einfachsten, elementaren Bestandtheile zurückzuführen und durch künstliche Mittel die Abhängigkeit psychischer Vorgänge von ihren physischen Bedingungen unerschütterlich klar stellen zu können; namentlich bezieht sich dies auf das zeitliche Verhältniß in der Entstehung und dem Wechsel der Vorstellungen, ein Gebiet, auf dem ja die Psychophysik so weitgehende Aufschlüsse über den geheimnißvollen Hintergrund unseres bewußten Seelenlebens erreicht hat. Allerdings darf man eines nicht vergessen, das ist die Thatsache, daß diese Messungen nur anwendbar sind auf das entwickelte Bewußtsein und dagegen völlig versagen, „wo ein verständnißvolles Eingehen auf die Absichten des Psychologen nicht vorausgesetzt werden kann". Deshalb verspricht sich unser Autor auch nicht viel von der jetzt häufig gerühmten Kinderpsychologie, um so weniger, als hier unzweifelhaft öfter subjective Täuschung mitunterläuft. Aber ultra posse nemo obligatur! Ist es doch schon gegenüber den früheren vagen Vermuthungen und den schematischen Kategorien der Seelenvermögen ein bedeutender Fortschritt, die gesetzmäßigen Beziehungen der psychischen elementaren Functionen

ihrer Qualität und Quantität nach auf eine sichere Formel zurückgeführt und aus den Thatsachen des Bewußtseins heraus eine bedeutungsvolle Perspective auf die unerschöpfliche Quelle unserer psychischen Existenz eröffnet zu haben, die jedes geistige Leben erst ermöglicht. Diese geheimnißvolle Werkstätte, aus der jeder Gedanke, jedes Gefühl und Begehren seinen Ursprung nimmt, das Unbewußte ist der exacten Erkenntniß freilich noch zu wenig zugänglich, als daß wir uns besonders überraschende Aufschlüsse zu geben anheischig machen könnten. Vielmehr bedarf es noch einer kurzen Skizzirung der übrigen Hülfsmittel für den Aufbau einer inductiv begründeten Weltanschauung. Für die vergleichende Psychologie kommen in dieser Hinsicht namentlich zwei, gerade jetzt besonders eifrig gepflegte Disciplinen in Betracht, einmal die auf wesentlich biologischen Principien beruhende Thierpsychologie und sodann die auf einen umfassenden Kreis der Beobachtung gestützte, die Naturvölker beobachtende psychische Anthropologie. Für die erstgenannte, namentlich seit Darwins Auftreten beifällig aufgenommene Forschung ist häufig die Gefahr der falschen Analogien verhängnißvoll geworden, die durch eine (natürlich unbewußte) Uebertragung subjectiver Stimmungen und Ideen in die fraglichen Vorgänge des thierischen Lebens entstanden sind. „Die größten Verheerungen haben solche Analogien in der Thierpsychologie angerichtet. Wer allen Handlungen der Thiere, insbesondere allen Instinctäußerungen, die Reflexionen des eigenen Bewußtseins unterschiebt, der wird leicht die regelmäßigen Wanderungen der Zugvögel, die Nestbauten zahlreicher Thiere, die Gewohnheiten der gesellig lebenden Insecten und ähnliche Dinge als Erscheinungen bewundern, welche den Leistungen menschlicher Intelligenz nicht nur gleich kommen, sondern dieselben sogar gelegentlich übertreffen. Schon das Wort Thierstaat, welches nichts als eine falsche Analogie ist, hat durchaus unangemessene Vorstellungen über die geistige Stufe niederer Thiere erweckt.“ (Logik II, S. 495.) Es bedarf keiner ausführlichen Erörterung, um die Schwäche dieser, meist mit virtuoser Meisterschaft gehandhabten und unendlich fruchtbaren Theorie des Instinctes zu begreifen. Gewohnheit, Anpassung und Vererbung, das sind die schöpferischen Motive, mit denen diese complicirten Probleme erklärt werden. Daß jene berüchtigte Gewohnheit als solche Nichts verständlich macht, sondern ihrerseits vielmehr eine psychologische Herleitung erheischt, daß sich nicht ganze Fertigkeiten und Anlagen (ähnlich wie die aprioristischen Begriffe) den späteren Generationen mittheilen können, daß endlich die Anpassung nothwendiger Weise eine teleologische Ergänzung erfordert, alle diese Bedenken werden nur zu häufig in dem Eifer, ein neues Erklärungsprincip universaler Art entdeckt zu haben, vergessen. Aehnlichen Zweifeln begegnet, wie Wundt meint, die nach dem Vorbilde der Engländer auch bei uns eifrig betriebene Völkerkunde, sofern sie es aus den heutigen Zuständen inferiorer Rassen und unter Benutzung der bedeutsamen Ueberreste früherer Gesittungsstufen unter-

nimmt, ein zusammenhängendes Bild unserer gesammten geistigen Entwickelung auf den verschiedensten Organisationsstufen zu entwerfen. Der Fehler dieses Verfahrens liegt darin, daß hier ohne Weiteres die comparative der historischen Methode substituirt wird. Nur die letztere ist im Stande, die Probleme, die sich auf die geistige Entwickelung der Menschheit beziehen, direct zu lösen. Die vergleichende Methode vermag zwar Anhaltspunkte für die Reconstruction der geschichtlichen Entwickelung zu bieten. Aber sobald sie weit genug gediehen ist, um einigermaßen sichere Schlüsse zuzulassen, wie z. B. im Gebiete der Sprachvergleichung, so tritt sie aus dem Rahmen der sonstigen Anwendungen der comparativen Methode heraus und wird zur historischen Methode. So lange dagegen dies nicht der Fall ist, so fallen ihrem Forschungsgebiet ganz andere, von den Aufgaben der historischen Methode abweichende Probleme anheim. Sie muß sich nämlich darauf beschränken, mittelst der Vergleichung Thatsachen zu gewinnen, aus denen sich die Abhängigkeit des gegenwärtigen geistigen Zustandes von den ebenfalls gegenwärtig gegebenen Naturbedingungen erschließen läßt. Freilich darf man nicht vergessen, daß es die Ethnologie wesentlich mit den Naturvölkern zu thun hat, also mit der Erforschung der ersten und dürftigsten Keime der psychischen Welt, aus denen sich dann im historischen, nach chronologischem Maßstab fixirbaren Verlauf die ganze Fülle der geistigen Ideen entfaltet hat, die wir unter dem Namen der Cultur begreifen. Und sodann giebt es eine geradezu erdrückende Reihe von Erscheinungen, namentlich auf dem Gebiete des Rechts, wo die gewöhnlichen Schranken topographischer und geschichtlicher Isolirung völlig durchbrochen sind, und sich eine überraschende Gleichartigkeit der elementaren Organisationsformen herausstellt.

Haben wir so für die Philosophie die wissenschaftliche Legitimität erwiesen und ihre Methodik kurz charakterisirt, so wenden wir uns jetzt zu den Problemen, wie sie in den bekannten Kategorien der Untersuchung vorliegen. Die erste Gruppe derselben behandelt die gerade in unserer Zeit durch das Gewicht der naturwissenschaftlichen Bildung besonders bevorzugte Psychologie, durch die inductive Begründung und die dadurch bedingte Formulirung ihrer Resultate für die Erkenntnißtheorie von fundamentaler Bedeutung. Es wurde früher schon darauf hingewiesen, wie es der modernen Wissenschaft ganz besonders durch das Experiment möglich geworden ist, an die Stelle der mehr oder minder phantastischen Speculation der rationalen und die unsicheren Behauptungen der lediglich auf die Selbstbeobachtung gegründeten empirischen Psychologie bestimmte Gesetze für den Zusammenhang der psychischen Erscheinungen aufzustellen. Wir können uns deshalb damit begnügen, den Charakter und die Aufgabe dieser durchaus modernen Disciplin kurz zu schildern. Die physiologische Psychologie, wie Wundt sie bezeichnet, beginnt nicht mit subtilen Erörterungen über die Substanz, über das Verhältniß der Seele zum Geist, über die verschiedenen Seelenvermögen u. s. f., sondern mit der in aller Erfahrung

gegebenen Abhängigkeit und Wechselwirkung physischer und psychischer Zustände, indem sie von vornherein den spiritualistischen Grundsatz einer geheimen Identität beider ebensowohl zurückweist wie die materialistische Ableitung seelischer Thätigkeiten aus der Materie. „Indem die physiologische Psychologie die Wege zwischen innerem und äußerem Leben durchmißt, schlägt sie zunächst diejenigen ein, welche von außen nach innen führen. Mit den physiologischen Vorgängen beginnt sie und sucht nachzuweisen, wie diese das Gebiet der inneren Beobachtung beeinflussen; erst in zweiter Linie stehen ihr die Rückwirkungen, welche das äußere durch das innere Sein empfängt. So sind denn auch die Ausblicke, welche sie nach den beiden Grundwissenschaften, zwischen denen sie sich eingeschoben hat, wirft, vorzugsweise nach der einen, der psychologischen Seite gerichtet. Der Name physiologische Psychologie deutet dies an, indem er als den eigentlichen Gegenstand unserer Wissenschaft die Psychologie bezeichnet und den physiologischen Standpunkt nur als nähere Bestimmung hinzufügt. Der Grund dieses Verhältnisses liegt wesentlich darin, daß alle Probleme, welche sich auf die Wechselbeziehungen des inneren und äußeren Lebens erstrecken, bisher im Wesentlichen ein Bestandtheil der Psychologie gebildet haben, während die Physiologie Gegenstände, bei deren Untersuchung der Speculation eine wesentliche Rolle zufallen mußte, gern aus dem Bereich ihrer Untersuchungen ausschloß. Doch haben in neuerer Zeit gleichzeitig die Psychologen begonnen sich mit der physiologischen Erfahrung vertrauter zu machen, und die Physiologen die Nöthigung empfunden, über gewisse Grenzfragen, auf welche sie gestoßen, sich bei der Psychologie Raths zu erholen. Die so aus ähnlichen Bedürfnissen entsprungene Begegnung hat der physiologischen Psychologie den Ursprung gegeben." (Grundzüge der phys. Psych. I, 2.) In diesem Sinne und Gesichtspunkt hat es die moderne Forschung wesentlich, wie früher ausgeführt, auf eine umfassende experimentelle Beobachtung gestützt, unternommen, ohne sich durch speculative Combinationen die Hände zu binden, den gesammten Bereich unseres psychophysischen Lebens in seiner gesetzmäßigen Wechselwirkung zu untersuchen, und auf diesem Grenzgebiet der sog. Geistes- und Naturwissenschaften hat der frühere Mediciner Wundt auch seinen hervorragenden Ruf begründet. Indem die Darstellung mit mit den körperlichen Grundlagen des Seelenlebens beginnt, die Entstehung und Verknüpfung der Empfindungen und Vorstellungen zu complicirteren Gebilden betrachtet, nähert sie sich schon damit rein psychologischen Problemen, die theilweise auch in das Gebiet der Ethik hineingreifen. Um nur eines der interessantesten und gerade gegenwärtig lebhaft discutirten aus dieser unendlichen Fülle herauszuheben, sei an das Verhältniß des Bewußtseins zu den Factoren des unbewußten Seins erinnert. Es ist genügend bekannt, wie geschickt E. v. Hartmnan es unter Benutzung psychologischer Momente verstanden hat, diesem geheimnißvollen Hintergrund die erhabene Majestät einer kosmischen Substanz zu verleihen und es an die Spitze der

gesammten Weltentwickelung und an das Ende der Welterlösung zu setzen. Dem gegenüber ist mit aller Entschiedenheit darauf zu verweisen, daß diese ganze Theorie schon deshalb höchst bedenklich ist, weil unsere ganze Beurtheilung und Kenntniß des unbewußten Lebens sich ganz ausschließlich nach den Analogien des bewußten, geistigen Seins richtet. Jenes allwissende und allmächtige Unbewußte, das den ganzen Weltproceß nach Hartmann lenkt, oder besser gesagt, in sich erlebt, ist deshalb auch eine contradictio in adjecto. Und um nichts besser steht es mit der psychologischen Hülfsconstruction, welche diese seltsame Weltanschauung zu stützen berufen ist, nämlich mit der Thatsache der unbewußten Vorstellungen. Es ist schlechterdings unerfindlich, wie diese ein gleichsam latentes Dasein führen sollen, um bei geeignetem Anlaß wieder an's Tageslicht zu treten; dies ist gerade so unmöglich, wie die Ansicht, daß die vielberufenen Instincte als vollständig entwickelte Fertigkeiten sich vererben sollen. Statt in dieser unzulässigen Weise die Vorstellungen zu mythischen Wesen zu hypostasiren, sollte man sich des psychologischen Ursprungs derselben erinnern, um dadurch die richtige Lösung des Problemes anzubahnen. „Als die entscheidende Bedingung für die Reproduction der Vorstellungen erweist sich überall theils die häufige Wiederholung der betreffenden Sinneseindrücke, theils die intensive Wirkung derselben auf das Bewußtsein. Selbst bei den auffallendsten Beispielen der Erneuerung längst verschwundener Vorstellungen vermißt man kaum jemals die Spuren einer dereinst vorhanden gewesenen ungewöhnlichen Einübung. Alle Vorstellungen aber, welche nicht entweder durch äußere Einwirkungen häufig genug erneuert oder willkürlich festgehalten und reproducirt werden, verschwinden unwiederbringlich, und vollends nur ein sehr spärlicher Niederschlag aus der Menge der unaufhörlich kommenden und gehenden Vorstellungen bleibt dem Bewußtsein zum fortwährenden Gebrauch verfügbar. Diese Spuren der Uebung weisen deutlich darauf hin, daß die Vorstellungen nicht Wesen sind, welche sich eines unsterblichen Daseins erfreuen, sondern Functionen, welche erlernt, geübt und gelegentlich auch verlernt werden können." (Grundz. II, 203.) Diese sog. unbewußten Vorstellungen sind im Uebrigen, nach allen weiteren Analogien zu schließen, als psychische Dispositionen zu fassen zu gelegentlicher Wiedererneuerung bei genügend starker innerer oder äußerer Veranlassung. Eine zweite Streitfrage für die moderne Philosophie, die noch immer unendlich viel Staub aufwirbelt, ist das Verhältniß des Willens zur Intelligenz. Wie schon Kant den Willen zu einer intelligiblen, den gewöhnlichen Mechanismus der Dinge durchbrechenden Eigenschaft des Subjects machte, so erwuchs er bei Schopenhauer und v. Hartmann in seiner überweltlichen Transcendenz zu der eigentlichen wesenhaften Substanz des Seins. Diese metaphysischen Folgerungen fallen in sich zusammen, sobald sie auf ihre exacte psychologische Begründung hin geprüft werden; denn diese zeigt uns den Willen in fortdauerndem, unlösbarem Connex mit dem Bewußtsein, so daß selbst alle die bekannten

Ausdrücke, wie blinder Trieb, unbewußtes Begehren ꝛc., nur unter dieser primären Voraussetzung verständlich sind. „Der Wille ist eine Bewußtseinsthatsache und uns nur als solche bekannt: er ist von dem übrigen Inhalt des Bewußtseins so wenig losgelöst zu denken, wie die sonstigen subjectiven Zustände, die wir als Reflexe der Willensthätigkeit auffassen, die Gefühle und Affecte, jemals getrennt vorkommen von den Vorstellungen, auf welche sie von uns bezogen werden. Und wie uns der Wille nur aus dem Bewußtsein bekannt sein kann, so ist andererseits ein Bewußtsein für uns gar nicht denkbar ohne die innere Willensthätigkeit.“ (A. a. O. II, 387.) Nur eine durch metaphysische Glaubenssätze gebundene Ansicht konnte diese thatsächliche wechselseitige Bedingung der intellectuellen und motorischen Erscheinungen in ihrer wahren Gestalt verkennen und den ganzen Weltproceß von einer angeblich psychologisch erwiesenen Isolirung der Idee von dem thatendurstigen, aber völlig stupiden Willen beginnen lassen. Ueberhaupt hat die vorurtheilsfreie psychologische Forschung allen einseitigen spiritualistischen und materialistischen Hypothesen gegenüber den Standpunkt der kritischen Erfahrung, wie er sich jedem näheren Nachdenken von selbst aufdrängt, festzuhalten; dieses zeigt uns für das ganze innere Leben das Widerspiel eines unlösbar mit einander verknüpften Systems physischer und psychischer Erscheinungen, ohne daß es (wenigstens nach den Mitteln einer inductiven Beobachtung) möglich wäre, sie aus einer gemeinsamen Quelle abzuleiten. Bewegung und Empfindung sind diese beiden unentbehrlichen Factoren unserer Weltanschauung, in die wir als Individuen hineingeboren werden, ohne daß wir im Stande wären, sie in ihrer eigentlichen Entstehung zu begreifen. Nur versuchsweise gleichsam kann man von dieser festen Position aus, der die Psychophysik so manche fruchtbare Resultate zu verdanken hat, diese anscheinende Schroffheit der beiden letzterreichbaren Elemente unserer Erkenntniß in eine gewisse gleichartige Beziehung umzuwandeln wagen, wie Wundt dies am Schluß seiner Psychologie mit folgendem Ausblick unternimmt: „Nach seiner physischen wie nach seiner psychischen Seite hin ist der lebende Körper eine Einheit. Diese Einheit beruht aber nicht auf der Einfachheit, sondern im Gegentheil auf der sehr zusammengesetzten Beschaffenheit seiner Substanz. Das Bewußtsein mit seinen mannigfaltigen und doch in durchgängiger Verbindung stehenden Zuständen ist für unsere innere Auffassung eine ähnliche Einheit wie für die äußere der leibliche Organismus, und die durchgängige Wechselbeziehung zwischen Physischem und Psychischem führt zu der Annahme, daß was wir Seele nennen das innere Sein der nämlichen Einheit ist, die wir äußerlich als den zu ihr gehörigen Leib anschauen. Diese Auffassung des Problems der Wechselbeziehung führt aber weiterhin unvermeidlich zu der Voraussetzung, daß das geistige Sein die Wirklichkeit der Dinge, und daß die wesentlichste Eigenschaft derselben die Entwickelung ist. Das menschliche Bewußtsein ist für uns die Spitze dieser Entwickelung; es bildet den Knoten-

punkt im Naturlauf, in welchem die Welt sich auf sich selber besinnt. Nicht als einfaches Sein, sondern als das entwickelte Erzeugniß zahlloser Elemente ist aber die menschliche Seele, wie Leibniz sie nannte: ein Spiegel der Welt."

Durch diese psychologische Prüfung unserer Erkenntnißquellen und unserer Beziehung zur Außenwelt überhaupt ist auch schon die Aufgabe der Erkenntnißtheorie präjudicirt, welche wir jetzt kurz zu entwickeln haben. Zunächst wird aus den bisherigen Ausführungen die Verkehrtheit des vielbeliebten Satzes von der Identität oder dem Parallelismus des Seins mit dem Denken erhellen; selbst wenn diese Voraussetzung nicht dem idealistischen Uebermuth entspringen sollte, der sich in Hegel vermaß, den gesammten Weltinhalt durch die dialektische Kraft des Gedankens, der reinen Idee entstehen zu lassen, so enthält jene Behauptung auch in ihrer zweiten, gemilderten Form dennoch einen gefährlichen Irrthum. „Denn jede dieser Annahmen stellt an die Logik die Forderung, einen metaphysischen Satz als oberstes Axiom anzuerkennen, welches durch seinen Inhalt unvermeidlich dazu verführt, das Wirkliche aus den Denkformen zu construiren. Ihre thatsächliche Grundlage hat zwar diese metaphysische Annahme in einer Voraussetzung, welche allerdings unser Denken an jede Erkenntniß heranbringt, und unter welcher daher auch die Logik steht, in der Voraussetzung nämlich, daß das Denken ein zur Erkenntniß geeignetes Werkzeug und hierdurch befähigt sei, schließlich eine Uebereinstimmung unserer Begriffe mit den Erkenntnißobjecten zu erreichen. Diese Uebereinstimmung verwandelt die metaphysische Logik in eine Identität, und während das wissenschaftliche Denken die Uebereinstimmung mit dem Wirklichen am Ende seiner Anstrengungen erwartet, setzt jene die Identität in den Anfang. So entgeht sie der Forderung, daß das Denken von seinen Objecten bestimmt sei; statt dessen müssen nun die Objecte nach dem Denken sich richten." (Logik I, 5.) Statt eine solche, höchst verhängnißvolle Verschiebung des wahren Sachverhalts zu begehen, wendet sich die wissenschaftliche Logik der kritischen Bearbeitung des ihr zugeführten Materials zu, und indem sie dadurch den gesetzmäßigen Entwickelungsgang unserer Vorstellungen feststellt, entdeckt sie zugleich die allgemein gültigen Normen unserer Erkenntniß überhaupt, wie sie sich ganz allgemein in allen Wissenschaften vollzieht. Für die zutreffende Behandlung dieser Fragen ist nichts instructiver als eine kurze Uebersicht über die unvermeidlichen Berührungspunkte, welche sich, man könnte fast sagen wider Willen, für die ursprünglich so scharfen Gegensätze der philosophischen Weltanschauung ergeben. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, wie die Naturphilosophie der speculativen Schule nach und nach, unter dem stets wachsenden Druck naturwissenschaftlicher Entdeckungen, es sich nicht versagen konnte, mancherlei, eigentlich streng genommen, unerlaubte Anleihen bei der verhaßten Erfahrung zu machen, um nur nicht allzusehr in Mißcredit zu kommen. Der umgekehrte Fall ist eben so bezeichnend; denn selbst der überzeugungstreueste Anhänger der reinen Erfahrung, wie sie jetzt öfter proclamirt wird, muß

schließlich, wider Willen, für die letzten, bei der steten Eliminirung zurückbleibenden, Elemente unserer Erkenntniß, für Empfindung und Bewegung, sich ebenfalls nach psychologischen und metaphysischen Stützpunkten umsehen, um sie nicht als leere abstracte Idole in der Luft schweben zu lassen. „Der verzweifeltste Apriorist kann um die Erfahrung nicht herumkommen und muß ihr wohl oder übel in seinen Constructionen irgend eine Rücksicht schenken. Nicht minder gewinnen für den empirischen Forscher erst die durch das Nachdenken geprüften, in Verbindung gebrachten und unter Umständen sogar mit speculativen Voraussetzungen vermischten Erfahrungen wissenschaftliche Geltung. Der Streit beginnt aber, wenn von beiden Seiten apodiktische Behauptungen über die Quellen der Erkenntniß aufgestellt werden. Doch ist man sich auch dann oft genug über die wirklichen Gegensätze keineswegs klar. Daß Alles, was erkannt werden soll, irgendwie uns zum Bewußtsein gelangen, also von uns innerlich erfahren werden muß, wird allerseits zugegeben. Der Apriorist muß also bekennen, daß er schließlich auf Erfahrung und nur auf Erfahrung sich stützt, und der Empirist muß zugestehen, daß jede Erfahrung zunächst eine innere, also ein Ereigniß unseres Denkens ist. So läuft der Gegensatz schließlich darauf hinaus, daß der erstere mehr den willkürlich von uns hervorgebrachten Vorstellungsverbindungen, der letztere denjenigen, die mit einem ohne unseren Willen stattfindenden Zwang sich aufdrängen, den höheren Werth beimißt. Aber weder vermag sich jener dem Zwang der Wahrnehmung zu entziehen noch dieser der Willkür des Denkens. Wie kann es da Wunder nehmen, wenn zuweilen keiner von Beiden mehr sicher weiß, ob er Apriorist oder Empirist sei? (Logik I, 369.) Wie sich aber auch im weiteren Verlauf des systematischen Ausbaues anscheinend unversöhnliche Gegensätze einander annähern, soviel wird allseitig eingeräumt, daß es das erste Geschäft der wissenschaftlichen Bearbeitung der Erfahrung ist, alle heterogenen Bestandtheile und subjective Zuthaten a limine auszuscheiden. Dahin gehören alle Fragen des Glaubens und Fürwahrhaltens, Alles, was nicht einer inductiven Prüfung Stand hält, alle die individuellen Täuschungen, welche unsere psychophysische Organisation uns so unbemerkt zufügt, daß wir uns erst vermöge eines sehr complicirten Processes schließlich verwundert zu der Ueberzeugung aufzuschwingen vermögen, daß die Sache sich re vera anders verhalte. Als letztes und entscheidendes Kriterium dieser unaufhörlichen kritischen Läuterung unseres geistigen Besitzes sieht unser Autor das an, was sich in aller Wahrnehmung als gegeben bewährt und als objectiv gewiß die Thatsachen, welche auf dem Wege fortschreitender Berichtigung der Wahrnehmungen nicht mehr beseitigt werden können." So z. B. in der Copernikanischen Weltansicht, wo einmal alle Schlußfolgerungen in Uebereinstimmung mit den Thatsachen unserer anderweitigen Beobachtung stehen und dadurch eben zweitens alle entgegenstehenden Behauptungen sich als unzulässig erweisen. Während diese so erzeugte objective

Gewißheit mittelbarer Art ist, indem sie in ihren verschiedenen Stufen der Schärfe unseres logischen Denkens entspricht, ist die einer solchen genetischen Gliederung unfähige subjective Gewißheit (wie sie sich in irgend einer Empfindung darstellt) nothwendiger Weise unmittelbar. Wie gesagt, alle unsere Empfindungen und andere zahlreiche Bestandtheile unseres Bewußtseins, die sich zu keiner objectiven Wahrnehmung eignen, verbleiben auf dieser unantastbaren Stufe der subjectiven, unmittelbaren Gewißheit. Deshalb ist es selbstverständlich ein höchst bedeutsames Problem für eine nüchterne Erkenntnißtheorie, aus der philosophischen Verwerthung dieser unmittelbar gegebenen Elemente unserer Weltanschauung Alles das zu beseitigen, was trotz seines specifisch subjectiven Ursprunges etwa auf eine allgemeine objective Geltung Anspruch erheben könnte.

Da gerade die Beziehung unseres Bewußtseins zu der Außenwelt die Cardinalfrage der theoretischen Philosophie bildet, so mag es verstattet sein, dies Verhältniß noch etwas näher zu beleuchten. Zufolge der psychologischen Begründung ist die ursprüngliche Quelle jeder Realität und jeder Erkenntniß unser eigenes geistiges Sein, wie es sich in den verschiedenartigsten Functionen offenbart; dadurch ist von vorn herein der materialistische Gedanke von einer Erzeugung der psychischen Erscheinungen aus den quantitativen Veränderungen unendlich kleiner Bestandtheile der Materie ausgeschlossen, eben so sehr wie die umgekehrte idealistische Verirrung, daß dem Nicht-Ich, d. h. der Welt der Dinge, jede Existenzberechtigung abgeht. Der allein berechtigte kritische Idealismus ist zugleich, wie Wundt ausführt, der Idealrealismus. Er hat nicht, wie eine Richtung sich anheischig machte, die denselben Namen führte, aus idealen Principien die Realität speculativ abzuleiten, sondern gestützt auf die berichtigten Begriffe der Wissenschaft, das Verhältniß der idealen Principien zu der objectiven Realität nachzuweisen. Da dieses Verhältniß schließlich nur als ein solches der Uebereinstimmung gedacht werden kann, wenn eine Erkenntniß der Objecte möglich sein soll, so wird freilich auch hier das Resultat erwartet werden können, daß die idealen Principien in der objectiven Realität sich wieder finden, wie denn schon eine oberflächliche Untersuchung uns lehrt, daß die Grundgesetze des logischen Denkens zugleich Gesetze der Objecte des Denkens sind. Aber dieses Resultat muß, wie jedes wissenschaftliche Ergebniß, durch die Untersuchung gefunden, es darf nicht vor aller Untersuchung durch täuschende dialektische Künste erzeugt werden. Was vor aller Untersuchung feststeht, ist nur der Grundsatz, daß die Objecte unseres Denkens diesem conform sein müssen, weil ohne die Gültigkeit dieses Satzes überhaupt nicht begreiflich wäre, wie Erkenntniß entstehen kann. (Grundzüge d. Psych. II, 452.) Es kann hier nur beiläufig auf die durch Naturwissenschaft und Philosophie gleich lebhaft geführte Controverse über den Substanzbegriff hingewiesen werden, die vielfach zu einem unverdient hohen Ansehen, namentlich in idealistischen Kreisen gelangt ist; denn es ergiebt sich

bei näherer Ueberlegung bald, wie selbst die Erfahrungswissenschaft, bei dem Bedürfniß für die verschiedenen Erscheinungsformen und Entwickelungsstadien der Dinge einen gemeinsamen, unveränderlichen Träger zu finden, in jenem Ausdruck nur eine, mindestens anderweitig zu begründende Hypothese geschaffen hat, die deshalb um so weniger sofort eine Uebertragung auf das Gebiet der inneren Erfahrung gestattet. Jenes berüchtigte Ding an sich, die eigentliche Quintessenz alles Seins, das in weltfernen Sphären unbehelligt von allen voreiligen Begriffen unseres Vorstellens thront, die psychische Substanz als die wesentlich treibende Kraft unseres Ich mit ihrem biologischen Anhängsel dem zweifelhaften Sitz der Seele, alle diese Wendungen sind nur Abstractionen unseres subjectiven Denkens und involviren den in sich unmöglichen Versuch, eine mystische Welt geheimnißvoller Mächte zu schaffen, ohne zugleich die schöpferische Thätigkeit eben dieser speculativen Phantasie berücksichtigen zu wollen, dem doch dieses ganze glänzende Bild erst entsprungen ist. Unsere exacte Erfahrung weiß zunächst Nichts von solchen Schlußfolgerungen, sondern nur von einer in sich zusammenhängenden Kette von psychischen Vorgängen und Thatsachen, die vielleicht in ihrer weiteren Zergliederung eine einheitliche Perspective auf irgend eine centrale Kraft gestatten, resp. erfordern. Diese metaphysische Deutung aber schon an den Anfang der ganzen Untersuchung zu rücken, würde nur dem schon längst verurtheilten Verfahren der speculativen, lediglich auf die unerschöpfliche Production ihres eigenen Erfindungsreichthumes stolzen idealistischen Schule entsprechen.

Wie die Logik die normative Basis der theoretischen, so ist die **Ethik** diejenige der praktischen Wissenschaften, indem sie das ganze Gebiet der menschlichen Willenshandlungen dem sittlichen Gesichtspunkt der Werthschätzung unterstellt. Aber gerade hier tobt der Kampf entgegengesetzter Ansichten am stärksten, und um so heftiger, weil es sich hier ja um das höchste Gut des menschlichen Daseins handelt. Während die speculative Methode über einen unantastbaren Schatz ursprünglicher (wenn auch vielfach verdunkelter) sittlicher Ideen verfügt, die dem menschlichen Geiste eingeboren sind, behauptet der Empirismus in seiner schärfsten Ausbildung, jedes verpflichtende Sollen entweder aus der Geschichte des individuellen oder des zu einem größeren Complex erweiterten socialen Bewußtseins ableiten zu können. Die Erfahrung allein in ihren verschiedenen Formen als Autorität, Erziehung, Recht, Religion u. s. f. entscheidet nach dieser Ansicht über den Werth und Zweck des sittlichen Strebens, das für sich genommen keine autonome Haltung und Entstehung beanspruchen kann. Beides ist gleich einseitig und deshalb gleich unrichtig; denn wie die sog. reine Speculation nie ohne die Hülfe der empirisch gewonnenen Thatsachen zu einer befriedigenden Erklärung unserer ethischen Ziele kommen wird, so wenig wird es einer psychologischen Analyse der Entwickelungsformen unseres sittlichen Gefühls gelingen, dadurch auch zugleich den eigentlichen Ursprung

jeder bindenden Verpflichtung, des Sollens, zu entdecken. „Die Ethik ist weder eine speculative noch eine rein empirische Disciplin, sondern sie ist, wie jede allgemeine Wissenschaft, empirisch und speculativ zugleich. Aber nach dem naturgemäßen Gang unserer Betrachtung der Dinge muß auch in ihr der Speculation das empirische Verfahren vorausgehen: es muß ihr die Bausteine in die Hand geben, mit denen sie ihr Gebäude errichtet." (Ethik S. 12.) Der geschichtliche Verlauf hat diese Ansicht bestätigt. Wie die großen speculativen Systeme, welche am Anfang dieses Jahrhunderts unsere Weltanschauung beherrschten, trotz ihrer eminenten dialektischen Kraft und tiefsinnigen Anlage vor der unbestechlichen Macht der Thatsachen in Staub und Asche gesunken sind, so erweckt auch die moderne, unter einseitiger naturwissenschaftlicher Perspective stehende empirische Richtung bei näherer Ueberlegung die schwersten Bedenken. Ein besonders verhätscheltes Lieblingskind des gebildeten Publikums ist der französischen und englischen Einflüssen entstammende Utilitarismus. Indem er die Darwin'schen Gesetze der Anpassung und Vererbung auf die menschlichen Handlungen anzuwenden sucht, bestimmt er (nach dem Vorgang Spinozas) das Gute als das Nützliche (sei es im individuellen oder generellen Sinne), das Böse als das Schädliche und erblickt mit dem berühmten Jeremias Bentham „in dem möglichst großen Glück möglichst Vieler" das Ziel jedes sittlichen Strebens. So sehr nun das Bemühen zu loben ist, durch eine inductive Beobachtung der verschiedenen, in Sitte, Religion und Recht hervortretenden Factoren für die Entwickelungsgeschichte des sittlichen Bewußtseins eine feste Basis zu schaffen, anstatt aprioristisch eine gewisse Reihe von allmächtigen Ideen zu decretiren, so wenig entspricht die unmittelbare Uebertragung der naturwissenschaftlichen Principien auf das ethische Gebiet einer besonnenen Methodik. Abgesehen davon, daß für diese relativistische Beurtheilung der Schwerpunkt nur auf den äußeren Effect der Handlung gelegt wird, anstatt auf die allein oder doch wesentlich entscheidende Gesinnung, streitet die besonders von Herbert Spencer vertretene Theorie des Vererbungsprincipes mit allen unseren psychologischen Erfahrungen. Die moralischen Anschauungen verdanken ihren Ursprung nach dieser Hypothese gewissen praktischen Beobachtungen über das Nützliche und Schädliche und theilen sich zugleich mit der Organisation des Nervensystems den späteren Generationen mit. „Nun läßt es sich allenfalls begreifen, daß sich in dem Nervensystem im Lauf der generellen Entwickelung gewisse Nervenverbindungen ausbilden und daß dadurch die Anlagen zu Reflexbewegungen und automatischen Bewegungen von einem bestimmten zweckmäßigen Charakter vererbt werden; viele Beobachtungen sprechen in der That für diese Annahme. Wie aber aus Anlagen des Nervensystems moralische Anschauungen entstehen sollen, ist und bleibt ein Mysterium. Selbst diejenigen Physiologen und Psychologen, die der phantastischen Hypothese huldigen, die Nervenzellen des Gehirns seien permanente Träger von Vorstellungen, haben sich bisher nicht entschließen können.

diese Hypothese dahin zu erweitern, daß sie einen Uebergang der Zellen sammt den Vorstellungen, von denen sie besetzt sind, von den Voreltern auf die Nachkommen annehmen. Noch mißlicher aber steht es mit den empirischen Beweisen für diese psychologische Vererbungslehre. Wenn nicht einmal davon die Rede sein kann, daß so elementare Bewußtseinsthatsachen wie einfache Sinnesempfindungen oder die Raumanschauung als angeborene nachzuweisen sind, wie kann dann von angeborenen „moralischen Anschauungen" die Rede sein, Anschauungen, welche eine Menge verwickelter empiristischer Vorstellungen, die sich auf den Handelnden selbst, seine Mitmenschen und seine sonstigen Relationen zur Außenwelt beziehen, voraussetzen? Wenn man aber zugesteht, daß alle diese Vorstellungen unmöglich fertig gegeben sein können, wie soll man sich dann das Auftreten der angeborenen moralischen Instincte bei der empirischen Entstehung jener Vorstellungen denken? Wie sollen die vererbten Nervenanlagen es zu Wege bringen, beim Anblick eines leidenden oder in Gefahr gerathenen Mitmenschen die Regungen des Mitleids, der Hülfsbereitschaft und Opferwilligkeit auszulösen? Wie denkt man sich den Nervenmechanismus beschaffen, der diese Affecte zu Stande bringt? In der That, die wirkliche Neurologie verhält sich zu solchen phantastischen Vorstellungen ungefähr wie die wirkliche Astronomie und Geographie zu den Entdeckungsreisen eines Jules Verne, und im Vergleich mit dieser neuesten Gestaltung der Lehre von den „ideae innatae" gebührt der älteren naiveren Vorstellung, welche den Hauptinhalt der Moral, Metaphysik und Logik als ein göttliches Wiegengeschenk betrachtete, unbedingt der Vorzug der Einfachheit? (Ethik S. 344.) Und wie die angeblich exacte Begründung hinfällig ist, so verhält es sich auch mit dem oben angeführten glänzenden Ziel des sittlichen Strebens. Wie soll jene umfassende Glückseligkeit möglichst Vieler gedacht, resp. hergestellt werden? Sichtlich ist hier der generelle Standpunkt auf einen individuellen reducirt, die Menschheit auf ihre einzelnen Glieder, das Wohl des Ganzen auf das der Einzelnen, und damit ist zugleich dem egoistischen Princip ein schrankenloser Einfluß eröffnet. Denn überall, wo das individuelle Wohlbefinden auf Kosten anderer Existenzen geschädigt zu werden droht, wird der unzweifelhaft glückliche Zustand des ruhigen Besitzers doch ohne Weiteres dem unsicheren Calcul einer mit individueller Beeinträchtigung verbundener und fraglicher Beglückung Anderer gedachten Rücksichtnahme vorgehen. Aber noch eine andere Consequenz stürzt den socialen Utilitarismus. „Er verlegt, wie Wundt ausführt, den Zweck des Sittlichen in das Ganze der menschlichen Gesellschaft, aber dieses Ganze zerlegt er zugleich in zusammenhangslose Atome. Einer atomistisch gedachten Gesellschaft entspricht nothwendig eine egoistische Ethik. Dem Utilitarismus widerstrebt die Letztere, doch ihre Voraussetzungen vermag er nicht zu beseitigen. So geräth er in eine unhaltbare Position zwischen unvereinbaren Gegensätzen. Den Egoismus, auf den seine individualistische Gesellschaftstheorie hinausführt, will sein richtig geleiteter ethischer Instinct

nicht gelten lassen. So wird denn nothwendig für ihn das sittliche Motiv zu einem unerklärlichen Impuls und der sittliche Zweck zu einem leeren Phantom, das doch gern für ein Ideal sich ausgeben möchte." (A. a. O. S. 368.) Diese ganze Anschauung, wie sie jetzt so weit verbreitet ist, beruht auf der durchaus falschen Voraussetzung, daß die arithmetische Gleichung: die menschliche Gesellschaft gleich der Summe der Individuen, auch psychisch genommen zutreffe, und daß der ganze Verlauf des geschichtlichen Lebens nur für die Förderung individueller Zwecke Sinne und Bedeutung habe. Gerade die gegenwärtig so eifrig betriebenen vergleichenden Studien auf den Gebieten der Sprache, Mythologie, Religion, Rechtskunde, überhaupt die organische Auffassung des socialen Lebens der Menschheit auf ihren verschiedenen Entwickelungsstufen, wie es sich in der umfassenden Ethnologie repräsentirt, widerlegt diese dürftige, sehr an die Aufklärungsphilosophie des vorigen Jahrhunderts errinnernde, individualistische Ansicht. Mit ungewohnter Erregung und fast pathetischer Wärme protestirt unser Autor gegen diesen Irrthum, wenn er sagt: „Es erscheint logisch sinnlos, anzunehmen, daß der Werth der Geschichte der Menschheit in der Wirkung bestehe, welche sie auf das individuelle Leben ausübt, oder daß der Werth der Gesellschaft auf der Förderung beruhe, welche durch sie das einzelne Dasein empfängt. Es erscheint logisch sinnlos und deshalb ethisch absurd, daß Geschichte und Gesellschaft an sich selbst gar keine Bedeutung besitzen sollen, sondern daß die Bedeutung dieser gewaltigen Thatsachencomplexe sich in ihren verhältnißmäßig unerheblichen individuellen Einflüssen erschöpfe. Ein solcher Abderitismus läßt die kosmologische Teleologie des vorigen Jahrhunderts eigentlich weit hinter sich, obgleich es immer noch die verbreitetste Lebensauffassung ist. Mit dieser Erwägung ist jeder egoistischen Ethik, wie sehr sie sich immer in wohlklingende Humanitätsphrasen einhüllen mag, der Stab gebrochen. (Logik II, 585.) Nur die sociale Ethik, welche den weiten Blick einer entwickelungsgeschichtlichen Auffassung auch für die großen Culturgebiete des Rechtes, der Sitte, der Mythologie u. s. f. anwendet und in diesen unvergänglichen Zeugnissen auch den concreten Niederschlag des individuellen Geistes sieht, vermag sowohl den Ursprung unserer sittlichen Triebe zu erfassen (soweit das überhaupt einer psychologisch genetischen Analyse möglich ist), als auch die allgemeinen Gesetze und Normen aufzustellen, welche sich in den so unendlich mannigfaltigen Realisirungen unserer ethischen Ueberzeugung bethätigen.

Nur zwei Probleme bedürfen noch, ehe wir zum Schluß eilen, einer kurzen Erörterung, da sie beide vielfach falsch aufgefaßt und deshalb immerfort wieder zur Discussion gestellt werden, das ist erstlich der Kampf um die Willensfreiheit und zweitens der um die Herrschaft und Wirksamkeit der Zwecke. Für jenen Streit ist die häufige Verwechslung von Zwang und Causalität verhängnißvoll geworden; denn dann erklärt sich die Heftigkeit des Protestes, daß alle Erscheinungen, also auch unsere Willenshand-

lungen, nicht einem blinden Mechanismus unterliegen können. Auf der anderen Seite ist die Proclamirung des indeterministischen Grundsatzes: des liberum arbitrium indifferentiae offenbar der Tod jeder wissenschaftlichen, auf strengen Gesetzen basirenden Erklärung, weil dadurch der absolute Zufall an die Spitze jedes Geschehens tritt. Umgekehrt, je mehr der Mensch seiner inneren Causalität, seinem eigentlichen Charakter oder, wie man es auch wohl bezeichnet hat, dem persönlichen Factor folgt und je weniger er sich durch äußere Momente bestimmen läßt, desto freier handelt er in allen seinen Entschlüssen. In diesem Sinne ist der Standpunkt des psychologischen Determinismus für uns Alle, wenn wir nicht durch anderweitige metaphysische Speculationen uns die Hände gebunden haben, der gegebene und der einzig richtige für alle Fragen und Entscheidungen des praktischen Lebens, ohne den keine Erziehung und keine psychologische Erklärung überhaupt gedacht werden könnte. Nur dann, wenn dieser Determinismus unter dem Bann einer religiösen, transcendenten Anschauung steht und mit der Verneinung einer vorweltlichen, grundlosen Freiheit auch die immanente, empirische aufhebt, wenn also ein blinder Fatalismus das Wort führt, dann wird die Grundvoraussetzung unserer ethischen Existenz, die persönliche Verantwortlichkeit, erschüttert. Während Kant bekanntlich dem Wollen an sich, als intelligiblen Vermögen der reinen Selbstbestimmung, die volle Freiheit gewähren wollte, die er ihm als Erscheinung, d. h. in der empirischen, uns zugänglichen Welt entzog, folgert Wundt gerade umgekehrt: „Empirisch ist der Mensch frei und alle Handlungen, die er als empirisches Wesen vornimmt, sind als die eines freien Wesens zu beurtheilen; im transcendenten Sinne aber, als Glied einer übersinnlichen Weltordnung, sind die menschlichen Handlungen determinirt, wie alles Geschehen.“ (Logik I, 500.) Der zweite Punkt, dem wir noch einige Worte schuldig sind, betrifft das Verhältniß der Teleologie zu den mechanischen Principien. Dem Ausspruche Kants gemäß, daß der Hylozoismus der Tod der Naturphilosophie sei, hat die moderne, hauptsächlich durch Darwin'sche Grundsätze, geleitete Forschung geglaubt, jegliche Zweckvorstellung in der Biologie beseitigen zu können; auch dies ist nur gelungen, insofern man Causalität und Teleologie in eine ganz falsche, gegensätzliche Stellung zu einander gebracht hat, die ihnen durchaus nicht immer zukommt. Das Wesen jeder teleologischen Betrachtung besteht in einer Vorwegnahme des beabsichtigten Erfolges durch die Vorstellung und in diesem Sinne wird das Verhältniß gegenüber der causalen Auffassung, die selbstredend die Wirkung erst nach der Ursache gruppirt, geradezu umgekehrt. Es bedarf keiner weitläufigen Erörterung, um zu beweisen, daß für diese Auffassung eine ungemeine Vorsicht anzuwenden ist, weil eben die menschliche Phantasie geneigt ist in die elementaren Erscheinungen der Natur derartige Zweckursachen hineinzudichten; das vergangene Jahrhundert bietet dafür ein trauriges Zeugniß. Aber ein Gebiet der Naturforschung giebt es, das schlechterdings dieser Methode

gar nicht entbehren kann, das ist die Biologie, sobald sie mit complicirteren organischen Vorgängen sich beschäftigt. Ueberall nämlich, wo Willenshandlungen in Betracht kommen, versagt eine einfache mechanische Perspective gänzlich; die Principien der Anpassung, der Concurrenz in dem Kampf um's Dasein u. s. f. erzwingen geradezu die Anwendung teleologischer Gedanken und zwar in ihrer völlig integren objectiven Wirksamkeit. „Wenn viele Anhänger der Darwin'schen Theorie behaupten, durch dieselbe sei auch für das Gebiet der Entwickelungserscheinungen die teleologische Betrachtung widerlegt, so ist dies irrig. Gerade der wesentlichste Bestandtheil dieser Theorie, die Hypothese des Kampfes um's Dasein, ist durchaus teleologischer Art, ja es ist ein großes Verdienst Darwins, gezeigt zu haben, inwiesern Zweckvorstellungen als causale Momente in den Verlauf der thierischen Entwickelung einzugreifen vermögen. So möchte es denn überhaupt wahrscheinlich sein, daß die in so eminentem Maß zweckmäßige Organisation namentlich der höheren Thiere unter dem Miteinfluß von Zweckvorstellungen als Ursachen entstanden ist, — freilich nicht von Zweckvorstellungen, die außerhalb der Wesen oder unbewußt als mystische Vitalkräfte in ihnen liegen, sondern von Zweckvorstellungen, die ihre willkürlichen und bewußten Handlungen bestimmt haben." (Logik I, 583.) Für das Studium und die Erklärung aller culturgeschichtlichen Erscheinungen, wie überhaupt für das ganze Gebiet der sog. Geisteswissenschaften, versteht sich die teleologische Auffassung von selbst.

Der Umfang der menschlichen Erkenntniß ist somit auf's Neue bestimmt, und Erfahrung und Denken erscheinen als die beiden in unaufhörlicher Wechselwirkung begriffenen Factoren dieses Processes, in dem, für Jeden nach seiner Individualität verschieden, sich das Bild seiner wissenschaftlichen Weltanschauung vollendet. Trotz dieser subjectiven, unvermeidlichen Bedingtheit gilt es den hervorragenden und ausschlaggebenden Antheil sich zu vergegenwärtigen, der bei dieser Construction der Philosophie zufällt. Sie ist die berufene Führerin in allen Controversen innerhalb der einzelnen Fachwissenschaften und dadurch auch allein befähigt, von ihrem universalen Standpunkte aus, trotz aller Widersprüche und Lücken im Detail, den allgemeinen Zusammenhang der Dinge herzustellen. Glücklich, wer wie Wundt außer der Philosophie noch die gesammten Naturwissenschaften und die Mathematik beherrscht; für ihn wird diese Schlichtung von Grenzstreitigkeiten und die Schaffung eines dauerhaften Friedens eine verhältnißmäßig leicht erreichbare Aufgabe sein. Für die Anregung aber eines guten und fruchtbaren Einvernehmens zwischen den alten Feinden wird nichts mehr beitragen als der energische Wunsch unseres Forschers, mit dem wir diese Skizze schließen: „Aufhören muß, wie ich meine, der Zustand, daß der Philosoph Philosoph sei und nichts weiter. Man wird von ihm die volle Beherrschung mindestens eines seinen philosophischen Arbeiten nächstliegenden Specialgebietes verlangen müssen."

Die Mystik der alten Griechen.

Von

Carl du Prel.

— München. —

II. Mysterien.

(Schluß.)

So deutet denn Alles darauf hin, daß es sich bei den Mysterien nicht um Belehrung im reflectiven Sinne handelte, sondern um Erweckung eines mystischen Zustandes, der alsdann allerdings Stoff genug zu philosophischen Speculationen bot, weil dieser Zustand sich als vom irdischen ganz verschiedener und, wenn auch in beschränkter Richtung, darüber erhabener zeigte, welchen mit Präexistenz und Postexistenz zu vergleichen sehr nahe lag. Dieser Zustand stimmt mit dem überein, was wir als Somnambulismus kennen, in negativer Hinsicht: als Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins, und in positiver Hinsicht: als Erwerbung transcendentaler, mit Visionen verbundener Fähigkeiten. In negativer Hinsicht ergiebt sich die Vergleichung der Mysterien mit Schlaf und Tod; darum nennt Plutarch den Schlaf die kleinen Mysterien des Todes[1]), der also seinerseits mit den großen Mysterien zu vergleichen ist. Im Sterben, sagt Porphyrius, soll die Seele so sein, wie während der Mysterien, frei von Leidenschaften, Haß, Neid, Zorn, — was an die moralische Steigerung der Somnambulen in der Hervorkehrung ihres transcendentalen Bewußtseins erinnert. Dieser Mysterienzustand ist es auch, dem der Weise im Leben nachstrebt. Im Phädrus sagt Socrates, daß die Reinigung der Seele, das Bestreben, sie von den Banden des Körpers freizumachen, Zweck der wahren Philosophie und der Mysterien sei. Nur derjenige sei künftiger Seligkeit fähig, der durch sinnliche Entsagung die Seele vom Körper getrennt und dadurch ihre

---

[1]) Plut. Consol. ad Apoll. —

Reinigung verursacht hätte. Durch die Entsinnlichung in den Mysterien erreiche der Eingeweihte schon in diesem Leben die Seligkeit, die ihm im künftigen Zustand zu Theil werden soll, und welche die Seele durch Versenkung in die Leiblichkeit verloren. Dieser Zustand der Eingeweihten wird bewirkt durch Ceremonieen und Handlungen, und es wurde Alles auf's Genaueste beobachtet, um die gehoffte Wirkung zu erreichen. Daher sagt der Redner Lysias, daß nie Jemand sich unterfangen habe, bei den Mysterien Neuerungen einzuführen, nicht einmal bei den ungeschriebenen Gesetzen derselben [1]), und Jamblichus spricht von der göttlichen Vereinigung, die nur erreicht werden kann durch strengste Beobachtung der Ceremonieen und des festgesetzten Rituals. (Nam unio illa deifica non acquiritur nisi per ceremoniarum ineffabilium observationem, per operationes rite factas [2]). Damit ist im Allgemeinen auch die positive Seite des durch die Mysterien erreichten Zustandes bezeichnet, den die Alten nicht hoch genug preisen konnten. Es war ein heiliger Wahnsinn — ὀργιασμός — der mit der Begehung der Mysterien — ὀργιάζειν — verbunden war; eine Seligkeit, nicht in Gedanken, sondern in wirklicher Erfahrung [3]). Nach Euripides werden die Theilnehmer in einen außergewöhnlichen Zustand der Seligkeit versetzt, der ihnen schon auf Erden ein Glück gewährt, das der Uneingeweihte nicht kennt [4]). Der höchste Zustand, die ἐποπτεία, die auf die mit dem Sterben verglichene τελετή folgt, wird als höchste Seligkeit gepriesen. Es war Redensart bei den Griechen, zu sagen: „Ich scheine mir im Zustand des Epopten, des die Geheimnisse Schauenden", wie wir sagen: „Ich bin wie im Himmel [5])". Diese Seligkeit wird verglichen mit der, die uns im Tod erwartet; sie wird nicht in der materiellen Welt, nicht mit dem Leib, sondern nur in der Befreiung von diesem empfunden. Mit anderen Worten: der somnambule Zustand ist ein transcendentaler; er ist nicht aus dem Körper zu erklären, sondern tritt trotz desselben ein, in äquivalenter Steigerung mit der Unterdrückung des sinnlichen Lebens. Daher sagt Sophokles in einem Fragment:

> Wie höchstbeglückt gelangen die in's Schattenreich,
> Die eingeweihet sind. Sie leben dort allein,
> Den Andern ist nur Noth und Ungemach bestimmt [6]).

In einem Hymnus an Demeter heißt es mit Bezug auf die Eleusinischen Weihen:

> Selig, welcher das schaute der sterblichen Erdenbewohner!
> Aber wer dieser Weihen nicht theilhaft, hat nicht ein gleiches
> Loos im Tode, sobald er in's düstere Dunkel hinabstieg [7]).

Wie Herkules bei Euripides sagt: „Ich war glücklich, da ich die Geheimnisse sah [8]), so preisen auch unsere Somnambulen ihren ekstatischen

[1]) Plessing: Memnonium, II. 121. — [2]) Jamblichus: de myst. aeg. II, 11. — [3]) Schelling II, 3. 450. — [4]) Eurip. Bacch. 72. 369 etc. 406. etc. 416. etc. — [5]) Schelling II, 3, 448. — [6]) Plut. de aud. poët. — [7]) Schelling II, 3. 451. — [8]) Eurip. Herc. fur. 613.

Zustand als eine Seligkeit. Daß es sich in den Weihen um Somnambulismus handelte, geht daraus hervor, daß Epimenides, den die Kretenser als Priester des Zeus einen Kureten nannten[1]), nicht nur in göttlicher Ekstase weissagte[2]) — das Fernsehen der Somnambulen — sondern auch die Dichtkunst betrieb — das Dichten der Somnambulen — und daß er sich während seines Schlafes mit ῥιζοτομία, d. h. mit der Bereitung wunderbarer Heilmittel aus der Pflanzenwelt beschäftigte[3]) — die Heilmittelverordnung der Somnambulen.

Wer die Aussagen unserer Somnambulen in Bezug auf die Aehnlichkeit ihres Zustandes mit dem Sterben kennt, ihre felsenfeste Ueberzeugung von einem Fortleben nach dem Tode, der wird vom Standpunkt unserer Hypothese ein Gleiches bei den Mysterien zu finden erwarten. In der That war es allgemeine Ansicht, daß die Mysterien die Furcht vor dem Tode benehmen, und sie findet sich schon ausgedrückt in der Sage, daß Herkules seine Kühnheit, in die Unterwelt hinabzusteigen, durch die Eleusinischen Weihen erhalten hatte[4]). Das heißt doch wohl, daß man durch die Mysterien mit dem Hades in einer Weise bekannt wurde, die weniger schrecklich war, als die Volksvorstellung. Isokrates sagt, daß die Menschen vermöge des Geschenkes, das sie von der Ceres durch die Mysterien erhalten, mit weit besserer Hoffnung auf die Zukunft aus der Welt scheiden[5]). Plutarch verweist seine um den Tod der Tochter trauernde Frau an die Mysterien, bezüglich der Hoffnung eines künftigen Lebens; man wisse es aus den Mysterien, daß die Seele nach dem Tode noch lebe und empfinde. „Du weißt es aus den Ueberlieferungen deiner väterlichen Religion und aus den mystischen Symbolen der Orgien, in die wir beide eingeweiht worden, daß die Meinungen derjenigen Philosophen falsch sind, welche den Tod als den gänzlichen Untergang des Menschen, als das Ende aller Freuden und Leiden ansehen[6])". Aber nicht nur die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit überhaupt wurde den Eingeweihten ertheilt, sondern es war ihnen auch im Gegensatz zu den Nichteingeweihten und im Gegensatz zum Volksglauben, der nur einen freudelosen Hades kannte, ein besonders glücklicher Zustand versprochen. Von den Eleusinien wird es entschieden betont, daß sie den Eingeweihten tröstliche Hoffnungen für das Jenseits gewähren[7]), und es wird den Mysterien im Allgemeinen nachgerühmt, daß sie nicht nur für dieses Leben, sondern auch für das künftige die besten Aussichten eröffnen[8]).

Bei Platon bildet dieser Unsterblichkeitsglaube die Vollendung der Philosophie; im Phädrus wird er als selige Vergangenheit gelehrt, im Phädon als selige Zukunft. Die Erhebung der Seele über die Sinnlichkeit bildet ihm eine Gewähr für die Fortdauer, die im Tode nicht be-

---

[1]) Plut. Solon. — [2]) Cicero: de div. I. 18. — [3]) Diog. Laert. I. 10, 7. — [4]) Diod. IV. 24. — [5]) Isokr. Paneg. 28. — [6]) Plut. Consol. ad uxor. — [7]) Die Quellen bei Nägelsbach: Nachhomerische Theologie, 398. — [8]) Lobeck: Aglaophamus I, 69.

seitigt, sondern vollendet wird. Das Streben des Philosophen ist auf Sterben und Tod gerichtet; der Philosoph verachtet den Körper, sucht ihm zu entrinnen und selbständig zu werden. Der Tod erscheint im Phädon nicht als ein Uebel, sondern als Weg zu den höchsten Gütern. Darum trinkt Sokrates den Giftbecher heiter und ohne Furcht: er begrüßt den Tod als Erretter von der Krankheit des Lebens, und sein letztes Wort ist, daß er dem Heilgott Asklepios einen Hahn schulde, das gebräuchliche Opfer, welches die von einer Krankheit Genesenen darbringen.

Dem irdischen Leben gegenüber erscheint der künftige Zustand als ein höheres Leben; darum sagt Euripides in einem Fragment:

> Wer weiß, ob nicht das Leben ist Gestorbensein,
> Doch das Gestorbensein für Leben unten gilt?[1])

Plutarch aber, der als Oberpriester zu Delphi über Orakel und Mysterien am besten belehrt sein mußte, war nicht nur von der Unsterblichkeit überhaupt überzeugt, sondern mußte auch als Beobachter und philosophischer Ausleger der mystischen Phänomene nothwendig zu der Ansicht kommen, daß das jenseitige Leben dem irdischen an Werth überlegen sei.

Zwar leitet er die Geburt des Menschen aus einer Neigung der Seele zur Erde ab — γένεσις = ἐπὶ γῆν νεύσις — aber diese Neigung findet am Inhalt des Lebens nicht ihre Rechnung, und wird vielleicht von Plutarch selbst als durch anderweitige Motive veranlaßt gedacht. Er sagt: „Wenn die Seele mit dem Körper verbunden ist, befindet sie sich in derselben Lage, wie Ulysses, der sich an den wilden Feigenbaum anklammerte und ihn fest in die Arme schloß, nicht etwa aus Liebe und Zuneigung zu ihm, sondern nur aus Furcht vor der unten befindlichen Charybdis[2]). Ebenso ist es auch nicht die Liebe und ein Wohlgefallen, wodurch die Seele an den Körper gefesselt und mit ihm innigst verbunden wird, sondern blos die Furcht vor der Ungewißheit des Todes; denn wie der weise Hesiodus sagt: ‚Vor uns Menschen halten die Götter das Leben verborgen.‘ Sie haben also nicht die Seele mit fleischlichen Banden an den Körper gefesselt. Um sie darin festzuhalten, erfanden sie ein besonderes Mittel, eine ganz eigene Art von Banden, nämlich die Ungewißheit und Zweifel in Bezug auf den Zustand nach dem Tode. Wenn die Seele von der Glückseligkeit, welche die Menschen nach dem Tode erwartet, fest überzeugt wäre, so würde sie sich, wie Heraklit sagt, durch nichts auf der Welt zurückhalten lassen"[3]).

Die Unsterblichkeitsüberzeugung wurde also nicht reflectiv gelehrt, und auch scenischen Darstellungen aus dem Leben im Hades würde nur das Gewicht dichterischer Phantasien ertheilt worden sein; sie würde also erworben durch eigene Erfahrung auf transcendental-psychologischem Wege.

---

[1]) Sextus Empiricus: Pyrrhon. hyp. III, 24. — [2]) Anspielung auf Hom. Odyss. XII, 432. — [3]) Plut. de immort. an.

Diese subjective Erfahrung wurde aber noch verstärkt durch objective Bestandtheile der Mysterien, die uns geradewegs nöthigen, dieselben mit den spiritistischen Sitzungen unserer Tage zu vergleichen. Damit erst erklärt sich vollständig das Geheimniß, womit sie umgeben waren. Darum ist es aber auch nicht verwunderlich, daß unseren Philologen, die im Spiritismus nur Betrug und Täuschung vermuthen, der wahre Sinn der Mysterien entgangen ist, und daß sie darin noch immer ein unlösliches Problem sehen.

Was in den Mysterien nicht gelehrt, sondern gezeigt wurde, hatte Bezug auf die Gottheiten der Unterwelt, und erweckte die feste Ueberzeugung von der Unsterblichkeit. Daraus allein schon könnte man schließen, daß in den Mysterien Nekromantie getrieben wurde, und diese Vermuthung wird vollkommen bestätigt. Was die alten Schriftsteller davon enthüllen, mußte allerdings, weil das Geheimniß so streng gehütet wurde, allen Nichteingeweihten ganz unverständlich bleiben, und konnte nur von den Eingeweihten verstanden werden. Dieses Verhältniß besteht aber noch heute: Wer mit Kenntnissen des Spiritismus an das Studium der Mysterien geht, dem sprechen die Alten eine verständliche Sprache, so geheimnißvoll sie auch thun; wer aber die moderne Nekromantie nicht kennt, dem bleiben die Mysterien Räthsel, und er wird, wie unsere Philologen, die Flinte in's Korn werfen, d. h. auf eine Erklärung verzichten. Der moderne Spiritist befindet sich also in der Lage des Eingeweihten im Alterthum: er versteht die dunklen Andeutungen der Schriftsteller.

Plutarch sagt, daß die Athener vor Alters die Verstorbenen Demetreier genannt hätten[1]). Der Demeterdienst hatte also Bezug auf die Unterwelt. In der Unterwelt herrschte Proserpina über die Schatten der Verstorbenen[2]); darum war ihr die Cypresse geweiht[3]) und es galt als gleichbedeutender Ausdruck, in die Unterwelt hinabzusteigen oder der Proserpina Opfer zu bringen[3]), was sich sehr gut erklärt, wenn die Opfer zum Behufe der Nekromantie geschahen. Andererseits ist die Anticipation des künftigen Zustandes durch die Einweihung in die Mysterien als Rückkehr zu dem diesem identischen Zustand vor der Geburt aufzufassen. Im Phädrus erscheint als Wirkung der Mysterien die Versetzung des Bewußtseins aus dem Reich des Materiellen in das Reich der geistigen Potenzen; Platon sagt, daß die Seele in ihrem früheren Zustand, ehe sie in die materielle Welt kam, Orgien feierte. Da damit auch die Einweihung bezeichnet wird, war sie Rückkehr in diesen ehemaligen Zustand.

Immerhin ist bei den Alten die Beziehung der Mysterien auf den **künftigen** Zustand vorwiegend betont, und zwar konnte der Vorzug derselben vor den religiösen und philosophischen Vorstellungen nur darin

---

[1]) Plut. de fac. i. orb. — [2]) Odyss. X, 491. — [3]) Servius ad Virg. Aen. III, 681. VI, 136.

bestehen, daß zum dogmatischen und logischen Unsterblichkeitsbeweise der empirische hinzutrat: nur darin konnte der Ueberschuß und höhere Werth der Mysterien begründet sein. Schelling sagt mit Recht: „Man muß immer zuerst die Frage aufwerfen: welche Quelle konnten die Mysterien haben, die nicht auch der Philosophie zugänglich waren? Denn solche Quellen mußten sie haben, um sich auch im Zeitalter der schon mächtig entwickelten Philosophie, in Zeitaltern, die schon einen Sokrates, Platon und Aristoteles kannten, in ihrem Werthe zu behaupten."[1]) Würde es sich um Dinge von ganz anderer Art handeln, als die, welche von der Philosophie behandelt wurden, so würden wir im Unklaren bleiben. Nun legen aber die Mysterien den Accent auf die Unterwelt und die Unsterblichkeit, die einem Platon als Vollendung der Philosophie galt. Es konnte also kein diametraler Gegensatz zwischen Philosophie und Religion und andererseits den Mysterien bestehen, sondern nur ein Gegensatz der Stufen. Eine wirklich höhere Stufe konnte nur in dem Erfahrungsbeweise der Unsterblichkeit liegen, der theils auf dem Wege der transcendentalen Psychologie erreicht wurde, durch Somnambulismus, theils durch objective Phänomene mystischer Natur, durch Spiritismus.

In unseren spiritistischen Sitzungen sind die Hauptbestandtheile: Physikalische Phänomene und das Erscheinen von Phantomen. Sehen wir also zu, ob die Berichte der Alten deutlich genug sind, um auf solche Phänomene schließen zu lassen.

Der Glaube an Geister ist in unseren Tagen so gering, daß gerade die durchschnittlich gebildeteren Klassen in den physikalischen Kundgebungen nur Trivialitäten sehen, die eines wirklichen Geistes ganz unwürdig wären. Bei dieser Ansicht übersieht man die Gesetzmäßigkeit der intelligiblen Welt, und verwechselt die objective Beschränktheit der Eingriffsmöglichkeiten in unsere Welt mit subjectiver, geistiger Beschränkung der Eingreifenden. Im Alterthum dagegen war der Glaube an das Uebersinnliche noch sehr lebendig, und ohne Bezug auf dasselbe hätten die Mysterien ihr hohes Ansehen nicht gewinnen können; physikalische Manifestationen konnten also von Leuten, die auf das zu Erwartende gar nicht vorbereitet waren, nur mit einem gelinden Grauen aufgenommen werden, denn dem Gespensterleugner kann es nicht schwer fallen, bei Manifestationen, die er für Betrug hält, muthig zu bleiben, der Gespenstergläubige dagegen wird diesen Muth nicht unter allen Umständen aufbringen. Bei den Alten ist nun sehr viel von dem Schrecken die Rede, womit die Mysterien erfüllen. In einem dem Plutarch zugeschriebenen Fragment bei Stobäus ist davon die Rede, daß die mit der Einweihung verknüpfte Seligkeit nicht sofort erreicht wird; zuerst finde langes Umherirren und beschwerliche Wege statt, und aus einem gewissen Dunkel verdächtige und zu keinem Ausweg führende Wege; dann, vor

[1]) Schelling II, 3, 493

dem Ende selbst, alles Furchtbare, Schauer, Zittern, Angstschweiß und Entsetzen. Sodann aber kommt ein wundervolles Licht dem Einzuweihenden entgegen, glänzende Auen und Ebenen mit Stimmen und Chortänzen, ehrwürdige Laute und göttliche Erscheinungen — φαντάσματα ἁγιά. — Dann erst begeht der Eingeweihte, freigeworden und entlassen umhergehend, gekrönt die eigentliche Feier. Er geht sodann mit heiligen und reinen Menschen um, die uneingeweihte Menge der Nichtgeweihten von oben her sehend, wie sie in tiefem Schlamm und Qualen von sich selbst zertreten und umhergetrieben, und aus Unglauben an jene höheren Güter mit der Furcht des Todes allen anderen Uebeln preisgegeben bleiben[1]). Pausanias spricht von dem Grauen, welches die Uneingeweihten von den Mysterien zurückhält[2]) und es entspricht ganz dem Hexensabbath und den oft sehr unsanften Berührungen bei spiritistischen Sitzungen, wenn es heißt: „Einige werden zu Boden geworfen, bei den Haaren ergriffen, geschlagen, ohne in der Finsterniß den Thäter entdecken zu können.“[3]) Aber auch was in dem eben angeführten Fragment bei Stobäus von der nachträglichen Stimmung der Eingeweihten gesagt ist, entspricht sehr gut dem aristokratischen Gefühl, womit manche Spiritisten auf die Schaar der Nichtspiritisten herabsehen zu dürfen glauben.

Daß die erwähnten göttlichen Erscheinungen als Phantome, als Materialisationen, angesehen werden müssen, wird aus den Berichten klar. Dabei finden sich, wie eben auch in unseren Tagen, die drei möglichen Auffassungsweisen, daß man es mit guten Dämonen, oder bösen Dämonen, oder mit verstorbenen Menschen zu thun habe. Plutarch spricht von den Dämonen, die für gewöhnlich ihren Aufenthalt im Mond haben, zuweilen aber auf die Erde herabkommen, um die Orakel zu besorgen und den erhabensten Mysterien beizuwohnen und an der Feier derselben theilzunehmen. Wenn sie sich etwas zu Schulden kommen lassen, so werden sie auf die Erde verstoßen und in menschliche Körper eingeschlossen. Als solche verstoßene Dämonen nennt er nun Mysterienpriester, die Daktylen in Kreta — die ältesten Bewohner Kretas, denen als Wohlthätern der Menschheit göttliche Ehren erwiesen wurden — und die Korybanten in Phrygien, jene Priester der Cybele, welchen übermenschliche Eigenschaften zugeschrieben wurden vermöge ihrer mystischen Kenntnisse[4]). Apulejus sagt von seiner Einweihung: „Ich war in Gemeinschaft der oberen und niederen Götter, und habe sie in großer Nähe verehrt.“[5]) Von bösen Dämonen — Antithei — wird gesagt, daß sie sich einstellen, wenn im Rituale etwas verfehlt wird[6]). Vielleicht ist es in dieser Weise zu erklären, wenn von den ägyptischen Priestern gesagt wird, daß sie ihren Göttern sogar drohen[7]).

---

[1]) Schelling, II, 3, 449. — [2]) Paus. Phoc. 32, 13. — [3]) Achill. Tat. V, 23. — [4]) Plut. de fac. in orb. — [5]) Apulejus: Metam. XI. — [6]) Arnobius adv. gent. IV, 134. — [7]) Döllinger: Heidenthum, 449.

Jedenfalls werden neben den höheren Göttern auch solche von niederer Art angenommen. Apulejus sagt, daß die Dämonen mit den eigentlichen Göttern die Unsterblichkeit, mit den Menschen die Leidenschaften gemein haben, dem Zorn und der Erbarmung zugänglich seien[1]). Dieser Ansicht neigt sich auch Plutarch zu: „Aus diesem Grunde thut man wohl am besten, wenn man Alles, was von Typhon, Osiris und Isis erzählt wird, nicht für Begebenheiten einiger Götter und Menschen, sondern gewisser großer Dämonen hält, welche, wie auch Platon, Pythagoras, Xenokrates und Chrysippus mit den alten Theologen übereinstimmend behaupten, zwar stärker sind, als die Menschen, und von Natur eine größere Macht besitzen, als wir, aber auf der anderen Seite auch nicht eine ganz reine und unvermischte Gottheit, sondern, so wie wir, eine Seele und einen Körper haben, die Vergnügen und Schmerzen empfinden können, und allen den damit verbundenen Abwechselungen und Leidenschaften unterworfen sind, welche einige mehr, andere weniger beunruhigen, indem unter den Dämonen so gut, als unter den Menschen, in Ansehung der Tugend und des Lasters eine große Verschiedenheit stattfindet."[2]) Den Uebergang zu der Vorstellung, daß die Dämonen verstorbene Menschen seien, finden wir bei Heliodor, wo Kalasiris sagt: „Götter und Dämonen nehmen, wenn sie zu uns kommen und von uns gehen, höchst selten Gestalten von anderen Geschöpfen, meistentheils die von Menschen an, um von uns besser bemerkt zu werden. Den Uneingeweihten können sie nun leicht verborgen bleiben, dem Scharfblick des Klugen entgehen sie nicht: er erkennt sie an dem scharf und unverwandt blickenden Auge, dessen Lider sich niemals schließen, und mehr noch an ihrem Gang, indem sie nicht ausschreiten und die Füße abwechselnd setzen, sondern indem sie die Luft in einem widerstandslosen Zuge und Schweben mehr durchschneiden, als durchwandeln."[3]) Man kann nicht deutlicher reden, und das paßt vollkommen auf Phantome.

Endlich finden wir es aber auch, wenn nicht geradezu ausgesprochen, so doch als implicite Folgerung, daß die Erscheinungen bei den Mysterien verstorbene Menschen seien. Nach hellenischer Ansicht sind nämlich die Verstorbenen unkörperliche Gebilde, aber nicht unleiblich — εἴδωλα — und es bleibt ihnen sogar Geschlecht und Alter. Man kann sie nicht greifen[4]), aber sehen, wie „dampfenden Rauch"[5]), sie sind also nicht rein immateriell; sie haben Gesicht, Größe, Kleidung und Stimme, wie sie im Leben hatten[6]). Es mangelt ihnen Besinnung und Gedanke, die man durch das Zusammensein von Körper und Seele bedingt hielt. Sie müssen Blut trinken, um zur Besinnung zu kommen. Es war also den Nekromantikern außerhalb

---

[1]) Apulejus, de deo Socr. — [2]) Plut. Is. et. Osir. — [3]) Heliodorus III, 13. — [4]) Hom. Odyss. XI, 204—208. — [5]) Ilias XXIII, 100. — [6]) Ilias XXIII, 65—67. — [7]) Odyss. XI, 148.

der Mysterien, und mußte noch mehr den Mysterienpriestern bekannt sein, daß Phantome durch Verwendung organischer Stoffe zur deutlichen Materialisirung gebracht werden können.

Dazu kommt noch, daß nach der Lehre griechischer Philosophen die Seelen der Menschen ehemals Dämonen waren, die zur Strafe in menschliche Leiber versenkt wurden, und erst wieder glücklich werden, wenn sie sich in die Gesellschaft der anderen Geister hinaufschwingen, also wieder Dämonen werden; und so erscheint es natürlich, daß die Dämonen ihrerseits als verstorbene Menschen bezeichnet werden. Schon in dem goldenen Gedicht des Pythagoras kommen neben Göttern und Heroen auch die Dämonen vor; unter letztere rechnete man aber auch die abgeschiedenen Menschenseelen, die theils im Luftraum, theils unter der Erde sich aufhalten, und nicht selten den Menschen erscheinen [1]). Wie schon Heraklit und Demokrit, bezeichnet auch Xenokrates die Seele des Menschen als seinen Dämon [2]). Hesiod nennt die Geschlechter der früheren Menschen gute Dämonen [3]). Josephus hält die Dämonen für die Seelen verstorbener Menschen [4]). Bei Philo sind Engel, Dämonen und Seelen nur verschiedene Namen für dieselben Wesen [5]); von der Luft zur Erde getrieben, steigt ein Theil dieser Seelen herab, um sich mit sterblichen Leibern zu verbinden [6]). Auch Apulejus rechnet die menschlichen Seelen zum Geschlecht der Dämonen, sowohl während ihres irdischen Lebens, als nach ihrer Befreiung; doch seien es nur Dämonen niedriger Ordnung, die in den Leib eingehen [7]). Cicero sagt: „Erinnere Dich, weil Du doch eingeweiht bist, was man in den Mysterien hört, und Du wirst von selbst einsehen, wie allgemein wahr es sei, daß unsere Götter ehemals Menschen waren" [8]).

Es ist nicht schwer, darin Anschauungen zu erkennen, die allmählich durch die ägyptischen und griechischen Tempelmauern hindurchsickerten.

Porphyrius nennt die Seelenwanderung eine Lehre der Mithrasmysterien [9]). Cicero bezeichnet es als Lehre der Mysterien, daß die Menschen wegen der in einem früheren Leben begangenen Sünden zur Strafe auf die Erde gesetzt seien [10]). Andererseits wird nach Proclus die Seele durch die Mysterien von dem körperlichen und sterblichen Leben abgesondert und in die Gemeinschaft der Götter versetzt [11]), und auch im Phädrus wohnen die Eingeweihten mit den Göttern zusammen. Demgemäß erscheint das irdische Leben als ein mittleres zwischen zwei anderen Existenzen, in welchen sich die Seelen der Verstorbenen mit den Dämonen

---

[1]) Zeller: Philos. d. Griechen. I, 424. — [2]) Aristoteles Top. II, 6. — [3]) Hesiod: Werke und Tage. — [4]) Josephus: Bell. jud. 7, 6, 3. — [5]) Philo: de somn. 1. — [6]) Philo: de gigant. 284, 285. — [7]) Zeller: Phil. d. Griechen III, 2, 212. — [8]) Cicero Tusc. quaest. II, 12. 13. — [9]) Porph. de abstin. IV, 16. — [10]) Cicero fragm. p. 60, Ernesti. — [11]) Proclus in Remp. Plat. IV, 26.

vermischen; der Todtencultus wird zu einem Bestandtheil des Dämonencultus.

Daraus ergeben sich für die Mysterien zwei Hauptbestandtheile: 1. Die menschlichen Seelen wurden zu Dämonen erhoben, und dies kommt unserem heutigen Somnambulismus am nächsten. 2. Die Dämonen wurden zur irdischen Materialisirung gebracht, d. h. wir können die göttlichen Erscheinungen in den großen Mysterien unseren Phantomen im Spiritismus gleichstellen.

Der Begriff des Mediums scheint sich, begrifflich wenigstens, aus den mystischen Phänomenen des Alterthums nicht deutlich herausgeschält zu haben; die Materialisationen wurden mehr durch Verwendung organischer Stoffe und Räucherungen erleichtert. Bei Jamblichus ist die Rede von Bildern der Götter, die in der Luft, in den mit Feuer angemachten Dämpfen erscheinen [1]). Bei den Opfern, die der Ceres dargebracht wurden, nahm man Honig, Wein, Salz, Milch und Mehl, brannte auch Weihrauch oder, wie Ovidius [2]) sagt, Harzfackeln.

Auch daß die Phantome in den Mysterien sprachen, wird berichtet. Proclus sagt, daß in den heiligsten der Mysterien durch gewisse, den Einweihungen vorhergehende Schrecken — καταπλήξεις τινὲς — die theils durch Worte, theils durch gezeigte Gegenstände erregt werden, die Seele dem Göttlichen unterworfen und fügsam gemacht wird [3]); noch deutlicher sagt Dio Chrysostomus, daß der Schrecken durch seltsame und unerklärliche Stimmen, theils durch mystische Erscheinungen — μύστικα θεάματα — erregt wurde, und abwechselnd Licht und Finsterniß den Einzuweihenden empfingen [4]). Celsus sagt, daß, um die Zuschauer bei den Mysterien in einen heiligen Schrecken zu versetzen, neben anderen Mitteln auch das Erscheinen von Phantomen angewendet wurde [5]).

Wenn in den Mysterien der Begriff des Mediums nicht auseinandergesetzt ist, und vielleicht überhaupt nicht deutlich erfaßt wurde, so finden sich doch sehr deutliche Anzeichen, daß die Einweihung eben darin bestand, mediumistische Kräfte zu entwickeln. Zunächst sind die Priester selbst nach modernen Begriffen theils als Medien, theils als Adepten anzusehen. Von den Telchinen, den pelasgischen Priestern, heißt es, daß sie in ihren religiösen Gebräuchen zu Wundern und Fascinationen ihre Zuflucht nahmen. Bei Diodor heißt es: „Man sagt von ihnen, daß sie Zauberer gewesen seien, und Wolken, Regen und Hagel anwenden konnten, wenn sie wollten, desgleichen auch Schnee herbeiführen. Und das sollen sie in der Weise gemacht haben, wie es auch die Magier thun. Auch konnten sie ihre eigene Gestalt verwandeln; Andern aber ihre Künste zu lehren, darin waren sie

---

1) Jambl. de myst. Aegypt. — 2) Ovid. Fast. IV, 409. — 3) Proclus in Alcib. Plat. — 4) Dio Chrysost. Orat. XII, 387. — 5) Orig. contr. Cels. IV.

zurückhaltend [1])." Den Korybanten, phrygischen Priestern, wurde eine Ekstase von göttlicher Herkunft zugeschrieben; mit der Zeit wurden sie selbst zu untergeordneten Gottheiten erklärt. Hyginus sagt, daß sie Lares genannt wurden [2]), und Servius noch deutlicher: Corybantes daemones sunt [3]). Gleiches gilt von den Kabiren, welche durch Magie und Theurgie die höheren Wesen zur Wirkung brachten.

Schelling sagt: „Unmittelbare Abkömmlinge der Kabiren, Korybanten oder Samothraker sind nach Sanchuniaton (Euseb. p. 36), die die Kenntniß der Kräuter, Heilung giftiger Bisse und die Beschwörungen zuerst erfunden. Strabo I. X. p. 466 sagt, nach einigen seien die Korybanten, die Kabiren, die Idäischen Daktylen und die Telchinen einerlei, nach anderen Verwandte und nur durch geringe Unterschiede von einander getrennt. Von den Idäischen Daktylen aber sagt Schol. Apoll. Paris. L. I. v. 1831: γόητες δὲ ἦσαν καὶ φαρμακεῖς; und auch hier war Zauber und Gegenzauber. Nämlich die linken, wie Pherekydes lehrte, waren unter ihnen die γόητες, die den Zauber knüpfenden, die rechten aber die den Zauber lösenden. Einige lehrten, die rechten (Finger, Daktylen) seien männlich, die linken weiblich. Von denselben sagt der euhemerisirende Diod. Sic. v. p. 392, da sie Zauberer gewesen, haben sie sich der Beschwörungen, Einweihungen und Geheimlehren beflissen und auf Samothrake verweilend die Einwohner durch dies Alles in nicht geringes Staunen gesetzt, fast gleichlautend mit manchen Erzählungen von Othin und seinen Gesellen. Ueber die Zauberkräfte der Telchinen s. Diod. v. c. 55. Strabo XIV. p. 653 extr. Hesych. h. v. u. a." [4]).

Auch die schon bei den Aegyptern gebräuchliche Erblichkeit der Priesterwürde [5]) spricht dafür, daß es sich bei denselben weniger um Kenntnisse, als um mystische Eigenschaften von persönlicher und erblicher Natur handelte. Ebenso scheint nun aber auch die Einweihung in die höchsten Grade nicht so fast in reflectiver Belehrung, sondern darin bestanden zu haben, daß der Schüler zum passiven Medium oder activen Adepten entwickelt wurde. Darauf deutet schon die Vorbereitung durch Fasten und Keuschheit hin [6]). Die Orphiker, die den Dienst des Bacchus besorgten, enthielten sich der Fleischnahrung [7]).

Die Gelehrsamkeit der ägyptischen Priester mag noch so groß gewesen sein, so war sie doch gewiß nicht so unerschöpflich, daß ein Pythagoras und Andere 10—20 Jahre ihres Lebens in diesem Unterricht hätten verbringen müssen. Dagegen wird deren langer Aufenthalt in Aegypten sehr verständlich, wenn die Schüler magische Eigenschaften erwerben sollten, die ja dem Pythagoras auch wirklich zugeschrieben wurden. Die Einweihung

---

[1]) Diod. V, 55. — [2]) Hygin. Fab. 139. — [3]) Servius in Aen. III, 111. — [4]) Schelling I, 8, 410. — [5]) Herodot II, 37. — [6]) Tib. I, Eleg. 3, 26, Propert. V. 5, 337. Ovid. am. III. 9,33 — [7]) Euripid. Hippol. 933, Platon de leg. VI.

in die höheren Mysterien bestand also darin, den Schüler zum passiven Werkzeug für transcendente Einflüsse auszubilden — Medium — oder die latenten transcendentalen Fähigkeiten des Menschen in ihm activ zu machen — Adept. Dafür hatten Fasten und Keuschheit einen Sinn; für eine reflective Belehrung waren sie überflüssig. Porphyrius sagt: „In den Eleusinien enthielt man sich von Geflügel, Fischen und Bohnen, der Granaten und der Aepfel; ebenso macht unrein der Beischlaf und das Berühren von Kadavern. Wer die Natur der Geistererscheinungen kennt, der weiß, weshalb man sich aller Vögel enthalten muß, zumal wenn man strebt, von der Erde weggenommen und zu den himmlischen Göttern versetzt zu werden"[1]). Der Zusammenhang zwischen Fasten, Sonnambulismus und Mediumität ist hier sehr klar. In den Mysterien des Mithras mußten die Einzuweihenden Hunger, Durst und Kälte ertragen — es scheint mit der Zeit ein forcirtes Verfahren angewendet worden zu sein —; sie mußten große Wasserstrecken mehrere Tage hinter einander durchschwimmen — Wasserprobe der mittelalterlichen Hexen — und sich in's Feuer werfen — Feuerfestigkeit moderner Medien —. Bestanden sie diese Proben, so wurden sie zur Einweihung zugelassen — d. h. wohl, man verwendete sie alsdann als ausgebildete Medien zur Nekromantie[2]).

Auf einem in Tirol gefundenen, auf den Mithrasdienst deutenden Monumente sind Reliefffiguren dargestellt, die solchen Proben unterworfen werden. Die einen werden in's Wasser geworfen; andere liegen ausgestreckt auf einem Bett mit schmerzerregenden Spitzen — Unempfindlichkeit der Somnambulen — anderen sind beide Füße in der Erde vergraben, oder sie sind in gezwungener und schmerzlicher Körperhaltung — hypnotische Katalepsie — endlich halten sie die Hand in's Feuer[3]). Aus einer späteren Zeit werden wir durch Apulejus aufgeklärt. Derselbe war zu Hadrians Zeiten Oberpriester in Karthago und in alle Mysterien von Griechenland eingeweiht. Er war als Magier verschrien, schrieb auch eine Apologie der Magie, und nach seinem Tode setzte man ihn sogar einem Apollonius von Tyana gleich, und bewies damit gegen die Christen, daß auch Andere die Wunder verrichten konnten, die man Christus zuschrieb[4]). Dieser Apulejus geht in seinen Eröffnungen über die Mysterien weiter, als irgend ein Anderer; aber seine Worte, ganz räthselhaft und sinnlos für den Rationalisten, werden erst verständlich, wenn man den Maßstab der Mystik daran legt: „Ich ging bis zur Grenzscheide zwischen Leben und Tod — somnambule Ekstase — ich betrat die Schwelle der Proserpina, und nachdem ich durch alle Elemente gefahren — Wasserprobe, Feuerfestigkeit, Erheben in die Luft — kehrte ich wiederum zurück. Zur Zeit der tiefsten

---

[1]) Porph. de abstin. IV, 16. — [2]) St. Croix. II, 127, 128. — [3]) Ebendort.
[4]) Marcellinus epist. 4 ad Aug.

Mitternacht sah ich die Sonne in ihrem hellsten Lichte leuchten — mystische Lichtphänomene. Ich schaute die unteren und die oberen Götter von Angesicht zu Angesicht — Materialisationen — und betete sie in der Nähe an." Weiterhin spricht er davon, daß es noch eine höhere Weihe in die Geheimnisse des Osiris gab, und daß er auch diesen von Angesicht zu Angesicht gesehen[1]). Dazu bemerkt Burkhardt: „Dies sind Dinge, über welche man nie in's Klare kommen wird," und bezüglich des Zauberwesens, daß „die Geschichte ewig umsonst nach dem objectiven Thatbestand fragen wird"[2]). Aber, wie wir sehen, rächt sich hier — wie in so vielen Wissenszweigen — nur die Vernachlässigung mystischer Studien, die allerdings über diese Dinge viel Klarheit verbreiten, so viel auch des räthselhaften noch übrig bleibt.

Daß es sich bei den Mysterien um spiritistische Phänomene handelte, geht auch daraus hervor, daß sie in der Finsterniß gehalten wurden. Die Mysterien des Mithras wurden in dunklen Höhlen gefeiert[3]). Der Tempel zu Eleusis hatte einen unterirdischen Theil[4]) — Reichenbachische Dunkelkammer — von den Thesmophorien, von welchen Männer ausgeschlossen waren, heißt es, daß sie Nachts gefeiert wurden; ebenso von den Mysterien des Bacchus[5]). Demetrius von Phalerä sagt, daß bei den Mysterien Alles auf Schrecken, Bestürzung und Schauer angelegt war[6]). Wenn der Einzuweihende in den Tempel trat, sagt Themistius, so war er zuerst von Schrecken und wie von Schwindel befallen, von Kummer und einer gänzlichen Bestürzung eingenommen, da er keinen Schritt vorwärts zu thun vermochte, noch einen Weg zu finden, der in's Innere führte, bis endlich der Vorhang des Tempels weggezogen wurde[7]). Die Mysterien der Isis begannen bei einbrechender Nacht, wie Apulejus in der erwähnten Stelle sagt. Nach Cicero wurden auch die Eleusinien Nachts gefeiert[8]). An die Verwendung von Musik — die Mesmer in seine Behandlung aufnahm und die auch im Spiritismus zur Verwendung kommt — erinnert eine Stelle bei Aristoteles[9]).

Endlich dürfen wir aber auch nicht vergessen, daß Magie und Nekromantie auch außerhalb der Mysterien in Gebrauch waren. Schon in der ägyptischen Weisheit unterscheidet Heliodor zweierlei Arten: „Die eine ist für den Pöbel und wandelt so zu sagen immer niedrig auf der Erde; sie hat mit Gespenstern zu thun und balgt sich mit Leichen, klebt an Kräutern und stützt sich auf Zauberformeln; ihr Endzweck ist niemals etwas Gutes, weder an sich, noch für den, der sie zu Rathe zieht; in ihren Wegen geht sie meistentheils fehl; gelingt ihr einmal etwas, so ist es

[1]) Apul. Metam. XI. — [2]) Burkhardt: Die Zeit Constantins, 197, 243. 2. Aufl. 1880. — [3]) Tertull. de corona mil. — [4]) St. Croix, I, 138. — [5]) Eurip. Bacch., 485, 486. — [6]) Dem. Phal. de Eloc., 401. — [7]) Schelling II, 3, 444. — [8]) Cic. de leg. II, 14. — [9]) Schelling II, 3, 447.

etwas Abscheuliches und Garstiges; bald giebt sie Dinge zu sehen, die nicht sind, bald täuscht sie gehegte Hoffnungen, bald verhilft sie zu unerlaubten Handlungen und ist ungezügelten Lüsten dienstbar. Die andere aber, die wahre Weisheit, um die wir Priester und Propheten uns von Jugend auf bemühen, blickt zum Himmel empor, verkehrt mit den Göttern und hat Theil an der Natur der mächtigen Wesen; sie erforscht die Bewegung der Gestirne und gewinnt das Vorherwissen der Zukunft[1]). Diese thatsächliche Anerkennung der schwarzen Magie, deren Beschreibung an das mittelalterliche Zauberwesen erinnert, neben der weißen läßt um so mehr die große Heimlichkeit begreifen, mit welcher die Mysterien umgeben waren; man fürchtete eben den Mißbrauch mystischer Kenntnisse und transcendentaler Fähigkeiten. Darum war man so strenge, daß der Hierophant von Eleusis sogar den Apollonius von Tyana als einen Magier von den Mysterien mit den Worten zurückwies, er würde niemals die Eleusinischen Geheimnisse einem Menschen entdecken, der die göttlichen Dinge profanire. Apollonius, der sodann seine höheren Kenntnisse in der Geheimlehre betonte, wies dann seinerseits den nun willfähriger gewordenen Oberpriester zurück und erklärte, er würde sich erst durch dessen Nachfolger einweihen lassen, den er nannte, und dem in der That vier Jahre später der Tempel übergeben wurde[2]).

Ueber die Nekromantie außerhalb der Mysterien — νεκρομαντεῖα, ψυχοπομπεῖα, ψυχομαντεῖα — sind die Nachrichten sogar sehr vielfältig, und wenn sie auch bei den sogenannten Todtenorakeln noch mit Geheimniß umgeben war, so kommt sie doch auch von Privaten getrieben vor. Die Beschwörung der Todten, um durch sie auf vorgelegte Fragen Antworten zu erhalten, Zukünftiges und überhaupt Verborgenes zu erfahren[3]), kommt schon bei Homer[4]) vor. Herodot erwähnt ein Todtenorakel in Thesprotien, wo man durch Anwendung geheimer Mittel die Seelen der Verstorbenen zu erscheinen und Antwort zu geben nöthigte[5]). In Italien bestand ein solches Orakel am Avernersee in Misenum; nach geschlachtetem Opfer und Ausgießung des Trankopfers rief man dort den Todten, worauf ein Phantom erschien, zwar dunkel und nicht leicht zu erkennen, das aber doch redete und nach gegebener Antwort verschwand[6]). Auch Andere erwähnen dieses der Persephone heilige Orakel[7]). Solche bestanden auch in Phigalia in Arkadien, im thracischen Heraclea, am See Aornos in Thessalien &c. Nach alter Vorstellung haben die chthonischen Gottheiten die Herrschaft im Hades, daher wurden sie in der Nekromantie angerufen[8]) und wurde der Hekate die Macht zugeschrieben, Todte erscheinen zu lassen. Lucian

---

1) Heliod. Aethiop. III, 16. — 2) Philostr. Vita Apoll. IV, 18. — 3) Cic. de div. I, 58. — 4) Odyss. XI. — 5) Herodot. V, 92. — 6) Maxim. Tyr. diss. 14, 2. — 7) Diod. IV, 22. Strabo I, 26. Lucret. VI, 740. — Virg. Aen. VI, 237. Prop. IV, 18, 1. V. 1,49. — 8) Aeschyl. Pers. 619—32.

verspottet die Geister, die sich am Wohlgeruch des Opferdunstes und des Räucherwerks ergötzen[1]), und diese Verwechselung von Nahrungsmittel und Materialisationsmittel scheint dem ganzen Alterthum anzugehören. Dem Hades, der Hekate und den Erinnyen wurde Honig geopfert[2]) und Honig wurde auch bei Todtenbeschwörungen verwendet[3]). Blut als Materialisationsmittel war sehr im Gebrauch, ja es liegt wohl eben darin die eigentliche, unverstandene Bedeutung der blutigen Opfer, von welchen sogar Menschenopfer nicht ausgeschlossen waren. Porphyrius belastet damit sogar die Mysterien in Kreta: „Istros in seiner Sammlung kretensischer Opfer sagt, daß die Kureten von altersher gewohnt waren, dem Saturn Knaben zu opfern. Pallas, der das Beste über die Mithrasmysterien geschrieben hat, sagt, daß die öffentlichen Menschenopfer erst unter Kaiser Hadrian abgeschafft wurden."[4]) Leichenopfer an Pluto und Proserpina werden erwähnt[5]), und bei Heliodor finden wir die sehr ausführliche Beschreibung einer Todtenbeschwörung, woraus die Verwendung von Blut als Materialisationsmittel sogar im Privatgebrauch erhellt[6]).

Solche Privatleute als Nekromantiker kommen im ganzen Alterthum vor. Bei Plutarch sagt Simmias, daß er am Grabe des Lysis die Todtenopfer verrichtete und die Seele des Lysis beschwor, damit sie bezüglich seiner Beerdigung ihren Wunsch kundgebe; er sah die ganze Nacht hindurch nichts, glaubte aber eine Stimme zu hören, die ihm einen Befehl ertheilte[7]). Der Grammatiker Apion behauptete, den Schatten des Homer um sein Vaterland und seine Eltern befragt zu haben, verschweigt aber die Antwort[8]). Appius, Zeitgenosse des Cicero, gab sich mit Todtenbeschwörung ab[9]). Nero beschwor den Geist seiner ermordeten Mutter[10]), Caracalla die Geister seines Vaters und Bruders[11]). Dem Vatinius wirft Cicero vor: „Du pflegst die Geister der Verstorbenen heraufzubeschwören und den Göttern der Unterwelt Eingeweide der Knaben zu opfern"[12]). Auch dem Nero wird vorgeworfen, daß er es bei seinen magischen Operationen an Menschenopfern nicht fehlen ließ[13]). Catilina und die Kaiser Heliogabalus, Didius Julianus und Valerianus stehen im Verdachte der Kinderopfer. Pollentianus handelte nach dem Gebrauch, einer schwangeren Frau die unreife Frucht herauszuschneiden, um Geister zu beschwören[14]), und das Gleiche wird dem Maxentius nachgesagt[15]). Nach dem Tode des Kaisers Julian fand man in dem von ihm zu geheimen Mysterien benützten Tempel zu Carrä ein an den Haaren aufgehängtes Weib mit aufgeschnittenem Leib[16]), von welchem Verfahren schon

[1]) Lucian. Ikaromenippus. — [2]) Apoll. Rhod. III, 1034. Eurip. Iphig. Taur., 160. — [3]) St. Croix. I, 243. — [4]) Porphyr. de abstin. II, 56. — [5]) St, Croix. I, 189. — [6]) Heliod. Aethiop. VI, 14. — [7]) Plut. de gen. Socr. — [8]) Plinius H. N. 30, 2. — [9]) Cic. Tusc. I, 16. — [10]) Suet. Nero 34. — [11]) Herodian. IV. 12, 3. — [12]) Cic. in Vat. 6. — [13]) Plin.H. N. 30, 2. — [14]) Ammian. Marc. 29, 2,17. [15]) Euseb. H. Eccl. 8, 14—16. — [16]) Theod. H. E. 3, 21. 22.

Lucanus berichtet[1]). Die Unkenntniß des Begriffes Medium hatte also arge Scheußlichkeiten zur Folge.

Sogar Spyridion, Bischof von Cypern, wird als Todtenbeschwörer erwähnt: ein Bekannter hatte seiner Tochter Irene einen werthvollen Gegenstand anvertraut; sie starb und Spyridion, der den Schatz zurückgeben sollte, aber den Ort der Aufbewahrung nicht wußte, beschwor ihren Schatten, bis sie ihm aus dem Grabe heraus Kunde gab[2]). Noch im Mittelalter finden wir die Todtenbeschwörung in ihrer scheußlichsten Gestalt bei Gilles de Laval, Baron von Rez, dem französischen Marschall, in dessen Schloß bei Nantes Hunderte von Kindern verschwanden, bis er 1440 zum Tode verurtheilt wurde.

Wenn wir nun sehen, daß ein so wichtiger Bestandtheil der Mysterien, wie die Todtenbeschwörung, nicht hinter den Mauern der Tempel verborgen blieb, und im Privatgebrauch, wo der Begriff des Mediums unbekannt war, in gräßlicher Weise verwilderte, so werden wir vorweg annehmen dürfen, daß mysteriöse Lehren, die von den Philosophen so hochgeschätzt waren, allmählich auch in die Systeme derselben drangen. Die Philosophen waren nachweisbar in beständiger Fühlung mit den Mysterien und hatten wohl ihre besten Einsichten aus diesen entlehnt. Thales wurde von ägyptischen Priestern unterrichtet[3]). Pythagoras wurde von den Priestern in Memphis und Theben eingeweiht, nachdem er alle vorgeschriebenen schweren Prüfungen durchgemacht[4]). Vorher schon war er in Biblos und Tyrus eingeweiht worden. Er blieb in Aegypten volle 22 Jahre, und ging dann nach Chaldäa und Persien, um sich dort von den Magiern unterrichten zu lassen[5]). Daher werden ihm auch magische Künste zugeschrieben[6]). Seine Zahlenlehre hatte er von den Aegyptern[7]). Seine Dämonenlehre stimmt überein mit der des Hesiod[8]). Er lehrte Seelenwanderung, und auch von den Mysterien des Mithras heißt es, daß man dort von der Seelenwanderung *überzeugt* wurde[9]).

Von den Pythagoräern heißt es im Allgemeinen, daß sie Freunde der Theurgie und Divination waren[10]), und Jamblichus sagt, daß in dieser Schule Alles mündlich als göttliches Geheimniß sich fortpflanzte. Heraklit lehrte den Uebergang der Seele aus ihrem dämonischen Zustand in den menschlichen, und in einem Bruchstücke nennt er die Götter unsterbliche Menschen, die Menschen sterbliche Götter. Platon ließ sich ebenfalls in Aegypten unterrichten, und hätten ihn die Kriegsunruhen nicht abgehalten, so würde er sogar nach Persien zu den Magiern gereist sein[11]).

---

[1]) Lucan. Parsal. 6, 554. Döllinger: Heidenthum 661. — [2]) Burkhardt: D. Zeit Constantins, 241. — [3]) Diog. Laert. I, 27. — [4]) Jamblich. Vita Pythag. — [5]) Cic. de fin. V — [6]) Apulejus de magia 27. — [7]) Plut. Is. et Os. — [8]) Hesiod: Werke u. Tage I, 120. — [9]) Porph. de abstin. IV. 16. — [10]) Diog. Laert. VIII, 1.18. — [11]) Diog. Laert. III, 8.

Daß die platonische Philosophie dieselbe sei, wie die der Orphischen Mysterien, sagt Proclus geradezu[1]), und allgemein schreibt Herodot die Ausbildung der Mysterien den Philosophen — σοφίσται — zu. In der That hätte Platon die Philosophie nicht das Höchste, was man lernen kann — μέγιστον μάθημα — genannt, wenn ihm auf Seite der Mysterien ein Ueberschuß geblieben wäre, und er nicht vielmehr selbst diesen Ueberschuß, immerhin unter Wahrung von Geheimnissen, in seine Philosophie gemengt hätte. Er lehrte Präexistenz und Unsterblichkeit, und die dem griechischen Geiste fremde Vorstellung, daß der Körper ein Kerker der Seele sei. Unser gegenwärtiges Loos ist ihm abhängig von einem früheren Leben und Verhalten, das künftige Loos vom gegenwärtigen Verhalten. Sein Unsterblichkeitsbeweis ist mystisch aus der Verwandtschaft der Seele mit den Ideen geführt. Die Seele verbringe, was auch von den Eingeweihten gesagt werde, nach dem Tode die Zeit mit den Göttern. Die der Philosophie ergebene Seele erwarte nach dem Tode keine neue Wanderung, sondern, wenngleich kein körperloser Zustand, doch ein vom Körper möglichst wenig beschwertes Dasein ätherischer Art. Wie dieses an die Phantome der Mysterien erinnert, so seine Vorstellung, daß die am Körper hängende Seele ruhelos das Grab umschweift, an Nekromantie.

Daß die griechischen Mysterien aus Aegypten kamen, scheint hervorzugehen aus der Identität der ägyptischen Isis mit der griechischen Ceres[2]) und fast völligen Gleichheit ihrer Mysterien[3]). Das eigentliche Heimatland der Mysterien ist aber wohl Indien. Es ist jedenfalls bezeichnend, daß die Philosophen, welche eingeweiht waren, wie Empedokles, Platon, Pythagoras, Apollonius, auch von der indischen Magie hoch dachten und sie zum Theile kannten. Es sollten sogar die Worte κογξ ὀμπαξ, womit nach Beendigung der Eleusinien die Versammlung aufgehoben wurde, aus dem Sanskrit stammen, und sollen sich die Brahminen nach Beendigung ihrer religiösen Feierlichkeiten derselben ebenfalls bedienen[4]).

Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß in den Mysterien „an eine lehrhafte Ueberlieferung einer reineren Gottesauffassung, eine Ausdeutung der Mythen nicht zu denken ist" und die dramatische Natur der Mysterien jetzt allgemein anerkannt ist[5]); wenn es ferner richtig ist, daß die Philosophen in ihrer exoterischen Lehre es für erlaubt hielten, wenn von den Volksgöttern, der Seele und den Geistern die Rede war, zu Erdichtungen ihre Zuflucht zu nehmen[6]), so dürfte doch das Urtheil Zellers, daß die griechische Philosophie nichts Erhebliches von den Mysterien entlehnt habe, bedeutend einzuschränken sein. Er selbst giebt zu, daß der

[1]) Procl. in Timaeum. — [2]) Herod. II, 59. — [3]) Lactant. de fals. rel. § 21.— [4]) Ouvaroff: Essai sur les mystères d'Eleusis, 27. — [5]) Hermann: Lehrbuch der gottesdienstl. Alterthümer d. Griechen, 193. 198. — [6]) Macrobius in somn. Scip. I, 2.

Unsterblichkeitsglaube aus den Mysterien hervorgegangen zu sein scheine[1]). Es verdankten gerade die eleusinischen Mysterien ihre Berühmtheit nicht nur der Pracht, die darauf verwendet wurde, sondern hauptsächlich dem herrschenden Glauben, daß der dort Eingeweihte eine sichere Bürgschaft jenseitiger Seligkeit besitze[2]), was doch wohl heißt, daß man in Eleusis die überzeugendsten, also empirischen Beweise von der Unsterblichkeit erhielt.

Die Beeinflussung der Philosophie durch die Mysterien wird allerdings erst in der späteren Zeit griechischer Philosophie recht deutlich. Nachdem durch die römischen kaiserlichen Edicte die Mysterien bedroht waren, nahmen sie die Maske der Philosophie an und flüchteten in die alexandrinischen Philosophenschulen, wo theurgische Beschwörungen getrieben wurden. Sie hatten Mysterien, bei welchen man zur Anschauung der Götter gelangte, die in verschiedenen Gestalten, namentlich menschlichen, oft auch nur durch gestaltlosen Lichtglanz sich offenbarten[3]), was, mit spiritistischen Manifestationen verglichen, ungemein verständlich wird, aber bei Zeller, der rationalistisch urtheilt, als Absurdität erscheint. Damit stimmt auch die Dämonenlehre des Plotin überein. Er versetzt diese in das Zwischenreich, zwischen dieser und der anderen Welt; sie sind ewig, wie die Götter, aber den Leidenschaften unterworfen; sie haben Erinnerung, sinnliche Empfindung, ja sogar die Sprache, einen Leib aus intelligibler Materie, hören auf Anrufungen und nehmen, um zu erscheinen, Luftleiber an[4]). Aus der dämonischen Natur der menschlichen Seele folgt für Plotin die Unterscheidung einer doppelten Selbsterkenntniß; in der einen erkennt sich der Mensch als irdisches, bewußtes Wesen, in der anderen als transcendentales Subject[5]). Die berühmte Inschrift am Tempel zu Delphi: „Erkenne Dich selbst!" die rationalistisch ausgelegt nicht viel mehr als ein Gemeinplatz ist, wird also wohl an einem Tempel, darin die Priesterin im Somnambulismus weissagte, im Sinne jener zweiten Selbsterkenntniß gemeint gewesen sein. Der Mensch soll nicht seine zeitliche Natur erkennen, sondern seine ewige, die sich in seinen transcendentalen Fähigkeiten erweist. So genommen ist jene Delphische Inschrift noch heute nicht veraltet und dürfte an sämmtlichen Universitäten angebracht werden.

Porphyrius anerkennt gute wie böse Dämonen; sie sind bald sichtbar, bald unsichtbar und mit luftartigen Leibern versehen[6]). Sie können zur Materialisation gebracht werden, indem sie an den Trankopfern und am Fettdampf der Brandopfer sich laben, wodurch ihr Geist selber zu Fett wird; denn er lebe nur vom Brodem der Opfer und werde stark durch den aufsteigenden Dampf von Opferfleisch und Blut[7]). Diese Ver-

---

[1]) Zeller: Phil. d. Griechen I, 53. — [2]) Döllinger: Heidenthum ꝛc., 156. — [3]) Proclus in Polit. — [4]) Plotin Ennead. III, 7. 6 VI, 7. 6. IV, 3. 18. IV, 4. 43 III, 5, 6. — [5]) Derſ. V, 3, 4. — [6]) Porph. de abstin. II, 37, 39. — [7]) Derſ. II, 42.

wechselung von Nahrung und Materialisationsmittel ist wohl eben so unrichtig, wie die Ansicht des Augustinus, daß nicht, wie Porphyr und Andere meinen, der Geruch der Opferthiere die Dämonen ergötze, da sie ja derlei Gerüche überall finden könnten, sondern daß sie sich an der ihnen erwiesenen göttlichen Ehre erfreuen[1]). Jamblichus glaubt neben echten Erscheinungen auch an trügerische, welche die Fehler der theurgischen Operationen benützend, sich den höheren Dämonen unterschieben[2]).

Die Analogie mit den spiritistischen Phänomenen geht aber noch weiter, und bis in's Detail. So z. B. wenn es von Aedesius, dem Schüler des Jamblichus, heißt, daß er einst den Hexameter, den ihm der Gott im Schlaf gesagt, vergaß, aber nach dem Erwachen in seine linke Hand geschrieben fand, was an mystische blutunterlaufene Schriften auf dem Arm bei Medien erinnert. Dieser Aedesius ist es, der seinem Schüler, dem Kaiser Constantin (in Bezug auf die dämonische Natur des Menschen), sagt: „Wenn Du einst an den Mysterien Theil nimmst, wirst Du Dich schämen, überhaupt nur als Mensch geboren zu sein[3]).“

Bei Jamblichus sind Phänomene, deren jedes an Spiritismus anklingt, zusammengedrängt in dem Satze: „Viele der Inspirirten fühlen das Feuer nicht; sie schreiten durch das Feuer und schwimmen über Ströme in wunderbarer Weise. Ihre Körper dehnen sich aus nach der Breite und Höhe und erheben sich in die Luft“ — was Alles auf das Medium Home und andere zutrifft; — „das Tönen ihrer Stimme ist oft gleichmäßig, oft unregelmäßig, oft stark, oft schwach,“ wie bei Sprechmedien[4]).

Daß es sich auch bei den Neupythagoräern — deren Schule in sieben Städten Unteritaliens blühte: Croton, Sybaris, Catanea, Rhegium, Himera, Agrigent, Thauromenium — mehr um mystische Entwickelung, als um lehrhafte Doctrinen handelte, und nicht so fast der Charakter geprüft wurde, sondern die Mediumität, geht daraus hervor, daß sie drei Jahre lang im Stande der Prüfung lebten und in der zu führenden Lebensweise unterrichtet wurden, vielleicht auch aus dem großen Gewicht, das sie der Musik beilegten, die eines der besten Steigerungsmittel des Somnambulismus ist.

Demgemäß fällt denn auch das Ende der Mysterien zusammen mit dem Untergang der alexandrinischen Philosophie. Durch Justinian wurden die Philosophen dieser Schule genöthigt, das römische Reich zu verlassen, und von ihnen, welche praktische Mystik trieben, ist es ganz verständlich, daß sie, um Freiheit zu genießen, nach Persien übersiedelten. Damit waren die Mysterien im Großen und Ganzen beseitigt, nachdem sie 18 Jahrhunderte hindurch bestanden hatten. Der Kaiser Theodosius hatte für Eleusis alle nächtlichen Feierlichkeiten in und außerhalb des Tempels bei

[1]) August. de Civ. Dei X, 19. — [2]) Jambl. de myst. Aegypt. — [3]) Burkhardt: Die Zeit Constantins. — [4]) Jambl. de myst. Aeg.

Strafe der Landesverweisung verboten. Einiges davon scheint sich gleichwohl noch länger erhalten zu haben, und zwar bei den Gnostikern. Von der Secte der Preguzier wird gesagt, daß sie bei der Einweihung Phantome erscheinen ließen[1]), ja sie standen sogar im Rufe, kleine Kinder zu opfern; sie ahmten auch äußerlich die Mysterien nach und hatten ihre Einweihungen. Bei den Christenverfolgungen scheinen sie gelinder behandelt worden zu sein, weil die Verwandtschaft ihrer Lehre mit der der Mysterien zu ihren Gunsten sprach. Die Marcioniten und Marcosier hatten ihre Weissagerinnen[2]) und es erinnert wieder an Sprechmedien — im Mittelalter Besessene genannt — wenn sie von Geistern sprechen, welche den Menschen bewohnen und beherrschen[3]).

Die Mysterien waren die festeste Stütze des untergehenden Heidenthums, weil sie eben durch Thatsachen belehrten. Daraus läßt sich aber indirect schließen, daß auch das aufsteigende Christenthum mystische Thatsachen, magische Heilungen &c. zur Verfügung haben mußte; denn mit bloßen Gegendogmen hätte es die Mysterien nicht verdrängen können. Noch der Kaiser Julian wurde Apostat, nachdem er die Mysterien kennen gelernt hatte.

Es lag daher sehr im Interesse der Kirchenväter, die Mysterien herabzuwürdigen. Sie thaten aber das nicht in der flachen rationalistischen Weise der heutigen Gegner des Spiritismus. Sie zeigen sich unterrichtet über die Mysterien, weil denn doch der geheimnißvolle Schleier von denselben allmählich weggezogen worden war, und sind weit davon entfernt, die Thatsachen als solche zu leugnen. Arnobius giebt sogar die Zauberei in ihrem ganzen Umfang zu, nur daß er die Wunder der Magier auf die Dämonen zurückführt[4]). Wenn auch Betrug zugegeben wurde, und der hl. Hippolyt in seiner „Widerlegung der Ketzerei" [5]) eine Anzahl von Betrügereien der Zauberer enthüllte, so wurde doch die Betrugstheorie nicht verwendet, um das ganze Gebiet der heidnischen Mystik los zu werden und der Erklärung sich entschlagen zu dürfen. Augustinus schrieb die Erfindung der Mysterien dem Teufel zu[6]). Tertullian sagt: „Sie haben dem Teufel ihr Dasein zu verdanken, dessen Geschäft es ist, die Wahrheiten zu verkehren, und der die göttlichen Heiligthümer in den Geheimnissen der Götter nachäfft[7]). Umgekehrt verwiesen die heidnischen Priester und Philosophen, wenn sie dem Christenthum etwas Höheres entgegensetzen wollten, auf die Mysterien. Der Kaiser Julianus glaubte in den Mysterien des Mithras das Geheimniß gefunden zu haben, sein Zeitalter beim Heidenthum zu erhalten. Er legte auf dieselben so hohen Werth, daß, wer seine

---

[1]) St. Croix. II, 190, 191. — [2]) Tertull. de praescr. 6. De anima 36. Irenaeus I, 13. — [3]) Friedrich Münter: Versuch über kirchl. Alterthümer der Gnostiker. 44. — [4]) Arnob. adv. gent. — [5]) Hippol. IV, 28—42. [6]) August. de Civ. Dei. IV, 31. II, 26. — [7]) Tertull. ado. haeret. 40.

Gunst erwerben wollte, sich einweihen lassen mußte[1]). Diese Mysterien des Mithras wurden nach Rom verpflanzt, als Pompejus die Seeräuber an der Küste von Cilicien vernichtet hatte, und verbreiteten sich so schnell, daß Menschen aller Stände eingeweiht zu werden trachteten[2]).

Wenn wir die exoterische Vorstellung der Griechen über den traurigen Zustand der Verstorbenen im Hades erwägen, der den Schatten des Agamemnon sagen läßt:

> Lieber möcht' ich fürwahr dem unbegüterten Meier,
> Der nur kümmerlich lebt, als Tagelöhner das Feld bau'n,
> Als die ganze Schaar vermoderter Todten beherrschen[3]),

— so können wir uns die Begeisterung, welche die Mysterien genossen, wohl erklären. Denn allerdings sagt Platon, daß die Griechen zu seiner Zeit die Sagen vom Hades und den dortigen Strafen, so lange sie gesund waren, für lächerlich hielten; er fügt aber bei, daß wenn sie dem Tode sich näherten, sie die Angst vor denselben doch nicht unterdrücken konnten[4]). Diese Stimmung gegen die anerzogenen religiösen Vorstellungen ist eben eine allgemein menschliche, und sie findet sich auch in unseren Tagen. Darum können wir aber auch jene Begeisterung der alten Griechen in Parallele stellen mit jener, womit in unseren Tagen der Spiritismus aufgenommen wurde, der sich in vier Jahrzehnten rascher verbreitete, als seinerzeit das Christenthum in vier Jahrhunderten. Es gaben eben sowohl die Mysterien, als der Spiritismus der Menschheit eine Hoffnung zurück, die damals eine skeptische Philosophie und heute der Materialismus ihr genommen hatten.

Eines jedoch hat das Alterthum vor unserer Zeit voraus. Nach griechischer Anschauung verdient keine Wissenschaft, die nur auf sinnliche Dinge gerichtet ist, den Namen Weisheit, und Materialisten, wie Kritias und Hippon, werden von Aristoteles zu den plumpen Denkern gezählt[5]). Gerade die größten Geister des Alterthums drängten sich daher zu den Mysterien, ja sie schreckten sogar vor den beschwerlichen Reisen nach Aegypten und Persien nicht zurück, um in Sachen der Mystik neue Aufschlüsse zu erhalten. Bei uns dagegen ist der Enthusiasmus für den Spiritismus beschränkt geblieben, und gerade die Vertreter der Wissenschaft, mit wenigen Ausnahmen, finden ihr Genügen an der sinnlichen Erscheinung des Menschen, haben für den Spiritismus nur Spott und Hohn, oder sagen gar, wie Huxley, daß diese Dinge, selbst wenn sie wahr wären, sie nicht interessiren.

Im Alterthum war es ein bloßer Tempelschreiber, Pankrates, der ein 23jähriges Studium (im Sinne des Adepten) nicht scheute, um endlich in den Besitz der ägyptischen Gelehrsamkeit zu gelangen[6]). Unsere Gelehrten dagegen, die statt weiter Reisen nur um die nächste Straßenecke zu gehen

[1]) Schelling II, 2, 230. — [2]) Plutarch: Pomp. 24. — [3]) Odyss. XI, 488—491. — [4]) Platon Rep. — [5]) Aristot. de an. I, 2. — [6]) Döllinger, Heidenthum, 440.

nöthig hätten, um sich die anschauliche Ueberzeugung von der Einseitigkeit ihrer Weltanschauung zu holen, geben sich trotzdem oder vielleicht eben darum diese Mühe nicht. Man kann ihre Zweifel begreiflich finden, sogar ihre aprioristische Negation verzeihen; aber die Weigerung, mit eigenen Augen zu sehen, was sie in nächster Nähe finden könnten, geht jedenfalls über das Maß des Verzeihlichen hinaus. In dieser Hinsicht ist also der Vergleich unserer Zeit mit dem Alterthum für uns in hohem Grade beschämend.

Wenn wir nun sehen, daß in den Mysterien der Alten es sich um Spiritismus handelte — eine Hypothese, die meines Wissens noch nicht aufgestellt worden ist — so läßt sich daraus allerdings noch kein absoluter Beweis für die Wahrheit des Spiritismus führen; aber die Betrugstheorie der Modernen erscheint jedenfalls lächerlich gegenüber der Thatsache, daß die Mysterien, wiewohl sie von den größten Geistern des Alterthums beständig controlirt waren, doch an 2000 Jahre bestanden, was nimmermehr möglich gewesen wäre, wenn in der That nur Betrug darin gewesen wäre. Unsere Rationalisten werden sich daher vielleicht bestimmen lassen, etwas weniger vorschnell über den Spiritismus abzusprechen, wenn sie bedenken, daß sie in dieses Absprechen zugleich die hervorragendsten griechischen Philosophen einbeziehen müssen. Darum ist zu hoffen, daß der Spiritismus, und die Mystik im Allgemeinen, eine neue Bekräftigung erhalten werden, wenn einmal die Philologen sich entschließen werden, den Maßstab der Mystik an die alten Klassiker zu legen. Es wird ihnen dann nicht schwer fallen, den Beweis für die Richtigkeit der hier vorgetragenen Hypothese in viel gründlicherer Weise zu führen, als es mir bei meinen beschränkten Kenntnissen über das klassische Alterthum möglich war.*)

---

*) Anm. d. Red. Carl du Prels Artikel über „Die Mystik der Griechen" haben, wie vorauszusehen war, zahlreiche Entgegnungen hervorgerufen. Wir werden im Januar eine dieser Arbeiten veröffentlichen, welche mit wissenschaftlichem Ernste die Anschauungen du Prels (die wir ja keineswegs theilen) bekämpft. Unsere Leser werden es berechtigt finden, daß wir den Vertretern so verschiedenartiger Anschauungen das Wort geben, ganz unabhängig davon, nach welcher Seite wir selbst neigen.

Antonio Cánovas del Castillo als ästhetischer Schriftsteller.

Von

Emil Hübner.

— Berlin. —

Cánovas, der Leiter einer der großen Parteien Spaniens, ist nicht blos als Staatsmann und Geschichtschreiber seit Jahren mit großem Erfolge thätig. Auch der schönen Literatur und den bildenden Künsten wendet er ein keineswegs nur dilettantisches Interesse zu. Es verlohnt der Mühe, den hervorragenden Mann von dieser wenig bekannten Seite den deutschen Lesern vorzuführen. Die Möglichkeit dazu bietet ein soeben erschienener Band seiner Werke; bis dahin waren seine einschlägigen Arbeiten weit zerstreut und selbst in Spanien kaum zugänglich, im Ausland gänzlich unbekannt.

Ich verdanke den neuen Band der freundlichen Mittheilung des Verfassers*), und da er die neuesten Arbeiten desselben bringt (er beginnt mit einem am 29. Mai d. J. gehaltenen Vortrag und der Druck des Ganzen ist am 30. Mai beendet worden), so wird er noch nirgends näher bekannt sein. Die Hitze des politischen Parteikampfes hat sich jenseits der Pyrenäen augenscheinlich abgekühlt; sonst hätte der hervorragendste Führer in demselben nicht die Muße gefunden, solchen Problemen umfängliche Studien und erneutes Nachdenken zuzuwenden, wie sie in diesem Bande behandelt werden. Denn derselbe führt den Titel „Kunst und Literatur" und enthält drei Vorträge, aus den Jahren 1867, 1885 und 1887, nebst einigen Anhängen, ausschließlich ästhetisch-literarischer Art. Während die historischen und politischen Aufsätze der früheren Bände dadurch werthvoll und lehrreich sind, daß sie den scharf begrenzten nationalen Standpunkt

---

*) A. Cánovas del Castillo, obras: artes y letras u. s. w. Madrid, 1887 (XI 471 und S.) 8.

des Verfassers, und damit zugleich des besten Theiles seiner Landsleute zu lebendigem Ausdruck bringen, erheben sich die der vorliegenden zu universaler Weite des Blickes. Allein sie verleugnen darum doch nirgends ihren echt nationalen Ursprung. Keinem Spanier, auch wenn er über die allgemeinsten, scheinbar weit über die Grenzen der Nationalität hinausgehenden Dinge schreibt, ist es bisher gelungen, einen wahrhaft kosmopolitischen Standpunkt einzunehmen. Darin liegt zugleich ihre Stärke und ihre Schwäche.

Die Rede, mit welcher Cánovas erst in diesem Jahr den ihm schon vor langer Zeit ertheilten Sitz in der Akademie von San Fernando oder der schönen Künste einnahm, handelt „von den Umständen, welche bei den von den schönen Künsten behandelten Gegenständen zusammentreffen müssen je nach ihren verschiedenen und besonderen Bedingungen“. Den etwas umständlichen und sehr vorsichtig formulirten Titel rechtfertigen einleitende Bemerkungen über die Art, wie er selbst, der Verfasser, erst während er in den Jahren 1856 und 1857 als Diplomat in Italien weilte, zu nachdenklicher Beschäftigung mit der bildenden Kunst überhaupt gekommen sei. Wie nicht die Malerei, selbst nicht in den größten Werken Rafaels und Michelangelos, sondern die antike Sculptur ihm den tiefsten Eindruck gemacht habe. Wie er in jenem Wald von Statuen im Vatican und Capitol, in den Villen Albani, Borghese, Ludovisi, Pamfili und in den vielen anderen Palästen Roms den lebendigsten Eindruck einer untergegangenen Welt in voller Unmittelbarkeit empfangen habe. Denn unter diesen Tausenden von Marmorbildern finden sich alle Gestalten der antiken Welt vertreten, von den Göttern und Heroen, den Kaisern, Feldherrn, Philosophen, Rednern, Dichtern bis herab zu den Gladiatoren und Sclaven, ja zu den Thieren; ebenso Frauen jeder Art, überhaupt jedes Alter und Geschlecht, und trotz des Ausdrucks gleichmäßiger Ruhe, trotz des Mangels an Farbe in höchster Mannigfaltigkeit. Daher seine vielleicht ungerechte Vorliebe für die Plastik. Und nun führt er aus, wie er sich an Winkelmann, Mengs, seinem Landsmann Azára, dem Freunde der beiden Erstgenannten, an Milizia und ihren Schriften über das den einzelnen Künsten Eigenthümliche zu unterrichten gesucht habe, hauptsächlich über die Aufgaben der Malerei und der Sculptur, aber auch über die der Architectur und der Musik. Er verfolgt mit Lessing das Verhältniß der Poesie, mit ihrer größeren Befähigung für subjective Schönheit, zu den bildenden Künsten, vor allem zur Sculptur, dem naturgemäßen Ausdruck objectiver, besonders körperlicher Schönheit. Auch auf ihn haben, wie auf manche Andere, die gleichzeitig in Rom weilten, die damals zuerst veröffentlichten Sonette Michelangelos an Vittoria Colonna tiefen Eindruck gemacht. Er hat das jüngste Gericht und den Moses, den Christus in der Kirche der Minerva und die Ledagruppe mit demselben tief eindringenden Verständniß gesehen, mit dem er das 28. Sonett Michelangelos las, das er abdruckt (auf S. 32). Es ist dasselbe, das Herman Grimm in seinem schönen Essay über

Rafael und Michelangelo übersetzt hat; Grimm setzt es freilich, wohl mit Recht, in weit frühere Zeit. Cánovas behandelt mit großer Feinheit und ohne Furcht vor den ascetischen Neigungen seiner Landsleute das Nackte in der Sculptur. Kürzer bespricht er die Malerei, nicht ohne den großen Realisten seines Volkes, Velasquez, gebührend hervorzuheben, die Architectur, die klassische und die sogenannte gothische, und die Musik; sie wird am kürzesten besprochen.

Besondere Abschnitte sind den gemischten Künsten gewidmet, der polychromen Plastik, deren Berechtigung für die Zwecke des Cultus, nach dem antiken Vorbild, ihm die bekannten Heiligenbilder seiner Landsleute beweisen, dem Schmuck der gothischen Kathedralen, den er eine gewaltige Bibel von Stein nennt, endlich der Oper. Schon vor hundert Jahren hat ein spanischer Kunstkritiker, Arteaga, die Oper „die höchste Leistung des menschlichen Geistes und den Gipfel der Vollendung in den nachahmenden Künsten“ genannt. Schwerlich mit Recht. Cánovas berührt ihre Entwickelung von Gluck, Mozart, Rossini und Weber an bis auf Meyerbeer, Verdi und Wagner, den er hauptsächlich aus dem Buch des Franzosen Adolf Jullien kennt, und gedenkt dabei der Vorstufen ihrer höchsten Vollendung in Schuberts Liedern und Mendelssohns Oratorien. An der völlig unparteiischen Art, mit der er über Wagner spricht, mögen sich die französischen Chauvinisten ein Beispiel nehmen.

Damit schließt er die gedrängte Uebersicht über die verschiedenen Aufgaben der schönen Künste. Bei einem für die Kunst so hochbegabten Volke, wie es das seinige ist, nimmt es uns nicht Wunder, daß den großen Problemen künstlerischer Vollendung dort seit langer Zeit ernstes Nachdenken gewidmet worden ist. Aber wir hören doch gern, daß deutsche Denkerarbeit und deutsche Kunst in immer steigendem Maße daselbst Würdigung erfahren und Einfluß gewinnen.

Die zweite Abhandlung ist geschrieben als Einleitung zu einer jüngst erschienenen „Sammlung der zeitgenössischen dramatischen Schriftsteller“ Spaniens. Der Verfasser begann sie im August 1885 und vollendete sie wenige Tage vor der großen Katastrophe, die sein Land und ihn persönlich einige Monde darauf so unerwartet traf, dem Tode des Königs Alfons. Sie handelt „von dem wirklichen Ursprung, der Geschichte und der in diesem Jahrhundert erfolgten Wiedergeburt des echten spanischen Theaters“. Eine genauere Inhaltsangabe würde die Leser dieser Blätter nicht hinreichend interessiren. Selbst die Namen der meisten Dichter, deren Werke hier besprochen werden, mit Ausnahme Lopes, Calderons und Cervantes, sind unter uns so unbekannt, wie die der Kritiker, welche auf den Entwickelungsgang des spanischen Dramas der Gegenwart bestimmend eingewirkt haben. Aber auch hier lernen wir eine für die Geschichte der Weltliteratur bedeutsame Thatsache kennen. August Wilhelm und Friedrich Schlegels bekannte Bemühungen um die Wiedererweckung der nationalen und romantischen Literaturen' haben dem Deutschen Böhl de Faber in

Cadiz, dem Vater der unter dem Namen Fernan Caballero wohlbekannten Schriftstellerin, die Veranlassung dazu gegeben, die Spanier selbst erst wieder auf ihre großen dramatischen Dichter des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, Lope und Calderon, hinzuweisen. Noch vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts hatte ihr damals größter Lustspieldichter, Leandro Moratin, der Hauptvertreter des französischen Klassicismus, das altspanische Drama nach Inhalt und Form auf das Schärfste verurtheilt. Erst nach heftigem Kampfe gegen die Herrschaft der drei Einheiten gelang es dem Herzog von Rivas (dessen Sitz in der spanischen Akademie Cánovas später einnahm), Bretón de los Herreros, Hartzenbusch (dem Sohn eines Kölner Kunsttischlers) und Anderen, unterstützt durch den gleichzeitigen Sieg der romantischen Richtung in Frankreich, die nationalen Stoffe und die alte dramatische und metrische Form, im Trauerspiel wie im Lustspiel, wieder einzuführen. Seitdem haben sie lange Zeit hindurch die spanische Bühne beherrscht. Cánovas giebt sich der Hoffnung hin, daß die nationale Richtung unter der Aristokratie des Geistes in Spanien stets die herrschende bleiben werde, trotz des gefährlichen Einflusses der neuesten naturalistischen Schule, die ihre Parole von Paris empfängt.

Im Anhang zu dieser Abhandlung werden eine Reihe von lehrreichen, bisher nicht veröffentlichten Actenstücken zur Geschichte des spanischen Dramas, besonders der Schauspielbühne in Madrid, mitgetheilt. Ein noch nicht bekannter Brief Moratins an Juan Pablo Fornér, einen der gescheidtesten Kritiker jener Zeit; ferner eine Eingabe Moratins an den König (Karl IV.) und den leitenden Minister (Manuel Godoy, den späteren Principe de la Paz), vom 20. December 1792. Moratin wünscht, daß dem Unfug „der alten Komödien", wobei er besonders an die vortrefflichen Entremeses (Einacter oder Zwischenacter) des Ramon de la Cruz denkt, von Staatswegen entgegen getreten werde und schlägt sich selbst für die neu zu schaffende Stelle eines „Directors der spanischen Theater in Madrid" vor. Der Minister verlangt darüber ein Gutachten von dem Corregidor von Madrid, dem die Theatercensur in höchster Instanz oblag. Dies Gutachten des damaligen Corregidors Juan de Morales Guzmán y Tovar, vom 28. October 1793, ist ein wahres Muster höchst vorsichtiger und unparteiischer Kritik und des gesundesten Menschenverstandes. Es erklärt Moratins Vorschlag für gänzlich überflüssig, und obgleich dessen Ernennung zu der neuen Stelle zwei Jahre nachher dennoch erfolgte, wirkte es selbst auf den Dichter so überzeugend, daß er dringend bat, ihn die Stelle nicht antreten zu lassen. So unterblieb der Versuch, die nationale Bühne durch polizeiliche Maßnahmen in die französischen Regeln einzuschnüren.

Die dritte Abhandlung des Bandes, „von der Freiheit in den Künsten", ist die Rede, mit welcher Cánovas im Jahre 1867 in die spanische Akademie eintrat, an Stelle des Herzogs von Rivas, wie ich schon sagte. Ich halte sie für die in der Form vollendetste der hier vereinigten. Sie giebt einen

raschen Ueberblick über die ästhetischen Theorien von Plato und Aristoteles bis auf Hegel. Man wird nicht Alles unterschreiben, was der Verfasser sagt, und manches nicht Unwesentliche vermissen. Mit besonderem Nachdruck ist auch hier der Einfluß hervorgehoben, den die deutsche Romantik auf Frankreich, England, Italien und auf Spanien selbst geübt hat. Darin tritt die große Belesenheit und das unparteiische Urtheil des Verfassers hervor, die wir schon kennen. Die Anmerkungen sind zu polemischen Excursen erweitert, in denen er sich gegen gewisse ascetische und hyperkatholische Beurtheilungen, die seine Ansichten gefunden hatten, kraftvoll vertheidigt. Auch theilt er darin Stücke eines Vortrages mit, den er vor Jahren als Gouverneur von Cadiz in der dortigen Akademie der schönen Künste gehalten hatte. Cadiz ist die Wiege der großen Bewegung, welche die Abschüttelung des napoleonischen Joches zur Folge hatte. Dennoch spricht er es furchtlos aus: „Nicht die Politik, nicht Handel und Industrie, so wichtig und nothwendig sie auch sind, nein, Kunst und Wissenschaft sind der wahre Prüfstein für die Beurtheilung jedweder Civilisation; in ihnen liegt die lebendige und faßbare Darstellung des menschlichen Geistes; nach ihnen ist das sittliche Empfinden eines Zeitraumes, eines Volksstammes, einer Nation, einer Stadt zu beurtheilen; und nach ihnen urtheilt auch die Geschichte, wenn sie ihren höchsten Maßstab anlegt."

Den Schluß des Bandes bildet eine kleine, sehr anmuthig geschriebene Mittheilung „über einen unedirten und unbekannten Dichter". Dem Verfasser fiel während seines römischen Aufenthaltes bei einem Trödler eine Handschrift in die Hände, welche zahlreiche lyrische Gedichte, meist erotischen Inhalts (einige wenige davon italienisch), von einem spanischen Autor enthielt, dessen Name darin nicht genannt ist. Er muß in den Jahren 1640 bis 1644 in Rom gelebt haben, wahrscheinlich als Caplan oder Diener eines vornehmen spanischen Prälaten. Cánovas schickt dem kurzen Bericht über diesen Dichter, den wenige, aber wohl gewählte Proben erläutern, einige halbhumoristische Bemerkungen voraus über die ungeheure Masse lyrischer Dichter, deren sich Spanien rühmen kann, und wie sie vorzugsweise beschreibende Lyriker seien, die Wald und Grün und murmelnde Bäche besingen, weil das Land daran so großen Mangel hat, während die Lyrik der germanischen Völker im waldreichen Norden mehr die inneren Gefühle zum Ausdruck bringe. Es ist ein Beitrag zur spanischen Literaturgeschichte von beschränkterem Interesse als die übrigen Abhandlungen des Bandes. Aber auch in ihm tritt das große Talent des Verfassers hervor, mit wenigen Zügen ein lebendiges Bild hinzustellen.

Man scheidet vondem Bande mit dem angenehmen Gefühl, wie wenn auf eine Tragödieein kurzes Lustspiel oder auf den ernsten Satz einer Symphonie ein Scherzo folgt. Allein ich warne vor dem Versuch, diese Schriften von Cánovas in das Deutsche zu übersetzen. Französisch oder italienisch lassen sie sich wiedergeben, ein deutsches oder englisches Gewand würde ihnen nicht stehen.

Aus Anselm Feuerbachs Leben.

Erinnerungen und Betrachtungen

von

Julius Allgeyer.

— München. —

III.

Kritisches.

Die Kritik hat an Feuerbach während der kurzen Dauer seines Lebens so schwer gesündigt, daß es doppelte Pflicht für die Ueberlebenden ist, dem Todten gerecht zu werden. Wir sind auf dem Gebiete der bildenden Kunst lange nicht reich genug, um uns mit einer Erscheinung von so ungewöhnlicher Art obenhin abfinden zu dürfen.

Um aber einer außerordentlichen Wirksamkeit auf dem Gebiete irgend einer Kunst in Wahrheit gerecht werden zu können, bedarf es in erster Linie vollständiger Vertrautheit mit den gesammten Leistungen eines Künstlers, möglichster Kenntniß der geschichtlichen Prämissen und Verständniß für die Stellung und das Verhältniß desselben in und zu seiner Zeit.

Eine diesen Voraussetzungen nicht genügende Kritik, etwa auf einen der Cinquecentisten angewandt, würde unfehlbar dem Verdict der Unwissenschaftlichkeit verfallen. Nur die Tageskritik hat oder nimmt sich das Recht, ohne die Mühe der Forschung sich die Sache wie Brombeerpflücken leicht zu machen.

Man wird von dieser Seite einwerfen, es seien dies wissenschaftliche und keine künstlerischen Fragen: die Kenntniß von der Entwickelung eines Künstlers und der Genesis seines Kunstwerks ändere nichts an der einmal gegebenen Gestalt des letzteren.

Gewiß, das Werk des bildenden Künstlers als solches bleibt allen Untersuchungen gegenüber, so lange es in seinem physischen Bestand nicht

Noth gelitten, zu allen Zeiten dasselbe; keine Interpretation vermag an demselben etwas zu ändern und das Beste wird immer das Kunstwerk selbst sagen müssen. Anders verhält es sich aber mit der Natur und dem Standpunkt des Beschauers. Diese können sich in der Weise verändern, daß er das Wesen eines Kunstwerks heute mit ganz anderen Organen zu erfassen im Stande ist, als gestern, wo dieselben sich noch stumpf und ablehnend gegen den Eindruck desselben verhielten. Diese Organe zu erschließen, sie ausbilden zu helfen, ist die Aufgabe der wahren, mit anderen Worten der historisch wissenschaftlichen Kritik.

Der wesentlichste Einwurf, der gegen Feuerbach geltend gemacht wurde, und aus welchem heraus auch die wohlwollenderen unter seinen Beurtheilern das langsame und begrenzte Eindringen seiner Kunst in das Bewußtsein seines Volkes glauben erklären zu müssen, ist die gegen ihn erhobene Anklage, daß er seiner Heimat und überhaupt deutschem Wesen untreu geworden sei.

Der rein äußerliche Verlauf von Feuerbachs Leben bietet allerdings scheinbar die Bestätigung für diese Annahme, insofern als er vorwiegend im Auslande gelebt und außer seinem Kolossalgemälde „Ludwig der Bayer", welches er 1877 im Auftrag der Nürnberger Handelskammer ausführte, nie einen sogenannten deutschen Stoff aus eigener und freier Wahl behandelt hat.

Aber in beiden Richtungen ist seine vermeintliche Entfremdung vom Vaterland nur eine scheinbare, keine innerliche gewesen. Wer im Vorausgegangenen die Schilderung der Vorgänge am Schluß des Jahres 1860 gelesen und die schweren Kämpfe verfolgt hat, die Feuerbach in seinem Innern durchzumachen gehabt hatte, bis er sich endlich zu seiner zweiten Romfahrt entschloß, wird zugeben müssen, wie wenig leichthin der Künstler sein Vaterland abermals drangegeben, und wie viel besonders die kleinlichen Verhältnisse in seiner engeren Heimat Mitschuld daran hatten, daß er sich auf's Neue der Fremde zuwandte.

Von 1862 ab ist überdies kein Jahr vergangen, in welchem Feuerbach nicht Monate hindurch in Deutschland gelebt hätte, und mehr als einmal kehrt in seinen Briefen die Klage wieder über das Nomadenleben, zu welchem er verurtheilt sei.

Was bot oder gewährte ihm denn seine Heimat außer dem schützenden Dach seiner Mutter? Wie wir gesehen haben, nicht einmal einen Raum für seine Arbeit*), geschweige denn den Preis für dieselbe.

*) Der heutigen Generation dürfte kaum mehr recht verständlich sein, daß die Atelierfrage, besonders für einen Künstler, der das Bedürfniß fühlte in's Große zu gehen, vor dreißig Jahren ein wahres Leiden im Leben desselben zu bilden vermochte. Soweit es außerhalb der Akademien überhaupt Ateliers gab, waren sie, wenn nicht Eigenthum der Künstler, doch meist in fester Hand und Jahre des Wartens konnten

Es verlohnt der Mühe, summarisch die Schicksale von einer Reihe von Werken Feuerbachs aufzuführen, um den Grad zu bezeichnen, bis zu welchem die Gleichgültigkeit sich erstreckte, mit der ihn seine Zeit behandelte.

Als ich nach meiner Rückkehr aus Rom eines Tages durch die Straßen von Karlsruhe ging, gewahrte ich an einem Schaufenster ein männliches Porträt. Die ganz erstaunliche innere Lebensenergie, die aus dem Bilde sprach, veranlaßte mich einzutreten, um zu fragen, von wem dasselbe sei. „Ein gewisser Feuerbach," so hieß es, der jetzt in Rom lebe, habe das Bild vor Jahren gemalt und „zur Aufbewahrung" zurückgelassen*).

Auch „Hafis in der Schänke" hing die längste Zeit in Karlsruhe „zur Aufbewahrung" in einem Gasthof. „Im besten Gastzimmer," wie der Besitzer versicherte, der dem Künstler, „dem lieben Menschen" wie er ihn nannte, herzlich zugethan war, von der Zeit her, in welchem derselbe in seinem Hause aus- und eingegangen war. — Das Bild fand 24 Jahre nach seiner Entstehung einen Käufer**).

„Pietro Aretino", 1854 entstanden, gelangte nach endlosen Wanderungen im dreizehnten Jahre zu seiner jetzigen Heimstätte***).

Die beiden großen Kinderfriese, nach Form und Farbe zum Vollendetsten zählend, was Feuerbach überhaupt geschaffen, haben in Weimar befremdet, in Berlin sehr getheilten, in Hannover gar keinen Beifall gefunden. In Frankfurt und Köln mißfielen sie geradezu, und in Wien, wo man gerne lacht, lachten sie darüber, wie später über das Symposion und die Amazonenschlacht. In Stuttgart blieb Alles still, und in Karlsruhe erklärten die Düsseldorfer die Bilder für abgeschmackt. Erst acht Jahre später fand das Eine, „Die balgenden Buben", in der Schweiz†), das Andere, „Das Ständchen", in Karlsruhe eine Heimat††).

Entstehung und Untergang der „Versuchung des hl. Antonius" ist aus dem Vermächtniß Feuerbachs bekannt; die Schicksale der „Poesie" und des „Dante" haben wir berichtet.

Die erste „Iphigenie" hat fünf, „Die Flucht der Medea" und das „Urtheil des Paris" neun, die zweite „Iphigenie" und das zweite

---

vergehen, bis ein solches frei wurde. Vor der Gründung der Kunstschule zu Karlsruhe im Jahr 1857 dürfte wohl im ganzen Großherzogthum Baden kaum ein Miethatelier existirt haben. Der Künstlerstand war zu jener Zeit ein noch viel zu spärlich vertretener und sein Ansehen in Deutschland ein viel zu zweifelhaftes, als daß die mäßig entwickelte Privatspeculation ihre Rechnung auf denselben hätte gründen mögen.

*) Bildniß des Geh.-Raths Umbreit, ehemaligen Professors der Bibelexegese an der Universität Heidelberg. Wenn ich recht unterrichtet bin, so ist dasselbe später als Schenkung in Besitz dieser Universität übergegangen.

**) Herr von Harder in Karlsruhe.

***) Besitzer Herr Hofcapellmeister Levi in München.

†) Jetzt in der städtischen Gallerie in St. Gallen.

††) Herrn von Harders Erben in Karlsruhe. Herr von Harder starb am 4. Januar 1880, dem Todestage von A. Feuerbach.

„Gastmahl" sieben Jahre gebraucht, um zur Ruhe zu kommen; die „Amazonenschlacht" aber, wohl das durchgebildetste Werk von Feuerbach, ist heute, vierzehn Jahre nach ihrer Entstehung, noch herrenloses Gut und harrt aufgerollt ihres weiteren Schicksals.

So stand es und so steht es noch heute bei uns. — Aber war es jemals anders? Hermann Grimm in seinem Leben Rafaels erzählt uns ausführlich, wie lau die Aufnahme gewesen, die die sixtinische Madonna bei ihrem Eintreffen in Dresden gefunden. Die damaligen „Kenner" urtheilten, das Kind auf dem Arme der Madonna sei gemeiner Natur und sein Ausdruck verdrießlich. Die beiden Engel unten scheine ein Schüler hinzugefügt zu haben. Goethe aber, dem Rafael von allen Meistern später am nächsten stand, und der wie Wenige seiner Zeit „Blick zu sehen" besessen hat, erwähnt in Dichtung und Wahrheit in dem Bericht über seine heimliche Fahrt nach Dresden des Bildes gar nicht, das ihn, wie Herman Grimm meint, „wie eine Sonne hätte anscheinen müssen".

Solches widerfuhr in den Tagen eines Winckelmann auf deutschem Boden einem Werk, für welches nicht zu schwärmen heute als ein Zeugniß völliger Unzurechnungsfähigkeit gilt; und doch war dies Werk vor hundert Jahren genau dasselbe, was es heute ist.

Welch ein Unterschied aber: die Zeit, in welcher dieses Bild entstand, verlieh dem Künstler, der es schuf, goldene Flügel; Feuerbachs Muse dagegen ging in Fesseln und mit Bleigewichten an den Füßen einsam durch's Leben. Daß es dem Künstler unserer Tage trotzdem gelang, eine an Zahl und Größe ganz erstaunliche Fülle von Kunstwerken hervorzubringen, die mehr oder weniger alle vom heitersten Geiste zeugen, ist freilich nur dazu angethan, unsere Bewunderung für denselben zu steigern, was aber das Gefühl des Bedauerns nicht verringern kann, das die Erwägung begleiten muß, um wie viel mehr die Welt und der Künstler dabei gewonnen haben würden, wenn ihm dieselbe nur wenigstens mit soviel Verständniß entgegenzukommen fähig gewesen wäre, als sie heute seiner Kunst entgegenträgt.

Trotz alledem dürfte der Verlust für die Welt zunächst nur als ein quantitativer aufzufassen sein, insofern als die Anzahl der Schöpfungen, die wir von Feuerbach besitzen, voraussichtlich eine ungleich größere geworden sein würde, als wir heute von ihm besitzen*). Ob darum auch zugleich die Einbuße von Werken zu beklagen sein dürfte, in welchen er noch tiefere Töne angeschlagen, noch formvollendetere Dinge geschaffen hätte, als sie der Welt in seinen positiven Leistungen vorliegen, steht zu bezweifeln. Höher als er selbst sich seine Aufgabe gestellt hatte, vermochte die moderne

*) Zu den nicht zur Ausführung gelangten Werken Feuerbachs, deren Verlust wir besonders zu beklagen haben, gehört eine seiner Lieblingsideen, ein als Kolossalbild gedachtes „Kinderparadies", in welchem er seine reiche, am Kinde gewonnene Naturanschauung in ihrem ganzen Umfang zu verwerthen gedachte.

Welt ihm dieselbe nicht zu stellen. Nur den Weg zu dem Ziel, das er sich selbst vorgesteckt hatte, konnte sie ihm kürzen und ebnen helfen.

Das Größte und Beste, was Feuerbach geschaffen, ist ohne Ausnahme Alles aus einer Art von innerer Nöthigung heraus entstanden. Auch die Stoffe zum Titanensturz und Promotheus hatten ihn beschäftigt, lange bevor der Auftrag dazu von Außen an ihn herantrat. Das Schwächste aber, was seinen Namen trägt, stammt aus der Zeit seiner vorübergehenden Compromisse mit der Außenwelt. Vor Arbeiten, wie z. B. „Laura in der Kirche"*), (auch „Laura im Park"**) gehört zu dieser Klasse), hat der Künstler später verwundert gestanden und sich selbst gefragt: „Gab es wirklich eine Zeit, in der Du dies geschaffen?"

Es ist inhaltlos zu sagen, es sei Feuerbach nicht gelungen, den Bestrebungen der Gegenwart zum ideal-künstlerischen Ausdruck zu verhelfen. Stofflich genommen müssen die Ideale einer Zeit dem Künstler von derselben zugeführt werden. Ihrem Wesen nach transscendentaler, d. h. religiöser oder reinmenschlicher Natur, leiht ihnen der Künstler nur die verklärte äußere Form. Die moderne Welt verfolgt nun wohl allenfalls politische und sociale, aber sie hat keine ausgesprochen künstlerisch-idealen Interessen, wie die antike Welt und das Mittelalter sie hatten, sonst müßte sie längst und nothwendig unter der Einwirkung derselben zu einem eigenen selbständigen Kunststil gelangt sein. Der nach idealem Ausdruck ringende moderne Künstler muß sich daher, als ganz auf sich selbst gestellt, mit seinem künstlerischen Gefühl und Bewußtsein immer auf's Tiefste vereinsamt erscheinen. Er hat kein allgemein begehrtes, sondern kann nur sein eigenes, d. h. das in seiner individuellen Vorstellungs- und Empfindungswelt wurzelnde subjective Kunstideal einseitig herausbilden. Folgerichtig erwächst ihm aus dieser isolirten Stellung die Doppelaufgabe, dasselbe nicht allein in's Dasein rufen, sondern für sein Werk auch erst noch das Interesse und Verständniß der Mitwelt erringen zu müssen.

So hat auch Richard Wagner, ein Einsamer wie Anselm Feuerbach, sich im Gegensatz zu seiner Zeit und Umgebung gefühlt. Man lese die persönlichste von seinen Enthüllungen: „Eine Mittheilung an meine Freunde", die ein merkwürdiges Seitenstück zu Feuerbachs Vermächtniß bilden, wie er nicht müde wird, diesen „bis zur Stimmung eines Wahnsinnigen" empfundenen Gegensatz zwischen sich und seiner Zeit, der ihn schließlich der Revolution von 1849 in die Arme treibt, mit unerbittlicher Logik aufzudecken.

*) In der Galerie Schack in München. — Das Verdienst zu den Wenigen zu zählen, die Feuerbach dauernd hilfreich zur Seite standen, ist durch Herrn v. Schack selbst dadurch geschmälert worden, daß er vom Künstler verlangte andere Wege zu gehen, als dieser für die ihm von der Natur vorgezeichneten hielt. Feuerbach that daher, was seines Amtes war, und rettete um den Preis einer sichern, freilich bescheidenen Existenz, seine künstlerische Freiheit.

**) Besitzerin Baronin von Stiglitz in Petersburg.

Ein nicht weniger Einsamer, an seiner Vereinsamung schließlich tragisch Endender mußte kommen, um dem Kunstwerk Wagners mit mächtiger Hand zur Erscheinung zu verhelfen. Ohne diesen, keineswegs aus dem bewußten Bedürfniß der Zeit, sondern aus ganz persönlicher Machtsphäre von Außen hinzugetretenen Factor würde heute im günstigsten Falle der allernächste Freundeskreis des damals noch tödtlich angefeindeten Künstlers wissen oder ahnen können, wer Wagner eigentlich gewesen und welcher Art seine höchsten Kunstabsichten waren. Genau dasselbe würde gelten, wenn er, wie Feuerbach, in seinem fünfzigsten Lebensjahre geendet hätte. Beide aber haben sie dies ihr Kunstideal, das sie übereinstimmend als **das von aller Convention losgelöste Reinmenschliche** definiren, der Eine in der Darstellung der inneren Menschennatur, der Andere den Menschen als plastische Erscheinung erfassend, ohne Hülfe von Außen, ja unter dem leidenschaftlichen Protest der Welt hingestellt*). So ausschließlich ist die Kunst in unserer Zeit der erloschenen Traditionen auf den Boden des Individuums verpflanzt. Die Welt kann ihr nur Erfolg gewähren oder versagen, vermag aber aus ihrem eigenen Gesammtleben heraus große Kunst, als Ausdruck desselben, organisch nicht zu entwickeln.

Feuerbach vereinigte alle Bedingungen in sich zur Erfüllung der Aufgabe, die er sich selbst gestellt: Ein der höchsten Ausbildung fähiges angeborenes Stilgefühl; einen für das plastische, wie das malerische Element in der Natur gleich offenen Blick; eine vom klarstabwägenden Verstand geleitete, nie versiegende Phantasie; dichterischen, von aller Phantasterei freien Sinn; eine der weichsten Empfindung fähige und doch keiner Weichlichkeit oder Sentimentalität zugängliche Seele; Sinn für Anmuth und Grazie ohne einen Schimmer von Süßlichkeit; Humors und Laune ohne Trivialität**). Zu diesen reinen Anlagen des Talents gesellten sich die für jeden großen Künstler unentbehrlichsten Charaktereigenschaften einer eisernen Willenskraft***) und Ausdauer. Nicht minder eine vitale Anlage von seltener

*) Es ist charakteristisch, daß Richard Wagner in den zwanzig Jahren des königlichen Schutzes nur noch ein einziges, und zwar sein weltfremdestes Werk, den Parsifal, geschrieben hat.

**) Diejenigen, die Feuerbach den Sinn für Humor absprechen möchten, vergessen zunächst, daß eine gewisse Kunst den Humor im vulgären Sinn des Wortes überhaupt nicht verträgt.

In der Kunst, wie Feuerbach sie übte, schien ihm die Verwendung rein humoristischer Motive die größte Vorsicht zu erheischen. Nur in seinem „Ludwig der Bayer“ (im Sitzungssaal der Nürnberger Handelskammer) hat er in der Figur des Bäckermeisters den Beweis geliefert, daß er, wo das Humoristische ihm zulässig dünkte, dasselbe weder verschmähte, noch ihm die Gabe dafür mangelte. Sonst liebte er's, dasselbe auf die Gestalt des Kindes zu beschränken. Wer für diesen Feuerbach'schen Humor mit Blindheit geschlagen ist, den dürfte vielleicht eine Sammlung köstlicher Carricaturen von seiner Hand belehren können, daß er auch derbere Sinne zu befriedigen in der Lage gewesen wäre.

***) Wie frühzeitig diese bei Feuerbach entwickelt war, beweist unter Anderem ein

Elasticität; ein für Nähe und Ferne physisch außerordentlich glücklich organisirtes Auge; dazu ein Geschick der Hände, für welche die Beschränkung von rechts oder links nicht existirte*), und zu all diesen Vortheilen eine stolze Familientradition, eine vornehme Erziehung, klassische Bildung und eine gleichsam mit ewiger Jugend ausgerüstete Erscheinung von ungewöhnlichem Adel, — genug sollte man meinen, um in leichtem Flug jede Höhe erreichen zu können. Nur Eines fehlte dazu: die Welt versagte ihm ihre rechtzeitige und ausreichende Mitwirkung, und so führte er, verletzbarer als es gut war, einsam und oft bis auf's Mark verwundet den Kampf um sein gutes angeborenes Künstlerrecht gegen Unverstand, Gleichgültigkeit und Intrigue, um wie ein echter Held die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis der Tod seine Hand lähmte.

Zum Glück für den bildenden Künstler bedarf sein Werk nicht, wie das hörbare Kunstwerk, erst das Beistands und der besondern Mitwirkung der Welt, um in die sinnliche Erscheinung zu treten. Ist demselben einmal bescheiden Raum und Licht gewährt, so wirkt es durch sein einfaches Dasein nach der Kraft des ihm innewohnenden Lebens auf alle Zeiten hinaus. So vollzieht sich am Werk des aus dem Leben geschiedenen Künstlers nicht selten die versöhnende Ausgleichung für die Unbill, die der Lebende erfahren, und die der Mitwelt verzeihen zu können, er der Liebe selbst allzubedürftig war. Fühlt es doch der Künstler härter als jeder Andere, des Glückes entbehren zu müssen, da zu beglücken sein eigener natürlicher Beruf ist.

Wohl erwähnt Feuerbach in seinem Vermächtniß, daß er während seines langen Aufenthalts in Rom dreimal, nach Weimar, München und Karlsruhe der Ehre eines Rufes gewürdigt wurde. Allein die Scheu vor der akademischen Professur stand ihm dabei im Wege. Die Pflicht, Schüler von meist sehr zweifelhaftem Talent unterrichten zu sollen, während ihm selbst bei seiner unbezweifelbaren Begabung nur halbe Erfolge beschieden waren, wollte ihm stets wie eine gewissenlose Sache erscheinen; auch standen die dabei gebotenen Vortheile in keinerlei Verhältniß zu den sich daran knüpfenden künstlerischen Opfern. Den Ruf nach Karlsruhe hätte er trotzdem gerne angenommen, denn er war „auslandsmüde“ und sehnte sich nach der Heimat. Ein stilles Atelier, sechs Bäume in einem

---

im Vermächtniß Seite 7 flüchtig erwähnter Vorfall. Er hatte in seinem zehnten Jahr beim Spiel einen Bruch eines Schlüsselbeins erlitten. Aus Besorgniß, es möchte durch das Bekanntwerden seines Unfalls die gerade anberaumte Abreise seines Vaters nach Italien sistirt, oder am Ende gar die Erfüllung dieses Lebens- und Lieblingswunsches desselben ganz vereitelt werden, verbrachte er bis zu des Vaters wirklich erfolgter Abreise unter den unerträglichsten Schmerzen schweigend die Nacht. Monatelange Leiden waren die Folge der verspäteten ärztlichen Hülfe.

*) Dem in der vorausgehenden Anmerkung erzählten Unfall, der ihn lange des Gebrauchs seines rechten Arms beraubte, verdankte Feuerbach die gleichmäßig entwickelte Fertigkeit beider Hände.

grünen Winkel wären ihm ein Paradies gewesen. — Wir wissen, woran die Aussicht scheiterte. Wenn Feuerbach später dennoch dem Ruf nach Wien folgte, — ein Schritt, den er schwer genug, und vor allem mit dem Verlust seiner Gesundheit büßen sollte, — so waren es die scheinbar großen Verhältnisse, die ihn lockten, und die Hoffnung, bei den in Aussicht gestellten monumentalen Aufträgen eine Schaar von freigewählten Schülern heranbilden zu können. Daß er mit seinem großen, reinen Sinn, der ihn schutzlos wie ein Kind gegen die Welt machte, sich aus dem Wirrwarr großstädtischer Intrigue bald wieder zurücksehnte nach dem künstlerischen Frieden Roms, wer wollte dies dem Künstler verdenken? „Gottlob," ruft er, nach Rom zurückgekehrt, aus, „ich stehe nach häßlichen Kämpfen wieder auf meinem Boden, ein zweiter Antäus. Der Erste hatte wenigstens einen Herkules, der ihn erwürgte; ich verblute mich an Nadelstichen, gegen die ich mich nicht wehren kann." — — „Es ist mir, als wäre ich nie fort gewesen und ich freue mich, durch die zwei Jahre in Wien nichts eingebüßt zu haben von dem, was mir als festes Eigenthum in der Seele liegt."*)

Wohl gewährte ihm Italien auch keine äußere Sicherheit; aber es bot ihm doch die Bedingungen und erfüllte die unabweislichen Forderungen für seine künstlerische Existenz; vor allem einen sympathischen und ausreichenden Arbeitsraum, ein herrliches Menschenmaterial und die Anregungen einer großen Kunsttradition; entscheidende Vortheile, auf die er in seiner Heimat verzichten mußte, ohne daß ihm dagegen als Aequivalent äußere Sicherheit und Anerkennung lohnte. Es kann nicht zur Entschuldigung angeführt werden, daß seinem Vaterland bis dahin keine, oder wenigstens keine ausreichende Gelegenheit geboten worden war, um sich von Feuerbachs Talenten unterrichten und überzeugen zu können. Sein Hafis in der Schänke, der Tod des Pietro Aretino, die Versuchung des hl. Antonius, die Copie nach Tizians Assunta, die Poesie, Dante, die Madonna, das erste Ständchen, die beiden Frankfurter Kinderbilder, die neuesten zwei großen Kinderfriese und mehrere vorzügliche weibliche Studienköpfe hatten der Reihe nach seit dem Jahre 1852 auf Ausstellungen in Berlin, Hannover, Köln, Frankfurt, Karlsruhe, Stuttgart, Weimar und anderen Orten Deutschland Gelegenheit genug geboten, sich von der Bedeutung und Fruchtbarkeit eines Künstlers zu überzeugen, der wahrlich kein Schüler mehr war.

Diesen glänzenden Anfängen sind Schlag auf Schlag noch bedeutendere Zeugnisse gefolgt, so die Pietà, die beiden Iphigenien, Hafis am Brunnen, Francesca da Rimini, Orpheus und Eurydice, das erste und zweite Gastmahl des Plato, die Medea, das Urtheil des Paris, die Amazonenschlacht, der Sturz der Titanen und unzählige andere Werke, die heute die Zierde mancher Galerie, vor allem der des Grafen von Schack in München, bilden.

---

*) Bei der Erinnerung an Wien war es nur das Verhältniß zu seinen ehemaligen Schülern, auf das er mit innerster Genugthuung zurückblickte.

Niemals aber hat die officielle Kunstwelt bei deren Erscheinen Notiz davon genommen, und bis zum Jahr 1874 hat keine Staatssammlung Deutschlands, noch einer seiner Kunstvereine auf Grund eigener Erwerbung ein Gemälde von Anselm Feuerbach besessen. Ein Versäumniß, welches sich heute, wenige Jahre nach seinem Tod, bereits in Lücken fühlbar macht, die man schon mit dem Zehnfachen des Preises auszufüllen sich entschließen mußte, der einst dem Künstler selbst gewährt wurde.

Wie erklärt sich ferner die auffallende, heute kaum mehr verständliche Thatsache, daß fast die gesammte öffentliche Kritik, einige löbliche oder allzu schüchterne Ausnahmen abgerechnet, durch dreißig Jahre hindurch Feuerbach in seinen jeweils neuesten Schöpfungen mit unverhohlener Abneigung behandelte und nicht selten einen Ton und eine Sprache sogar in Kunstfachblättern gegen ihn anschlug, wie sie unter Menschen von Bildung und Anstand selbst dann nicht üblich zu sein pflegt, wenn es sich um die Verurtheilung irgend eines groben Verbrechens handelt*).

Es kann nur Eines als Erklärung und zugleich als Entschuldigung für diese uns wenig ehrenden Vorgänge geltend gemacht werden, das ist, daß die eigentlichen Zeitgenossen Feuerbachs für das Verständniß seiner Kunst einfach nicht genügend vorbereitet waren.

Wenn es heute um die Würdigung derselben bereits merklich besser steht, so waren es vorzugsweise zwei Dinge, die zur Herbeiführung dieser erfreulichen Thatsache beigetragen haben. Das erste Verdienst darum hat sich Herr Jordan, Director der Nationalgalerie in Berlin, erworben, der durch die, ein Jahr nach des Künstlers Tode 1881 veranstaltete große Feuerbach-Ausstellung der Welt zum erstenmal zu einem ungefähren Ueberblick über dessen Kunst und Entwickelungsgang Gelegenheit verschaffte.

Auch Solche, die bis jetzt nur widerstrebend oder unter Vorbehalt der

*) Wie sehr sich diese Zustände inzwischen gebessert, beweist unter Anderem eine in dem Jahrbuch der k. pr. Kunstsammlungen von 1887 veröffentlichte kleine Abhandlung von dem kürzlich verstorbenen Fr. Th. Vischer: „Pietro Testa und Anselm Feuerbach." In würdigem, sachlich wissenschaftlichem Ton führt der Verfasser darin den Nachweis, daß Feuerbach in seiner Darstellung des platonischen Gastmahls aus einer Behandlung desselben Gegenstandes von P. Testa wesentliche Züge mit herübergenommen habe.

Zur Geschichte der Entstehung dieses in zwei Ausführungen existirenden Kolossalbildes möge daher hier ein kurzer Beitrag gestattet sein:

Schon im Jahr 1858, also volle zehn Jahre vor Inangriffnahme des ersten, in Hannover befindlichen Gastmahls, äußerte Feuerbach gegen mich die Absicht, diesen Gegenstand dereinst behandeln zu wollen, wenn er erst die volle künstlerische Reife dafür erlangt haben werde. Er selbst habe die Anregung dazu in Heidelberg von einem jungen, begabten, aber halb verkommenen französischen Maler empfangen, der ihm den Stoff förmlich an's Herz gelegt habe, in der Ueberzeugung, daß seine eigenen Fähigkeiten dafür nicht ausreichten. Es sei auffallend, fuhr Feuerbach fort, und geradezu zu verwundern, daß dieser herrliche unvergleichliche Vorwurf noch kaum einen Darsteller gefunden habe. Außer einem Meister aus der Zopfzeit sei ihm

Bedeutung dieses Künstlers ihre Anerkennung gezollt hatten, fanden hier Worte reinen Lobes, und die bisher seine lauten Gegner gewesen waren, verstummten zum wenigsten gegenüber dem gewaltigen Künstlerernst, der aus dem Inhalt dieser zehn Säle zu ihnen redete; die aber die Seinigen schon zuvor gewesen waren, gewannen dabei die erhöhte Ueberzeugung, daß das Ringen des Künstlers kein fruchtloses, und der Kampf des Kämpfens werth gewesen und daß er zu dem Ausspruch ein Recht hatte: „Glaube mir, nach fünfzig Jahren werden meine Bilder Jungen bekommen und sagen, was ich war und was ich wollte.“

Trotz alledem konnte diese Ausstellung, so verdienstlich und hochwichtig sie auch an und für sich war, — wie es in der Natur jeder derartigen Ausstellung liegt, — nur von einer beschränkten, zunächst localen Wirkung sein, da verhältnißmäßig nur Wenigen der Besuch derselben vergönnt sein konnte.

Mächtiger nach Tiefe und Breite wirkte auf den Umschwung der Stimmung zu Gunsten Feuerbachs unstreitig bald darauf das Wort des Künstlers, d. i. sein schriftliches **„Vermächtniß“**, das, alsbald in zweiter Auflage erschienen*), in den weitesten Kreisen Verbreitung fand. In der Form ein sprachliches Kunstwerk, hat das kleine Buch, das förmlich als eine Bereicherung der deutschen Literatur aufgenommen wurde, wesentlich dazu beigetragen, die Augen der Mitwelt empfänglicher für die Werke eines Künstlers zu stimmen, an denen bis dahin die Meisten, wenn nicht theilnahmlos, so doch mit einer Art von scheuer Verwunderung vorübergegangen waren. Denn so ist es noch zunächst bei uns, daß die Kunst, wo sie nicht in erster Linie stofflich auf ihn wirkt, dem Deutschen selten aus der unmittelbaren Anschauung heraus, sondern gewöhnlich erst durch das Wort auf dem Umweg der Reflexion und des begrifflichen Interesses sich aufzuschließen pflegt; und hier sind wir an dem Punkt angelangt, aus dem die Meisten, auch

wenigstens Keiner bekannt, der denselben behandelt hätte und auch jener habe es nur in äußerlich illustrativem Sinn und barocker Art gethan. Manches aber darin, fügte Feuerbach hinzu, sei doch so, daß es besser nicht erdacht werden könnte und nur der Vertiefung, Veredlung und Formvollendung bedürfte.

Ohne Zweifel ist mit dieser Aeußerung die, wie es scheint, nur als Radirung vorhandene Composition von P. Testa gemeint gewesen.

Der formlosen Componirseligkeit seiner Zeit überdrüssig und gründlich entwachsen, legte Feuerbach, wie die griechischen und überhaupt die großen Meister aller Zeiten in seiner Kunst den ersten Accent längst nicht mehr auf das Erfinden, sondern auf das Gestalten; wohl wissend, daß bei seiner Art, die Natur zu berathen, auch ein übernommenes Motiv sich nothwendigerweise mit einem neuen, durchaus originalen Gehalt erfüllen müsse.

Die historische Kritik weiß über antike Bildwerke und solche aus der Renaissance (man denke an Rafael) ohne jegliche Verwunderung analoge Fälle genug zu berichten. Nicht ohne einiges Grauen aber kann man daran denken, welchen Schimpf die Tageskritik Feuerbach angethan haben würde, wenn sie von diesem Umstand zu seinen Lebzeiten Kenntniß erlangt haben würde.

*) Ein Vermächtniß von A. Feuerbach. 2. Auflage. Wien, C. Gerold Sohn. 1885.

die Bewunderer des Künstlers, sich die Thatsache der ablehnenden Haltung seiner Zeitgenossen gegen seine Kunst zu erklären suchen, d. i. bei dem Stofflichen in Feuerbachs Kunst.

Ohne Frage waren die Gegenstände, welche dieser Künstler mit Vorliebe behandelte, nicht der Art, um das allgemeine Interesse von vornherein zu fesseln, oder gar aufzuregen. Man hört deshalb öfter sagen, Feuerbach habe in seiner Kunst zu wenig mit seiner Zeit, mit seinem Land und Volk im Einklang gestanden, habe es deshalb sich selbst zuzuschreiben gehabt, daß seine Heimat ihm nicht größere Theilnahme entgegengebracht habe.

Wir wollen die Frage unerörtert lassen, ob der Künstler heutzutage nicht besser daran thut, dem Gebot seiner innern Stimme zu folgen, als das Bedürfniß des Kunstmarktes und Zeitgeschmacks zur Richtschnur seiner Thätigkeit zu machen. Statt dessen fragen wir: wie kam es, daß andere von Feuerbachs Mitgenossen nicht nur ungerügt, sondern sogar unter dem rauschenden Beifall ihrer Zeit sich genau derselben Sünde schuldig machen durften?

Man denke an Makart, den Schöpfer der Pest zu Florenz, der Katharina Cornaro und Cleopatra. Kann von ihm gesagt werden, daß er mit Vorliebe deutsche Stoffe behandelt habe? Gründete sich sein rasch entstandener Ruf nicht gerade auf jene Werke? Oder ist Böcklin, der endlich, wenn auch spät genug, sich einer wachsenden Anerkennung erfreut, jemals in solchem Sinn ein deutscher Künstler gewesen? Auch Passini, der meines Wissens nie etwas Anderes als italienisches Volksleben dargestellt hat, genießt unter uns seit Jahrzehnten großen Ansehens; desgleichen von Aelteren Rottmann mit seinen griechischen Landschaften, und Riedel, lange ein ganz besonderer Liebling des deutschen Volkes, der ein halbes Jahrhundert in Rom gelebt und kaum einmal in dieser langen Zeit den deutschen Boden wieder betreten hat, malte er sein ganzes Leben hindurch etwas Anderes als Italienerinnen? Ich entsinne mich nicht, daß ihm um dieser oder um seiner indischen Sakuntala willen der Vorwurf gemacht worden wäre, er sei seinem Vaterland untreu geworden.

Wie die reizende Frauengestalt aus Kalidasas Gedicht gehörte die Gestalt des persischen Dichters Hafis, und vielleicht in viel größerem Maße als jene, zu den literarischen Lieblingen der damaligen Zeit. Aus dieser Zeitstimmung heraus hat, wie Riedel seine Sakuntala, so Feuerbach seinen Hafis in der Schänke geschaffen. Aber während Riedel mit jener förmliche, jetzt freilich völlig vergessene Triumphe feierte, wurde Feuerbachs Hafis, ein heute noch gutes Bild, bei seinem Erscheinen übergangen oder geradezu angefeindet und als in seinem Kolossalbild „Ludwig der Bayer", einem Werk von wahrhaft großartigem Realismus, Feuerbach einen wirklichen deutschen Stoff brachte, ist keineswegs ein lauterer Beifall von Seite seiner patriotisch besorgten Landsleute die Folge davon gewesen. Auch seine Madonna und seine Pietà, behandeltn sie nicht Stoffe von der allerallgemeinsten Geltung und wie Viele waren es, die bei deren Erscheinen

von der herzbewegenden Schönheit des einen und der tiefen Tragik des andern Bildes sofort berührt wurden?*)

Aus all diesen Widersprüchen darf mit vollem Recht gefolgert werden, daß noch andere, tiefer gelegene Ursachen, als die rein äußerliche der Wahl der Stoffe, an dem langsam eindringenden Verständniß für Feuerbachs Kunst die Schuld trugen, sowie noch andere Ursachen mitgewirkt haben müssen, um umgekehrt den Erfolg jener seiner Zeitgenossen zu bewirken, die deutschem Wesen, stofflich genommen, ebenso fern oder noch ferner als er gestanden haben. Und in der That ist es auch nicht das Inhaltlich-Gegenständliche gewesen, was die Landsleute des Künstlers bei jedem neuen Werke desselben befremdete, sondern es war die in *beständiger Fortentwickelung begriffene* **Vortragsweise** *Feuerbachs*, welche seine Schöpfungen zu einem Gegenstand steter Ueberraschung und Controverse gestaltete.

Mochten Andere ihm für den Augenblick den Rang abgewinnen, indem sie die Augen der Welt, sei es durch glücklich berechnete Effectmittel blendeten**), sei es durch beharrliche Einseitigkeit an sich gewöhnten: Feuerbach schritt unbeirrt von Erfolg oder Mißerfolg einem höchsten Ziel entgegen.

Nichts in Wahrheit ist ein sichereres Merk- und Erkennungszeichen für das Genie, als die durch einen ganzen Lebensgang zu verfolgende Fortentwickelung und Steigerung eingeborener künstlerischer Anlagen. Frühes Aufhören derselben und Verharren auf einer gewissen Höhe charakterisirt das Talent. *Fertig in sich* wird nur dieses, niemals der wahre Genius.

Wäre es Feuerbach gegeben gewesen, auf der Grundlage seines immensen Könnens, *in einseitiger Richtung* seinen Weg zu verfolgen, würde er mit geringerer Anstrengung, als er sich nachrühmen durfte, die Welt haben überzeugen und für sich gewinnen können. Bei seiner unausgesetzt auf immer neuen Wegen fortschreitenden Entwickelung vermochte sie einfach mit ihrem Urtheil nicht Schritt mit ihm zu halten.

War es in seinen Erstlingswerken Hafis und Aretin, die unter französischem, besonders Coutures Einfluß hervorgegangen waren, die virtuose und pastose Vortragsweise gewesen, welche seine Landsleute aus

*) Ueber diese beiden Werke, die Feuerbach besonders hoch hielt, äußerte er sich gelegentlich selbst: „Solche Dinge malt man heutigentags wohl einmal in seinem Leben, aber man kann sie sich nicht vornehmen, weil sie reine Sache der Eingebung sind.“

**) Ohne Zweifel hätten Feuerbach bei seiner überlegenen Technik ähnliche Reizmittel genug zur Verfügung gestanden. Als dem Wesen echter Kunst zuwider, hat er sie aber anzuwenden verschmäht. Ja, es ist sogar denkbar, daß der Gegensatz, in welchem er zu dieser Art Kunst sich fühlte, ihn in seiner eigenen Richtung gelegentlich weiter zu gehen verleitete, als nöthig war. Diese Ansicht scheint sich ihm selbst zuweilen aufgedrängt zu haben. Zum mindesten berechtigt zu dieser Vermuthung seine merkwürdige Selbstkritik: „In meiner Kunst war ich bis jetzt zu einfach ꝛc. (s. Seite 131 d. II. Aufl. d. Vermächtnisses).

ihrer akademischen Ruhe und cartonseligen Genügsamkeit förmlich aufgeschreckt hat, so ist es im Verlauf der Jahre unter Italiens Einfluß die strenge, von jedem illustrativen Anhauch freie einfach große Conception und die durchgebildete Formensprache gewesen, welche die heimische Welt an Feuerbachs Arbeiten befremdete oder ihr dieselbe geradezu unverständlich machte. Noch Keiner vor ihm hatte auf deutschem Boden dieselbe Sprache gesprochen. Keiner mit so viel dichterischer Gedanken- und Gemüthstiefe eine gleiche, altmeisterlich-realistische und doch so völlig neue Ausdrucksweise verbunden, weil Keiner jemals mit so eisernem Fleiß ein gleich anhaltendes, durch's ganze Leben nie ausgesetztes Naturstudium geübt hat.

Ihm war längst klar geworden, daß das, was man gemeinhin die künstlerische Phantasie nennt, nichts anderes sei, als das größere oder geringere Vermögen, aus der im Gedächtniß aufgespeicherten Masse längst vorausempfangener Vorstellungseindrücke, deren Genesis wir nur nicht zu verfolgen und nachzuweisen im Stande sind, mit Bewußtsein Einzelnes herauszugreifen, und in irgend einem Sinn nachgestaltend, festhalten zu können.

Consequent folgerte er weiter, daß der Werth des Naturstudiums in nichts anderem bestehe, als einerseits in der planmäßigen Bereicherung des Vorraths solcher für ihn brauchbarer Vorstellungen; andererseits in der durch diese Uebung sich steigernden Fertigkeit und Fähigkeit, dieselben energisch weiter denken und nacherschaffen zu können. Daraus ergab sich ihm aber als durchaus nothwendig, daß dieses unmittelbare Verhältniß zur Natur, als dem Gesundbrunnen der Phantasie, unausgesetzt unterhalten werden müsse, wenn man nicht früher oder später der Convention und Manier, wo nicht der Schablone verfallen wolle.

Von ihm kann und darf daher mit Recht, ja es muß endlich einmal ausgesprochen werden, daß er der Erste war, der mit der unmittelbaren Vergangenheit völlig gebrochen und mit einer Kunst aufgeräumt hat, die mit geistreichen Expectorationen auf Carton und Leinwand, voll unverstandener Formen und unmöglicher Gliedmaßen, oder mit poetischer Situationsmalerei auf Grund conventioneller, auswendig gelernter, sich stets wiederholender Ausdrucksmittel das Wesen der Kunst glaubte erfaßt oder gar erschöpft zu haben. Mit einem Wort, daß er der Erste war, der auf dem Codex der Natur wahrhaft fußend, **das was er wollte, auch wirklich machen konnte.** In diesem Sinn der Richtung auf die Natur und das elementare Können ist Feuerbach, so gern man dies zum Theil auch heute noch übersieht, der Rücksichtsloseste und Gewaltigste gewesen unter den Bahnbrechern moderner Kunstbestrebungen.

Warum man dies leicht übersieht, hat seinen bestimmten Grund: Vom gemeinsamen Ausgangspunkt, dem Studium nach der Natur, abgesehen, waren die Wege durchaus verschiedene, die er und seine Mitstrebenden ein-

geschlagen haben. Während diese im Großen und Ganzen die Natur fast ausschließlich oder doch vorwiegend nur als Farben- und Lichtproblem zu erfassen oder nachzuahmen bemüht waren, hat Feuerbach mit dem Recht seiner superioren Künstlerschaft in rapidem Entwickelungslauf sich zum letzten und allzeit höchsten Kunstziel, zur reinen Gestaltung, zur plastischen Idealform durchgearbeitet*).

Daß Feuerbach nach diesem einmal gewonnenen Standpunkt auch zur letzten Consequenz schritt und für sein ganzes Leben an derselben festhielt, das ist, die Natur da aufzusuchen, wo sie plastisch ihm in ihrem vollkommensten Gepräge erschien, auf südlichem Boden nämlich, war nur natürlich, obschon er menschlich es als Zwang und Opfer empfand. Kann man auch mit Recht hervorheben, daß es nur wenige von unsern Künstlern, die in den letzten vierzig Jahren Italien besuchten, der Aufenthalt in diesem Land eigentlich fördernd und befruchtend eingewirkt habe, von Feuerbach kann es gewiß gesagt werden. Ihm hat Rom als Errungenschaft nichts mehr und nichts weniger als die Erhebung zu freier Universalität eingetragen, oder mit anderen Worten: Eine vom Local-Natürlichkeitssinn zum **großen reinen Natursinn** ausgebildete und gesteigerte Anschauung; denn erst auf dem Boden Roms ist der Trieb nach Erlernung und Ausbildung einer typischen Formensprache, obwohl auf Feuerbachs angeborenen Stilgefühl beruhend, bei ihm zur bewußten künstlerischen Absicht gereift.

Viele mögen geneigt sein vorauszusetzen, daß schon der erste Schul- und Entwickelungsgang Feuerbachs durch den Einfluß und die Anschauungen seines Vaters wesentlich und von vornherein nach der ideal-formalen Richtung hin bestimmt worden sein müßte. Dem aber war keineswegs so. Feuerbach war als Künstler für directe erzieherische Einflüsse so gut wie unzugänglich. Seine Entwickelung vollzog sich immer zunächst unter dem Gesetz seines eigensten Wesens und nur die aus der unmittelbaren **Anschauung** gewonnene Ueberzeugung hatte Macht über ihn.

Wohl haben Vater und Sohn sich schließlich auf ein und demselben

*) Nur Wenige haben ihm auf diesem Weg zu folgen vermocht, die Meisten denselben als einen retrograden, auf die Renaissance zurückführenden, von vornherein verurtheilt. Das Neue, nie dagewesene fing an Losung zu werden und alle Tradition galt als vom Uebel. Schade nur, daß aus der Absicht das Niedagewesene zu schaffen, mit anderen Worten, aus dem radicalen Bruch mit aller Tradition nie ein großes wahrhaftiges Kunstwerk hervorgegangen ist, noch hervorgehen kann. Das Gute und Beste wurzelt immer zur guten Hälfte im Boden der Vergangenheit. Aber noch ein Zweites wirkte mit, Feuerbach in seiner Zeit zu isoliren. Seine Kunst, als ihrem innersten Wesen nach aristokratisch, lief der wachsend demokratischen Gesammtgedankenrichtung der Gegenwart diametral entgegen. Diese suchte und fand ihr Genüge vorwiegend im bürgerlich-bäuerlich Genrehaften, im Pikanten, in novellistischer Situationsmalerei, und legte demzufolge das Hauptgewicht auf die Erfindung, nicht auf die Formgebung als solche.

Weg zusammengefunden; aber es waren oft sehr entlegene Richtungen, die der positiv Schaffende einhielt, bevor sie ihn allmählich im Verlauf dieses Schaffens dem hohen, wissenschaftlich-kritischen Standpunkt, den der Vater einnahm, in praktischer Erkenntniß entgegenführten. Erst in einer viel späteren Stunde, sieben Jahre nach dessen Tod, 1859 in Rom, als Feuerbach die eben erst im Druck erschienene „Geschichte der griechischen Plastik"*) seines Vater gelesen hatte, waren die zu Zeiten stark divergirenden Linien in den Anschauungen Beider im Bewußtsein des Sohnes völlig in Eins zusammengeflossen.

„Es ist kaum zu glauben," äußerte sich Feuerbach, das Buch in der Hand, das ihn im Innersten erschüttert hatte, „wie wenig ich zu Lebzeiten meines Vaters sein Wesen zu begreifen im Stande war. Ich konnte nicht fassen, was er eigentlich meinte, wenn er zu meinem tiefen Kummer gar so unzufrieden war mit Allem, was ich aus Düsseldorf und München heimbrachte, in den Zeiten, in denen ich, der herrschenden Richtung und den Eingebungen meiner unreifen Phantasie folgend, mich in hochtrabenden Compositionen expectorirte. Er konnte dann mit bekümmerter Miene in seiner milden Weise sagen: ‚Eine gutgemalte Hand, lieber Anselm, wäre in meinen Augen mehr werth gewesen, als alle diese Herrlichkeiten.'

„So ging es weiter, bis mein guter Vater starb, ohne daß wir uns jemals so recht zusammengefunden hätten, weil nichts, was nicht meine eigene, langsam und unter schweren Kämpfen errungene innere Erfahrung mich lehrte, auf mich einen Einfluß ausübte. So habe ich die längste Zeit, als vor einem Räthsel, vor der Antike gestanden, und voll aufgegangen ist mir ihr eigentliches Wesen erst hier in Rom, und auch hier nicht etwa im Vatikan, sondern im Leben und an der Natur, die selbst auch bis dahin ein halbes Räthsel für mich war."

Das prophetische Siegel seines ureigensten Wesens nennt der Sohn im „Vermächtniß" das Buch des Vaters, im Vollgefühl seines Glaubens, daß er berufen sei, mit der allein überzeugenden Sprache des Künstlers das Wort des Vaters in Thaten zu übersetzen. Die Wirkung dieses Buches auf Feuerbach darf aber nicht anders als im Sinne einer nachträglichen Sanction der bereits festbeschrittenen Bahn, nicht aber als die Veranlassung zu der endgültigen Richtung des Künstlers aufgefaßt werden; denn schon längst bevor er das Buch kannte, hatte Theodor Heyse Gelegenheit gehabt, vor einem großen Iphigenienentwurf die Eingangsverse der Goethe'schen Dichtung zu citiren. Auch die Gestalten des Amazonenbildes hatten bereits Leben gewonnen**).

*) Nachgelassene Schriften von A. Feuerbach. Herausgegeben von Hermann Hettner.

**) Wenn Woldemar von Seydlitz in einem sonst sehr schönen und warm empfundenen Aufsatz über Feuerbach (im 4. Heft der Stichausgabe moderner Meister der Dresdener Galerie) zu der Folgerung kommt, das Buch des Vaters scheine

Es war aber in Feuerbachs künstlerischer Entwickelung außer seiner formalen Richtung, die mit den beiden großen Kinderfriesen anhebt, noch ein zweites Moment wirksam, welches jeweils das Kopfschütteln der Welt zur Folge hatte, nämlich die im engsten Zusammenhang mit seiner Formgebung stehenden **beständigen Wandlungen in seiner Farbe und Malweise.**

An seine Arbeiten aus den Jahren 1850—54 heftete sich der Tadel der Nachahmung der Franzosen. Bei den Werken aus der Zeit von 1854 bis in die sechziger Jahre hinein wurde gegen den Künstler der Vorwurf der unselbständigen Anlehnung an die Venetianer erhoben; während freilich mit diesen Urtheilen der Kritik gleichzeitig die Anklage wegen falscher Originalitätssucht munter nebenherging.

Wer wird leugnen wollen, daß Feuerbach von den Franzosen gelernt und daß er die Venetianer bewundert hat? Dennoch hat er nur in einem geistig verwandtschaftlichen, nie in einem sclavischen Sinn unter dem Einfluß Jener wie Dieser gestanden*).

Schon vor einem Vierteljahrhundert äußerte Feuerbach in Rom gegen mich, während ihm der Vorwurf der Nachahmung der Italiener noch von aller Welt gemacht wurde: „Ich sehe nicht ein, warum man, um gut zu malen, nothwendig wie die Venetianer malen und es nicht auch auf einem anderen, neuen Weg sollte erreichen können. Ein Bild braucht darum noch kein schlechteres zu sein, weil es licht gehalten, statt dunkel in der Gesammtstimmung ist.“

Aber gesetzt, der Vorwurf wäre ein berechtigter gewesen, auf welche besseren Vorgänger als die Italiener hätte Feuerbach sich vor dreißig Jahren stützen sollen?

Die wissenschaftliche Kritik hat stets begriffen und in jedem besonderen Fall den Nachweis von der historischen Nothwendigkeit zu liefern gesucht, daß als Nachfolger Jeder auf den Schultern seiner Vorgänger stehe. Die Schulen seiner Zeit, soweit sie überhaupt dafür gelten konnten, hat Feuer-

---

es gewesen zu sein, das den Sohn wie eine Art Offenbarung getroffen und den plötzlichen, durch nichts vermittelten Uebergang zu dessen schließlicher Richtung verschuldet (!) habe, so ist dabei zunächst das Eine übersehen, daß eine solche Wirkung auf einen Künstler wohl einmal von einem großen Kunstwerk, nie aber von einem Buche ausgehen kann. — Hätte Herr von Seydlitz die beiden großen Kinderfriese (die leider beide auf der Berliner Feuerbach-Ausstellung fehlten) und deren Entwickelungsgeschichte gekannt, würde er wohl in denselben mit Leichtigkeit die vermittelnden Zwischenglieder haben erkennen können, da sie es sind, die den Uebergang zur antiken Richtung Feuerbachs bilden. **Formal** ist in denselben dieser Proceß bereits vollzogen, wenn auch nicht **stofflich**. Entstanden aber sind sie Beide vor Erscheinen der Schriften des Vaters.

*) Diejenigen, welche die **Poesie** von Feuerbach, in diesem Sinne gewiß sein befangenstes Werk, mit der hl. Barbara des Palma Vecchio vergleichen konnten, haben sich jedenfalls nie die Mühe genommen, in der Photographie beide Bilder nebeneinander zu stellen.

bach alle redlich durchgemacht. Dank gegen die Lebenden glaubte er allein den Franzosen zu schulden, die als der Erste aufgesucht zu haben er gern als sein Verdienst in Anspruch nahm. Daß er Coutures Spuren folgte, trug ihm in der Heimat den Ruf der Nachbetung des Auslandes ein. Als kurz nach ihm Piloty Paul Delaroche nach Deutschland importirte, ward es demselben als besonderes Verdienst angerechnet.

Aber auch als Feuerbach thatsächlich zu einer ganz selbständigen Farbe durchgedrungen war, wie in seiner ersten großen Iphigenie, seiner Pietà, seinem Hafis am Brunnen, seiner Francesca da Rimini u. s. w., begegnete er keineswegs damit der Zustimmung, sondern dem lebhaftesten Widerspruch von Seite der heimischen Kritik, die ihn nun um so eifriger der Originalitätssucht beschuldigte. Während sie anfing, die einst als imitatorisch verrufenen Werke des Künstlers aus der vorausgegangenen Periode erträglich schön zu finden, nahm sie bald keinen Anstand mehr, Feuerbach anzuklagen, den guten Weg verlassen zu haben, den sie zuvor als Irrweg bezeichnet hatte. Dieselbe Kritik fand sieben Jahre später beim Erscheinen des ersten platonischen Gastmahls, während sie geradezu mit einer Art von Entrüstung das klassische Werk zurückwies, seltsamer Weise nun Worte der Annerkennung für das früher Abgelehnte, und die Bilder in der Graf von Schack'schen Gallerie fingen an, als Feuerbachs beste und schönste Arbeiten die langversagte Sanction zu erlangen.

Mit Orpheus und Eurydice, dem Gastmahl des Platon und einer Anzahl kleinerer Arbeiten aus derselben Zeit hatte Feuerbach den bisherigen Ton, der die Welt in seinen Bildern an den warmen Goldschimmer der Venetianer erinnert hatte, zu wechseln angefangen, und sich mehr und mehr den Silbertinten der neutralen Tagesbeleuchtung zugeneigt. Bei seinem wachsenden Drang nach klarster und durchsichtigster Gestaltung der Form, mochte ihm jene, mit ihren Alles auflichtenden Reflexen, als die dienlichere oder die einzig richtige erscheinen. In zweiter Linie mochte ihn dieselbe reizen, weil sie eine Technik alla prima, und damit die raschere Ausführung der ihm so vielfach vorschwebenden großen Aufgaben begünstigte. Daß Feuerbach damit früher als irgend ein Anderer mit größter Energie die Farbentendenz angeschlagen, die die herrschende in unseren Tagen zu werden anfängt, hat ihm freilich nur Angriffe von Seite seiner Zeitgenossen, und von den Nachfolgenden die stillschweigende Verleugnung seiner Vorgängerschaft eingetragen.

Allerdings entsprang diese sehr allmähliche Wandlung in Feuerbachs Farbe keinem vorsätzlichen Spiel mit den Mitteln der Palette, sondern dem Bedürfniß der Unterordnung derselben unter die Herrschaft der Form. Aber auch lange nachher, nachdem diesem Drang — man kann gerne zugeben etwas einseitig und zum Nachtheil einer allgemein bestechenderen Wirkung der Arbeiten aus dieser Zeit — Genüge geschehen war, und Werke wie die große Medea und das Urtheil des Paris längst wieder

eine ebenso leuchtende als tiefgesättigte Färbung aufweisen, klangen die nun einmal hergebrachten Vorwürfe gegen dieselben in der Kritik nach.*)

Am allerunfähigsten aber erwies sich dieselbe in ihrem Urtheil einer der letzten Schöpfungen des Künstlers, dem **Titanensturz**, gegenüber. Das Bild war nebst einer Reihe anderer Compositionen (dem gefesselten Prometheus, Venus, Gäa und Uranos) bestimmt, die Decke des glyptischen Saals der neuen Akademie in Wien als großes Mittelbild zu schmücken. Auf ausdrücklichen Wunsch des Königs von Bayern von Wien zur großen Münchener Ausstellung von 1879 eingetroffen**), hatte es leider als Wand-, und nicht als Deckenbild Aufstellung gefunden. In der sogenannten Froschperspective gedacht, hätte das Werk allein als Plafondbild richtig wirken können.

Wenn die Kritik die Ungleichmäßigkeiten in der Ausführung des Werkes tadelnd hervorgehoben hätte, so würde dies einen Sinn gehabt haben,***) aber man forderte von demselben, in unglaublicher Verkennung aller Bedingungen monumentaler Deckenmalerei, die Wirkung eines Staffeleibildes und beurtheilte dasselbe demgemäß. Man schrak überdies Angesichts desselben vor der Steigerung der Form in's Typisch-Ur- und Uebermenschliche zurück, ganz vergessend, daß wenn unter dem Aufruhr aller Elemente sich eine Welt aus dem Chaos hervorringt, und Götter und Giganten die Handelnden sind, weder Rahl'sche Schablonenheroen, noch Makart'sche Wienerinnen, ohne lächerlich zu wirken, hier die Vorbilder abgeben durften.

Bezüglich der Farbe des Bildes äußerte sich Feuerbach selbst: „Es wäre leicht und sehr viel dankbarer gewesen, bei dieser Gelegenheit ein düster wirkungsvolles Stimmungsbild zu liefern†); allein ein solches würde die Decke, als ohnehin lastenden Theil in der Architektur, übermäßig und

---

* Noch eine andere, auch heute noch häufig gegen Feuerbach erhobene Anklage, die zuweilen an Stumpfsinn grenzt, gehört hier berichtigt: Die Beschuldigung nämlich von der ewigen Wiederkehr ein und desselben weiblichen Modells, nachdem Nana 1869 nicht nur aus dem Leben, sondern, was entscheidender war, aus der Ideenwelt des Künstlers ausgeschieden und längst neuen Vorbildern gewichen war. Daß kein Geringerer, als L. da Vinci in ganz anderem Grad wie Feuerbach sich dieses vermeintlichen Vergehens schuldig gemacht, dessen scheint sich dabei die Welt nicht erinnern zu wollen.

) Ohne den Zwang der hierauf zu nehmenden Rücksicht wäre vielleicht das Ungeheuerliche geschehen und die Zurückweisung des Bildes durch die Jury erfolgt. Dieselbe wahrte indessen nachträglich ihren Standpunkt bei Gelegenheit der Preisvertheilungen, indem sie dem **Titanensturz sowohl, wie dem gleichzeitig ausgestellten **Abschied der Medea** jede Auszeichnung versagte, und einen Studienkopf Feuerbachs aus dem Jahre 1863 prämiirte, unter Bedauern, durch die Statuten verhindert zu sein, statt desselben den **Tod des Pietro Aretino** mit der ersten Medaille auszuzeichnen, da dieses Bild bereits über 25 Jahre alt war. Wer hätte das 25 Jahre früher ahnen können? Der König antwortete mit dem Ankauf der Medea.

***) Der Künstler selbst beklagte lebhaft, daß die Umstände ihm verwehrt hatten, die Ablieferung dieses Werkes weiter hinauszuschieben

†) Der in der k. Pinakothek zu München befindliche große Farbenentwurf zum Titanensturz liefert den vollen Beweis, wie sehr Feuerbach, wenn es in seiner Absicht

für das Auge unerträglich beschwert haben, während ein Deckenbild umgekehrt den Zweck hat, dieselbe leicht erscheinen zu machen, indem es sie gleichsam heiter nach Außen öffnet. Durch eine dem Beschauer sich aufdrängende Farbe würde überdies die eigentliche Bestimmung des Raumes als Antikensaal, für welchen ich das Bild zu berechnen hatte, schwer beeinträchtigt worden sein, weil durch dieselbe die Wirkung der farblosen Statuen einfach aufgehoben worden wäre."

Feuerbach hatte also mit der Selbstverleugnung des echten und geborenen Monumentalisten, um einem höheren Gesammtkunstzweck zu dienen auf die ausschließliche Wirkung seines eigenen Werkes hinzuarbeiten verzichtet.

Wer rückblickend die Totalsumme von Feuerbachs schöpferischer Thätigkeit überrechnet, der wird, gleichviel ob er nun vom besonderen Wesen dieses Künstlers sich sympathisch berührt fühlt oder nicht, zunächst in dessen ganzem Schaffen die kategorisch sich äußernde Potenz einer vollen künstlerischen Persönlichkeit erblicken müssen, die den eigenthümlichen Stempel derselben jeder ihrer einzelnen Kundgebungen aufzudrücken verstand. Wir sind niemals, trotz all ihrer Varianten, im Zweifel über Feuerbachs Handschrift, weil sie nie Copie, sondern immer Original ist. „Was ist originell?" fragt der Künstler sich selbst und antwortet darauf: „Alles und Jedes in der Welt ist schon einmal dagewesen und leider fast immer besser. Was aber aus der tiefsten Seele des Menschen kommt, ist demohngeachtet immer originell." Wenn aber Einer, so durfte Feuerbach von sich sagen: „Was ich nicht fühlte, habe ich nicht gemalt." — „Eine schablonenhafte Handschrift, Schönschreiberei sich anzugewöhnen, mit der man Alles schreibt und nichts sagt, war mir von früh an ein Gräuel." „Die Schreibseligkeit in der Kunst," so fährt er fort, „habe ich nur in der ersten Jugend getrieben. Alsdann, nachdem ich die Macht der natürlichen Erscheinung erkannt hatte, war ich mir auch sofort bewußt, daß ich mehr als Andere zu studiren habe, um der Natur gegenüber den heiligen Respect zu bewahren und mich zugleich a forza di lavoro zur Gedankenfreiheit aufzuschwingen."

Die Besten hatten bis dahin Kunst aus zweiter Hand getrieben und sich zumeist da mit Andeutungen begnügt, wo für Feuerbach die eigentliche Arbeit erst begann, weil es sich bei ihm nicht um die ungefähre Verbildlichung irgend einer poetischen Idee, sondern um die plastisch-coloristische Vollendung und sinnfällige Durchbildung derselben handelte.

Insoweit parallel mit Feuerbachs Wirksamkeit da oder dort eine Reaction gegen diese, nicht immer sehr anspruchslose Halbkunst zu Tage trat,

---

gelegen hätte, dies zu leisten im Stande gewesen wäre. — Das eigentliche Plafondbild stellt übrigens, abweichend von diesem ersten Entwurf, neben dem Sturz der Titanen die Geburt der dem Meer entsteigenden Aphrodite dar, als Allegorie des aus dem Chaos sich herausringenden Reiches der Schönheit.

lag dieselbe entweder in den Banden einer sentimentalen Romantik befangen, oder sie verrieth durch ihre theatralische Gespreiztheit nur allzusehr den unseligen Einfluß und ihre Abstammung von der Pseudo-Natur der Bühne.

Der gesundeste Theil der Mitstrebenden cultivirte die Landschaft und das Genre, und half so in seiner Weise in verdienstlicher Beschränkung die große Arbeitsaufgabe mit verrichten, die nothwendig geschehen und vorausgehen mußte, um den Boden zur Aufnahme einer neuen Saat vorzubereiten. Aber ihr Geist heftete sich mit Vorliebe an die enge Scholle und verlor über der Freude am kleinen, aber zu Eigen gewonnenen Besitz allen Blick in's Weite und Große, den ihre Vorgänger, wenn auch als Nachahmer einer fremden, der Vergangenheit angehörigen Kunst besessen. Alle fingen sie zugleich an, sich als die Hüter und Pfleger urdeutschen Wesens zu fühlen, und da sie Alle mehr oder weniger gläubige Bewunderer fanden, bestärkte Einer den Andern in der Ueberschätzung seines patriotischen Verdienstes.

„Ich habe nichts dagegen," äußerte Feuerbach eines Tages auf einer deutschen Kunstausstellung, „wenn Einer sein ganzes Leben lang nichts Anderes als Schwarzwälder oder Tiroler Bauern, deutsche Tannen und Eichen, Landsknechte, Pagen und Burgfrauen malt, aber ich finde es geschmacklos, wenn Wer sich dabei einbildet, deutsches Wesen damit erschöpft zu haben."

Ein Volk, das sich die Literatur der Welt zu eigen gemacht, das Shakespeare als einen der Seinigen betrachtet und dessen beste Geistesbildung auf der Cultur des Alterthums beruht, hatte in Feuerbachs Augen eine größere, universellere Aufgabe, als patriotisch-spießbürgerliche oder chauvinistische Interessenkunst zu reiben. Auch er fühlte sich durch und durch als Deutscher, und war es mit Stolz*); und obschon er seinen Landsleuten im Großen und Ganzen einstweilen keinen ausgesprochenen Sinn für die bildende Kunst in der Richtung auf's Große und Stilvolle zuzuerkennen vermochte, war es doch seine Ueberzeugung, daß eine wirkliche Kunst, wenn sie der Welt in diesem Sinne noch einmal beschieden sein sollte, nur aus der germanischen Rasse heraus erstehen könne, vorausgesetzt, daß ihr gelingen würde, auch hier, wie auf anderen Gebieten, vom engherzigen Localsinn befreit, sich zu reiner universaler Anschauung zu erheben. Im Reich der Kunst schien ihm die bloße äußerliche Innehaltung der geographischen oder geschichtlichen Grenzmarken eines Landes oder Volkes für die Declarirung der Stammeszugehörigkeit weder maßgebend noch ausreichend zu sein. Ihm

*) An den Kämpfen um die politische Wiedergeburt seines Vaterlandes hat Feuerbach 1866 und 1870—71 den erregtesten Antheil genommen. Entscheidende Ereignisse mußten ihm nach Rom telegraphirt werden, und er war glücklich, den Fall von Sedan als der Erste in seinen Kreisen verkünden zu können. So ganz und durchaus deutsch war Feuerbachs Gesinnung, daß es ihn jedesmal mit Kummer erfüllte, wenn einem seiner Werke das Schicksal drohte, in anderen, als deutschen Besitz zu gerathen, während er es gleichwohl niederschrieb: „Den Deutschen bleibt das Verdienst, mich immer schlecht behandelt zu haben."

wollte stets bedünken, daß, wenn in irgend einer Kunst das innerliche Wesen, mit andern Worten die Geistes- und Gemüthstiefen einer Volksseele zum wirklich künstlerischen Ausdruck gelangten, auch für das nationale Element in derselben und damit für den nationalen Ruhm von Seite eines Künstlers übrig genug geschehen sei.

Das sogenannte Vaterländische und Zeitgemäße ist leider selten zugleich das Künstlerische. Seinen naturgemäßen Ausdruck findet dasselbe in der Illustration, deren Geist freilich das Charakteristikum für fast die gesammte neuere Kunst bildet.

Künstler im vollsten und höchsten Sinn des Worts ist nur derjenige, der sich als Interpret des Rein-Menschlichen **über** seine Zeit zu stellen vermag und so zum Ausdruck aller Zeiten wird. Nicht Goethe, nicht Schiller sind daher der Ausdruck ihrer Zeit, sondern Kotzebue und Iffland. Was jenen Gewaltigen von ihrer Zeit besonders anhaftet, ist sicherlich ihr sterbliches Theil.

Gewiß war auch Feuerbach ein Kind seiner Zeit, wie sehr er auch Vielen als ein Fremdling in derselben erscheinen mag; doch nur der Künstler ist in ihr fremd gewesen, nicht der Mensch. Für Alles, was sie wahrhaft Großes aufweist, hatte Feuerbach einen offenen und dankbaren Sinn, und nie hat er in krankhafter Anwandlung den sentimentalen Wunsch gehabt, in einem anderen, als in seinem eigenen Jahrhundert gelebt zu haben. Eine durch und durch impulsive Natur, hatte er alle Fähigkeiten, um die Güter der Gegenwart mitsammt der Erbschaft der Vergangenheit genießend in sich aufzunehmen, zugleich der vollen Kraft sich bewußt, dies Erbe aus eigenen Mitteln bereichern zu können.

„Ein ganzes Füllhorn schöner Gaben ist bereit auszuströmen," so ruft er aus, „wenn Jemand sich die Mühe nehmen wollte, nur die Hand hin zu halten".

Wenn Feuerbach der Mitwelt zu wenig zu Gefallen gelebt, so geschah dies, weil er stets zuerst als Künstler sich selbst genug zu thun den unabweisbaren Gewissenszwang in sich fühlte. Seine Zeit hat ihn menschlich reichlich für die Treue büßen lassen, die er gegen sich selbst geübt, und das Füllhorn seiner Gaben lange von der Hand gewiesen. Um so leichter dürfte es die Nachwelt haben, ihm gerecht zu werden, der er ohne weitere Ansprüche, lediglich mit der stolzen Verlassenschaft des Künstlers angehören wird. Ihr wird es möglich sein dankbar zu erkennen, in welchem Umfang er als Pfadfinder und Bahnbrecher auf dem Gebiet seiner Kunst gewirkt, in einer Zeit, die aller Traditionen und aller gesunden Technik baar, in tastenden Neuanfängen nach allen denkbaren Zielen strebte, und über dem Wirrwarr ihrer Versuche den hohen Meister übersah, der ihr ein Lehrer hätte sein können im besten Sinn des Wortes.

Berichtigung. S. 88, Z. 10 v. o. l.: Galerie Barberini, statt Colonna. — S. 92, Z. 3 v. o. l.: der nach Ferrara verlegte Schauplatz. — S. 103, Z. 20 v. o. l. Iphigenie, statt Iphigenie u. Medea.

Im Banne des Naturalismus.

„Ein Verhältniß". Roman von Karl von Perfall.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Gleich nach dem Erscheinen der ersten Romane von Emile Zola, namentlich nach dem „Assommoir", diesem Meisterwerk in seiner Art, — dessen Meisterschaft man anerkennen mußte, so sehr man auch die Art bemängeln mochte, — wurde die Befürchtung laut, daß diese neu gestiftete Schule des „Naturalismus" auch bei uns nur zu gelehrige Schüler finden und namentlich unter den jüngeren Köpfen eine arge Verwirrung anrichten würde.

Ein Mann wie Zola, von einem so mächtigen, scharf ausgeprägten Eigenwesen, mit einer so großartigen Gestaltungskraft, einer so ehrlichen, im Innersten wurzelnden künstlerischen Ueberzeugung, mußte bei dem unabläßigen geistigen Austausche von Volk zu Volk in der That bald eine universale Bedeutung gewinnen. Und wenn dieser ausgezeichnete Schriftsteller sich sogar bei den in anderen ästhetischen Anschauungen Aufgewachsenen und Gereiften den Respect vor seinem bedeutenden Wollen und wirklichen Können erzwang, ohne freilich diese für seine Anschauungen zu gewinnen, so war es gewiß sehr wohl begreiflich, daß er bei den Werdenden eine tiefere Bewunderung und feurige Begeisterung hervorrufen mußte, daß diese zu ihm wie zu dem Leitstern aus dem Dunkel einer altersschwach gewordenen schöngeistigen Schöpfungszeit zur Helle eines jungen Tages aufblickten.

Man durfte besorgen, daß nun gerade diejenigen Besonderheiten der Zola'schen Dichtung, die am meisten in die Augen fallen, und die die angefochtensten sind, vor Allem zur Nacheiferung reizen würden. Und das

konnte leicht vom Uebel werden. In Zolas dichterischem Katechismus steht der Glaubensartikel obenan: das Dasein, das er im finstersten Pessimismus als eine Anhäufung von Verkommenheit, Jammer, Widerwärtigkeiten und Scheußlichkeiten ansieht, ohne Scham und Scheu mit unnachsichtiger Wahrheitsliebe genau so zu schildern, wie er es sieht. Mit der Kühnheit dieses Gedankens geht bei ihm die vor nichts zurückschreckende Kühnheit in der Ausführung Hand in Hand. Seine Feder sträubt sich nie. Für ihn giebt es nichts Unbeschreibliches mehr.

Er riß jene Schranken nieder, welche die milden Gewalten, wie guter Geschmack, Zucht, Sitte und Anstand, auch für die geistige und künstlerische Schöpfung aufgerichtet hatten, und die in seinen Augen nichts anderes waren, als ein jämmerliches Bollwerk der Vorurtheile, der Schlappheit und Mattherzigkeit; er riß sie nieder und nahm die bisher verbotenen Gebiete im Sturm. Das war für ihn gewiß zunächst nur eine Nothwendigkeit, um sich in den Besitz aller Mittel zur Veranschaulichung seines dichterischen Gedankens zu setzen. Unwillkürlich aber wandelte sich bei ihm das, was ihm zunächst als eine unabweisbare Nothwendigkeit gegolten hatte, zu einer Liebhaberei. Das zuerst Unvermeidliche machte ihm mit der Zeit Vergnügen; und nun suchte er jene Gebiete, die Andere vorsichtig mieden, die er sich aber kühn erschlossen hatte, mit ausgesprochener Genugthuung auf. Auf jenen Strecken, die er nur hatte durchziehen wollen, um zu seinem Ziele zu gelangen, verweilte er nun länger als nöthig und vergaß darüber bisweilen sogar sein Ziel.

So sind denn einige der Zola'schen Romane trotz aller wunderbaren Eigenschaften, die sie enthalten, trotz der Bewunderung, die sie vor dem Können dieses großartigen Mannes abnöthigen, einfache Widerwärtigkeiten geworden, bei deren Lectüre der Leser beständig kämpft zwischen dem Ekel, der ihm aufsteigt, und dem wehmüthigen Bedauern, daß sich ein so herrliches Talent, das sich auch in diesen Widerwärtigkeiten voll und ganz zeigt, mit einer unverkennbaren Freude im Schmutz herumwälzt.

Gerade das nun, was man bisher als anstößig und unerlaubt bezeichnete, und was durch Zola aus der niedrigen Sphäre der Zoterei, um die sich nicht die Kritik, sondern die Sittenpolizei zu kümmern hat, zur Höhe der ernsten Geistesarbeit erhoben und literaturfähig geworden ist, — gerade das, das Unschönste und Verwerflichste seiner Arbeit, war vor Allem dazu geeignet, von denen, die in Zola ihren Lehrer erblicken, aufgegriffen zu werden. In der That zeigten sich denn auch bei uns einige Ansätze zu dem Versuche einer so gearteten Nachbildung des französischen Naturalismus. Es soll auch gar nicht geleugnet werden, daß unter den Jüngern dieser neuestdeutschen Literaturschule der Eine oder der Andere durch eine gewisse Begabung sich bemerkbar machte.

Leider zeigte sich diese Begabung aber weniger nach der positiven Seite hin, durch bedeutende geistige Schöpfungen, als vielmehr in der negativen

Gestalt der jeden Respectes baaren rücksichtslosen Kritik des von Andern Geleisteten. Während der französische Meister im Gegensatz zu den schriftstellerischen Werken seiner Zeitgenossen durch seine Werke selbst sein Programm aufgestellt hat, beschränkten sich seine Schüler bei uns zu Lande darauf, in den stärksten Worten unablässig darauf hinzuweisen, daß Alles, was jetzt in Deutschland geschrieben werde, niederträchtiger Schund sei. Alles, was bei uns auf dem Gebiete der Lyrik, des Epos und des Dramas entstände, sei kleinlich, schwächlich, erbärmlich. Es müsse ganz anders gemacht werden, und sie, die jungen vollblütigen, von jeder Rücksicht auf Sippschaft und Gildenwesen Losgelösten würden es auch ganz anders machen. Man möge es nur abwarten!

Wie oft habe ich, wenn ich diese radicalen Aberkennungen der dichterischen Ehrenrechte, die im Tone der unsagbarsten Ueberhebung gehalten waren, zugleich mit den prahlerischen Ankündigungen der immer verheißenen und nie geschriebenen Zukunftswerke las, an Heines Verse denken müssen:

„Iliaden, Odysseen
Kündigst Du uns prahlend an . . .
Eine große That in Worten,
Die Du einst zu thun gedenkst! —
O, ich kenne solche Sorten
Geist'ger Schuldenmacher längst . . .
O, ich kenne das Geflunker
Künftiger Unsterblichkeit!"

Auch durch die Schaaren der jugendlichen Stürmer und Dränger der neuesten Zeit ging der große mephistophelisch-socialistische Zug unserer Tage: zunächst Zertrümmerung des Bestehenden, das eben nicht werth ist zu bestehen, und dann — ja, was dann an dessen Stelle zu setzen wäre, darüber mögen sich künftige Geschlechter die Köpfe zerbrechen.

Unter den Bekennern dieser neuen Lehre galt es als ausgemacht, daß die Anerkennung, die sich trotz alledem auch einige zeitgenössische Werke zu erobern vermögen, lediglich ein Kunsterzeugniß sei. Das Alles werde von der Presse künstlich gemacht, die ausschließlich im Besitz der altersschwachen und lendenlahmen Poetaster gewöhnlichen Schlages sei, die nur für diese arbeite, mit ihren einseitigen Anpreisungen der Werke dieser Richtung die öffentliche Meinung beherrsche, verwirre, vergifte, und die sich hartnäckig sträube, den Werken der neuen Richtung, die eben nicht in ihren Kram paßten, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es bestehe eine große Verschwörung unausgesetzter Reclame für die Alten und gehässigen Todtschweigens der Jungen.

Wenn man selbst auf dem Gebiete des geistigen Schaffens nach seinem besten Können thätig ist und zugleich die geistigen Schöpfungen Anderer kritisch bespricht, so vernimmt man einen solchen Vorwurf nicht, ohne über dessen Berechtigung ernsthaft nachzudenken. Ich habe es mir angelegen sein lassen, einige der Bücher, die mir als die bemerkenswertheren Erzeugnisse

dieser neuesten Richtung bezeichnet wurden, aufmerksam und, wie ich versichern darf, ohne alle Voreingenommenheit zu lesen. Ja, ich ging sogar mit wirklicher Theilnahme an diese Werke heran und es erschien mir ganz logisch, daß Diejenigen, die nun schon lange Posten gestanden haben, einmal abgelöst würden. Alle Schriftsteller der Vergangenheit und der Gegenwart, die sich Bedeutung verschafft, haben ja auch einmal angefangen; und es wäre wirklich an der Zeit, daß sich in unsern Tagen wieder einmal ein Schriftsteller hervorthäte, aus dessen Werken man die Hoffnung schöpfen dürfte, daß er als Gleichberechtigter in die Reihen der anerkannten Schriftsteller eintreten, daß er vor diesen den Vorrang gewinnen werde.

Leider muß ich gestehen, daß bei dem Vorhaben, mich mit den Schriften der neuesten Schule vertraut zu machen, meine Theilnahme immer mehr erkaltet ist. Es sind nicht etwa Schroffheiten, die mich verstimmt, und nicht Widerwärtigkeiten, die mich angewidert hätten. Diese neuesten Versuche haben mich einfach wegen des Mangels an hervorragenden und packenden Eigenschaften nicht genügend zu fesseln vermocht. Sie haben mir allesammt eine starke Enttäuschung bereitet, und ich bin zu der festen Ueberzeugung gelangt, das man keineswegs an eine Böswilligkeit und Gehässigkeit einer voreingenommenen Parteipresse zu glauben braucht, um es begreiflich zu finden, daß von diesen schriftstellerischen Erzeugnissen bisher nur selten die Rede gewesen ist.

Einstweilen warten wir eben noch immer auf Werke des jüngsten Deutschlands, die die Welt dazu zwingen, staunend stehen zu bleiben. Und abwartend, nicht ablehnend, verhält sich die Kritik. Ich habe ein unbegrenztes Vertrauen zur Kraft des echten Talentes. Wenn nur ein solches erst ersteht, so wird man es schon beachten. Man wird sich vielleicht feindlich ihm gegenüberstellen, aber übergehen wird man es nicht.

Mit der Zeit bin ich allerdings etwas mißtrauisch geworden; und wenn ich jetzt von Zeit zu Zeit lese oder höre, daß wieder ein neues Erzeugniß dieser Richtung auf den Büchermarkt gelangt, so fallen mir immer die Worte des Mephisto ein, mit denen dieser den prototypischen Gelbschnabel der Absprecherei bewillkommt:

„Doch diesmal ist er von den Neusten,
Er wird sich grenzenlos erdreusten!“

Bis zur Stunde habe ich vergeblich auf einen geeigneten Anlaß gewartet, mich einmal mit den Wortführern dieser neuen Richtung in ernsthaftester und höflicher Weise kritisch auseinanderzusetzen.

Dieser Anlaß bietet sich nun — wenigstens ungefähr. Karl von Perfall wird zwar von den Bekennern des neuen literarischen Glaubens nicht zu den Ihrigen gezählt, und er selbst verwahrt sich in dem Vorwort zu seinem neuen Roman „Ein Verhältniß“*) mit schroffer Bestimmtheit

*) Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel.

dagegen, daß man ihn dazu rechne. Er weicht ja auch in sehr Wesentlichem ganz entschieden von ihnen ab. Er gehört vor Allem nicht zu denen, die von oben herab Alles, was unsere Tage schriftstellerisch hervorbringen, zu den Todtgeborenen werfen. Er bringt im Gegentheil, wie dies seine Leitung des kritischen Theiles der Kölnischen Zeitung beweist, der zeitgenössischen Schriftstellerei die wärmste Theilnahme entgegen. Vor Allem aber: von der Weltanschauung des eigentlichen Naturalismus trennt ihn ein Ocean. Unser junger Schriftsteller ist frei von dem erbitterten Pessimismus des Meisters Zola. In seiner geistigen Anschauung gewinnt unser Dasein eine ungleich freundlichere Gestaltung. Er sieht die Welt in hellerem Lichte. Auch das, was ihm verwerflich scheint, und dessen Vernichtung der Naturalismus predigt, will er mit Duldsamkeit angesehen wissen. Im Gegensatz zu den unversöhnlichen Alcest-Naturen des Naturalismus ist ihm etwas von der freundlichen Geschmeidigkeit und Nachsicht des Philint zu eigen:

> „Wir müssen schon
> Uns in die Zeiten schicken ohne Trotz;
> Und Thorheit ist's, wie's keine zweite giebt,
> Die Welt auf eigne Hand verbessern wollen! . . .
> Die Menschen nehm ich ruhig, wie sie sind,
> Gewöhne mich zu dulden, was sie thun . . ."

Bei diesem verträglichen Opportunismus ist Perfall also vollberechtigt, jede Gemeinschaft mit den Naturalisten drüben und hüben, wenn hüben überhaupt von Naturalisten in ernsthaftem Sinne gesprochen werden kann, von sich zu weisen. Er bezeichnet das als einen Act der Nothwehr. „Nicht blos deshalb, weil ich die Gesellschaft des sogenannten jüngsten Deutschland meiden möchte, sondern vornehmlich darum, weil durch eine solche Zurechnung zur naturalistischen Schule ernste Bestrebungen, die ich hege, zu ihrem geraden Gegentheil verkehrt werden." Und nun führt er eben aus, wie die Versöhnlichkeit seiner Weltanschauung ihn auch in seiner künstlerischen Schöpfung gerade in die entgegengesetzte Richtung des von dem Naturalismus erstrebten Zieles vorwärts treibt.

Das ist durchaus richtig; und man begreift, daß Perfall seinem Unwillen darüber Ausdruck giebt, wenn er gerade von denen, die es mit seinen früheren Schriften gut gemeint haben, gelegentlich wie ein Nachahmer Zolas behandelt worden ist. Es wird ihm auch geringe Freude bereiten, daß ich unwillkürlich, um zur Besprechung seines Buches zu gelangen, mit Zola habe beginnen und dessen Nachahmer in Deutschland habe streifen müssen. Das ist aber nicht zufällig geschehen, geschweige denn in gehässiger Absicht.

Während des Lesens des Perfall'schen Romanes haben sich immer wieder und wieder diese Gedanken an mich herangedrängt, und ich habe

ihnen nicht wehren können, trotz der ausdrücklichen Bitte des Verfassers, ihn mit Zola und dem jüngsten Deutschland zu verschonen. Sollten es wirklich nur Aeußerlichkeiten sein, die mich zu diesen Betrachtungen angeregt haben? Nur der Umstand, daß bisweilen mit wahrhaft Zola'scher Tollkühnheit Dinge gesagt, Scenen beschrieben werden, wie sie eben vor Zola nicht gesagt und nicht beschrieben worden sind? Ich glaube es kaum. Es sitzt doch tiefer, wie ich meine. Mag Perfall sich auch noch so entschieden dagegen sträuben, als Jünger Zolas ausgegeben zu werden, mag er Zola selbst in dessen Wesentlichstem ganz entschieden verwerfen, er hat doch seines Geistes einen Hauch verspürt. Eine kraftvolle Individualität unterjocht auch den Widerstrebenden. Und es ist nicht erforderlich, daß man den Lehrer liebe, um dessen Lehre in sein Fleisch und Blut übergehen zu lassen. Die gesammte Tonschöpfung, auch diejenige, die sich mit Händen und Füßen gegen Richard Wagner sträubt, die das redlichste Bestreben hat, an frühere Meister anzuknüpfen, steht heutzutage doch unweigerlich unter dem Banne des Bayreuther Meisters. Ich denke nun selbstverständlich nicht daran, den französischen Naturalisten mit dem deutschen Tondichter auf dieselbe Stufe zu stellen. Aber ich glaube allerdings, daß heutzutage kein Jüngerer, der auf dem Gebiete des geistigen Schaffens arbeitet und weiß, was in der literarischen Welt vorgeht, von sich behaupten könnte, daß er frei sei von den Einflüssen, die die stärksten Geister des Nordens und Südens auf unsere geistige Strömung üben — mag man diese nun Zola, Ibsen oder Echegaray nennen. Perfall würde seinen Roman „Ein Verhältniß" nicht geschrieben, er würde ihn jedenfalls nicht so geschrieben haben, wie er ihn geschrieben hat, wenn ihm Zolas Werke nicht bekannt geworden wären, wenn er nicht von diesen einen tiefen und für sein eigenes Schaffen mitbestimmenden Eindruck gewonnen hätte.

– –

Caroline Pauer, deren Vater, ein kleiner Beamter, gestorben ist, und die an der Seite einer schwerleidenden siechen alten Mutter die heiteren Jugendjahre genuß- und freudlos verbracht hat, ist 26 Jahre alt geworden. Sie ist vom Leben schon stark angesäuert. Freilich macht sie die gefällige Bildung ihres schönen Gesichts und ihrer reifen Formen noch immer zu einer begehrenswerthen Person, aber sie besitzt doch schon die Erbitterung und Unduldsamkeit der ältlichen Jungfer. Es empört sie, daß sie mit einer feschen Wienerin, einem Fräulein Rieder, die ein sehr freies Leben führt und aus ihren unerlaubten Verhältnissen nicht einmal ein Geheimniß macht, unter einem Dache hausen muß. Caroline lebt mit ihrer Mutter in den bescheidensten Verhältnissen. Sie selbst besorgt die Einkäufe im Kaufmannsladen. Und bei einem solchen Einkaufe trifft sie mit einem stattlichen Manne in vorgerückteren Jahren zusammen, einem gewissen Bertram, einem Geschäftsreisenden, dessen männliche Erscheinung und sicheres

Auftreten von ihr wohlbemerkt werden, und der seinerseits für die voll erblühten georginenhaften Reize Carolinens das vollste Verständniß besitzt.

Aus dem flüchtigen Zusammentreffen werden mit der Zeit Plauderstunden im Kaufmannsladen, aus der zufälligen Begegnung bestimmte Verabredungen. Bertram begleitet Carolinen nach Hause. Dann macht er mit ihr Spaziergänge auf Umwegen, und schließlich kommt es zu Vertraulichkeiten. Caroline macht es nicht viel besser als das erste beste Dienstmädchen, das in der Hausthür mit seinem Gefreiten schäkert. Die Beziehungen zwischen den Beiden ziehen sich immer fester. Zunächst wird ein Kuß geraubt, dann wird er freiwillig gewährt. Bertram, der sich nach seinem Herkommen, nach seiner Veranlagung, nach seiner Bildung, nach seinem Berufe, nach seinen Gewohnheiten und Empfindungen kaum auf der mittleren Höhe der Menschheit bewegt, ein Handlungsreisender, wie es deren eben Tausende giebt, der seine Geschäfte erledigt, den Abend am Stammtisch mit Gleichgesinnten im Wirthshause verbringt und, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, auch wohl einmal mit einer hübschen Schürze anbändelt, führt ein wenig interessantes Junggesellenleben. Er ist selbstsüchtig, nicht aus häßlicher Charakterveranlagung, sondern weil er überhaupt kaum fähig sein dürfte, für das, was außerhalb des engsten Kreises seiner eigensten Interessen liegt, irgend welches Verständniß zu besitzen. Caroline gefällt ihm. Er fühlt instinctiv, daß sie etwas Anderes ist als die Mädchen, denen er seine Gunst bisher zugewandt hatte. Es mag seine Neugier reizen, eine ihm bisher unbekannt gebliebene Weiblichkeit näher kennen zu lernen. Dazu kommt die durch Carolinens Schönheit erweckte sinnliche Regung, und er beschließt also, Alles zu thun, was er thun kann, um sie zu gewinnen.

Man kann nicht behaupten, daß Bertram teuflische Verführungskünste anwende. Er spricht mit Carolinen von seinen Absichten mit wahrhaft schaudererregender Offenheit. In solchen Dingen aber, scheint mir, ist es etwas recht Häßliches um das Programmmachen. Ein Mann, der der Tochter einer todtkranken Mutter in unverhohlenster Weise vorschlägt, man könne ja die Freuden der Ehe discontiren, um die Heirath nach dem Tode der Mutter gesetzlich zu vollziehen, ein Mann, der darüber spricht, der das logisch entwickelt und begründet, wirkt auf mich sehr unangenehm. Gewisse Handlungen rechtfertigt eben nur die Unüberlegtheit. Mit Ueberlegung begangen werden sie widerlich. Caroline, die auf einer weit höheren Stufe der Bildung und Empfindung steht, besitzt für diese peinliche Wirkung indessen geringe Empfänglichkeit. Bertrams sonderbarer Vorschlag entflammt nur ihre unter der Asche glimmenden Triebe. Unter dem Eindrucke der Worte, die sie von ihm vernommen hat, macht es Caroline, die bisher in Worten und Werken züchtige Jungfrau, genau so wie die verworfenste Dirne der Zola'schen Dichtung, wie Nana: sie weidet sich im Gedanken an den Geliebten an der Schönheit ihrer Formen. „Sie eilte vor den Spiegel,

denselben, aus dem sie oft mit bitterer Miene gelesen hatte, daß ihre Jugend schwinde . . . Da riß sie das weiße Jäckchen von den Schultern, löste das aufgeknotete Haar, daß es in dichten Fluthen über den Rücken floß, legte die Hände über dem Scheitel zusammen, daß die vollen weißen Arme sich in schöner Biegung zeigten, schüttelte dann, sich drehend, das Haar zur Seite, daß der fein gewölbte üppige Nacken sich spiegelte, und vor sich selbst erröthend, setzte sie das eitle Fragespiel fort, bis ihr die nimmer lügende Scheibe sagte: ‚Du bist nicht alt, bist nicht verblüht! Du bist schön, sehr schön!'"

Diese Spiegelscene läßt uns schon ahnen, daß der Widerstand, den Caroline den heißen Bewerbungen Bertrams bis zur Stunde entgegenzusetzen für ihre Mädchenpflicht gehalten hat, in Wahrheit längst gebrochen ist; und in der That, der hochmüthigen Freude folgt der Fall auf der Ferse. Er vollzieht sich unter den nüchternsten Bedingungen.

O holde Romantik, wo bist du geblieben! Wo seid ihr duftenden Fliederbüsche, ihr flötenden Nachtigallen, ihr silbernen Strahlen des verschwiegenen Mondes? Wo seid ihr alle, ihr Zeugen süßer Verborgenheiten aus der guten alten Zeit?

Caroline folgt ihrem Don Juan aus dem Kaufmannsladen ohne Zögern in das Privatcabinet einer duldsamen Wirthschaft, und ehe sich Herz zum Herzen findet, wird bei dem Kellner mit weißer Cravatte das Abendessen mit Sect bestellt. Nun könnte Mephisto auch vor ihrer Thür das Schelmenlied von Kathrinchen singen: „Habt Ihr Euch lieb, thut keinem Dieb nur nichts zu lieb, als mit dem Ring am Finger!" Das Unglück will, daß sie, als sie zu ungewohnt später Stunde nach dem entscheidenden Abend heimkehrt, im Hause mit jenem leichtlebigen Fräulein Rieder zusammentrifft, deren Nachbarschaft ihr vordem so unangenehm gewesen war.

In ihrem Schuldbewußtsein benimmt sich Caroline nun so ungeschickt und thöricht wie nur denkbar. Aus dem Umstande, daß man einem jungen Mädchen selbst in der Nachtstunde auf der Treppe begegnet, braucht man doch nicht gleich die schlimmsten Folgerungen zu ziehen. Dafür kann es ja tausend ganz unschuldige Ursachen geben. Aber daran denkt Caroline, die eben nicht mehr unschuldig ist, nicht. Sie setzt voraus, daß Fräulein Rieder Alles wisse, und diese thörichte Voraussetzung zeitigt eine noch thörichtere Handlung. Das Bürgermädchen sucht die leichtsinnige Person in deren Wohnung auf und bittet sie um Verschwiegenheit! Als ob sie diesem Mädchen Rechenschaft schuldete, und als ob sie es nicht gerade so gut hätte belügen können, wie sie ihre Mutter belogen hatte! Die Scene an sich ist sehr gut geschrieben, nur zeigt Perfall hier eine allzu große Freude an der Kleinmalerei. Was er schildert und sehr geschickt schildert, ist Alles echt; aber es erscheint mir nicht eigenthümlich und nicht bezeichnend genug, um dieses liebevolle Verweilen bei dem Geringfügigen zu rechtfertigen.

Der Umstand, daß die Gegenstände dieser Schilderungen zumeist auf jenem Gebiete liegen, das bis vor Zolas Eingreifen in die epische Literatur unserer Tage von Schriftstellern mit ernstem und redlichem Streben kaum beschritten worden ist, läßt wiederum die unbeabsichtigte Hinneigung zu jener vom Verfasser zurückgewiesenen neuesten Schule erkennen, für die es keine Toilettengeheimnisse mehr giebt.

Caroline ist ein mittheilungsbedürftiges Mädchen. Hat sie durch ihre Unklugheit ihr Geheimniß schon vor einer Person verrathen, die ihr verächtlich war, so sehnt sie sich jetzt darnach, einer alten guten Freundin, der rechtschaffenen Frau eines rechtschaffenen Mannes, sich anzuvertrauen.

Mit richtigem psychologischem Erkennen, vielleicht nur in allzu deutlichen Zügen giebt uns Perfall nun eine vortreffliche Schilderung der völlig veränderten Lage des Mädchens nach dem Fehltritt. Mit der Wandlung, die sich in ihrem Innern vollzogen hat, ist auch Alles um sie her anders geworden. Der Mutter gegenüber fühlt sie ein bisher ungewohntes Unbehagen. Es drängt sie, eine Person aufzusuchen, die sie gestern noch gemieden und weit von sich gewiesen hatte. Sie sieht sich genöthigt, diese gewissermaßen zu ihrer Verbündeten zu machen. Es drängt sie nach dem Austausche, der Herzenserleichterung mit einer ihr bis zur Stunde sittlich gleichgestellten jungen Frau, die ihr nun aber auf einmal in unerreichbare Ferne entrückt ist. Sie empfindet endlich die verhängnißvolle Nöthigung, wieder zu dem zurückzukehren, der sie in's Unglück gebracht hat. Mit dem Mitschuldigen ist sie nun auf einmal solidarisch festgeschmiedet. Alles das ist richtig und scharfsinnig geschildert; es hätte vielleicht nur noch mehr verwischt werden sollen, um die Schilderung der immer etwas störenden Absichtlichkeit zu berauben.

Dieser Bertram, zu dem das rathlose Mädchen also durch die Schuld wieder zurückgeführt wird, benimmt sich auch jetzt in brutaler, nüchterner Weise, ohne das geringste Verständniß für das, was geschehen ist, und für die Auffassungen des Geschehenen bei Carolinen. Als das ob der Schande verzweifelte, nur durch die Liebe getröstete Mädchen hülfeflehend zu ihm kommt, bietet er ihr Kaffee an!

Das scheint mir ein Grundübel dieses Buches zu sein: daß ich mich für den Mann, der im Mittelpunkte der Handlung steht — ich werde mich hüten, das Wort „Held“ zu gebrauchen — beim besten Willen nicht interessiren kann. Ich verstehe sehr wohl die Absicht des Verfassers. Er hat eben einen Mann gewöhnlichsten Schlages zum Träger der Handlung wählen wollen und gemeint, daß die Wahrheit schon genüge, um Theilnahme zu erwecken. Diese Ansicht vermag ich indessen doch nicht vollständig zu theilen. Wenn ich einem Manne wie diesem Bertram im Leben begegnete, so würde es mir nicht einfallen, seine nähere Bekanntschaft zu suchen, und ich würde es mir entschieden verbitten, daß er mir seine Geschichten erzählt. Es ärgert mich ein bischen, wenn ein geist- und talentvoller Schriftsteller

mich dazu zwingt, das zu lesen, was ich eigentlich gar nicht hören möchte. An die „Feiertagsstimmung der Leidenschaft" glaube ich nun einmal bei diesem Manne, der sich am Stammtisch seiner Eroberung rühmt, durchaus nicht. Ich glaube kaum daran bei der viel höher stehenden Caroline.

Schon der Umstand, daß sie den Verlockungen eines Bertram folgt, verleidet sie uns. Da muß denn auch freilich Alles, was irgendwie mit idealeren Regungen zusammenhängt, von vornherein ausgeschlossen bleiben. Und Perfall, der Carolinen mit der Zeit lieber gewinnt, verurtheilt sie zunächst schärfer als der unnachsichtigste Leser. Er spricht ihr den Muth des Leichtsinns, den Muth der Leidenschaft ab. Sie ist in seinen Augen zunächst eben nichts weiter als das begehrliche alternde Mädchen, das den Anschluß zu versäumen Angst hat. Er schildert sie als einfach lüderlich. „Sie kämpfte nicht, sie duldete nicht um ihre Liebe, sie genoß die verbotenen Früchte mit der schlauen Hinterlist der Heuchlerin, und sie fühlte es wohl, wie solche Heimlichkeit die Liebe nicht hob, stählte zu zartem Empfinden, sondern die Seele langsam vergiftete und beschmutzte."

So vollzieht sich denn Alles in der dürrsten Thatsächlichkeit, ohne irgend welche Beschönigung und Verklärung. Perfall hat Angst vor der sentimentalen Lüge, und das ist gewiß anerkennenswerth. Bei dem Bestreben aber, das Weinerliche und Rührselige zu vermeiden, verfällt er mitunter in eine Nüchternheit, die verletzt. Eine Tochter, die ihrer greisen siechen Mutter ihre Schande offenbart, findet doch wohl ergreifendere Töne des Schmerzes als Caroline: „Mutter, wenn Du mich schiltst, mach's nicht zu arg!" Und die unglückliche Mutter wohl auch. Hier sagt sie: „Was nutzt das Schmollen und Schelten bei einem Mädchen in Deinen Jahren!" Es hat etwas unsagbar Unbehagliches, daß sich diese Mutter so „glimpflich in die Lage fügt". Wahr mag es ja sein.

Ganz vorzüglich schildert uns Perfall nun, wie Caroline durch die unwürdige Liebschaft verroht. „Sie merkte es selbst nicht mehr, wie ihr Feingefühl schwand, ihr Empfinden sich vergröberte." Die Mutter überlebt die Schande ihrer Tochter nur wenige Wochen. Perfall ist kühn, ja tollkühn, er sagt Alles, er kennt keine Scheu. Wie benimmt sich dieser Bertram, während die eben gestorbene Mutter noch nicht unter der Erde ruht! Man begreift vollkommen, daß sich Caroline trotz ihres wenig entwickelten oder zum mindesten stark verkümmerten Zartgefühls von dem „faunischen Muthwillen" dieses Burschen „schmerzlich angewidert" fühlt.

Bei dem Begräbniß der Mutter trifft Caroline mit dem Manne ihrer Freundin, Herrn Nöttle, zusammen, und bei dieser Gelegenheit erfährt Nöttle über Carolinen die Wahrheit, die inzwischen die Spatzen vom Dache zwitschern. Nöttle verbietet infolgedessen seiner anständigen Frau den Umgang mit dieser Person, und als Caroline arglos die verheirathete Freundin aufsucht, kommt es zu einer lebhaften Auseinandersetzung. Nun wird Caroline großartig. Sie setzt sich der bescheidenen, anständigen, guten

Frau gegenüber auf's hohe Pferd und beansprucht für ihre Zügellosigkeit die volle Gleichberechtigung mit der ehelichen Verbindung. Mit erhobenem Haupte, wie eine Siegerin, verläßt sie Frau Nöttle und meint, damit, daß sie der sympathischen kleinen Frau über die verheiratheten Frauen im Allgemeinen alle Dinge gesagt hat, die gemeine Seelen von ihnen denken, etwas Rechtes gesagt zu haben.

Durch die bescheidene Hinterlassenschaft ihrer Mutter ist sie in der Lage, mit Bertrams Hülfe ein kleines Geschäft zu kaufen, und nun, da sie auch die Scheu vor der Welt überwunden hat und sich ohne Weiteres zu ihrer Liebschaft mit Bertram bekennt, wird sie durch dies Verhältniß mit dem gewöhnlichen Menschen immer tiefer herabgezogen. Den Damen aus dem Kreise des Fräulein Rieder lauscht sie das Geheimniß ihrer Wirkungen durch Aeußerlichkeiten ab: sie verwendet auf ihre Toilette nun ganz besondere Sorgfalt, und sie kleidet sich nicht, wie Mädchen aus dem Bürgerstande sich kleiden sollen. Im ganzen Viertel wissen denn auch die Klatschbasen, wie es um die hübsche Ladenbesitzerin steht, und sie vermuthen noch mehr als sie wissen. Caroline wird vom bösen Leumund dem Fräulein Rieder und deren Genossinnen gleichgestellt. Hier, glaube ich, macht sich der Verfasser einer Uebertreibung schuldig. Es kommt doch nur in den allerseltensten Fällen vor, daß ein Mädchen in einen schlechteren Ruf kommt, als sie es verdient. Es schwatzt sich allerdings herum, wenn ein Mädchen auf Abwege geräth; aber wenn Caroline, wie in dieser Erzählung, all die Courmacher, die den kleinen Laden nur der Verkäuferin wegen besuchen, schnöde von sich weist, so spricht sich auch das herum, gerade wie das Gegentheil.

Es ist wiederum richtig beobachtet und entwickelt, wie sich Bertram allmählich mit Carolinen zu langweilen anfängt und nun danach trachtet, sich von ihr loszulösen. Er hat inzwischen nicht übel Lust bekommen, mit der Rieder, die durch einen Zufall in den Kreis der lustigen Stammgesellschaft gerathen ist und deren zotige Gemüthlichkeit auch Caroline widerwillig ertragen muß, ein wenig anzubändeln. Das führt zwischen Bertram und Carolinen zu einer lebhaften Auseinandersetzung, die mit dem Bruche endet.

Nun erst kommt Caroline zur Besinnung. Nun erst überschaut sie Alles, was geschehen ist, und nun regt sich ihr Gewissen. Mit Widerwillen legt sie den modischen Plunder ab und kleidet sich wieder in das düstere Trauerkleid, das sie um den Tod ihrer Mutter getragen hatte. Und nun in ihrem schmerzlichen Empfinden gedenkt sie wieder der armen Todten, die sie in den Tagen ihrer niedrigen Verirrung ganz vergessen hatte.

Während Caroline das Grab ihrer Mutter aufsucht, macht Bertram in lustiger Gesellschaft, an der auch Fräulein Rieder theilnimmt, eine Partie nach dem Starnberger See, und bei dieser Gelegenheit kommt er mit der leichtsinnigen Wienerin ohne Schwierigkeit zu seinem Ziele. Aber gerade

dieses Schnellerreichen läßt ihn den unermeßlichen Abstand erkennen zwischen Carolinen und einer Person wie dieser. Mit dem Herzen hat er sich seiner neuesten Errungenschaft schon entledigt, und er ist fest entschlossen, als reuiger Sünder zu Carolinen zurückzukehren. Als die lustige Gesellschaft mit dem letzten Zuge vom See nach München zurückfährt, ist das kaum geknüpfte Verhältniß schon wieder gelöst. Bertram vermag sich an den Späßen der Gesellschaft nicht mehr zu belustigen. Er denkt an alles Mögliche. Da tritt etwas Fürchterliches ein, das Allem ein grausames Ende macht. Der Starnberger Zug stößt mit dem Augsburger zusammen, und unter den zertrümmerten Wagen röcheln und heulen die Verwundeten. Die Rieder wird als Leiche hervorgezogen, Bertram als Schwerverwundeter nach dem städtischen Krankenhause gebracht. Da wird ihm auch ein Bein abgenommen. Die Schilderung dieses Entsetzlichen ist meisterlich, und als den Höhepunkt des Ganzen möchte ich jene Seiten bezeichnen, welche die Seelenqualen der unglücklichen Caroline beschreiben, den Widerstreit ihrer Gefühle, als sie die Namen Bertrams und der Rieder in der Liste der Verunglückten vereinigt findet. Das ist in der That hervorragend. Wie in Carolinen endlich die Liebe und das Mitgefühl jede eifersüchtige Anwandlung ersticken, wie sie vergeblich mit dem Verwundeten im Krankenhause zusammenzutreffen versucht, wie sich in Bertram durch das gewaltsame Ereigniß, das ihn zum Krüppel macht, eine läuternde Wandlung vollzieht, wie sich die Beiden dann wiederfinden und nun auch in der durch die Bedingungen unserer Sitte gerechtfertigten Weise das bisher lockere Verhältniß festigen, das bildet den naturgemäßen Schluß dieser eigenartigen Erzählung.

Perfalls „Verhältniß" hat mich von der ersten Seite bis zum Schlusse gefesselt. Der Roman beglaubigt den noch in der vollen Frische der Jahre und Schaffenskraft stehenden Schriftsteller als berufenen Erzähler. Er besitzt eine ganz entschiedene schriftstellerische Begabung. Er sieht scharf und richtig und schildert anschaulich. Und an der Bestimmtheit seines ästhetischen Wollens, an der Sorgfalt, die er auf die äußere Gestaltung verwerthet, ist deutlich erkenntlich, wie ernst er es mit seiner Aufgabe nimmt. Aber gerade dies entschlossene Wollen wird heftigem Widerspruche begegnen. Ich bin keineswegs zimperlich und würde es für ein großes Unheil halten, wenn sich unsere Literatur nach den Rücksichten auf die eben der höheren Töchterschule entwachsenen jungen Mädchen regeln wollte. Das ernste Leben mit seinen Kämpfen und Zerwürfnissen, mit seinen wahren Schmerzen und echten Freuden, das Leben, dessen Schilderung des epischen Dichters würdigste Aufgabe ist, hebt erst da an, wo diese Rücksichten völlig außer Acht gelassen werden müssen. Ist es für die Entwickelung des Charakters eines der Helden oder für dessen Geschick unerläßlich, daß Dinge zur Sprache kommen, Ausdrücke angewandt, Vorgänge geschildert werden, über die wir sonst stillschweigend hinweggleiten, so ist es des Dichters gutes Recht, es ist ein Gebot seiner künstlerischen Ueberzeugung, diese Dinge, die man sonst wohl

anstößig nennt, zu sagen. Aber nur die eherne Nothwendigkeit stellt dies Gebot auf, verleiht dieses Recht. Können diese Dinge, ohne das dichterische Werk zu schädigen, ohne das Bild des Helden zu verwischen, ohne die Logik der thatsächlichen Vorgänge zu erschüttern, umgangen werden, so soll dies unbedingt geschehen. Im andern Falle setzt sich der Dichter dem kränkenden Vorwurfe aus, als ob er sich mit Vorliebe auf dem Gebiete tummle, von dem sich der gute Geschmack fern hält.

Gerade diese Anklage hat man auch mit Recht gegen die Häupter der naturalistischen Schule erheben dürfen, und nicht blos im unversöhnlichen Pessimismus ihrer Weltanschauung, auch in ihrer schlecht verhohlenen, lusternen Freude an den Widerwärtigkeiten des Daseins beruht ihre Eigenart.

Wenn sich Perfalls Wege in Bezug auf die philosophische Anschauung der Menschen und Dinge von der neuesten Schule auch weit trennen, so begegnet er diesem ihm selbst so unangenehmen Naturalismus doch unwillkürlich in der Art und Weise seiner Schilderung. Bei ihm wird mit lächelnder Duldsamkeit gesagt, was die Andern, die Naturalisten, mit herber Unerbittlichkeit sagen; aber gesagt wird es hüben und drüben, und zwar mit größter Umständlichkeit und Deutlichkeit, und immer, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, nicht blos, wenn die Nothwendigkeit dazu vorhanden ist. Ein Roman soll doch keine Buchführung der Verirrungen sein. Wenn wir wissen, daß Caroline die Schranken des nach unsern Anschauungen Sittlichen durchbricht, so wissen wir genug. Wir brauchen nicht Zeuge jeder einzelnen dieser Verirrungen zu sein. Im Perfall'schen Roman kann man beinahe nachzählen, was man nicht zählen sollte. Von einem ungemischten Behagen beim Lesen kann unter diesen Verhältnissen auch nicht die Rede sein. Und ich habe aus meinen Empfindungen mit meinen offenen Bemerkungen, wie bei der Wiedergabe des Inhalts kein Hehl gemacht.

Schriftstellerisch besitzt das Werk sehr erhebliche Vorzüge. Die Composition ist einfach, klar und geschickt, die Sprache sorgfältig und vornehm. Einen Compositionsfehler hätte ich indessen doch zu rügen. Das lange moralische Zwiegespräch zwischen dem braven Röttle und seiner anmuthigen Frau am Schlusse steht an einer falschen Stelle. Hier schleppt es. Jetzt ist man nicht mehr in der Stimmung, sich an sehr inhaltreichen und gutgesagten Auseinandersetzungen über die bevorzugte Stellung, die das sittlich Gesicherte gegen die Eingriffe des Unsittlichen einzunehmen hat, und über die Berechtigung der unduldsamen Abwehr zu ergötzen; jetzt jagt man dem Schlusse zu und verlangt nach Thatsächlichem.

In dem fast durchgängig sehr gewissenhaft gefeilten Stile fallen die wenigen Vernachlässigungen besonders auf. Perfall läßt seine Personen den Imperativ „nimm" beständig „nehme" bilden, Seite 138 und Seite 167 zweimal. „Merken lassen" regiert er mit dem Dativ: „den Weibern". Er läßt auch einmal eine Last „abstreifen". Ich glaube, eine Last wird

immer abgewälzt, eine Kette wird abgestreift. Auch gewisse gar zu ungezwungene Wendungen aus der sorglosen Unterhaltung möchte ich in der gehobeneren epischen Darstellung vermieden sehen, wie z. B. „er kam ihr gegenüber zu sitzen“. Gerade bei der blendenden sprachlichen Sauberkeit des Ganzen bemerkt man diese kleinen Flecken besonders.

Karl von Perfall ist noch im vollen schriftstellerischen Werden begriffen, und ich habe die Ueberzeugung, daß er in einigen Jahren über mancherlei ganz anders denken wird als heute. Er wird dann lieber manches ungesagt lassen, was er heute noch mit keckem Behagen schildert, und daran denken, daß nicht blos im Stil, sondern auch in der Erfindung und Darstellung sich der Meister zeigt in dem, was er weise verschweigt. Und dann erst wird es ihm gelingen, den Bann des Naturalismus zu brechen, unter dem er einstweilen noch, wenn auch widerwillig, steht.

Wen trifft die Schuld?

Von

H. Clary.

(Schluß.)

VII.

Karoline erwartete mit Ungeduld die Antwort ihrer Mutter, aber wie wurde sie enttäuscht, als die erhoffte Theilnahme ausblieb. Die Mutter sagte ihr, sie müsse mit einer alten Frau, die an unumschränkte Herrschaft in ihrem Haus gewöhnt sei, Nachsicht haben und versuchen, über so kleinen Zänkereien zu stehen. Sie rieth ihr, die Verdrießlichkeiten ihrer Stellung geduldig zu ertragen, da dies ihre Pflicht sei und die Frauen jede Aeußerung von Unabhängigkeit theuer bezahlen müßten. Karoline ließ den Brief mit einem Gefühl von Bitterkeit zu Boden fallen: die, an welche sie sich als an ihre einzige Freundin gewendet hatte, konnte sie nicht nur nicht verstehen, sie nahm noch obendrein Partei für die Menschen, von denen sie verkannt war. An wen denn konnte sie sich wenden? Mit ihren Jugendfreundinnen war sie durch die Verhältnisse ganz auseinander gekommen, und die Freundschaft, die Karoline für sie bewahrte, war eher die Heilighaltung eines Andenkens als ein lebendiges Gefühl, welches Einfluß auf sie hätte haben können. Außerdem sind die Frauen Italiens gewöhnlich in einen engen Kreis eingepfercht, der sie egoistisch macht; sie haben außerhalb ihrer Familie kein Interesse.

Also ohne Freundschaft, ohne Liebe, denn diese war verschwunden, in der Familie Zwietracht und Zwang; keine Hoffnung auf Erden! Die Religion versprach ihr wohl den Himmel, aber diese Religion, ihr ungefragt anerzogen, war etwas zu Banales geworden, um ihr Herz ausfüllen zu können. Sie wußte, daß sie in's Paradies eingehen würde, wenn

sie Schritt für Schritt in dem vorgezeichneten Geleise dahinwandle. Sie glaubte nicht nur an das, was ihre Einbildungskraft hätte beschäftigen können, sie war davon überzeugt, aber diese Ueberzeugung ersparte ihr nicht, sich in diesem Leben, das ihr auferlegt war zur Abbüßung von nicht begangenen Sünden, höchst unglücklich zu fühlen.

Die Beziehungen zwischen Frau Gertrud und ihrer Schwiegertochter waren nach der Episode mit dem Briefe noch gespannter geworden. Frau Gertrud affectirte Karolinen gegenüber eine ironische Ehrerbietung, und letztere zog sich während der langen Abende, die sie zusammen unter vier Augen zubrachten, in eine kalte Höflichkeit zurück. Ernst pflegte erst zur Zeit des Nachtessens heim zu kommen. Nach den Begriffen von San Lorenzo war ein Mann, der die Abende zu Haus in der Familie zubrachte und sich mit der Unterhaltung der Frauen begnügen konnte, gar kein Mann. Nach einem Jahr erkrankte Frau Gertrud plötzlich; sie hütete mehrere Wochen das Bett und starb am Ende. Vor ihrem Tod hatte sie eine Anwandlung von Reue und bat Karolinen wegen ihrer unerbittlichen Feindseligkeit um Verzeihung. Karoline verzieh ihr von Herzen, und da diese letzte Versöhnung wahrhafter als alle vorhergehenden war, so vermißte Karoline ihre Schwiegermutter, denn sie fühlte sich nun erst recht einsam. Sie hatte noch mehr Zeit zu sinnen. Die Wirthschaftsangelegenheiten, die sie hätten beschäftigen können, entschlüpften ihr abermals unter den Händen, denn die von Frau Gertrud eingeschulten Dienstleute hielten auf die alten Gewohnheiten und setzten jeder Neuerung einen ruhigen und hartnäckigen Widerstand entgegen. Das einzige Mittel wäre gewesen, sie wegzuschicken, aber Karoline wagte nicht, ihren Mann, der das Andenken seiner Mutter ehrte, darum zu bitten.

VIII.

Toscana, so ruhig, so zufrieden mit seinen Gesetzen und der herkömmlichen Sanftmuth seiner Regierung, erwachte aus seiner Betäubung durch das Waffengeräusch, das die Italiener zur Unabhängigkeit aufrief. Der Rückschlag dieser Bewegung machte sich bis nach San Lorenzo fühlbar; die Gesichter belebten sich, und die Unterhaltungen im Caféhaus wurden interessanter. Es bildeten sich auf dem Platze kleine Gruppen, um die eingelaufenen Nachrichten auszutauschen. Zuweilen steckte man die Köpfe zusammen, man sprach leiser, und die Gesichter erheiterten oder verfinsterten sich, je nach den Ansichten eines Jeden. Wie man an einem erstickend heißen Sommertage mit Freuden ein Gewitter heranziehen sieht, das den erschlafften Gliedern ihre Stärke wiedergeben wird, so athmete man freier in Erwartung einer Veränderung, welche die sittliche Atmosphäre reinigen sollte. Die freisinnigen jungen Leute gingen zusammen spazieren und sangen vaterländische Kriegslieder. Unter diesen hörte man eins von 1848 am häufigsten ertönen, das wie folgt lautete:

Addio, mia bella, addio,
L'armata se ne va;
Se non partisse anch' io,
Sarebbe una viltà.

(Leb' wohl, Feinslieb, leb' wohl; das Heer zieht aus. Wenn ich nicht mitzöge, wäre ich ein Feigling.)

Die Feurigsten trugen den Hut auf dem Ohr, kleine dreifarbige Bouquets im Knopfloch und gingen pfeifend, die Hände in den Taschen, mit herausfordernder Miene vor den zwei oder drei Gensdarmen her, welche in San Lorenzo die öffentliche Gewalt repräsentirten. Die jungen Mädchen, wenn sie nach der Messe einen Spaziergang machten, ordneten ihren Anzug dergestalt, daß sie von Weitem einer dreifarbigen Fahne ähnlich sahen, ohne daß man die Farbenzusammenstellung gerade für absichtlich hätte halten müssen: ein in die Höhe gestecktes grünes Kleid ließ einen weißen Unterrock und rothe Strümpfe sehen; oder es war ein roth und grüner Shawl über einem weißen Kleide drapirt. Natürlich gilt das nur von Frauen aus dem Volke, von Modistinnen oder Ladenmädchen, denn die Damen in San Lorenzo waren zu wohlerzogen, um ihre Gefühle auf solche Weise zu äußern, vielleicht sogar zu wohlerzogen, um überhaupt Gefühle zu besitzen.

Man hörte von Zeit zu Zeit sagen, daß der oder jener junge Mann verschwunden sei und sich in die piemontesische Armee habe einreihen lassen.

Eines Tages, kurz vor dem Essen, wurde Karoline plötzlich von einem ihrer Brüder überrascht, der auf der Universität zu P. studirte. Während sie sich mit einem Freudenschrei an seinen Hals warf, deutete er mit dem Blick auf Ernst hin und legte den Finger an die Lippen.

„Ich komme auf einen kleinen Besuch," begann er mit ungezwungener Miene, „ich war leidend, und man hat mir eine Luftveränderung gerathen."

Karoline brannte vor Ungeduld, allein mit ihm zu sein, um Aufklärung über sein geheimnißvolles Wesen zu erhalten. Als Ernst sich zu seiner Siesta begab, führte sie Georg hinaus zu einem vertraulichen Spaziergang.

„Nun, was hast Du mir zu sagen?" fragte sie ihn, als sie im Freien waren.

„Schwester, ich will mich schlagen. Ich habe es nicht nach Haus geschrieben, damit sie nicht zanken. Wenn ich erst einmal Soldat bin, so müssen sie sich wohl darein finden. Aber ich wollte Dich im Vorbeigehen sehen, denn Du bist die Einzige, die mich verstehen und nicht sagen wird, ich sei verrückt. Habe ich Recht?"

Karoline hatte bei seinen ersten Worten einen Ruf des Erstaunens ausgestoßen und sich ganz erregt an seinen Arm gehängt.

„Wie ich Dich beneide," rief sie jetzt. „Wenn ich ein Mann wäre!"

„Aber Du kannst die Verwundeten pflegen," sagte Georg lebhaft.

„Willst Du mit mir kommen?“ Sie sah ihn erstaunt an, schüttelte den Kopf und antwortete traurig: „Ich bin nicht frei, Bruder; ich habe Pflichten, die mich hier zurückhalten; aber laß uns von Dir sprechen. Seit wann bist Du fort?“

„Seit gestern Abend. Du mußt mir übrigens Geld geben. Ich habe im letzten Winter Thorheiten begangen; das heißt, nein, keine Thorheiten,“ fuhr er erröthend fort; „aber ich habe viel Geld ausgegeben und meine Uhr verkaufen müssen, um die Reise zu bezahlen.“

„Ich will Dir Alles geben, was ich habe, aber es ist nicht viel. Wenn Du willst, kann ich Ernst um Geld bitten,“ sagte sie verlegen.

„Was brauchst Du Ernst darum zu bitten? Du bist ja eben so reich wie er.“

„Was hilft mir das! Du vergißt wohl, daß verheirathete Frauen nicht frei nach ihrem Belieben handeln dürfen.“

„Die meine wird immer thun, was sie will; nur unter dieser Bedingung möchte ich von ihr geliebt werden.“

Karoline schüttelte den Kopf. „Das sagst Du so, weil Du zwanzig Jahre alt und nicht verheirathet bist.“

„Woher weißt Du, daß ich es nicht bin?“ flüsterte er mit leiser Stimme, als ob er zu sich selbst spräche.

„Wie? Was hast Du gesagt? Habe ich Dich recht verstanden?“

Georg erröthete und suchte dem fragenden Blick seiner Schwester auszuweichen.

„Nun ja!“ gestand er nach einigen Augenblicken des Schweigens, „warum sollst Du es schließlich nicht erfahren? Da Du mich liebst, so wirst Du auch meine arme Karoline lieben. Sie heißt Karoline, wie Du; vielleicht hat uns das Anfangs zusammengebracht.“

„Du verheirathet! Ich kann es nicht glauben!“

„Nun, warum nicht? Bin ich nicht ein Mann?“

Er richtete sich auf und strich seinen Flaumbart.

„Aber erzähle mir, wie Alles gekommen ist und seit wann Du verheirathet bist. Wer ist Deine Frau?“

„Seit einem Jahr bin ich verheirathet. Ach, wenn Du sie kenntest! Sie ist ein Engel!“

„Ich bezweifle es nicht. Aber wer ist sie?“

„Sie ist die Tochter der Leute, bei denen ich wohne, seit ich auf der Universität bin.“

„Warum hast Du von dieser Heirath nie gesprochen?“

„Du weißt recht gut, das hätte einen Sturm hervorgerufen. Man hätte mir vorgeworfen, ich vernachlässige meine Studien, während ich nie mit so viel Eifer gearbeitet habe, wie seitdem . . Und dann die Vorurtheile unserer Eltern . . . Du kannst Dir denken . . .“

„Und Du bist ordentlich verheirathet?“

„Wie kindisch Du fragst. Würde ich Dir denn sagen, ich sei verheirathet, wenn ich mit der Tochter eines Schuhmachers nur ein ungesetzliches Verhältniß hätte?“

„Wie, eines Schuhmachers?“

„Nun ja, ihr Vater ist Schuhmacher, sie ist meine Frau, und ich bete sie an. Sie ist Alles, was ein Mann in seiner Lebensgefährtin nur zu finden wünschen kann. Wenn Du sie sähest! Welches Gemüth! Als sie Abschied von mir nahm, wurde sie fast besinnungslos vor Schmerz, und doch zwang sie sich zu lächeln. Ich bin ihr Alles, und wenn ich sterbe . . .“

Die Stimme versagte ihm, und er wendete sein Gesicht ab.

„Du riethest mir vorhin, die Verwundeten zu pflegen; warum hast Du das nicht Deiner Frau vorgeschlagen?“

„Glaubst Du, sie wäre mir nicht gefolgt, wenn sie gekonnt hätte? Aber sie hofft in einigen Monaten Mutter zu werden.“

Er hielt inne und drückte die Hand auf seine Stirn, indem er traurig den Kopf schüttelte. Dann warf er sich in das Gras und rief aus: „Ach, ich leide unaussprechlich!“

Karoline schlang ihren Arm um seinen Hals und versuchte ihn zu trösten. Er stützte den Kopf auf die Schulter der Schwester, und nach vergeblichen Anstrengungen, seine Männerwürde zu bewahren, brach er endlich in Schluchzen aus.

„Versprich mir, ihr zu schreiben und ihr gut zu sein, wenn ich sterbe,“ sagte er, als er sich beruhigt hatte. Karoline versprach es ihm, und sie kehrten langsam heim. Georg hatte die Augen zu Boden gesenkt, während Karoline ängstliche Blicke auf ihn warf und ihre Seufzer unterdrückte. Als sie sich dem Flecken näherten, begegneten ihnen einige Liebespaare, die nach der Tagesarbeit frische Luft genießen wollten. Die jungen Mädchen hatten rothe Augen, die jungen Männer aber versuchten eine unbesorgte Miene anzunehmen. Karoline sah sie traurig an; bis zu diesem Tage hatte sie nicht gewußt, was es sein müsse, ein geliebtes Wesen scheiden zu sehen, zu denken, daß es vielleicht nicht wiederkehrt.

Ernst brachte seinem Schwager zu Ehren den Abend zu Haus zu, aber er langweilte sich sichtlich und konnte kaum seine Schläfrigkeit verbergen. Georg und Karoline redeten nur unzusammenhängende Dinge mit einander, ohne recht zu wissen, was.

Karoline verglich die banale, selbstgefällige Physiognomie ihres Mannes mit dem melancholischen, edlen, ja poetischen Gesicht ihres Bruders; und sie dachte an die andere Karoline, die in ihrer niedrigen und bescheidenen Existenz so glücklich war.

Nach Georgs Abreise lebte Karoline in fortwährender Angst. Der Krieg begann bald, und im ganzen Lande machte sich eine unwiderstehliche Bewegung bemerkbar.

„Ernst,“ sagte eines Tages Karoline, indem sie ihren ganzen Muth

zusammenfaßte; sie hatte schon mehrmals zu sprechen angesetzt, aber die Stimme ihr versagt; „Ernst, glaubst Du nicht, daß ich wohl daran thun würde, die Verwundeten zu pflegen? Man behauptet, es gebe nicht genug Krankenpflegerinnen.“

Und sie nannte ihm zwei Damen ihrer Bekanntschaft, welche soeben nach dem Kriegsschauplatze abgereist waren.

„Was fällt Dir da ein?“ rief Ernst, indem er roth wurde wie ein zorniger Truthahn. „Frau H. ist fünfzig Jahre alt, und die Andere ist Wittwe und hat keine Kinder. Deine Lage ist ganz verschieden.“

Karoline entgegnete nichts; sie senkte den Kopf, und eine Thräne rollte auf die Charpie, die sie zupfte. Wenn die im Krieg verwendete Charpie sprechen könnte, so würde mancher Faden die Geschichte eines von Begeisterung und Liebe erfüllten Herzens erzählen, das seine Gefühle zurückhalten und sich den Berechnungen des Egoismus und des Vorurtheils beugen muß.

IX.

Die Kriegsmonate waren lange und traurige. Karoline erwartete nach jeder Schlacht mit Spannung Nachrichten von ihrem Bruder, fest entschlossen ihn zu pflegen, falls er verwundet wäre. Sie hätte den Muth gefunden, Ernst zu trotzen. Sie schrieb an ihre Schwägerin, und es entspann sich ein zärtlicher Briefwechsel zwischen den beiden jungen Frauen. Zum ersten Mal hatte Karoline ein Geheimniß vor ihrem Mann, und sie empfand Gewissensbisse, wenn sie die Briefe ihrer Schwägerin erhielt, als ob sie einen Verrath beginge; allein es war ja ihre Pflicht, Georgs Geheimniß zu bewahren. Dieser hatte das Glück, gesund aus dem Krieg zurückzukehren, so daß sich seiner Schwester zur Bethätigung ihrer Energie keine Gelegenheit bot.

Als sich Toscana mit dem übrigen Italien vereinigte, wurde Ernst, der sich bis dahin sehr gleichgültig gezeigt hatte, plötzlich freisinnig und feuriger Patriot. Niemand schrie lauter im Café, Niemand stellte mehr Fahnen und Cocarden zur Schau. Sein Name stand auf allen Adressen und patriotischen Manifesten obenan. Er rühmte sich sogar, einen Schwager unter den Freiwilligen zu haben, obwohl er anfangs die Verrücktheit Georgs mißbilligt hatte. Seine Freunde bewunderten seinen Tact und prophezeiten, daß er es weit bringen würde. Man hielt es für gut, durch den zukünftigen Abgeordneten von San Lorenzo die Eisenbahnprojecte, die man zu besprechen anfing, im Parlament in Vorschlag bringen zu lassen. Karoline, die ihren Mann in einem neuen Licht sah, verwunderte sich naiver Weise über seine Unverschämtheit.

Aber der Enthusiasmus kann nicht immer währen. Nachdem man genug gesungen, geschrieen, von Freiheit und Auferstehung der Nation geschwärmt und bei Trompetenschall für die Einverleibung in das König-

reich Victor Emanuels gestimmt hatte, ging Alles nach und nach in das alte Geleise zurück. Die Sbirren veränderten ihre Uniform und ihren Namen. Die große Straße des Fleckens wurde „Victor Emanuel-Straße" getauft; man malte eine dreifarbige Fahne auf das Schild des Wirthshauses. Ein Restchen Mißvergnügter saß in einer Ecke des Wirthshauses und maulte; während die Unzufriedenen von ehemals, durch die Masse der Gleichgültigen verstärkt, triumphirend dreinschauten und den Mund vornweg hatten. Es blieb ihnen nichts mehr zu wünschen übrig.

In der Villa nahm Alles wieder seinen gewohnten Gang. Es war Zeit geworden, sich ernstlich mit der Erziehung der Kinder zu beschäftigen. Karoline hatte sie Alles gelehrt, was sie selbst wußte; das war nicht viel, und sie hätte gern einen Erzieher genommen, um sie nicht so jung von Hause entfernen zu müssen. Sie zögerte lange, ehe sie Ernst davon sprach, denn sie hatte ihn spotten hören über die Dummheit der Ehemänner, die einen Erzieher in's Haus nehmen. Als sie sich endlich anschickte, diesen Gegenstand mit ihm zu besprechen, schloß ihr Ernst den Mund mit der Erklärung, seine Kinder sollten zur Schule gehen; er wolle Männer aus ihnen machen, keine Mädelchen. Er hatte sogar schon eine Schule in Piemont für sie gewählt, da die Schule von Toscana ihm nicht zusagte. Karoline konnte auf diese Gründe nichts erwidern, und die Kinder wurden zur Schule geschickt. Das war eine neue Phase in ihrem traurigen Leben.

Der alte Arzt der Gemeinde, welcher die Bewohner von San Lorenzo hatte zur Welt kommen sehen, war einige Zeit zuvor gestorben. Ein junger Mann aus einer entlegenen Provinz wurde sein Nachfolger, und diese neue Persönlichkeit beschäftigte die Bewohner des Fleckens lebhaft. Er war sehr ernst, sehr zurückhaltend und schlug alle Einladungen höflich ab. Er studirte viel, denn man sah noch in später Nacht Licht an seinem Fenster, und wenn er nach den benachbarten Dörfern fuhr, sah man ihn fast immer lesend im Einspänner sitzen, während sein alter Klepper ganz von selbst ging.

Obgleich man übrigens seinem Eifer und seiner Geschicklichkeit Gerechtigkeit widerfahren ließ, vermißte man doch seinen Vorgänger, welcher immer ein lustiges Wort in Bereitschaft gehabt und eine gute Küche und muntere Gesellschaft zu schätzen gewußt hatte.

In San Lorenzo wohnte ein verblühtes Fräulein, eines jener Geschöpfe, die, weil sie keine Gelegenheit zur Verheirathung gefunden, in Italien zu ewiger Minderjährigkeit verdammt sind. Fräulein Marianne wagte, obwohl sie ungefähr vierzig Jahr alt war, nicht allein auszugehen und bewahrte in Gesellschaft ein bescheidenes Schweigen. Sie hatte ihre Mutter verloren und wohnte allein mit ihrem Vater, einem alten Notar. Nun geschah es, daß Torini, der neue Arzt, gerade dem Fenster gegenüber, an welchem Fräulein Marianne den ganzen Tag zu sticken pflegte, einzog.

Die natürliche Folge dieses Umstandes war, daß das Fräulein oft einen Stich verfehlte, sich auch viel weniger mit ihrem Kanarienvogel als mit ihrem Nachbar beschäftigte, obgleich dieser von ihrer Existenz nicht einmal eine Ahnung hatte. Fräulein Marianne fühlte große Zuneigung zu Karoline und wählte sie zur Vertrauten. Ein Roman mit der Aussicht auf einen jungen, interessanten und armen Gatten — das genügte, die Einbildungskraft eines vierzigjährigen Mädchens zu entflammen, das verdammt war, von früh bis Abend zu sticken und einen Kanarienvogel zu pflegen. Karoline hörte ihrem sentimentalen Geschwätz geduldig zu; auch sie interessirte sich für Torini, aber in anderer Weise. Er war einmal zu einem ihrer Kinder gerufen worden, und seine Aufopferung, sowie der Schatten von Traurigkeit, der über seinem fast kindlichen Gesichte lag, hatten sie gerührt. Sie glaubte zu errathen, daß er einen Kummer im Herzen trage, und meinte, sie beiden könnten sich gegenseitig Trost in ihrem Leid gewähren. Sie hätte ihm die Hand reichen und ihm sagen mögen: ich leide, wie Du, wir wollen Freunde sein. Aber um sie herum wurde jede Freundschaft einer Frau mit einem jungen Manne spöttisch belächelt, und so war Karoline mit Torini noch zurückhaltender als mit Anderen. Zuweilen wenn sie ihn vorübergehen sah, blieb sie stehen, folgte ihm mit den Augen und fragte sich, was er mit so viel Aufmerksamkeit lesen mochte. Eines Tages, als sie auf dem Land spazieren ging, fand sie auf dem Wege ein Buch, sie nahm es auf und sah Torinis Namen auf der ersten Seite. Es waren die ihr unbekannten Gedichte Leopardis. Sie fing an zu lesen und wurde so von dem schmerzlichen Reiz dieses Dichters der Liebe und des Todes durchdrungen, der sie ihre eigenen unbestimmten Gefühle und Gedanken klar gefaßt wiederfinden ließ, daß sie nicht bemerkte, wie der Tag abnahm und sie sich immer mehr vom Flecken entfernte. Endlich kehrte sie mechanisch zurück. Ernst, durch ihre lange Abwesenheit beunruhigt, kam ihr entgegen. Es schien ihr, als sähe sie ihn zum ersten Mal so, wie er wirklich war, und sie empfand einen lebhaften Widerwillen. Wie hatte sie diesen Mann lieben können, für den sie nichts war als das Weib, über das er nach Belieben verfügen durfte?

Sie wäre gern allein geblieben, um den Gedanken nachzuhängen, welche der Dichter in ihr geweckt hatte; sie hätte sich gern verborgen vor dieser Gegenwart, welche jedes Ideal und jede Poesie verscheuchte, aber sie mußte mit Ernst soupiren, sie horchte ihm zu, während er selbstgefällig erzählte, wie viele schöne Versprechungen er den Bewohnern von San Lorenzo gemacht, um zum Abgeordneten ernannt zu werden. Er schien ihr so abscheulich mit seinem listigen Lächeln, daß sie ihn nicht mehr anzusehen vermochte. So war sie zufrieden, als Fräulein Marianne plötzlich zu dieser ungewohnten Stunde erschien. Sie war sehr aufgeregt und warf von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf Ernst, in der Hoffnung, er möchte ausgehen, damit sie ungestört sprechen könne. Er ging auch wirklich bald,

da er nicht viel Geschmack an der Unterhaltung mit Frauen über die Zwanzig fand. Sobald er draußen war, ergriff Fräulein Marianne Karolinens Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Ach, meine Theure, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin! Sie erzählte ihrer Freundin ungefähr Folgendes: Eine junge, reiche, schöne und leichtsinnige Wittwe brachte von Zeit zu Zeit einige Wochen auf ihrer Villa nahe bei San Lorenzo zu. Das Geheimnißvolle um Torinis Person hatte ihre Neugierde gereizt und den Wunsch in ihr erweckt, seine Bekanntschaft zu machen. Mehrere Einladungen, die an ihn ergingen, lehnte er höflich ab mit dem Bedeuten, daß seine Zeit den Kranken gehöre, und er nicht nach Belieben darüber verfügen könne. Jetzt aber war die Gräfin Aldini plötzlich erkrankt und hatte den Doctor rufen lassen. Dieser war daher natürlicher Weise genöthigt, zu ihr zu gehen. „Sie verstehen," fügte Fräulein Marianne am Schluß hinzu, „daß diese Krankheit eine Verstellung ist, sie dient ihr zum Vorwand, ihn kommen zu lassen. Er wird ihr nicht widerstehen können, wird der Spielball dieser Kokette werden, während ich, die ich mein Leben für ihn lassen möchte, ihn nicht einmal sprechen kann."

Fräulein Marianne trocknete die Augen, als sie von ihrer Vertrauten Abschied nahm. Karoline tröstete sie, so gut sie konnte, mit der Versicherung, Torini sei viel zu ernst, um sich von einer Kokette verführen zu lassen.

„Gebe es Gott!" rief Fräulein Marianne im Fortgehen.

Karoline hatte Mitleid mit dem armen Geschöpf, doch hielt sie sie für weniger unglücklich als sich selbst. Jene konnte wenigstens hoffen. Und die andere Frau . . . Karoline verabscheute sie seit lange, ohne recht zu wissen, warum. Sie sah sie zuweilen vorüberreiten oder eine glänzende Equipage selbst lenken, von jungen Leuten umgeben, die sich um ihre Blicke und ihr Lächeln stritten. Karoline schaute ihr dann traurig nach, im Grund ihres Herzens einen geheimen dumpfen Zorn unterdrückend. Sie sagte sich: Vielleicht wird dieser Frau, die ihre Jugend und ihre Freiheit so ungenirt genießen durfte, eines Tages auch noch die Liebe zu Theil. Dann entsagt sie dem Glanz, der sie umgiebt, um sich dem Auserwählten zu widmen. Vielleicht liebte sie Torini wirklich und vermochte ihm Gegenliebe einzuflößen.

Karoline verglich ihr Geschick mit dem der Gräfin und sagte mit Leopardi: „Der Tod ist eine Befreiung, aber es wäre besser, nie geboren worden zu sein."

X.

Eines Tages, als Karoline an ihrem Fenster stand, sah sie vor der Villa einen Wagen halten, welcher vier Personen hielt: einen alten Herrn, eine alte Dame und zwei junge Mädchen. Es war eine englische Familie, die einen Empfehlungsbrief von Thorton brachte. Dieser beinahe vergessene Name rief in Karoline eine ganze Welt voll Erinnerungen wach;

elf Jahre waren verstrichen, seitdem sie ihr Unglück erkannt und ihre Träume hatte vergehen sehen; elf Jahre, die schönsten ihrer Jugend, traurig und nutzlos für sie und für Andere verstrichen!

Herr Mill, seit Kurzem in H. angekommen, wünschte in der Umgebung eine Villa zu kaufen und Ernst übernahm es, ihm suchen zu helfen. Die beiden jungen Mädchen faßten eine große Zuneigung zu Karolinen und besuchten sie oft. Sie schwärmten für Italien, das sie zum ersten Male sahen. Karoline verwunderte sich, dieselben Dinge bewundern zu hören, die ihr ganz alltäglich schienen. Ernst schlug seiner Frau vor, einige Tage in der Stadt zuzubringen, um dieselbe ihren neuen Bekannten zu zeigen. Karoline mußte wieder in Gesellschaft gehen, aber sie fühlte sich dort unheimischer als je. Die Heiterkeit der Anderen that ihr weh und sie begriff nicht, wie man an den oberflächlichen Gesprächen, welche sie um sich her führen hörte, Interesse finden konnte. Indessen beneidete sie die Frauen, die sich mit diesem gekünstelten Leben begnügten und solche Anstrengungen machten, um Gleichgültigen zu gefallen. Da sie sich nicht bemühte, ihre Gedanken zu verbergen, so verurtheilte man sie einstimmig als eine ungewandte, mürrische und kalte Frau, die der Aufenthalt auf dem Lande verdummt habe. Karoline wünschte sich lebhaft in ihre Einsamkeit zurück, unter die alten grünen Eichen am Ende des Gartens, wo sie gewohnt war, stundenlang zu lesen.

„Ich will Dir etwas Neues zeigen," sagte ihr Ernst, als sie zu Haus ankamen.

Und indem er ihren Arm nahm, führte er sie in den Garten.

Karoline stieß einen Schrei des Staunens aus: ihre schönen Eichen, die sie so sehr liebte, waren verschwunden, an ihrer Stelle erhob sich ein von Rabatten umgebener chinesischer Kiosk.

„Du siehst, ich habe an Dich gedacht," sagte Ernst mit einem triumphirenden Lächeln, „Du liest gern an diesem Ort, und die Feuchtigkeit der Bäume schadete Dir, während Du nun volles Behagen finden und die Aussicht genießen wirst."

In der That entdeckte man vom Pavillon aus einige Kartoffel- und Maisfelder, Aepfel-, Aprikosen- und Olivenbäume und ein nacktes Stückchen Hügelland. Karolinen war das Weinen nah, aber wie gut abgerichtete Pferde, wenn ihr Cavalier zu Boden gefallen ist, den Kopf anmuthig beugen, obgleich sie geneigt wären, ihm Fußtritte zu versetzen, lächelte sie und dankte ihrem Manne für seine Aufmerksamkeit.

Uebrigens war das Uebel geschehen und nichts mehr daran zu ändern, und welche Frau, wäre sie auch die offenherzigste, lernt nicht sich in der Schule der Ehe verstellen?

Herr Mill miethete eine Villa in einiger Entfernung von San Lorenzo. Karoline konnte Sitten beobachten, von den ihr bekannten so verschieden wie Tag von Nacht. Die Mutter und Töchter lebten wie Freundinnen

zusammen; sie lasen, arbeiteten und zeichneten gemeinschaftlich. Die jungen Mädchen genossen die größte Freiheit; sie ritten aus, gingen allein in die Stadt, interessirten sich für alle Fragen, welche ernste Gemüther beschäftigen, ohne daß sie die harmlose Heiterkeit ihres Alters und ihre einfache, ungezwungene Anmuth dabei eingebüßt hätten. Sie vertraten mit einem Wort den Typus wohlerzogener Engländerinnen, wie sie zu Tausenden vorkommen, aber Karolinen, welche außerhalb ihrer gewohnten Sphäre nur Marionetten kennen gelernt hatte, die einzig und allein mit Kleidern und Vergnügungen beschäftigt sind, erschien jede als ein Ideal weiblicher Vollkommenheit. Die beiden jungen Mädchen verlangten zu wissen, wie Karoline die Mußestunden ihrer Einsamkeit ausfülle, und sie war um eine Antwort sehr verlegen. Um ihnen ihr Leben verständlich zu machen, hätte sie von ihrer Erziehung, ihrer Heirath, den Begriffen der Sphäre, die sie umgab, erzählen müssen; und solche Dinge zu bereden, widerstand ihr. Doch blieb dieser Umgang nicht ohne Einfluß auf sie; sie wollte z. B. gern nach dem Beispiel der jungen Engländerinnen mit den kranken Bauern hülfreich verkehren. Dieses dem Elend Nahetreten war eine Entdeckungsreise für Karoline. Sie hatte es nie vorher in der Nähe gesehen und wurde nun täglich neue, unerhörte Dinge gewahr. Seit ihrer Kindheit wußte sie, daß die Bauern arm und schmutzig sind. Das war eine Thatsache, so natürlich und unbestreitbar, wie z. B. diejenige, daß die Bäume grün sein müssen. Ihre Religion gebot ihr auch, Almosen zu geben, folglich mußte Jemand da sein, dieselben zu empfangen, die christliche Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen. Aber vom Almosengeben bis zum Eindringen in das Leben der Armen ist ein großer Schritt. Als sie nun Einblick gewann, fragte sie sich, wo die Gerechtigkeit sei in einer Welt, deren eine Hälfte ein so elendes Dasein führe, während die andere in Sorglosigkeit lebt. Solche Extreme konnten neben einander bestehen, ohne Mitleid von der einen Seite, ohne Empörung von der andern? Sie entsann sich, daß sie oft, wenn sie auf den Ball gefahren und aus dem Wagen gestiegen war, blasse, mit Lumpen bedeckte Schatten bemerkt hatte, die im Regen vor Kälte zitterten, um die schönen Damen vorübergehen zu sehen. Diese Gestalten hatten sie nie verhindert, sich zu amüsiren; sie hatte sich nie gefragt: warum giebt es Menschen, die vielleicht am nächsten Tage nichts zu essen haben? Und doch war sie gut, doch hatte sie stets Mitleid mit denen gefühlt, welche litten. Die Sorglosigkeit der Einen also, von den Gensdarmen beschützt, und die Unwissenheit der Andern, von den Pfaffen aufrecht erhalten, das war es, was die alte Welt verhinderte, aus ihren Angeln zu gehen.

Solche Ideen sonderten sich nur nach und nach klar von der Masse verwirrter Betrachtungen ab, welche in Karolinens Hirn herumschwammen, während sie in den eingeräucherten Hütten saß und den traurigen Erzählungen von Elend zuhörte, das sie nicht lindern konnte. Sie hörte oft

von Torini sprechen. Die allerrauhsten Gesichter verklärten sich, wenn von seiner Güte, seiner Aufopferung, seiner Geduld die Rede war. Karoline wunderte sich nicht über diese Lobsprüche; was sie mehr überraschte, war, seine Heiterkeit, seine gute Laune rühmen zu hören. Niemand konnte den Kindern so schöne Geschichten erzählen, Niemand die Kranken mitten in ihren Leiden erheitern, wie er. Dieser so strenge und höflich kalte Mann verstand also zu lachen und zu scherzen? Aber er zeigte die liebenswürdigen Seiten seiner Natur nur denen, welche litten, und behielt für die Andern seine gleichgültige Maske. Karoline begegnete ihm zuweilen bei seinen Besuchen, aber ihr Verkehr beschränkte sich nur immer auf unbedeutende Worte.

Da die Unglücklichen ihr ansahen, daß sie selbst litt, faßten sie Zutrauen zu ihr und sprachen in ihrer Gegenwart ohne sich zu geniren. Sie hörte oft vom „padrone“ reden; so nannten Ernst nach italienischem Brauch die Bauern, die auf seinen Gütern wohnten und ihm die Hälfte von dem, was sie ernteten, geben mußten. Der Herr war mißtrauisch; er glaubte ihnen nicht, wenn sie sich über den Hagel oder die Trockenheit beklagten. Er war auch anspruchsvoll, man hatte Noth, ihn zu befriedigen.

„Der Herr!“ wiederholte Karoline, als sie über einsame Fußwege nach Haus ging. „Warum ist er der Herr?“ Sie lächelte bitter, als sie sich die Illusionen ihrer Flitterwochen zurückrief.

XI.

Die Befürchtungen Fräulein Mariannens verwirklichten sich nicht. Torini hatte sich begnügt, der Gräfin eine Medicin zu verschreiben, und so wurde sie es bald überdrüssig, krank zu sein. Aber für Fräulein Marianne erwuchs daraus kein Vortheil: der Undankbare erhob niemals die Augen nach dem Fenster, wo seine Nachbarin seit einem Jahre seufzte. Vergebens hatte sie zwei Kasten Reseda gekauft, die sie alle Morgen begoß, ihre schönen, schwarzen, aufgelösten Haare auf dem weißen Morgenkleid zur Schau tragend; vergebens machte sie die kostbarsten Toiletten, um in die Messe und spazieren zu gehen; der junge Sonderling setzte keinen Fuß in die Kirche. Fräulein Marianne hoffte fast auf eine Erkrankung, damit sie in die Lage käme, zum Doctor in directe Beziehung zu treten. Unglücklicher Weise hatte sie sich nie so wohl befunden. In ihrer Verzweiflung bat sie Karolinen um Hülfe.

„Was kann ich thun?“ fragte diese erstaunt.

„Das ist sehr einfach,“ sagte Fräulein Marianne; „Ihr Mann giebt oft Diners; laden Sie mich und den Doctor dazu ein. Er wird es Ihnen nicht abschlagen, und auf diese Weise könnte ich ihn sprechen.“

Karoline fand den Vorschlag ziemlich lächerlich, aber Marianne flehte sie so inständig an, daß sie versprach, Ernst die Bitte vorzutragen. Das Gesicht des Letzteren verfinsterte sich, sobald sie den Namen Torini genannt hatte.

„Weswegen sollen wir diesen Mann einladen? ihn, der nie zu uns kommt und die Gesellschaft aller ehrlichen Leute meidet wie ein Uebelthäter? Du hast ihn nie gesehen, seit das Kind krank gewesen ist."

„Entschuldige, ich bin ihm zuweilen begegnet."

„Wo denn?"

„Bei Kranken," erwiderte Karoline erröthend.

„Ah, wirklich?" meinte Ernst, indem er ihr einen sonderbaren, flüchtigen und doch forschenden Blick zuwarf. Man rief ihn ab, weil ihn Jemand sprechen wollte. Die Unterredung blieb also hierbei stehen, und Fräulein Marianne mußte auf die Hoffnung, mit Torini zu speisen, verzichten, denn Karolinens Blut wallte vor Zorn auf, wenn sie an den Blick von Ernst bei der bloßen Erwähnung des Doctors dachte. Einige Tage darauf nahm Ernst mechanisch ein Buch vom Tisch seiner Frau; es waren Leopardis Gedichte. Karoline bückte sich über ihre Arbeit, um ihr brennendes Gesicht zu verbergen.

„Ah," sagte Ernst, als er die erste Seite ansah; „dies Buch gehört Torini, er hat es Dir also wohl geborgt?"

„Ja," sagte Karoline, den Kopf fest emporhebend und ihren Mann mit einer herausfordernden Miene fixirend; „was weiter?"

„Was weiter? Ich habe mir nur eine einfache Frage erlaubt und sehe nicht ein, warum Du Dich ärgerst."

„Ich ärgere mich nicht."

Karoline fuhr wieder ruhig mit Sticken fort. Als Ernst weg war, versteckte sie das unglückselige Buch in ein Schubfach. Torini hatte sie gebeten, es zu behalten, und sie hatte versäumt, diesen Umstand ihrem Herrn und Gebieter zu erzählen. Es fiel ihr auf, daß Ernst mehr als gewöhnlich zu Haus blieb und ihr nachsah, wenn sie ausging. Als sie eines Tages aus einer Hütte trat, wo sie einen Kranken besucht hatte, kam Ernst auf sie zu, eine Flinte auf der Schulter. Er schien über diese Begegnung entzückt zu sein.

„Sieh, wie viele Wachteln ich geschossen habe," sagte er, „ich wußte gar nicht, daß hierherum eine so gute Jagd zu hoffen sei. Ah, da kommt gerade der Doctor!"

Er schritt Torini entgegen und reichte ihm mit übertriebener Herzlichkeit die Hand. Man wechselte einige höfliche Worte, und Torini ging in die Hütte hinein, während Ernst und Karoline den Weg nach der Villa einschlugen; sie gingen nebeneinander her, ohne sich anzusehen. Ihr Schweigen war gewitterschwül. Der Gatte war mehrere Tage ernster als gewöhnlich, und Karoline erwartete, daß er sprechen würde. Sie hätte dem unbeschreiblichen Zwang, der sie niederdrückte, jede Erklärung vorgezogen. Als sie eines Tages ausgehen wollte, begegnete Ernst ihr an der Hausthür; seit einiger Zeit schlenderte er viel umher, was er früher nie gethan hatte.

„Wo gehst Du hin?" fragte er.

„Ich will die Kranke besuchen, bei der ich neulich war," sagte Karoline und sah ihn fest dabei an.

„Kann ich Dich begleiten?

„Gewiß."

Er ging neben ihr, indem er krampfhaft mit seiner Uhrkette spielte. Karoline ertrug seine Gegenwart, wie ein alter Galeerensclave seine Kette nachschleift.

„Ich hätte Dir etwas zu sagen," begann Ernst endlich.

„Nun, was hindert Dich daran? Ich bin ja da."

„Du weißt, daß ich immer das größte Vertrauen in Dich setzte; ich habe Dich stets thun lassen, was Du irgend wolltest; Du konntest nach Gutdünken gehen und kommen; ich fragte Dich nie, wohin und woher. Aber das ist kein Grund, meine Existenz ganz und gar zu ignoriren. Nicht, als ob ich Dich im Verdacht hätte, irgend etwas Unrechtes zu thun, aber diese fortwährenden Besuche bei den Bauern sind Jedermann auffällig. Man weiß, daß Torini nirgends hingeht und Du ihm dennoch oft begegnest; ich spiele bei alledem eine lächerliche Rolle."

„Nun?" sagte Karoline, welche ihm mit verbissenen Lippen zugehört hatte.

„Nun?" wiederholte Ernst, „es ist an Dir, mir zu antworten."

„Ich habe keine Antwort zu geben, ich erwarte Deine Befehle."

„Du hast mich schlecht verstanden, ich habe Dir mit aller möglichen Schonung eine Bemerkung gemacht, ein anderer Mann an meiner Stelle würde Dir ganz einfach diese Besuche verbieten."

„Nun, warum machst Du es nicht wie die anderen? Ich will genau wissen, was mir erlaubt und was mir verboten ist."

Ernst sah seine Frau erstaunt an, es war etwas Trockenes und Hartes im Ton ihrer Stimme, wie er es nie von ihr gehört hatte. Er bemerkte auch, wie mager sie geworden war, und indem er sie im Geiste mit der jungen Frau verglich, die er vor zwölf Jahren nach San Lorenzo geführt hatte, bewegte etwas wie Mitleid seine Brust.

„Aergere Dich nicht," sagte er und faßte sie um die Taille, „ich bin nicht so böse als Du glaubst."

Karoline erwiderte nichts; diese Umarmung, welche zurückzustoßen sie kein Recht hatte, war demüthigender, als alle Beleidigungen. Es gelang ihr mit großer Anstrengung den Widerwillen, den sie empfand, zu verbergen, und sie fühlte sich erleichtert, als Ernst, der sich großmüthig zeigen wollte, sie verließ, indem er mit einer zärtlichen Stimme sagte: „Jetzt überlasse ich Dich Deinen Werken der Barmherzigkeit."

Ihr Herz war ihr zu schwer, um zu der Kranken zu gehen, und sie richtete ihre Schritte nach dem Flusse hin. Sie setzte sich an die Stelle, wo einige Jahre zuvor ihr Bruder ihr von seiner Frau gesprochen. Ihr Leben hatte sich seitdem immer noch mehr verfinstert, die Jugend, die

das Leben liebt und den Umständen trotzt, welche Glück oder Unglück bringen, verließ sie allmählich. Sie empfand nicht mehr jene unbestimmte Hoffnung, welche jungen Leuten, denen Glück ein natürliches Recht scheint, die beste Stütze ist; jene Hoffnung, welche so lange Leiden ertragen hilft.

Der Anblick des durchsichtigen Wassers, das über den Kiesel dahin murmelte, verursachte Karolinen eine seltsame Empfindung: ihre Brust hob sich, und ein leiser Schauer überlief ihren Rücken. Da unter diesem reinen Krystall war die Ruhe! Allein Religion, Familie, Gesellschaft vereinigten sich, um einem armen lebensmüden Geschöpf zu sagen: Du sollst Dein Kreuz so lange tragen, bis Du zusammenbrichst.

XII.

Da es Ernst nicht gelungen war, sich zum Abgeordneten wählen zu lassen, so wollte er einen soliden Grund legen, um sich für die nächste Wahl besseren Erfolg zu sichern. Gute Diners hielt er für eins der besten Mittel zur Erreichung seines Zweckes. So machte er sich's zur Aufgabe, seine Freunde wöchentlich einmal bei sich zu vereinigen. Man fing gewöhnlich mit der Unterhaltung bei der Politik an. Karoline verhielt sich stumm dabei, da man ihr, einer Frau, doch höchstens mit ironischer Herablassung zugehört haben würde. Sie fragte sich übrigens zuweilen, ob sie zu dumm sei, diese Unterhaltungen zu verstehen, oder ob diese Herren Dummköpfe wären, die nicht über einen begrenzten Horizont hinauszusehen vermöchten. Ernst trug ihnen hochtrabend klangvolle Sätze vor, die er des Morgens in einer Zeitung aus der Hauptstadt gelesen hatte, und seine Freunde hörten ihm mit Bewunderung zu. Karoline erstaunte auch darüber, wie viel Gewicht sie auf Dinge legten, die zu Niemandes Nutzen dienen konnten. Gegen Ende des Schmauses nahm die Unterhaltung einen weniger ernsten Ton an; die Gesichter hellten sich auf, man hörte geräuschvolles Gelächter und Scherze von zweideutigem Geschmack. Karoline war froh, sich beim Dessert zu entfernen und den Gästen volle Freiheit zu lassen.

Seitdem Ernst ihr zu verstehen gegeben, daß ihm die Besuche bei den Bauern mißfielen, hatte sie ihnen beinahe gänzlich entsagt, um Torini nicht der Böswilligkeit ihres Mannes auszusetzen. Durch ein Wort hatte er das einzige Element zerstört, das ihrem Leben noch einen Inhalt verliehen. Sie mußte ihm für sein gütiges Verfahren noch dankbar sein, denn er, der unumschränktes Recht über sie besaß, begnügte sich damit, sie so sanftmüthig auf der guten Bahn zu leiten. Sie hätte einwilligen können, die Sclavin eines Mannes zu sein, der ihr Achtung einzuflößen vermocht und dessen Ueberlegenheit sie anerkannt hätte, aber sich selbst aufgegeben zu haben um eines Mannes Willen, den sie immer mehr verachtete, jemehr sie seinen Charakter entzifferte, gegen diesen Gedanken empörte sich ihr ganzes Sein. Ihre Traurigkeit war so unergründlich

tief geworden, daß sie sie nicht mehr verbergen konnte, und sie mied die glücklichen Leute, wie ein Pestkranker die Gesunden meidet. Sie hatte nach und nach aufgehört, in die Messe zu gehen, aber das religiöse Gefühl in ihr war bis zur Schwärmerei gewachsen. Sie ging zuweilen in die leere Kirche, kniete in eine dunkle Ecke, und indem sie ihre Stirn an einen Pfeiler lehnte, weinte sie bitterlich und murmelte heiße, abgerissene Worte, während ihre Brust vor unterdrücktem Schluchzen zerspringen wollte. Sie hätte Alles vergessen mögen, das Leben, die Wirklichkeit, ihre Schmerzen und die der Andern, um in Anbetung vor dem Unendlichen zu vergehen. Die ganzen Schätze ihrer Liebe und Zärtlichkeit, für die sie kein Ziel fand, erdrückten sie und verzehrten ihr Leben.

XIII.

Fräulein Marianne war in einem chronischen Zustand unglücklicher Liebe; zu ihrem größten Leidwesen kehrte die Gräfin Albini nach einigen Monaten der Abwesenheit Anfangs Winters nach San Lorenzo zurück. Was konnte diese glänzende Erscheinung während der Ballsaison auf dem Lande reizen? Augenscheinlich hatte sie ihre Verführungspläne noch nicht aufgegeben. Karoline war noch immer die Vertraute von Fräulein Mariannens Geheimnissen und ließ sie sich geduldig vorerzählen. Die Gesellschaft dieser harmlosen Person, welche ein höheres Gefühl über die kleinlichen Interessen der Umgebung erhob, war ihr weniger peinlich als jede andere und übte eine beruhigende Wirkung auf sie aus.

Der Winter war strenger als gewöhnlich. Die Gutsbesitzer fürchteten für ihre Ernten, aber wer über so niedrigen Sorgen stand, genoß lustig den blauen Himmel und die Sonne, die den Reif auf dem gehärteten Boden erglänzen ließ. Die Gräfin benutzte oft dieses schöne Wetter, um spazieren zu fahren und jagte ihre kleinen Pferde im schnellen Trab dahin.

Sie war seit einiger Zeit einsamer als gewöhnlich; jüngere oder glücklichere Rivalinnen hatten die meisten ihrer Anbeter abspenstig gemacht. In dieser Einförmigkeit des Landlebens wäre ihr eine kleine sentimentale Episode mit einem Dorfdoctor zum Helden ein nicht ganz unwillkommener Zeitvertreib gewesen.

Eines Tages, als sie spazieren fuhr, bemerkte sie in einiger Entfernung den Einspänner Torinis; eine tolle Idee jagte ihr durch den Kopf; sie hielt ihre Pferde an und sagte zu ihrem Diener: „Holen Sie mir ein Glas Milch aus dem Gut da unten.“ Der Diener ging. Nun jagte sie ihre Pferde in Galopp, um dem Wagen Torinis zuvorzukommen, aber Torini hatte sie nicht heranfahren hören und hatte nicht Zeit, ihr auszuweichen, so daß die beiden Wagen zusammen stießen. Die Heftigkeit des Stoßes war so groß, daß der Einspänner, welcher von beiden Fahrzeugen das schwächere war, zerbrach und Torini gegen einen Felsen ge-

schleudert wurde. Der Gräfin gelang es, zu Boden zu springen, ohne sich weh zu thun. Sie hörte dumpfes Aechzen und sah Torini bewegungslos und mit blutigem Kopf am Boden ausgestreckt. Auf ihr Geschrei eilte der Diener herbei und rief einige Bauern, um den Doctor in sein Haus zu tragen. Die Gräfin, weinend und sich anklagend, sie habe ihn getödtet, begleitete ihn.

Karoline erfuhr den Unfall durch Fräulein Marianne, welche den Verwundeten hatte bringen sehen. Ihr erstes Gefühl war, zu ihm zu gehen, aber sie wußte, daß die Gräfin dort war, und dann, was würde Ernst dazu sagen? Dieser schien zwar seinen Argwohn in Bezug auf Torini vergessen zu haben, aber wer konnte wissen, ob diese Ruhe nicht bloße Verstellung war? Sie mußte sich also damit begnügen, sich mehrmals des Tages nach dem Doctor erkundigen zu lassen. Ernst bemerkte den Kummer nicht, der sie verzehrte; er war so daran gewöhnt, sie traurig und still zu sehen! Und außerdem war er kein scharfer Beobachter, falls ihn nicht etwa die Eifersucht anstachelte. So vergingen einige Tage, bis eines Morgens Fräulein Marianne, ganz in Thränen aufgelöst, herbeigelaufen kam und erzählte, der Doctor läge in den letzten Zügen. Sie flehte Karolinen an, sie dorthin zu begleiten, um ihn ein letztes Mal zu sehen. Als sie in das Zimmer des Kranken traten, schien er eingeschlafen zu sein. Während Fräulein Marianne in einer Ecke weinte, betrachtete Karoline dieses ruhige, wachsbleiche Gesicht. Die erhabene Stirn, die Augenbrauen, die sich beinahe über der Nase berührten, die festen und ein wenig scharfen Umrisse verriethen jenen energischen Willen, der kein Hinderniß kennt, der fähig ist, das ganze Leben einer Idee zu widmen. Und soviel Kraft und Jugend sollten auslöschen, sollten der Laune einer Leichtfertigen zum Opfer fallen? Es war ein Glück, daß die Gräfin nicht da war; Karoline hätte ihre Gegenwart nicht ertragen können. Die Krankenwärterin näherte sich dem Verwundeten und schrie: „Er ist todt!"

Karoline wunderte sich über ihre eigene Ruhe, sie sprach gelassen und traf auch die nöthigen Vorkehrungen, um Fräulein Marianne, die sich langsam von einer Ohnmacht erholte, zu beruhigen.

Als sie zur Essensstunde nach Haus kam, fand sie ihren Schwager, den Offizier vor, welchen sie nur selten gesehen hatte. Er glich seiner Mutter; als Karoline den Blick seiner kleinen stechenden Augen fühlte, glaubte sie, Frau Gertrud sei wieder in's Leben zurückgekehrt.

Sie zwang sich, während des Essens von gleichgültigen Dingen zu reden und wußte kaum, was man ihr sagte, noch was sie erwiderte. Aber sobald es anging, entfernte sie sich unter einem Vorwande.

„Was hat denn Karoline?" fragte Karl, als sie hinausgegangen war. „Hattet Ihr Euch vielleicht gezankt? Schließe doch Frieden mit ihr, böser Junge!"

„Du irrst Dich, Lieber; zwischen uns ist nie eine Wolke; ich glaube,

es giebt auf der Welt nicht noch eine so einträchtige Ehe wie die unsere." Karl pfiff zwischen den Zähnen, das war so eine Garnisonangewohnheit.

„Ich zweifle nicht daran," sagte er nach einer kurzen Pause, „Du bist gut, und Karoline scheint Dich sehr zu lieben. Indessen sah sie heute traurig aus."

„Sie ist fast immer traurig; das ist ihre Art so. Und dann ist sie sehr nervös, und dieser Tage hat ein Unfall, der unserm Doctor zugestoßen ist, großen Eindruck auf sie gemacht. Er ist aus seinem Wagen geworfen worden und hat sich großen Schaden gethan."

„Ach, der arme Tresi! Das thut mir leid."

„Tresi ist seit zwei oder drei Jahren todt, es ist ein anderer. Ich weiß noch nicht, wie es ihm heute geht."

Ernst warf sich in seinen Lehnstuhl zurück, um, wie gewohnt, seine Siesta zu halten. Karl nahm eine Zeitung, über welche hinaus er das ruhige Gesicht seines Bruders mit einem fast mitleidigen Lächeln betrachtete. Als er ihn schnarchen hörte, ging er leise hinaus, um im Flecken herum zu spazieren. Er erfuhr im Caféhaus den Tod Torinis, der ihm die Traurigkeit seiner Schwägerin erklärte. Man erzählte ihm, der Doctor sei ein junger, ziemlich unangenehmer Sonderling gewesen, der immer in seinen Büchern gesteckt und sich das Ansehen eines Cato gegeben habe. Man hatte sogar einen Republikaner in ihm geargwöhnt und bedauerte daher seinen Tod nur mäßig, hoffend, daß sein Nachfolger angenehmer sein würde.

Karl blieb zwei Tage in San Lorenzo und quälte Karolinen mit seinen forschenden Blicken. Er hatte Ernst von einer Besitzung gesprochen, die in der Provinz, wo seine Garnison stand, zu verkaufen war, und die beiden Brüder reisten zusammen ab, um sie zu besichtigen. Einsamkeit war der einzige Trost für Karolinen. Sie versenkte sich nun mit einer Art Wollust in ihren Schmerz, den zu fühlen sie nicht einmal das Recht hatte. Nach Ernsts Abreise übergab man ihr ein Heft, welches man mit ihrer Adresse auf Torinis Büreau gefunden. Welche schmerzliche Freude! So hatten sich also seine Gedanken mit ihr beschäftigt, so war es sein Wunsch gewesen, ihr noch größere Wohlthaten zu erweisen, als sie durch Leopardis Gedichte von ihm empfangen hatte! Und im Augenblick, da er sich ihr zu nähern suchte, wurde er ihr auf ewig entrückt! Das Heft war eine Art Tagebuch, das Bruchstücke verschiedenster Art enthielt: wissenschaftliche Beobachtungen, Auszüge aus verschiedenen Büchern mit dazwischen gestreuten Betrachtungen. Durch das Ganze zog sich der Faden einer unterbrochenen Erzählung, der Erzählung seines Lebens. Karoline durchlas begierig diese Seiten und hoffte darin das Geheimniß seiner Seele, deren ganzen Adel sie allein errathen hatte, enthüllt zu finden. Hier folgen einige derjenigen Stellen, welche sie am meisten frappirten, weil sie in ihnen Gedanken in scharfer Prägung, wiederfand, die in ihrem Gehirn unbestimmt hin- und hergewogt hatten.

„Ansichten, die nicht Ueberzeugungen, nicht das Resultat unseres Nachdenkens sind, für welche wir also nicht gekämpft haben, sind werthlos und verhindern nur die Entwickelung des Geistes. Wer sich seine Religion nicht selbst erschafft, verzichtet auf sein erstes Recht, auf sein Recht zu denken.

„Der arme Schwärmer, der Hungers stirbt, seiner Gottheit zu Gefallen, ist eben so achtbar, wie der Märtyrer, der für den Sieg der Wahrheit stirbt. Der Werth unserer Handlungen liegt in uns selbst und nicht außer uns.

„Ich bin in einer begrenzten, egoistischen und materiellen Sphäre geboren; nichts Erhabenes war im ganzen Umkreis. Meine Jugend verfloß im Streben nach einem Ideale, das ich ahnte, ohne sicher zu sein, ob es nicht die Spiegelung meiner Phantasie wäre.

„Die Gewißheit, nicht verstanden zu werden, machte, daß ich mich auf mich selbst concentrirte. Man liebte mich, aber wie? Man liebte etwas Conventionelles, was nicht mein Ich war, denn als meine wahre, innerste Natur sich kund geben wollte, schalt man mich, predigte man mir Moral. Ich schwieg und brütete über diese Moral, welche nicht im Einklang mit meinem Gewissen stand. Meine Sympathie für alle Unglücklichen — ich wußte noch nicht, daß es das Volk war — hat mir viele Vorwürfe eingetragen. Die Lumpen und die abscheulichsten Wunden zogen mich an, anstatt mich abzustoßen. Mein erster Gedanke war immer: wie kann man dem abhelfen? Der zweite: warum giebt es so viele, die leiden? Und ich grübelte über diese Fragen; sie ließen mir keine Ruhe, aber Niemand konnte mir darauf antworten. Vielleicht dachte ich zuviel, weil ich keine Gefährten hatte. Da ich Gesellschaft brauchte, so machte ich die Thiere zu meinen Gespielen; ich lebte vertraut mit ihnen, auf einem Fuße der Gleichheit, und die Verachtung, mit der ich diese meine Freunde behandelt sah, verletzte mich. Wenn ich ihr Treiben mit dem der Menschen verglich, machte ich Beobachtungen, deren ganzen Umfang ich erst später begriff. Ich habe mich überzeugt, daß sich gar viele Einrichtungen und Sitten, die mit einem hochtrabenden Namen paradiren, auf einige sehr einfache Grundsätze zurückführen lassen, wenn man ihren Ursprung bis in das Leben der Thiere verfolgt.

„Die Menschen, die ihrer Epoche voraus, also die ersten sind, welche eine noch verschleierte Wahrheit verstehen, glauben einzig für diese Wahrheit, die ihnen aus der Ferne winkt, zu kämpfen. Wenn sie alle nothwendigen Folgen dieses Kampfes klar voraussehen könnten, so würden sie vielleicht zurückschrecken und vom Kampfe abstehen. Nur, wenn sie den Muth haben, bis zu den äußersten Folgen ihrer Ideen vorzudringen, dürfen sie den Kampf wagen. Sonst ist ihnen besser, jung zu sterben, ehe sie ihre Illusionen einbüßen müssen. Denn handeln kann ein Geist, der mehreren Generationen vorauseilt, nicht, weil er allein steht.

„Eine Idee muß, um furchtbar zu werden, der Masse zugänglich und

greifbar sein, denn es giebt wenig Geister, die fähig sind, die Begriffe des Denkers in ihrer ganzen Reinheit zu verstehen.

„Wer die Ungerechtigkeit unserer socialen Einrichtungen erkannt hat und doch fortfährt, Vortheile, auf die er kein Recht hat, sich zu nutze zu machen, ist ein Mitschuldiger an dieser Ungerechtigkeit. Die Menschen zögern, sich in den Kampf zu begeben, weil sie fürchten, allein zu bleiben und deshalb leiden zu müssen; sie bedenken nicht, daß sie viel schlimmer leiden, wenn sie gegen ihr Gewissen leben und von früh bis Abend genöthigt werden, ihre Gedanken zu verstellen, Meinungen zu hören, die sie verletzen, ohne sie doch bekämpfen zu dürfen, und wenn sie endlich zu Handlungen getrieben werden, welche ihre Vernunft nicht billigt. Sie suchen sich durch Sophismen zu betäuben, aber es gelingt ihnen nicht, glücklich zu sein.

„Wir lächeln mitleidig über den Heiden, der vor seinem Götzen zittert, und der den Befehlen seines Orakels gehorcht. Worin sind wir ihm überlegen? Nur die Götzen sind andere. Wir zittern noch immer vor unseren selbstgeschaffenen Phantomen, und diese ziehen ihre ganze Stärke aus unserer Schwachheit."

Karoline fühlte ihren Schmerz beim Lesen zunehmen. Wäre sie frei gewesen, so hätte sie lange die Freundin dieses Mannes sein können, ihre Seelen hätte sich bei näherer Berührung ergänzt. Aber es gab eine unüberschreitbare Schranke zwischen ihr und allem Erhabenen. Sie war verdammt, sich ihr ganzes Leben lang in demselben beschränkten Kreise zu drehen. Was blieb ihr im Leben übrig? Den Tod zu erwarten, und bis dahin die Regungen ihres Herzens und die Bedürfnisse ihres Geistes zu ersticken. Es gab keinen Ausweg aus dieser Lage, es gab keinen Platz für sie außerhalb des vorgezeichneten Geleises. Ihre Klagen hätte Niemand verstanden, man hätte ihr höchstens erwidert: „Bist Du nicht eben so gut bedacht worden, wenn nicht besser, als die Mehrzahl der Frauen?"

Ernst blieb einige Wochen fort. Als Karoline ihn wiedersah, fühlte sie den Abscheu, den er ihr einflößte, noch erhöht. Er fand sie noch verstimmter als gewöhnlich, aber vertieft in Politik und in seine ehrgeizigen Pläne, wie er war, kümmerte ihn das wenig.

XIV.

Es war ein trauriges Mißgeschick, daß auf mehrere sehr harte Winter mehrere sehr heiße Sommer folgten. Schlechte Ernten brachten das Elend. Die Gesichter wurden immer finsterer. Die Kirche wimmelte von Frauen, die beim Hersagen ihrer Gebete die Leere des Magens und das Geschrei der Kinder zu vergessen hofften.

Das Lotteriebüreau hatte nie vorher so gute Geschäfte gemacht: man kaufte für einige Sous Hoffnung für eine Woche, und wenn auch die Enttäuschung am Sonnabend groß war, so fing man dessen ungeachtet die nächste Woche wieder von vorn an. Zwischen dem Hunger, der Frömmigkeit

und dem Lotteriespiel bestehen geheimnißvolle Beziehungen, die noch nicht genügend studirt worden sind.

Ernst machte während dieser Zeit gute Geschäfte: er hatte für ein Nichts mehrere Besitzungen gekauft, die ihm, sobald die schlechten Jahre erst vorüber waren, viel eintragen mußten. Er galt in San Lorenzo für einen außergewöhnlichen Menschen. Es konnte gar nicht ausbleiben, meinte man, daß er zum Abgeordneten gewählt werden würde, ja seine Freunde prophezeiten ihm sogar eine Ministerstelle. Karoline sah bekümmert auf die Vergoldungen und Stickereien, welche ihr Haus anfüllten, sie schienen ihr eine traurige Ironie des Schicksals zu sein, das ihr Elend unter Flitter verbarg. Sie fühlte sich ärmer als der Bettler, der das letzte Stück Brodt mit seinem Hunde theilt. Wenn Ernst die Gedanken seiner Frau hätte errathen können, so würde er ihr sicherlich eine Wasserkur angerathen haben als das beste Mittel gegen Hypochondrie.

Während die Frauen Litaneien sangen oder ein Drittel in der Lotterie zu gewinnen hofften, suchten sich die energischsten Männer auf unrechtmäßige Weise zu entschädigen. Sie waren der Vertröstungen der Besitzer überdrüssig, die alle vorgaben, ruinirt zu sein. Man hörte viel von Einbrüchen und Ueberfällen. Die einsam gelegenen Häuser wurden geplündert, es war nicht rathsam, auf entlegenen Straßen allein zu reisen, umsoweniger, als die Uebelthäter immer eine Zuflucht in den Hütten der Bauern fanden, die infolge der hohen Abgaben keine sehr geraden Begriffe über Mein und Dein mehr hatten und schon so demoralisirt waren, daß sie Räuber und Diebe für Leidensgefährten hielten. Man ging nicht mehr unbewaffnet aus, und die wohldenkenden Leute vereinigten sich, um die Ordnung und das bedrohte Eigenthum zu vertheidigen. Ernst war in diesem Punkt voll Muth und Feuer; seine Augen glänzten, wenn er davon sprach, das unverschämte Lumpengesindel, das da wähne, daß Freiheit und Diebstahl eins und dasselbe sei, bestrafen zu wollen. Nach seiner Ansicht hätte man am Eingang eines jeden Dorfes einen Galgen errichten und den ersten besten Taugenichts daran hängen sollen, als warnendes Beispiel für die Andern. Was! diese Leute hatten alle Bürgerrechte, sie waren so frei wie die freisten Völker Europas, und noch nicht zufrieden!

Was sie zu diesem Gebahren trieb, war der Neid und die Habgier; alle niedrigen Leidenschaften kommen an's Tageslicht, wenn die Religion nachläßt. Ernst war sehr beredt über dieses Capitel, besonders nach dem Essen.

Eines Tages begegnete Karoline einem Bauer, der aus der Villa kam, sein Gesicht war erregt, und er murmelte Worte, die keine Segenswünsche waren. Auf Karolinens Fragen erwiderte er: Der Herr will mich aus meinem Haus jagen, weil ich nicht zahlen kann, was ich ihm schulde. Wie soll ich zahlen? Ich habe kein Geld. Wenn ich stehle, so

steckt man mich in's Gefängniß, wenn er mich und meine Familie auf die Straße wirft, so bleibt mir nur übrig, zu betteln, und es giebt sowieso schon mehr Bettler als Leute, die Almosen geben können."

Da Karoline kein Geld hatte, zog sie einen Ring vom Finger und gab ihm den mit dem Vorschlag, er möchte ihn in der nächsten Stadt verkaufen. Er drehte ihn täppisch zwischen den Fingern hin und her. „Sie sind sehr gütig, gnädige Frau, aber ich weiß nichts mit dem Schmucke anzufangen, denn wollte ich ihn verkaufen, so würde man sagen, ich hätte ihn gestohlen. Da Sie mir aber soviel Theilnahme schenken, so wäre mir noch mehr damit geholfen, wenn Sie den Herrn bitten wollten, mir noch einige Monate Frist zu geben."

Karoline versprach ihm das und trat zaghaft in Ernsts Cabinet. Es war das erste Mal, daß sie ihn um eine Gunst bat, und sie hatte kein sonderliches Zutrauen zu ihrem Einfluß über ihn. Er unterbrach sie, sobald er merkte, worum es sich handle. „Dieser Mann ist ein Schurke," sagte er, „er giebt vor, nicht zahlen zu können, dabei trinkt er die ganze Nacht in der Schänke mit ebensolchen Taugenichtsen, die sich von Raub und Mord unterhalten. Du solltest Dich in dergleichen gar nicht mischen, das ist nicht Frauensache. „Sieh," fügte er hinzu, um den Gespräch eine andere Wendung zu geben, „sieh diese hübschen Pistolen, die man mir eben aus der Stadt geschickt hat. Mit dem Spielzeug verpflichte ich mich einer ganzen Räuberbande die Stirn zu bieten. Gerade heute muß ich weit von hier auf ein Gut gehen, das man geplündert hat, und, der Tausend! man soll sehen, daß ich mich nicht vor den Drohungen fürchte. Sei außer Sorge, meine Liebe," fuhr er fort, indem er Karolinen, die zum Fenster hinaussah, auf die Schulter klopfte. „Sieh hier die Taube, die sich gerade in richtiger Entfernung auf die Mauer gesetzt hat, als hätte sie's absichtlich gethan. Nimm diese Pistole und schieße nach ihr. Es ist gut, wenn Du Dich übst. Man weiß nicht, was in jetziger Zeit geschehen kann". Er bog sich zum Fenster hinaus, um ihr die Schußrichtung zu zeigen. Karoline erhob den Arm und plötzlich, während sie ihn erhob, wurde er zum Werkzeug der Verzweiflung und Wuth, die in ihrem Herzen tobten. Ja, in ihrem Herzen tobte die Verzweiflung über menschliches Elend, hilfeheischend blickte sie in der Welt umher. Aber wohin sie blickte, grinste sie die Willkür des verhärteten Egoismus an mit dem durch nichts zu erschütternden Lächeln. Verzweiflung und Wuth hoben ihren Arm, sie drückte die Pistole ab gegen die Schläfe ihres Mannes.

Er stieß einen Schrei aus und stürzte um. Die Diener eilten herbei und fanden Karolinen unbeweglich, die Pistole in der Hand. „Ich habe den Herrn getödtet," sagte sie ruhig, worauf jene entsetzt zurückfuhren; dann fiel sie besinnungslos zu Boden.

Als sie zu sich kam, blieb sie lange in einem stumpfsinnigen Zustand und gab auf den Lärm und die Unordnung, welche im Hause herrschten,

nicht im Geringsten Achtung. Sie hatte nur noch einen einzigen Wunsch, den der Vernichtung. Auch war sie sehr gelassen, als man sie verhaftete, denn sie hoffte, daß man sie bald sterben lassen würde, da sie ihr Verbrechen gestand.

An was dachte sie, während man sie nach der Stadt brachte? Zwischen zwei Gensdarmen sitzend, die sie nicht einmal sah, irrte ihr Blick über das Land, vielleicht zum letzten Mal; aber seit lange hatte sich eine kalte, stille Verzweiflung ihrer bemächtigt, und nichts vermochte sie zu erschrecken. Die Leute, die einen neugierigen Blick in den Wagen warfen, wunderten sich über das ruhige Gesicht der Gefangenen und sagten: „Sie muß sehr verderbt sein, da sie unsere Blicke so ruhig ertragen kann.“ —

Der Untersuchungsrichter brachte nichts aus ihr heraus, als daß sie ihren Mann ohne Grund getödtet habe; einen Augenblick, ehe sie in sein Cabinet gegangen, habe sie keine sträfliche Absicht gehabt und sie könne nicht sagen, von welcher inneren Macht ihr Arm geleitet worden sei.

Man glaubte an einen Anfall von Wahnsinn, aber die Aerzte, welche herbeigerufen wurden, um sie zu untersuchen, erklärten, daß sie bei vollem Verstand sei. Sie blieb immer gleich theilnahmlos; nur einmal, als sie den Hof des Gefängnisses durchschritt, that sie plötzlich einen lauten Schrei, und, das Gesicht vor Schmerz verzerrt, streckte sie ihre Arme nach einem Fenster aus, sie hatte dort ein Kind bemerkt, das ungefähr im Alter eines ihrer Söhne stand. Sie brach in Schluchzen aus, und man mußte sie in ihre Zelle zurückführen. In den langen schlaflosen Nächten glaubte sie ihre Eltern in tiefen Schmerz versunken zu sehen oder auch ihre Kinder, die sie vor dem blutigen Leichnam des Vaters mit Geberden des Abscheus anblickten. Die Langsamkeit des Gerichts, welche ihre Qualen zu endlosen machte, erfüllte sie mit Ungeduld. Sie hatte abgelehnt, einen Advocaten zu wählen und versicherte, daß ihr nichts daran liege, vertheidigt zu werden. Aber ein junger Advocat, den das Geheimnißvolle dieses Verbrechens reizte, der vielleicht auch durch einen so interessanten Fall bekannt zu werden hoffte oder begierig war, eine psychologische Studie zu machen, suchte sie auf und trug sich ihr zum Vertheidiger an. Zuerst zog sie sich in das mißtrauische Schweigen zurück, das ihr natürlich geworden war. Aber das edle und sanfte Gesicht des Advocaten, das Interesse und das Mitleid, welches er ihr bezeigte, machten ihr Eindruck. Die Hartnäckigkeit, mit welcher sie sich widersetzte, schmolz nach und nach unter diesem sanften, innigen Blick. Sie warf sich auf die Kniee und indem sie den Kopf an einen Stuhl lehnte, weinte sie bitterlich. Dann beruhigte sie sich und erzählte ihm ihr Leben. Sie erwähnte genau alle einzelnen Umstände, als ob sie die Geschichte einer Andern zu erzählen hätte. Er hörte ihr gespannt zu und war von dem Trauerspiele, das sich vor seiner Phantasie entrollte, erschüttert.

XV.

Der Proceß Monti war eine gute Ausbeute für das Publikum von H. Man machte sich auf pikante Einzelheiten gefaßt, und im Saal des Tribunals drängten sich die Neugierigen. Die zahlreichen Zeugen, welche vernommen wurden, erklärten, daß Herr und Frau Monti immer in vollkommenem Einverständniß gelebt hätten. Herr Monti hatte sich stets der öffentlichen Achtung erfreut und nichts konnte vermuthen lassen, daß er sein trauriges Schicksal verdient habe. Was seine Frau betraf, so stimmten Alle in dem Lob ihrer Sanftmuth und ihrer Tugend überein. Die Diener erklärten, daß zwischen ihrer Herrschaft niemals Streitigkeiten stattgefunden hätten, und das Publikum wurde in seiner Erwartung auf Scandal getäuscht.

Alle Augen richteten sich auf Karoline, als sie im Saale erschien. Ihr theilnahmloses, stolzes und verächtliches Gesicht ließ Viele glauben, daß sie dem Gericht und der Meinung des Publikums trotze. Dem war aber nicht so; sie hatte genau dieselbe Haltung, wenn sie allein in ihrem Gefängniß war. Ihr ganzes Leben war ja eigentlich, so zu sagen, auf dem Anklagebänkchen verflossen.

Man wartete mit Ungeduld auf die Rede des jungen, unbekannten Advocaten, der sich der schweren Aufgabe unterzogen hatte, eine von vornherein verlorene Sache zu vertheidigen. Diese Vertheidigungsrede konnte wohl nur als Formalität gelten, denn was blieb zu sagen als Entschuldigung für ein Verbrechen, das so wenig begründet, so kaltblütig gestanden worden? Doch horchte alles gespannt auf als der Advocat zusprechen anfing.

„Ich will nicht vertheidigen, sondern erklären. Es giebt Handlungen, die spontan zu sein scheinen, aber das Resultat eines ganzen Lebens sind; bei denen man nicht fragen darf: Ist der Urheber dieser Handlung strafbar? hat er wohl oder übel gehandelt? sondern: Konnte er anders handeln? Man muß sein Leben bis in die kleinsten Einzelnheiten verfolgen und prüfen; nicht das Leben, wie es den gleichgültigen Beobachtern erschienen ist, sondern das Leben, vom Standpunkte des Wesens aus, das es ertragen mußte, oft gegen seinen Willen, gegen seine Neigung, mit einem Wort: gegen seine Individualität. Je ausgeprägter diese ist, um so schwerer wird es ihr, sich den hergebrachten Formen anzupassen, wohin die Gesellschaft sie stellt mit dem Verbot, dieselben je zu verlassen. Man sagt zu einem menschlichen Wesen, das die Natur mit allen Fähigkeiten begabt hat: du sollst deine Fähigkeiten nicht gebrauchen, du sollst dich deiner Vernunft nicht bedienen, du sollst nur soviel davon gebrauchen, als du nöthig hast, um dem Willen eines Andern zu gehorchen und ihm die materiellen Sorgen des Daseins aus dem Weg zu räumen. Ihm gehört der große Schauplatz der Welt, die Thätigkeit, der Ehrgeiz, die Schätze der Wissenschaft, der Kunst und Natur. Alles dies ist dir verschlossen. Die Rolle, die dir zukommt, ist: zu lieben und

schwach zu sein. Die Schwachheit ist dein Reiz. Diesem Grundsatz gemäß läßt man den Geist der Frau fast unausgebildet, und man entwickelt auf künstliche Weise ausschließlich ihr Gefühl. Und wenn ihre ganze Kraft, ihre ganze Individualität sich hierauf concentrirt haben, so sagt man ihr: du sollst lieben, aber nur, was man dir zu lieben befiehlt. Man will dem freiesten und deshalb werthvollsten Gefühle Gesetze vorschreiben. Man nimmt der Frau die einzige Kraft, welche die Leidenschaften zu beherrschen im Stande wäre, die Thätigkeit des Geistes — und dann verlangt man von ihr, sie soll stärker sein als das Geschlecht, das sich das Monopol der Kraft angemaßt hat. Wenn sie schwach wird, so sind die öffentliche Verachtung, das Gefängniß, sogar das Schaffot bereit, Gesellschaft und Moral zu rächen. Es giebt auch Mittel, die dem Uebel vorbeugen sollen: die Religion ist da. Ihre Drohungen, ihre Versprechungen sollen das schwache Geschöpf auf dem geraden Wege stützen. Wie die Könige sich nirgends wohler fühlen als in der Mitte der Polizeiagenten, so will der Mann, der König der Schöpfung, den Besitz seiner Gefährtin von der Polizei des Himmels gesichert wissen. Es ist dies von beiden Seiten ein rührendes Zugeständniß, wie gering sie von sich selbst denken. Wissen Sie, was sie verlieren, diese Unglücklichen? Wissen Sie, daß sie sich Sclaven erziehen an Stelle von Ebenbürtigen und Freunden? Aber der Bettler tröstet sich darüber, verachtet zu sein, indem er seinen Hund mißhandelt. Ein Individuum, das sich nicht vertheidigen kann, zu tyrannisiren, ist das Glück des Sclaven. Wieviel wirklich freie Männer zählt unsere stolze Civilisation? Sie giebt uns Kanonen und Eisenbahnen, außerdem alle Verfeinerungen des Luxus für die, welche bei ihrer Geburt nicht für das Elend bestimmt sind, aber sie schmiedet die Geister in die Fesseln der Traditionen, der alten Gewohnheiten, der Vorurtheile. Jeder so zurechtgestutzte Mann hat das Recht, eine Frau zu nehmen, die von ihm abhängt und welche er das Glück, ihm anzugehören, das Recht, nur ihn zu lieben, mehr oder minder theuer bezahlen läßt. Wenn alle Frauen ihren Männern treu wären, so könnte man am Fortschritt der Menschheit verzweifeln. Wenn man die Individualität auf der einen Seite unterdrückt, so wirft sie sich mit Heftigkeit auf irgend einen Weg, der ihr offen steht. Vergehen können die Wahrzeichen einer starken Natur sein, deren Thätigkeit von ihrem wahren Ziele abgeleitet worden ist, während ein schwacher, triebloser Geist eben daran zu erkennen ist, daß er nicht handelt, sondern sich leiten läßt, ohne zu wagen, sich seiner Vernunft zu bedienen.

„Glücklicherweise stehen unsere Frauen nicht auf diesem Standpunkt: unsere Literatur, unser Theater, das, was wir die Welt nennen, beweist uns, daß wenn man ihnen Gleichberechtigung mit den Männern verweigert, sie sich zu rächen und ihre Individualität auf alle Weise zu behaupten wissen.

„Aber es giebt andere Frauen, die im höchsten Grad die Fähigkeit

zu lieben, sich hinzugeben, sich aufzuopfern, besitzen. Es ist ihnen Bedürfniß, Jemand anzubeten, der sich dem Ideale nähert, das ihr Geist sich gebildet hat. Gerade selbständige Naturen wollen die Ueberlegenheit desjenigen fühlen, den sie lieben; sie wollen sich von ihm übertreffen lassen. Denken Sie sich eine solche Frau, mit allen Feinheiten des Gefühles begabt, gebunden an einen niedrigen Mann, der sie nicht zu schätzen weiß, der sie herabwürdigt, bis zu sich erniedrigt, der ihr jede Freiheit, jede Möglichkeit zu handeln nimmt; der durch groben plumpen Verdacht die Reinheit dieser Frau, welche um seinetwillen der Liebe, der Freude und Allem, was das Leben werthvoll macht, entsagt hat, beschimpft. Ihr Geist, der der höchsten Gedanken fähig wäre, kann sich nicht entwickeln; ihr Herz, von Liebe überströmend, findet einen Trost in der Mildthätigkeit, — man nimmt sie ihr. Die Freundschaft mit ausgezeichneten Männern, die sie zu schätzen wissen, welche sie trösten könnten, ist ihr untersagt, denn die bestialischen Begriffe ihres Herrn gehen dahin, daß jede Beziehung, in welcher ein Mann zu einer Frau steht, die nicht die seine ist, strafbar sein müsse, und so gehört sie ihm allein mit Fleisch und Blut, mit ihrer Seele, die er nicht versteht, mit ihrer Liebe, womit er nichts anzufangen weiß, — Alles, Alles ist sein durch das Gesetz. Man wird hierauf entgegnen, sie habe ihn freiwillig gewählt, und sie habe, als sie ihn heirathete, gewußt, welche Pflichten sie übernimmt. Gesetzt, sie hätte es gewußt, welche andere Wahl blieb ihr? Ein altes Kind zu werden und ihren Eltern zur Last zu fallen. Und dennoch würde sie vielleicht dies Loos dem ihr gewordenen vorgezogen haben. Welches junge Mädchen hat aber einen richtigen Begriff von der Ehe? Ihre auf vollständig falsche Grundsätze gegründete Erziehung hat ihr über alle Dinge falsche Begriffe gegeben. Sie kennt das Leben nicht, sie kennt die Männer nicht, sie kennt sich selbst nicht. Sie sieht in der Ehe die Verwirklichung der Liebe, welche sie für ihren einzigen Lebenszweck hält. Da kommt ein Mann, der aus dieser Illusion, dieser Unwissenheit, dieser Offenheit und Unschuld Nutzen zieht. Er wendet seine ganze Geschicklichkeit an, um dieses unschuldige Geschöpf, das ihn für ein Ideal hält, zu gewinnen; er verspricht ihr, sie anzubeten, nur für sie zu leben. Sie glaubt ihm, sie hängt sich mit ihrer ganzen Seele an ihn. Wenn sie die Seine ist, wirft er die Maske weg und zeigt sich so wie er ist: selbstsüchtig, roh und eifersüchtig. Die Eifersucht, die brutalste aller Leidenschaften, die man zu ersticken suchen sollte, wo sie sich zeigt, ist im Gegentheil in den Rang der Tugenden erhoben worden: ein Mann, der seine Frau mordet, weil sie einen andern zu lieben gewagt hat, kann mit hochgehobenem Kopfe einhergehen; er hat seine Ehre und sein Eigenthum — zwei gleich heilige Dinge — gerächt, und alle Eigenthümer sind auf seiner Seite. Gewöhnlich, wenn die Frau ihre Illusionen zerstört sieht, sucht sie sich zu trösten und die Leere ihres Lebens auszufüllen entweder mit der Mutterliebe oder mit

frivolen Vergnügungen oder mit Liebeshändeln oder mit Frömmigkeit. Dieses sind die Mittel, zu denen sie ihre Zuflucht nehmen kann. Aber wenn ihr auch diese alle verschlossen sind, oder wenn ihre Natur ihr nicht gestattet, sich derselben zu bedienen, was bleibt ihr dann? Sich in sich selbst zurückzuziehen, zu leiden und gegen die Verzweiflung anzukämpfen, wenn sie kann. Ihr Mann hat von ihren Kämpfen nicht einmal eine Ahnung, und Niemand weiß ihr Dank dafür! Sie wird, wie so viele andere Opfer der Gesellschaft, sterben, und wenn ein geheuchelter Schmerz ihr Grab mit einem prächtigen Denkmal schmückt, so ist das nur eine letzte traurige Ironie. Dieses Schicksal erwartete Frau Monti. Noch einige Jahre, und ihr Leben, vom Kummer untergraben, wäre erloschen. Sie erwartete diesen Augenblick wie ihre Erlösung. Eine ruhige Verzweiflung hatte sich ihrer bemächtigt; kein Glaube, keine Hoffnung, kein Schmerz konnten durch diese Rüstung dringen, welche ihr die Gewohnheit der Leiden geschmiedet hatte. Ein scheinbar unbedeutender Umstand läßt sie ihren Mann in einem widerwärtigen Licht erblicken; seine bis zur Grausamkeit erhitzte Selbstsucht als Machthaber zeigt sich ihr mit dem Dünkel des Rechts. Sie fühlt ihren Widerwillen und ihre Verachtung bis zum Haß und zur Empörung gesteigert, indem es ihr klar wird, daß sie zur Mitschuldigen dieses Mannes verurtheilt ist, den ihr Gewissen verdammt. Sie will sich ohne ein Wort entfernen, um ihren Abscheu und ihr Leiden wie immer in der Stille zu verbergen. Aber er hält sie zurück, er wagt sie zu liebkosen, er will mit ihr scherzen, und endlich, von einem Verhängniß getrieben, giebt er ihr eine geladene Pistole in die Hand. Diejenige, welche in einem Augenblick der Ueberspannung die Pistole auf ihn losdrückt, rächt ihr ganzes gebrochenes Leben, ihre verschwendete Jugend, ihre unterdrückte Seele, die sich, der gewohnten, wahnsinnigen Großmuth zum Trotz, plötzlich empört. Wenn etwas in dieser Katastrophe überrascht, so ist es der Umstand, daß sie so spät kam. Wenn das Opfer, welches gefallen ist, unschuldig war, so ist es das andere überlebende, alle Qualen der Gewissensbisse erleidend, ebenso gewiß. Die Gesellschaft, die sich das Recht anmaßt, Verbrechen zu strafen, die sie erst hervorgerufen hat, sie ist die wahre Schuldige in diesem Trauerspiel."

XVI.

Diese Vertheidigungsrede machte Aufsehen. Die Frauen, von dem sympathischen Gesicht des Advocaten angezogen, waren auf seiner Seite. Einige Männer aus dem Volke blickten nach Karolinen hin und schüttelten den Kopf. „Die Arme," sagten sie „sie war eben nicht glücklich!"

Aber die Mehrzahl der Männer nannte den Advocaten einen Verrückten oder einen Charlatan. Wie sollte man die Ungereimtheiten, die er vortrug, anders erklären? Viele fanden, daß die Angeklagte den Tod verdiene. Den Mann ohne Ursache umbringen, zwei Kinder der Eltern

berauben, eine achtbare Familie in Schande und Schmerz stürzen! — wo darf man da wagen, auf Nachsicht und Mitleid Anspruch zu machen? Es konnte nichts Unmoralischeres geben! Einen Augenblick herrschte ängstliche Stille, als die Geschworenen eintraten und man den Spruch vernahm, der Karoline zu zehn Jahren Gefängniß verurtheilte. Man fand das allgemein sehr nachsichtig, und wenn auch wirklich einige darunter die Verurtheilte beklagten, so wagten diese doch nicht, ihr Mitleid laut werden zu lassen.

„Die Moral von der Geschichte ist," sagte ein Mann mit gesundem Verstand, als er wegging; „man muß den Frauen keine geladenen Pistolen in die Hand geben. Hätte Monti diese Dummheit nicht begangen, so lebte er noch; seine Frau wäre mit dem Alter vernünftiger geworden und ihre Ehe wie alle andern."

Was Karoline betraf, so war ihr Loos ihr vollkommen gleichgültig, sie nahm die Verkündigung der Gefängnißstrafe hin, wie sie die Todesstrafe hingenommen haben würde.

Die Einförmigkeit in der traurigen Zelle kennt keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht. Die Monate und Jahre fließen dahin, Tropfen auf Tropfen, wie das Wasser, welches durch die Wände einer Höhle sickert. Die einzige Veränderung, welche man dort wahrnimmt, ist der Wechsel zwischen Verzweiflung und Niedergeschlagenheit des Geschöpfes, das in diesem Grabe lebendig eingeschlossen ist.

Die Philanthropie, welche das Zellensystem in den Gefängnissen eingeführt hat, ist tausend Mal grausamer als die Art des Henkers. Stirbt die Gefangene nicht vor Ablauf ihrer Strafe, so wird ihr Verstand der raffinirten Qual der Einsamkeit wahrscheinlich nicht widerstehen können. Das Gericht und die Moral werden befriedigt sein. Ist damit genug gethan?

Wie falsch wäre es, ihn wegen dieses Stückes wieder einen unmoralischen Schriftsteller zu nennen, wie dies bei uns gelegentlich noch geschieht. Wie ein Prophet führt er die urchtbaren Consequenzen seines Themas durch, freilich wie ein Prophet, der unmittelbar vor dem Gericht erscheint. — Eine frei gehaltene deutsche Bearbeitung eines französischen Stückes, des „Nero" von Jules Barbier, hat Adolf Ebeling veranstaltet. Köln und Leipzig, Albert Ahn) Ob ein Theaterdirector einen Versuch damit machen wird? Jedenfalls hat Barbiers „Nero" vor anderen Dramen, die denselben Helden verherrlichen, den Vorzug einer großartigen, gelegentlich mit Operneffecten ausgeputzten Composition; unleidlich bleibt der Nero auf der Bühne gleichwohl. Von Ebelings Leistung läßt sich nur Gutes sagen; er hat unerträgliche Längen gekürzt, und seine Verse gleiten meist glatt und schwungvoll dahin. Die metrische Behandlung der Eigennamen ist eine Klippe, an der leicht die sprachgewandtesten Ueberseßer scheitern. Auch hierin zeigen sich selten Verstöße; immerhin ist ein Vers wie S. 27: „Er wird och heute mit Thraseas sterben" unschön, denn wir betonen gewöhnlich Thräseas, was ich ganz gut herstellen ließ, wenn man schreibt: „Mit Thraseas wird er noch heute terben." (Vgl. auch S. 34 und 37.) Hoffentlich giebt eine zweite Auflage dem leißigen Bearbeiter Gelegenheit, auch derartige kleine Mängel zu beseitigen.

Das große historische Drama wird mit bedeutendem Talent und daher auch mit ennenswerthem Erfolge gepflegt von Martin Greif, der gleichzeitig zwei Stücke vollendet hat: „Heinrich der Löwe" und „Die Pfalz im Rhein", beide fünfactige Schauspiele. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.) In der Kühnheit der Composition, dem freien Scenenwechsel, der Anzahl der handelnden Personen erinnert namentlich das erstgenannte Drama an die Shakespeare'schen Königsdramen. Mit großem Geschick ist die Katastrophe des welfischen Helden in den Zeitraum eines Jahres, 1181, zusammengedrängt: die Steigerung des dramatischen Conflicts bis zur agenberühmten Zusammenkunft Friedrich Barbarossas mit Heinrich in Partenkirchen m Schluß des dritten Aufzugs eine ununterbrochene. Das Stück klingt aus mit der Unterwerfungsscene zu Erfurt, an die der Dichter eine schwungvolle Verherrlichung eines engeren Vaterlandes knüpft, indem er den neu mit Bayern belehnten Otto von Wittelsbach sprechen läßt:

> „In Deine Hand gelob' ich stete Treue
> Ich will ein Vater meinem Bayern sein,
> Auf daß es blühe und sich reich entfalte,
> Ein mächtig Glied des ein'gen deutschen Reichs."
> Barbarossa und die Reichsversammlung:
> „Gott segne Bayern und sein Fürstenhaus!"

„Die Pfalz im Rhein" ist der Schauplatz einer reichbewegten Handlung des Jahres 1194. Barbarossa ist todt; Heinrich der Löwe weilt, alt und gebrochen, in dauernder Erbitterung gegen die Staufen fern in Braunschweig Die Bitte, welche sein älterer Sohn Heinrich dem deutschen Kaiser, nunmehr Heinrich VI. vorbringt, seinen jüngeren Bruder Otto aus der Haft zu entlassen, wird abschlägig beschieden; aber eben jener Welfe Heinrich erringt bei dieser Gelegenheit die Liebe seiner Jugendverlobten Agnes, der Tochter des staufischen Pfalzgrafen Conrad, dem er das Leben rettet und der schließlich in den Bund der Liebenden willigt. So findet der lang fortwährende Zwist der beiden Häuser endlich seinen Abschluß, und auch der alte Löwe läßt ich versöhnen. Der Patriotismus des Dichters äußert sich wieder in der Vorführung der Apotheose im 4. Act, wo Heinrich sagt:

> „So wird ihr Bund, den heute wir begeh'n;
> Durch alle Zeiten wirkend fort besteh'n,
> Und heißen wird es: Bayern und die Pfalz,
> Der Wittelsbacher Erbe, Gott erhalt's!"

Leider müssen wir es uns versagen, weitere Proben anzuführen, wie etwa noch ie schöne Erzählung von Barbarossas Tode. Die echt dichterische Begeisterung, die schneidige Kraft der Verse Martin Greifs gewährt beim Lesen hohen Genuß und erweckt die Sehnsucht nach scenischer Darstellung, die eines Erfolges gewiß sein darf.

F. V.

Die Grundlagen der Karl Marx'schen Kritik der bestehenden Volkswirthschaft.

Kritische und ökonomisch-literarische Studien von Dr. Georg Adler, Docent der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der Universität Freiburg. Tübingen, H. Laupp.

Georg Adler, hat in seiner neuesten Schrift eine Reihe werthvoller Bausteine zu einer kritischen Darstellung des wissenschaftlichen Socialismus zusammengetragen. Er schält zunächst aus den zahlreichen Büchern, Pamphleten, Zeitungsartikeln und sonstigen Publikationen von Marx den Kern seines gesammten Systems heraus, indem er die leitenden Ideen desselben in knapper Geschlossenheit und logischer Folge entwickelt. Den Rahmen dieses Systems bildet Marx' „materialistische" Geschichtstheorie, deren Verirrungen Adler durch die Wiedergabe der Marx'schen Auffassung der französischen Geschichte von 1848—50 geschickt illustrirt. Die Grundlagen des eigentlichen volkswirthschaftlichen Systems, die Werth- und bezw. Mehrwerths-Theorie von Marx werden sodann klar gelegt und hieraus die weiteren Gesetze der „capitalistischen Productionsweise" hergeleitet. Diesem streng objectiv gehaltenen Referat, einem sicheren und zuverlässigen Führer durch das dunkle Labyrinth der Marx'schen Ideenwelt, stellt Adler in einem weiteren Abschnitt seine eigene, wohldurchdachte und strenggefügte Theorie kritisch entgegen. Er versucht dabei zu zeigen, daß die Consequenz der Marx'schen Prämissen einmal zu Schlüssen führt, welche mit Marx Lehre in Widerspruch stehen, daß sie aber auch objectiv falsch und zur Erkenntniß und Kritik der Volkswirthschaft nicht zu verwenden seien, was nicht ausschließt, daß auch Adler von seinem Standpunkt aus in Einzelfragen, z. B. bezüglich des Normalarbeitstages, zu demselben Ergebnisse, wie Marx, geführt wird. In diesen positiven Erörterungen, namentlich in der Begründung seiner eigenen Rententheorie, ruht das Schwergewicht der Adler'schen Arbeit. Er bekundet darin durchdringenden Scharfsinn und philosophisch geschulte Kraft des abstracten Denkens, ohne dabei je den festen Boden der realen Wirklichkeit unter den Füßen zu verlieren. Die weiteren Bestandtheile des Buches: Dogmengeschichtliche Untersuchungen zur Werththeorie, Antikritiken der bisherigen Einwendungen gegen die letztere, sowie historische Parallelen zu Marx' Geschichtsphilosophie, endlich eine interessante biographische Skizze und literarische Charakteristik Marx', bieten viel schätzenswerthes Material, hängen aber mit dem Haupttheil doch nur lose zusammen und werden hoffentlich von dem Verfasser noch einmal zu einem plastischen Gesammtbilde der eigenartigen Persönlichkeit Marx' durchgearbeitet und vervollständigt werden. Die mangelnde Straffheit der Composition wird jedoch reichlich wett gemacht durch die Fülle und Bedeutsamkeit des Inhaltes, welcher die eingehende Beachtung aller Freunde socialer Forschungen in Anspruch nehmen darf. Was wir an dem Buche gern missen möchten, ist eine in den biographischen Abriß eingeflochtene, überaus gereizte Polemik, welche allerdings durch unbegründete Verdächtigungen eines Kritikers der „Arbeiterbewegung" provocirt worden, uns aber dennoch mit dem sonstigen streng wissenschaftlichen Charakter des Adler'schen Buches nicht recht zu harmoniren scheint. P. H.

Lanfreys Geschichte Napoleons I.

Aus dem Französischen von C. von Glümer. Eingeleitet von Adolf Stahr. Beendet durch Dr. phil. C. von Kalckstein. Band VI und VII (Schlußband). Minden in Westfalen, J. C. C. Bruns' Verlag.

Jeder, der den soeben angeführten Titel liest, selbst derjenige, der die beiden Bände zur Hand nimmt, wird zu dem Glauben verleitet, daß es sich um eine Beendigung der von Claire von Glümer begonnenen Uebersetzung des Lanfrey'schen Werkes handelt. Das ist aber keineswegs der Fall; Herr von Kalckstein hat vielmehr den Torso ergänzt, den Lanfrey hinterlassen hat. Dem französischen Verfasser war es nicht vergönnt, sein groß angelegtes Werk zu Ende zu führen. In fünf stattlichen Bänden hat er die Geschichte Napoleons I. bis zum Jahre 1811 dargestellt. Dann nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. Die Bruns'sche Verlagshandlung ließ das bedeutende Werk

in's Deutsche übertragen und faßte zugleich den Entschluß, von einem deutschen Gelehrten die noch fehlenden Jahre etwa in dem Umfange, wie es Lanfrey geplant hatte, darstellen zu lassen. In Kalckstein fand sie einen Gelehrten, dessen Arbeiten sich zwar bisher auf dem älteren Gebiet der französischen Geschichte bewegten, der aber einen vollkommenen Ueberblick auch über die Geschichte der neueren Zeit besaß und zudem aus seiner praktischen Theilnahme an den politischen Fragen der Gegenwart ein nicht zu unterschätzendes Requisit für die Aufgaben des Historikers mitbrachte. Es war gewiß keine leichte Aufgabe, das umfangreiche Material sich zu eigen zu machen und sich überall in den Geist des französischen Verfassers zu versenken, aber vielleicht hat gerade diese Schwierigkeit, in Verbindung mit der hohen Bedeutung des behandelten Gegenstandes den deutschen Bearbeiter gereizt und ihn das Undankbare vergessen lassen, das darin liegt, die begonnene Arbeit eines anderen zu vollenden. Es ist bekannt, daß die fünf Bände, welche Lanfrey selbst geschrieben hat, durchaus nicht gleichmäßig gearbeitet sind. Die vier ersten Bände zeigen einen gewissen Mangel an Material und in Folge dessen an Kritik. Erst der fünfte zeigt den Verfasser auf der Höhe der historischen Forschung. Und das kam so. Ihm, der es sich zur Aufgabe machte, das Werk Thiers' gewissermaßen zu widerlegen, die napoleonische Legende zu zerstören, die dieser geschaffen hatte, ihm wurde natürlich bei Lebzeiten Napoleons III. das archivalische Material vorenthalten. Aber nach dem Sturze des Kaisers, nach 1870 wurden auch für Lanfrey alle Quellen zugänglich, welche seinen Vorgängern geflossen waren, und darum zeigt der fünfte Band alle die Vorzüge, welche aus einem umfangreichen, fast vollständigen Material und aus einer methodischen Verwerthung desselben sich wie von selbst ergeben. Und gesellte sich hierzu noch die Fähigkeit des darstellenden Künstlers, so begreift es sich leicht, daß das Werk schnell einen Kreis von bewundernden Lesern diesseit und jenseit des Rheines gewann. Um so schwieriger gestaltete sich dadurch die Lage des deutschen Fortsetzers; denn unwillkürlich wird man zu einem Vergleich geführt. Aber man braucht noch lange nicht an die Bedeutung Lanfreys heranzureichen, und kann trotzdem den Namen eines tüchtigen Historikers verdienen. Ein großer Unterschied zwischen den beiden Verfassern besteht darin, daß Lanfrey Republikaner ist, Kalckstein dagegen sich einen überzeugten Monarchisten nennt ein Unterschied, der bei der Beurtheilung der inneren Politik Napoleons schwer in's Gewicht fällt.

Kalckstein bemerkt, daß er sich vollauf befriedigt fühlen würde, wenn es ihm gelänge, sein Werk in einer seines Vorgängers einigermaßen würdigen Weise zu ergänzen. Wir glauben, daß selbst die strengste wissenschaftliche Kritik ihm diese Anerkennung nicht versagen wird. L.

Musikalische Literatur.

A History of Music. By John Frederick Rowbotham. In three volumes. London, Trübner & Co.

Das Rowbotham'sche Werk ist keine Geschichte der Musik im landläufigen Sinne, sondern weit mehr eine Geschichte des Tones und der verschiedenen Tonsysteme. Es behandelt in vier Büchern die prähistorische Musik, die Musik der ältesten civilisirten Völker mit Einschluß der Griechen, die ersten Anfänge der christlichen Musik und die Musik des Mittelalters bis zu den Troubadours. Besondere Sorgfalt hat der Verfasser auf die Darstellung des griechischen Tonsystems und der allmählichen Entwickelung und Bildung der Kirchentonarten verwendet. Die älteren Quellen sind gewissenhaft benützt und kritisch gesichtet worden; durch selbständige eingehende Forschungen sind vielfach neue Aussichtspunkte und Resultate gewonnen worden. Zu bedauern ist, daß dem Werke ein ausführlicher Index fehlt.

Opern-Handbuch. Repertorium der dramatisch-musikalischen Literatur (Opern, Operetten, Ballette, Melodramen, Pantomimen, Oratorien, dramatische Cantaten u. s. w.). Ein nothwendiges Supplement zu jedem Musiklexikon von Dr. Hugo Riemann. Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (J. Sengbusch).

Das Riemann'sche Werk ist ein Nach-

schlagebuch, wie es bis jetzt in der gesammten Musik-Literatur nicht existirt. Darf man auch bei einer Arbeit, die keinerlei Vorgänger hat, auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch machen, so muß man doch dem Verfasser nachrühmen, daß er das zur Zeit Erreichbare mit immensem Fleiße und kritischem Scharfblick zusammengefaßt und übersichtlich geordnet hat.

Der italienische Kirchengesang bis Palestrina. Zehn Vorträge gehalten im Victoria-Lyceum zu Berlin von Anna Morsch. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim.

Das ansprechend geschriebene Werkchen beruht zwar nicht auf umfassenden Quellenforschungen, faßt aber die bisherigen historischen Ergebnisse klar und knapp zusammen. Es wendet sich nicht an den gelehrten Fachmusiker, sondern an das große, gebildete und für musikgeschichtliche Darstellung empfängliche Publikum.

Mozarts Don Juan 1787—1887. Ein Beitrag zur Geschichte dieser Oper von Rudolf von Freisauff. Mit neun Kunstbeilagen. Salzburg, Verlag von Herm. Herber.

Der historische Theil des Buches, die Entstehung des Don Juan behandelnd, basirt zumeist auf O. Jahns epochemachender Biographie, dessen Angaben jedoch vom Verfasser auf Grund eigener Forschungen vielfach ergänzt und berichtigt worden sind. Hoch interessant ist das Capitel: „Partitur und Textbuch", zumal die Correspondenz zwischen E. Baumgart und B. von Gugler. Die statistischen Nachweise über die Aufführungen der Oper in Europa, in Amerika sind, da dem Autor das nöthige Material in vielen Fällen von den betheiligten Bühnen nicht zur Verfügung gestellt wurde, in mancher Hinsicht noch lückenhaft; es steht jedoch zu erwarten, daß durch die Anregungen, welche die hundertjährige Jubelfeier des Don Juan gegeben hat, das Versäumte, soweit es überhaupt möglich ist, nachgeholt werden wird. An eine absolute Vollständigkeit ist natürlich nicht zu denken, da die Archive vieler Theater durch Feuer vernichtet worden sind. E. B.

Bibliographische Notizen.

Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Von Rudolph Schleiden. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Das vorliegende Buch enthält die Jugenderinnerungen eines Mannes, der in dem politischen Leben der siebziger Jahre wiederholt genannt worden ist und der zu den Mitgliedern jener denkwürdigen Commission gehörte, welche im Namen des norddeutschen Reichstags Kaiser Wilhelm zu Versailles die deutsche Kaiserkrone anbot. Der Verfasser erzählt uns zunächst sehr ausführlich die Geschichte seiner Eltern und mag auch der Leser vielleicht dieser oder jener Einzelheit, die Schleiden berichtet, kein sonderliches Interesse entgegenbringen, so muß er doch dem Verfasser aufrichtig dankbar sein für das lebensvolle Bild, das er uns entrollt und durch das er uns das Familienleben einer Zeit, die, trotzdem uns noch kein Jahrhundert von ihr trennt, uns bereits als eine längst entschwundene Vergangenheit erscheint, durch manche schöne und gemüthvolle Züge wieder nahe bringt. Bedeutsamer werden die verhältnißmäßig unbedeutenden Ereignisse, welche der Verfasser erzählt, durch den Hintergrund, auf dem dieselben sich abspielen. Es sind die Zustände Schleswig-Holsteins unter der dänischen Herrschaft, die uns zwar nicht unmittelbar geschildert werden, die aber der Verfasser als Grundlage seiner Erzählung beständig im Auge behält und die er uns durch manche charakteristische Einzelheit ausgezeichnet zu erläutern weiß. Bei dem größten Theil der Erzählung der Jugenderlebnisse des Verfassers tritt freilich dieser Schauplatz der Handlung etwas zurück. Nur die erste und letzte Zeit seiner Studienjahre bringt er auf der heimatlichen Universität Kiel zu; dazwischen liegt ein mehrjähriger Aufenthalt in Göttingen, Jena und Berlin. Aber für das Fehlen der Beziehungen auf die heimatlichen Verhältnisse werden wir durch die Erzählung mancher interessanten Thatsachen reichlich entschädigt; in Göttingen studirt er gerade zu der Zeit des Protestes und der Entlassung der Sieben, in Berlin gelang es ihm, Zutritt zu den Häusern zu erhalten, in denen sich damals alle bedeutenden Persönlichkeiten zusammen-

fanden, so z. B. zu dem Mendelssohn'schen Hause. Dazu kommt, daß der Verfasser in den Gesellschaftskreisen, die sich ihm in Berlin öffneten, wie auch sonst mannigfache Gelegenheit hatte, mit hervorragenden Männern zu verkehren, so z. B. mit Thöl, Dahlmann, Gervinus, den Brüdern Grimm, Claus Harms, Tholuck, seinem Vetter, dem Naturforscher M. Schleiden u. A., von denen uns zum Theil hübsche und noch nicht bekannte Züge mitgetheilt werden. — Rechnet man das Alles zusammen, so ist das Buch, das sich durch eine fließende Darstellung auszeichnet, allen Freunden der Geschichte und Culturgeschichte dringend zu empfehlen. g.

Lyrische Gänge von Friedrich Theodor Vischer. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Der achtzigste Geburtstag des Gelehrten und Dichters, der unter der allgemeinsten Theilnahme aller Gebildeten Deutschlands gefeiert wurde, und der kurz darauf erfolgte, plötzliche Tod des Allverehrten haben seine Dichtungen wieder in Erinnerung gerufen. Wie Vischer überhaupt eine kernige, durchaus originelle Natur ist, so unterscheiden sich auch seine lyrischen Dichtungen von den tausend Sammlungen, die bei uns jahraus jahrein auf den Büchermarkt gebracht werden.

Das Liedartige ist ihm fremd. Ein starker Beisatz von Gedankenarbeit charakterisirt alle besseren Erzeugnisse seiner Muse und verleiht seinen scherzhaften, besonders satyrischen Erzeugnissen hohen Werth. Die wenigen Balladen des Bandes sind Meisterwerke. Die Eintheilung des Buches in die Abtheilungen „Jugendjahre" und „Mittlere und späte Zeit" macht es möglich, dem Fortschreiten von Vischers Talent zu folgen, und mit Freude und Interesse nimmt man eine Vervollkommnung bis in die jüngste Zeit wahr. rv.

Russica. Verzeichniß der in und über Rußland im Jahre 1886 erschienenen Schriften in deutscher, französischer und englischer Sprache. III. Jahrgang. Herausgegeben von F. v. Szczepanski. Reval, Lindfors Erben.

Ein sehr bequemes und nützliches Mittel zur Orientirung über die fremdsprachige Literatur in und über Rußland. Die einzelnen Rubriken umfassen folgende Gebiete: 1) Geschichte; 2) Geographie, Reisen und Karten; 3) Schöne Literatur und Künste; 4) Theologie; 5) Medicin; 6) Naturwissenschaften; 7) Politik, Staats- und Rechtswissenschaft; 8) Kriegswissenschaft; 9) Handelswissenschaft und Landwirthschaft; 10) Philologie, Pädagogik und Schulbücher; 11) Zeitschriften, Sammelwerke und Kalender und 12) Antiquariatskataloge. Wir empfehlen das Unternehmen allen denen, die ein Interesse daran haben, sich über Rußland auf dem Laufenden zu erhalten.

L. Keller. Die Waldenser und die deutschen Bibelübersetzungen. Nebst Beiträgen zur Geschichte der Reformation Leipzig, S. Hirzel.

Die Leser dieser Zeitschrift werden sich aus der Anzeige des Keller'schen Buches: „Die Reformation und die älteren Reformparteien" erinnern, daß Keller die Hypothese aufgestellt hatte, die in dem sog. Codex Teplensis enthaltene deutsche Uebersetzung des Neuen Testaments sei auf waldensischen Ursprung zurückzuführen. Keller hatte diese Frage in seinem Buch natürlich nicht ausführlich behandeln und nach allen Seiten discutiren können, da sie indeß von nicht geringer Bedeutung ist, so wurde sie von anderer Seite schnell aufgegriffen und es entspann sich eine lebhafte Discussion, die bereits fünf selbständige Streitschriften hervorgerufen hat. Namentlich von katholischer Seite suchte man nachzuweisen, daß diese Uebersetzung, die mit den ersten gedruckten vorlutherischen Bibeln ziemlich wörtlich übereinstimmt, nicht aus ketzerischen, sondern aus orthodox-katholischen Kreisen stamme. Nunmehr hat der Urheber der Hypothese, Ludwig Keller selbst, wieder das Wort ergriffen, um die Richtigkeit der von ihm aufgestellten Behauptung zu erweisen. Er bringt in der That nicht unerhebliche Beweisgründe bei. Hieronymus Emser, der im sechzehnten Jahrhundert Luthers Bibelübersetzung im katholischen Sinne umarbeitete, hatte eine große Reihe von Stellen in derselben als ketzerisch bezeichnet und Luther vorgeworfen, daß er diese Stellen aus einem wikleffischen oder hussittischen Exemplar geschöpft habe. Keller sucht nun nachzuweisen daß alle die von Emser als ketzerisch bezeichneten Stellen sich auch im Codex Teplensis und den ersten drei gedruckten Bibeln fänden. Man mag nun in einzelnen Punkten mit dem Verfasser nicht einverstanden sein; im Ganzen wird man sagen müssen, daß man durch die

neue Schrift der endgültigen Lösung der Frage um ein bedeutendes Stück näher gekommen ist. al.

Der Zauber des Königs Arpus. Humoristischer Roman aus der römischen Kaiserzeit von Wilhelm Bölsche. Leipzig, Karl Reißner.

Wenn heutzutage die Kritik einem Buche ein freundliches Geleitwort geben will, ohne sich irgendwie in Unkosten zu stürzen, so nennt sie es „eigenartig" und gebraucht dabei das bei Goethe so vielsagende Wort im Sinne einer leeren Phrase. Indem wir gegen diesen Gebrauch feierlichst Einspruch erheben, bezeichnen wir gleichzeitig Bölsches Roman als „eigenartig" in anerkennendster Bedeutung des Wortes. Der Dichter verfügt über einen köstlichen Humor, der siegreich das trockene Detail klassisch-philologischer Gelehrsamkeit durchdringt; dabei sind seine Kenntnisse des Culturlebens der ersten römischen Kaiserzeit ganz vorzügliche. Der Zauber des Königs Arpus ist der Hopfen, dessen Verwendung allein am Hofe jenes Chattenfürsten bekannt ist, während die anderen Germanen Meth trinken. Zwei Bewohner des horazischen Tibur unternehmen nun eine tolle Fahrt, um einige Krüge von einem herrlichen „echten" Zaubertranke, dem Biere, zu gewinnen, bestehen dabei mancherlei Abenteuer, gelangen aber zum erwünschten Ziele und nebenbei auch zu Frauen. Das Alles ist äußerst anmuthig und spannend erzählt, so daß man bedauert, schon am Ende zu sein. Aber hinter der künstlerischen Durchführung eines rein humoristischen Motives steckt noch mehr. Der Dichter ist bei unseren großen historischen Romanschreibern in die Schule gegangen und hat Scheffel und Dahn manchen Kunstgriff abgelauscht; die echt poetisch empfundene Schilderung der Rast auf der Wildkanzel, wo beim Anblick der schlummernden Camilla sich in Fuscus Seele ein Gefühl regt, das edler und berauschender ist, als der schwerste Rausch von Tiburtiner Auslese, sowie die sinnige Episode von der Liebe des Chamavus und der Lydia sind Belege hierfür. Gleichwohl ist er kein sclavischer Nachahmer seiner Muster, sondern ganz verstohlen guckt der Schalk aus derartigen Schilderungen hervor. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in Bölsches Roman eine fein versteckte Satyre auf manche Mumien- und Urwalddichtung erblicken und begrüßen ihn auch in dieser Hinsicht als Zeichen einer lebensfrischen, durchaus originellen und kräftigen Reaction, deren Fahne der junge Poet mit feinem Anstand und bedeutendem Talent zu schwingen weiß.

Die deutsche Sappho (Anna Luise Karschin), ihr Leben und Dichten. Ein Literatur- und Culturbild aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen von Dr. Adolph Kohut. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Dem Kenner der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts wird in diesem Buche eine sehr erwünschte Gabe geboten denn eine ausreichende Biographie der gefeierten „Karschin", für die Gleim den Ehrennamen der „deutschen Sappho" aufbrachte, fehlte bisher gänzlich, da die von ihrer Tochter, Karoline von Klencke, 1792 veröffentlichte parteiisch und unvollständig ist. Dr. Kohut hat mit großem Fleiße neue Documente für dieses Dichterinleben beigebracht, das er in gerechter Würdigung nennt: „Halb Trauerspiel, halb Posse, halb Heldenpoem, halb Klagelied und halb Jubelhymne." Trotz der Abneigung Lessings gegen sie war die Karschin doch eine bedeutende literarische Persönlichkeit ihrer Zeit, der Friedrich Wilhelm II. lebhafte Theilnahme und ein so ernster Geist wie Moses Mendelssohn sogar Beachtung schenkte; mit Recht betont ihr neuer Biograph ihren bleibenden Ruhm in der Natur- und Volksdichtung. Die gegebene Auswahl ihrer Gedichte, welche sonst recht schwer zugänglich sind, ist mit Dank hinzunehmen, wie überhaupt das in volksthümlichem Ton anspruchslos und doch mit lebendiger Begeisterung geschriebene Buch ein gutes Zeugniß für den stillen deutschen Schriftstellerfleiß ablegt.

Lachendes Album. Goldene Blätter aus dem Schatz deutschen Witzes und Humors, herausgegeben von Signor Domino. Berlin, Hugo Steinitz.

Den Freunden eines harmlosen und echten Witzes kann diese Blüthenlese recht sehr empfohlen werden; unsere bedeutendsten Schriftsteller, wie Ernst Eckstein, Paul Lindau, Schmidt-Cabanis, Franz v. Schönthan, Schumann-Bliemchen, J. Stettenheim, Joh. Trojan, aber auch „Kladderadatsch" und „Fliegende Blätter" haben dazu beigesteuert. Auch ältere Humoristen von Logau, Pfeffel und Blumauer an sind berücksichtigt worden, und die Auswahl zeugt durchweg von feinem, ungekünsteltem Geschmack. Die Anordnung ist nach dem

Stoffe gemacht worden, allerdings auch dabei fehlt der Humor nicht, denn einzelne Abschnitte tragen die Ueberschrift: „Himmel, Hölle und Moral“, „Salon und Gesellschaft“, „Frauenwelt“, „Männerwelt“, „Nervus rerum“, „Trinkologisches“ u. s. w. Ausstattung und Druck sind vorzüglich.

Südwest-Afrikanische Reisebücher des zur Ruhe gesetzten Lohgerbermeisters und Vorsitzenden des Bezirks-Vereins für Colonialwaaren-Politik, Vaterlands-Vergrößerung und Erweckung des deutschen Nationalgefühls in den Aequatorial-Gegenden, August Kulicke aus Berlin, an seine Vereinsgenossen. Aus der Südwest-Afrikanischen Ursprache in das Nordost-Berlinische zurück übersetzt von Richard Schmidt-Cabanis. Nebst 2 Kreuzband-Sendungen Südwest-Afrikanischer Zeitungs-Probenummern. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne.

Trotz des langen Titels ein äußerst kurzweiliges Buch, dessen Lectüre Freunden eines gesunden Humors eine wahre Herzensfreude bereiten wird. Der Verfasser ist in der Wiedergabe der Sprache und Denkweise des Berliner Philisters unübertroffen, und was Herr Kulicke über das Hofleben in „Ahkmataun“ und seine Abenteuer in der Wüste schreibt, ist höchst originell; namentlich ist auch die Gegenüberstellung dieses Biedermanns und des aus Sachsen gebürtigen „Ausstoppe-Professors Riesemeischel“ eine sehr glückliche. Nehmen wir dazu noch die wundervollen Carricaturzeichnungen von A. Oberländer und E. Limmer, die das Werkchen enthält, so braucht zur Empfehlung desselben nichts mehr angeführt werden.

Justine Dankmar. Eine Berliner Geschichte von Karl Jaenicke. Breslau, S. Schottlaender.

Den Lesern von „Nord und Süd“ wird es eine willkommene Mittheilung sein, daß Karl Jaenickes Novelle: „Justine Dankmar“ auch in Buchform erschienen ist. Das gerechte Aufsehen, welches diese Erzählung in den weitesten Kreisen erregte, beruht nicht sowohl auf der vom Verfasser vorausgeschickten Bemerkung, daß derselben Thatsachen zu Grunde lägen, als auf der künstlerischen Behandlung des Stoffes. „Justine Dankmar“ ist ein echter socialer Roman, der den Leser in einen Abgrund gesellschaftlicher Zustände sehen läßt, an denen er bisher arglos vorübergegangen war. Abgesehen von dem traurigen Bilde geistigen Hochmuths in Verbindung mit geistiger Hohlheit, das da entrollt wird, erregt der Charakter der Heldin das tiefste Interesse, die an innerer Haltlosigkeit des Charakters, einer Folge ihrer unnatürlichen Erziehung, zu Grunde geht; „sie empfand einen Ekel an Allem, was sie umgab, und nicht am wenigsten vor sich selber,“ sagt der Verfasser. In der Reihe der Familienromane, die größere Beachtung wegen der darin behandelten höheren, socialen Gesichtspunkte verdienen, wird „Justine Dankmar“ zweifellos einen ehrenvollen Platz einnehmen.

fv.

Bunte Blätter. Gedichte von Carl Freiherrn von Beust. Vevey, Verlag von B. Benda (Emil Schlesinger).

Diese Sammlung von Gedichten, die schon durch ihre äußerst vornehme buchhändlerische Ausstattung das Wohlwollen der Leser zu gewinnen sucht, bietet manche sehr anmuthige Gabe. Der Verfasser beherrscht die Technik des Verses ziemlich gewandt und besitzt auch tiefe Empfindung für eigentlich lyrische Stoffe. Das verräth namentlich der erste große Romanzencyclus „Ella“, worin eine grausige Situation, der Tod einer Thierbändigerin durch einen Tiger und die Trauer des Liebhabers um die Verlorene, mit stark realistischen Farben ausgemalt wird. Weniger gelungen sind die zu einer fortlaufenden Dichtung verbundenen Balladen über „Herrmann und Thusnelda“, obgleich einzelnes auch darin Talent offenbart. Ueberhaupt scheint der Dichter die volksthümliche Balladenform mit besonderem Glücke zu behandeln, wie die Gedichte „Reiterschicksal“ (S. 91), „Seegespenst“ (S. 93), „Der Seekadett“ (S. 135) u. A. darthun. Unter den Liebesliedern sind mehrere edel und wahr empfunden, z. B. das auf S. 95, dessen Anfang lautet:

„Ich hab's gewußt, wie ein Schwur verweht,
Ich habe gewußt, daß Liebe vergeht
Und Blüthenkränze verstauben,
Ich hab's gewußt, daß die Rose verblüht,
Daß die Nachtigall uns von dannen zieht,
— Und wollt' es dennoch nicht glauben.“ —

Gestalten und Geschichten von Johannes Scherr. Zweite Auflage. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Der „Republikaner von altem Schrot und Korn“, wie der bekannte Historiker sich ausdrücklich in dem „offenen Briefe“ nennt,

welchen er seinem Buche an Stelle einer Vorrede beigegeben hat, verleugnet sich in diesen „Gestalten und Geschichten“ weniger als je zuvor; man ist an seine Eigenthümlichkeiten und Kraftausdrücke schon gewöhnt, ja man freut sich, ihnen immer wieder zu begegnen, denn sie wirken stets ursprünglich und frisch, so seltsam sie oft sind. Der politische Republikaner ist der Züricher Professor auch geblieben, denn trotz seiner Hochachtung vor dem Deutschen Reiche geht er vermeintlichen Fehlern desselben und namentlich den socialen Zuständen der Neuzeit sehr scharf zu Leibe. Der Grundgedanke der sechs unter dem genannten Titel vereinigten, in der letzten Hälfte des vorigen Jahres abgefaßten Aufsätze ist Scherrs allbekanntes Thema von der menschlichen Narrheit und der menschlichen Bosheit; sie könnten ebenso gut einen neuen Band seiner „Menschlichen Tragikomödie“ bilden. Wenigstens gilt dies von den beiden Cäsarenbildern: „Tiberius“, den er übrigens ein wenig zu „retten“ sucht, und „Caligula“; auch von der „Verschwörung“ — gemeint ist die bourbonische gegen Napoleon I. im Jahre 1804 — und von der „Emancipirten des 17. Jahrhunderts“ (Königin Christine von Schweden, Tochter Gustav Adolfs). Wissenschaftlich am höchsten ist wohl der umfangreiche Aufsatz „Die Borgia“ zu stellen. Eine satyrisch-humoristische Reiseskizze bietet die „Wallfahrt nach Mariä-Einsiedeln“ (unsern Lesern aus unserer Monatsschrift bekannt), während die ganz frei erfundene „Betrübsame, jedoch sinnreiche und lehrhafte Geschichte von dem Bildungsfex Uriel Gumperle und von der Wagnerfurie Fortissima Pianosa“ doch zu wunderlich erscheint, um dauernden Werth beanspruchen zu können. Wir bewundern darin den beißenden Witz und die feine Beobachtungsgabe des Verfassers, aber es ist verlorene Mühe, Seifenblasen mit dem Schwerte durchhauen zu wollen. So schlimm und ansteckend ist die Seuche noch nicht. fv.

Aus Frankreich. Bilder und Skizzen von F. C. Petersssen. Berlin, J. Zenker's Verlag.

Ein Buch über Frankreich darf von vornherein auf lebhaftes Interesse in Deutschland rechnen, und diese Theilnahme steigert sich durch die beim Lesen desselben leicht zu machende Beobachtung, daß der Schriftsteller mit eingehendster Sachkenntniß und lebendigem Darstellungsvermögen seinem Stoffe gerecht wird. Peterssen lebt seit etwa dreißig Jahren in Frankreich und hat während dieser langen Zeit Land und Leute mit unermüdlichem Eifer studirt. Namentlich sind seine Wahrnehmungen über die Beziehungen der Deutschen zu den Franzosen vor wie nach dem Kriege sehr zu beachten. Die erste Hälfte seiner Skizzen giebt stimmungsvolle Bilder aus der Normandie; die Strandbilder aus der Gegend von Coutanons verrathen rein poetische Empfindungen, während die Schilderungen aus dem Leben der normannischen Dörfler, der abergläubischen Bauern, der bigotten Geistlichkeit und der kleinstädtischen politischen Kannegießer höchst ergötzlich sind. Nicht minder treffend und charakteristisch sind die Skizzen aus Paris; hier weiß der Verfasser selbst den unscheinbarsten Vorgängen des großstädtischen Lebens fesselnde Züge abzulauschen, Personen dem Leser vorzuführen, an denen der Fremde leicht achtlos vorübergeht. Die Figur eines „Flaum Lebeleicht“, die des politischen Correspondenten, des „Epicier“, der ein echter Typus des Pariser Philisters ist, des allvermögenden Concierge Herrn Pipelet und seiner Ehehälfte sind wahrheitsgetreu dargestellt und werden demjenigen, der die Seinestadt kennt, gewiß ein beifälliges Lächeln entlocken. Sehr glücklich ist endlich der Schriftsteller in der Wiedergabe von Scenen aus der Misere und dem Bettlerelend der Weltstadt, wie es sich in der Rue Mouffetard und an ähnlichen Orten breit macht; poetisch am ergreifendsten wirkt der kleine Aufsatz „Am Tage Allerseelen“. Schon die angeführten Titel beweisen die Reichhaltigkeit des Bandes, und doch ist es nur ein kleiner Theil von dem Gesammtinhalt. Der Verfasser spricht in der Vorrede den Wunsch aus, daß es ihm vergönnt sein möge, manche Skizzen in einem zweiten Bande noch weiter auszuführen; wir wünschen es mit ihm und hoffen, daß er Wort hält.

Vom Wegrand. Novellistische Skizzen von Konrad Telman. Leipzig, Verlag von Oswald Mutze.

Der productive Verfasser hat uns noch einen Band auf den Weihnachtstisch gelegt, den er „Novellistische Skizzen“ betitelt; in demselben documentirt sich von Neuem der schwermüthige Zug, der die Telman'sche Schreibart charakterisirt. Die kurzen Skizzen, in denen mit wenigen Strichen doch zumeist ein ganzes Menschenschicksal abconterfeit ist, handeln meistens von ver-

lorenem Liebesglück, verfehltem Leben u. s. w. Telman versteht zu rühren und zu ergreifen ohne in weinerliche Sentimentalität zu verfallen; sein neuestes Buch wird sich gleich den vorangegangenen die Gunst des lesenden Publikums erobern. mz.

Die Zigeuner. Ein Vortrag von Robert Freiherr von Kittlitz. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Kein zweites Volk hat wohl länger und mächtiger die Phantasie angeregt als die Zigeuner. Umfangreiche Bücher wurden über dieselben in Umlauf gesetzt, von dem des Halle'schen Gelehrten Grellmann an begonnen, der die Zigeuner im Verdacht hatte, Menschenfresser zu sein, bis zu dem des Budapester Gelehrten Schwicker. Allein viel Umfang bringt viel Irrthum mit sich. Um so freudiger ist das Erscheinen der vorliegenden kleinen Schrift zu begrüßen, welche in aller Kürze das Interessanteste zusammenfaßt, was man bisher als sicher über die braunen Gesellen hingestellt hat. Leider scheint der Verfasser nur auf die Mittheilungen Anderer angewiesen zu sein, persönlich liegt ihm Leben und Treiben der Zigeuner offenbar fern, gewiß ein Nachtheil, durch den seine Arbeit den Reiz der Unmittelbarkeit verliert.

Gräfin Aranka. Roman von Balduin Groller. Leipzig Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

Die Erzählung spielt in Ungarn, und dem heißpulsirenden Magyarenblut wird darin Rechnung getragen. Der Verfasser verräth ein bedeutendes Talent, psychologische Probleme, die schon hart an das Pathologische streifen, zu behandeln: seine Heldin ist die Gattin eines Wüstlings, der sie um ihrer märchenhaften Schönheit willen aus der Niedrigkeit aufgelesen hat, von dem sie sich aber voller Ekel abwendet. Durch den Zwang dieser unglücklichen Josephsehe wird die von Hause aus in ihr schlummernde Leidenschaft zu hellem Brande entfacht Sie handelt nur noch unter dem Banne einer „moral insanity, der verminderten oder aufgehobenen sittlichen Zurechnungsfähigkeit". Um den Geliebten, einen streng und ernst denkenden Mann, zu gewinnen, wird sie zur Gattenmörderin, an der ein unerbittliches Schicksal die Strafe vollzieht. Der Conflict ist außerordentlich scharf zugespitzt; der tragische Ausgang psychologisch richtig begründet. Trotz der tiefen Leidenschaftlichkeit der Einzelschilderungen bewahrt der Dichter eine edle und strenge Hoheit des Stils, die den Leser angenehm berührt.

Johnston's Chemie des täglichen Lebens. Neu bearbeitet von Dr. Fr. Dornblüth. Zweite Auflage. Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe.

Ueberall, wo in unseren Tagen hygienische Fragen verhandelt werden, in Vereinen, in der Fach- und in der Tagespresse wird immer dringender die Forderung nach einer Umgestaltung unseres Schulunterrichtes erhoben. In Wiesbaden auf der Naturforscher-Versammlung, in Wien auf dem internationalen hygienischen Congreß haben wir noch vor wenigen Wochen competente Fachleute, Aerzte sowohl wie Pädagogen, diese Forderung auf das Dringendste vertreten hören. Dabei wird überall in den Vordergrund gestellt, daß alle Bestrebungen der Gesundheitspflege nur Aussicht auf Erfolg haben, wenn ihnen in den breiteren Schichten der Bevölkerung mehr Verständniß entgegengebracht wird, als es heute geschieht. Grundbedingung dafür ist, daß schon in der Schule das Kind mit den wichtigsten Bedingungen gesundheitsgemäßen Lebens vertraut gemacht wird. Das setzt wieder voraus, daß sich der Pädagoge gewisse biologisch-anthropologische Kenntnisse aneignet. Aber auch der populärwissenschaftlichen Literatur liegt die Verpflichtung ob, dieses Gebiet des Wissens zu pflegen und die Kenntniß von dem Menschen und den Bedingungen, unter denen er lebt, nach Möglichkeit zu verbreiten.

Eine ganze Reihe bewährter Autoren hat sich dieser Aufgabe mit Erfolg gewidmet. So ist auch der Herausgeber des obengenannten Werkes, Dr. Fr. Dornblüth in Rostock, bereits durch zahlreiche Schriften bekannt, welche die Verbreitung der wichtigsten hygienischen Grundbegriffe in Laienkreisen zum Ziele haben. Dr. Dornblüth war daher der geeignete Mann, ein Buch wie Johnston's Chemie des täglichen Lebens neu zu bearbeiten, das ähnliche Ziele verfolgt wie die oben angedeuteten, und bereits in seiner früheren — heute allerdings nicht ganz mehr mit den neuesten Forschungen im Einklang stehenden Form sich viele Freunde erworben hat. Die Dornblüth'sche Neubearbeitung erscheint, bereits in zweiter Auflage; dieselbe kann lieferungsweise bezogen werden. Die uns vorliegenden drei ersten Lieferungen rechtfertigen eine warme Empfehlung. cht.

Goethes Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert von Karl Theodor Gaedertz. Mit dem bisher unbekannten, von Johanna Frommann gemalten Portrait Wilhelmine Herzliebs und Facsimile. Bremen, C. Ed. Müller.

Aus Privatbesitz hat der Verfasser dieser Monographie in Lüneburg vier Briefe erhalten, welche Wilhelmine Herzlieb „an ihre intimste Freundin Christiane Albers, geborene Selig, in Lüneburg" schrieb, dazu noch zwei kurze Schreiben von Johanna Frommann an eben dieselbe und an deren Schwester, und endlich ein neues Bild von Minchen, „das einzige ähnliche, was existirt". (S. IX.) Auf Grund dieses Materials versucht er die Darstellung anderer, namentlich Adolf Stahrs und Heyses, über Goethes Beziehungen zu Wilhelmine zu berichtigen und kommt zu dem Resultat, daß das Verhältniß beider einmal gewöhnlich in eine zu frühe Zeit gesetzt, andererseits überhaupt falsch aufgefaßt sei; ein eigentlicher Briefwechsel hat zwischen ihnen nie bestanden. Wilhelmine hat mit energischem Willen ihre Neigung niedergekämpft. So verdienstlich die Feststellung dieser übrigens kaum noch bezweifelten Thatsache sein mag, bedurfte es doch dafür nicht einer eigenen, mit gewissem Anspruche auftretenden Schrift; Gaedertz hätte die sechs Briefe lieber der Goethegesellschaft zur Veröffentlichung in ihrem „Jahrbuch" überlassen sollen. Weil aber sein Buch einmal da ist, mag die anmuthige Form der Darstellung und die schöne Ausstattung ihm immerhin Freunde erwerben, namentlich ist der beigegebene Stich von dem berühmten Urbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" ganz reizend.

Luxustheater und Volksbühne von Hans Herrig. Berlin, Friedr. Luckhardt.

Der Dichter des Lutherfestspiels, dessen eigenartige Wirkung selbst seine Gegner zur unverhohlenen Bewunderung nöthigte, versucht in dieser inhaltreichen kleinen Schrift seine Gedanken über die Möglichkeit einer Volksbühne theoretisch zu begründen und zugleich weiter zu entwickeln. Er hat mit Recht die tiefe Kluft erkannt, welche unser heutiges Theater von der großen Masse unseres Volkes scheidet und es immer mehr zu einer Luxusanstalt werden läßt, deren Genuß sich nur die reichere Minderheit erlauben kann. Dem Wesen der echten Kunst widerspricht dieses Verhältniß durchaus, denn diese muß einerseits im Volke wurzeln, wie sie dasselbe andererseits mit sich fortreißt und emporhebt. Herrig steht in soweit ganz auf dem Standpunkte Richard Wagners, als auch sein Ideal ein sittlich wirkendes Gesammtkunstwerk ist, aber er erstrebt dieses nicht durch den Einfluß der alles beherrschenden Musik, weil dies wieder zur Einseitigkeit, zur Loslösung vom Volksthümlichen führen muß, sondern er denkt an schauspielerische Darstellungen, bei denen das Volk zugleich Subject und Object, Spieler und Zuschauer wäre. So befremdend das anfangs erscheinen mag, liegt es dem Charakter der Deutschen doch nicht fern: Die Weihnachts- und Osterspiele des Mittelalters, die noch in den Oberammergauer Passionsspielen schwache Nachklänge haben, die Lust an chorischen Massenaufführungen, namentlich aber die neuerdings so beliebten „historischen Festzüge" sind Aeußerungen dieser künstlerischen Schaffenslust. Auf dieser beruhte auch hauptsächlich die Wirkung des Lutherfestspiels. Die so gewonnenen Erfahrungen führten den Dichter dann zu den kennzeichnenden Merkmalen einer echten Volksbühne. Dieselbe ist völlig unabhängig vom stehenden Theater, sie steht sogar im Widerspruche zu demselben; sie pflegt ferner keine der vorhandenen Dichtungsgattungen, sondern schafft sich ihre Stücke selbst, deren Inhalt stets ein ernster, feierlicher sein wird; sie bedarf endlich keines äußeren Prunks der Decoration, da diese nur geeignet sein kann, die Illusion der Handlung zu stören und die allein auf den Inhalt gerichtete Stimmung der Zuschauer abzulenken. Unbedingt nothwendig ist ihr aber ein Chor, der die Vermittlerrolle zwischen dem einzelnen Schauspieler und seinen Zuschauern, d. i eben dem Volke herstellt. Diese Vorschläge — und das ist das Werthvollste an dem Büchlein, was schon bei der ersten Mittheilung seines Inhalts in den „Bayreuther Blättern" hervortrat — sind aber keine rein idealistischen, sondern sie lassen sich praktisch verwerthen. Herrig hat mit Hülfe seines Freundes, des Baumeisters Otto March, eine Volksbühne für 8000 Zuschauer in's Auge gefaßt, die durchaus ihrem Zwecke entspricht und vermöge ihrer Einfachheit auch zu vielfachen anderen Zwecken, z. B. als Festhalle und dergl. verwendbar ist; er stellt endlich auch ein neues echtes „Volksschauspiel" in Aussicht. Es wäre wohl zu wünschen, daß auf der

von Herrig gewiesenen Bahn weitergegangen würde, denn in dem Wunsche nach einer gründlichen Reform des deutschen Theaters sind alle Stimmen einig. Hat doch der lebhafte Beifall, welchen die „Meininger" gefunden, deutlich gezeigt, daß die Theilnahme des Publikums tüchtigen Leistungen niemals gefehlt hat. Gerade was die Meininger auf ihren nunmehr seit 13 Jahren fortgesetzten Gastspielreisen erreicht haben, stellt eine vornehm ausgestattete kleine Schrift:

Das Herzoglich Meiningen'sche Hoftheater, seine Entwickelung, seine Bestrebungen und die Bedeutung seiner Gastspiele von Robert Prölß. (Leipzig, Friedrich Conrad)

zusammen. Dieselbe erkennt mit Wärme das Verdienst Sr. Hoheit des Herzogs Georg, dessen wohlgelungenes Bildniß sie schmückt, sowie seiner Gemahlin, der Freifrau von Heldburg, und das des Hofraths Ludwig Chronegk an, bietet daneben eine Fülle statistischen Materials, das anderweitig nicht zu beschaffen ist. Als Einführung in die im gleichen Verlage erschienenen Repertoirestücke der Meininger konnte schwerlich eine bessere Behandlungsweise gewählt werden, als sie der angesehene Desdener Dramaturg hier geliefert hat.

fv.

Reisebuch für die Türkei und Griechenland. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Unter den im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig erschienenen Meyer'schen Reisebüchern nimmt das neuerdings in zweiter, vollständig umgearbeiteter Auflage ausgegebene Reisebuch für die Türkei und Griechenland (einschließlich der unteren Donaufürstenthümer und Kleinasien) einen hervorragenden Rang ein. Das Interesse, welches das höchst gediegene Werk erregt, ist um so bedeutender, als gerade zur Zeit des deutschen Winters zahlreiche gut situirte Leute, oder auch wissenschaftliche Reisende sich vorbereiten, den Orient zu besuchen. Das Werk ist unter der Mitwirkung sehr gediegener, gründlicher Kenner dieser Länder bearbeitet und wird mit seinen tausenderlei Nachweisen und Rathschlägen, mit seinen vortrefflichen Plänen und Karten und in seinem handlichen Format dem Reisenden als getreuer Mentor dienen, ebenso für Constantinopel, wie für Smyrna, Bukarest, Belgrad und Sofia, ebenso für den klassischen Boden Athens und die Ruinenstätten des Peloponnes wie für die Ausgrabungsfelder von Olympia, Pergamon und Troja.

kt.

Bunte Märchen von Hanna Schomacker. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Es ist in unserer unter dem Zeichen des Realismus stehenden Zeit ein kühnes Unterfangen, eine Märchensammlung zu veröffentlichen Und doch welch' köstlicher, unvergänglicher Schatz ließe sich da noch heben! Jedenfalls bleibt es für eine schriftstellernde Dame immer eine dankbarere Aufgabe, als — Sittenromane zu schreiben, wie dies ja auch wohl geschieht. Zarte, poetische Empfindungen erweckt so ein zierlicher kleiner Band mit seiner vornehmen Ausstattung selbst in der gefühllosesten Kritikerseele, und diese finden ihren Ausdruck in einem freundlichen Geleitwort. Die Verfasserin der „Bunten Märchen" ist ein dichterisches Gemüth, eine liebenswürdige Erzählerin, der man gerne zuhört, weil sie mit Geist und Anmuth vorträgt. Natürlich sind von den zehn kleinen Geschichten nicht alle gleich gelungen, manche sind zu kindlich und inhaltsleer, wie „Theelöffels Reise um die Welt", aber die Mehrzahl ist äußerst ansprechend. Die Geschichte des welken Veilchenstraußes, aus der ein ernster Klang von Liebes-Lust und -Leid hervortönt („Tempi passati") oder „Flammen", worin sich die Dichterin als feine Kennerin des Menschenherzens offenbart, sind wohl die besten. Wieder in anderen kommt ein neckischer Humor zur Geltung, so in dem echten Märchen „Die Prinzessin mit den schönen Augen", und wahrhaft köstlich in dem Märchen von der „Milchstraße". Diese ist nämlich dadurch entstanden, daß einige naseweise Engel „die Milch friedlicher Denkungsart, die in der großen Tonne in der Ecke des Himmels steht" und für die kriegslustigen Menschen bestimmt ist, verschüttet haben. Wollte man dem Buche ein Motto mitgeben, so müßte es heißen: „Innig, sinnig, minnig!" — Im gleichen Verlage hat Ernst Wechsler ein äußerlich sehr anspruchsloses Bändchen „Dichtungen" unter dem treffend gewählten Titel **„Orgien und Andachten"** erscheinen lassen, in dem sich ein recht hübsches Talent ausspricht. Ist auch in dem „Lyrischen Intermezzo: Sonntag im Prater" die Nachahmung

Heines, in einzelnen anderen Dichtungen die der modernen Epiker, besonders Wolffs und Grisebachs unverkennbar, so steht Wechsler doch eine schwungvolle Versbehandlung und lebhafte Phantasie zu Gebote. Das philosophische Thema „Giordano Bruno" ist am wenigsten gelungen in der Ausführung, aber die drei Bilder: „Angelika", „Im modernen Hörselberg" und „Das entschleierte Bild zu Sais" zeugen von rühmlichem Streben und werden daher dem Namen des Dichters zur Anerkennung verhelfen. Jedenfalls ist die Mahnung der Muse, die Wechsler in der poetischen Widmung seines Buches an Karl von Thaler als an ihn gerichtet ausspricht, der Beweis von einem vollen Verständniß der Aufgaben des modernen Poeten:

„Erdwurzelnd und aufblickend himmelwärts,
Bewahr' Dir in der nicht'gen Welt des Scheines
Ein volles Herz!"

Man darf daher wohl mit freudiger Erwartung weiteren Gaben Ernst Wechslers entgegensehen.

Für kleine Leute. Eine Auswahl der besten Gedichte für kindliche Leser herausgegeben von Maximilian Bern. Mit zahlreichen Illustrationen von H. Bürkner, Fedor Flinzer, H. Lüders, C. Offterdinger, Oscar Pletsch, Ludwig Richter, Paul Thumann u. A. Leipzig, C. Twietmeyer.

Ein echtes Weihnachtsbuch hat der sinnige lyrische Dichter, dessen bekannte Sammlung „Deutsche Lyrik seit Goethes Tode" soeben in 10. Auflage erschienen ist, schaffen wollen für die kleinen und sogar für die allerkleinsten Leute, und echte Künstler haben ihm allerliebste Bilderchen dazu gezeichnet. Die Vorrede wendet sich an den Leserkreis selbst: dieser soll sagen, welches Gedicht ihm gefällt oder welches er nicht „schön findet". Wir fürchten, er wird diese Mahnung nicht sehr beherzigen, denn es giebt an der Auswahl der Gedichte nicht viel zu tadeln. Weil aber für unsere Kinder das Beste eben noch gut genug ist, um ein allbekanntes Wort wieder anzuführen, wünschten wir doch die Ausscheidung einiger Lieder, welche mit Gedichten wie Hoffmanns von Fallersleben „Mau und Mau" oder Trojans und Blüthgens echter harmloser Kinderpoesie unserem Ermessen nach unverträglich sind. Wie gesagt, es sind bei genauester Prüfung nur wenige, so z. B. der Schauergesang vom „Bubenried" (S. 20) von Ludwig Grote, das zu gelehrte Gedicht „Alexander und Poros" von Conr. v. Prittwitz-Gaffron (S. 24) und auch Geibels „Krokodilromanze" (S. 122). Wegen des lateinischen Titels möchten wir auch das sonst ganz passende „Usnea Florida" (S. 73) von Eufemia Gräfin Ballestrem trotz der beigefügten Erklärung lieber entfernt sehen. Ob endlich Goethes „Getreuer Eckart" (S. 94) nicht zu schwer für die vorausgesetzte Altersstufe ist, sei der Erwägung anheim gegeben. Dem Werthe der ganzen überreichen Sammlung werden diese geringen Bedenken keinen Schaden bringen, denn er ist zweifellos. fr.

A. G. von Berneck. Die Welt in Waffen. II. Band: Kriegswesen und Kriegführung von Ausbruch der französischen Revolution im Jahre 1789 bis zum Jahre 1860. Vierte Auflage, neu bearbeitet von E. Schnackenburg, königl preuß. Oberstlieutenant. Mit 188 Text-Abbildungen, 4 Buntbildern und einem Titelbild.

Adolf Glaser. Masaniello. Culturgeschichtliche Erzählung aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Mit 30 Textabbildungen und einem Titelbild von Conrad Ermisch.

Ferdinand Schmidt. Volkserzählungen und Schilderungen aus dem Berliner Volksleben. Zweite Auflage. Drei Bände. Mit je einem Titelbilde, Kopfleisten und Initialen.

Sämmtliche vorstehend angeführte Werke aus dem allbeliebten O. Spamer'schen Verlag in Leipzig charakterisiren sich in Ausstattung und Inhalt als des hohen Standes der Spamer'schen Verlagsunternehmungen durchaus würdig und sind als Festgeschenke für die reifere Jugend, die nicht blos gründlich belehrt, sondern auch angenehm unterhalten sein will und deren Auge der künstlerischen Schulung durch gute Illustrationen bedarf, weitesten Kreisen zu empfehlen. kt.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Andresen, Karl Gustav, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen Fünfte Auflage. Heilbronn, Gebr. Henninger.
Atthis, das Rosenmädchen. Sapphische Oden und Lesbische Lieder nach dem Griechischen von Emil Steiner. Mit einer Abbildung. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Augusti, Brigitte, Die letzten Maltheims. Erzählung aus der Zeit Friedrichs des Grossen. Für das reifere Mädchenalter. Mit vielen Illustrationen von Hugo Engel. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.
Bern, Maximilian, Für kleine Leute. Eine mannigfache, sorgsame, aus alten und ganz neuen Quellen geschöpfte Auswahl der besten Gedichte für kindliche Leser. Mit zahlreichen Illustrationen. Leipzig, E. Twietmeyer.
Bibliothek der Gesammtliteratur. 138. Körner, Die Braut, Der grüne Domino, Der Vettor aus Bremen. 139. Heine, Die Harzreise. 140—142. Scott, Ivanhoe. 143 bis 145, Hart, Persischer Divan, Blüthenlese aus der persischen Poesie. 146. Schiller, Fiesco. 147. Körner, Hedwig. 148. Shakespeare, Hamlet. 149. 150. Shakespeare, Heinrich IV. Halle a. S., Verlag von Otto Hendel.
Blennerhasset, Lady, geb. Gräfin Leyden, Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Zweiter Halbband. Mit einem Porträt der Frau von Staël. Berlin, Gebrüder Paetel.
Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte Auflage. Supplementband. Heft 11—15 (Schluss). Leipzig, Berlin und Wien, F. A. Brockhaus.
Bulthaupt, Heinrich, Dramaturgie der Oper. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Bussler, W., Aus meinem Kriegsleben. Gotha, A. Schlössmann.
Dabel, Graf Adalmar, Rosen und Dornen. Roman. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.
Dahn, Felix. Bis zum Tode getreu. Erzählung aus der Zeit Karls des Grossen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Die Heilige Schrift. Illustrirt von den grössten Meistern der Kunstepochen. Herausgegeben von Alfred von Wurzbach. Das neue Testament. Erste Lieferung. Stuttgart, Paul Neff.
Dittmar, Franz, Aus der Jugendzeit. Gedichte für die Kinderwelt. Illustr. von Julius Kleinmichel. Leipzig, E. Twietmeyer.
Dunger, H., Die Sprachreinigung und ihre Gegner. Eine Erwiderung a. d. Angriffe von Gildemeister, Grimm, Rümelin und Delbrück. Dresden, Albanus'sche Buchdruck., Christian Teich.
Engel, Karl, Die Don Juan-Sage auf der Bühne. Zur 100jährigen Feier der ersten Aufführung von Mozarts Don Juan am 29. October 1787. Mit einem Anhang. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.
Engelhorn, Dr. Ernst, Schulgesundheitspflege. Zum Gebrauch für Schulvorstände, Lehrer und Eltern. Stuttgart, Carl Krabbe.
Fischer, Th. A., Erinnerungen an Jane Welsh-Carlyle. Eine Briefauswahl. Uebersetzt, mit Anmerkungen ud verbindendem Text versehen. Mit Porträt. Gotha. Fr.A. Perthes.
Gumpert, Thekla von, Vier Erzählungen aus der Kinderwelt. Mit 5 feinen Farbdruckbildern von Professor C. Offterdinger. Stuttgart, F. Loewes Verlag.
Göller, A., Die Entstehung der Architektonischen Stilformen. Eine Geschichte der Baukunst nach dem Werden und Wandern der Formgedanken. Stuttgart, K. Wittwer.
Grünstein, Josef, Wegerich. Lose Blätter. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Richard Wilhelmi.
Hase, Dr. Oskar von, Die Entwickelung des Buchgewerbes in Leipzig. Leipzig. G. Hedeler.
Hasse, H. G., Geschichte der Sächsischen Klöster in der Mark Meissen und Oberlausitz. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
Helms, P. G., Seespuk. Aberglauben. Märchen und Schnurren in Seemannskreisen gesammelt. und bearbeitet. Mit Abbildungen und Originalzeichnungen von Joh. Gehrts. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.
Klaar, Alfred, König Ottokars Glück und Ende. Eine Untersuchung über die Quellen der Grillparzer'schen Tragödie. Leipzig, G. Freytag.
Köhler, Hermann, Lobe den Herrn, meine Seele! Ein Beitrag zum Blüthenstrauss christlicher Dichtung. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
Langguth, A., Goethe als Pädagog. Halle a./S. M. Niemeyer.
Levin, Th., Zur Frage der Bilderfälschung. Düsseldorf, Felix Bagel.
Leporin, V., Die Kunst des Pflanzenklebens. Eine Blumengabe. Berlin, Wilhelm Issleib.
Lohde, Clarissa, Weltfreund. Roman. Fortsetzung des Romans „Auf dem Throne". Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung.
Mahrenholtz, Dr. R., und Dr. A. **Wünsche**, Deutsche Dichter von Gottsched bis auf unsere Tage in Urtheilen zeitgenössischer und späterer deutscher Dichter. Leipzig, Friedrich Brandstetter.
Menoch, Egon, Die Gepidentochter. Germanisches Schauspiel in vier Acten. Leipzig, Eugen Peterson.
Mickiewicz, Adam, Todtenfeier (Dziady). Uebersetzt und mit erklärender Einleitung versehen von Siegfried Lipiner. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Möller, F., Erinnerungsblätter an die schleswigholsteinischen Feldzüge von 1848—51. Altona, A. C. Reher.
Morayta, Dr. Miguel, Alt-Aegypten. Deutsch von Dr. Adolf Schwarz. Berlin, Karl Sigismund.
Najmájer, Marie von, Johannisfeuer. Eine Dichtung. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.
Neuestes Pfefferkuchen-ABC für artige Kinder. 30 feine Farbdruckbilder mit lustigen Reimen. Stuttgart, F. Loewes Verlag.
Pirazzi, Emil, Im Herbste des Lebens. Gesammelte Dichtungen. Offenbach a. M., Theodor Steinmetz.
Pohl, Professor J., Der naturgemässe Arbeitslohn. Vortrag. Leipzig. J. M. Gebhardts Verlag (Leopold Gebhardt).
Rau, Heribert, Mozart. Ein Künstlerleben. Culturhistorischer Roman. Fünfte Auflage. Jubiläums-Ausgabe zur 100jährigen Don Juan-Aufführung. 3 Bände. Leipzig, Theodor Thomas.
Redwitz, Oscar von, Hymen. Roman. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).
Remin, Ernst, Jahre des Gärens. Roman. Erster Band. (Engelhorns allgem. Roman-Bibliothek. IV. Jahrg. Band 5.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Rieks, Dr. J., Altkatholisches Kirchenregiment. Eine Vertheidigungsschrift. Mit einer Vorrede von Pfarrer Strucksberg. Heidelberg, Georg Weiss.
Rinhart, K. (Katharina Zitelmann), Neue Novellen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.
Roseggers, P. K., Ausgewählte Schriften. XXII. Band: Allerhand Leute. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartlebens Verlag.

Russ, Dr. Karl, Sprechende Vögel. Ein Hand- und Lehrbuch. Erster Band: Die sprechenden Papageien. Zweite vermehrte Auflage. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung,

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Erinnerungen und Aufzeichnungen. In drei Bänden. Mit dem Porträt des Verfassers. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schafheitlin, Adolf, Peregrin. Ein Berliner Gedicht. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Schmeling, Rudolf von, Kriegspoesieen. Klänge der Zeit und der Zukunft. Berlin, Walter & Apolant

Schubert, H., Zählen und Zahl. Eine culturgeschichtliche Studie. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausg. von Virchow und Holtzendorff. Neue Folge. Zweite Serie. Heft 13.) Hamburg, J. F. Richter.

Schulpe, Georg von, Perlen aus dem Meere des Lebens. Sprüche zeitgenössischer Dichter gesammelt. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Soltau, Hans, Ein Liebesfrühling auf Schloss Moritzburg. Historischer Roman. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Spiegel, Dr. F., Die arische Periode und ihre Zustände. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Steiner, Emil, Hogolie. Ein Sudetenschatz. Rübezahl-Lieder. Mit einer Abbildung. Berlin, J. Zenkers Verlag.

Streifzüge auf den Gebieten des geistigen Lebens. 1 Band. 1. Heft. Weimar, Verlag von Hermann Weissbach.

Tennyson, A., Locksley Hall. Nach sechzig Jahren. Aus dem Engl. von Jakob Feis. Hamburg, H. Grüning.

— Alfred, Enoch Arden. Aus dem Engl. übers. von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). 27. Auflage (6. Volksaufl.). Autorisirte Ausgabe. Hamburg, H. Grüning.

Thümmel, J., Shakespeare-Charaktere. Zweiter Band. Halle a. d. S., M. Niemeyer.

Trinius, A., Die Umgebungen der Kaiserstadt Berlin in Wort und Bild. Illustr. von G. Brandt, H. Dietrichs, Emil Doepler d. J., H. Goetze, G. Schoebel, P. Sörborg u. A. Lfg. 1. Berlin, Otto Tessmer.

Trost, Dr. Ludwig, Aus dem wissenschaftlichen und künstlerischen Leben Bayerns. München, M. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung.

Türkei und Griechenland, untere Donauländer und Kleinasien. Zweite Auflage. Mit 9 Karten, 27 Plänen und Grundrissen. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Volapük-Almanach für 1888, verfasst von Sigmund Spielmann. I. Jahrgang. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.

Walcker, Dr. Karl, Handbuch der Nationalökonomie, IV. Band. Finanzwissenschaft. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. V. Band. Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Rossberg'sche Buchhandlung.

Walloth, Wilhelm, Am Starnberger See. Novelle. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Weigands, Ernst, Clavier-Anfangschule. Mainz. Ernst Kerns Verlag.

Wlislocky, H. v., Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner. (Sammlung gemeinverständl. wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Holtzendorff. Neue Folge. Zweite Serie Heft 12.) Hamburg, J. F. Richter.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. XXII. Band. 3. und 4. Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

Zola, Emile, Renée. Drama in 5 Acten. Mit einer Vorrede des Verfassers. Deutsch von J. Savits. Einzige autorisirte deutsche Uebersetzung. Berlin, S. Fischer Verlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Heinrich Seidel.

Es war einer jener verregneten, ungemüthlichen Sonntagsnachmittage, die sich mit einer gewissen Regelmässigkeit, ähnlich der Migräne, einzustellen pflegen, um uns vor Uebermuth zu bewahren. Und gerade heute war es doppelt fatal. Hatten wir uns doch bereits 8 lange heisse Tage darauf gefreut, in froher Waldwanderung den Staub und Russ, der sich die Woche über in Lunge und Seele angesetzt hatte, abzuwaschen. Nun war der Himmel seit frühem Morgen grau in grau gemalt und unaufhörlich troff der Regen herab, der dem Landmann höchst erwünscht sein mochte, uns aber geradezu zur Verzweiflung brachte. Zwei meiner Freunde dehnten sich auf dem Sopha herum, ich, als Besitzer des „Versammlungssaales“, begnügte mich mit einem weniger nobelen Sitz. Die Cigarren schmeckten nicht, die Unterhaltung stockte, höchstens dass ab und zu die geistreiche Bemerkung gemacht

wurde: „Es regnet!“ Wirklich, es herrschte eine höchst gemüthliche Stimmung! Da kam mir ein rettender Gedanke. Ich holte aus meinem Bücherschranke ein kleines Büchlein und schickte mich an, ohne weitere Einleitung daraus vorzulesen. Doch da stiess ich bei meinem Auditorium auf energischen Widerstand. Ob ich etwa geistig gestört sei, ihnen zuzumuthen, das Gewäsch irgend eines Leihbibliotheksfutterfabrikanten anzuhören! Das fehle gerade noch. Man werde sich einer solchen Vergewaltigung widersetzen! — Ich liess mich nicht stören, sondern las mit etwas erhobener Stimme weiter. Fortgesetztes Murren und Raisonniren von der gegnerischen Seite. Das währte etwa 10 Minuten. Dann wurde es allmählich stiller, ich konnte ungestört weiter lesen. Nach weiteren 10 Minuten bemerkte ich, über das Buch schielend, dass beide Sophaeckenbesitzer die vorher verworfenen Cigarren sich wieder ansteckten und mit einem gewissen Behagen qualmten. Nach einer halben Stunde schloss ich das Buch, ich war mit „Lebrecht Hühnchen“ zu Ende. „Lies doch weiter“, erscholl es aus beiden Sophaecken. Ich fuhr fort, liess schliesslich mit schlauer Berechnung mich im Lesen ablösen, und so beendeten wir „auf einem Sitz“ die Lektüre des grünen Büchleins. „Das ist ja ein ganz köstliches Buch!“ war das zweistimmige Urtheil meiner Freunde. „Wer ist denn dieser Heinrich Seidel?“ „Der Constructeur des eisernen Dachstuhles in der Ankunftshalle des Anhalter Bahnhofs zu Berlin.“ „Mach keine schlechten Witze und verdirb uns den köstlichen Eindruck des Buches nicht.“ „Nun so wartet, bis ihr den Dichter weiter kennen gelernt habt, dann will ich euch von ihm mehr erzählen.“ Damit lud ich die Freunde für den nächsten Abend wieder zu mir, und sie schieden von mir mit der Versicherung, sich lange nicht so prächtig unterhalten zu haben. Das grösste Wunder aber war entschieden, dass sogar meine billige Cigarre als famoses Kraut noch besondere Anerkennung fand.

Das hatte mit seinem Zauber das kleine Buch gethan, könnte ich mit Anlehnung an Heine sagen, wenn es mit dessen Weltanschauung auch nur eine Ahnung von Verwandtschaft hätte. — Dann haben wir zunächst unsere „Seidelabende“ eingerichtet, die Zuhörerschaft vergrösserte sich, wir wollten auch Anderen die Freude gönnen, diese brachten wieder Andere mit, und so bildete sich allmählich eine kleine Seidelgemeinde, in der Heinrich Seidel's Schriften als das beste und untrüglichste Elixir gegen des Lebens Unmuth und Unverstand — Erfolg garantirt — hochgehalten wurden. Einzelne Wendungen wurden zu geflügelten Worten, und wenn wieder Jupiter Pluvius unsere Sonntagnachmittage verderben will, so trotzen wir ihm, lachend, indem wir ‚seideln‘. Denn hier sind wirklich Geschichten erzählt, denen man nicht einmal lauscht, um sich über eine müssige Stunde hinwegzuhelfen, und die man dann vergisst, sondern kleine Stillleben nach der Wirklichkeit gezeichnet, die man immer aufs Neue hervorsucht, um sie von Tag zu Tag lieber zu gewinnen. Erst die wiederholte Lektüre lässt den eigentlichen Zauber, der in ihnen verborgen liegt, erkennen. Daher sind es auch keine Bücher für Leihbibliotheken und deren Abonnenten, sie würden sich selbst ungemüthlich vorkommen unter den dickleibigen, „spannenden und interessanten“ Romanen. Die Seidel'schen Schriften wollen nicht bloss gelesen, sie wollen genossen sein; ich möchte sagen gelebt werden, denn es währt nicht lange, so kennt man die Personen aus der glücklichen Kindheit, den guten, alten Onkel, den Doktor Barten, die Tante Amalie und wie die lieben Menschen alle heissen mögen, wieder, und mit ihnen steigt das Paradies der Kindheit und fröhlichen Jugend vor unseren Augen wieder auf.

Und „wer ist dieser H. Seidel, wer verbirgt sich unter diesem Namen?“, so bestürmten mich die Freunde aufs Neue, „wo kam er her, wo lebt er?“ Als Antwort brachte ich endlich eine Nummer der Schlesischen Zeitung hervor, die mich auch mit „Namen und Art“ des Dichters bekannt gemacht hatte. „Heinrich Seidel“, so schreibt dort O. Heimann, „ein mecklenburgischer Pastorsohn, wohnt schon seit langen Jahren in Berlin. Seines Zeichens ist er Ingenieur; die Construction der Ankunfts- und Abfahrtshalle des Anhalter Bahnhofes, einer der

grössten Anlagen in Deutschland, rührt von ihm her. Als Dichter ist er gross im Kleinen und nichts ist ihm so fremd als das künstlich Construirte. Abseits von den Wundern der Metropole führen ihn seine Spaziergänge durch die Strassen, Gärten und Friedhöfe der Vorstadt. Auf dem Friedhofe draussen vor dem Halleschen Thore zwischen den Gräbern von Chamisso und E. T. A. Hoffmann kennt er sich gewiss besser aus, als in den grossen Theatern und Festlocalen." — „Alles zugegeben, auch der Ingenieur, der uns durch Lebrecht Hühnchen glaubwürdig geworden ist, aber warum haben wir von diesem Dichter nicht früher gehört, weshalb hat man ihn uns vorenthalten?", schwirrten aufs Neue die Fragen. — Ich lächelte und nahm R. Armand's Besprechung in „Auf der Höhe" vor, die Erklärung zu geben. „Es ist seltsam, dass in keinem Lande der Welt so wenig literarischer Geschmack zu finden ist, wie in Deutschland, demselben Deutschland, das der Weltliteratur eine ganze Reihe der grössten Poeten gegeben hat. Während in Frankreich, England, Italien, Russland jedes echte Talent sofort Beachtung und Würdigung findet, sind es in Deutschland die mittelmässigen Autoren, die stets auf Kosten der bedeutenden und genialen Glück machen. Der wirkliche Dichter gelangt zwischen Rhein und Spree erst nach seinem Tode zur verdienten Anerkennung, so war es zu Zeiten Goethe's und Schiller's, wo ein Kotzebue, ein Lafontaine und Vulpius die Lieblinge des Publikums und der Kritik waren, und so ist es heute. Auch Heinrich Seidel gehört zu jenen Autoren, die noch viel zu wenig Würdigung gefunden haben, die noch immer nicht genug gelesen werden. Seidel hat alle jene Elemente in sich, die den wirklichen Dichter und den guten Erzähler machen und zudem zwei Gaben, die gerade bei deutschen Autoren ungemein selten sind, einen schönen, tadellosen Stil und echten Humor. Wer z. B. die Geschichte von Lebrecht Hühnchen lesen kann, ohne unter Thränen von ganzem Herzen zu lachen, der lasse sich sofort begraben." Nun, Gott sei Dank, wir gehörten noch nicht zu diesen Todescandidaten, wir hatten unter Thränen gelacht. Wenn der Dichter uns „aus der Heimath" oder „Vorstadtgeschichten" erzählte oder „Jorinde und andere Erzählungen" uns bot, haben wir ihm dankbar gelauscht, wie wir es seit den Tagen der Kindheit, da Mütterchen uns in die Märchenwelt einführte, nicht wieder gethan haben. J. Trojan schreibt über sie in der Nationalzeitung: „Alle haben ein Gemeinsames: die Märchenstimmung, wie ich es nennen möchte; alle sind einfach angelegte Blumensträusse, die nicht mit Draht zusammengebunden sind, sondern mit Binsen. Wenn eine Liebesgeschichte in diesen Erzählungen spielt, so kommen die Liebenden zusammen wie im Märchen. Nachdem ein mehr schalkhafter als gefährlicher Drache erlegt ist, umarmen und küssen sie einander, und Alles ist gut, und sie sind die glücklichsten Menschen auf der Welt. An Geld fehlt es ihnen nie oder sie haben doch so viel, um zufrieden leben zu können. In dem Wesen des Dichters liegt die Neigung und die Fähigkeit, das Gemeine und Hässliche im Leben von sich abzuweisen und auszuschliessen, und das giebt seinen Dichtungen ihren eigenthümlichen Charakter. Was einmal von dem Widerwärtigen draussen zu ihm hineinblickt, weiss er so mit Humor zu nehmen, dass es nicht mehr abstösst.

So gleicht das Reich seiner Dichtkunst dem Rosengarten der Sage, der mit einem Seidenfaden gegen Unholde und Unholdes eingehegt ist. Soll nicht jeder, zumal wer sich wehrend und leidend mitten im Hässlichen und Gemeinen stellen muss, seine Freude über diesen sauber eingehegten friedlichen Garten haben, in welchem doch, was geflügelt ist, leicht von draussen hineinkommt?" Den „Poet des Glücks" hat darum Ernst Wechsler in der deutschen Romanzeitung geradezu unseren Seidel benannt. „Die meisten bedeutenden Poeten, die uns erstanden, schwingen sich hinab ins Reich tiefer Gedanken, hören die Jammerrufe der Menschheit und verkünden das Leid der Welt; das Unglück der Völker, das Weh des Einzelnen findet bei ihnen ein bedeutsames Echo. Nun hat auch das Stiefkind der Erde, das Glück, einen Verkünder gefunden, und derjenige, der am Vorhandensein der Lust und des Friedens zweifelt, greife getrost nach den Werken H. Seidel's, des Poeten des Glücks!" Freilich wohnt

dies Glück nicht auf den Strassen der Grossstadt, hier hat es der Lärm und der Egoismus der sich drängenden Menschen vertrieben, es sucht die Vorstadt mit den alterthümlichen Häusern in blühenden Gärten, die treuherzigen, einfachen Menschen, die aber den Sonnenschein im Herzen tragen, auf und nimmt freudig an ihrem Tische Platz, so dass die „Pellkartoffeln mit Häring“, wie bei Lebrecht Hühnchen's Weinlese, besser munden, als die köstlichste Pastete. Die „Vollendung in der Beschränktheit“ ist die Signatur der Seidel'schen Erzählungen, sagt Paul Schütze in der „Gegenwart“, die eigenen Worte des Dichters benutzend. „Mit derselben Anmuth, mit welcher er uns etwa den Zauber der Dachstuben- und Bodenpoesie ausmalt, versenkt er sich in die Betrachtungen einer blühenden Rosenranke, die im Morgenwinde leise vor seinem Fenster sich wiegt. Solch ein Poet kann nicht Pessimist sein; die Natur wird für ihn der Jungbrunnen, in dem er sich immer wieder gesund badet. So blickt Seidel froh und mit kindlichem Auge in die sonnige Welt hinaus, und die Sonne webt ihre Strahlen auch in seine stillen Geschichten hinein.“

Man hat sich daran gewöhnt, die Dichter ungefähr wie die Pflanzen zu classificiren. Welcher Schule, welcher Richtung gehört er an? H. Seidel hat man in Verbindung mit Jean Paul, Storm, Stifter, Reuter, wohl auch mit Theodor Hoffmann gebracht. Manche Züge erinnern auch an seine Meister. Giebt er ja selbst zu, dass ihn Storm, gleichfalls ein Kind und Sänger der Heide und der Ostsee, durch seine innigen und sinnigen Novellen zuerst angeregt habe. Und wie fein, gleich Storm, schildert er die Heide: „Die Heide ist ein Mädchen in braunem Bettlergewande, an der die Welt achtlos vorüberschreitet, nur wer sie näher anschaut, sieht aus dem zerrissenen Lumpengewand die feinen Glieder hervorschimmern, ihn trifft aus dem sonnverbrannten Gesicht der träumerische Blick der dunkeln Augen, die voll schüchterner Schönheit sind.“ — Aber all die Zusammenstellungen mit ihm geistig verwandten Schriftstellern, alles Nachspüren nach Anklängen und gleicher Auffassung beweist am Ende doch nur das Eine, dass wir es bei Seidel mit einem Dichter zu thun haben, der jenen ebenbürtig zur Seite steht. Was ihm mit Storm und Reuter, mit Stifter und Hoffmann gemein ist, das ist nichts Anderes, als die echte, weil ungekünstelte Poesie.

Diese Poesie spiegelt sich aber auch in seinen Gedichten „Idyllen und Scherze“ und „Blätter im Winde“ wieder. Die besten von ihnen erinnern an unsere Volkslieder und an Uhland, der dem Dichter besonders lieb und werth ist. Zuweilen lacht er auch mit dem Scheffel'schen und Baumbach'schen Humore. Baumbach selbst schreibt über sie und die Erzählungen Seidel's in der „Kölnischen Zeitung“: „Was vergangen ist, kommt bekanntlich nicht wieder, aber ein Stückchen guter, alter Zeit kannst du dir, lieber Leser, leicht herbeizaubern. Verfügst du nicht über einen geblümten Schlafrock und eine Geisblattlaube, so wandere in gewöhnlichem Anzug hinaus in den Wald oder in den Stadtpark, und da du als gebildeter Mann des alten Meister Voss Idyllen bereits kennst, so stecke in deine Tasche ein Bändchen Idyllen von Heinrich Seidel, suche eine schattige Bank und lies.“ Und weiter, „der Erzähler führt uns aus den geräuschvollen Strassen der Hauptstadt dorthin, wo die letzten Häuser stehen, wo in stillen Gärten halbverborgen duftige Blumen blühen, wo alte, vereinsamte Knaben ihre Bäumchen veredeln, wo schöne Kinder von ängstlichen Tanten bewacht werden, wie die Königstochter im Märchen von der Waldfee, wo junge Künstler den süssen Traum der Unsterblichkeit träumen und schlummernde Dornröschen von der Liebe wachgeküsst werden“. Der wunderbare Garten der Poesie ist aufgeschlossen, tretet nur ein. In einem J. Trojan gewidmeten Gedichte erzählt der Dichter von einem kleinen gemeinsam erlebten Abenteuer, unbedeutend, „ein Nichts — belächelt wohl von Manchem, der's vernimmt“, „und dennoch möcht' ich's missen nicht um Gold“. Wer einmal Seidel zur Hand genommen hat, der wird ihn auch nicht missen können, selbst nicht um Gold.

G. KREYSING, LEIPZIG.

Rudolf Baumbach.

An der Strasse zwischen Weimar und Stadt Ilm liegt mitten im rauschenden Thüringer Tannenforst ein kleines, selten vom Touristen besuchtes Städtchen, Kranichfeld, in welchem Anfang der vierziger Jahre als Arzt ein Dr. Baumbach thätig war. Am Abend des 28. Septembers 1841 blieb derselbe, obwohl man ihn bestimmt zur gewohnten Whistpartie erwartete, am Stammtische des Honoratiorenstübchens im Gasthofe, zur Linde oder sonstwie damals benannt, unverantwortlich lange aus. Pastor, Postmeister und Apotheker grollten, aber bald wich der Unmuth dem Ausbruch herzlicher Freude, als der behäbige Wirth die Kunde brachte: „Bei Doktors ist vor einer halben Stunde ein Junge angekommen."

„Rudolf Baumbach", wie der Küster den neuen Kranichfelder buchte, geruhte jedoch nur zwei Jahre lang den Ort seiner Geburt mit Kindergeschrei zu beglücken. Kaum sicher auf den Beinen, begab er sich schon aufs Wandern. Sein Vater ward als Hof-

medikus nach Meiningen versetzt, und so zog er es denn vor, ihn zu begleiten, um seine Studien in der grösseren Stadt zu beginnen. Doch galten diese weniger dem ABC des ersten Lesebuches, das vorn auf dem Titelblatte einen Hahnen trug, oder dem Einmaleins auf der Schiefertafel, sondern dem grünen Walde, der freien Gottesnatur. Lieber, als daheim hinter den Büchern und auf dem Schulbänkchen, sass der Knabe am Wiesenabhang, dem Summen der Käfer und dem Liede der Finken lauschend; lag er im Walde und liess sich von Buchen und Tannen die Märchen vom Neck, von den Wichtelmännchen oder von der Wunschfrau, der gütigen Waldfee, erzählen: und oft sang der Bach den Träumenden in Schlummer, den erst recht schöne Bilder durchzogen.

Der Mären weiss er mancherlei,
Von Schätzen tief in Bergen,
Von einer schönen Quellenfei
Und klugen Waldgezwergen,
Auch von der Schlangenkönigin
Mit ihrem Krönlein aus Rubin,
Vom Irrlicht auf der Haide
Und von dem Nachtgejaide.

Was aber unverstanden blieb, das wusste daheim die Mutter zu ergänzen. „Sie ist eine feingebildete Frau und besitzt ein ungewöhnliches Erzählertalent“, berichtet in späteren Jahren der Dichter selbst von ihr.*

In meinen Kindertagen,
Zu abendlicher Stund',
Wie hing ich mit Behagen
An meiner Mutter Mund.

Die Lampe düster brannte,
Und Mütterchen begann:
„Im fernen Morgenlande
Da war einmal ein Mann“ —

Die wusste zu berichten
Vom Zauberschloss im Berg,
Und lustige Geschichten
Vom Riesen und vom Zwerg;

Viel feuerige Drachen
Gar ungefüger Art,
Auf jähem Fels bewachen
Die Königstochter zart;

Wie dann ein Hirt erworben
Die schöne Königsmaid —
Und sind sie nicht gestorben,
So leben sie noch heut.'

* Mein Frühjahr. 8. Tausd. M. 2.80.

Also auch hier hatte die Mutter ihrem Sohne ein gut Stück froh' Natur und Lust zur Fabulirung gegeben, welche die Gelehrtenschule mit ihren schweren Geschützen des klassischen Lateins nicht zu verkümmern vermochte. „Bekümmert sass ich beim Cornelius Nepos und auf die Blätter manche Zähre rann.“ Dafür wurden die Bücher, der Zumpt voran, verächtlich bei Seite geworfen, sobald die Vacanz kam; der Schüler nahm Ränzel und Stab und durchzog kreuz und quer sein Heimathland. Die Wartburg, auf der einst Luther den Teufel mit dem Tintenfass bekämpfte, Elisabeth Rosen und Tannhäuser Lorbeeren brach; der Hörselberg mit seiner Sage, der Rennstieg mit seiner Geschichte; das liebliche Schwarzathal, die Veste Coburg und endlich die Rudelsburg, die Sehnsucht des künftigen Studenten, sie wurden und blieben ihm liebe und vertraute Freunde.

Und dann kam die Studentenzeit, die blühende, goldene Zeit des Burschenlebens! In vollen Zügen hat Baumbach sie genossen und mit vollen Tönen besungen, aber nicht, da er selbst das schwarz-weiss-rothe Band der Thüringer trug, als er zu Leipzig, Würzburg, Freiburg und Heidelberg fleissig Collegia frequentirte — denn er wusste des Lebens Ernst des Lebens Lust zu einen, wie seine Promotion zu Heidelberg beweist —, sondern erst, als nach beendigter Studienzeit der fröhliche Bursch gereift war, als er die Vorbereitungszeit zum Naturforscher, wie zum Dichter mit nie rastendem Eifer überwunden hatte. Die Erinnerung sollte erst das Lied gestalten. Denn*

Wer mag den Wein besingen,
Wenn um ihn her aus frohem Kreis
Die vollen Gläser erklingen.

Wer mag besingen des Waldes Pracht,
Wenn um ihn die Bäume rauschen,
Wenn Ohr und Herz dem lauten Schlag
Der Drossel und Amsel lauschen?

Auch aus des Edelfinken Brust
Kein neues Lied erklinget,
So lange er im Tannenbaum
Von Zweig zu Zweig sich schwinget.

Doch wenn der Arme gefangen ist,
Wenn ihn ergreifet das Sehnen,
Quillt aus der Brust ein neuer Sang
In reichen vollen Tönen.

* Enzian. I. Heft.

So wartete auch Baumbach erst, „bis dass die Zeit verflossen, in der er des Jugendglückes Lust in vollen Zügen genossen"; erst als er, wie der Edelfink im Bauer, ins dumpfe Haus gebannt ist und in „seinen Kerker" der Erinnerung Sonnenstrahlen dringen, beginnt er vom Wein, vom Frühlingsgrün, von trauter Freundesschaar, „des Schlägers leuchtender Klinge" und von „dunklen Augen" zu singen. Denn „Besingen will ich mein ganzes Glück, wenn ich verloren es habe!"

Die besten dieser Lieder aber trug er heim von seinen Wanderungen, die er als Student und als junger Erzieher mit seinen Zöglingen unternahm. Bayerns Hochalpen, wie der märkische Sand, die Höhen des Riesengebirges, wie die rebenumkränzten Rheinufer, der Harz, wo Kaiser Heinrichs Geliebte ihm von ihrem Liebesleben erzählte, und er mit dem wilden Jäger nächtliches Gelage hielt, der Dünenstrand der deutschen See und die Salzburger Berge haben ihn nicht minder beherbergt, wie die blüthenschweren Rosengärten der stolzen Byzanz und die Thäler Griechenlands, und zum Danke sang er ihnen seine Lieder, die „Lieder des fahrenden Gesellen", die „Lieder von der Landstrasse", die „Spielmanns Lieder" und „Mein Frühjahr".*

Dieser „fahrende Geselle", der freilich mehr „auf der Landstrasse" als im Hörsaal zu finden ist, führt ein Zaubersprüchlein bei sich, das ihm über alles Reise- und Lebensungemach hinweghilft: „die Gelegenheit beim Schopf hab' ich gelernt zu fassen!" und das Geheimniss seines Frohsinns ist das Wandern selbst: „Drum willst Du an der Welt Dich freu'n, Am besten wird's von oben sein. Frisch auf! Den Fuss gehoben! Lass Tintenfass und Bücher ruh'n und klimme in den Nägelschuh'n Nach oben!" Und so wandert denn auch der Dichter landein und landaus, durch alle Reiche und durch alle Zeiten. Heut' hat er Lust, ein paar Jahrhunderte rückwärts zu wandern, da wirft er sich in mittelalterliches Kostüm und ist auf der Landstrasse und im Wirthshaus bei der Lindenwirthin in schattiger Laube ebenso daheim, wie morgen unter ehrbaren Rathsherren im Bremer Rathskeller, denn „den besten Wein im deutschen Land, den hat der Rath zu Bremen". Landsknechtlied und Minnesang ist ihm in gleicher Weise vertraut. Er kennt die alten deutschen Städte, deren Stadtthor sich pünktlich um 10 oder gar schon um 9 knarrend schloss, mit ihrem Zünfteleben und der guten, alten Sitte, die einen kräftigen Trunk nicht verwehrte; er streitet mit im Turnei und holt sich den Preis im Ringelstechen; die langzöpfige Maid schwingt er unter des Dorfes breitästiger Linde und sitzt dann ehrsam, aber den Schelm im Nacken, beim Klosterbruder im kühlen Refectorium oder noch lieber im blühenden Rosengarten. Dann wandert er wieder im Walde und pfeift den Amseln und Finken ihr Liedlein nach; philosophirt mit dem Raben, lässt von den Erdmännlein sich die reichen Schätze zeigen, die er leider nicht einstecken darf; plaudert mit der Nixe am Teich und lernt so nebenbei die Sprache der Bäume und der Thiere des Waldes. Oder er erklimmt die hohe Alm, pocht an die Sennhütte, schlingt seinen Arm um das Mieder der Sennerin und jodelt, wie ein Alpenbursche, vorausgesetzt, dass die Sennerin allein ist, denn „Wenn bei der Sennerin weilt ihr Schatz, Ist der Tourist nicht recht am Platz." Dann schleicht er bei Seite und dichtet wohl für sich eine „Gardinenpredigt" oder bricht ein frisches Zweiglein „Enzian" für das „Gaudeamus für Bergsteiger", das für den gewöhnlichen Menschen, der nicht Alpenvereinsmitglied ist, in das „Frühjahr" umgesetzt wird. Darin erfahren wir endlich, „wo Barthel den Most holt". Denn das Geheimste wird dem Sänger kund: der grämliche König Laurin muss ihm beichten, wie er vergebens als alternder Narr um die blühende Similde von Steyer gefreit; der fromme Eremit darf vor ihm seinen Weinkrug nicht verstecken; der Tatzelwurm zeigt sich ihm, allerdings nur, um ihm zu Gemüthe zu führen, der Mann ist nicht geboren, frei zu sein. „Drum schmiege willig Dich ins Joch; Früh oder spät, Du musst es doch!" und Enzian selbst erzählt, wie er zum Blühen kam. Aber des Lebens ungemischte Freude wird

* **Lieder eines fahrenden Gesellen. 17. Tausend. M. 3.20.**
Lieder von der Landstrasse. 8. Tausend. M. 2.—.
Spielmannslieder. 10. Tausend. M. 2.—.

keinem Irdischen, selbst in den Alpen nicht, zu Theil. Zwei bittere Klagen bringt der Dichter heim. Die eine betrifft eine gar schreckliche, epidemische Krankheit, die Dichteritis alpina, der er selbst verfallen muss, und die andere ist des Teufels Antheil an der schönen Gottesnatur, der im „blauen Flammenglanze einen Mann erschuf mit Schwalbenschwanze, uns zum Leid und grossem Weh — auf Wälisch heisst er Hôtelier", und Eines sucht er auch in den Alpen vergebens: überall blüht „Mannestreu", und als der Wanderer schliesslich zornig ausruft: „Giebt's denn gar keine Weibertreu?" antwortet Enzian, der alte: „Ein Narr mehr fragen kann, als ihm beantwortet der weiseste Mann."

Diese Wanderlust, dieser Wandersang sind dem Dichter treu bis heute geblieben. Der 45jährige ist der eifrigste Alpenklubbist und der liebenswürdigste Reisekamerad, den man sich denken kann. Nach seiner Thätigkeit als Erzieher und Lehrer in Graz und Triest, von wo ihn im Hochsommer der Anblick des Thermometers, „welcher auf dreissig im Schatten weist", in die Berge trieb, um bei schönen Tyroler Dirnen zu vergessen, dass er „ein Schulmeister ist", hat Baumbach sich „als nichts weiter, als Schriftsteller" wieder in Meiningen niedergelassen, d. h. er wohnt hier, wenn er nicht gerade auf dem Wandern ist. Noch immer liebt er es, statt in der Gesellschaft zu glänzen und um die Huld besternter Excellenzen, die Manchem Ehr' und Glück brachte, zu buhlen, zügellos in Feld und Wald herumzuschweifen oder stundenlang in Gras und Moos zu liegen, um zu horchen, „wie Fink' und Amsel pfeifen"! Wer dem Dichter aber das verdachte oder ihm gar vorwerfen wollte, dass seine Lieder allzuoft erzählten „ewig gleich und ungeschwächt erbt der Durst sich der Germanen von Geschlechte zu Geschlecht!", der konnte das schönste unter den *„Wanderliedern" nicht gelesen haben, das der Dichter aus den Alpen heimgebracht hatte, den Sang vom **„Zlatorog" und den Triglavrosen. Die Sage vom Zlatorog, dem goldgehörnten Gemsbock, der den ewig grünen Garten der „weissen Frauen" an den Abhängen des Triglav behütet, und dessen Goldgehörn dem kühnen Jäger, der ihn zu fällen vermöchte, die Zauberhöhle im Berge Bogatin erschliessen würde, ist uralt. Der goldne Hort im Berge Bogatin war aber bis auf diesen Tag noch nicht gehoben, Baumbach hat ihn zu Tage gefördert als den Sang wahrer, ursprünglicher Poesie.

Und doch erschien ihm selbst der Sang von den Triglavrosen ein Raub zu sein, ein Raub an seiner Jugendgeliebten, dem schönen Thüringerlande. Er hatte der Alpen Schönheit gesungen, und doch „so weit der Erdengarten reicht, Kein Land dir, meiner Heimath, gleicht An Wonne und an Ehre". Deshalb bot er, gleichsam als wollte er der zurückgesetzten Heimath zeigen, dass er doch ein treuer Sohn ihrer Berge sei, und dass Italia, Byzanz und die Schweiz umsonst mit ihr wetteiferten, den „Freunden all' am Werrafluss" als des fahrenden Gesellen Wandergruss „Frau Holde".*

„Bin durch die Alpen gezogen,**
Wo die Lawine rollt,
Sah, wie in Meereswogen
Tauchte der Sonne Gold.
Aber freudig ich tauschte
Alpen und Meeresstrand
Für das tannendurchrauschte
Nordische Heimathland.

Schlösser sah ich und Thürme,
Schimmernd und marmorweiss;
Dunkler Pinien Schirme
Wiegten im Wind sich leis,
Aber schöner und besser —
Lacht mich immerhin aus —
Als die Marmorschlösser
Dünkt mich mein Vaterhaus.

Mägdlein durfte ich kosen,
Schlank und liliengleich,
Frauen wie volle Rosen,
Ueppig und anmuthreich;
Lilie aber und Rose
Werden von der besiegt,
Die mich als Knaben im Schoosse
In den Schlaf gewiegt."

Dies ist der Grundton, der bereits durch die Lieder des fahrenden Gesellen geht und jetzt in „Frau Holde" aufs Neue vollklingend angeschlagen wird. Es ist eine einfache Herzensgeschichte, die sich in den Thüringer

* Wanderlieder. Illustr. Ausgabe, geb. M. 10.—.
** Zlatorog. 19. Tausend. M. 2.—.

* Frau Holde. 16. Tausend. M. 2.—.
** Aus Enzian. Heft II. M. 3.—.

Bergen abspielt und uns erzählt, wie wahre Liebe nie erblinden kann.

* „Hatt' einmal ein armer Schäfer eine Dirne sich erkoren,
Und drei Monden vor der Hochzeit ging sein Augenlicht verloren,

Doch sie liess nicht von dem Blinden, dem sie Lieb' und Treue schwor.
Also war's in alten Zeiten; heute kommt das nicht mehr vor.

Mit diesem neckisch schliessenden Verse ist im Enzian der Inhalt der „Frau Holde" kurz skizzirt. „Um dieses einfache Thema aber", so schreiben unter dem 9. Dezember 1880 die Grenzboten, „rankt sich wieder eine Fülle echtester, herzerfreuender Poesie. Alle Vorzüge des Dichters, die innige Vertrautheit mit dem Leben der Natur, die zwingende und überzeugende poetische Kraft, mit der er Märchenhaftes und Realistisches verschmilzt, das bewunderungswürdige Geschick, mit dem er die abgegriffene Dichtersprache von heute durch die altdeutsche Volkspoesie auffrischt, ohne ihr doch im Geringsten einen unbehaglichen alterthümelnden Beigeschmack zu geben — treten auch hier wieder glänzend hervor. ‚Frau Holde' zeigt aber zugleich, dass Baumbach nicht bloss lustige Spielmannsweisen zu singen, sondern auch für das tiefste Weh der Menschenbrust die ergreifendsten Töne zu finden weiss. Es bleibt dabei: er ist ein gottbegnadetes, dichterisches Talent."

Gab der „Zlatorog" Kunde von der Alpenthätigkeit des Dichters, zeugte „Frau Holde" von seiner Vaterlandsliebe, so hat er im ** „Pathe des Todes", dem dritten Epos, 1884 erschienen, sich an die Beantwortung der tiefernsten Frage über den Bund des Todes mit dem Leben gewagt und dieselbe, wie Prof. Kissner sagt, mit „Meisterschaft" beantwortet. Wohl liegt das bekannte Grimmsche Märchen zu Grunde, aber Baumbach hat den Humor, der dort den Gevatter Hein umkleidet, bei Seite gelassen, um die tragische Schuld des Pathen zu erhöhen. Der Tod, dem „ein Tropfen vom Strom der Liebe" zu Theil ward, flicht mit dem Leben ein Bündniss, indem er sich eines armen Knaben, seines Pathenkindes, fördernd annimmt. Derselbe wird als Mann seiner Liebe und seinem Schwure, den er in die Hand des Todes abgelegt, untreu und sühnt sterbend seine Schuld, dem Tode trotzen zu wollen; versöhnend klingt die Dichtung in den Worten aus: „Stirb, Sohn! In meinem Garten ruht sich's gut!"

Einmal in den tiefen Schacht der deutschen Märchen und Sagen hinabgestiegen, fördert Baumbach in seinen „Abenteuern und Schwänken" Goldstufe auf Goldstufe zu Tage. Bereits im „Pathe des Todes" brach in den eingestreuten Vagantenliedern die Sangesweise des Spielmanns wieder durch, in den * „Abenteuern und Schwänken" mischt der Dichter Lust und Leid zu köstlichem Tranke. Er erzählt alten Meistern nach, aber die Nacherzählung wird zur Neudichtung. Glücklicher ist wohl nie Scherz und Ernst zu harmonischem Ganzen vereint worden, und wie zart und fein versteht der Dichter im „Gänslein" selbst ein an und für sich schlüpfriges Thema wiederzugeben, so dass ihm alles Anstössige benommen wird. Der Gegensatz, den die Epen zu den Liedern bildeten, ist in diesem Werkchen charakteristisch wiedergegeben. „Das lange Band" und „Die gestohlene Feder", letztere eine Nachdichtung Boccaccio's, lassen erkennen, dass der fahrende Gesell das Lachen noch nicht verlernt hat, während „Der Graf im Pflug" die treue Minne, wie sie „Frau Holde" zeigte, rührend widerspiegeln lässt. „Der Ritter im Rauche" erzählt von der Mannestreue und „Maria und die Mutter" von der überwindenden Mutterliebe. Im „Wilden" singt der Dichter:

„Die Traube ist blau, der Apfel roth,
Die Blätter welken und bleichen.
Die bunten Vögel zwingt die Noth
Zu wandern und zu streichen;
Sie schwärmen um das Grafenschloss
Im leichten Federhemde,
Und morgen zieht der ganze Tross
In nebelgraue Fremde."

Zwei treu Liebende suchen ihr Glück auf der Flucht im Walde, ein neidisch Geschick entführt den Ritter und umnachtet seinen Geist. Klagend sucht ihn die Braut:

* Aus Enzian. Heft III. M. 3.—.
** Pathe des Todes. 6. Tausend. M. 2.—.

* Abenteuer und Schwänke, alten Meistern nacherzählt. 7. Tausend. M. 2.80.

Mein Lieb, wann kehrst Du wieder
Auf blauer Wolkenbahn?
Wann rauscht Dein Glanzgefieder,
Wann kommt mein wilder Schwan?

Und dies Lied, das einst ihr Trauter gesungen, löst nach Jahren den Bann, der auf dem „Wilden" gelastet, und eint die Liebenden aufs Neue.

„Willkommen, willkommen, mein wilder Schwan!
O süsse Augenweide,
O Herzenstrost, o Seelenlust!
Nun scheiden wir beide vom Harme."

Frau Venus schildert mit südlicher Gluth die Abenteuer eines deutschen Handelsherrn am goldenen Horn und lässt uns die Pracht des Orients mit seinen berückenden, aber falschen Frauen in Bildern vor die Augen treten, die mit Schillerschem Schwunge gezeichnet sind.

Es lässt sich gut lauschen, wenn so erzählt wird. Zur Abwechslung erzählt der Dichter dann auch einmal in Prosa *„Erzählungen und Märchen", aber das sind nur in Prosa aufgelöste Gedichte. Hier lässt Baumbach wieder seinem liebenswürdigen Humore die Zügel schiessen, wenn er sich Zwei, d. h. die Dummheit und den Hochmuth, finden lässt, oder mit rührender Innigkeit im „Wasser der Jugend" das Liebesleben eines einfachen Paares schildert, dem zum Danke für geleistete Gutthat das Waldweiblein eine Flasche Jugendwasser geschenkt hat. Unglücklicher Weise zerbricht der Mann, als er seiner Frau nach der Geburt des ersten Knaben davon zu trinken geben will, diese heilig aufgehobene Medizin. Um seine Frau nicht aufzuregen, füllt er eine andere Flasche mit Brunnenwasser, und siehe, ein Tropfen davon genügt, sein Weib zu kräftigen. Die Flasche wird für spätere Zeiten wieder aufgehoben, und nun ist es der Bube, der beim Spielen die Flasche zerbricht. Die Mutter ersetzt sie insgeheim zum zweiten Male, und beide Gatten suchen vorsichtig einander den Betrug zu verbergen und wollen nie zugeben, dass das andere altere. Das Wasser der Jugend erhält sie ja frisch und jung! Und als sie endlich nach Jahren gegenseitig beichten — bereits sind ihre Kinder vermählt — und das Waldweiblein aufs Neue den Greisen den Jugendbrunnen anbietet, da lehnen sie dankend ab; sie sind froh, endlich alt sein zu dürfen, was sie bisher nicht zugestehen wollten und konnten, „und dann geht es auch nicht unserer Kinder und Enkel wegen."

Aber so viel Erzählen macht die Kehle trocken. Zum Glück hört der Dichter in den *„Sommermärchen" von einem „Kobold im Keller", der zum Entsetzen der Wirthin den besten Wein wegtrinkt. Weihrauchfass und Exorcismus helfen nichts, weil der beschwörende Pater einiges auf dem Kerbholz hat, da macht sich denn der fahrende Geselle mit zwei Kumpanen auf und vertreibt den Kobold, indem er selbdritt den Wein vertilgt und zum Lohn der Wirthin Töchterlein noch ausserdem erhält. Aber das Trinken muss er sich in etwas abgewöhnen. Ja, ja, der Tatzelwurm hat Recht behalten! Und von nah und fern kommen die Gäste gepilgert, weil kein anderer Wirth so trefflich zu erzählen weiss. Da hat man ihm denn zuletzt auch einmal einen Schelmenstreich erzählen wollen, damit er wisse, wie gut ein herzliches Lachen zum Becher passe, und schickte ihm den „Localanzeiger der Wiener Presse" vom 11./8. 81. Darin stand von seinen Sommermärchen: „Das stählerne Schloss; eine unerquickliche, auf einem hässlichen Volksglauben beruhende Erzählung ohne mythischen und sonstigen Inhalt. Trudchen im Walde ist ein poetischer Unfug, alles Phantastische hier, wie sonst oft durch einen Traum zu entschuldigen. Theodelinde und der Wassermann; der Eselsbrunnen: diese Erzählungen würden selbst in Witzblättern auffallen durch ihre Geschmacklosigkeit; sie wären besser fortgeblieben." Am Schlusse aber stand: „Der Verfasser hat einige Strophen vorangehen lassen, deren letzte besagt:

‚Mein Rösslein steigt und wiehert hell
Und schüttelt wild die Zügel,
Aus seinen Schultern wachsen schnell
Zwei weisse Schwanenflügel.

Es fliegt dahin wie Sturmgebraus
Durch ungemess'ne Räume.
Nur zu! — Ich weiss, ich lieg' zu Haus
Auf meinem Bett und träume.'

* Erzählungen und Märchen. 6. Tausend. M. 2.—.

* Sommermärchen. 12. Tausend. M. 3.—. Dasselbe illustr. Hoch geb. M. 20.—.

Das ist gut, dass wir es nun auch wissen. Auf seinem Bett? Nicht auf dem Pferd? Nun, dann kann ihm ja wohl nichts geschehen.“ — Das Blatt trug wirklich das Datum des Augusts, nicht des 1. Aprils, wie man vermuthen sollte. Tief zerknirscht wollte schon der Dichter in sich gehen und seine Poeterei aufgeben, da brachte ihm die Post eine andere Nummer derselben Zeitschrift, nur wenige Wochen älter, vom 7. Dezember 1881. Darin stand von denselben „Sommermärchen“: „Wie jeder gute Wein, muss auch der Dichter seinen Erdgeschmack haben. Baumbach wurzelt im deutschen Grunde. Kommt man zu Baumbach, so ist es Einem, als träte man aus abgebrauchter Stubenluft auf grünen Plan, an dessen Rande der Waldquell rauscht. Dass er sich von handwerksmässiger Auffassung freigehalten hat, verdankt er zuverlässig mit der Entfernung von zünftigem Zusammensitzen und geistreichen Kreisen, in denen ‚Honorar gesprochen‘ wird“ u. s. w. So schreibt Heinrich Noë, sollte sich die Presse mit Herrn R. K. wirklich nur einen Scherz ihren Lesern gegenüber erlaubt haben, oder sollte hierzu Baumbachs Epistel in „Krug und Tintenfass“ zu vergleichen sein: „Was ein hämischer Neidhart spricht, Schadet gesunden Jungen nicht?“ Ja, es schadet ihnen nicht, auch wenn Bleibtreu in seiner ‚Revolution‘ von „alberner Wolff-Baumbachmode“ spricht. Wahrscheinlich geht es ihm, wie jenem Abgeordneten mit den Gründen für die Regierungsvorschläge: „Ich kenne sie zwar nicht, aber ich missbillige sie!“ Ja, wo bleibt da die „Moral der Kritik“? Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes, neuerdings von Bleibtreu redigirt, nennt dieselben Sommermärchen „ein in klassischem Deutsch geschriebenes, tiefpoetisch erdachtes und künstlerisch ausgeführtes Buch“. Wahrscheinlich heisst es bei solchen Besprechungen: heute so, morgen so, variatio delectat. Unseren Dichter lässt dies Alles aber ebenso kalt, wie ihn die Lobreden seiner Zunftgenossen und der gefürchtetsten Kritiker bei seiner bescheidenen Art, sich zu geben, lassen. „Der feilt an einer Elegie, Der schmiedet eine Fabel, Ich singe in die Winde, wie Gewachsen mir der Schnabel. Ich hab’s gelernt im grünen Wald Beim Rauschen alter Föhren, Und wem mein Singsang nicht gefallt, Der braucht nicht zuzuhören.‘,

Und wenn das Heer der Herren Kritiker wie ein Sturmwind über ihn käme, er würde doch cervice celso, wie die Eiche im Walde stehen und sich nicht beugen. Im „Krug und Tintenfass“ schildert er die sterbende Eiche, welche ins Moos gestürzt ward, während Erle und Weide, die sich neigten, als der Sturmwind über die Hügel und Haide zog, frohlocken:

„Siehe, wir leben alle,
Und die Eiche, die starke, brach.
Uebermuth kommt zu Falle.“
Todwund sprach der gewaltige Baum:
„Will Euch das Leben nicht neiden.
Sterben muss ich; ich schaffe Raum
Schmiegsamen Erlen und Weiden.
Wieget im Winde das grüne Haar
Ueber der modernden Leiche.
Erlen und Weiden, ihr dauert, ich war,
Aber ich war die Eiche.“ *

Ja, er mag aufrecht stehen, der kräftige Stamm, er wird schon dem Sturme trotzen können. Sind auch die 2000 Wochen um, die ihm das Wichtelmännchen durch Märchen gekürzt hat, wir haben erst den kleinen Theil von „Es war einmal“ gehört und der Dichter hat noch einen grossen Schatz davon.

Schon lichtet das Drachenschiff im Nordmeer die Anker, und der Spielmann muss sich beeilen, will er die Fahrt zu König Hagen mit wagen. Wate hat den Sänger geladen, dass er ihm helfe, Hilde, das schöne Königskind, ins Hegelingenland zu entführen, wo Hettel mit der Königskrone ihrer wartet. Und der Sänger kommt als Horand, „wie Balder schön zu seh’n“. Jetzt steht er im Scharlachkleide, mit Kette und Ring geschmückt neben Wate am Steuer. Am breiten Gürtel hängt in goldner Scheide sein Schwert herab, und unter der dunklen Otterfellkappe quillt in lichten Wellen sein lockig Haar hervor. Er trinkt dem alten Recken aus silbernem Horne zu,

„Dann durch die Harfe leise
Glitt seiner Finger Lauf;
Da ward es still im Kreise
Und Alle horchten auf.
Die Harfe stärker rauschte,
Zu singen fing er an;

* Aus Krug und Tintenfass. 5. Tausend. M. 2.—.

In blauer Tiefe lauschte
Die lilienweisse Ran,
Es ward herbeigezogen
Der Wellenmaide Schaar,
Und Oegir aus den Wogen
Hob sein bekränztes Haar
Es sass auf Segelstangen
Der Vögel lauschend' Heer,
Die Silberfische sprangen
Wie Funken übers Meer.
Aufhorchend strich der schnelle
Delphin das Schiff entlang,
Es schwieg der Hall der Welle,
Der Recke aber sang."

Und wie Horand so süss sang, da zwingt er Alle unter seines Zaubers Bann. Hilde folgt seiner Werbung, denn sie sieht in ihm den König selbst, der gekommen, sie heimzuführen. Sie folgt ihm durch Sturm und Kampf, sie folgt ihm in den Tod, „als an Horands Harfe mit klagendem Ton die goldenen Saiten zersprangen." * „Horand und Hilde" liegen im Tode vereint auf brennendem Schiffe, das der treue Wate dem König Hettel als Hochzeitsfackel angezündet. Wie ein feuriger Schwan durchgleitet es hellleuchtend des Meeres Wogen, Walküren aber reiten und tragen das schöne Königskind mit dem Sänger nach Asgard, wo Wodan mit seinen Helden ihrer wartet. — Hat unser Sänger das Lachen verlernt, ruht die Fiedel des Spielmanns, die zum Tanze und Trunke aufspielte? — Er ist nur weiter im Lande gezogen und hat endlich die „blaue Wunderblume", die er im Traume einst erschaut und unbekümmert um den Spott der Leute rastlos gesucht, endlich gefunden. Im „Zlatorog" leuchtete sie schon unter den Triglavrosen hervor, in „Frau Holde" winkte sie durch der Buchen Grün, im „Pfade des Todes" berührte sie des Sängers Hand, hier aber in „Horand und Hilde" hat er sie gepflückt und in ihrer voll entwickelten Blüthenschöne im Liede sich widerspiegeln lassen. Sie leuchtet und duftet doch schöner noch, als Enzian und Triglavrose. Und jetzt hat man den „fahrenden Gesellen" auch in den Hörsaal der Universität gezwungen. Professor Alphons Kistner in Königsberg wie Professor Paul de Mont in Antwerpen haben ihn zur Rast genöthigt und zeigen ihren Hörern, welch' prächtiger, liebenswürdiger Geselle er sei. Aber nicht lange hält er Stand, schon sitzt er wieder mit Hamerling im „Heimgarten", der ihn im Verein mit Rosegger neidlos bewundert. Da reisst er sich los, er mag das Lob nicht hören und enteilt nach Berlin, damit Paul Lindau ihn in die Scheere nehme. Doch der vergisst sein spöttisch, satirisches Lächeln und reicht zum herzlichen Willkommsgruss ihm Becher und Hand und schreibt in das Wanderbuch des Spielmanns: „vorzügliche Aufführung" und empfiehlt ihn allen zustehenden Behörden aufs Wärmste. Und nun jagt man den Sänger durch die „Grenzboten", schickt ihn „über Land und Meer", hält ihn in Frankfurt und in Köln an und gönnt ihm selbst in Petersburg nicht Rast. Ein jeder muss ihm ja danken und seinen Wandergruss aufs Herzlichste erwidern. Welche Zeitung, welches Haus kennt nicht den lieben Kranichfelder! Ja, Kranichfeld, Du bist gross geworden vor Deinen Schwestern im deutschen Reiche! Der Bruder Studio lauscht dem Sange Deines Sohnes und lässt sich das Herz bewegen, die „saligen" Frauen lassen den Sänger mit seinen süss einschmeichelnden Weisen nicht lange vor den Thoren stehen, sie öffnen ihm Thür und Herz; der Gelehrte selbst in seinem Studirzimmer badet seine vom Bücherstaub bedrückte Seele, wenn er des trocknen Tones einmal satt ist, wieder jung im klaren Bergquell dieses Dichters; der Wanderer singt und summt die kecken Lieder vor sich hin; der zechende Kreis froher Trinker würzt den Trank mit ihnen und der einzelne, still verloren in der Waldeinsamkeit, lernt durch sie erst den Zauber recht verstehen, der ihn umgiebt.

Und nun, die schöne Sommerszeit ist da und ladet zum Wandern ein. Blinkender Sonnenschein, rauschende Tannen, kühle Bergeshöhen rufen uns hinaus. Zur köstlichsten Wanderung aber winkt der Dichter; wohl dem, der sie wählt!

Willst Du den Dichter recht versteh'n,
Musst Du in Dichters Lande geh'n.

* Horand und Hilde. 4. Tausend. M. 2.50.

G. Kreysing, Leipzig.

Verkleinerung des Lichtdruckes „Mondnacht in den Dolomiten" aus:

Schildereien aus dem Alpenlande.

30 Lichtdrucke nach Gemälden von **Karl** und **Ernst Heyn,**

mit Gedichten von

Rudolf Baumbach

und Randzeichnungen in Holzschnitten, entworfen von J. Stauffacher.

Gebunden M. 55.—

Dieses Buch ist nicht eigentlich ein Illustrationswerk im gebräuchlichen Sinne des Wortes, da die 30 Landschaftsblätter in jeder Hinsicht den Hauptkörper des Werkes ausmachen, welchen die Gedichte, als Variationen desselben Themas, bald eingehender umschreiben, bald nur leicht umspielen, während die Randzeichnungen in engem Bezuge zu den Versen stehen.

Die beiden Maler K. und E. Heyn gehören zu den auserwählten Künstlern, welche ihren Schöpfungen wahrhaftes und individuelles Leben einzuflössen ver-

stehen. So treu haben sie der Gebirgswelt ihre grossartigen und geheimnissvollen Schönheiten abgelauscht, dass sie mit zwingender Gewalt Auge und Sinn fesseln, dass sie neben der Sehnsucht nach jener erhabenen Welt, die wohl Keiner, den das Glück dorthin geführt, je wieder ganz verliert, auch etwas von der beruhigten Stimmung erwecken, die aus der stillen Majestät einer grossen Natur in die Seele sich ergiesst und den Aufenthalt im Gebirge so erquicklich macht.

Die Motive der Bilder sind dem süddeutschen Alpenlande, sowie der Schweiz, bis hinunter zum Lago maggiore, entnommen: liebliche Thäler und klare Gebirgsseen, gewaltige Felspartieen, die Häupter von Nebel umhüllt oder vom ewigen Schnee bedeckt, wilde Schluchten und die Todtenstarre mächtiger Gletscher. Jede einzelne Darstellung von durchaus charakteristischer Eigenthümlichkeit, von ganz besonderem Reiz aber die wilderen oder grossartigeren Partieen, die meist von Karl Heyn herrühren. Dazu gehören auch die Blätter mit menschlichen Ansiedelungen im Hochgebirge, wie der unter Felsriesen und Gletschern hingebreitete ärmliche Gottesacker mit dem dürftigen Kirchlein und den verstreuten Wohnhäusern in der Ferne — ein ergreifendes Bild menschlicher Genügsamkeit, ein beredtes memento mori zugleich. Oder die Winterlandschaft im Gebirgswalde mit der ganz verschneiten Mühle, so sehr das Urbild dessen, was man als winterlichen Todesschlaf der Natur zu bezeichnen pflegt, so ganz weltverlassene Einsamkeit athmend, dass wir uns nicht erinnern, einen ähnlich tiefen derartigen Eindruck von einem Landschaftsbilde empfangen zu haben. So bedeutende Wirkungen erzielen die Künstler wesentlich durch die ganz besondere Feinsinnigkeit, mit der sie die dem Hochgebirge eigenthümlichen atmosphärischen Erscheinungen aufzufassen und wiederzugeben verstehen: die eigenartigen Wolkenbildungen, das mysteriöse Wallen und Weben des Nebels, das seltsame Spiel des durch zerrissene Wolken hervordringenden Lichtes. Die Kunst der Beleuchtungseffecte erreicht den höchsten Grad in der wundervollen „Mondnacht in den Dolomiten“, die furchtbare Schönheit eines Gewitters im Gebirge tritt am energischsten ent-

gegen aus der „Alm an der Kampenwand“. Und so möchten wir gern noch manches Bild einzeln hervorheben, aber wir fürchten, sie dann schliesslich alle aufgezählt zu haben. Und das wäre ebenso ermüdend, wie zwecklos. Denn die bildende Kunst will auf das Auge wirken, und die Beschreibung läuft immer nur wie der hinkende Bote hinter ihr her, der zwar redlich sich müht, aber nie ans Ziel kommt. So sei denn nur noch bemerkt, dass neben dem Grossen und Gewaltigen auch die Anmuth lieblicher Partieen nicht fehlt, und dass die Ausführung der Lichtdrucke eine ganz vortreffliche ist.

Würdig schliesst sich der Meister der Holzschnitte, J. Stauffacher, den führenden Malern an. Es sind Alpenpflanzen, die in freiester Weise, bald oben oder unten, bald seitlich auf- oder absteigend, aber immer in gleich reizvoller Linienbildung, die Gedichte begleiten. Auch hier findet sich der Charakter jeder Pflanze in seiner besonderen Eigenart so treu gewahrt, dass man oft kaum begreift, wie der Künstler mit den wenigen Farbentönen — seinem schwarz und weiss — so vollendet Wahres hervorbringen konnte. Solcher Leistung gegenüber darf man mit Freude constatiren, dass die guten, alten Zeiten deutscher Holzschneidekunst, die nicht Dürer und die Kleinmeister heraufgeführt, neu zu erstehen beginnen.

Ueber den Sänger der begleitenden Gedichte, Rud. Baumbach, kann man kaum irgend Jemandem noch etwas Neues sagen, so sehr ist er der erklärte Liebling des Publikums. Denn welcher lebende Lyriker ausser ihm kann eines zehnten, zwölften oder gar zwanzigstes Tausend seiner Schöpfungen sich rühmen? Die Verse unseres Werkes zeigen denn auch die bekannten Vorzüge der Baumbach'schen Muse: den leichten Fluss, sowie die Lebendigkeit und Frische des Ausdrucks. Sie athmen die diesem Dichter eigene Stimmung unbefangener Lebenslust und fröhlicher Genussfähigkeit, der das Dasein ein selten unterbrochenes Fest zu sein scheint, und die in ihrem Gegensatz zu der die Mehrheit der Gebildeten unserer Zeit beherrschenden ernsten, vielfach selbst pessimistisch gefärbten Lebensauffassung wohl den letzten und tiefsten Grund für die Beliebtheit des Dichters bilden dürfte. Denn die Extreme berühren sich bekanntlich, und der leichte, heitere Sang des „fahrenden Gesellen“ **mag dem von des Lebens Schwere Bedrückten oft erquicklich dünken, wie der Trunk aus frischem Bergquell** dem müden Wanderer.

Mit helltönender Wanderweise eröffnet der Dichter denn auch in unserem Werke den Reigen seiner Lieder. Auf den Grundtönen Minne und Rebensaft erbaut sich sein Gesang, ohne dass es indessen an ernsteren Klängen fehlt. Da sitzt er z. B. im Etschthal vor der Schänke (Bild: „Blick in das Etschthal bei Meran“), und wie der ländliche Mitgast ein wälsches Liedchen trällert, steigt ihm die Erinnerung auf aus des herrlichen Sängers deutscher Vorzeit, der ein Sohn dieser Gegend gewesen. Da erhebt sich sein Sang zu kräftigen, machtvollen Tönen. Entrüstet über die Verdrängung der Muttersprache durch die italienische, ruft er den Geist Walther's von der Vogelweide auf, dass er

„Greife in die Saiten
Mit der Geisterhand,
Möge neu erstreiten
Das verwälschte Land.“

Und diesem einen Beispiel liesse sich noch manches ernst und tief empfundene Gedicht anreihen.

Und so sei denn das im Ganzen so treffliche Werk warm empfohlen. Denen, die die Alpenwelt kennen und lieben, wird es herrliche Stunden schön belebter Erinnerung bereiten, Allen kann es eine Quelle erfreulichsten Genusses sein. Leider liegt es in der Natur der Sache, dass künstlerisch wirklich bedeutende und zugleich gut ausgestattete Werke trotz verhältnissmässig niedrigen Preises immer noch Vielen unerschwinglich bleiben, glücklicherweise braucht man aber durchaus noch nicht den berühmten „oberen Tausend“ anzugehören, um ein Werk, wie die Schildereien aus dem Alpenlande, sein eigen nennen zu können. Zum Schluss sei noch, da man jetzt sehr gewöhnt ist, auch illustrirten Werken den Beimerk besonderer Geeignetheit für die Frauenwelt mitgegeben zu sehen, ausdrücklich hervorgehoben, dass es hier um ein Werk sich handelt, welches an kein Geschlecht besonders sich wendet, von dem man aber sicher sein kann, dass es Natur und Kunst liebenden Männern nicht

weniger willkommen sein wird als solchen Frauen.

R. Schoenflies in der Riga'schen Zeitung.

Ueber dieses in seiner Art wohl einzig dastehende Werk sagt unter andern die *Illustrirte Frauenzeitung:* „Niemals vorher dürfte zum Preise der unvergleichlichen Schönheit des Alpenlandes zwischen Künstler und Dichter ein so herrliches Bündniss geschlossen worden sein".

Die *Zeitschrift für bildende Kunst:* „Das Ganze ist in der That ein Werk von monumentaler Pracht und ein reicher Quell des Schönen, an dem Auge und Gemüth sich an den langen Wintertagen sattsam erfrischen können".

Die *Oesterr. Buchdrucker-Zeitung:* „Die 30 Lichtdrucke gehören unstreitig zu dem Vollendetsten und Schönsten, was diese moderne Kunst noch je geleistet hat. — Die grosse Mehrzahl der überdies durch ihren reizenden Gegenstand bestechenden Bilder sind wahre Meisterstücke, über denen der ganze Zauber stimmungsvoller Landschaften ausgebreitet liegt, und die man immer und immer wieder beschauen muss, stets neue Schönheiten an ihnen entdeckend.

Wanderlieder aus den Alpen.

Gedichte

von

Rudolf Baumbach

mit Randzeichnungen von STAUFFACHER.

4°. *gebunden M.* 10.—.

Hierüber äussert sich das *Wiener Salonblatt:* „Innigkeit des Gefühls und vollendete Formschönheit vereinigen sich in diesem Werke B.'s zu entzückenden Gebilden der Dichtkunst und die prächtige wahrhaft künstlerische Ausstattung, welche der Verleger diesen Liedern mitgegeben hat, wird nicht wenig dazu beitragen, das schöne Buch mit den reizenden Randzeichnungen Stauffacher's zu einer Lieblingszierde jedes Salons zu machen."

Die „Sommermärchen“ wurden bei ihrem Erscheinen in der oben geschilderten Ausgabe von der gesammten Presse, was Text sowohl als Bild, Ausstattung und Herstellungsverfahren betrifft, als das Bedeutendste bezeichnet, was in dieser Weise bisher geboten wurde. So sagt die *Danziger Zeitung:* „Das sind Gedichte in Prosa, volksthümlich und gedankenreich, phantastisch u. dabei doch die reale Welt mit allen ihren Erscheinungen u. Lebensäusserungen schildernd, sinnige Natur-

betrachtungen mit anmuthendem novellistischen Inhalt", und weiter: „Auf die Frage, ob diese Märchen für Kinder oder Erwachsene berechnet sind, lässt sich unschwer antworten: Die Jugend wird sie verstehen und hoffentlich voll geniessen, die Erwachsenen werden sich an der künstlerischen Form, dem Gedankeninhalt, an der sinnigen Schilderung des Naturlebens erfreuen, alle von der Poesie und der Volksthümlichkeit gefesselt werden". Ueber den Künstler, der die Ausgabe mit seiner Phantasie bildlich schmückte, äussert sich die *Königsbg. all. Ztg.:* „Die Illustrationen hat Prof. Paul Mohn geliefert; sie sind im Stil seiner vielbewunderten Zeichnungen zu Baumbach's „Abenteuer und Schwänke" gehalten, übertreffen indessen nach unserer Ansicht dieselben noch an markiger Charakteristik und künstlerischer Feinheit. Die Vervielfältigung der Mohn'schen Illustr. ist in dreifacher Weise erfolgt: für die kleineren in den Text eingefügten ist der Holzschnitt gewählt — in durchweg meisterhafter Ausführung —, andere sind durch Heliotypien wiedergegeben und endlich, als besonderer Schmuck, noch 16 Vollbilder in Chromo Phototypie. Es ist das ein ganz neues Verfahren und verleiht nicht zum Wenigsten dem vorliegenden Prachtwerk, welches zum ersten Male diesen technischen Prozess auf Illustr. angewendet zeigt — die Blätter sind in der Schnellpresse gedruckt worden, von Aetzplatten, deren Töne durch die Photographie hervorgerufen wurden — seine künstlerische Bedeutsamkeit. Hand in Hand hiermit geht stolze typographische Ausstattung. B.'s reizvolle Märchengestalten gewinnen in dieser künstlerischen Beleuchtung vermehrtes Leben; man sehe z. B. im 2. Märchen „die Teufel auf der Himmelswiese", wie die jungen Himmelsbewohner vom Engelschullehrer Dr. Faust auf der Milchstrasse spazieren geführt werden! Auf dem Blatte daneben klettert die muthwillige Engelschaar, den Sonntagnachmittagsschlaf des hlg. Petrus benutzend, vom Entdeckungseifer beseelt, die Leiter hinauf an der Stelle, wo die Welt mit Brettern zugeschlagen ist. Oben auf der Kante der Bretterwand sitzen schon die verwegensten, herzige geflügelte Knäbchen in anmuthiger Gruppe und schauen neugierig hinüber nach der andern Seite, wo sich vor dem Höllen-

thor die kleinen Teufel herumtreiben. — Der eigenthümliche Stimmungston, welchen die Chromophototypie verleiht, ist auf den Vollbildern besonders den Landschaften zu Gute gekommen, die dadurch etwas Sehnsuchtsvolles, Feierliches bekommen: prächtig wirkt so das Bild der Felsenschlucht in „St. Hubert's Wunder", dann die mächtige Buche mit dem erschossenen Jäger zu ihren Füssen, im „Goldbaum" die Ankunft des Reiters auf dem milchweissen Renner vor dem schimmernden Schloss, und vor Allem der Zug der gespenstischen Kirchgänger in dem „stillen Dorf", wo ein merkwürdiger Effect geheimnissvoller Beleuchtung erzielt ist. Von den Holzschnitten haben uns besonders die trefflichen Illustrationen zu „Was der Hausschlüssel erzählt" Freude gemacht. Die ingeniöse Art, wie der Künstler in der Schlusszeichnung es verstanden hat zur Darstellung zu bringen, dass der am Nagel hängende Hausschlüssel gerade das Lied „Ich hab' den ganzen Vormittag auf meiner Kneip' studirt" singt, ist sehr belustigend." — Bezüglich der typogr. Herstellung äussert das *Journal f. Buchdruckerkunst*: „Unter den neuesten Erscheinungen nehmen unstreitig B.'s Sommermärchen, illustrirt von Paul Mohn, einen der ersten Plätze ein. Das Buch zeichnet sich durch äussere und innere Eleganz und Gediegenheit aus und verdient selbst von rein graphischem Standpunkte die aufmerksame Beachtung seitens aller Kollegenkreise, denn in ihm ist zum ersten Male — es ist uns wenigstens kein früheres Beispiel bekannt geworden — die Chromophototypie, d. h. in einfachem Deutsch, der Farbendruck von geätzten Zinkplatten, auf welche das Bild photographisch

übertragen wurde, als Illustrationsmethode für Prachtdrucke angewandt, und, man wird dies bei Betrachtung der Bilder zugeben müssen, mit vollkommenem Erfolg, ja man könnte fast glauben, dass kaum eine andere Methode sich gleich trefflich zur Illustration dieser Märchen eigne, als gerade diese, wenn sie, wie hier, in nur einigen wenigen harmonischen Farben geübt wird; der ihnen innewohnende Duft scheint in der That auf die wie vom Mondschein durchglänzten Bilder übergegangen zu sein. Man darf sagen, dass bei Herstellung dieses Buches buchhändlerisches Wissen und typographisches Können sich die Hand gereicht und ein Ganzes geschaffen haben, welches auch, abgesehen von seinem so anziehenden und lieblichen Inhalt, das Auge jedes Buchdruckers erfreuen wird."

ABENTEUER UND SCHWÄNKE

alten Meistern nacherzählt

von RUDOLF BAUMBACH

mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Prof. PAUL MOHN.

30 *Bogen Quart. Einband in Halbfranz. Die Decke mit reicher Verzierung nach einem Einband von* 1577 *in maurischem Stil. Preis* 20 *Mark.*

Deutscher Reichs- und Preussischer Staats-Anzeiger, No. 300, 20. Decbr. 1884: Schon einmal haben wir an dieser Stelle der im Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig erschienenen neuen Prachtausgabe der „Abenteuer und Schwänke" von Rudolf Baumbach gedacht. Die Hauptzierde derselben besteht, wie ebenfalls bereits kurz angedeutet wurde, in dem bildlichen Schmuck, welchen Prof. P. Mohn dazu geschaffen. Dieser reichbegabte Künstler hat sich zuerst mit seinem „Märchenstrauss für Kind und Haus" (Berlin, Georg Stilke) in weiteren Kreisen bekannt gemacht und alle diejenigen,

Holzschnitt aus „Abenteuer und Schwänke“.

welche echte ideale Kunst von blendender und doch meist platter realistischer Mache zu unterscheiden wissen, sofort für sich gewonnen. Er bekannte sich darin deutlich als einen Schüler Ludwig Richter's, was ihm gewiss nicht zum Vorwurf gereicht, zumal er nicht als blosser Nachahmer auftrat, sondern auf den von seinem grossen Meister gewiesenen Wegen weiter wandelte, in seinen Schöpfungen aber einen reichen Schatz eigener origineller Erfindungs- und Gestaltungskraft kund that. Jene Illustrationen konnten indessen auch durch ihre farbige Reproduktion bestechen, was bei den Holzschnittzeichnungen zu der oben genannten Sammlung nicht zutrifft. In ihnen erreicht der Künstler mit den schlichtesten Mitteln nicht minder Vollendetes und ebendeshalb noch Verdienstlicheres. Wie Baumbach die in dem Werke mitgetheilten romantischen, altdeutschen Aventiuren und heiteren Schwänke aus einer Zeit, in der sich das Volk mit seiner ursprünglichen Begabung und seinem treffenden Witz noch an der dichterischen Produktion in so reichem Maasse betheiligte, mit grossem Geschick und feinem Takt neuhochdeutsch nachgedichtet, so hat Mohn sie künstlerisch nachempfunden und in ihren Hauptmomenten sinnig und poetisch nachgestaltet. Seine gleichmässige Beherrschung des Landschaftlichen wie des Figürlichen kam ihm dabei sehr zu Statten, noch mehr aber seine reiche schöpferische Phantasie, welche jedes Bild und Bildchen mit allem Darauf und Darin in der richtigen Stimmung und Beleuchtung aus dem Ganzen schafft, sie aber in den häufig nur leichtumrissenen Einzelheiten, auch den Maassen nach, in derjenigen Entfernung erhält, welche die Keuschheit und Naivetät der Märchenpoesie durchaus verlangt, von den platten Realisten unserer Tage jedoch nur zu häufig ganz ausser Acht gelassen wird. Die Landschaften, Burg- und Städteansichten sind höchst malerisch erfunden und von romantischstem Zauber, die Figürchen, trotz ihrer zuweilen winzigen Kleinheit, stets treffend charakterisirt, lebendig, ausdrucksvoll und ungezwungen in Geberde und Bewegung, auch die Genrezuthaten aus dem menschlichen und thierischen Kleinleben so sorglich fein und mit innerster Herzensfreude beobachtet, wie wir dies nur bei dem grossen Lehrer Mohn's in ähnlicher Vollendung wiederfinden. Einen ganz besonderen stimmungsvollen Reiz aber versteht der Künstler seinen Illustrationen durch die mannigfaltige Beleuchtung zu geben, und zeigt darin bei Darstellung der lustig durch das grüne Laub tanzenden Lichter der Mittagssonne, wie bei derjenigen des ruhigen, träumerisch über einer mittelalterlichen gethürmten Stadt lagernden Mondlichts die gleiche Meisterschaft. Gleich das erste wundersame Abenteuer, von dem Grafen Willekin von Montabur und dem geräucherten Ritter zeigt uns eine höchst malerische Strassenansicht bei Sonnenlicht, mit dem Ausblick auf die Burg, nach welcher die von naiven Kindergesichtchen angestaunten Ritter zum Turnier hinaufziehen, vorher aber bei den Bürgern Quartier suchen. Reizend poetisch sind die Illustrationen zu der lieblichen Erzählung von dem Ritter und der Jungfrau mit dem Häslein, zu der romantischen Erzählung „Der Wilde“ (4 Bilder, darunter das köstlichste das, auf welchem die verlassene Königstochter an der Mühle um Einlass bittet) und zu dem Abenteuer „Der Graf im Pflug“ (mit der höchst stimmungsvollen Ansicht eines Burghofes, umgeben von schneebedeckten Thürmen bei winterlicher Abendbeleuchtung). Vortrefflich charakterisirt sind aber auch die Abbildungen zu den Schwänken, wie zu dem von der Reise in das Paradies, von dem Teufel und dem Arzt (mit einer prachtvollen Stadtansicht in Mondscheinbeleuchtung) u. s. w. — Die Ausstattung des Buches ist eine in jeder Beziehung gediegene, sowohl was Papier, Druck des Textes und der Holzschnitte, als was den Einband betrifft. Für den letzteren hat eine Einbanddecke aus dem Jahre 1577 als Vorbild gedient. Eine Bemerkung am Schluss des Verzeichnisses der Anstalten, welche bei der Herstellung des Buches zusammengewirkt haben, kann mit gerechtem Stolz hinzusetzen, dass sämmtliche Arbeiten daran von Leipziger Herkunft sind.

Holzschnitt aus „Abenteuer und Schwänke", alten Meistern nacherzählt von R. Baumbach.

DIE REISE IN'S PARADIES

aus „Abenteuer und Schwänke“ von RUDOLF BAUMBACH.

Ging ein armes Schülerlein
Matt am Wanderstecken.
Rief die Bäurin: „Kommt herein!“
Bot ihm Brei und Wecken,
Und der wegemüde Gast
Setzte sich dahinter,
Ass und schlang in grosser Hast
Wie ein Wolf im Winter.
Um sich dann für Brot und Brei
Dankbar zu erweisen
Sprach der Schüler mancherlei
Ueber seine Reisen
Und erzählte das und dies
Von Bologna und Paris.

Rief die Hausfrau: „Paradies?
Hab' ich recht vernommen?
Habt Ihr dort den Hans Tobies
Zu Gesicht bekommen?
Dieser war mein erster Mann
Und sein Sterben kläglich.
Seit den zweiten ich gewann,
Denk' ich seiner täglich.“
„Freilich hab' ich den gekannt,“
Sprach der schlaue Fremde.
„Doch es mangelt ihm Gewand,
Und er geht im Hemde.
Wie die arme Seele fror,
Konnt' ich deutlich sehen;
An des Paradieses Thor
Muss sie bettelnd stehen.“

Weinend sprach das gute Weib
Mit gerung'nen Händen:
„Möcht' ihm gern für seinen Leib
Wams und Mantel senden.
Speise auch und baares Geld
Schickt' ich gern dem Todten,
Aber wo in aller Welt
Find' ich einen Boten?“
„Frau, ich will der Bote sein,“
Sprach der Schelm verschlagen,
„Denn ich kehre wieder ein
Dort in vierzehn Tagen.
Hei, wie wird im Paradies
Jubeln Euer Hans Tobies!“

Trug die Wirthin flugs herbei
Mantel, Rock und Schuhe,
Auch der blanken Gulden drei
Nahm sie aus der Truhe,
Und ein gutes Schinkenbein
Schlug sie in ein Tüchlein ein.

Der Vagante nahm den Sack,
Sagte: „Gott befohlen!“
Und entwich mit seinem Pack
Auf geschwinden Sohlen.

Bald darauf der Bauer kam,
Und die Frau erzählte.
Als er recht die Mär vernahm,
Wie er schalt und schmälte!
Dann sein bestes Ackerpferd
Band er von der Raufe,
Ritt von dannen stockbewehrt. —
Schülerlein, nun laufe!

Als der listige Gesell
Sah den Bauer traben,
Warf er seine Traglast schnell
In den Wegegraben,
Lehnte sich auf seinen Stab
Wie ein müder Wanderknab.
Hielt der Bauer an und frug:
„Heda! Saht Ihr Keinen,
Der ein weisses Bündel trug?“ —
„Hei, das will ich meinen.
Als Ihr kamt, da ward ihm bang,
Durch den Sumpf er weiter sprang
Mit behenden Beinen.
So Ihr aber grosse Eil'
Habt, den Schelm zu fangen,
Lauft ihm nach; ich halt' derweil
Eurem Ross die Stangen.“

Stieg der Bauer ab vom Gaul,
Rannte scheltend weiter,
Und der Schüler war nicht faul,
Machte sich zum Reiter,
Thät sich freuen seiner List
Und von hinnen jagen. —
Was aus ihm geworden ist,
Weiss ich nicht zu sagen.

Als zu Fuss der Bauer kam
Spät nach Hause wieder,
Setzte er sich still und zahm
Auf das Bänklein nieder.
Trat die Frau heran und frug:
„Hast du ihn gefunden,
Der das weisse Bündel trug,
So ich ihm gebunden?“
„Freilich,“ sprach der Mann, „ich gab
Ihm dass Ross zur Reise,
Dass recht bald der wackre Knab
Kommt zum Paradeise.

G. KREYSING, LEIPZIG.

KARLSBADER

[illegible]

Karlsbader

[illegible] KUR

Die Karlsbader Mineralwasser und Quellenprodukte

sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad (Böhmen)

sowie durch

alle Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Drogerien.

Lagerhaltende Depôts in den grössten Städten aller Welttheile

Nord und Süd.

Sine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben
von
Paul tindau.

Dreiundvierzigster Vand.

lMi! d»n P«ttl«!t5 von: tllchnrl, v»ß. ^lol» Schumann. Wilhelm Munbt.l

V r e ß l a u.
Druck und Verlag von 5. 5cho<tla«nder.

Inhalt des H3. Bandes.

Octllber. — Mobrmber. — Vecember.

Inhalt des 43. Vandes,

October 1887.

Inhal».

hierzu ein Portrait von Richard voß.
Radirung von l. Kühn in München.

prei« pr« Vnartal (3 yefte» 5 Mark. —^

All» Vüchbandlungen »nb postanstaiten nehmen jederzeit Vestellnngen »n.

—^^^ Alle auf den redactionellen Inhalt von „Hoid und Hüd" bezügliä Sendungen sind an die Redactwn nach NreLlüu, Siebenhufenerftraß« 2/3, »t Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilagen zu diesem hefte
von
3. sugell«!'», Stuttgart. (lngelhorn. Allgemein» ll«m»nbU>!iotl>el)
Z. »K, «ll«l»»<l»>, leipiig. (Heinrich Seiüel.1

Die Mutter der Tatonen.

von

Richard Vosz.

— Verchtesgaoen. — Frascati. —

I.

lon allen Herrlichkeiten der Villa des Lucull, die dieser große
Lebemann des Alterthums im Albanergebirge besessen, ist nur
ein einziges Stück unscheinbaren grauen Gemäuers auf die heutige
Zeit gekommen — das Grab Luculls.

Die Gruft, darin der geniale Schlemmer von dem Bacchanal seines
Lebens ausgeruht hat, mar einstmals im Schmuck ihrer Marmorbekleidung
ein leuchtender Prunkbau, der weit hinaus strahlte über die Gärten und
Nosengesilde jenes unvergleichlichen Landsitzes. Räuberische Hände haben das
kostbare Gestein zertrümmert, das prangende Grab aufgerissen, nach Schätzen
durchwühlt und den stillen Bewohner des schönen Hauses aus seinen« Marmor-
bette gezerrt. Heute ist das Denkmal ein öder Steinhaufen, die Grab-
kammer eine leere Höhlung, in welche die Sonne hineinscheint.

Der Bau befindet sich mitten in Frascati, das nebst allen seinen Kirchen,
Klöstern und Palästen von den Trümmern der Lucullischen Villa gebaut
ward; es liegt eingezwängt zwischen zwei armseligen Häusern, die beide, um
eine Wand zu ersparen, das alte Steinwerk benutzten. Diese bequeme Bau-
art giebt einem jedem der Häuschen ein wunderlich schiefes Aussehen und
läßt den hohen, schlanken Rundbau der Grabruine wie einen derben Keil
erscheinen, den eine Riesenfaust in eine menschliche Wohnung getrieben, sie
mitten durchspaltend. Der Geschmack des einen Hausbesitzers ließ die Wände
seines Eigenthums schön rosenroth anstreichen, während die Mauern des
andern Häuschens im zartesten Himmelblau erglänzen; dazwischen steht nun
das arme, seiner ganzen Schönheit beraubte Nömergrab grau und trübselig
da, gleich einem mißmuthigen alten Gesellen, der an jedem Arm ein sonn-

täglich geschmücktes, bescheidenes, aber frisches junges Ding führt, mit
welchen guten Kindern der Griesgram womöglich zu Tanze gehen soll.
Aber auch der Alte tonnte sich herausputzen. Nie ein Bursch, der
auf Freiersfüßen geht, sich den Hnt voller Blumen und bunter Bänder
steckt, so lustig farbig trug es die ehrwürdige Ruine auf ihre»! greifen Haupt;
denn mit der Zeit hatte sich auf der zertrümmerten Grabkuvpel ein wilder
Garten angesiedelt. Im Frühling leuchtete das Gemäuer von Goldlack und
Goldregen, als ob alle schätze Roms darüber ausgeschüttet wären; einige
Wochen später umrankten es buntes Eaprisolium, blaue Nicken und rothe
Winden, die in der Sonne wie Edelsteine funkelten; Nosen kletterten auf
und ab, Weißdorn uud wilder Schneeball verhüllten mit ihren« winterlichen
Schimmer die Nisse; und war die eine Blumengattung verblüht, so
tnospete bereits wieder eine andere, so daß das ganze Jahr hindurch von
dem grauen Gestein ein süßer Wohlgeruch ausging, als entströmten dem Grabe
des berühmten Prassers noch immer die Düfte Arabiens.
Auch das war fchön von der alten Mine: daß sie selbst den wildesten
und verwegensten aller Straßenjungen Fraocatis nicht ans ihre ehrwürdige
Wölbung hinauf, nicht in ihr Zaubcrgärtlei» hinein ließ. Diefe Eigen-
schaft, welche das Grabmal mit hohen Thürmen und steileil Felsen ge-
meinsam hatte, machten sich die Vögel zu Nutze; in Schaaren nisteten sie
droben, uud es waren nicht etwa gemeine Dohlen, Krähen und Falten,
sondern vornehme Amseln, Drosseln und Nachtigallen, die in den lauen
römischen Frühlingsnächten das Grab Luculis umflöteten und umschluchzten,
als lägen Nomeo und Julia, die beiden seligen Liebenden selbst, hier be-
graben.
Vor der Nuine befand sich ein kleiner Platz, in dessen Sand- und
Schmutzhaufen die junge Brut der Frascataner mit einer Schaar von Hühnern,
Hunden und Schweinen sich theilte, redlich bemühten sich die Kinder, die
Natur ihrer Spielgefährten anzunehmen; sie krähten wie die Hähne, heulten
wie die Hunde und grunzten wie die Schweine, mit denen sie sich im Schmutze
wälzten. Der Platz hieß Piazza di Lucullo! Es gab auch eine Via di
Lucullo und ein Vicolo di Lucullo, eine dunkle, enge, schmierige Gasse,
und ein dunkles, enges, schmieriges Gäßchen, welche beide von der Piazza
di Lucullo steil nach dem Domplatz hinabführten und in denen dieselbe
Bevölkerung wie auf der Piazza sich befand; nur daß zu den Kindern, zu
den Hühnern, Hunden und Schweinen eine Menge von Weibern kam; Weiber,
die spinnend an den schwarzen Wänden lehnten^ Weiber, die müssig in den
Thüren, auf den schmutzigen Treppen kauerten, Weiber, die ihren Salat
wuschen, ihre Haare kämmten, ihren Säuglingen die Brust reichten und die
Alle zusammen ein Geschrei anhüben als ob ein Mord geschehen wäre.
Doch es gab in Frascati nicht nnr eine Piazza, eine Via und
ein Vicolo di Lucullo, sondern es gab daselbst auch eine Ealzoleria di
Lucullo; denn in der Grabkammer des glückseligen Heiden hauste ein junger

Schuhmacher, der eigentlich Nngelo Princivini hie!?, der aber, weil er im
Grabe Lucull? wohnte, von «an; Irascati „Sor Lucnllo" aenannt ward.
Lucullo war nur ein Fli^schmter: aber was für ein Flickschuster war
er! Für die braunen, zierlichen Füste der schönen Fra'catanerinnen au?
der gegerbten Haut einer Ziege oder eines Rindes, mit Hülse von Pfriemen
und Ahle einen Schuh Hermstellen, ein solche? Kunstwerk hätte unser magerer
Lucullo allerdings nicht zu Stande gebracht; doch wenn eine der vielen
schwarchaarigen, schwarzäugigen und braunwangioen Töchter der wonnigen
Weinstadt — Lucullo flickte mit Vorzug die Schuhe der Frascatanerinnen:
der jungen Frascatanerinnen, au? dem vlumven Fnstwerk der Frascataner
machte er sich nichts — wenn eine der braunen, hübschen Heren über den
Platz, der seinen Namen führte, zu seiner Grabwohnung geschritten kam,
das Hesse Schleiertuch über dem Kovf, in der einen Hand den Fächer und
in der anderen den zerrissenen Schuh, so vochte dem guten Lucullo das
Herz, als ob ein neckischer Kobold seinen Hammer genommen hätte und
damit kräftig auf feine Vrust losschlüge, wie wenn diese ein Stück grober
Rindshaut wäre. Die Schöne kam und brachte unserem wackern Meister
den zerrissenen Schuh. Zunächst wurden auf da? zierlichste Grütze ge-
tauscht und höfliche oder scherzhafte Reden gewechselt, darauf nah», Lucullo,
mit einem eindringlichen Nlick in die Augen seiner Kundin, dieser den Schnh
sanft aus der Hand, vrüfte auf da? Bedächtigste — bei der fehr jungen
und fehr hülsschen Frascatanerin auf das Andächtigste — zog den Fall mit
gedührender Wichtigkeit in Erwägung, sich so voller Inbrunst in die Sache
versenkend, daß er, um den zerrissenen Schuh in seiner Hand wieder herstellen
zu können, durchaus den andern Schuh, den die Schöne am Futze trug,
eingehend betrachten und in allen seinen Formen studiren mutzte. War
nun der zerrissene Schuh dermalen defect, das; er sich kaum noch
flicken liest, oder kam, während der Meister das ^bject mit nachdenklichen
Blicken betrachtete, die Schöne selbst zu dieser Ueberzeugung, und meinte
sie: sie thäte eigentlich besser, bei Sor Dommaso ein neues Paar Schuhe
zu bestellen, so gcrieth der gute Lucullo in die höchste Aufregung. Er be-
stritt auf das Heftigste den hoffnungslosen Instand des kranken Schuhes,
hewies auf das Schlagendste, wie gut er noch zu heilen sei, meinte; es
wäre eine Sünde, dem Dasein de? hübschen Schuhwerke? ein so frühe?
Ende zu bereiten, und seine Kundin brächte sich um Geld und Gut, würde
sich diese bei dem albernen Tropf, dem Dommaso, schon wieder ein neue?
Paar bestellen. Gelang es seiner Veredtsmnkeit, die Schöne von ihrem
Vorsatz abzubringen, so hatte unser Lucullo einen besonder? guten Dag. Mit
wahrer Wonne nahm er die Ruine von einein Schuh in Arbeit, so lange
daran herumflickend und hämmernd, bi? da? scheinbar Unmögliche möglich
geworden war.
Und wie er bei der mühseligen Arbeit pfiff und sang, welche neckischen
Rispetti, allerliebsten Ritornelli und schwermüthigeu Canzonen er dem Volk

auf der Piazza zum Besten gab, wie er, war sein Werk vollendet, den
Schuh putzte, bis er in dem Glänze sich spiegeln konnte; wie er sein
hübsches Vild auf dem blanken, schwarzen Grunde anlachte; wie er der
Schönen pünktlich an dem bestimmten Tage die Arbeit zurückgab (sie mußte
dieselbe selbst abholen); wie er sich an ihrem Staunen ergötzte; wie er
schließlich eine so geringe Forderung machte, daß die Schöne ganz verlegen
wurde; wie diese ihm dann auf das Anmuthigste dankte; wie er dann
von Neuem sang und pfiff, und pfiff und sang, — man muhte ein Stein
am Grabmal Luculls sein, um vollständig gleichgültig dabei zu bleiben.
Mißlangen indessen alle Künste Lucullischer Ueberredungsgabe, oder
scheiterten sie an dem unheilbaren Leiden des Schuhes, und verließ die
schöne Fiascatcmerin den fleißigsten, lustigsten und hübschesten aller Schuh-
flicker des römischen Reiches, um sich bei Sor Tommaso ein neues Paar
Schuhe zu bestellen, so konnte es vorkommen, daß unserem wackeren Meister
den ganzen Tag über nicht ein einziges zärtliches, oder schwcrmüthiges, oder
leidenschaftliches Lied einfiel. Verdrossen saß er im tiefsten Innern seiner
Gruft, stickte mißmuthig darauf los, und während er flickte, sangen aus dem
Grabmal Luculls die Amseln und Nachtigallen, bei deren klagenden Tönen
unser armer Meister sich eindringlichst vorstellte, wie sein Nebenbuhler und
Todfeind, der lahme, schieläugige, griesgrämige Sor Tommaso, dem
schönen Geschöpf die Schuhe anmaß — fage anmaß! und daß er in seinem
ganzen Leben noch nicht ein einziges Mal einen vollständig neuen Schuh
gemacht, geschweige denn angemessen hatte. Dabei wußte er ganz genau:
dieser Sor Tommaso war ein jammervoller Ignorant, ein elender Pfuscher
und Stümper, dessen miserabel gearbeitetes Echuhzeug noch niemals auf einen
Fuß gepaßt hatte — wenigstens nicht auf einen Frauenfuß! Was aber
that dieser schnöde Tropf, was that er? — Zwei Mal probirte er fein
Machwerk cm! Ja, war das Mädchen fehr jung und ganz befonders
fchön, so war es vorgekommen, daß der Elende seinen Schuh drei Mal
anprobirt hatte. Und das ließen sich die armen, hübschen, gequälten
Geschöpfe gefallen — von diesem klumpfüßigen, buckligen, widerwärtigen
Sor Tommaso! Mit einem Wort: der schwere Kummer unseres Lucullo
war, daß er als Flickschuster seiner Lebtage nicht dazu kommen würde, ein
Paar neuer Schuhe anzumessen, sondern immerzu flicken, immerzu flicken
mußte. Was für Vorwürfe hatte er feinem lieben Heiligen und guten Schutz-
patron, dem werthen San Crispino, fchon um dieser Sache willen gemacht!
Im Uebrigen, wäre auf der Welt der verfl . . . Sor Tommaso und
das verd . . . Anmessen nicht gewesen, so hätte unser Meister Lucullo mit
keinem Menschen getauscht, und märe sein berühmter Namensvetter und
Vorbewohner seines hübschen kleinen Hauses, der selige Römer Lucius
Lucullus, selber gekommen, um ihm für feinen Pfriemen einen feiner welt-
berühmten Rosenkränze abzutreten.
Es war aber auch ein herrliches Leben, welches er, Lucullus Nr. 2,

führte. Sobald die Sonne durch das Blumengärtchen auf der Kuppel des
ehemaligen Prachtbaues ihre ersten Strahlen gaukeln ließ, öffnete sich die
grün angestrichene Holzthür, welche das einzige Gemach des Hauses abschloß,
und Lucullo trat heraus. War das Wetter schlecht, so zog sich unser Meister
in seine Grabkammer zurück wie eine Schnecke in ihr Haus; war es schön,
so verlegte er die ganze Werkstatt in's Freie, scherzte mit Allen, schwatzte
mit Allen, lachte mit Allen, dazwischen stickend und hämmernd, pfeifend
und singend, von Morgens früh bis spät in die Nacht hinein.
Es war merkwürdig i alle Neuigkeiten Frascatis wurden auf der
Piazza Lucullo zusammengetragen, als ob sich dort für dergleichen Artikel
ein Magazin befände. War Einer ennordet worden, oder hatte Eine in
der Tombola gewonnen; war Jemand gestorben, Jemand geboren; hatte
sich Jemand verlobt. Jemand verheirathet — bevor diese wichtigen Er-
eignisse in der Stadt bekannt waren, wußte sie Freund Lucull. Weder
beim Barbier im Corso Vittorio Enmnuele, noch in der Apotheke auf der
Piazza del Duomo, oder beim Pizzicarolo gab es so viel zu hören, wie
bei dein jungen, hübschen, lustigen Flickschuster am Grabe Luculls.
Eine Quelle unerschöpflicher Belustigung waren für unfern Meister
die Fremden, die Inglesi und Tedeschi, von denen täglich Etliche auf den
Platz kamen, sich daselbst feierlich aufpflanzten, ein rothes oder braunes
Buch aus der Tafche zogen, zu lesen begannen und dann starren Blickes
sein kleines Haus betrachteten, als wären Wunderdinge daran zu sehen.
Einige Male ereignete es sich sogar, daß das Haus Meister Luculls ab-
gemalt und abgezeichnet wurde, und eines Tages kam ein Fremder zu ihm
und frug: ob er, der im Grabe Luculls wohnte, auch wisse, wer dieser
Lucull gewesen sei?
Wer dieser Lucull gewesen sei Lucull mußte lachen: wie sollte
er wissen, wer dieser Lucull gewesen sei? Vielleicht auch ein Flickschuster.
Uebrigens bestand zwischen dem seligen Lucius Lucullus und unserem
guten Freund eine starke Seeleuuerwandtschaft: gab es doch in ganz Frascati
keinen solchen Feinschmecker wie Lucull Nr. 2.
Was das Trinken anbetraf, so galt er darin als eine unbestrittene
Autorität, und das wollte in Frascati Etwas besagen. Er kannte die
Beschaffenheit jeder Traube aller Vignen von Albano bis Monte Compatri.
Sein Prüfen der verschiedenen Weinsorten war mehr als ein Talent, es
war Genie; mit dem unfehlbaren Instinct eines Hundes witterte er den
rechten Keller und in dem Keller das rechte Faß; der Weinschank, den er
besuchte, fühlte sich geehrt und machte Neclame damit. Wie Lucullo in
einer der hundert Spelunken Frascatis bald einen i'o380 ilcsiuw, bald einen
dianoo äolcs, jetzt einen eleatico, dann einen «Mwanw kostete, war ein
sehenswerther Anblick.
Ein eben solcher Künstler war er im Essen. In der Trattoria, wo
er jeden Mittag und jeden Abend sveiste, wurden die Artischocken all' Ebreo,

die gefüllten Tomaten und die Makkaroni genau nach seinen Angaben zu-
bereitet; er wußte aus verschiedenen Kräutern und Gemüsen eine ausge-
zeichnete Ministra zu componiren; und es gab ein Lieblingsgericht der
Frascataner, eine Art von Spaghetti, die nach ihrem Erfinder „al Lucullo"
genannt wurde. Sonntags schoß er sich gewöhnlich selbst seinen Braten.
In aller Frühe stieg er nach Tusculum hinauf, in den tiefen Waldungen
des Ruinenbergs nach unschuldigen Singvögeln fahndend. Amseln zog er
den Drosseln vor, und lieber als Amseln jagte er Nachtigallen. Für die
berühmte Pastete, die einst sein Namensvetter ans den Zungen jener lieb-
lichen Sänger bereiten ließ, wäre unser Lucullo just der rechte Gast gewesen.

ll,

Ueber die Piazza Lucullo führt es hinauf zu den Kavuzinern, deren
Kloster in ziemlicher Höbe über der Stadt inmitten der schönen Wildnisse
tusculanischer Villen liegt. Das Heiligthum erfreut sich eines weit ver-
breiteten Rufes; denn es besitzt eine Madonna, die vor Zeiten Wunder be-
wirkte «nd also zu jeder Heit von Neuem Wunder bewirken kann. So wird
denn die Kirche der guten Kapuziner, trotz des steilen Weges, der zu ihr
führt, fleißig von frommen Frascatanern und besonders von frommen
Frascatanerinnen besticht. Ein großer Tbeil dieser Andächtigen mußte an
dem Hause unseres lustigen Flickschusters vorüber, welcher eines Tages die
Entdeckung machte, daß die Menschen doch sehr verschieden geartet wären,
indem Einige im Schweiße ihres Angesichts einen hohen Berg hinaufklettern,
um droben das Kreuz zu schlagen und recht inbrünstig die Heiligen anzu-
rufen, während Andere lieber sitzen blieben, wo sie grade saßen, um ge-
legentlich in aller Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit einen gelinden Stoßseufzer
an ihren Schutzpatron zu richten, wofür dieser gute Mann, gleichfalls in
aller Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit, sich bei raffender Gelegenheit dankbar
erweisen konnte.

Eines Frühlingstages saß Lucull vor seinem Grabe und hämmerte
im Tact mit dem Pfeifen einer Amfel, die auf dem Dache unter blühendem
Goldregen ihr Nest baute, an dein Schuh eines biedern Fwscatnners;
alfo mit etwas weniger Lust und Liebe zur Sache, als wenn es gegolten
hätte, einem Pantöffelchen ein allerletztes Mal zu kurzer Lebensdauer zu
verhelfen. Das ungefügige Gehwerk hin und herdrehend und mit nicht
gerade wohlwollenden Blicken musternd, brummte er:

„Was der Kerl für einen Fuß haben muß! Santo Erispino, wie
kann ein Ehrist einen solchen Fuß haben? Warum geht der Mann nicht
zu meinem lieben Eollegen Tommaso? Da könnte dieser wunderhübsche
Junge nach Herzenslust Maß nehmen, da könnte dieser reizende Mensch ein
halbes Dutzend mal anprobiren. Werde ich mich mit solchem Klumpfuß
plagen!"

Damit flog der Schuh des biedern Frascataners über die Schultern
des Meisters in die Kammer hinein; grade wollte Lncull sich bücken, um
aus dem Haufen zerrissenen Lederwerks am Voden den zierlichsten Schuh
herauszulesen, als er seinen Namen rufen hörte und zwar von einer Stimme,
die einen solchen tiefen, gedämpften Wohllaut hatte, wie von sämmtlichen
jungen und schönen Frascatanerinnen nur Eine besitzen konnte. Auch daß
der Ruf herb und gebieterisch klang, paßte zu jener Einen und Einzigen. Dem
guten Lucullo schoß denn auch sofort alles Vlut zu Kons; mit einem jähen
Ruck fuhr er in die Höhe, drehte sich um und wahrhaftig — sie mar es.
Wie hätte es auch eine Andere sein können, mit dieser Stimme!
Sie befand sich ihm gegenüber auf der anderen Seite des Platzes,
dort, wo es zu den Kapuzinern hinaufging und wo als Weg- und Wahr-
weiser ein hohes Holzkreuz errichtet war. Unter diesen» Kreuze kauerte sie;
es mußte ihr etwas zugestoßen sein, denn sie schien völlig erschöpft zu sein,
und ihr Kopf, von dem unter dem gelbwollenen Schleiertuch hervor ein
röthlicher Glanz ausging, war gegen den Stamm des Kreuzes gesunken.
Lucullo war durch den Umstand, von der größten Schönheit der Stadt
sich vertraulich angerufen zu hören, dermaßen verblüfft, daß er dastand und
starr zu dem schönen Geschöpf hinüberblickte. Es tbat ihm leid, daß das
große Ereignis, in der heißen Nachmittagsstunde stattfand, der einzigen
Tageszeit, wo der Platz vereinsamt dalag; dem eitlen, jungen Menschen wäre
es recht gewesen, wenn ganz Frascnti vernommen hätte, wie die stolze
Sabin« ihn um seinen Beistand anging.
„He Du, Lucullo! Warum kommst Du nicht, wenn ich Dich rufe?"
Jetzt lief er zu ihr, denkend: Was mag sie nur von Dir wollen?
Wie schade, daß es N'cht Sonntag ist, und Du Deinen neuen Anzug nicht
anhast, in dem Du wie ein Signore aussiehst.
Nun stand er vor ihr. Sie aber, weil er ihrem Rufe nicht gleich ge-
folgt war, machte ein Gesicht wie eine beleidigte Königin; dabei sah sie in
ihrem Zorn so herrlich aus, daß Lucullo über ihre Schönheit förmlich erfchrcck.
Ueberdies hatte er sie noch nie so nahe gesehen. Wie sollte er auch? Sie
kam nicht zu ihm, um ihm ihre zerrissenen Schuhe zum flicken zu bringen;
denn sie, obgleich nicht viel reicher als er selbst, ließ ihre zerrissenen Schuhe
bei keinem Flickschuster macheu, soudern ibre Schuhe bekam der verd ....
Dommaso in seine groben, schmierigen Hände, und der vornehme Sor
Dommaso, der sich sonst niemals herbeiließ, einen Schuh zu flicken, ihren
Schuh flickte er! Ein einziges Mal ibren Schuh flicken zu können
Diese Netrachtungen und Empfindum'en schössen dem guten Lucullo
durch den Kopf, als er vor Sabina stand und ihre Schönheit ihn er-
schauern machte. Er wußte noch immer nicht, was sie von ihm wollte,
er sah nur, daß sie zornig auf ihn war; aber selbst ihr Zorn machte ihn
glücklich.
Jetzt sagte sie grollend:

„Du bist ein schöner Glllantuomo! Siehst nnch hier an der Straße
liegen und Schmerzen ausstehen, und kümmerst Dich nicht um mich."
Lucullo rief erschrocken:
„Ihr habt Schmerzen, was ist Euch?"
Aber sie unterbrach ihn:
„Was fällt Dir ein, mit, Ihr zu nennen? Ich bin keine Signora.
Rede doch mit mir, wie es sich gehört."
Lncullo stammelte:
„Was ist Dir geschehen?"
Sie warf einen fcindfeligen Blick auf den Weg, dessen Pflaster noch
zum großen Thcil aus den Basaltpolvgonen der alten Straße bestand, die
von Rom nach Tusculum hinaufgeführt hatte; der Zustand der Straße war
allerdings ein solcher, daß die frommen Frascatauer und Frascatanerinnen,
die uni ihres Seelenheiles willen nach dem ivapnzinerkloster wallfahrten,
vorher in Tan Pietro, oder in Santa Eroce oder in San Filippo ihren
Schutzheiligen bitten sollten, sie nicht Anne und Beine brechen zu lassen;
nnd kamen sie heil herunter, so mochten sie sich dafür bei ihrem Beschützer
bedanken. Das letztere konnte nun die schöne Sabin« nicht; denn sie hatte
sich auf der halsbrecherischen Straße den Fuß verstaucht.
„Und sieh, was mir noch geschehen ist; meine besten Schuhe!"
Damit streckte sie unter ihrem dunklen Wollenkleide ihren Fuß hervor.
Welch einen Fuß! (5s versetzte Lncullo förmlich den Athem, diefes Füßchen
zu sehen; und grade über dem Spann gewahrte er einen weitklaffenden
Riß. Da wurde auch Lncullo zornig.
„Dn Arme! Aber daran ist niemand Anderes schuld, als dieser
Pfuscher von Sor Tommaso. Einen solchen Schuh zu machen! Für Dich
eine solche Bestie uon Schuh! Mit solchem Schuh mußtest Du Dir ja den
Fuß verstauchen. Mich wundert nur, daß Du Dir ihn nicht gebrochen hast.
Und was für ein Leder! Wie konnte dieser Stümper sich unterstehen, für
Dich solches Leder zu nehmen? Und sonst diese niederträchtige Arbeit!
Bei dem Herzen der Madonna, der Lump hat Dir die Schuhe viel zu groß
gemacht. Ein solches Füßchen zu haben und dann einen solchen Schuh
tragen zu müssen. Es ist nicht zu glauben!"
Trotz ihrer heftigen Schmerzen mußte Sabina über den Zorn des
jungen Schuhftickers hell auflachen, was zur Folge hatte, daß Lucullo feine
Augen von ihrem Fuß erhob, starr auf ihr Gesicht richtete, und den Ver-
such machte, sich klar zu werden: wann sie schöner sei, wenn sie ihn aus-
lachte, oder wenn sie zornig auf ihn war? Aber seufzend gab er es auf,
jemals dahinter zu kommen.
Anch Sabin« blickte ihn an, nnd machte dabei die Entdeckung, daß
dieser Sor Lncnllo der hübscheste Flickschuster sei, den sie in ihrem ganzen
Leben gesehen hatte. Warum in aller Welt ließ sie ihr zerrissenes Schuh-
werk uicht von diesem höflichen, jungen Mann flicken; überhaupt — warum

machte er ihre Schuhe nicht? Was kümmerte es sie, daß er nur ein Flick'
schuster mar? Sie wollte sich die Sache überlegen.
Nachdem die beiden schönen Menschen sich einander eine lange Weile
mit großer Eindringlichkeit in die Augen gesehen, wandte Sabin« in
schwindendem Groll ihren Kopf abermals den, antiken Straßenpflaster zu,
welches, wie sie sich zu überzeugen begann, die mindere Schuld an ihrem
Unfälle trug, während Lucull mit erneutem Zorn auf das elende Mach-
werk seines Nebenbuhlers herabschaute. Sich heftig durch die dunklen Locken
fahrend, meinte der Treffliche:
„Was fangen wir jetzt an? Zu Fuß wirst Du nicht nach Zause
gehen können. Ich will hinunter nach der Piazza laufen und Dir einen
Wagen holen; auch zum Apotheker will ich gehen, damit er Dir etwas für
Deinen Fuß giebt. Hast Du starke Schmerzen?"
Die Schmerzen waren allerdings sehr stark; ward man jedoch mit
solchen leuchtenden Blicken angesehen, so ließen sie sich ertragen. Lucullos
gut gemeinte Vorschläge lehnte sie grollend ab:
„Ich werde im Wagen nach Hause fahren! Der dumme Fuß kostet
mich so wie so nieine neuen Schuhe, die mir wirklich nicht passen. Und nun
gar der Apotheker — — Ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen
Apotheker gebraucht, und hoffe auch ohne Apotheker zu sterben. Ich will
Dir etwas Besseres sagen. Nach Hause käme ich jetzt allerdings nicht;
auch mag ich nicht so durch die Stadt humpeln. Aber über den Platz
werde ich, wenn Du mir Deinen Arm giebst, ganz gut kommen. Dann
setze ich mich zu Dir, Du flickst meinen Schuh und ich mache nasse Um-
schläge auf meinen Fuß. Bis zum Abend ist Alles wieder gut, Abends
begleitest Du mich nach Hause. Wie Du weißt, stehe ich gauz allein auf
der Welt, bin meine eigene Herrin und brauche mich um Niemanden zu
kümmern. Und nun hilf mir auf."
Um ihr aufzuhelfen — denn sie M wirtlich sehr starke Schmerzen
und war ganz hilflos — mußte er sie fest um den Leib fassen, sie sanft in
die Höhe ziehen, alsdann, immerfort feine Hände um ihren Leib, sie vor-
sichtig führen, langsam, ganz langsam, um nach ein paar Schritten auszu-
ruhen und sie beim Stehen noch fester zu umfassen. Vis nach Nom hätte
er sie auf diese Weise geleiten können, und weiter! Mußte auch der Platz
so klein sein, daß er schon nach wenigen Minuten drüben war, schon nach
wenigen Minuten seine Arme von ihr lösen mußte. Er holte den einzigen
Sitz im Hause, seiuen Tchusterschemmel, herbei, stellte ihn an den schattigsten
Platz, breitete sein frisch gewaschenes, rothes Taschentuch über das Holz;
und nun konnte sich die Göttin bei dem armen Flickschuster niederlassen.
Aber die Schmerzen der Tchönen wurden immer stärker; also stürzte
Lucullo in seine Grabkmmner, ergriff das einzige Gefäß seines Haushalts,
die schilfumflochtene Foglietta, schüttete den Nest des Weines auf den

Boden und lief zum Brunnen, von wo er nach wenigen Augenblicken mit
der gefüllten Flasche zurückkam.
Er fand den zerrissenen Schuh ausgezogen und sah es unter dem Rock
geheimnißvoll hervorleuchten.
Unterdessen Sabina aus ihren« großen, bunten Fazzoletto, ohne welches
sich kein Frascatancr und keine Frascatanerin öffentlich blicken läßt, eine
Eomi'resse machte und diese angefeuchtet auf den Fuß le,ste, suchte Lucullo
sein Werkzeug zusammen, kramte sein geschmeidigstes Stück Leder hervor,
und sehte sich neben Sabin« auf den Boden, nm zu ihren Füßen ihren
Schuh zu flicken.
Sabin«, den Fächer entfaltend, begann das Gespräch.
„Weißt Du, daß Du eigentlich recht hübsch wohnst? Nur etwas eng.
Line Frau könntest Du nicht brauchen. Was würdest Du wohl anfangen,
mein armer Lucullo, wenn Du Dich verliebtest und eine Frau nehmen
wolltest?"
Wenn der arme Lncullo sich verliebte! Allerdings das mit der Frau
— Er gestand der Schönen, daß er noch niemals daran gedacht hatte, eine
Frau zu nehmen sdas sagte er mit unsicherer Stimme und einen, Blicke,
vor dessen Gluth sich Sabina schleunigst durch ihren Fächer schützen mußte).
Uebrigens — wenn er einmal daran denken sollte, eine Frau zu nehmen,
,o würde sich für die Frau schon Platz in seinem Hause finden. Er
wußte schon wo und wie. Von der Kammer aus brauchte er nur eine
Treppe ans das Dach hinaufzuführen und ein Stockwerk daraufzusehen:
Platz gab es droben genug für ein ganzes Pillino! Auf das Eindring-
lichste nnd Beweglichste ersuchte er seine neue, schöne Kundin, sich die Aus-
sicht vorzustellen, die seine zukünftige Frau von ihrer luftigen Wohnung
aus genießen würde. Des Sommers befände sie sich dort oben: ,,rii-<w>'!«
ooine in villo^intnrn": und des Abends — ,,Äic> dst lre^o!"
Dann war sie wiederum so bestrickend schön: nämlich, als sie ihn mit
seiner zukünftigen Fran und feinem luftigen Villino auslachte. Zuerst zeigte
sich Lueullo über diesen Ausbruch von Heiterkeit etwas niedergeschlagen, er
hatte eine etwas wärmere Aufnahme seines mit glühender Beredsamkeit
vorgetragenen Plane? erwartet: zuletzt stimmte er in ihr unwiderstehliches
Lachen ein. Hätte er nur nicht immerfort ihre Lippen betrachten müssen,
diefe rothen, vollen, weichen Lippen, zwischen denen die Zähne hervorblitzten.
Wie konnte er dabei ihren Schuh sticken, diesen allerliebsten Schnh, der sein
Meisterstück werden sollte.
Sabin« meinte:
„Fürchtest Dn Dich nicht in einem Grabe zu wohnen?"
Diese Frage, die eine wunde Stelle in Lucullos Innern berührte, machte
ihn böse.
„Dn bist also auch der Ansicht, daß mein Haus ein Grab sei? Ich
hätte Dich für verständiger gehalten. Seit wann läßt sich ein Ehrnten-

mensch über der Erde begraben? Sieh doch diese Mauern an. Wozu braucht ein Todter solche Mauern? Sage doch selbst! Und diese Höhe. Was macht sich ein Todter daraus, daß man auf seinem Grabe eine schöne Aussicht hat? Glaube mir, das mit dem Sepolcro ist eine Dummheit; es müßte denn sein, daß irgend ein Narr sich in den Kopf gesetzt hätte, in einein Thurm begraben zu werden."

„Dann wird es ein Narr gewesen sein; denn daß Dein Haus eigentlich ein Grab ist, soll sogar in den Büchern zu lesen stehen. Es spukt ja wohl auch bei Dir? Die Leute sagen, daß jede Nacht ein goldenes Huhn mit goldenen Küken in Deine Kammer käme. Hast Du das goldene Huhn schon gesehen?"

„Nichts habe ich gesehen," rief Lucullo zornig. „Ich wollte, das goldene Huhn käme mir einmal in den Weg gelaufen! Dann würde ich es fangen und es müßte mir goldene Eier legen, von denen ich mir um die Leute zu ärgern, eine goldene Frittata backen wurde. Das wollte ich Dich fragen: Warum bist Du eigentlich bei den Kapuzinern gewesen?"

„Was geht's Dich an, warum ich dort gewesen bin?"

„Gar nichts."

„Meinetwegen kannst Du es wissen; Gebeichtet habe ich bei den Kapuzinern."

„Gebeichtest hast Du! Beichtest Du oft?"

„Je nachdem."

Er brummte:

„Also je nachdem. Wahrscheinlich, sobald Du wieder einmal Einem den Kopf verdreht hast. Dann mußt Du wohl oft bei den Kapuzinern beichten gehen?"

Und er hämmerte ganz wild auf sein Leder los; je lustiger sie lachte, desto wilder hämmerte er. Nach einer Weile meinte er:

„Möchte wissen, welche Pönitenz der Pater Kapuziner Dir auferlegt hat. Uebrigens fcheinst Du Dir Deine Strafe gerade nicht sehr zu Herzen genommen zu haben. Gehst Du das nächste Mal beichten, wird sie wohl schärfer ausfallen. Geh Du nur bald wieder zu den Kapuzinern; Deiner Seele thut's noch."

Und er hämmerte in Heller Wuth, und sie lachte in Heller Lust. Dann überlegte sie es sich und sagte es ihn::

„Mit dem Schuh wird es doch nichts mehr; also plage Dich nicht damit. Madonna, warum bist Du so böse?"

Und böse war er.

„Was, es würde nichts mehr aus dein Schuh? Wie neu wird er wieder. Ich soll mich nicht damit plagen? Dil meinst, weil ich nur ein Flickschuster bin. Das meinst Du doch? Du willst den Schuh gewiß dem verd . . . Sor Tommaso bringen? Das willst Du doch? Was sagst Du? Was soll ich?"

Sie mußte es ihm noch einmal sagen; denn er hatte sie nicht verstanden.

„Du sollst am Sonntag zu mir kommen und mir ein Paar neue Schuhe anmessen."

„Anmessen. — Ich Dir ein Paar neue Schuhe anmessen?!"

„Nun ja. Was ist denn weiter dabei?"

Lucullo stammelte:

„Aber ich bin ja nur ein Flickschuster, ich kann ja gar keine neuen Schuhe machen."

„Für mich wirst Du schon welche machen können."

„Freilich! Freilich, für Dich "

„Also Du kommst am Sonntag?"

„Ich komme; zum Anmessen komm' ich!"

Er mußte es noch einmal sagen, laut jubelnd:

„Zum Anmessen!"

IH.

Er war bei ihr gewesen und hatte ihr Maß genommen! In seinem neuen römischen Anzüge, darin er wie ein Signore aussah, hatte er diesen stolzesten Gang seines Lebens gethan; mit einem Herzklopfen, als ob es sich um das Heil seines geeinigten Vaterlandes handelte, hatte er an ihren schönen Fuß seine Papierstreifen — blüthenweißes Schreibpapier! — angelegt, mit unsicher« Händen das Große vollbracht und sich darauf als ein neuer Mensch vor ihr vom Boden erhoben.

Und nun saß er in seinen, hübschen, kleinen Hause, das dumme und böswillige Menschen für ein Grab ausgaben; trotz des leuchtenden Frühlingswetters saß er drinnen. So lange die Piazza Lucullo ihren Flickschuster Lucullo besaß, war das uicht geschehen. Die spielenden Kinder hörten in ihren Spielen auf und schauten hinüber: was wohl mit Sor Lucullo vorgefallen wäre? Die schwatzenden Weiber unterbrachen ihr Geschwätz, kamen aus Via und Vicolo Lucullo herbeigeschlurft: warum wohl Sor Lucullo nicht vor seinem Sepolcro säße? Ob er krank wäre, ob er das goldene Huhn gesehen, oder beim Kapuzinerkreuz eine Hexe getroffen hätte? Das war noch niemals dagewesen, daß bei einem solchen Fresco Morgens und Abends Sor Lucullo drinnen saß, nicht sang, nicht pfiff, nicht plauderte, nicht lachte; sondern immerzu hämmerte, immer, immerzu hämmerte.

Aber die guten Weiber erhielten für ihre theilnahmsvollen Fragen schlechten Dank. Was sie das anginge? Er könnte nach seinem Belieben draußen oder drinnen sitzen; und es beliebte ihm nun einmal, drinnen zu sein. So oft er diese abweisende Antwort ertheilte, hörte er mit Hännnern auf und versteckte Etwas unter seinem Schurzfell; grade, als fei eine neue Schuhsohle eiu Liebesbrief.

Wohl zwanzig Mal des Tages ließ er Hammer und Pfriemen verzagt
sinken; denn es wurde nichts daraus! Wohl zwanzig Mal hielt er das Ding
in die Höhe, betrachtete es mißtrauisch von allen Seiten; ob aus dem
Dinge ein Schuh wurde? Und er gelangte wohl zwanzig Mal zu dem
Schluß: ein Schuh würde voraussichtlich daraus werden, aber San Cris-
pino mochte wissen, was für einer. So hat niemals ein Bildhauer bei
seiner Statue, ein Künstler bei seinem Gemälde, ein Poet bei seinem Ge-
dicht gebangt und gehofft, gefürchtet und geglaubt wie unfer hübscher, lustiger
Flickschuster bei seinem neuen Paar Schuhe.
Es ist eine schöne Sitte, daß die Italiener ein jedes Handwerk eine
Kunst nennen. Und von der Arbeit eines Maurers, eines Steinklopfers
und Flickschusters stets von der „»rto" des Mannes reden. Aber uuser
Lucullo verlor über seiner Kunst Appetit und Schlaf, Heiterkeit und Frieden;
er hätte sich am liebsten vor aller Welt zurückgezogen und feine Kunst bei
verschlossenen Thüren getrieben — hätte sein Haus nur ein Fenster ge-
habt! Nach einem qualvoll hingebrachten Tage wälzte er sich des Nachts
ruhelos auf feiner Matte, hatte beängstigende Träume, in denen er feinen
Nebenbuhler, den verd . . . Sor Tommaso, höhnisch über sich lachen hörte;
er litt an Hallucinationen, darin er den schönen Fuß erblickte, für den
fein Schuh passen sollte, aber nicht paßte, obgleich er doch unablässig Maß
nahm und nicht müde wurde dem schönen Fuß die Schuhe anzuvrobiren.
Er sah sie jeden Tag; jeden Tag kam sie an seinem Hause vorüber,
blieb vor der offenen Thüre stehen, ließ ihre prachtvollen Augen über ihn
hinleuchten, grüßte huldreich, bewegte amnuthig ihren großen, bunten Fächer
nach ihm hin und erkundigte sich theilnehmend nach dem Zustande ihres
Schuhwerks. Da saß er daun, beugte sich tief auf das Leder hinab, und
meinte mit einer Heuchlermiene als ginge täglich ein halbes Dutzend Paar
neuer Schuhe aus feiner Werkstatt hervor, daß Alles in bester Ordnung
sei und sie sich darauf verlasse könne, am bestimmten Tage ihre Schuhe
zu erhalten. Dann lachte sie, und dann wurde er zornig über ihr Lachen
und weil sie keine Ahnung davon hatte, in welcher Verhaftung nicht allein
fein Leder, fondern auch fein Gemüth sich befand.
„Mach' nur, daß ich die Schuhe bald bekomme."
„Willst Du bald wieder beichten gehen?"
„Für's Erste nicht; deswegen hat's keine Eile."
Sie war eben eine Here, eine folche, die einen Mann nm Verstand
und Vernunft bringen konnte. Ein anderes Mal trat sie sogar auch eine»
Augenblick bei ihm ein.
„Ich will mich nur bei Dir umsehen, wie breit die Treppe werden
kann, wenn Du für Deine Frau auf dem Dache ein Villino baust."
Sie sah sich um.
„Madonna, Du mußt Dir eine» Stock zur Frau nehmen; ich käme
da nicht hinauf."

„Ich habe Dich noch nicht darum gefragt," versetzte er mit vor Aerger erstickter Stimme.
Sie aber lachte ihn aus.
Dann kam die große Stunde. Trotzdem es kein Sonntag war, wurde der Tag als ein Festtag behandelt; demgemäß verwandelte sich unser Sor Kucullo mit Hülfe des neuen Anzugs in einen Signor Lucullo, darauf band er die fertigen Schuhe in das rothe Taschentuch, auf dein die Herrliche gesessen hatte, verschloß sein Haus und begab sich feierlichen Schrittes nach der Piazza Spineta, woselbst die schöne Sabin« als ihre eigene Herrin mutterseelenallein residirte. Tief Athem holend, kletterte der verliebte Schuster die steile, dunkle Stiege hinauf, klopfte an, hörte sie fragen: wer da sei's antwortete: es seien Freunde, und trat ein.
Die Wohnung von Frascatis größter und stolzester Schönheit unterschied sich von dem Hause von Frascatis hübschestem und lustigstem Schuh-,licker im Wesentlichen nur dadurch, daß sie um ein Geringes weniger klein, weniger niedrig und weniger finster war. Auch waren die Wände nicht wie im Grabe des seligen Lucius Kucullus, graues, geborstenes Gemäuer, sondern sie trugen blasse Spuren ehemaliger goldgelber Tünche und der Fußboden zeigte statt des nackten Gesteins den Prunk vou allerdings stark beschädigten Ziegeln. Um übrigens der Wohnung der Schönen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß gesagt werden, daß das Zimmer nach dem Platz hinaus ein Fenster mit noch niemals geputzten Scheiben besaß und daß in der Mitte das Prachtstück der Einrichtung stand, ein mächtiges Ehebett, mit dem schneeigsten Kinnen bedeckt, welches alte werthvolle Spitzen verzierten. Das Bett nahm die Hälfte des Raumes ein, darin sich außerdem nur noch wenige Geräthschasten befanden. Von einem Herde war nichts zu sehen; hatte die schöne Sabin« einmal Appetit auf eine Minestra oder Frittata, oder auch eiu Umido, so niußte sie sich diese Leckerbissen auf dein Herde einer gefälligen Nachbarin bereiten; für gewöhnlich genügte ihr indessen eine Schüssel Salat, oder eine Hand voll roher Bohnen, ein Stück Brot niit 5)el. betropft, oder Früchte.
Als Lucullo in dieses Gemach, das ihm über die Maßen prächtig dünkte, eintrat, saß die Schöne im offenen Fenster und drehte die abgesponnenen Fäden zusammen; die volle Spindel ließ sie zum Fenster hinaushängen, ihr von Zeit zu Zeit, damit sie sich schneller drehe, einen herzhaften Ruck gebend. Lucullos Kommen störte sie in dieser Beschäftigung nicht.
„Nun, da bist Du ja! Ich hatte Dich schon gestern erwartet. Dort steht Wein und ein Teller mit Eiambelli. Iß und trink. Du kannst Dich dabei setzen und dann wollen wir schwatzen."
„21ills ßlAxiü! Ich möchte Dir zuerst die Schuhe zeigen."
„Sie sind gewiß wunderschön."
„Ich möchte sie Dir anprobiren; ich bin nur deshalb gekommen."

Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn; zugleich hätte er in diesem
''tolzen Augenblick mit dem heiligen Vater selbst nicht getauscht.
„Wozu anprobiren? Sie werden gewiß prächtig passen."
„Was denkst Du? Nie könnten die Schuhe passen, wenn ich sie vor-
her nicht anprobirt habe! Ich werde sie noch oft anprobiren müssen; das
Anprobiren ist bei neuen Schuhen die Hauptsache."
„Nun, so probiren wir."
Ohne ihre Stellung zu ändern, steckte sie den linken Fuß vor, von
deni bei dieser Bewegung der Parttoffel abglitt. Lucullo packte seine
Schuhe aus, schob sich zwischen Wand und Bett zum Fenster hin, ließ sich
auf ein Knie nieder und setzte auf das andere den Fuß der Schönen.
„Paßt er?"
„Habe doch Geduld! Als ob das Anprobiren eine so leichte Sache
wäre und so schnell ginge."
„Au!"
„Wo drückt er? Nicht wahr, er drückt? Es ist ganz natürlich, daß
der Schuh drückt. Das erste Mal muß jeder neue Schuh drücken,"
stammelte der arme Lucull.
„Es wird gewiß gehen."
„Natürlich wird es gehen."
„Wenn sie zuerst auch ein wenig drücken; zuerst drückt jeder neue Schuh."
„Meine neuen Schuhe sollen Dich aber nicht drücken; ich probire sie
Dir so lange an, bis Du sie gar nicht ^mehr fühlst. — Hier sind sie wohl
etwas zu eng."
„Hier und hier. Das nächste Mal werden sie sicherlich besser sitzen.
Laß es jetzt nur! Jetzt mußt Du Eiambelli essen. Du ißt doch gern
Lillmbelli?"
„Freilich! Warte, ich will Dir den Pantoffel wieder anziehen. Ist
das ein Ungethüm! Der kann Dich freilich nicht drücken."
„Du hast Recht; diefe Pantoffeln sind wahre Bestien."
Nun wurde er seelenvergnügt«
Nach mehrmaligem Anprobiren paßten die neuen Schuhe bis auf einiges
Drücken ganz vortrefflich, und kaum paßten sie in dieser fraglichen Weise, als
Lucullo in eine Stimmung von Glückseligkeit gerieth, daß Piazza, Via und
Vicolo Lucullo von Neuem in Aufregung kamen. Nach einigen Tagen wußte
bereits ganz Frascati: Sor Lucullo ist verliebt, Sor Lucullo geht auf Freiers-
füßen, Eor Lucullo will heirathen! Und wen will Sor Lucullo Heimchen?
Wen anders, als die Sabina, als die fchöne, hoffärthige Sabin«, der schon so
Viele nachgelaufen sind und die auch den armen Sor Lucullo laufen lassen
wird.
Aber darum kümmerte sich Sor Lucullo vor der Haud gar nicht; vor
der Hand war dieser leichtfertige Sor Lucullo bis über feine kleinen,
braunen Ohren verliebt, vor der Hand wollte sich dieser Schlingel um gar

nichts Anderes kümmern, als um seine tolle und sinnlose Verliebtheit. Er saß nun wieder den ganzen Tag vor seiner Thür und hämmerte, pfiff und sang, wie im ganzen römischen Reich noch niemals ein Schuster gehämmert, gepfiffen und gesungen hatte; die Amseln und Nachtigallen, die auf seinen! Dache nisteten, wurden förmlich neidisch und bekamen plötzlich den sonderbaren Ehrgeiz, sich mit dem lustigen Flickschuster in einen Wettstreit einzulassen. Da kann man sich vorstellen, was für eine Lust es um das Grab des guten Luculls war; denn auch die Kinder auf der Piazza, und die Weiber in der Via und dem Bicol» wollten hinter dem Schuster, den Amseln und Nachtigallen nicht zurückstehen. ,

Aber auch setzt bekam er das goldene Huhn mit den goldenen Küken nicht zu sehen, welches seltene Federvieh der Sage nach im Grabmal des alten Römers sein gespenstisches Wesen treiben sollte. Dafür blühte auf dem alten Gemäuer der Ginster in einer solchen Fülle, daß das Haus unseres armen Schuhflickers wieder einmal aussah, als trüge es einen Hügel leuchtenden Goldes.

Da Lucullo von ganz Frascati zu den officiellen Vewerbern der schönen Sabin« gezählt wurde, so kam es ihm nunmehr zu, ja, so war es fortan seine Pflicht, sich jeden Abend bei dem Gegenstande seiner Neigung einzufinden, um zu zeigen, was er in der Knnst des „tar llmnrs" zu leisten vermöchte. Er durfte Geschenke mitbringen, durfte feinen Fazzoletto, welcher in der Farbe der Liebe leuchtete, jeden Dag mit neuen Ausdrücken feiner Leidenschaft füllen und als schuldigen Tribut in den Schoß der Schönen ausschütten. Nun gab es nichts, was ein Liebender seiner Umworbenen in seinem Fazzoletto nicht hätte zutragen dürfen: Blumen, Früchte, Gemüse: Gebäck und Putz; eine Fogliett« Weines oder Oels; ein Huhn, ein Paar fetter Wachteln, ein Stück frischen Ricottos, eine zahme Amsel oder eingesponnene Seidenraupen. — Alles konnte in Denmth dllgebracht werden, Alles wurde huldvoll angenommen, überschwenglich bewundert und einer eingehenden Betrachtung unterzogen.

Es war erstaunlich, in welchem Maße der Geist unseres Liebenden betreffs der Dinge, mit denen er allabendlich sein Fazzoletto für die Geliebte füllte, erfinderisch war. Seine Einbildungskraft verfiel auf wahrhaft lucullifche Leckerbissen. In dem Menü, welches er für die Schöne zufammenstellte, paradirtcn Froschschentel und junge, zarte Eulen, Fluß- Taschenkrebse und Landschildkröten; die Frösche fing er im Eypressenteich der Villa Falconieri, die Eulen holte er aus den antiken Ruinen, und um seiner Angebeteten ein Gericht Taschenkrebse und Schildkröten zu verschaffen, stieg er in die ' Eampagna hinunter, wo er feine Iagdzüge bis nach dem ehrwürdigen Becken des Gabiifchen Sees ausdehnte. Einmal gelang ihm in der Macchia von Pontano der Fang eines jungen Stachelschweins. Aus den Froschkeulen machte die schöne Sabin« ein Fritto, die jungen Eulen schmorte sie mit Liebesäpfeln, die Krebfe röstete sie lebendigen Leibes, während Schildkröte und Stachelschwein in Mäolla zubereitet wurden.

Aber die Triumphe, die Freund Lucull jeden Abend an der Piazza
Spineta feierte, wurden ihm durch die Existenz seiner Mitbewerber ver-
gällt, deren so viele waren, daß Sabinas Kanuner sie nicht zu fassen
vermochte und die Schöne ihren Hofhalt jeden Abend auf den geräumigen
Flur einer befreundeten Nachbarin verlegen mußte. Hier faß man um die
dreiarmige Oellampe bis nach Mitternacht beisammen, gewöhnlich fand sich
noch die eine oder andere Freundin und Gevatterin mit ihrer Spindel ein,
und ein Jeder und eine Jede bemühten sich, auf das Anmuthigste und
Witzigste Conuersation zu machen. In dieser liebenswürdigen Kunst konnte
nun unser Lucull als ein wahrer Meister gelten. War er erst im vollen Eifer
des Erzählens, fo leuchteten seine Augen, so glühten seine Wangen; immer
neue, noch luftigere, noch erstaunlichere Dinge sielen ihm ein, daß der Hof-
staat der Königin aus dem Kichern nnd Lachen gar nicht heranskam. Und gar
wenn er seine Gnitarre mitbrachte. Dann spielte er und sang dazu, daß auf
der Piazza die Leute zusammenliefen, viele in's Haus drangen nnd nach
jedem Liebe ein allgemeines Bravo und „dis, 013!" ertönte. Natürlich richtete
der verliebte Spielmann alle seine zärtlichen Weisen, schwermüthigen Lieder
und glühenden Strophen unmittelbar an die Geliebte seines Herzens,
wendete beim Singen kein Auge von ihr und sagte ihr in jeder Tonart,
daß er, wenn sie ihn nicht baldigst erhöre, allernächstens entweder sich oder
sie umbringen würde.
So ging Abend für Abend an dem Liebeshimmel der fchünen Sabin«
Lucullo als Stern auf, dessen Glanz die anderen Lichter verdunkelte.
Ter Inhalt seines Fazzolettos wurde von Tag zu Tag merkwürdiger,
sein Gesang schmelzender, seine Liebe leidenschaftlicher, seine Wuth auf die
Sippe feiner Nebenbuhler grimmiger.
Tiefe Menschen waren Tölpel, Tröpfe, dumme Bestien; aber ein Jeder
von ihnen befaß das Zwanzig- und Dieißigfache wie der arme Lucullo.
Ter Eine hatte eine Bottega, der Zweite ein Haus, der Tritte einen Wein-
berg, der Vierte lebte sogar von seinen Nenten. Bei so klingenden Vor-
zügen hatte es — das leuchtete selbst Lucullo ein — nichts auf sich, wenn
sie im Uebrigen Tölpel, Tröpfe und dumme Bestien waren. Sie kamen,
thaten vornehm, schauten die Schöne mit verliebten Blicken an, redeten
albernes Zeug, sahen den Anstrengungen des armen Flickschusters, den Galanten
und Liebenswürdigen zu spielen, gleichmüthig zu, ergötzten sich wohl gar an
seiner Liebesleidenschaft. Im Stillen war jeder überzeugt, daß er und kein
Anderer die Schöne heimführen werde: denn jeder bildete sich ein, mehr zu
besitzen als der Andere und auf dieses Mehr kam es bei der Sache an.
Das wußte Lucullo sehr gut, und er war viel zu sehr der Sohn seines
Volkes, um daran etwas Besonderes zu finden. Es gab Zeiten, wo er
feine Bewerbung für vollständig hoffnungslos hielt, wo er sich einen Tropf,
einen Tölpel, eine dumme Bestie schalt, Zeiten, wo er wie ganz Frascati,
nicht begriff, daß die Schöne nicht schon längst ihre Entscheidung getroffen

hatte, eine Entscheidung, die selbstverständlich auf denjenigen siel, der seinen Antrag mit der größten Zahl begleiten konnte.
Cie brachte es fertig. Alle in Aufregung und Ungewißheit zu erhalten. Keinen erniuthigte sie, keiner konnte sich der leisesten Auszeichnung rühmen: für jeden hatte sie denselben Vlick, dasselbe Lächeln; zu Lucullos witzigsten Redensarten, seinen lustigsten Schwanken, schwennüthigsten Balladen und fettesten Froschschenkeln machte sie genau dasselbe gleichmüthig-gnädige Gesicht wie zu den albernen Spaßen, mageren Hühnern und seidenen Bändern jerer reichen Dummköpfe.
Zu anderen Malen fühlte Lucullo wiederum eine starke Zuversicht, in welcher Stimmung er sich sagte: Es ist wahr. Du bist ein armer Schlucker und keine Andere würde Dich nehmen; sie ist aber nicht wie die Anderen und warum sollte es ihr nicht gefallen. Dich zum Mann zu nehmen? Als -sb sie einen Hübscheren und Lustigeren und Verliebteren fände?! Ich werde ihr die Treppe fchon breit genug machen, daß sie bequem znm Billinc» hinauf käme. Ter Billino, das ist es eben! Sie traut dem Villino nicht. Und aus der schönen Aussicht dort oben macht sie sich nichts. Ja, wenn ich ein anderes Haus hätte! Mein Haus ist es! Sie glaubt, was die dummen Leute von meinem Haufe reden und will mit ihrer jungen Schönheit in keinem Grabe wohnen. Der Teufel foll diefen Cor Lucullo holen. Warum mußte sich der Mann auch grade ein solches verrücktes Ding bauen lassen? Ich wollte, ich könnte ihm meine Meinung sagen; der sollte es von mir zu hören bekommen. . . .
Der aufregendste Tag der Woche für Lncullo war der Sonntag. Gegen Abend, wenn sich halb Frascati vor der Porta Romana befand, begab sich auch unser Sor Lucullo, von Kopf bis zu Füßen ein Signore, feine Minghetti oder Lavour dampfend, auf die Paffeggiata, die sich längs der Villen Aldobrandini und Torlonia, oberhalb des neuen Bahnhofes dahinzieht, mit weitem Blick auf Land, Gebirge und Meeresküste. Zu beiden Seiten des Laubganges von japanischem Flieder, auf dem die alten und jungen, die häßlichen und schönen/ Frascatanerinnen in ihrem besten Staate, langsam und würdevoll hin und her! wandelten, bildete sich ein dichtes Spalier von Zuschauern: der römische Nobile neben dem halb in Ziegenfell gekleideten Sabiner, der Ciociare neben dem behäbigen Bürger und Weinbauern; Handwerker und Soldat, die ganzen Honoratioren, die ganze goldene Iugeud Frascatis stand hier beisammen. Hier ftan^, auch Lucullo. Frascatis Frauengeschlecht ging an ihm vorüber: die, welche den Hut, das Abzeichen der Signora tragen durften, und die, denen für ihr Haupt nur der Schleier oder das hellfarbige Wolltuch gestattet war. Sie zogen zu Zweien, zu Dreien, zu Vieren, immer nur Hut mit Hüten, Schleier mit Schleiern. Wenig half es den Trägerinnen der letzteren Zierde im Anfehen der Stadt, daß sie sich grade wie eine Signora kleideten, nach neuester römischer Mode,

in Sammt und Seide, und einen mächtigen Fächer entfaltend — der Hut fehlte und somit die Weihe des höheren Standes.

Der ländlichen Sitte gemäß redeten sich gute Bekannte, die sich auf der Passeggiata begegneten, nicht an; fremd gingen sie an einander vorüber, mit erkünstelt gleichgültige»! Blick die Pracht des neuen Costüms streifend, darin die Freundin heute prunkte. Keiner der Herren grüßte. Ein fchwerer Verstoß gegen die Gesetze der ländlichen Passeggiata wäre gewesen, wenn ein junger Mann eines der Mädchen angeredet hätte.

Gleichmüthig betrachtete Lucullo den Zug der Frauen und Mädchen; denn die Eine war noch nicht da. Dann kam sie! Ein Helles Tuch über ihr leuchtendes Haar, um den Hals eine schwere goldene Kette, das dunkle Kleid ohne jede Nachäffnng großstädtischer Mode, aber um ein Weniges auf dem staubigen Boden schleppend. Wie schön sie war! Alle sahen auf sie, die eine Nachbarin begleitete. Sich auf der Passeggiata ohne Begleitung zu zeigen, hätte selbst sie nicht gewagt.

Leise mit ihrer Gefährtin redend und voll Würde sich fächelnd, fchritt sie an Lucullo vorüber, ihm so wenig wie einem Anderen einen Blick gönnend. Seine Augen folgten ihr. Sie ging fo langsam, sie ging als wäre sie ermüdet. Dem Verliebten kam ein entsetzlicher Gedanke: sie trug feine Schuhe und seine Schuhe drückten sie!

Ganz verstört blickte Lucullo hinfort einer Jeden starr auf die Füße. Sein Gesicht erhellte sich, wenn er zu erkennen meinte: das ist auch Eine, die der Schuh drückt!

IV.

Unter den Freiern befand sich Einer, der Lucullo selbst in seinen hoffnungsvollsten Stimmungen überans gefährlich erschien. Es war dies der langweiligste von Allen, ein träger, hagerer, langer Geselle, steif wie aus Holz geschnitten, mit einein Gesicht, darin keine Muskel sich bewegte, trotz seiner Jugend ein alter Mann, und so sauertöpfisch, daß Lucullo von ihm behauptete, er hätte statt des Blutes Essig in den Adern. Selten sprach er ein Wirt, niemals lachte oder lächelte er; aber immer war er da, der Erste der kam, der Letzte, der ging. Er hockte stets in demselben Winkel und starrte mit seinen hellen, blöden Angen unverwandt die Schöne an; man sagte ihm nach, daß er bis dahin noch keinem Weibe in's Gesicht gesehen, sich für Frauenreize überhaupt gänzlich unzugänglich gezeigt hätte. Um fo verliebter war er jetzt.

Der feltsame Kauz hieß Pepino Bonifazi; aber wie Lucull, hatte er seinen Beinamen, über dein fein eigentlicher Name fast vergessen wurde. Viele kannten diesen gar nicht. Anch jener Beiname war überaus absonderlich; hieß doch der biedere Pepino in der ganzen Gegend, wie eines der berühmtesten Geschlechter des Alterthums geheißen hatte: nämlich Catone, Sor Eatone, und es rührte dieser Name — grade wie bei Lucullo — von dem Ort her, wo der gute Pepino wohnte.

Sor Catone war nämlich kein Frascataner, sondem stammte aus dein
berühmten Weinstädtchen Monte Porzio, woselbst seine Familie seit geraumen
Zeiten eine umfangreiche Vigna besaß. Seine Eltern waren todt und er
bewirthschaftete in vollster Unabhängigkeit seinen Weinberg, der zwischen
Monte Porzio und Frascati lag, und der sich von den tusculanischen Ab-
hängen bis zur Landstraße hinabzog. Die „Vigna del Catone" war
wegen ihres schweren, feurigen Weines weit und breit berühmt; nur be-
dauerte man allgemein, daß inmitten des schönen Grundstückes die Ruinen
einer mächtigen antiken Villa lagen und somit ein großer Theil des köst-
lichen Bodeus für die Cultur des Weinbaues verloren ging, wodurch der
Werth des schönen Bcsitzthums um ein Bedeutendes geschmälert wurde.
Zu Anfang dieses Jahrhunderts, da man die ganze Gegend nach ver-
grabenen Schätzen und verschütteten Bildwerken durchsuchte, wurden nament-
lich in der Vigna viele prächtige Marmorsachen: Statue», Inschriften,
Mosaiken gefunden, welche entweder von Napoleon für den Louure, oder
vom Papst für das latercmifche Mufeum angetauft worden waren. Später
blieb die Ruine, nachdem die Familie durch ihre Ausbeutung begütert ge-
worden, als ein Stein des Anstoßes inmitten des weiten Nebengefildes liegen.
Nun hatten die Gelehrten, die jedes Stücklein antiken Gemäuers voller Be-
hagen mit einem möglichst hochklingenden Namen tauften, ausfindig gemacht,
daß jene großen und prächtigen Ruinen zu dem tusculauifchen Landhaufe Catos
von Utica gehörten, dessen Geschlecht hier umfangreiche Gründe besessen; wie
denn auch der Name des nächsten Ürtes, Monte Porzio, von Portius, dem
Familiennamen der Catonen, abgeleitet wird. Tamit das alte Gemäuer
doch zu, Etwas dienlich sei, ließ der junge Pepino nach seines Vaters Tode
ein Haus in die Nuiucn selbst hincinbauen; denn er war ein überaus
weiser, junger Mann. Weil nun der Villiuo des Pepino in den Ruinen
der Villa des Catone stand, so dauerte es nicht lange, und der Name
des Hauses war auf den Besitzer übergegangen. Auf diefe Weife wurde
aus einem moderneu Pepino ein Cato.
Er war wirklich die Tugend in Perfon. Sogar die guten Weine, die
er aus feinen Neben gewann, ließ er lieber von Änderen trinken, als daß
er sie selbst getrunken hätte. Jeden Monat genoß unser Menschenfrennd den
schönen Anblick, aus seiner Vigna einen langen Zug Maulthiere treiben
zu sehcu, von denen ein jedes zwei Fäßchen guten Nebensaftes auf seinein
Nucken gen Nom trug. Das schrille Geläut der Schellen an dem Halse
der Thiere dünkte dem Weisen die lieblichste Musik; denn diese gellenden
Töne klangen den i^hren unseres Cato gleich dem holden Getön, das auf-
gezählte Scudi verursachen. Um in diesem Wohllaut möglichst schwelgen
zu können, trank er selten anderen Wein, als jenen abscheulichen Auguß,
wie die römischen Landlcute auf das Feld mitnehmen. Bei jedem Schluck
des elenden Gebräus freute sich der Weise, daß er nicht bei jedem Schluck
nachzurechnen brauchte, uin wie viele Bajocchi er sich leichtsinniger Weise

brachte. Was für einen schlagenderen Beweis seiner catonischen Weis-
heit hätte er wohl vorbringen können, als indem er durch diese Handlungen
zeigte: Ich bin der Mann, der das Problem gelöst hat; denn ich weiß, was
das Geld bedeutet, ich liebe das Geld, ich verehre das Geld, ich würde das
Geld anbeten, wenn ich dadurch zu Geld käme. O, ich bin ein Weiser!
Er liebte es, sich in sinnreiche Netrachtungen zu vertiefen. , Wenn er
im Frühling durch seine Vigna ging, grübelte er darüber; warum der Wein-
stock nicht ohne die Arbeit und Hülfe des Menschen wachse und Früchte
trage; warum die Früchte sich nicht selbst kelterten, der Wein nicht von selbst
sich in Fässer ergoß, die fertig, mit festen Reifen und getheert, auf den
Bäumen wuchsen. Was kostete es, bis ein Weinberg so weit gebracht war,
daß er den Saft seiner Trauben hergab! Am besten war unser Cato auf
die Sonne zu sprechen, welche die Neben reifte und das Blut in den Trauben
kochte, ohne daß sie dafür bezahlt werden mußte. Mit Ausnahme dieses
himmlischen Feuers und des Regens war nichts auf Erden mnfonft.
Ungemein befriedigte den Weifen die Einrichtung der menschlichen
Natur, zu ihrem Bestehen nicht viel mehr zu brauchen, als eine Handvoll
roher Bohnen, eine Schüssel Salat, daran der Mensch, wollte er auf die
Höhe seines Dasein gelangen, das Oel sparen konnte, und ein Stück Brot,
das sehr hart und sehr grau sein durfte. Bei der Befchaulichkeit seines
Wesens würdigte Catone diese Herrschaft, die der Mensch über seine Be-
gierden auszuüben vermochte, in ihrem ganzen Umfange; ein Ciociare, der
zum großen Theil von Zwiebeln lebte, und ein Ochse, der mit hartem, dürrem
Gras vorlieb nahm, standen dem Weisen sittlich viel höher, als einer jener
Schlemmer, denen man nachsagte, daß sie täglich Pfunde von Makkaroni
verschlangen, wohl gar NacLaroni al durro oder al 8'^o! Wie man gern
lachen konnte, darüber gab ihm seine Philosophie keine genügende Erklärung;
wenn er die Leute zum Rasseln des Tambourins tanzen sah, hatte er die
Empfindung, als sähe er die menschliche Vernunft selbst sich im Kreise drehen.
Die Vögel, von deren Gesang seine Oliveta erschallte, stellte er auf eine
, Stufe mit jenen Maktaroni-Essern;. uud er freute sich — soweit er sich über-
haupt zu freuen vermochte — wenn recht viele des unnützen Singviehes
weggeschossen wurden. Besonders waren unseren, Cato die Lerchen, Amseln
und Nachtigallen verleidet.
Er hatte sich in seiner Vigna nur deshalb ein Haus gebaut, weil ihn
der schöne, unbenutzte Travertinstein ärgerte, der in solchen Mengen um-
herlag, daß man davon eine Stadt hätte ausmauern können. Da indessen
Niemand auf den Einfall kam, in der Nähe von Eatones Vigna ein zweites
Ron, zu gründen, und die Leute in Monte Porzio sowohl, wie in
Fmscati selbst Ruinen genug hatten, so ärgerte sich unser Weiser so lange
über die Verschwendung von Baumateriel auf seinem Grund und Boden,
bis er sich entschloß, das Haus seiner Väter in Monte Porzio zu ver-

miethcn und für such und sein von ihm zu zeugendes Geschlecht eine neue „Ailla Latour" erstehen zu lassen.
Dieses Landhaus wurde das närrischste, wunderlichste Bauwerk, welches man sich denken konnte. Unser Weiser wollte natürlich von keinem Architekten hören; er dingte selbst die Handwerker und nun konnte das Bauen ansangen und weitergehen, so gut es eben ging. Die größte Freude seines Lebens bereitete ihm der Umstand, daß er den zum Vau nöthigen Kalk nicht zu kcmfeu brauchte, sondern selbst brennen konnte — aus dem Marmorgetrümmer, das überall herumlag. Er ließ^ einen Ofen Herrichten, wohinein das antike Gerumpel gesteckt wurde: Fragmente von Säulen, Gebälkstücke, Kapitale, Inschriftstafeln — Alles kam in den feurigen Ofen! Auch sonst bereitete der Bau keine großen Schwierigkeiten. Eor Eatone wählte den besterhaltenen Dheil der Ruinen und flickte das alte, herrliche Mauerwerk einfach aus. Die Fresken, die sich noch da und dort an den Wänden befanden, übertünchte er säuberlich, die Neste einer Mannorbekleidung in einer weiten Halle riß er voll Ordnungsliebe vou den Mauern herab, verschonte dagegen einige Mosaikfußböden, fowie Stuccaturen an der Decke, die sich noch in so trefflichem Zustande befanden, daß die Ausgabe von Ziegeln für den Fußboden, und Holzbetleidung für die Decke gespart werden tonnte. Großes Kopfzerbrechen verursachten ihm die vielen tiefen Nischen, welche die Wände unterbrachen. Wozu dieselben gedient hatten, war ihm gleichgültig, er überlegte nur, wozu sie ihm dienen könnten, und verfiel schließlich darauf, sie mit leeren Wein- und Oelfässern auszufüllen.
Als das Haus fertig stand, wurde der herrliche, wie Gold strahlende Dravertin sauber abgeputzt und schön rosenroth angestrichen, ein Dutzend Geräthschaften hineingestellt, und nun begann der «Weise seine Gedanken auf eine Hausfrau zu richten. Denn wohl vertraut mit den großen Eigenschaften seiner Person hielt er es für seine Pflicht, das Geschlecht der modernen Eatonen fortzupflanzen. Wochenlang!ging er in tiefem Sinnen umher. Alles bedenkend und fämmtliche Jungfrauen auf ihren Geldwerth, also auf ihre Tugenden hin prüfendImd wägend, eine schwere und mühevolle Arbeit, welcher sich der zukünftige Bater der Eatonen mit aller Geduld unterzog uud voller Weisheit zu Ende führte. HSeine Wahl siel auf eine gewisse Filomela Aarocchi, eine Jungfrau, ebenso tugendhaft wie er selbst und beinahe noch weiser, als er; denu/ie liebte das Geld in einem Maße, daß unser Cato nicht zweifeln konnte, für das zu gründende Catonengefchlecht die würdige Stammmutter gefunden zu haben. So standen die Dinge, als ein schnöder Zufall das ganze Ealcül des großen Mannes über den Haufen warf: der weife Eato fah die fchöne Sabin«.
Das ist im Leben häßlich eingerichtet: daß selbst der weifeste Mensch nicht davor sicher ist, eine Dummheit zu begehen, die dann gewöhlllich eine recht gründliche Dummheit ist. Unser Eato verliebte sich dermaßen in Frascatis größte Schönheit, als ob er der erste, beste dumme Junge ge-

Niesen wäre. Er schien plötzlich gar nicht mehr überlegen zu können! und
was das Rechnen anbetraf, darin er bei all seiner Jugend die Erfahrung
des Alters besaß, so war er plötzlich außer Stande zu berechnen, wie wenig
Geld und wie viele Freier die Jungfrau hatte, die er zu seinem Weibe und
zur Mutter der Eatonen zu machen gedachte. Es gab für ihn gar keine
reiche und weise Filomela Barocchi mehr, es gab für ihn nur die schöne,
die wunderschöne Sabin«, die, indem sie aus einem Geizhals einen Ver-
schwender machte, das größte aller Wunder bewirkte. Denn jeden Nachmittag
ließ, der verliebte Philosoph in seinein Weinberg ein Körbchen mit Früchten
und eine Foglietta mit Wein füllen, oder er ließ ein Huhn Machten, oder er
kaufte in Frascati einen Fächer, einige Bänder, einen Schleier als Tribut
für feine Schöne. Man konnte ihm nicht nachsagen, daß er alle diese Dinge
gem that, aber er that sie doch, sich wohlweislich hütend, darüber Betrachtungen
anzustellen, wie dies eigentlich in seiner Natur lag. Die Liebe zur schönen
Sabina machte den Weisen treulos gegen seine eigenste Natur.
Und Abend für Abend trat er mit dem Körbchen, oder der Foglietta, mit
dem Huhn, oder dem Putzwerk feinen Leidensgang an; denn es war seinem
streng sittlichen, ernsthaften und männlichen Wesen zuwider, ein Mädchen,
welches er zuni Weibe haben wollte, nicht kurzweg zum Weib nehmen zu
können, sondern erst um das Mädchen werben zu sollen. Wenn er in
dieser Sache etwas nicht begriff, war es, daß man ihn, den Sor Catone,
werben lassen konnte. Er fand es eines weisen Mannes unwürdig, Abend
für Abend von Monte Porzio nach Frascati zu gehen und im Winkel eines
fremden Zimmers zu sitzen, kein kluges Wort reden zu können, dafür die grüßten
Narrheiten anhören zu müssen: Geschwätz, Gelächter, Geklimper und Gesang.
Es blieb unserem Cato vollkommen unerfindlich, wie ein Mädchen, dem
zugedacht worden, sein Weib und die Mutter seiner Sühne — der modernen
Eatonen — zu werden, an derartigen Dummheiteil Gefallen finden, wie
diefes Mädchen überhaupt noch im Zweifel fein konnte, ob sie den zukünftigen
Pater jenes glorreichen Geschlechtes zum Manne nehmen wollte oder nicht.
Er beschloß also, in allernächster Zeit mit der Schönen zu reden.
In allernächster Zeit ein Wort mit der uielumworbenen Schönen zu reden,
hatte auch Lucullo beschlossen. Er ertrug diesen Zustand nicht länger. Seine
erschöpfte Phantasie war nicht länger im Stande, jeden Tag etwas anderes
zu ersinnen, das er Abends im Fazzoletto der Schönen überreichen konnte.
Er wußte keine neuen Melodieen, keine neuen Lieder mehr, fühlte feinen
Witz erlahmen und feine Eifersucht bis zur Tollheit wachsen. Uebrigens:
:vas wollte sie? Seitdem er ihr ein Paar neuer Schuhe gemacht hatte, war
er kein Flickschuster mehr; und sie wollte ja nicht zugeben, daß die Schuhe
sie drückten. Es war doch gewiß sehr in Betracht zu ziehen, einen Mann
zu haben, der für seine Frau jeder Zeit ein Paar Schuhe machen konnte;

nicht allein für die Frau, sundern auch für die Binder, für eine ganze Echaar
von Hindern! Lucullo nah»» sich vor, ihr das recht eindringlich vorzustellen.
Eines Sonntags Vormittags begab er sich also zu ihr; aber wie
ward ihm zu Muthe, als er bereits einen Anderen bei ihr fand: den Sor
Catone, als er vernahm, daß vor ihm bereits Sor Catone mit der
Schönen gesprochen hatte, von der Schönen bereits angenonrmen worden
war. Todtenblaß stand er da, sagte lein Wort, blickte bald den
Bräutigam, bald die Vraut an, hätte am liebsten zuerst deni Bräutigam
und dann der Braut ein beides zugefügt. Sor Catone strahlte, aber mehr
von Selbstgefühl als von Glück. Er hatte gewußt, daß er die Bmilt heimführen
würde; denn er hatte gewußt, daß die Braut rechnen konnte, eine Kunst,
darin er einst Meister gewesen und die er jetzt vollkommen verlernt zu
haben meinte. Die Schöne dagegen that, als wäre Nichts geschehen, zeigte
sowohl ihrem Verlobten, wie dein armen Flickschuster ein höchst gleichmüthiges
Gesicht; doch als Lucull wüthend fortstürzen wollte, sagte sie mit lauter
Stimme, ohne sich an ihren Bräutigam zu lehren:

„Höre Tu, Lucullo; ich habe Dir Etwas zu sagen!"

Lucullo blieb stehen.

„So sag's."

„Daß Du Dich wie ein rechter Narr aufführst."

Lucullo fchrie:

„Und Du wie eine rechte Närrin!"

Sie lachte.

„Weil ich Dich nicht zum Manne nehme?"

„Weil Du lieber einen mit Silber beschlagenen Stock zum Mann
nimmst als mich."

Damit war er zur Thur hinaus. Bon den beiden Zurückgebliebenen
war der Bräutigam von ausnehmender Würde, war die Braut von ausnehmender Lustigkeit.

Acht Tage lang sprach man in Monte Porzio sowohl wie in Frascati
von dem großen Creigniß: Der reiche Sor Catone heirathet die arme
Sabin«!

Wäre der reiche Sor Catone erstochen worden, oder hätte die arme
Sabin« in der Tombola eine Quaterne gewonnen, es wäre nicht eine
Sache von solcher Wichtigkeit gewesen. Halb Frascati kam zu Lucullo gelaufen: „Weißt Du schon? Der reiche Sor Catone heirathet die arme Sabina.
Ist der dumm!" Worauf Lucullo gleichmüthig erwiderte: „Ist die dumm!
Die arme Sabin« hätte den armen Lucullo zun, Mann bekommen können
und sie nimmt den reichen Sor Catone."

Die Ueberbringer der Berlobuugsnachricht waren daher von der Wirkung, die ihre Neuigkeit auf unferen Flickschuster ausübte, zunächst etwas
enttäuscht; dann aber mußten sie lachen und schließlich meinten sie: „Freilich
war sie dumm. Denn nach einein so lustigen Mann, wie der arme Lucullo,

einer ist, kann sie weit und breit suchen." Und die guten Leute rühmten
den Witz des abgewiesenen Freiers in der ganzen Stadt.
Weil er wußte, daß es der Vraut etwas die gute Laune verdarb, saß
Lucullo wie in seinen besten Zeiten dm ganzen Tag über vor seinem Sevolcro,
pfiff und sang, hämmn-te und flickte den ganzen Tag, als hätte er niemals
in seinem Leben ein Paar neuer Schuhe gewacht. Anders des Abends
wenn er seine Arbeit eingestellt, sein Abendbrot eingenommen und sein
Haus geschlossen hatte. Dann brach es aus ihm hervor wie ein Krampf,
alle Qualen eifersüchtiger Liebe, sinnloser Eifersucht, tödtlich beleidigten
Stolzes. Stöhnend wälzte er sich auf feinem Lager, raste gegen die Schöne:
weil dieses Weib nicht in von ihm verfertigten Schuhen an seiner Seite
durch's Leben gehen wollte: raste gegen den Eor Eatone: weil dieser Mensch
eine Vigna, eine Olivetti und eine Villa besaß; raste gegen sich selbst: weil
er ein armer Flickschuster war und weil er gegen die Neiden raste, anstatt
die glückliche Braut ein albernes Geschöpf und den glücklichen Bräutigam
einen Tummkopf zu heißen. Noch elender, als während dieses Parorismus
von Leidenschaft, fühlte er sich in den Stunden, wo er genügend bei Ver-
stand war, um einzufehen, daß die Schöne fehr gefcheidt gewesen, den armen
Freier laufen zu lassen und den reichen zu nehmen, und daß im ganzen
römischen Reich jede Andere genau dasselbe gethan haben würde. In solchen
Augenblicken der Erkenntniß erinnerte er sich ihrer letzten Worte und gestand
sich, daß sie vollkommen Recht gehabt, ihn einen Narren zu schelten. Und
was das Schlimmste war: er blieb ein Narr: denn er blieb verliebt.
Einen wahren Haß warf er auf fein kleines, hübfches Haus; denn
immer mehr wurde es ihm zur Gewißheit, daß es hauptsächlich sein Haus
gewesen, daran die schöne Sabin« Anstoß genommen und weshalb sie ver-
schmäht hatte, Frau Lucullo zu werden.
Und sein Ingrimm steigerte sich, wenn er des Erbauers seines Haufes
gedachte. Warum hatte der Mann nicht ein Haus bauen können wie
andere vernünftige Menschen?!
Einmal sah er sie. Sie kam aus dem Vicolo, ging langsam über
den Platz, dicht an seinem Hause vorüber, blieb, ihren Fächer entfaltend,
vor ihm stehen und fügte mit ihrer wohlklingendsten Stimme:
„Da bist Du ja."
Er verfetzte, daß er allerdings da wäre.
„Wie geht Dir's?"
Er antwortete, es ginge ihm nicht fchlecht.
„Wir haben uns lange nicht gesehen."
Er meinte, so lange wäre es noch nicht. Und da sie darauf eine
Miene machte, als ob sie lachen wollte, so spitzte er seinen Mund, als
wollte er pfeifen. Nun lachte sie wirtlich, nun pfiff er wirklich.
Nachdem dieses hübsche Duett eine Zeit lang gedauert hatte, wurde er
zornig, warf das Leder, auf das er grade loshämmerte, fort, fchlug die Arme

übereinander, sah die schöne Treulose mit seinen hübschen, schwarzen, leuchtenden Augen bitterböse an, und frug: Ob sie vielleicht zu ihm gekommen wäre, um ihm ihre zerissenen Schuhe zum Flicken zu bringen?
Aber ihre Schuhe waren heil und ganz.
Dann wäre sie wohl gekommen, ihn zur Hochzeit einzuladen?
Auch darum nicht. Die Einladung zur Hochzeit ging sie nichts an, das war die Sache des Bräutigams. Ob sie ihren Bräutigam bitten sollte, ihn einzuladen? .
Wie sie wollte.
Sie darauf: Er früge ja gar nicht, wann die Hochzeit wäre?
Das ging ihn nichts an; er wollte nur wissen, weshalb sie zu ihm gekommen?
Da bekam er es zu hören:
„Um zu sehen, ob Du noch immer ein Narr bist?"
„Nun, bin ich noch Einer?"
„Ja."
Sie klappte ihren Fächer heftig zusammen, warf ihrem abgewiesenen Freier eincn verächtlichen Blick zu, schritt stolz davon, auf das Kreuz zu.
Er rief ihr.nach:
„Wenn Du heute beichtest — meinethalben brauchst Du kein böses Gewissen zu haben. Ein Narr bin ich freilich immer noch, aber kein verliebter Narrsmehr."
Er horchte, ob sie ihn vielleicht auslachte? Aber sie ging rnhig ihres Weges weiter. Bon diesem Tage an that ^ucull nichts anderes mehr, als darüber nachzugrübeln; warum er wohl noch immer ein Narr sein sollte, und warum sie sich davon hatte überzeugen wollen. Doch so sehr er sich auch den Kopf zerbrach, er ward sich darüber nicht klar.
Was ging es sie an? Er konnte ein so großer Narr sein, wie ihm beliebte.
Kurze Zeit nach dieser Unterredung erfuhr Lucullo durch seine Freundinnen und Elientinnen, wann der reiche Sor Catone und die arme Sabin« Hochzeit hielten: am uierundzwanzigsten März, also sehr bald. Lucullo vernahm, was für ein Kleid die Braut tragen würde und wie viele Kleider sie von ihrem Bräutigam außerdem geschenkt erhalten hatte; man beschrieb ihm jede Kette, jedes Armband, jeden Nina; num theilte ihm mit, wo das Hochzeitsmahl stattfinden sollte, und was die Gäste zu essen bekommen würden:)Iacc!2roni al barro und Hl«Loaroui lll 8>iFN, l'nttuLoiiii oon omni dorn und Fnu^llbi «c»n poini ä'oia; dann tritt« migto, dann m,iM20 iv uniido. dann arw»ta: endlich xuppn in^lszs — ein Fürst hätte seinen Gästen kein herrlicheres Mahl auftischen können!
Die guten Frascatanerinnen wußten noch mehr:
Gleich nach dem Hochzeitsmahl fuhr das Brautpaar mit allen Gästen »ach Grottaferratll, wo „Schinkenfest" war und wo zum zweiten Mal ge-

gessen und getrunken weiden sollte. Abends begaben sich die Neuvermählten der Litte gemäß zu Wagen nach Rom, wo sie — auch der Titte gemäß — eine volle Woche in Herrlichkeit und Freuden zubrachten, worauf der junge Ehemann seine junge Frau in sein Haus führte. Nun wußte Lucullo Bescheid.

Mit jedem Tage verdüsterte sich sein Gemüth mehr. Er stellte die Arbeit gänzlich ein, schloß sein Haus zu und trieb sich von Morgen bis Abend umher. Entweder er saß in einer Osteria, wo er die feurigsten Weine hinunterstürzte, oder er verließ die Stadt, stieg nach Tusculum hinauf, durchstreifte die Ruinen, warf sich erschöpft nieder und blieb stunden-lang liegen, in die Luft starrend und mit offenen Äugen träumend.

Als er am Morgen des Hochzeitstages erwachte, war sein Entschluß gefaßt, obgleich es ein Festtag war, zog er nicht seinen „Herren-Anzug" an; er band die Leinwandtasche um, die jeder Frascataner als leidenschaft-licher Vogeljäger besitzt, warf die Büchse über die Schulter, steckte zu sich, was er an Geld besaß, und verließ das Haus. Als er am Dom vorüber-ging, wurde drinnen Messe gelesen. Einen Augenblick dachte er daran, hinein zu gehen und die Kugel in's Weihwasser zu tauchen; doch er war sicher, auch ohne das zu treffen.

Im „Sole" nahm er eine frühzeitige Eollazisne ein, fah die Hoch-zeitstafel decken und mit Bollwerken von Blumen, Pizzen, Eimnbelli und Confetti beladen, aß und tränt mit gutem Appetit und begab sich sodann auf den Weg.

Er ging nicht die große Landstraße, die über Marino nach Albcmo führt, und die an diefem Tage von Fuhrwerken, Reitern und Fußgängern wimmelte; fondern er nahm den Seitenweg über Villa Muti durch den Wald von Grottaferrata. Auch auf diesem Wege war ein buntes Getreibe; denn der Markt, der in der alten, berühmten Mosterstadt zwei Mal des Jahres stattfandet, ist das Lieblingsfest des Volkes, zu dein die Land-leute aus den Marken, den Cabinerbergen und den Abruzzen herbeige-strömt kommen, die Einen auf Maulthieren und Efeln, die Andern auf l)chfenkarren. Seit Lucullos Kinderzeiten war die Fiera von Grottaferrata für ihn der höchste Festtag des Jahres gewesen; daß er heute an der all-gemeinen Lust nicht von ganzem Herzen theilnehmen tonnte, steigerte den Groll gegen die Braut, den Haß gegen den Bräutigam bis zum Aeußersten. Er mußte sich vorstellen, welche Feier es heute hätte für ihn fein können; neben dem Maulthier, das seine Braut, die schöne Sabin« trug, durch das Gewühl zu schreiter. Da hätte die Welt erfahren follen, was für ein glücklicher Mann folch ein armer Flickfchuster sein konnte! Statt der Welt einen glücklichen Mann zeigen zu können, mußte er unter den Schaaren von Glücklichen einsam hinwandein, darauf bedacht, wie er einen Menschen am sichersten niederschoß.

Viele der Frascataner, die auf demfelben Wege nach der Klosterstadt zogen, frugen ihn, was für einem seltenen Wild er heute nachzustellen

^

gedächte, daß er am Tag der Fiera auf die Jagd ginge? ^ucullo erwiderte in seiner lustigsten Weise, sitz würden es gewiß erfahren, was für einen Vogel er gejagt hätte; vielleicht käme ihm nur ein Gimpel in den Schuß.

Als er den Wald erreichte, bog er vom Wege ab und verlor sich in die Dickichte. In den Kronen der Eichen, die bis mm Wipfel mit Epheu umsponnen waren, ertönte ein Chorus jubelnder Bogelstimmen, dura, das düstere Gezweig des Lorbeers und Mastir schlüpften glänzende Palombas, wilde Tauben gurrten in den Laurustinusbüschen; aber der Jäger kümmerte sich nicht um sie. Er hielt es nicht lange aus in.der Einsamkeit und schlug sehr bald eine Richtung ein, die ihn wieder unter Menschen und nach dem Kloster brachte.

Die Ulmenallee, welche, das reiche Weinland durchschneidend, vom Walde her dem Heiligthum zuführt, glich heute dem Bett eines lebendigen Stromes, der sich mit tausendstimmigem Getöse schwerfällig vorwärts wälzte. Weithin leuchteten die rothen Nucke der Ciociarenweiber, die gelben Mieder der grauen von Oleuano und Genazzano, die bunten Schürzen der Mädchen aus Subiaco und Scarpa; und über den braunen Gesichtern, auf dem düstern Haar glänzten die weißen Schleiellücker.

Zu beiden Seiten der Straße bildeten die Bettler Spalier, auf Leintüchern ausgestreckt liegend, ihre scheußlichen Gebresten, ihre eiternden Wunden und schrecklichen Verstümmelungen entblößend und mit gellendem Geschrei von der Menge den Obolus heischend. Lueullo warf sein sämmtlichcs Kupfergeld auf, die ausgebreiteten Laken. Alle schrieen ihm nach, daß sie für ihn beten wollten. Das konnte für sein Unternehmen nicht schaden. Dann trieb er mit der Menschenfluth auf der weiten Festwiese umher, die sich durch das ehrwürdige Thor in das Innere des Klosters zieht.

Cs war genau so, wie es bereits zu Lucullos Kinderjahreu gewesen. Da befanden sich die Hügel von Schinken und Speckseiten, die vom Landvolke von weither herbeigeschleppt worden waren, um dieses köstlichste und ziemlich einzige Product ihrer Eultur iu Gruttaferrata an die Römer zu verkaufen; da waren die mit Rosmarin und Gewürzen gefüllten, an Spießen von Oliven-Holz gebratenen Schweine, die aus Lorbecrzweigeu und Ginster erbauten Hütten, die looeruden Feuer, auf denen in gewaltigen Kesseln Meersische brieten, die riesigen Fässer, daraus Wein gezapft ward; da waren auch die hoch über den Häupter» der Menge schwebenden Pyramiden von bunten und goldenen Papierblumen, mit denen an diesem Tage jeder Männerhut, jeder Fraueukopf geschmückt sein mußte. Auch Lucullo steckte sich den breitkrempigen hellen Filz voll solcher lustigen Blüthen, daß es einer fantastischen Krone glich; auch er ließ sich von einer wackern Bürgersfrau aus Aricia ein saftiges Stück gebratenen Schweins abschneiden, erwarb sich mit Mühe uud Ruth ein Brot und suchte darauf ei» Faß, neben dem noch Platz für einen durstigen Mann war. Unter de» Platanen, die den Brunnen überschatten, fand er noch Raum. Er warf sich der Länge nach auf den

Boden, ließ sich den goldigen Trank in die Kehle fließen, starrte hinauf
in das Geäst der Baume, durch das der blaue. Himmel niederstrahlte,
hörte auf das Braufen der 'Menge, auf das Gebrüll der Esel, auf das
gellende Gefchrei der Verkäufer und Ausrufer, auf das Rasseln der Tambourins
und dachte, daß morgen die Carabinieri auf einen Mörder fahnden würden.
Es war spät am Nachmittage, als er sich aufmachte, und mit fchwerem
Kopf und schweren Gliedern durch die Menge drang. Da wurde er zur
Seite gedrückt, denn mitten durch das Gedränge fuhren die Hochzeitswagen.
Die Räder streiften ihn fast, es war ihm indessen unmöglich, die Büchse
von der Schulter zu reißen. Er stand wie eingemauert und schaute der
jungen Frau steif in's Gesicht.
Sie sah so schön aus, daß man ihr von allen Seiten zujauchzte und
zurief: „Huaut' « bell»! Hb, tu bella!" daß man ihr laut avplaudirte
und sie überall mit Jubel empfing. Sie trug ein Kleid von bernsteingelber
Seide, einen schwarzen Spitzenschleier und eine Menge Schmuck. Ihre
Augen leuchteten, sie grüßte wie eine Königin nach allen Seiten. Plötz-
lich erblaßte sie. Sie beugte sich weit aus dem Wagen vor und kam
mit ihrem Gesicht Lucullo so nahe, daß er sie hatte auf den Mund küssen
können. Sie flüsterte ihm Etwas zu, aber er verstand sie nicht. Da sah
sie die Büchse. Ihre Augen schieuen ihn zu fragen: „Das willst Du thun?"
Und seine Augen antworteten ihr: „Ja, das will ich thun." Sie sah
ihn an: „Sei kein Nair!" Er nickte: „Freilich bin ich einer."
Darauf schickte er sich an, Grottafcrrata zu verlassen und den Ort
aufzusuchen, wo er sein Vorhaben am sichersten ausführen konnte. Bevor
er ging, füllte er seine Jagdtasche mit Lebensmitteln und rief darauf dem
ersten, besten Frascataner seiner Bekanntschaft zu:
„Sage doch dem Gigio Maggi, daß ich nach Pontano auf die Wachtel-
jagd gegangen wäre, vielleicht käme er morgen auch. Er weiß fchon, wo
er mich treffen kann.
So war auch das besorgt. Wenn die Carabinieri, denen er begegnete,
gewußt hätten, daß sie morgen viel darum geben würden, ihn zu treffen!
Er freute sich, den verhaßten bunten Gesellen einen Streich spielen zu können.
Es begann zu dämmern, als Lucullo sich auf der Landstraße befand.
Aber anstatt den Weg einzuschlagen, welcher in die Malchin von Pontano
führt, ging er auf der Via Dusculo.ua Rom zu. Bereits lagen die tus-
culanischen Hügel hinter ihm, bereits hatte er die Ruinen von Roma vecchia
vor sich. Dort lag die Osten« von Mezza via, dort sollte es vollbracht
werden.
Die Nacht war angebrochen, als Lucullo das einsame Gehöft erreichte.
In geringer Entfernung vom Haufe erhob sich eine hohe Enpresse, ringsum
der einzige Baum. Hinter dem Stamm faßte Lucullo Posten; die Büchse
schußgerecht, den Hahn gespannt, wartete er.
Es war eine helle Nacht; am Himmel stand der junge Mond, die

Sterne funkelten. Stunde auf Stunde verstrich. Nur Earetti käme» unter
dem Getös ihrer Schellen die Landstraße daher, schlaftrunken kauerte der
Vetturin unter feinem Gezelt und fchrie halb im Traum einen wilden Gesang
ab. Aus der Eampagna herüber fchallte das Geblöck der Schafe, das
Geheul der Hunde.
Lucullo ward ungeduldig. Wo blieben sie fo lange? Ein anderer junger
Ehemann hätte es eiliger gehabt, von seinen Gästen fortzukommen. Daran
fah man recht, was für ein Tropf dieser Mensch war. Vielleicht hatte er
sich gar berauscht! Einmal kam dem Wartenden der Gedanke: wenn sie
recht hätte, wenn er wirtlich ein Narr wäre? Denn es war eine Narrheit,
um diesen Menschen in die Macchia zu gehen und ein halbes Jahr in der
Wildniß wie eine Vestie zu leben.
Da hörte er das Nollen eines Wagens. Die Pferde schienen zu rasen;
da waren sie schon.
, Es geschah so, wie Lucullo gehofft hatte. Vor der Schänke hielt der
Wagen und das Paar stieg aus. Lucullo wollte losdrücken, aber Sabine
deckte ihren Mann, und Beide verschwanden im Hause. Nach einer Weile
erschien Jemand in der Thüre; es war die junge Frau, die dem Petturin zurief:
„Geh hinein und laß Dir zu trinken geben."
Der Mann antwortete:
„Ich muß bei den Pferden bleiben; sie sind heute rein wie toll."
Aber Sabina gebot ihm:
„Geh und trinke Deinen Wein. Ich gebe indessen auf die Pferde
Acht. Oder meinst Du, ich könnte es nicht?"
Ter Vetturino meinte, sie könnte es recht gut, sie könnte Alles, was
sie wollte; aber sie sollte sich in den Wagen setzen und die Zügel nehmen.
Das that Sabin« und der Mann ging. Kaum war er verschwunden, als
die junge Frau sich vom Sitze erhob und mit gedämmter Stimme zur
Eyvresse gewendet rief:
„Ich weiß, daß Du dort stehst und warum Du dort stehst. Gleich
komm hervor; sonst rufe ich meinen Mann und die Anderen!"
Lucullo trat langfam hervor und an den Wagen heran. Sie raunte ihm zu:
„Du willst ihn erfchießen?"
,>r!"
„Ich wußte es und habe Todesangst um Dich ausgestanden."
„Todesangst nm mich?"
„Daß Du wirklich ein solcher Narr sein könntest! Auf dem ganzen
Wege spähte ich nach Dir aus; als wir zur Osteria kamen und ich den
Baum fah, wußte ich gleich, daß Du es hier thun wolltest."
„Wenn er herauskommt, fchieße ich ihn nieder; Du follst mich davon
nicht abhalten. Aber warum hast Du meinetwegen Todesangst ausgestanden?"
„Weil ich Dich liebe."

Sie beugte sich weit vor, ließ die Zügel fahren, umschlang ihn und wollte ihn küssen. Er jedoch entriß sich ihr.
„Bin ich auch ein Narr, so dumm bin ich nicht, solchen Unsinn zu glauben. Wenn du mich liebst, warum hast Du dann den Andern zum Mann genommen?"
Cie wurde böse:
„Weil ich nicht in einem' Grabe wohnen wollte."
Lucullo erwiderte gelassen:
„Dafür soll der Andere in ein Grab kommen."
Darauf sie mit plötzlicher heftiger Angst:
„Sie werden Dich fangen, sie werden Dich in's Gefängnis, werfen, Dich auf die Galeere schicken!"
Er höhnte:
„Das laß meine Sorge sein."
Doch sie war nicht zu beruhigen.
„Nun ja. Du gehst in die Macchia; aber sie bekommen jetzt auch solche, die in die Macchia gehen. Seit der neuen Negierung bekommen sie fast Alle. Thu' es nicht, Lucullo!"
„Still! Ich glaube, da kommt er. Nufst Du, so tödte ich Dich zuerst."
Die Pferde wurden unruhig. Sabin« ergriff die Zügel von Neuem; sie zitterte heftig und flüsterte:
„Ich werde nicht rufen. Also Du willst es wirklich thun. Du willst um mich zum Mörder werden, Dn willst meinethalben auf die Galeere kommen?"
,/Ia"
,"<2o liebst Du mich?"
„Wie ein Narr."
Sie stieß einen lauten Schrei aus.
„Die Pferde, die Pferde!"
Zugleich faßte sie nach der Peitsche.
Lucullo rief leise:
„Was thust Du? Sie werden scheu!"
„Meinetwegen."
Und sie schlug wild auf die Pferde los.
Lucullo sprang in den Wagen, wollte ihr die Zügel entreißen, aber die Thiere waren nicht zu halten und jagten mit den Beiden davon. Alls der ^steria stürzte der Vetturin, stürzten der junge Ehemann und der Wirth. Sie sahen die Pferde durch die Nacht dahinrasen, sie hörten das Angstgeschrei der in Todesgefahr schwebenden jungen Frau — —
Der Vetturin hatte es gleich gesagt: die Pferde waren heut Abend rein wie toll! Aber sie hatte nicht hören wollen.
„Poveretta!"

Erst am nächsten Abend gelang es dein verzweifelten Gatten, seine
junge Frau in Rom in einem hübschen, ruhigen Albergo aufzufinden; nicht
nur lebend und mit vollständig heilen Gliedmaßen, sondern strahlend von
Schönheit, Freude des Wiedersehens und Gattinnenglück.
Aber es war schrecklich gewesen, wie die scheugewordenen Thicre mit
ihr davongerast waren: ganz schrecklich war es gewesen! Ob er sie nicht
hatte schreien hören? Vor Schreck und Entsetzen dem Tode nahe, hatte sie
im Wagen gelegen und ineinemfort gerufen: „Mein Eatone, mein lieber
Catone, mein armer Eatone!" Und es wäre sicher ein Unglück geschehen,
hätte die Madonna nicht ein Wunder gethan und zur rechten Zeit den
Retter gesendet. Und wer war dieser Bote des Himmels? Wer anders
als der arme Sor Lucullo! Ter arme Sor lucullo hatte nämlich nach Roma
vecchia auf die Wachteljagd gehen wollen; der arme Sor lucullo, ohne eine
Ahnung zu haben, wer die fchreiende Frau im Wagen fei, warf sich den
Pferden in den Weg; der arme Sor Lucullo brachte niit Gefahr feines Lebens
die wilden Dhiere zum Stehen; der arme Sor Locullo rettete die junge
Frau voni Tode; der arme Sor Lucullo beruhigte sie, pflegte fie, forgte für
sie. Sie und ihr Mann, ihr lieber, lieber Catone, mußten dem armen
Tor Lucullo Zeit ihres Lebens dankbar sein.
Warum sie nicht zurückgefahren wären?
Wenn sie das nur gekonnt hätten! Aber die Pferde wollten und
wollten nicht umkehren. Der arme Sor Lucullo hatte sich solche Mühe mit
den eigensinnigen Thicren gegeben; er war so zornig geworden. Und sie,
die junge Frau, hatte ineinemfort geschrieen: Sie wollte umkehren, sie wollte
zu ihrem armen, armen Catone: man sollte sie zu ihrem lieben, lieben
Catone bringen! Aber die Pferde hatten nun einmal nicht umkehren wollen.
So hatten fie sich denn fügen und — es war fchrecklich gewesen —
weiter fahren müssen. An Porta San Lorenzo fanden sie einen Mann, den
sie noch in der Nacht zur Osten« schickten, um dem lieben, armen Catone
die wunderbare Rettung seiner jungen Frau zu melden. Fünf Paoli hatte
der arme Sor Lucullo dem Voten gezahlt.
Zu dem lieben, armen Catone war kein Bote gekommen.
Wie, er war nicht gekommen? Der fchlechte Kerl! Was für Menfchen es
doch gab! Darum alfo hatte er sie erst jetzt gefunden. Und sie hatte solche Angst
um ihn ausgestanden, hatte so auf ihn gewartet, sich fo nach ihm gefehnt.
Sie war so böse auf ihn gewesen! Daß er seine junge Frau so lange in
aller Angst hatte warten lassen können. Der arme Sor Lucullo konnte es
bezeugen; der anne Sor Lucullo hatte sie beständig trösten müssen; ohne
den armen Sor lucullo wäre sie vollständig verzweifelt. Es war nicht zu
sagen, welchen Dank sie und ihr Mann dem armen Sor Lucullo schuldig waren.
Doch nun war die Angst überstanden, nun hatte sie ihren lieben, lieben
Catone wieder, nun war Alles wieder gut. Aber schrecklich war es ge-
wesen . . .

Um die wunderbare Rettung seiner schönen, jungen Frau aus Todes-
gefahr zu feiern, und um dem Retter seine Dankbarkeit — einen kleinen
Theil seiner Dankbarkeit — zu bezeigen, bestellte der arme, arme Sor
Catone ein Mahl, als ob er zum zweiten Mal Hochzeit halten wollte. Und
der „arme, arme" Sor lucullo aß und trank, als käme er direct aus der
Macchia von Pontano und der „arme, arme" Sor Lucullo war so ver-
gnügt, als ob er heute selber Hochzeit machte; Sor Lucullo hatte über
Nacht eingesehen, daß er wirklich ein Narr gewesen war.
Kurze Feit nach diesen Ereignissen wurde das Grabmal des Lucull
uou seinem Besitzer um ein Billiges verkauft; ein anderer Flickschuster er-
warb es, ein anderer Flickschuster saß fortan vor der Thür des alten
Nömergmbes, von früh bis fpät hämmernd und stickend, von früh bis fpät
pfeifend und singend. Aber darüber war ganz Frascati einig! so lustig
wie Sor Lucullo vor seinem Hause gehämmert und gepfiffen halt, brachte
es kein Zweiter zu Stande.
Zum großen Leidwesen fämmtlicher Frascatanerinnen — besonders
der jungen und hübschen — konnten sie bei dem lustigen Sor Lucullo nicht
mehr ihre Schuhe flicken lassen; denn der lustige Sor Lucullo flickte teiue
Schuhe mehr, der lustige Sor Lucullo war ein Signor Lncullo geworden,
ohne darum von seiner Lustigkeit verloren zu haben.
Das war so gekommen: In der Hochzeitsnacht der schonen Sabin«
und des reichen Sor Catone hatte der arme, abgewiesene Freier der jungen
Frau das Leben gerettet — welch ein Ldelmuth! Zum Dank dafür hatte
Sor Catone dem armen, abgewiesenen, edelmüthigen Freier in seinem eigenen
Hause eine Wohnung eingeräumt und ihn zum wohlbestellten Hüter über
seine Weinberge eingesetzt. Doch war die Arbeit nicht allzuschwer und
beschränkte sich auf das Probiren der uerfchiedenen Weinsorten, in welcher
Kunst der gewesene Flickschuster bekanntlich Meister war. Sor Catone
probirte nicht, Sor Catone trank nach wie vor keinen Dropsen von seinen
herrlichen Rebensäften, Sor Catone hätte am liebsten nur Wasser, nichts
als Wasser getrunken; denn Sor Catone mußte fuaren, fparen, sparen, sonst
hätte er allmählich aufgehört, der weife Catoue zu fein.
Denn weife war er noch immer! Wenn er fein heranblühendes Ge-
schlecht ansah — lauter Buben! Die prächtigsten Lockenköpfe, mit vech-
rabenfchwarzen, lustigen Augen, — so wollten ihn zuweilen trübe Gedanken
beschleichen. Aber als großer Philosoph tröstete er sich: er war auf der
Welt nicht der einzige weise Mann, der ein schönes Weib hatte.
Und sie wurde niit jedem Jahre schöner, Sabin«, die Mutter der
Catonen.

Die Mystik der alten Griechen.

von

«llarl du Prel.

— München, —

I. Der Tempelschlaf.

leim aus entlegener Vergangenheit, und zwar übereinstimmend von
den zuverlässigsten Autoren, Dinge berichtet werden, welchen wir
gar kein Verständnis; abgewinnen können, so darf man sicher sein,
an einem Punkte zu stehen, dessen Aufklärung von weittragender Bedeutung
wäre. Um aber solche Probleme auch richtig zu löseu, ist es vor Allem
nüthig, die Erscheinungen genau so hinzunehmen, wie sie berichtet werden;
die Brille des Jahrhunderts muß ganz abgelegt werden. Davon geschieht
aber meistens das Gegentheil. Der Nationalismus verfälscht in der Ziegel
solche Erscheinungen, um sich die Erklärung derselben leichter zu machen;
statt sich denselben anzupassen, nimmt er an ihnen solche Correcture» vor,
dadurch sie ihm angepaßt werden; davon hat aber die Wissenschaft nur einen
scheinbaren Gewinn, der Nationalismus dehnt nur scheinbar sein Erkenutniß-
gebiet aus, er schließt mit dem Problem einen faulen Frieden.

Ein folches vom Alterthum aufgegebenes Mthfel ist der Temvelschlaf,
über welchen die hervorragendsten Schriftsteller der Alten wie über eine
vollkommen sichere Sache sprechen. Ja diese Einrichtung, die wir in Aegvpten,
Griechenland und Italien finden, bestand mindestens ein Jahrtausend hin-
durch, ohne von den Gebildeten in Zweifel gezogen zu werden. Und doch
schüttelt der moderne Mensch ganz unwillkürlich das Haupt, wenn er liest,
uni was es sich dabei handelte. In der That, was sollen mir sagen, wenn
wir erfahren, daß vor der Begründung der modernen Medicin durch Hipvo-
trates die Kranken von Göttern unter Vermitteluug der Priester geheilt
wurden. Man versammelte sich in den Tempeln gewisser Gottheiten; dort

erschienen den Kranken diese Gottheiten im Schlafe, belehrten sie über ihren Krankheitszustand gaben ihnen die Mittel der Heilung an, und das ganze Alterthum preist die Wunderkuren des Tempelschlafes. Natürlich wird der Rationalist sich den Vortheil nicht entgehen lassen, den die Existenz des Wortes Pfaffentrug bietet; bei näherem Zusehen dürfte es ihm aber schwer werden, bei dieser Erklärung zu verharren. Es ist wohl denkbar, daß trügerische Priester, welche geschickte Aerzte waren, Masken annahmen, um ihren Patienten als Gottheiten zu erscheinen, daß sie dann die Diagnose vornahmen und Heilmittel angaben, wodurch — wie allgemein anerkannt ist — wunderbare Erfolge erzielt wurden; aber der Zweck solcher Umschweife ist nicht einzusehen. Die Priester hätten ihr Ansehen jedenfalls mehr gesteigert, wenn sie ihre Aussprüche nicht dramatisirt hätten. Auch geht die übereinstimmende Aussage aller Tempelschläfer dahin, daß ihnen die Heilgötter im Traum erschienen seien, nicht im Wachen, und an diesen« Punkt allein schon muß die Betrugstheorie scheitern.

Eine Theorie, durch welche der so räthselhafte Tempelschlaf seine Erklärung fände, dürfte neben dem philosophischen Verdienst mindestens noch ein psychologisches, wenn nicht ein medicinisches, für sich in Anspruch nehmen. Ueberschauen wir uns also die historischen Berichte, welche vorliegen, nehmen wir an, daß dieselben genau der Wahrheit entsprechen, und sehen wir dann zu, ob nicht an Stelle der Betrugstheorie eine bessere und minder gewaltsame sich finden läßt.

Diodor von Sicilien, der Aegnpten besuchte, schreibt über den Tempelschlaf : „Bon der Isis erzählen die Aegnpter, daß sie viele Arzneimittel entdeckt habe, und große Erfahrungen in der Heilkunde besessen. Deshalb habe sie auch, nachdem sie eine der Unsterblichen geworden, die größte Freude daran, die Menschen zu heilen, und im Traume zeige sie denjenigen Heilmittel an, welche sie darum bitten ... Im Traume trete sie an das Lager der Leidenden und reiche ihnen Heilmittel gegen die Krankheit und wer an sie glaube, der werde in wunderbarer Weise gesund. Viele, denen wegen Unheilbarkeit von den Aerzten alle Hoffnung schon abgesprochen war, seien von ihr geheilt worden."') Aehnlich preist Strabo den Serapis-).

Dies also ist der Kern der Sache, zu welchem andere Schriftsteller Details hinzufügen, die wir noch kennen lernen werden. Aber nicht nur von der Isis, welche die Römer saluwriL nannten, und von Serapis wird Solches gerühmt, sondem auch vom Aesculap, in dessen Tempeln ebenfalls der Tempelschlaf ausgeübt wurde. Der berühmteste Isistempel war nach Herodot der zu Busiris in Äegvpten. „In dieser Stadt ist das größte Heiligthum der Isis"^). Dem Serapis geweihte Tempel gab es in Memphis, Alerandrien und Canopus. Der Ursprung des Tempelschlafes reicht fehr weit zurück; schon Isaias wirft den Heiden vor, daß sie in

') Dwdorus I, 25. — 2) Sttabo XVII. 1, 17. — ») Herodot II, 59.

Tempeln schlafen >). Aus Aegppteu uerrflauzte sich diese? Syneu» nach Griechenland und von dort nach Italien. Griechische und römische Schriftsteller sind e5 also, bei welchen wir nähere Mittheilungen finden, und welche mit mehr oder minder großer Verehrung davon sprechen: Ppthagora?, Homer, Herodot, Antislhenc-?, Philo, Se»eca,Tiodor,Macrob!us, Plutarch, Sokrate?, Hippokrate?, Platon, Aristoteles, .^rnopho», Plinim?, Arrian, Varro, Artemidoru?, Strabo, Cicero, Balerin? Marimuo, Pausauiav, Herodian, Tacitno, Birgit, Äiarcus Aureliu?, Aelian, Sueton, Tibullnö ic.

Gehen wir zunächst nach Griechenland über. Nach Herodot siud fast alle Namen der griechischen Götter aus Aegypten nach Hellas gekommen -). Dazu gehört auch Aescnlnp, den die Griechen den Trnnmsendcr — 'v/:^6> ^o^Ro; — nannten. Er hatte sehr zahlreiche Tempel — i«-^-^, — in Pergamus, Epidaurus, Thisorea in Phokiv, Megalopolis, Kplene, Aegä in Cilicien, Asopn? in Latonien, Athen, Astppalca auf der Insel Kos, Smyrnn, Lebana auf der Insel Kreta, Pömauena in Mpsien, Tritta in Thessalien :c. Philosophen, Dichter und Historiker zollten dem Aesculap Vcrehnmg nnd es ist mir von einigen Epikuräern und dem Lustspicldichter Aristophanes^ bekannt, daß sie dem Tempelschlaf - i-.'x,?«-/).'.?'.: oder i^^n?, davon i^x«^^?.'. — den Glauben versagten.

Von Griechenland aus verbreitete sich der Tempelschlaf — inLndntic,, inondui'L ^.o«cu!l,pis, — nach Italien. Nach Plinius^) wurde der Aescnlapcultus 468 zur Abwendung einer langwierigen Pestkrankheit von Epidaurus nach Rom verpflanzt- das hohe Ansehen aber, das diefer Cultus genoß, wird am besten bezeichnet durch das Verhalten der mächtigen römischen Kaiser zu demselben. Kaiser Julian fugt, Aesculap habe ihn häusig in Krankheiten geheilt, indem er ihm Träume sandtet. Marcus Aurelius, der Philosoph auf dein Throne, der die Tempel der Isis, des Serapis und Aesculap reichlich ausstattete, sagt: „Ich danke Euch, daß mir durch Träume Heilmittel angegeben wurden gegen Bluthusten und Schwindel." Er nahm, wie er selbst sagt, den Tempelschlaf zu Cajeta vor"). Caracalla besuchte den Tempel zu Pergamus, mn einen Gesnndheitsmth zu erhalten, und Julian flehte dort den Aesculap an'». Die Kaiser Otho, Domitian, Commodus und Alerander verehrten den Isisdienst. Antonius ließ dem Serapis einen Tempel bauen. Bespasian besnchte einen Serapisteinvel ^), Trajcm den zu Heliopolis''). Auf der Tibennsel bei Rom stand ein Tempel, wo der Schlaf fehr gebräuchlich war. Die Römer schickten ihre kranken Sclaven dahin, und die Besuche scheinen den Priestern lästig geworden zu sein' denn Claudianus erließ ein Decret, daß alle durch Tempelschlaf geheilten Sclaven

') Isoias 65, 4. — 2) Hrlvdot II, 50. — ') AriswphllM's, Plutu«. — i) riiüiu« II. ^. X. 47. — ») Cyrillus i» Inl. VII. — «) M. Aurelius: Selbstgespräche I, I? .»id llm Schlnj;. — ') Prudenüusi Aftutheos. — «) T'^iw«: Ni«t. IV. 82. — ») Macrc,. dius: Saturn. I. 23, 10.

als frei angesehen werden sollten <). Auf dieser Insel wurden Marmortafeln aufgefunden, welche von den Heilungen berichten. Römische Schriftsteller reden vom Tempelschlaf. Plinius sagt: Ilcxiis ab nt-aouli» meälnn.i petiwr2) und Virgil beschreibt eine Incubation s).

Wie erwähnt, redet schon Isaias — ca. 699 u. Chr. — vom Tenlpelschlaf; andererseits sagt Origenes — 259 n. Chr. — daß er zu seiner Zeit noch sehr im Gebrauch wcn^> und Eusebius erzählt, daß Constantin in Cilicien einen Tempel niederreißen ließ, wohin eine Menge von Menschen, nnd sogar die Gebildetsten des Landes kamen, um dort einen Dämon anzubeten, der ihnen erschien, wenn sie schliefen, und ihre Krankheiten heilte ^).

Es ist unnothig, die historifchen Nachrichten noch weiter auszudehnen. Das Vorstehende genügt vollständig, uns eine Meinung zu bilden. Wir fehen, daß der Tempelschlaf in Aegypten, Griechenland und Italien, sogar im Innern von Afrika") ungefähr 1999 Jahre hindurch in Blüthe stand; die Anzahl der Heiltempel läßt sich ungefähr auf 199 schätzen, uud da die gebildetsten Männer dieser Jahrhunderte diesen Götterdienst verehrten, so dürfte die Betrugstheorie sowohl dem Historiker, wie dem Psychologen unhaltbar erscheinen. Es handelt sich also darum, eine Theorie aufzustellen, welche nicht nur die Thatsache des Tempelfchlafes, fondern auch die vermiedenen Besonderheiten einschließt, welche berichtet werden, ohne willkürlich davon zu streichen, nnd welche auch den Erfolg der Kuren erklärlich macht.

Im Nachfolgenden foll nun gezeigt werden, daß diese noch wenig erkannte Erscheinung de» Alterthunw identisch ist mit einer noch wenig anerkannten der Neuzeit: Der Tempelschlaf war ein durch magnetische Behandlung erzeugter Somnambulismus. Wer die alten Berichte über die Incubation mit den Erscheinungen des Somnambulismus vergleicht, wird finden, daß sie sich gleichen, wie ein Ei dem anderen.

Was geht beim Magnetisiren vor, falls dasselbe bis zur Erzeugung des Somnambulismus vorgenommen wird? Folgendes sind die Hauptpunkte:

1. Einem Menschen in sitzender oder liegender Stellung werden die Hände aufgelegt.
2. Mit den Händen werden magnetische Striche über den Leib gemacht.
3. Der Patient schläft ein.
4. Er erwacht innerlich, spricht von feiner Krankheit, nimmt die Diagnose seines Inneren, die innere Selbstschau, vor.
5. Der Heilinftinct erwacht in ihm und steigert sich bis zur anschaulichen Vorstellung der nöthigen Heilmittel.
6. Dieser Heilinftinct nimmt oft die dein ganzen Traumleben eigen-

l) Sueton: Claudia«. I. 26. — 2, Plinius, IV, ll. n. XXIV, 1.— ') Viissil. ^«u. VII, 69 — 4) Orissene« contra OI«nm, — 5) Eusebius: Vit. On8tnnt. III. b6. 6) ?omp<)uiu8 Ziel»: de «itn orliiü.^I, ß. 5l). —

thümliche Form der Dramatisirung an, und der ärztliche Rath wird
objectiven Traumsiguren in den Mund gelegt.
7. Diese Heilmittel haben oft bedeutenden Erfolg,
8. Der Kranke spricht oft richtig vom künftigen Verlauf seiner Krankheit,
und dieses Femsehen schweift oft nach fremden Dingen ab.
9. Diefe Fähigkeiten des Patienten erstrecken sich oft auf den Zustand
anderer Kranken, mit welchen er in Rapport kommt.
10. Die angeordneten Mittel weichen oft ganz von den gebräuchlichen
ab lmd sind oft von sehr heroischer Natur.
11. Die Somnambulen sprechen manchmal in gebundener Redeweise.
Die angeführten Punkte sind nun sämmtlich von so eigenthümlicher
Natur, daß wenn von ihnen allen die Parallelerscheinnngen im Tempel-
schlaf nachgewiefen werden könnten, kein Zweifel mehr bestände, daß in
den alten Tempeln der künstliche Somnambulismus angewendet wurde.
Es ist daher nicht zu verwundern, daß bei der Wiederentdeckung des
Magnetismus durch Mesmer und des Somnambulismus durch seinen
Schüler Puysegur, sowohl diesen, wie ihren Nachfolgern diese Aehnlichkeit
sofort auffiel, und daß sie auf die Identität beider Erfcheinungen schlössen.
acl 1. Was das Auflegen der Hände betrifft, so giebt es ägyptische
Sculpturen und Wandgemälde, die den Proceß des Magnetisirens darstellen.
Ein Mensch liegt mit geschlossenen Augeu auf einem Ruhebette — es ist
kein Todter; denn oft ist er halb aufgerichtet oder sitzt —, ein anderer,
vor ihm stehend, legt ihm die Hände auf verschiedene Körpertheile. Vei
Montfaucon') finden sich die Abbildungen von ehernen Händen, wie sie
dem Serapis zum Danke für die durch den Tempelschlaf gewonnene Heilung
geweiht wurden. Diefe Hände halten die drei ersten Finger ausgestreckt,
die zwei letzten zurückgebogen. Sie bezeichnen also einen magnetischen Act;
unsere Magnetiseure wenden zwar die ganze Hand an, aber sie behaupten
auch, daß die drei ersten Finger die kräftigste Wirkung ausüben. Auch
einzelne Zeigefinger finden sich als Weihgeschenke; sie endigen in einem
langen Nagel, waren also wohl an der Mauer befestigt. Das Magnetisiren
mit blos einem Finger wird nnn auch heute oft angewendet, und zwar
besonders von den Somnambulen selbst 2), wenn sie veranlaßt werden,
Jemanden zu magnetisiren. Bei den Römern hieß der Zeigesinger Medicus ^).
Diese Hände und Finger sind nun aber gerade jenen Gottheiten geweiht,
in deren Tempeln die Incubätion angewendet wurde.
Weitere Abbildungen, die mit dein ägyptischen Tempelschlaf in Ver-
bindung stehen, finden sich bei Äthan. Kircher (spliinx inMaF.), Denon
sVo^o ä'L^vpts Nd. III.) und in der Mythologischen Galerie von
A. I. Millin.

l) Mmttfaucon: H,ntiquit« «xMqnss Bd. II. — 2) Gnnemoser: Geschichte der
Magie 383. — «) risiius V»1«liu5: IlieloFivMLil 1. 36.

Eine von der Umhüllung einer Mumie hergenommene Abbildung i) stellt einen auf dem Bett ausgestreckten Menschen mit offenen Augen dar, daneben eine stehende Figur, mit der Maske eines Hundes vor dein Gesicht, gegen den Kranken gewendet, die rechte Hand auf dessen Brust, die linke auf den Kopf desselben gelegt, die Äugen auf ihn geheftet. Oberhalb sieht man die Gottheiten Isis, Osiris, Anubis, Horus. Der Magnetisirende ist hier offenbar ein Priester unter der Maske des Anubis. Aber auch Talismane finden sich — sogenannte Abraxas — bei Montfancon") abgebildet, welche gegen Krankheiten getragen wurden; man sieht darauf magnetische Acte eingeschnitten.

Da nun die Juden so lange in Aegnvten waren, und insbesondere von Moses in der Bibel berichtet ist, daß er in der Wissenschaft der Aegyvter unterrichtet war, so lassen sich bei ersteren vorweg Traditionen über Magnetismus und die Heilwirkung aufgelegter Hände vermuthen. In der That zieht sich durch die ganze Bibel die Bestimmung der Hände, durch ihre Annäherung oder ihr Auflegen in Ekstase zu versetzeil. Hellsehen zu erzeugen und zu heilen. Nenn Gott einen Propheten inspirirte, so heißt es in metaphorischer Übertragung eines magnetischen Verhältnisses regelmäßig: „Die Hand des Herrn kam über ihn." Dann folgt die Inspiration und Eröffnung der Zukunft ^).

Die heilende Wirkung der Hand kommt eben so häufig im neuen Testament vor 4). Aber auch im alten Testament geht Naaman, der sich heilen lassen will, zu Elias, erhält aber den Rath, sich in, Jordan zu waschen, worauf er zornig spricht: „Ich dachte, er würde zu mir herauskommen, den Namen Gottes anrufen und mit seiner Hand den Ort der Krankheit berühren ^).

Die Propheten heilten also durch Händeauflegen, wie später Christus und die Apostel. Eben darum warfen deni wunderwirkenden Christus feine Gegner vor, er hätte den Aegnptern ihre Geheimwissenschaft geraubt, die in den TelNpeln gepflegt wurde: H,Lß^ptioi-um sx aäiti« t'in-uws e8t äiLLiMii»»"").

Man nannte Christus einen Magier und behauptete, daß Männer, die in Aegnpten gelemt, dieselben Wunder — non minorn miraoula — verrichten könnten 7).

Der Magnetismus mußte als menschliche Eigenschaft auch zu allen Zeiten bekannt gewesen sein, und zwar im Allgemeinen als ein wohlthätiger Einfluß von Körper zu Körper, besonders aber als Ausfluß der menschlichen Hand. David schlief mit Abigail ohne sie zu berühren s). Plinius sagt, daß der ganze Körper bei manchen Menschen heilend sei und der starke Wille dem entströmenden Agens heilende Wirkung verleihe s). Bei Christus war es

') Montfaucon II, Tafel 37 d. — 2) Ehendorl V-, Tafel 134. — ->) Könige 4, 3, 15—16. Ezcchiel 1, 3; 33, 22; 40, 1. — 4) Lucas 1, 6«; Apostelgeschichte 11. 20—21; 8, 17; 19, 6; Marcus 16, 4. — 2) Könige 4, 5. — «) Hrnubin» «ontr. ßent I. — ') Oiigsll«» contra 0«1»um I. — s) Könige 3, 1, — s) Plinius 2. N. VI.

hinreichend, ihn zu berühren, mn gesund zu werden'j. Birgil spricht von
der heilenden Hand liuinnilj medica)-). Prospcr Alpinus spricht von Frauen,
welche Tnsseuterie heilen, indenl sie die Hände auf den Nadel des Kranken
legen ^). Augustinus sagt, es gebe Veute, die dnrch Berührung, durch den
Blick und den Hauch heilend. Sogar die Nebertragbarkeit des Magne-
tismus scheint den Alten bekannt gewesen zu sein, wofür der Glaube an
Talismane und Amulette spricht.. Was insbesondere die Nebertragbarkeit
auf Wasser betrifft, so sagt Aclinn, das; die Phyllen den Bis; giftiger
Schlangen durch Auflegen ihres Speichels heilen, nnd daß bei gefährlichen
Wunden der Kranke Wasser trinken mußte, das sie im Munde geschwenkt
hatten; endlich legten sie sich auf den Kranken"). Aus seinen ferneren
Worten, das; man das Bewußtsein verlor, wenn man sich ihnen nahte, bis
sie sich wieder entfernten, läßt sich auf fmnnambulen Schlaf schließen, auf
den 80MIM8 mellicn», von dem Galenns spricht. Durch das Orakel zu
Memphis erhielten ein Gelähmter und ein Erblindeter den Nath, sich durch
den in Aegppten anwesenden Kaiser Vesvasicm heilen zu lassen, der das Auge
des Einen' mit Speichel benetzte, den Anderen mit dem Fuß berührtes.
Dn nun auch Nischnu abgebildet wird mit vier Annen und acht Händen,
aus welchen Flammen hervorgehen, und Philostratns"> von den indischen
Weise» sagt, daß sie durch Handanflegrn merkwürdige Kuren verrichten, so
scheint auch in Indien der Magnetismus bekannt gewesen zu sein. Vielleicht
ist sogar das Segnen mit den Händen nnr ein culturhistorisches Ueberlebsel
jeues von ältesten Zeiten her bekannten magnetischen Actes. Tommasini in
seiner Abhandlung über die mysteriösen bronzenen Hände der Aegypter macht
die Bemerkung, daß diese die Fingerhaltung der segnenden Priester Habens.
ac! 2. In Bezug auf das magnetifche Streichen -^ HeX-,'^ — können
wir vielleicht bis auf Homer zurückgehen, bei welchem Hermes feinen Stab
gebraucht, um damit die Angen der Männer einzuschläfern — «'ö^lüv
ö^x-n fte)./-l —"). Wir finden das Streichen fodann bei den als Zauberer
und Herenmeister berühmten Telchinen auf den Inseln Kreta nnd Nhodus,
die wohl ihre Namen von diefem Streichen und fünften Berühren —
HzX-^v - haben. In Bezug auf Nom aber ist der magnetische Strich
und das Spargiren unserer Magnetiseure, und zwar als bereits außerhalb
der Tempel in Anwendung, nicht zu verkennen, wenn z. B. Martial sagt!
Die Berühren« — ^lÄcwtrlx — durchläuft mit geschickter Kunst den
Körper und besprengt mit fertiger Hand alle Glieder'"). Ferner heißt es

l) Lucas 4 ». 8; Mntlh. ?. — ») H^iz XII, 402. — ») Pr. Alpmus: Trnclal
üb. d.Medicin der Aeaupler. — 4) ^uxustinu«: 6e <:iv. v«i XIV. 24. — b, H,ßli,n.
HiZt. au. XV>, 28. — «) laoitus. 2i«t. IV. 81. «uetun, Vo8p»8. ?. 8tr»1io XVII. 1 43.
— ') I^ilo^r. Vita HpnII >II, 12. — «) Ennemoser Geschichte der Magie, 386.
') Homor: ochzs. V. 47. XXIV 3. Iliu« XXIV. 343. — '«) Mrtial. LviFl. III. 82

bei Plautus: „Wie? wenn ich ihn mit der Hand langsam berührte, das,
er schlafe? sl'iAotn» wn^!,,u. nt ctovmmtl).
ncl 3. Laß nun der Schwerpunkt bei der Behandlung in den Tempeln
in der Erzeugung eines somnambulen Schlafes lag, geht aus allen Berichten
hervor. Auf magnetische Striche deutet die Haltung des Operators auf ägyp-
tischenBilderu, und das; der kranke, der vor ihm sitzt oder liegt, das Aussehen
eines Schlaseuden hat. Aber auch andere Mittel scheinen angewendet worden
zu sein. Nach Plinins wurde die Incubation durch Näncherungen und
Narkose vorbereitet'->. Beim Tempelorakel der Ceres zn Paträ mußten
die Kranken beten, räuchern und sich räuchern lassen, danu aber in einen
Spiegel sehen, der in einen Brunne» so hinunter gelassen wurde, das; er
das Wasser berührte; die Kranken erblickten sich darin lebend oder todt">).
Hier scheint also die Prognose, das Fernsehen in der Nichtung des Kraukheits-
verlaufes, durch spiegelnde Flächen erweckt worden zn sein, die durch alle Zeiten
hindurch eiue Nolle als Crweckungsmittel der Ekstase spielen. Von opiatischen
Getränken und Kräutern spricht auch Tibullus^. lind auch die Ver-
wendung von Gesang und Musik deutet darauf hin, daß es auf Cr-
weckung des.Schlafes abgesehen war, wie denn auch Mesmer seine Operationen
am Bannet mit Mnsik verband, und die Steigerung magnetischer Wirkung
durch Tonschwingnngen unseren Magnetifeuren bekannt ist. Deutlich spricht
es Iamblichus aus, das; es sich um somnambulen Schlaf in den Tempeln
bandelte; er fagt, daß der Zustand mit einer Schwere des ,«opfes beginne
und die Augen sich unwillkürlich schlössen <FravL(to capitis, vel inLlinatio
«t ooousMic) vi8»8^).^
Cs läßt sich annehmen, daß die Priester ihre eigentlichen Manipulationen,
uui das Geheimniß besser zu bewahren, nuter mystischem Beiwerk verbargen;
aber eben dieser Zweck wurde am besten erreicht, wenn die eigentliche
magnetische Behandlung erst nach eingetretenem Schlafe vorgenommen wurde.
nä 4. Terselbe Iamblichus beschreibt nuu auch das eintretende Hellsehen,
zunächst das Sehen des Gegenwärtigen ohne Vermittelung der Augen, und
die sodann eintretende innere Selbstschau. Manchmal sei es ein ruhiges
und reines Licht, welches von der Seele gesehen werde, obwohl die Äugen
geschlossen sind; man sehe die Gegenstände viel dentlicher, als im Wachen.
So sehen auch uusere Somnambule» de» Hä»den des Magnetiseurs das
magnetische Agens entströme« und sie sprechen wie Iamblichus, welcher
sagt, es dringe in alle Theile des Körpers und verjage die Krankheiten der
Seele wie des Körpers. Der Nedner Aristides spielt auf Kramp ffomnam-
bulismus an, wenn er fagt, daß er oft Conuulsionen gehabt, in Folge deren
sich sein Körper wie ein Bogen krümmte ^) — eine Erfcheinnng, die beim

l) t>I«,uw8: ^mplntl. — 2) Nullius XXI. 31 — 2) 1>!Ni6!llli»Ä H«!I, 21, 12. —
4) 'l'ikullud, Hle^, II, 5. Vur« »i3, — 5) ,I»!udÜLiiu8 llü in^st. ^.Nßvpt. 6) Anstldrö: Heilige Reden.

Autosomnambulismus der Besessenen und Hysterischen vorkommt. Dieser Aristides schildert seine lange Krankheit und den Tempelschlaf sehr ausführlich').

Die innere Selbstschau zeigt sich in einfachster Gestalt schon im gewöhnlichen Schlaf, wobei körperliche Empfindungen, die zu leise sind, um während des Wachens in's Bewußtsein kommen zu können, im Schlafe wahrgenommen werden und die später daraus entstehenden Zustände ankündigen, wobei aber, wie immer im Traum, solche Empfindungen dramatisirt, d. h. durch eine äußere Ursache motivirt werden'). Einen solchen Traum, den ihm Aesculap geschickt habe, erzählt Aristides: ein Stier ging auf ihn los, der ihn am Knie verwundete; nach dem Erwachen zeigte sich dort eine Geschwulst. Um nun die Wahrnehmungsfähigkeit diefer leiseren Empfindungen zu steigern, enthielten sich die Kranken aller Unmäßigkeit, sie mußten fasten und sich vom Wein enthalten. Im Alterthum war der Glaube allgemein, daß Speise und Trank, welche körperliche Traume hervorrufen, werthvolle Träume verhindern. Die dramatisirte Empfindung des Innern steigert sich nun im Somnambulismus bis zur eigentlichen inneren Selbstschau, die man nicht deutlicher bezeichnen kann, als Hippokrates mit den Worten, daß die Seele mit verschlossenen Augen den Zustand des Körpers sieht. <^I»S coi'vUL «>ntinF»>it, 0l><lem »nimu8 Wiiüt 0<XMÜ8 cl»u«Iz^). In der That, Hippokrates hat entweder in den Tag hineingeschwätzt, oder er schildert mit diesen Worten den somnambulen Schlaf.

»<i 5. Innerhalb des Somnambulismus wiederum lag der Schwerpunkt in jenen Visionen, worin sich die für die Genesung nöthigen Heilmitte darstellten. Solche Bisionen, übereinstimmend mit den Aussagen unserer Somnambulen, sind auf den Tafelinschriften bezeichnet, die auf der Tiberinsel und an anderen Orten gefunden wurden, z. B.:

llt, H.vß'ißÄ« oa«lLri8hus ?. H«iniliu8 I'olüu .Inlias Vßneil»!?
IIu^'»8 looi 8n!ut!llibu3 V18U iQ0!iitu3 ?ilia« äul«i88ima«
Iluniiuidug 0, ^>ilin8 ?»3nit,b) ^adellam Iiau« iu<>rm.
I'rmiwlliÄiiu«, rsäditiz Lniu 8i^nu H.L8eu1az>i
8ibi Iuinillilu8, Fr^till» In 8aniuo «ämonilu«
Hssit «x vi»o.^) 8. V»Iori>i8 ^apito.6)

Die Heilmittel erschienen, wie unseren Somnambulen, entweder in ihrer wirklichen Gestalt oder in Symbolen, welche von den Priestern gedeutet wurden. Eine ausführliche Erklärung folcher Bisionen habe ich in der „Philosophie der Mystik" versucht. Sie haben in der That nichts Wunder-

>) Vgl. Sprengel: Gesch. d. Arzncitunde I, 226. V. A. König: vs Hii8tiäi3 iuoudations (1818). — 2) Vgl. hierzu, wie zu dem ganzen Aufsatze du Prel: „Der Traum ein Arzt" in d. „Phiws. d. Miistit". — ^) Hippooiat^: 6« vicw. III. -
">) ?I»riu3 Val«ri»nu8: d« üuviarum uodilitcit», 8«mwä. 4. ^) ürntsr: Iri3<:iiz>t. z>. 7V. ^Io, ?. — 6) Hia«viu8: ^1liS3. romllu. kutiy, XII, o. 7.

bares. Wenn es eine Naturheilkmft, einen inneren Arzt im Menschen, giebt, so muß jede monistische Seelenlehre zugeben, daß — da es eine und dieselbe Seele ist, welche organisirt und welche denkt — diese Naturheilkmst nicht beschränkt sein kann auf das organische Wirken, daß sie auch in die Vorstellungssphäre übergreifen kann, wo sie als Heilinstinct oder als Heilmittelvision auftritt. Nicht einmal der Materialismus, der ja auch im Geiste nur die Fortsetzung der Natur anerkennt/ kann sich weigern, aus der Thatsache der Naturheilkraft die Möglichkeit von Heilmitteluisionen abzuleiten. Mit dem modernen Somnambulismus stimmt es nun auch überein, daß bei derartigen Träumen auch der Fundort des Heilmittels angezeigt wurde. So bei der Wurzel, welche den Ptolomäus heilte').

»6 6. Wie nun schon im gewöhnlichen Traum Alles, was aus dem hinter dein Traumbewußtsein liegenden Unbewußten auftaucht, die dramatische Form annimmt, wie wir z. B. vermöge einer dramatischen Spaltung des Ich Antworten auf Fragen, Einwürfe:c. den fremden Traumfiguren in den Mund legen, so ist das auch bei der Heilmittelvision der Fall. Unseren Somnambulen wird der Rath von ihren „Schutzgeistern" gegeben, den alten Tempelschläfern von Aesculap, Isis, Serapis :c. In beiden Fällen liegt nur drmnatisirter Heilinstinct vor, eine Form, die allem Träumen eigenthümlich ist. Alle unsere Träume bestehen aus dramatisirten inneren Empfindungen, und könnten für die ärztliche Diagnose uermerthet werden, wenn nicht die meisten, und zwar gerade die des leichten Schlafes und von Erinnerung begleiteten, gestört wären durch Einmischung fremder Vestandtheile: Erinnerungsfragmente aus dem wacheil Leben, und die aus dein Verdauungsgeschäft und Alkoholwirkungen entspringenden körperlichen Empfindungen.

Aus der Ungetrenntheit der beiden Seelenfunctionen, Organisiren und Vorstellen, ergiebt sich also, daß im Schlafe, besonders im tiefen somnambulen Schlafe die Naturheilkraft thätig ist, und in der Vorstellungssphäre die Heilmittelvision erregt. Es ist eine ganz unwesentliche Seite der Sache, daß diese Vision ini Tempelschlaf dramatisirt wurde, indem die Schläfer die Gestalten ihrer Heilgötter sahen; das Wesentliche ist die Vision überhaupt. So also ist es zu verstehen, wenn es z. B. bei Artemidorus heißt, daß Apollo sich im Traum den Kranken zeige und ihnen die Heilung anzeige^); wenn Iamblichus sagt, man höre im Schlafe Stimmen, welche fagen, was zu thun fei, daß ferner die Schläfer manchmal von Erscheinungen besucht werden, die rings um sie gleiten, und die nicht mit den Augeu des Leibes gesehen werden, sondern durch einen inneren Sinn°); wenn Diodor von der Hemithea in Castabos sagt, sie erscheine den Kranken in sichtbarer Gestalt und zeige die Heilmittel an, wodurch schon mancher Kranker, den«

') dieero 6e <iiviu»,tionL II, 66. l) Artemidorus: Oneirotritilon, II. —

alle Hofftmng auf Rettung abgesprochen war, Hülfe fand und gefund wurde'».

Es degreift sich, das; trotz der hohen Anerkennung, welche die Heilorakel im Alterthum genossen, Manchem Zweifel über die Sache aufstießen, weil man eben das wesentliche der Sache, den Heilinslinct, nicht durchschaute und den Accent auf das Unwesentliche, die drmnatische Forin, legte. So mciitt i. B. Aristoteles, e<o wäre säiicklicher für die Götter, wenn sie sich den Menschen im Wachen offenbaren würden 2). Und Eieero sagt: „Wenn Aesculap und Serapis zeigen könnten, wie man gesund wird, so müßte ebenso Reptuu einen Lootsen unterrichte!! können, wie man Schiffe sührt; uud wenn Minerva einen tranken heilen tonnte, warum sollten nicht die Musen un« im Traum ^esen uud Schreiben lehren können und uns in den schönen Künsten unterrichten"»." Von diesen beiden Einwürfen wird nun zwar jene Auslegung getroffen, welche im eigentlichen Sinn annahm, daß uns die Götter im Tempclschlaf ärztlichen Rath crtheilen, nicht aber die richtige Auslegung, daß fulche Träume drmuatisirte Heiluorstellungen sind. Im Wachen ist das eben nicht möglich, wie Aristoteles wünschte. Im Wachen kann weder die Naturheilkraft, noch überhaupt die Reproductionskraft so intensiv auftreten, wie im Schlaf; die feineren organischen Empfinduugen und dadurch erregte Heilvorstellungen können nicht im Wachen die Bewußtseinsschwelle überschreiten, sondern nur im Schlafe, wenn die Ablenkung des Bewußtfeins auf die Außenwelt fuspendirt ist. Kurz die Zweifel des Aristoteles und Cicero treffen zwar die göttliche Inspirationstheorie, nicht aber die dramatisirte Inspiration durch unser eigenes transcendentales Subject. Diese dramatische Form muß aber jeder Traum überhaupt annehmen. Gerade wenn die Träume nicht auf fremder Inspiration beruhen, muß die Quelle derselben in unserem eigenen Organismus liegen. Allen den wunderbaren Scenerien unserer Träume, allem Durcheinander der handelnden Figuren müssen organische Zustünde unseres Innerei! correspondiren, die sich in objectiue äußere Vorstellungen umsetzen. Alle Reden, die wir an die Traumfiguren richten, alle Antworten, die wir von ihnen erhalten, entstehen aus uns selber; der Traumdialog ist ein dramatisirter Monolog, der durch eine dramatische Spaltung des träumenden Ich zu Stande kommt.

«ä 7. Daß nun der Heilinstinct im Traume das Richtige trifft, wie überhaupt jeder wirtliche Inftinct, das habeu die Tcmpclschläfer so bestimmt behauptet, wie unsere Somnambulen. Die Berichte sprechen sich über erfolgreiche Kuren iu den Tempeln sehr deutlich und anerkennend aus. Sogar ist es ein Arzt, der aus der Schule schwätzt und gesteht, daß „die Heilungen in den Tempeln viel zahlreicher siud, als die unsrigen"^). Ebenso sagt

Aristides: „Für mich war es nicht zweifelhaft, daß ich dem Aesculap mehr gehorchen müsse, als den Aerzten." Und als er geheilt war und die Aerzte ihn sahen, bewunderten sie den Gott, und lobten den Gehorsam des Kranken gegen diesen').

Die geheilten Kranken ließen kostbare Weihgeschente in den Tempeln zurück: goldene und silberne Gefäße, Kunstsachen und Votiutafeln, die aufgehängt wurden. Auch Kronen, Leuchter, Opferschalen werden als Weihgeschenke—«Immi-imn, ÄvH/^U — erwähnt. ZuReggio fand man cineInschrift, daß Valerius Smnphorus nnd seine Frau dem Aesculap eine goldene Kette, 7 Pfund fchwer, und Anderes geweiht. Aermere begnügten sich mit Votiutafeln ans Erz, Marmor und Holz, oder auch mit Inschriften, die in die Tempelsäulen eingegraben wurden. Auch aus Holz oder Elfenbein geformte Glieder, welche geheilt worden waren, wnrden aufgehängt, eine Sitte, der wir bekanntlich noch heute auf dem Lande begegnen. Die Krankheitsgeschichten wurdeu, oft symbolisch, auf Gemälden dargestellt. Lateinifche Inschriften, die den Tank an die Götter enthielten, sind bereits ermähnt worden; aber auch griechische haben sich erhalten').

An wirklichen Kuren scheint es also nicht gefehlt zu haben, und alle aufgeklärten Theorien, welche aufgestellt werden, um dieses merkwürdige Problem des Tempelschlafes los zu werden, leiden an dem Uebelstande, daß sie auf diesem nachweisbaren Erfolg der angemthenen Mittel keine Rücksicht nehmen. Die Aerzte, welche von gesteigerter Phantasie, von Hallucinationen u. f. m. der Tempelschläfer reden, wären in die größte Verlegenheit verfetzt, wenn von ihnen verlangt würde, durch Hallucinationenu. f. w. ihre Kranken zu heilen; ja wenn auch nur verlangt würde, sie sollten durch ein beliebiges Verfahren außerhalb des Somnambulismus ihre Kranken von Heilmitteln träumen lassen, welche helfen, ja auch nur von folchen, welche nicht helfen. Solche rationalistische Aerzte, die im Tempelschlaf nur subjective Täuschungen und Hallucinationen sehen, wären doch unfähig, auf diefe von ihnen vermutheten Principien eine Schule zu gründen, welche Jahrhunderte hindurch den Beifall der Gebildeten hätte.

»cl. 8. Das Fernfehen der Somnambulen im magnetischen Schlafe betrifft in der Regel nur die tünftigen Zustände des Organismus, indem sie Anfälle :c. vorhersagen — eine organisirende Seele muß eben anch die Entwickelungsgesehc des Körpers kennen — und schweift nur manchmal zu nebenfächlichen Dingen ab, die nicht in der Linie des Krankheitsvcrlaufes liegen. So auch im Tempelschlaf. Aristides er äblte, der Gott habe ihm im Schlafe angezeigt, daß er am Flusse, wo er baden follte, den Wächter des Tempels sehen werde, und ein Pferd, das sich im Wasser bade. Die Erfüllung dieser Vision flößte ihm das größte Vertrauen zu deu Rath-

>) Aristides: Heilige Rede», — -) Vüth: «urpus i,i8«ript. Flaue. III. No. 5960.

schlagen des Gottes ein. Diese Vermischung von Femgesichten mit Heil-
verordnungen zeigt nun aber deutlich, daß eben beide eine gemeinschaftliche
Quelle haben; die sowohl vorstellende als organisirende Seele, ein neuer Be-
weis, daß dem Tempelfchlaf der Somnambulismus zu Grunde lag, so daß
man — da das Fernsehen in der Richtung des Krankheitsverlaufes häufiger
ist, als das in anderer Züchtung — fast auf die Vermuthung kommen könnte,
erst aus dein Tempelschlaf hatten sich später die Orakel mit ihrem Fern-
sehen nach den anderen Richtungen abgezweigt. In der That wurde die
Pythia in Delphi, deren Ferngesichte sich der größten Berühmtheit erfreuten,
manchmal auch medicinisch consultirt. Auf eine folche Vermischung deutet
auch der Bericht des Cicero über die Ephoren zu Sparta: „Die oberste
Behörde der Lacedämonier, nicht zufrieden mit der Sorge während des
Wachens, legte sich im Tempel der Pasiphae zum Träumen nieder, weil
sie die Orakel während des Schlafes für wahr hielten."') Man suchte also
politische Ferngesichte im Tempelschlaf zu erreichen; andererfeits ertheilte
das Orakel des Dionysos in Phokis therapeutische Rathschläge, und darum
wurde der Gott ein Arzt — ',,«1^5? — genannt'). So haben wir also
bei den Orakeln die medicinische Consultation als Ausnahme, beim Tempel-
schlaf das Fernfehen als Ausnahme, eine Vermischung, die deutlich den
Somnambulismus uud eine Seelenthätigkeit nach ihren beiden Functions-
richtungen, Organisiren nnd Vorstellen, anzeigt. Auch bei den Druiden waren
die Aerzte zugleich Seher 2) und Pomponius Mela — oder wie sonst der
Verfasser der betreffenden Schrift heißt — sagt, daß die Priesterinnen des
Orakels auf der Insel Sena an der englischen Küste Krankheiten heilen und
in die Zukunft sehen konnten^).

2<i 9. Es ist die Regel, daß Diagnose, Prognose und Heilverordnung im
Somnambulismus nur den Schläfer selbst betreffen; aber zunächst stehen die
Somnambulen in Rapport mit dem Magnetiseur, von welchem Empfindungen
und Gedanken auf sie übergehen, so daß gleichsam eine Verschmelzung der
beiden Nervensysteme stattfindet, und dieser Rapport kann ausnahmsweise
auch zwischen dem Schläfer und anderen Personen hergestellt weiden.
Empfindungen fremder Organismen werden so empfunden und befähigen
den Somnambulen zu einer fensitiuen Diagnose. Das geschah nun auch im
Tempelfchlaf. Prosper Alpinus sagt, daß wenn es den Kranken selbst
nicht gelang, Heilmittel zu träumen, die Priester für sie schliefen, und daß
diesen der Gott den Heiltraum nicht versagte"). Im Tempel des Amphiaraus
waren Priester, welche für Andere träumten"). Zu diesen, directen Rapport
der Schläfer mit dem magnetisirenden Priester kam mich noch der indirecte
zwischen Schläfer und fremden Personen. Die Tempelschläfer träumten

>) <üie«rc> du äiviuat, I, 43. — 2) I>HU82ni28 ?KüK. 33, 10. — 2) Vilnius
N. N. 30, 13. — 4) x„^, U<^. vs «tu oidig. III. «. — ») Pl. Alp. üb« die
Vtcdiciu der Aegyptrr. — 6) I',ni82üik3 ^tti«. 34.

oft für Andere, welche von ihnen Nachschlüge für ihre Gesundheit zu haben wünschten. Perikles ließ in Athen der Minerva eine Statue errichten, zum Danke dafür, daß sie ihm in« Traum die Pflanze Parthenium gerathen, womit er den Mnesikles, einen der Baumeister an den Propyläen, heiltel). So wurde also der Tempelschlaf zu Gunsten uon Kranken von Verwandten oder Freunden derselben ausgeübt. Für den sterbenden Alexander consultirten seine Generale den Gott^). Aristides sagt, daß er und sein Freund Zosimus gegenseitig für einander träumten; auch feine weitere Erzählung deutet auf solchen Rapport, daß er und ein Priester gleichzeitig einen Toppeltraum hatten, worin das von Aristides zu nehmende Medicament übereinstimmend in so starker Dosis verordnet wurde, daß noch Niemand eine so große genommen hatte, was aber gute» Erfolg hatte.

2<I 10. Dieses Merkmal der heroischen Mittel und von der officiellen Medicin abweichender Medicamente ist mm ebenfalls dem Somnambulismus und Tempelfchlaf gemeinfchaftlich. Plinius spricht vom Decoct aus wilden Nosen, wodurch ein Soldat und andere Patienten derselben Art geheilt wurden. Im Tempel des Serapis wurden einst nach Aelian drei Kranke geheilt. Der eine hatte Blutspeien, der andere Schwindsucht, der dritte hatte Schlangeneier gegessen und glaubte sich in Gefahr; der erste mußte Stierblut triuken, der zweite Eselsfleisch essen, dem dritten befahl der Gott, sich von einer Muräne an der Hand beißen zu lassen^).

ll<l. 11. Ein sehr merkwürdiges, dem Somnambulismus und Tempelfchlaf gemeinschaftliches Detail ist ferner die gebundene Nedeweife der Schläfer. „Ich habe ganze Lebensregeln in dichterifcher Mundart hersagen hören," sagte der mehrfach erwähnte Aristides. Die Tempelschläfer machten im Traum Verse, richtige Hexameter, oder sie schrieben solche psnchographisch, wie ebenfalls unfere Somnambulen, fowie die Nachtwandler, ohne etwas davon zu wissen4). Da nun dieselbe Erscheinung anch in der Blüthezeit der Orakel vorkam, sogar der Herameter als eine Erfindung der Pnthia angefehen war, fo ist es sehr tiefsinnig, daß den alten Griechen Apollo nicht nur als Gott der Seher galt, sondern auch der Dichter und der Arzneitnnde. Die griechischen Somnambulen betrachtete man als dnrch Apollo inspirirt, und bei ihnen wie bei unseren Somnambulen kommt Fernsehen, Dichtung und Heiluerordmmg vor.

So haben wir also in allen wesentlichen Punkten die Identität der Erscheinungen bei Somnambulen und Tempelschläfern. Nur in einem Punkte herrscht Verschiedenheit: Aub. Gcmthier, alle sonstige Uebereinstimmung übersehend, legt den Accent auf diesen Einen Punkt, daß nämlich die Teiupelschläfer beim Erwachen sich an die ertheilten Nachschlage erinnerten, während

') rluwrol!, ?«iiols8 e. 1^. — 2) ^I'i'iün VII, ?; — ') ^LÜIUI XI. —
4) DnnllPN!8: ä« vitis 8op!nl>tHrum.

unsere Somnambulen erinnerungslos erwachen'). Dieser Unterschied bietet aber durchaus keine Schwierigkeit und widerlegt keineswegs die Identität. Bekanntlich liegt es vollständig in der Hand des Magnetiseurs und Hypnotiseurs, den Somnambulen die Erinnerung an Alles aus ihrem Traumleben aufzuerlegen, wenn es ihnen, oder was davon ihnen befohlen wird. Nur die sich selbst überlassenen Somnambulen erwachen erinnerungslos, und dann allerdings haben sie die eben erst von ihnen ausgesprochenen Verordnungen so gründlich vergessen, daß sie bei der Anwendung dieser Mittel die Verordnung auf den Arzt zurückführen. Dies ist wenigstens die Regel; daß aber das erinneruugslose Erwachen keineswegs mit allen somnambulen Zuständen nothwendig verbunden ist, zeigen schon die Propheten im alten Testament, bei welchen beides vorkommt: Erinnerung und Vergessen. Unbestreitbar aber, uud durch die neuesten erperimentalpsychologischen Untersuchungen der Franzosen Vernheim, Liöbault, Liögeois, Cullerre, Beaunis') festgestellt, ist die fast unbeschränkte Macht des Magnetiseurs, nach Belieben Erinnerung oder Vergessen nach dem Erwachen eintreten zu lassen, und zwar einfach vermöge des während der Krise ertheilten Befehls. Daß nun die alten Priester, denen die Erscheinungen des Somnambulismus besser bekannt waren als uns — dafür sprechen auch die Orakel und Mysterien — gerade davon nichts gewußt haben sollen, läßt sich nicht wohl annehmen. In der Höhle des Trophunius, dessen Orakel Pausanias beschreibt ^), überlieh man es dem Belieben der Consultirenden, ob sie Erinnerung oder Vergessenheit haben wollten; im ersten Falle mußten sie von der Quelle Mnemosyne trinken, im anderen Fall von der Lethe.

Die rationalistische Erklärung des Tempelschlafes reicht nicht annähernd an das Problem hinan. Daß die Tempel an gefunden Orten gelegen waren, die Patienten zu vernünftiger Diät angehalten wurden, zu Leibesübungen, Jagen, Reiten und Waffenfpielen, wobei sogar die Art der Bewegung und Waffen vorgeschrieben war, und endlich Frictionen angewendet wurden^), — die aber selber magnetisch wirken und verkannt sind, wenn man sie lediglich als mechanische Mittel ansieht — beweist noch nicht das Fehlen eines mystischen Kernes, und berechtigt nicht, diese Anstalten mit unfern Kurorten zu vergleichen, mögen sie auch den sanitären Anforderungen, die an solche gestellt werden, mehr oder minder entsprochen haben. Die Kranken mußten feierlich geloben, die Vorschriften pünktlich zu erfüllen^, aber auch unsere Somnambulen sind darin von der peinlichsten Genauigkeit; sie mußten

') ^iM» d»ntliier: Ilsolisrolie» Kl8t. 8UII« möclsoills ä».n8 les lemple» (1844). — l) LernKeim: Do In, «u^sseztion 6llnz 1 öt<lt !>)'pnotic>u«. I,iödkult: Vn «ommeil tizms et I>vpnnti8w8. Leininig: Is ZaillNÄmbiilismo prnvoguö. — 3) I^nzHui»,, Loeot. 39. —4) Sprengel: Gesch. d. Arzneilunde 1,110.157. 2««. — °) ?1»i1o3tr. Vit«. H,Po11au. I, 9,

fasten und sich vom Weintrinken enthalten'), aber das ist eine notwendige Vorbedingung, um Träume allein durch die in die Vorstellungssphäre übergreifende Naturheilkraft bestimmen und durch das Verdauungsgeschäft nicht stören zu lassen. Kurz es ist nur ein rationalistischer Verlegenheitsspruch, wenn z. V. Prof. Nittershain sagt: „Mögen die Spielereien in den Tempeln wie immer schwindelhaft gewesen sein, die Behandlung (abgesehen von der Incubation), die Regelung der Lebensweise, der Kost :c. und manche directe Ordination in der Vorbereitungszeit trugen in der That, soviel wir davon wissen, den Stempel ärztlichen Verständnisses an sich und machten, vielleicht wenigstens an solchen Orten, wo ärztliche Schulen sich gebildet hatten, die Hauptsache aus." Geradezu gefälscht aber ist das Problem, wenn er weiter sagt, daß die Priester selbst die Ordination besorgten2); denn geradezu alle Berichte sagen, daß die Heilmittel geträumt, und zwar meistens von den Kranken selbst geträumt wurden. Wenn er endlich sagt, die Priester hätten auch die Erscheinungen des Gottes besorgt, so ist das der charakteristische Fehler aller rationalistischen Zweifler, die lieber hundertjährigen Betrug annehmen, dem die größten Geister zum Opfer gefallen wären, als Unkenntniß der zweitausend Jahre später auftretenden Kritiker. Der wahre Grund, warum solche rationalistische Auslegungen der Incubation überhaupt möglich sind, liegt darin, daß in unseren Tagen die Geschichte der Medicin ein sehr vernachlässigtes Fach ist, und daß die Aerzte das Studium des Somnambulismus noch immer für entbehrlich halten, fo daß ihnen für die Beurtheilung des Tempelschlafes der richtige Maßstab fehlt. Darum haben sich auch nur sehr wenige Aerzte mit dem Problem beschäftigt^) und meistens nur die Alterthumsforscher.^)

Um so befremdlicher muß es nun allerdings unseren Nerzten lauten, daß unsere moderne Medicin keinen anderen Ursprung hat, als eben den Tempelschlaf. Bekanntlich reisten Jahrhunderte hindurch die vornehmsten Weisen Griechenlands nach Aegypten. Diodor ^) nennt als solche Orpheus, Melampus, Musäus, Homer, Lykurg, Herodot, Solon, Thales, Pythagoras, Demokrit:c. Platon soll 13 Jahre in Aegypten gewesen sein«). So wurde der Tempelschlaf nach Griechenland verpflanzt; viele von den auf Votivtafeln verzeichneten Ordinationen wurden herübergebracht, und in Griechenland selbst wurden die Ordinationen in den Thürpfosten und Tempelsänlen eingegraben. So wurde z. B. das dem Eudemus verordnete Recept gegen den Biß giftiger Thiere an der Thüre des Aesculaptempels

!) Derselbe II, 3? ?<>,u»lmia» Htt. 34. — «) Nittershain: Ter medicinische Wunderglaube der Incubation, 57. 101. — «) Kiefer: Archiv, f, thier. Mann. 1.2. 181 III. — I, 113 ic, — 4) Verschiedene Aufsähe in den Hnnaisg, inderüil>Iwt!»eq»y und in den ^illliivs» <iu N2FN, »n. F. G Weiter: Alterthümer der Heilkunde bei den Griechen. Kinderling: der Somnambulismus unserer Zeit mit der Incubation in Vergleich gestellt. 1788. Fr. A. Wolf: Verlinische Monatsschrift. September 1787. Nötiger: Kleine Schriften. I, 112. ») Twdorus I, U9. 96—98. — «) Ctrabo XVII.

zu Kos eingegraben"). Strabo sagt, daß in den Tempeln viele medicinische Wunder geschahen, wovon die berühmtesten Männer überzeugt seien, die für sich oder andere dort schliefen, und daß diese Wunderkuren auf Votiutafeln verzeichnet seien"). Darum finden wir schon im Alterthum die Ansicht ausgesprochen, daß in diesen Botiutafeln der Ursprung der Medicin zu suchen sei^). Tibull redet die Isis an: „Hilf mir! Tu kannst den Leiden der Kranken Erleichterung verschaffen; die Menge der in Deinem Tempel aufgehängten Bilder beweift die Menge der von Dir verliehenen Heilungen" ^). Ja speciell vom Vater der modernen Medicin, Hivpotrates, wird behauptet, daß er einen Theil seiner Kenntnisse solchen Vollbildern verdankte, die er im Tempel zu Kos fand"); und ebenso sagt Galenus, daß Hermes von itappadocien im Tempel zu Memphis Ordinationen sammelte. Die Aerzte Celsus, Paul von Aegina und Galenus führen folche Ordinationen aus Tempeln an"). Galenus sagt, daß noch zu seiner Zeit von Necepten Gebrauch gemacht wurde, die als von der Isis kommend galten 7). Sogar einen Theil seiner eigenen ärztlichen Kenntnisse verdankt er der göttlichen Hülfe in nächtlichen Traumgesichten ^). Iamolichus sieht ebenfalls den Ursprung der Medicin im Tempelschlaf und dessen nächtlichen Erscheinungen in göttlichen Traumen"). Artemidorus sagt: „Gar viele sind zu Pergamus, zu Alerandrien und an anderen Orten durch Necepte geheilt worden, ja es giebt Leute, die den Ursprung der Medicin aus diesen siecepten herleiten." Er fügt bei, daß Geminus aus Tyrus, Demetrius aus Phaleron — der als Redner und Staatsmann berühmte Schüler des Theophrast — und Artemon aus Milet, der erstere in 3, der andere in 5, der letzte in 22 Büchern sehr viele Träume, meist von Eerapis kommende Hlecepte gesammelt hätten'"). Kurz, der Glaube an den göttlichen Ursprung der Medicin war sehr allgemein. (Eine Sammlung von Aussprüchen darüber von alten Schriftstellern enthält die Abhandlung Do «-iFmibus «t »ntüjuitatibuZ moäiois in den von Walch herausgegebenen „«Hi'istoi'Iwri (^Ulli'ii, cIi8t,ei't>»t,ioQ68 »oadomioaL)."

In der That, wenn Hippokratcs die Medicin der Träume die beste naunnte, wenn er sagt, die Erkenntnis; der Träume sei ein großer Theil der Weisheit, wenn er zur großen Verlegenheit seiner Ausleger von der Intervention des Göttlichen in den Krankheiten redet, so hat das nur einen Sinn, wenn er damit den Somnambulismus meinte.

Die Votiutafeln in den Tempeln waren also die ersten medicinischen Vorschriften, und Mesmer und Puysögur gebührt das Verdienst, uns den

l) U»I»!l,>8, llu ilütiäut. II. ?1inni3 XX, .'4. — 2) 8!r«>>u XVII. — ») 8tl»d.i XIV. riiuiu» II. 4. — t) Iidü1I»8 I. 3. 27—28. — 5) i>ii„. -x>, 4. «tradu XIV. 2, 1!) — °) ^«liulfiu«: du l!«rmut„ mu,li^ina 114. — ') (iü1«nu8: <lo oomz».'«. m«l>. V. — ») (iuloiui«: do lüim. II. ilicscr: Archiv II, 4N6. — s) ^,mbl. 6u w)«t. ^o^. III, 3. — '») H,itl.'mid. UuoiroKrit. IV. 22. II, 44.

Sinn derselben enträthselt zu haben. Der Magnetismus war die primitive Medicin; die Aerzte die ihn für Schwindel erklären, verleugnen damit ihre eigene Mutter. Man kann nun allerdings der materialistisch gewordenen Heilkunde keinen größeren Hohn anthun, als den, ihren Ursprung aus der Mystik abzuleiten, für die sie ihrerseits nur Hohn hat. Indessen läßt die Wendung zum Besseren, welche durch die hypnotischen Versuche der neuesten Zeit eingetreten ist, hoffen, daß sich auch an unserer Medicin das Wort erfüllen wird: Ov. rsvisnt toujoui'» K »68 premisrs »monr».

Darin, daß die aus den Tempeln stammenden Ordinationen als starre Vorschriften auf ganze Krankheitsklassen ausgedehnt wurden, liegt nun allerdings ein Widerspruch mit den Principien des Somnambulismus; die Heilvorschriften der Somnambulen beziehen sich nie auf Krankheitsklassen, sondern nur auf den individuellen Fall. Von einzelnen Recepten abgesehen dürfte sich daher gegen diese Erweiterung der Anwendung dasselbe einwenden lassen, was gegen die sympathetischen Kuren, die ebenfalls als somnambule Recepte anzusehen sind, was nicht hindert, daß nmnche derselben eine allgemeinere Anwendung zulassen').

Jeder Aberglaube hat einen Wahrheitskern. Der Tempelschlaf wird uns verständlich durch den Mesmerismus, die darin ertheilten Heilverordnungen durch den von Puys^gur wieder entdeckten Somnambulismus. In den Aussprüchen unserer Somnambulen, die häufig die dramatische Form haben, sind die Orakel der alten Heilgötter wieder aufgelebt. Wer die Identität von Somnambulismus und Tempelschlaf leugnet, müßte die unzulässige Hypothese aufstellen, daß das erste Culturvolk, den« wir felbst unsere Nildung verdanken, in diesem Punkte tausend Jahre hindurch einer allgemeinen, von den größten Geistern getheilten Verblendung anheimgefallen war. Indessen ist dafür gesorgt, daß die Zweifel, denen heute noch der Tempelschlaf begegnet, nicht in den Himmel wachsen werden. Wer sich davon überzeugen will, mit welchen Riesenschritten die heutige Medicin, und zwar als Erperimentalpfychologie, jener Anschauung über die Natur des Menschen entgegensteuert, von welcher die nächtlichen Manipulationen ägyptischer Priester in geheimnißvollen Tempeln geleitet waren, der kann nichts Besseres thun, als die eben erst — Juli 1886 — gegründete rsvue ä« l'Kxpnotisme nebst den darin erwähnten Schriften von ärztlichen Professoren durchzulesen. Er wird dann eine zeitgemäße Metamorphose des Tempelschlafes im 19. Jahrhundert nicht mehr für unmöglich halten und Professor Kieser beistimmen, der schon vor einem halben Jahrhundert diese Hoffnung mit scharfem Tadel gegen die Aerzte seiner Zeit ausgesprochen hat: „Die Heilkunst, die bei der größten Zahl der heutigen Aerzte weder durch Intelligenz zu heilen versteht, weil sie, die Vernunft verachtend, lieber bequemer Empirie und Gedankenlosigkeit sich hingiebt, noch durch magische Kräfte des

I) Dr. Most: dir sympathetischen Heilmittel und Kurmcthoden.

Gefühls heilen kann, weil sie, den Glauben verhöhnend, in ihrer After-
weisheit das Dasein derselben nicht ahnt, würde einen Gipfel erreichen,
wie sie noch nie erstiegen, seitdem das Menschengeschlecht besteht."')
Bei den Aegyptern lagen Seelsorge und Sorge für die leibliche Ge-
sundheit in den gleichen Händen, wie später bei Christus und den Aposteln.
Daß die Stände der Aerzte und Priester sich getrennt haben, entspricht
einem allgemeinen Gesetze der Arbeitstheilung und Differenzirung in der
Natur. Daß aber diese beiden Stände zu feindlichen Gegnem geworden,
die von einander nichts lenien zu können glaubeu, das ist keineswegs für
alle Zeiten beschlossen; vielleicht wird auch hier aus der Trennung all-
mählich wieder die Verbindung auf höherer Stufe sich ergeben.
Schließlich könnte der Zweifler allerdings noch aus dem Untergang
des Tempelschlafes die Wertlosigkeit dieser Institution folgern und sagen,
daß eine wahrhaft nützliche Einrichtung, eine auf realen Kenntnissen be-
ruhende Heilmethode niemals der Vergessenheit hätte anHeim fallen können.
Indessen darf man nicht vergessen, daß die Tempelpriester ihre Kenntnisse
des Somnambulismus sehr geheim hielten — von der Triftigkeit ihrer
Gründe werden bald unsere Staatsnawälte zu erzählen wissen — so daß
schon darum mit dem Untergang der Tempel auch die darin geübte Kunst
verloren gehen mußte. Mit der heidnischen Religion mußte auch der Tempel-
schlaf untergehen, der an den Gütterglauben geknüpft war. Hätte man er-
kannt, daß die Heilträume lediglich dramatisirter Heilinstinct sind, daß die
Götterscheinungen in denselben dem Kern der Sache nur eine nnwesentliche
dramatische Form gaben, die dem damaligen Zeitbewußtsein entsprang, dann
wäre der Tempelschlaf nicht zugleich mit der heidnischen Religion gefallen.
Uebrigens sind die Kenntnisse der ägyptischen Priester nicht gänzlich
verloren gegangen. Mit der Zeit sickerte das Geheimniß durch die LLände
der Tempel. Bei den alexandrinischen Philosophen finden wir den Äuto-
somnambulismus als Princip des Erkennens, und durch alle Jahrhunderte
bis zum Auftreten Mesmers finden wir, wenn auch nur im Besitze von
Einzelnen, die Kenntniß des Magnetismus 2). Sogar der Tempelschlaf als
folcher überdauerte noch das Heidenthum. Aus den heidnischen Tempeln
ging er in christliche Kirchen über. Procopius sagt, daß Insuman den
Märtyrer-Aerzten Eosmas uud Damian einen Tempel errichtete, in welchem
die von den Aerzten aufgegebenen Kranken schliefen^); nach Gregor von
Tours fuhren diese beiden Märtyrer auch nach ihrem Tode fort, Hülfe zu
bringen; sie erschienen den Kranken und gaben ihnen wirksame Heilmittel
an 4). In den Acten der Bollandisten wird ein Paralytischer angeführt,
der zum Grabe des heiligen Litardus, Bischof von Sentis, kam, vom

l) Kieser: Telluiismus. I, 77. — 2) LruininA: 8od«äi»,8MÄ, ä« Usgmeiigmo
»nt« HI«8m«ro, — Iliuurst: üsoksrodsg st äouts» sto. — 2) I>roeur<iu3: lle
asäiüo. I, 6, — 4) l'r, laurau. ä« glaii» mart/rum, 0. 98. 110.

Schlafe ergriffen wurde, und dem der Heilige, im Traum erscheinend, ver-
kündete, er würde an einein Fuße gesund werden'). Georg Fabricius sagt,
daß er zu Padua Landleute gesehen, Jünglinge und Mädchen, die in der
Kirche des heiligen Antonius die Incubation vornahmen, da er im Rufe
stand. Kranke zu heilen'). In Italien war der Tempelschlaf noch Ende
des 17. Jahrhunderts im Gebrauch ^), und Spuren der Incubation waren
noch in neuerer Zeit zu finden, indem in Griechenland die Mütter zu Füßen
der Heiligen für ihre Kinder schliefen ^).

Ob außer den Votivtafeln unserer katholischen Kapellen noch andere
Spuren dieses uralten Gebrauches in unseren Tagen nachweisbar sind, ver-
mag ich nicht zu sagen. Aber wenn selbst die letzte verschwunden wäre,
so ist er doch in unserem Somnambulismus in neuer Form gewissermaßen
wieder aufgelebt. Und so bewahrheitet sich das Wort des Horaz, welches
Mesmer seiner Doctor-Dissertation eingefügt hat:

<Hu»s NNQO «uut in üouoi«.

l) III, 470. — 2) A l^drioin»: (lammLiit. »ä pnst«,» <ÜIiri8ti2no3. Ritters-
Hain, 60. — 3) Dan. Viulc: ^lnosnitlltsZ Philologien msdioae,. 73. (1720.) —
4) N, Schmidt: das Volksleben der neuen Griechen »nd das hellenische Nltherthum,
77—82. IlßvilS aiclieologiquo. I, 283. (1844,)

S a k u n t a l a.
von
Friedrich Bodenstedt.
— Wiesbaden. — *)
)rüh schon war sakuntala in, Vade,
In der MUini, mit den Gespiele«!
Die gelösten dunklen Haare fielen
Ueppig lang herab, wie am Gestade
von den Väumen der Lianen Ranken
Aus den Höh'n bis in das Wasser
sanken,
Die Gestalt der Väunie ganz umschließend,
Auf den Wellen selbst wie Welle» fließend.
Rein, in> »»entweihten Glanz der
fügend
schimmerten die lieblichen Geschöpfe
Als, in Vorsicht wendend ihre Aöpfe,
spähend um »ach allen Zeiten lugend,
(!)b kein Mann zu sehen sei fern »nd
»ah,
Daß sie kein Gebot der Zucht verletzten,
sie zuerst den Fuß in's Wasser setzten,
Und entschlossen dann sakimtala
Rasch voran den beiden Andern schreitend
Vald zum schwimmen ihre Arme breitend,
Hinter sich die blanken Füßchen hob.
Daß das Wasser perlend aufwärts stob,
Doch alsbald sich ruhig glättend wieder,
wie durch einen schleier ihre Glieder
schimmern ließ, wie sie sich fortbewegte
Und beim schwimmen nicht bloß Fiiß'
und Hände,
Auch die sllnftgeschwungnen Hüften
regte . . .
Vlmnendüfie wehten vom Gelände
Auf die spiegelfluth, wo bald zusammen,
Vald vereinzelt die drei Mägdlein
schwammen,
Ihrer Glieder zarten Vau zu stählen,
Vis sakuntala zur Heimkehr mahnte
Und den Rückweg eilig selber bahnte,
Um beim Morgenopfer nicht zu fehlen
In des Ufcrsaumes schluchten bilden
schlinggewächse lauschige verstecke,
Die dem Vad Entstiegenen zu umschilden,
Daß kein VUßerauge sie entdecke,

wem» sie, triefend »och von waffer, hüpfen
Durch den blumigen Rasen, dann behende
Vald getrocknet in die Kleider schlüpfen. —
Also ging- auch diesmal rasch zu Ende
Mit der jungfräulichen Leibs Umhüllung,
Und die Mädchen eilten dann nach Hanse
Zu der feierlichen Pflichterfüllung
Vei dem Morgcnopfer vor der Klause,
Anaffüja und Prijämwada
Mußten noch im Garten Vlumen pflücken,
Um den Vpferherd damit zu schmücken,
Und sie schmückten auch Sakuntala
Mit Gewinden, die als grüne Spangen
Vlühend sich um Arm' und Knöchrl schlangen,
von des Hauses Herde einen Vrand
Nahm sie dann in die geweihte Hand
Um das «Vpferfeuer zu entzünden,
Dessen Gluth bewahrt vor Fluch und Sünden.
Dreimal mußte sie — nach rechts gewendet —
Dann die Gluth umgeh», — doch wie verblendet,
Nach der linke» Seite wandte sie
Ihre Schritte. Mutter Gautami
Rief ihr zu: Kehr' um »ach rechts, mein Kind! —
Und der Umgang wechselte geschwind,
Doch ihr Vangen war nicht zu bezwingen:
Aus dem Fehltritt könne Unheil springen.
Seit Sakuntala den Rath vernommen,
Den ihr Mutter Gautami gegebe»,
war ein Zwiespalt in ihr Herz gekommen:
Den sie nur mit innerm widerstreben
Selbst sich eingestand; Gedanken störten
Ihren Zinn, die das Gemüth empörten
Und als kluge Warner vor Gefahren
Doch gewaltsam »icht zu bannen waren,
seit der Ring an ihrem Finger glühte,
war sie nicht mehr wie sie sonst gewesen;
Wen» sei» Feuer ihr in's Auge sprühte,
Gab es ihr in Flammenschrift zu lesen:
Dieser Königsring an deiner Hand
Paßt nicht zu dem schlichten Vastgewand.,.
Dennoch liebte sie vuschja»ta herzlich
Jetzt »och wie im ersten Augenblicke,
Und nur der Gedanke war ihr schmerzlich,
Daß er ihr im Wechsel der Geschicke
Nicht so ganz wie jetzt zu eigen bliebe,
Da zu viele theilten seine liebe. —
Tiefbewegt vom ruhelosen schwanken
Streitender Gefühle und Gedanken,
Und zu stolz zu sagen was sie litt,
lenkte sie zum Garten ihre» Schritt
liebgewordne Arbeit zu erneuen
Und durch Thätigkeit sich zu zerstreuen,
Trichterfurchen — nährende Itmfaffer
Imiger Väume — füllte sie mit Wasser,
Daß es sickernd zu den wurzeln dringe
Und de,» Stamm u»d laub Erfrischung bringe.
Welke Vlätter, dürres Reisig raffte
Sie zusammen für den Vpferherd,
Und jemehr sie sorglich anße» schaffte,
ward der Vlick vom Innern abgekehrt.
Aber endlich von des Tages Hitze
Müde, im Vereich der Vlumenbeete
Suchte sie nach einem schattigen Sitze,
wo die tust vom Strome Kühlung wehte.
«Line Ruhbank winkte lockend zwischen
Vlühenden Kessarbäumen und Sirischen,
Müde ließ Sakuntala sich nieder
Auf der Vank a» schattig kühler Stelle.
Plötzlich hebt ein Geler sein Gefieder,
während eine flüchtige Gaselle
pfeilschnell herschießt zu Sakuntala
Und, in wenig Augenblicken nah,
Traulich sich zu ihren Füßen streckt.
Zu ihr aufblickt, ihr die Hände leckt,
Ihren Schoß sich wählt zum Ruhekissen
Ihres Köpfchens, zärtlich angeschmiegt,
Kiüdlich unbefangen vor ihr liegt,
Glücklich, sich in guten» Schutz zu wissen,
lächelnd beugt Saknmalo, sich vor,
Streichelt ihre liebliche Gaselle;
Da scholl eine Stimme ihr in's Vhr:

V, war' ich an dieses Thieres Stelle! —
U»d, die Vlickc »ach den« Schall gewandt
Sah sie, daß der König vor ihr stand,
Sah, wie seine Augen Feuer sprühten,
Mund und Wangen vor Erregung
glühten,

Doch im Augenblick da er erschien,
sah er die Gaselle scheu entstieb.ii,
Die er als dasselbe Chier erkannte
Das er fünstüch sich zum Feind erzogen,
hinterdrein mit Roß und wagen rannte
Und es hart bedrant mit j)feil »nd
Nogen.
Vis Vrahmanen ihm den weg vertraten
Und um schonung für das Chierchen
baten.
Mancherlei stieg auf in seinem Innern,
was ihm trübte seine lebensleuchtc
Und ihm jetzt als störendes Erinnern
Kam, das er gewaltsam von sich
scheuchte.
Als er, seiner wünsche Ziel so nah,
sich allein mit der Geliebten sah.
scheu erhob sie sich, ihn zu begrüßen,
Ihre Hände drückt er in die seinen
Und sank liebeglllhend ihr zu Füßen.
Doch sie sprach: — Mir will's nicht
ziemlich scheinen,
Daß ein König mir zn Füßen liegt. —
seine wang' an ihren Arn« geschmiegt
Rief er, stehend ihr in's Auge blickend:
so reich' mir die Hand mich zu erheben
Zu dir, Aug' in Auge, süßes leben!
Und sie hob ihn auf, Gewährung nickend,
Hand in Hand bald saßen sie beisammen
Und die Hände zeugten von den Flammen
Ihrer herzen, die sich nur bedrängten,
weil sie ihre Fesseln noch nicht sprengten.
Feurig sprach Duschjanta, aber schweigend
saß sakuntala, sich lauschend neigend,
Als er ihr erzählte, wie ihm Alles
Was er mit den Vüßern heut verhandelt,
Nur berührt als Worte leeren scballes,
Da sein herz, in liebe ganz verwandelt
Fllrnichts And'res mehrverständniß habe:
Doch nun wandl' ich selbst am Viißer.
stabe —
Rief er — da du meine liebe kennst
Und dich doch noch spröde von ihr trennst.
Vüßer, die nach seelenruhe streben,
Vergen Feuerstoff, leicht zu entzünden;
Denn der liebe nur entspringt das leben,
Um sich neu durch liebe zu begründen.
schönheit weckt anch heiligen Vegierde;
Doch du, aller heiligen Krön' und Zierde,
Theilft nicht die von dir erweckten Gluthen
Und läßt mitleidlos mein herz verbluten.
Wohl als Außer bin ich hergekommen,
Doch zu höh'rem Zwecke dient die Vuße
Als sich zu kastcin; was kann sie frommen,
Folgt Erlösung ihr nicht auf dem Fuße?
Und nur du vermagst von allem Vösen,
Das noch in mir lebt, mich zu erlösen! —
Ihm zur Antwort gab sokuntala:
Ich bin nicht gewöhnt mich zu verstellen;
Gleich als ich zum ersten Mal dich sah,
Fühlt' ich herz und Augen sich erhellen.
Meinen ganzen Vau vor Wonne beben
wie sich's nie zuvor mit mir begeben.
Vir in's herz zu sehn dürft' ich nicht
fodern,
Meine Gluth für dich könnt' ich nicht hin-
dern ;
Tag und Nacht fühlt' ich sie mich durchs
lodern
Vhne meines Herzens weh zu lindern
seit ich weiß, ich kann dir nicht gehören
Ghne And'rer liebesglück zu stören;
Denn dir blüh'n daheim der Vlumen viele,
Du kannst mich nicht lieben wie ich dich,
Und zur sclbstverachtung triebe mich
liebe, die nur dient zu flüchtigem spiele . ,
Dein Erscheinen hat mich im Veginne
wie ein Sonnenaufgang schier geblendet,
wundersclig wurde mir zu sinne
Als du huldvoll dich mir zugewendet
Und mein Vlick in deinem Vlick sich sonnte,
solchem Mann in treuem Vund fiir's
leben
Mich mit leib und seele hinzugeben
war das höchste was ich denken konnte.
Rannt' ich doch nicht deinen hohen Rang
Vis dein Ring an meinem Finger steckte
Und aus meinem schönen Traum mich

weckte . . .
Deine Rede klingt mir wie Gesang —
Rief der König— und dein holdes weigern
Kann nur meine liebe zu dir steigern,
Da du nicht den König in mir liebst,

sondern nur dem M>l!in die Ehre giebst.
3üßes Mädchen, glühender liebe (yualen
Wärmen dich, derweil sie mich verzehren,
sonnengluthkann Mondglanz überstrahlen,
Doch nicht ^lumen, die zur Nacht blühn, wehren
Noch am Tag zu glänze», wenn geschloffen
Ihre Vlüthenkelche, die sich ganz
Nur erschließen in des Mondes Glanz,
Der begierig ihre Düfte trinkt,
Eh' er vor der sonne strahl versinkt,
Ich bin nur der Mond, du bist die sonne,
Veider licht quillt aus demselben Vronne,
Vb sie auch getrennt am Himmel scheinen,
sind sie doch auf Erden zu vereinen
In zwei Mcnschenherzen, die sich lieben
so wie wir, von gleicher <3lu!h getrieben.
Geh' nicht mit dem König in's Gericht,
Auf das Wesen sieh, — nicht auf den schein;
Meine erste liebe bist du nicht,
Aber meine letzte sollst du fein!
schüttle nicht das Haupt! Nicht Herzcnswahl
Machte mich zu vieler Frau'n Gemahl,
Vft, wenn ich ein feindlich Volk gebändigt,
ward der Hader völlig erst beendigt,
wenn vom Herrscherstamm ein holder sproß
Als Gemahlin zärtlich mich umschloß.
Ich begreife ganz dein widerstreben
In Gemeinschaft solcher Frau'n zu leben,
Doch das darf kein Hindernis; uns sein
Dich mir ganz, gleichwie mich dir z» weihn.
Keine Frau von allen mir erkoren
Hat bis jetzt mir einen 3ohn geboren,
Doch allein die Mutter meines Erben
Kann den höchsten Rang im Reich er>werben,
Und als ich zum Vüßerhain gekommen,
Hab' ich ein prophetisch Wort vernommen,
Durch zwei Greise, die mir hier begegnet
Und mein Kommen feierlich gesegnet
Durch den Ruf, daß mir ein Erbe werde,
Der berufen sei zum Herrn der Erde.
Diese selben Greise führten mich
Geradeswegs zu dir; so fand ich dich
Als die Auserkorne zur Erfüllung
Ihres Munds prophetischer Enthüllung,
wie das licht entspringt aus dunklem schooße,
2o hat dunklen Ursprung alles Große,
In des heiligen Vüßerhaines stille
Möge sich vollziehn des Himmels Wille,
Und daß Alles wüidiglich geschehe,
Mög' uns einen die Gandharwa>Ehe,
Die nichts Andres heischt zu treuem Vund
Als des Herzens Aushauch durch den Mund,
Und an Heiligkeit um nichts geringer
Als die andre. Meinen Ring am Finger
Trägst du schon; durch ihn bin ich ge>bunden.
Uns« Herzen haben sich gefunden,
3o laß unsre tippen auch sich finden,
Uns vor Gott und Menschen zu verbinde»
Unzertrennlich. —
Und sakuntala,
Da ihr Alles so nach Wunsch geschah,
Widerstand nicht länger. Mit Geziem
Hingezogen, hing sie fest an ihm
wie die reife Frucht am Mangobäume . ,.
Als vuschjanta mit sakuntala
Niederstieg aus dem geweihten Räume.
Anassüja und prijämwada
sah das selige paar in den Gehegen —
Freundschaft kommt der liebe hold ent>gegen —
Rief der König — seht hier mein Gemahl
Eben mir vermählt ans freier Wahl!
viele Vlumen gilt es nnn zu pflücken.
Um 3akuntala's Gemach zu schmücken,
Und als Königin dann führ' ich sie
In ihr Haus zu Mutter Gautami!
wie verklärt von reiner Freudenfülle
strahlte nun sakuntala'? Gesicht;
Ihre Leelc sprang aus ihrer Hülle
wie die Vlume aus der Knospe bricht,
Eine Freude folgte rasch der andern

In des jungen Paares liebesglück:
Vater Känwa kam nach rüstigem wandern
Vald von seiner Pilgerfahrt zurück.
Als er fortzog zu dem heiligen see
somathirta's, war sein Herz voll weh,

,',«

Friedrich Vodenstedt in Wiesbaden,

Langend, ob er die Lrlösnng finde
von dem Fluch, der drohte seinem Kinde.
Doch die Vpfer gaben gute Zeichen
Und ein tröstlich Craumgeficht desgleichen,
so von Himawan's Gebirg hernieder
Frohen Muths zog er zur Heimat wieder,
wo er nun, vereint mit Herz und Hand,
Vei sakuntala Duschjanta fand,
vor dein Haus am Hügel saßen Vcide
Unter blühenden sirischenbäumcn,
sich erfreuend an der Augenweide
von Gebirgen, die den Himmel säumen,
Unten sich mit dunklem Grün umkränzen,
Vben hell von schnee und Eise glänzen,
Deren sckooße Räche sich entringen,
Die in Felsenrinnen niederspringen,
Vald im Abgrund einer schlucht vcr»
schwindend,
Vald wie schlangen sich z» Thale windend
Vis ihr lauf zur MUini sich wendet,
wo ihr schimmernd Einzelleben endet.
solche Ruhe Hab' ich nie gefunden —
sprach Duschjanta — wie sie hier sich beut,
Aber erst seit ich mit dir verbunden,
Hab' ich dieser Ruhe mich erfreut,
wie der liebe sich die stunde» dehnen,
ward mir vorher schwer genug enthüllt
Doch Genuß liegt auch im licbessehnen,
wenn man gläubig hofft, es wird er»
füllt.
Auf sich felber immer gern beziehen
Die verliebten Alles in der Welt;
Mag das Glück sie suchen oder fliehen,
wenn es nur die Hoffnung aufrecht hält.
Du bist meine einzige liebesrunde —,
sprach sakuntala — noch lernt' ich nichts
von der liebe als aus deinem Munde
Und im leuchten deines Angesichts,
Kaum war ihrem Mund das Wort
entklungen,
Als sie Vater Kunwa vor sich sah;
jählings tief criöthend aufgesprungen
Erat sie dem, geliebten Greise nah,
Ghne gleich das rechte wort zu finden,
Zu erklären, wie sich's zugetragen,
! Daß sie, ohne ihn um Rath zu fragen,
< Durch Gandharwll'Ehe sich ließ binden.
Doch mit Herzlichkeit begrüßt' er sie;
schnell verschwand vor seinem Vlick ihr
Vangen:
Alles wüßt' er schon von Gautami
was, derweil er fern war, vorgegangen.
Und als ihm Duschjanta trat entgegen,
Gab ihm K^nwa seinen Priestersegen:
Deiner Wahl wird sie sich würdig zeigen —
sprach er —; denn so lauter ist ihr
Wesen,
Daß in ihren Augen stets z» lese»
was im Herzen vorgeht, Nicht geringer
Ihrer Herkunft nach, ist sie als du,
Und so kommt der Königsrmg am Finger
)hr als ebenbürtiger Gattin zu.
Darauf zu sakuntala gewandt,
sprach er, zärtlich faßend ihre Hand:
Dieser Ring wird dich an Pflichten mahnen,
Die nicht immer leicht zu üben sind;
Denn ein König wandelt andre Vahnen,
Als die dir gewohnten, liebes Kind!
Er kann nicht wie Männer aus dem Volke
Immer friedlich seinem Tagwerk leben:
Vft wie eine dunkle Wetterwolke
Muß er sich mit sturmgcwalt erhebe»,
Daß die Mächtigsten vor ihm erzittern,
wenn er dräut mit blutigen schlacht-
gewittern,
wo es inner» Aufruhr gilt zu dämpfen
Vder äußere Feinde zu bekämpfen,
so noch viel sprach Kwwa, und
schon bald
sollten seine Worte sich bewähren;
Denn des Königs langen Aufenthalt
Fern der Hauptstadt, nutzten seine Gegner,
längst im Volk erzeugten Haß zu nähren;
Immer mächtiger werdend und verwegner,
schürten sie Empörung in Provinzen —
Einstigen Königreichen — deren Prinzen
Unterworfen in Verbannung lebten,
Doch im Vund mit ihren stammen strebten

Thron und Freiheit wiederzugewinnen,
so bedräut von Außen und von Innen
sah Duschjanta sich, als er vernahm,

Daß aus Fern und Nähe Votschaft kam,
Ihn zu schleunigem Handeln aufzufodern,
Wähernd in des Vüßerhaines Vann,
wo nur duftige Vpferfeuer lodern,
Ihm in liebesglück die Seit verrann
Vei Sakuntala, ganz abgeschieden
von der Welt, mit ihr und sich in Frieden.
Für so fest hielt er sein Reich gegründet,
Daß er Anfangs jedes Voten lachte,
Der ihm neue Schreckensbotschaft brachte;
Aber als auch Känwa ihm verkündet —
Dem der König, eh' der Tag sich neigte,
Seiner Krieger lagerstätten zeigte —
was er jüngst auf seiner Pilgerfahrt
Zu dem heiligen See im Himawan
Unterwegs Vedrohliches gewahrt,
wo viel Pilger kreuzten seine Vahn,
Die erzählten, wie des Aufruhrs Vrand
Rasch entzündet, mächtig um sich greife
Und lein Mensch im ganzen land begreife,
Daß Duschjanta's mächtige Herrscher-
Hand
Die Empörung nicht im Reim erstickte , . .
Vei dem Mahnungswort der König
blickte
Finster vor sich hin und sprach entschlossen:
Morgen brech' ich auf mit den Genossen!
Doch kein langer Abschied wird genommen,
Sonst zu schwer wird's, von hier fortzn»
kommen.
Grüß' von mir Sakuntala und sage
Eigene Antwort ihr auf jede Frage,
Daß sie recht mein scheiden sich erkläre
Und in erster Prüfung sich bewähre.
Grüße sie auf glücklich wicdersehn!
Ich muß gleich zu meinen Kriegern gehn,
Alles anzuordnen und zu sorgen
Für den Aufbruch in der Frühe morgen, —
Groß im lager war der Krieger
Freude
Veim Vefehl, daß sie sich eilen müßten
Noch vor Tag die luftigen Jeltgebäude
Abzubrechen und zum Kampf zu rüsten,
Höchste Zeit war's; denn auch unter ihnen
Gab es schon viel unzufriedene Köpfe,
Die den Vüßerhain mit sauren Mienen
Ansah'«, wo kein Fleisch kam in die Töpfe,
Nichts als Reis zu haben war und Früchte,
Vb der Hain auch von Gasellen wimmelt,
Doch der Vllßer frömmelndes Gezüchte
Hat die Thiere wie sich selbst, verhimmelt,
Daß man sie nicht schießen darf noch
schlachten,
Sondern als geheiligt muß betrachten.
Durfte doch der König selbst nicht wagen,
Die Gaselle, die er kam zu jagen,
Mit gezieltem Pfeil auch zu erlegen
In des Hains geheiligten Gehegen,
Die man uns verboten zu betreten
Und uns doch befohlen sie zu hüten,
Daß die Heiligen in Frieden beten,
Vhn' es durch Fleischkost zu vergüten.
Zwar Vuschjanta mag's im Hain gefallen:
Ist er doch der Einzige von uns Allen,
Der ein hübsches Mädchen aufgespürt —
Vder drei gar! — die sein Herz gerührt.
Hat er mit der Einen ausgetändelt,
Gleich wird mit der Andern angebändelt,
während wir bei knurrenden Gedärmen
Uns umkos't nur sehn von Fliegen»
schwärmen.
Mag Duschjanta sich die Zeit vertreiben
Hier, so lang' er will; wir aber bleibe»
länger nicht bei diesen Vüßerfratzen
Mit den Sesam-Velbeschmierten Glatzen,
Diesen Fleisch kasteienden Gpferbrennern,
Als gelehrt gespriesenen lX-dcn'Uennern,
Die, statt guten Vraten aus der Küche,
Uns nur bieten abgedroschene Sprüche,
Ihre Weisheit mag dem Grübler nützen
Aber höher als Genuß der Schrift
Schätzen wir das Glück des Vogenschützen,
Dessen Pfeil das Ziel im Fluge trifft! —
Solcher Worte viel vernahm der König,
Dein bisher nur Alles liebetönig
Klang im Hain — derweil ihm vor den
Zelten
Seiner Krieger jetzt die Vhren gellten

von verwegnen Reden, ohne Schonung
Für ihn selbst, nach Inhalt und Vctonung.
Doch als er bei Hörn- und Paukenschalle
Um sich sammeln ließ die Krieger alle

s>0

Friedrich Vodenstedt in Wiesbaden,

Und mit Vonnerstimme sprach zu ihnen:
Unzufriedene sollen mir nicht dienen!
Fort zu neuen Kämpfe» ziehn wir morgen,
Aber wer sich heut als unzufrieden
Meldet, wird vom Heerbann ausgeschieden
Und mag fortan für sich felber sorgen,
Nun weiß Jeder wie's mit ihm bestellt:
Früh, mit Sonnenaufgang, geht's in's
Feld! -
Da traf lauter Iubelruf sein Vhr
Und kein Unzufriedncr trat hervor.
In der Nacht kein Auge ward ge>
schlössen.
Abgeschlagen waren alle Zelte
Eh' das Morgenroth die Flur erhellte.
Und das Heer mit wagen und mit Rossen
Stand geordnet bald zum Abmarsch
fertig,
Seines königlichen Herrn gewärtig,
Der zum Abschied noch mit drei Vrah<
mancn
Sprach, mit Vater Känwa und den Veiden,
Die zuerst ihm kreuzten seine Vahnen,
Daß der König durch sein plötzlich scheiden,
Das kein frohes wiederschn ließ hoffen,
Vhne Trosteswort und Abschiedsblick,
Tief Sakuntala in's Herz getroffen,
Konnte Vater Känwa nicht verschweigen;
Ganz gebeugt von ihrem Gramgeschick
Kam er nun, Duschjanta anzuflehn,
«Line letzte Huld ihr zu erzeigen:
Hoffnung weckend auf ein wiedersehn
Froher Art, mög' er ein Vfand ihr senden,
Der in Gram verlassnen Trost zu spenden.
Und der König ließ ein Vlatt sich
geben
Und schrieb auf das Vlatt: — Mein
süßes leben!
Zweifle nicht an meiner treuen liebe:
Nur vom Kriegsstnrm werd' ich fort»
gerissen;
Deiner unwerth war' ich, wenn ich bliebe.
Traurig macht es mich, dich frank zu
wissen,
Aber willst du Königswürde tragen,
Darfst du nicht wie schwache Weiber
klagen.
Eingedenk stets deiner hohen Pflichten,
Mußt du Herz und Haupt auch danach
richten!
wenn du dieses Abschiedswort gelesen,
wirst du, hoff' ich, schnell genug genesen,
vor dem Scheiden selbst mich noch zu
sehn,
wenn zum Abmarsch meine Fahnen
wehn.
Ich muß fort; ich weiß nicht, auf wie
lange,
Doch mein Herz wird stets zurückbe»
wegt
wie die wehende Fahne an der Stange,
Die man vollem wind entgegenträgt. —
Als Sakuntala den Vrief gelesen,
Fühlte sie sich schnell von Gram genesen.
Und de» Heerzug anzusehn ging sie;
Vater Kinwa, Mutter Gautami,
Anassüia und VrijHmwada
waren Alle zur Veglcitung da.
3olch ein Schauspiel ließ sie nie sich träume»
wie jetzt glanzvoll ihr vorüberzog
Als sie, aus des Haines Lchattenräumen
Tretend, in die weite Ebene bog,
wo der Frühthan blitzte auf den Gräsern.
Erst erschien ein Trupp von Hörnerbläsern
Hoch zu Rosse, — dann von vauken«
schlägern;
Darauf eine Schaar von Keulenträgern,
Und vor einer Truppe Vogenspanner
Flatterte das seidene Königsbanner.
Hinterher Duschjanta kam geritten,
Schimmernd wie der Krn'gsgott selbst, im
Glänze
Seiner Rüstung, und mit stolzen Schritten
Trug sein Roß ihn leicht als ging's zum
Tanze.
Als « nun Sakuntala erblickte
In Umgebung ihrer Hausgenossen,
winkt' er ihr so freundlich zu und nickte

2o vertraut, daß ihr die Thränen schössen
In die Augen und vor Rührung stumm
Sie nicht wußte, was mit sich beginnen;
->

3ak»ntala,
o>,
Oftmals noch sah er sich nach ihr »m,
Aber sah nicht ihre Thränen rinnen,
Die nicht schmerzten, sondern sie zu trösten
Aamen und von schmerzen sie erlösten,
spähend blieb sie stehn mit den Vereitern
Als der Zug sich durch die Ebene wand
Und mit Fußvolk, wagcnreih'n und
Reitern
Endlich zwischen Hügelreih'n ver>
schwand. —
wie ganz anders war Vuschjanta heute
Ihr erschienen im Geprang des Heers,
Alz da ei sich kindlich mit ihr freute
Im Gekose tranlichen Verkehrs!
wie ein 5trom, der seine Fluth
gespalten,
weil ein Fels sich ihn! entgegenstemmte,
Der die «Liniracht seines laufes hemmte —
3ah'n sich nun vor trennenden Ge»
walten
Auch die Neiden, deren liebeswogen
3chnell vereint in gleicher Richtung zogen.
Aber wie die felsgetrennten Wellen
3pater wieder sich im 5rrom gesellen,
3o, Duschjanta's treu gedenkend, sah
Hoffend vorwärts auch 3akuntala.

Aus der Eiszeit der norddeutschen Tiefebene.

von
Richard SchattKp.
— Vrezlau. —

Untersuchungen über die Eiszeit haben in dem letzten Jahrzehnt einen außerordentlich bedeutenden Platz unter den geologischen Studien eingenommen. Wahrend soust das aufgeschwemmte Ge- - früher sagte man oft (Gebirge statt Schichten — meist einer gewissen Gleichgültigkeit, wenn uicht Geringschätzung begegnete, hat sich dies neuerdings mit erstaunlicher Schnelligkeit geändert. Die Veranlassung dazu ist zum guten Thcile dem ausgezeichueten Geologen Otto Toreil, gegenwärtig Chef der schwedischen geologischen Laudesuntersuchung, zn danken, welcher die durch unermüdliche Forschungen gewonnenen Anschauungen über die Eiszeit auch unermüdlich zn verbreiten strebte, um das Veweismaterinl immer mehr anznhänfen und immer überzeugender zu gestalten. In den Jahren 1872 und 1878 veröffentlichte er die Uiitei'^Kninßar ütver Istülen in seinem Heimatlande, 1875 trug er seine Ansichten in Berlin den deutschen Geologen vor, und bald darauf trat auch die Mehrzahl derselben auf feine Seite.

Nuu folgten die Entdeckungen von Thatsachen, aus die man, im Vanne der alten Drifttheorie stehend, uicht geachtet, oder die man mißdeutet hatte, rasch hiutereiuander. Heut ist mau zu einiger Klarheit gelangt, der Kreis der Thatsachen, welche die Erforschung Nordamerikas und Europas, besonders der norddeutschen Ebene, die das ergebnißreichste Untersuchungsgebiet der in Frage kommenden Erscheinungen darstellt, zu Tage gefördert hat, ist einigermaßen vollständig. Nun zeigt sich das Bestreben, einerseits die gewonnenen Resultate auf audere Gebiete zu übertrage», andererseits manche Uebertreibungen, die der erste Eifer verfchuldet, wieder gut zu machen.

Dell Pfaden der Wissenschaft folgend hat sich auch das größere Publikum
der Gebildeten mit der Frage beschäftigt und so der Geologie ein Interesse
zugewendet, dessen sie sich seltener erfreuen kann als andere Naturwissen-
schaften. Woran da» liegt, ist leicht einzusehen: znm Theil nämlich daran,
daß die Gegenwart Anklänge genug an jene Zeit bietet, um eine greifbare
Vorstellung von ihr zu ermöglichen. Der Bewohner des hohen Nordens
wie derjenige der Hochregionm der Alpeugebirge lebt noch heut in einer
Eiszeit. Und wie viele habeu in unserer reiselustigen Zeit selbst jene
Gletschergebiete kennen gelernt, deren Erforschung Hand in Hand gehen muß
mit den Bestrebungen zur Ergründung des Eiszeitphäuomens! Aber auch
wer nicht selbst die Bekanntschaft der Eiswelt gemacht hat, verfolgt doch mir
Interesse die Reisen, die von tühuen Männern der Wissenschaft in die
Regionen des Eises unternommen wurden. Die glorreichen Thaten der
Asrikareisenden haben kaum mehr die Aufmerksamkeit der Welt erregt als
beispielsweise die Fahrt Noroenstiülds zur Aufsuchung der nordöstlichen
Durchfahrt.

Dazu toniint noch ein anderer Umstand, der wie der oben besprochene
seinen Grund in dem nahen Zusammenhang der Eiszeit mit der Gegenwart
hat. Nichts wesentliches hat sich in den Umrissen der Festländer, in den
Höhenuerhältnissen geändert, und da ist denn der Gedanke, daß dieselben
Länder, die sich heut eines milden Klimas und einer reichen Vegetation
erfreuen, einst von einer mächtigen Eisdecke überzogen gewesen sein sollen,
ein höchst eigenartiger und fesselnder.

Die Eiszeit ist die vorletzte unter deu Periode», welche die Erde in
ihren: Entwickelnngsgange bis zu derjenigen, in der wir jetzt leben, durch-
gemacht hat, oder es wäre vielmehr richtiger zu sagen, welche der Geologe
als Abschnitte in dem erkennbaren Verlauf der Erdgeschichte abgegrenzt hat.
Denn so continuirlich und stetig auch die Dinge im Lauf der Zeit auf ein-
ander folgen, fo unmerklich oft auch die Uebergäuge sei» mögen, durch welche
das gleichzeitig Existirende verbunden wird, der Forscher bedarf eines sundern-
den Systems, um in der Fülle der Erscheinungen sich zurechtzufinden und
sie zu beherrschen. Und so hat denn auch der Geologe, darauf gestützt, daß
das organische Leben dem jeweiligen Znstand der Erde angepaßt ist, nach
den uus erhalteueu organischen Resten das System der historischen Geologie
aufgestellt. Freilich sind die heut gültigen Perioden auf Forschungen basirt,
welche nur einen kleinen Theil der Erdoberfläche umfassen, und so ist ihre
Begrenzung und Stellung immer schwieriger aufrecht zu erhalten, je weiter
die Kenntniß von den Schichten der Erde dringt. Denn fo wenig wie heut
Gleichmäßigkeit in den Lebensbedingungen der Organismen und fomit in
diesen selbst herrscht, gab es eine solche in der Vergangenheit, wenn auch
in letzterer immerhin noch mehr als in der Gegenwart, Das Wasser ist

vcm anderen Lebewesen belebt als das feste Land, das Meer von anderen als das süße Wasser, die Tiefsee von anderen als die Ilachsee, ein Gebirge femer von anderen als ein Tiefland u. s. f., aber dadurch entstehen immer nur verschiedene Ansbildungsweisen, sogenannte Facies, deren gleichzeitige Existenz abgelöst wird von der gleichzeitigen Eristen; anderer Facies, so daß die zeitliche Abgrenzung darunter nicht leiden würde. Schwieriger aber gestaltet sich die Sache, wenn zum Beispiel durch äußere Einflüsse eine Veränderung der Organismenwelt in einer Gegend hervorgebracht wird, während anderwärts noch die alten Formen bestehen bleiben, so daß der nene und der alte Typus gleichzeitig eristiren; oder auch, wenn die Organismenwelt weit getrennter Gebiete ganz verschiedenen allgemeinen Charakter zeigt — in solchen Fällen wird die gleichmäßige Festhaltung einer Epoche außerordentlich erschwert.

So ist denn wohl vorauszusetzen, daß die alte Eintheilung in ihren Details wird aufgegeben werden müsseu, ja es ist sogar vielleicht anzunehmen, daß es überhaupt nicht gelingen wird, eine die ganze Erde umfassende Eintheilung aufzufinden.

Die Unbestimmtheit und Unsicherheit in der Abgrenzung muß natürlich zunehmen, in je ältere Schichten wir herabsteigen. Nie die Uranfänge der Geschichte dc5 Menschengeschlechts in geheimnißvolles Dunkel gehüllt sind, so daß die Kenntniß hochbcdcutsamcr Eulturcpochen nnr auf geringen Spuren und Andeutungen beruht, geschweige, daß man sie ziffermäßig in die Chronologie einordnen tonnte, so ist es auch mit den Uranfängen der Geschichte der Erde.

Auch hier hat es vor unendlich langen Zeiträumen, in der Primärzeit oder paläozoischen Epoche der Erde, bereits ein viclbewegtes Leben gegeben, eine Welt von fremdartigen Organismen, deren Beziehungen zn den heutigen Lebewesen oft fehr schwer erkennbare sind.

Immer deutlicher aber gestaltet sich das Bild der Vergangenheit, je näher wir der Gegenwart rücken. Immer ähnlicher wird die organische Welt der heutigen, jene fremdartigen Formenkreise sterben in der Secundärzeit oder mesozoischen Epoche aus, andere treten an ihre Stelle, noch immer nicht den heutigen gleich — mitunter auch noch schwer mit diesen zu vergleichen — lo die seltsamen Hippuriten der Kreideperiode — aber doch ihnen schon näher stehend. Und so schreitet die Eutwickelnng allmählich und stetig fort. Die der Kreideperiode folgende Tertiarperiode zeigt schon viele Geschlechter nnd Arten, die mit den heutigen übereinstimmen, besonders natürlich unter den niederen Organismen, die ja eine weit größere Stabilität besitzen, als die höheren.

In diesen jüngeren Phasen des Entwickelungsganges der Erde lassen sich demnach auch viel leichter gewisse Stufen verfolgen und als gleichaltrig erkennen als in älterer Zeit. Kaum aber kann man eine Klasse von Gebilden fo weit verfolgen, so deutlich wiedererkennen, als diejenigen der Eis-

zeit. Spuren einer bedeutenden Ausdehnung und Wirksamkeit von Eis
sind in Europa so verbreitet, wie in Nordamerika und auf der südlichen
Erdhälfte so gut wie auf der nördlichen. Und andererseits findet man die
gleichfalls jener Zeit entstammenden Lößgebilde, die man in Europa, wenn-
gleich in geringerer Ausdehnung, kennt, in ungeheurer Verbreitung in
anderen Erdtheilen, z. B. Asien, wieder.

Wie in den einleitenden Worten bereits erwähnt, fand die Eiszeit un-
gefähr dieselbe Gestaltung der Erdoberfläche vor, welche den Vorgängen der
Jetztzeit zur Grundlage dient. Geschaffen wurde dieselbe in der Tertiär-
periode, diese ist die eigentliche Vermittlerin zwischen der fernliegenden und
anders gestalteten Vergangenheit und der Gegenwart. In der Tertiärzeit
fand die Wanderung der Minute statt, derzufolge sich allmählich der Tropen-
gürtel um den Aeguator, die Polarzonen um die Pole und die Zonen des
gemäßigten Klimas zwischen beiden herausbildeten (wenn man auch nicht
denken darf, daß es nie vorher klimatische Unterschiede gegeben habe). Waren
einst Grönland, Spitzbergen, überhaupt jene heut so unwirthlichen Länder
mit einer tropischen Vegetation bedeckt, so verloren sie nunmehr diesen
Charakter, sie wurden kälter uud pflanzenärmer, die Gewächse, welche sie
einst geschmückt hatten, wanderten in mittlere Breiten aus, bis auch dort
ihres Bleibens nicht mehr war, bis sie sich nach der heutigen Tropenregion
zurückzogen.

In der späteren Tertiärzeit hoben sich die großen Alpengebirge empor,
die nicht, wie man es sich einst dachte, das Gerippe der Eide darstellen,
sondern im Gegentheil höchst juugen Alters sind und im Verhältniß zur
Größe des Erddurchmessers nnr unbedeutende Anschwellungen der äußersten
Rinde darstellen.

Viele Gipfel in den Alpen, Pyrenäen, im Himalaya, in den Anden und
Coroilleren bestehen aus eocänen, das ist alttertiären Gesteinen und beweisen
somit, daß ihre Hebung erst im späteren Tertiär vor sich gegangen sein
muß. Andere Gebirge bestanden freilich von Alters her als feste Schollen
der Erdrinde; unter diesen ist auch das skandinavische, das in der Eiszeit
zu so besonderer Bedeutung gelangte.

Meer und Festland befanden sich also am Ende der Tertiärzeit im
Allgemeinen in ihren heutigen Grenzen. Aenderungen im Einzelnen haben
natürlich noch stattgefunden und finden immer noch statt, denn die erdum-
gestaltenden Kräfte haben ja nicht aufgehört zu wirken, Länder versinken wie
einst unter das Meer nnd geben neuenRanm zum Niederschlag seiner Sedimente,
andere steigen empor und geben den bis dahin geschützten Meeresboden dem
wechselnden Spiel der Atmosphärilien preis, und so ist auch seit der Tertiär-
zeit nicht Alles beim Alten geblieben. Um nur einige der naheliegendsten
Beispiele zu erwähnen, so bestand der Ccmal zwischen England und dein
Festlande noch nicht, das Necken der Ostsee war in seiner heutigen Gestalt

noch nicht vorhanden :c. Es würde zn weit führen, darauf näher einzu-
gehen.
Dergleichen waren die Verhältnisse, welche die Eiszeit oder, wie man
sie sonst nennt, die Diluvial- oder Quartärzeit vorfand.
Die Bezeichnung Eiszeit hat ungefähr dieselbe Berechtigung wie die
Bezeichnung Kreidezeit: ebensowenig als in Letzterer nur Kreide oder kreide-
artige Gesteine abgelagert wurden, sind glaciale Gebilde die alleinigen Reste
jener Zeit. Das Eis war nicht berufen «und kounte es nicht fem) die aus-
schließliche Rolle zu spielen, sondern uur eine sehr wichtige und relativ über-
wiegende. Ja, es ist sogar zweifelhaft, ob jemals der größere Theil der
Erdoberfläche gleichzeitig vom Eis bedeckt gewesen ist, ob nicht, während auf
großen Strecken der nördlichen Hemisphäre ungeheure Eismassen lagerten,
die südliche uerhättnißmäßig srei davon war. Aber auch auf jeder der beiden
Erdhälften im Besonderen dauerte die Eisbedeckung nicht während der ganzen
Periode in gleichem Grade fort. Bermuthlich wechselten Zeiten stärkerer
uud schwächerer Vereisung mit einander ab, wie es in kleinerem Maßstäbe
anch in den heutigen Gletscherreuicren noch ist, deren periodische Vergrößerung
uud Verringerung ein beliebtes Problem der neueren Forschung ist. In
letzterem Einne kann man demnach von einer Mehrzahl von Eiszeiten
(Glacialzeiteu) reden, die von wärmeren Intervallen, den Interglacial-
zeiten — wenn es deren überhaupt mehrere gegeben hat — unterbrochen
wurden. Und so wäre denn der Ausdruck Diluvialperiode, auf die alte
Theorie großer Flnthüberschwemmnngen bezüglich, vielleicht vorzuziehen, weil
er zweifellos die ganze Summe der eiszeitlichen Phänomene, alfo auch die
uicht durch das Eis bedingten, umfaßt; und noch richtiger nnd vorwurfsfreier
wäre der lediglich chronologische Aufdruck Quartärperiode, aber dieBezeichnung
Eisperiode, Eiszeit ist andererseits so bedeutungsvoll, daß man sie nur uugeru
ausgeben würde uud lieber trotz der Ungenauigteit neben den andern Be-
zeichnungen beibehält, zumal für Darstellungen wie die gegenwärtige.
Die Eisperiode ist also, um es noch einmal zusammenzufassen, die der
geologischen Gegenwart vorausgehende Periode der Erdgeschichte, charakterisirt
durch das Auftreten einer mehrmaligen Bereifung ausgedehnter Dheile der
Erdoberfläche.
welches waren nnu die Ursachen einer so außerordentlichen und merk-
würdigen Veränderung in dem Zustande unseres Planeten, einer Ver-
änderung, welche in offenem Widerspruch zu stehen scheint zu der allgemein
anerkannten Stetigkeit in der Entwickelung desselben, besonders auch iu
seiner Erkaltung? Und welchen äußeren Einflüssen wich andererseits diese
Eisdecke, nachdem sie durch so lange Zeit über fo große Gebiete ihren
starren und erstarren machenden Mantel gebreitet hatte? Welches waren
eben diese eisbedeckten Gebiete, und welche Wirkungen erfuhren sie durch
ihre Last? Wie sah es aus in den eisfreien Landstrichen, und welche Qrga-
nismenwelt belebte dieselben? Fragen über Fragen! Jede von so großem

Interesse, daß es schwer sein dürfte zu entscheiden, welche die reizvollere ist, aber nicht alle einer sicheren Beantwortung, wenigstens gegenwärtig, in gleichem Maße zugänglich.

Hier*) können selbstverständlich nicht alle diese Fragen erschöpfend behandelt, es kann nicht eine Darstellung des heutigen Standes unserer Kenntniß von der Eiszeit gegeben werden, für eine solche würde der Nnum eines starken Bandes nicht zu viel sein, sondern, hier kann es sich nur darum handeln. Einiges herauszugreifen, was dem Leser ein allgemeines Bild jener Periode geben kann. Vor allem richtet sich da naturgemäß unser Blick auf uusere eigene Heimat, die ja, wie schon hervorgehoben wurde, der Diluvialgeologie ein ausgezeichnetes Object, besonders in der snorddeutschen Ebene, darbietet.

Bei aller Flachheit wechselvoll nnd veränderlich, bald öde und traurig, da wo ausgedehnte Sandfläckien die landschaftliche Physiognomie beherrschen, bald durch das Zusammenwirken von Wald, Wasser und Hügeln von hohem landschaftlichen Neize, dann wieder fruchtbares Ackerland, mit Feldern weit und breit bedeckt, so stellt sich der Boden Norddeutschlands dar, ein im Ganzen einheitliches und doch im Einzelnen sehr viele individuelle Züge tragendes Gebiet.

Eine gleiche Mannigfaltigkeit aber, ein gleiches ordnnngsloses und verworrenes Durcheinander finden wir, wenn wir einmal uns ansehen, wie an einer Stelle unterhalb der Oberfläche des Bodens die Schichten auf einander liegen, wenn wir also die verticale Zusammensetzung des Bodens betrachten, wie sie ja oft, sei es au Nach- oder Flußufern, sei es in den Lehmgruben der Ziegeleien, zu sehen ist, oder wie sie durch Bohrungen ermittelt wird.

Zu oberst liegt meistens Hnmus, Mutterboden, Ackererde, eiue mehr oder minder dünne Schicht, die aus verwitterten Bodenarten, aus verwetten organischen Vestandtheilen, aus Abfällen u. dergl. besteht und sich täglich nen bildet und vermebrt. Sind die Verhältnisse dieser Bildung nicht günstig, so treten die sonst von ihr bedeckten Schichten unmittelbar zn Dage: Sandschichten oder Lehn», oder, wo anch diese fehlen, fester Fels; letzteres ist aber in der norddeutschen Ebene sehr selten der Fall. Meist folgen von oben nach unten unter einer Decke von Hnmnöboden oder nen angeschwemmten salluvialen) Snnden mehrere Schichten von Lehm und Sand in Wechsellagerung, letzterer bald grobkörnig, bald feinkörnig, bald horizontal, bald fchräg (discordant) geschichtet, bald in'Schichten, die weithin gleich-

*) Liternllirnnchweise «schrillen hier nicht nnssebracht, zumal solche in dem Schriflche» »cm Tames: „?ie Glacinll'ildnnssrn der nurddeulschen Tiefebene", Snnnnl, gemeinsch, wiss, Vm'lr, lw» Virchmu und Hol^endorsf, in hinreichendem M>isie qesscben sind.

mäßig zu «erfolgen sind, bald in kleineren linsenförmigen Partien, die
dann zwischen andere Schichten sich einschieben. Sehr oft nimmt auch
reiner Thon, bald ungefchichtet, bald geschichtet, an der Schichtenfolge Theil,
noch öfter aber ist er durch Sand verunreinigt, und es finden sich dann
alle Uebergänge vom reinen Thon durch den sandigen Thon und den
thouigen Sand zum reinen Tand. Kurz, es ist eine sehr große Fülle von
verschiedenen Bodenarten vorhanden, die aber, nur in anderer Gruppirnng,
ziemlich allenthalben zu finden sind.

In diesen Schichten aber uud, aus ihnen durch die Tageswässer aus-
gespült, an der Oberfläche finden sich weit und breit zahlreich große und
kleine sogenannte Geschiebe, Gesteinsbruchstücke, die nicht einheimisch sind,
sondern aus der Fremde, zum Theil aus Skandinavien stammen; daher
werden sie auch erratische Blöcke, Findlinge, genannt. Sie sind in unseren
Gegenden, welche arm an festem, anstehenden Gestein sind, von unschätz-
barem Werthe für Chaussee- oder auch Hausbauten: oft kann man aus der
Zusammensetzung der Mauer eines Torfhauses schon eine ungefähre Ueber-
sicht der in der Gegend vorkommenden Geschiebe erhalten.

Diese zuerst verwirrende, chaotische Mannigfaltigkeit ist das Product
der Eiszeit, ihre Erklärung ist die Aufgabe des Tiluuialgeologen. Lange
Zeit blieb dieselbe ungelöst, weil man diese aus der jüngsten geologischen
Vergangenheit stammenden und oft schwer von den gegenwärtigen zu trennen-
den Gebilde wenig beachtete und nur den petrefactenreichenGeschiebenAufmerk-
samkeit schenkte. Ter HÄ,nsch, ihre Anwesenheit zn erklären, führte dann
zu der Trifttheorie, nach welcher die fremden Geschiebe ans Eisbergen, die
von den ehemals bedeutenderen skandinavischen Gletschern bei ihrem Ein-
tauchen iu's Meer abbrachen und in diesem, das damals bis an die deutschen
Mittelgebirge gereicht haben sollte, in nnsere niedrigeren Breiten trieben,
um hier zu schmelzen oder zn stranden und ihre Ladung fallen zu lassen.

Erst die Studien der Schweizer Geologen Benetz, Charpentier und
Agassiz führten zu einer anderen Auffassung und zu eingehenderen Unter-
suchungen, die von Torell, wie Eingangs erwähnt, nach einer ziemlich
langen Pause neuerdings mit dem glücklichen Erfolge wieder aufgenommen
worden sind.

II.

Schon jene Schweizer Geologen nahmen an, daß nicht nur die Schweiz,
bezw. das Alpeuland, sondern auch Norddeutschland gewaltige Eismassen
getragen habe, erst die neueren Untersuchungen aber haben als genaueres
Ergebniß feststellen können, daß es außer einigen kleineren Gletschercentren
in Europa drei größere gegeben hat, das skandinavische, das britische und das
alpine, von denen die beiden ersten mit einein Theile ihrer Grenze sich
berührten und gemeinsam das große nordeuropäische Glacialgebiet bildeten.

Alle Gebirge müssen damals zu bedeutenderer Höhe emporgeragt haben
als heut: das läßt sich von vornherein annehmen, denn Verwitterung und
Erosion haben jn seit ungezählten Jahrtausenden an ihrer Abtragung gearbeitet,
Diese Annahme finden wir denn auch bestätigt, wenn wir uns die großeu
Terrassenländer und Ebenen, welche die Gebirge umgürten, etwas genauer
ansehen und dabei finden, daß sie aus nichts anderem bestehen als aus
dem Schutt, den Tnimmern der Gesteinsmassen, die die feindlichen Eleniente
jenen geraubt haben. Das Volumen dieser Cchottermengen hat sogar unter
andern Hülfsmitteln eine allerdings sehr ungenaue Schätzung des Betrages
gestattet, um welchen die Gebirge an Volumen, also auch an Höhe erniedrigt
worden sind. Heim glaubt annehmen zu dürfeu, daß die Alpen bereits
die Hälfte ihres Volumens verloren haben, ein Verlust, der der Eiszeit
allerdings nur zum Theil angerechnet werden kann, denn die Abtragung
wirkte ja schon während der Hebnng beständig dieser entgegen. Jedenfalls
aber müssen zu Beginn der Eiszew die Gebirge gewaltigere Dimensionen
gehabt haben als heut.
Von ihnen strahlten nun die Eismassen nach allen Richtungen hin aus,
ähnlich wie sie heut in Grönland von einen» noch unbekannten inneren Plateau
zur Küste abwärts fließen. Und auch darin besteht eine Aehnlichkeit mit
Grönland, daß nicht eigentliche Gletscher, von Uferwänden eingefaßt, zu
Thale flössen, sondern daß sich breite Eismassen, zu einer einzigen Decke,
einein Inlandeise, verschmolzen, uferlos von dem centralen Kern herabwälzten.
Erst in den tieferen Regionen, wo es nicht mehr die enorme Mächtigkeit
besaß, zertheilte sich das Eis wohl hie und da bei günstiger Gelegenheit in
gletscherartige Ausläufer. ' No aber keine Gletscherufer sind, kann es auch
keine Seiten- und Mittelmoränen geben, sondern mir eine Grundmoräne
— denn erstere beide entstehen aus dem von den Uferwänden herabfallenden
Gesteinsmaterial, die letztere aber kann aus Nestandtheileu des Gletscher-
untergrundes gebildet werden — und die Endmoräne, der Steinwall, den
die bis zum Ende des Gletschers transportirten und dort liegen bleibenden
Trümmer bilden, muß ein anderes Aussehen haben, da sie ja aus der
Grundmoräne allein hervorgeht, als dann, wenn die Blöcke der Oberflächen-
nwränen sie vorwiegend zusammensetzen.
Zu Beginn der Diluuialzeit war natürlich diese eintönige Eiswelt
noch nicht zu so großer Ausdehnung gelangt wie später. Noch war sie
beschränkt auf die Höhen der Gebirge, aber Schritt für Schritt eroberte
sich das Eis sein Terrain und sandte seine Borposten in Gestalt seiner
mit Grundmoränenmateiial beladenen Schmelzwässer voran, gcinde so wie
heut den Gletscherenden milchig trübe Gletscherbäche entströmen. Diese
Schmelzwässer hinterließen geschichtete Ablagerungen von Sand, Kies
nnd Ton, die sich mit den heimischen Süßwasserablagerungen mischten
und nun in Wechsellagerung mit ihnen auftreten. So kommt es denn
mehrfach vor, daß einheimische, vor der Eiszeit abgelagerte (vräglaciale)

Bildungen über Schichten lagern, die nordisches, also glaciales Material führen.

Welches Klima in Mitteleuropa damals geherrscht hat, darüber geben die Neste der Fauna und Flora, woran jene Ablagerungen mitunter reich sind, Aufschluß. Es haben sich nämlich die Reste von vier Säugethicren, Hirsch, Damhirsch, Reh und Rind, von drei Fischen, Karofen, Barsch und Hecht, ferner eine Anzahl Landschnecken sowie Süßwasser-Schnecken und -Muscheln gefunden, endlich Reste von folgenden Pflanzen: Eiche, Roth- und Weißbuche, Virke, Pappel, Gagel, Ahorn, Linde, Hartriegel, Blaubeere, Wasserschlauch, Stechpalme, Erle, Weide und Kiefer. Laufer fügt aus einem hannoverschen Aufschlug hierzu noch: Espe, Wallnnß, Esche, Hasel, Hornblatt, Schilfrohr und Schachtelhalm.

Nach alledem muß das Klima ein dem heutigen durchaus ähnlickies gewesen sein, und zwar, wie Kcilhack bemerkt, mehr unserem mitteldeutschen entsprechend als dem norddeutschen.

Jene Süßwasserkalkbildungen sind als SeeabsäKe natürlich nur local.

Von großer Ausdehnung sind dagegen die erwähnten Kiese, Sande und Thone, der sogenannte untere Diluuialsand und seine Äeguiualente. Sie bedecken große Dhcile unseres Vaterlandes und haben 5. B. der Lüneburger Haide ihr trauriges Gepräge gegeben. Sie sind discordant geschichtet, was auf schnell strömendes Wasser als Vildungsmedium weist und sie als Msätze der Gletschcrstvöme des vorrückenden Eises kennzeichnet. Kcilhack hat sie in sehr instructiuer und lichtvoller Weise der isländischen „Sandr" verglichen, großen Sandflächen, die von den sehr sedimentreichen Gletscherströmen Islands, da wo dieselben in die Ebene treten nnd ihr Gefälle vennindern, abgefetzt werden.

Von gewissen Meeresablagerungcn dieses Alters wird weiter unten die Rede sein.

Das warme Klima, welches zu dieser Zeit herrschte und dessen Annähme eine Bestätigung durch die in süd- und mitteldeutschen Höhlen wfnct, LiudcnthaN anfgefiindcncn Dhicrrcsic erhält, war nicht von Dauer. Nach und nach trat eine verhängnißvolle Abkühlung ein, welche eine Erniedrigung der Schneegrenze zur Folge hatte: Die erste Eiszeit brach herein. Jene Flora und Fauna verschwand aus den von ihr besiedelten Gebieten und zog sich in mildere Striche zwischen dem nordcuropäischcn und dem alpinen Gletscherreuier zurück.

Dieses eisfreie Gebiet war nicht allzn groß, denn die Eisdecke erlangte in dieser Periode eine ganz enorme Verbreitung, da sich ihre Spuren bis an die deutschen Mittelgebirge, ja an deren nördlichen Abhängen noch bis znr Höhe von circa 45)0 >n constatiren lassen.

Die Verbreitung der erratischen Geschiebe erlaubt nämlich eine ziemlich genaue Bestimmung der Grenze, bis zu der das Eis vorgedrungen ist. Hier genügt es anzugeben, daß diese Grenze in England von der Themse, in

Holland und Westdeutschland vom Rhein bis zur Ruhr, dann von dieser
und der Diemel und weiterhin von den deutschen Mittelgebirgen bis nach
Oberschlesien hin gebildet wird.
Am Nordrand der Karpathen zieht sie dann weiter und im Bogen
über Lemberg, Kiew, Woronesch, Nischni-Nowgorod zur Dscheskaja-Vucht.
Im Ganzen stellt dies ein Ureal von mehr als 2 900 000 qllm dar, wovon
etwa der fünfte Dheil auf Holland, Dänemark und Deutschland kommt.
Das britische Glacialgebiet ist hierin mit eingeschlossen! dasselbe umfaßt
übrigens nicht blos die Zauptinfeln, sondern auch die Shetland- und Orknen-
Inseln und die Hebriden.
Es könnte nun, wenn man diese Ausdehnung des nordeuropäischen
Inlandeises sich ansieht, die Frage entstehen, wie denn das Eis über die
Ostsee gelangte uud wie es denn in so großer Entfernung von seinem Ve-
wegungsmittelpunkte, au den deutschen Mittelgebirgen, noch bis über 400 m
hoch Geschiebe ablagern konnte. Veide Fragen hängen eng mit der nach
der Mächtigkeit des Eises zusammen.
Um für dieselbe einen annähernden Werth zu erhalten, bat man die
verschiedensten Berechnungen angestellt, aber bei dem Mangel an sicheren
Voraussetzungen haben sie nie ein anderes Resultat ergeben können als die
Ueberz'eugung, daß die Mächtigkeit eine ganze enorme gewesen sein muß. In
der Gegend von Verlin beispielsweise muß dieselbe mindestens 550 »l
über dem Spiegel der Ostsee, in der Gegend von Nornholm mindestens
725 m betragen haben.
Das Gefälle des Eises, vertheilt auf die ganze, etwa zehn Breiten-
grade messende Entfernung des Südrandes vom Eentrum muß ein sehr
geringes gewesen sein. Denn setzt man auch nur das Gefälle voraus,
welches I. Geickie und Eroll für das nordamerikanische Inlandeis annehmen,
nämlich im Mittel 1 m auf 400 m, fo würde dies eine Meereshöhe des
skandinavischen Gebirges von 8250 m erfordern (Pcnck).
Was nun die Ostsee betrifft, so liegen drei Möglichkeiten vor, um
das Vorhandensein des Eises südlich von ihr zu erklären: entweder
letzteres erfüllte sie gänzlich und bildete sich so selbst eine Unterlage für
weiteren Nachschub, oder es erfüllte sie nicht, sondern schwamm hinüber, oder
aber sie war noch gar nicht vorhanden.
E. Geinitz hat dies nämlich wenigstens für den südwestlichen Dheil
sehr wahrscheinlich gemacht und in der Dhat sprechen ja für das Vorhanden-
sein einer Lcmduerbindung auch die zahlreichen, der Kreidcformation ange-
hangen Geschiebe, welche aus zerstörten Schichten jener Gegend stammen
müssen.
Nun finden sich aber am Rande der Ostsee an mehreren Stellen in
Holstein nnd Ostpreußen marine Ablagerungen, welche vor der ersten Ver-
gletscherung gebildet sind, aber nordische Geschiebe führen: es sind die so-
genannten Cyprinenthoue. Die westlichen gleichen den östlichen in hohem

Grade, nur besteht der bedeutsame Unterschied, daß jene eine entschiedene, reine Nordseefauna enthalten, diese aber durch schalen der ^«-äa 2ix:ric» einen arctischen Charakter bekommen. Lies spricht dafür, das; dort eine Verbindung mit der Nordsee, hier mit dem Eismeer bestanden habe und das, beide Localitäten getrennt gewesen seien, was gut zu der uon Geinitz angenommenen Landverbindung zwischen Mecklenburg und Schweden raßt. Wo die Verbindung mit dem Eismeer war, läßt sich freilich nicht angeben, Louen <bei Lames I. <>. S. 14) nimmt die Gegend des Ladoga- und Onegasees dafür in Anspruch; dort ist übrigens die Wasserscheide noch hent so niedrig, das, bei Hochwasser beide Meere thutsächlich verbunden sind.
Es bestand also damals nur ein Theil der Oftsee und zwar der östliche, und diesen muß das vordringende Eis aufgefüllt habe», während es im Westen eine Landbrücke benutzte. In Eisberge zerbrechen bei dein Eintritt in das Meer konnte es nicht wohl, denn dazu gehört eine gewisse, nach der Dicke des Eises verschiedene Tiefe.
Nach Hellands Untersuchungen taucht nämlich ein Eisberg nur mit einem Siebentel seines Volumens aus dem Wasser hervor, ein solcher von 1M0 u> Dicke erfordert also ein 860 m tiefes Meer. Daß aber auch bei genügender Tiefe die Gletscher noch oft als zusammenhängende Decke ini Meere schwimmen, hat Helland mehrfach in Grönland zu beobachten Gelegenheit gehabt, und er fügt hiuzu, daß unter solchen Umständen das Meer sogar den Furtschritt erleichtert, da es durch den Auftrieb des Wassers den Druck auf den Voden verringert. Die Ostsee war demnach jedenfalls nicht tief genug, um ein Zerfallen des fehr mächtigen skandinavischen Eises zuzulassen, und ebensowenig, um das gleich hier anzuführen, die Nordsee. Ueber beide setzte sich das Inlandeis als zusammenhängende Decke fort, um bicr den Boden Norddeutfchlands, dort, wenigstens an einigen Stellen, denjenigen Englands zu erreichen.
Um nun noch uon dem Oberflöchencharatter eines Inlandeises eine Vorstellung zu geben, soll die Neschreibung des dänischen Neisenden Jensen hier Platz finden, welcher im Jahre 1878 in Grönland von dem Ende des Frederikshaab-Gletschers zehn Meilen weit in's Innere, bis zu einem 1556 <v. hohen Nnnatak (d. i. eisfreie Klippe im Vinneneise) vordrang*).
„Das Vinneneis," sagt er, „lag mit seiner ungeheuren Fläche nach allen Seiten vor meinen Füßen ausgebreitet, und gegen Osten hob es sich, so weit das Auge zu reichen vermochte, beständig höher und höher, bis es mit dem Himmel zusammenschmolz in einen Horizont, welcher bedeutend höher lag als mein Standpunkt, dessen Höhe über dein Meere 4960 Fuß (1556 m) betrug. Mit Ausnahme der Verggipfel, welche zu derselben Gruppe gehörten wie der Aerg, auf dem wir uns befanden, war kein eis-

*) Mügetheill uon N. Lehmann in: „Die dänischen Untersuchungen in Grönland", Petermnnns Mittheilnngen,1880.

freies Land mehr gegen Osten zn sehen . . . Oestlich von nns war das
Eis an mehreren Stellen äußerst zerklüftet, und es sah aus, wie wenn
Berge unter dem Eis beinahe bis zu dessen Oberfläche emporragten nnd
im Begriff wären, als Nunataks hervorzubrechen. Einen großartigen An-
blick gewährten die uus zunächst umgebenden Nnuataks. Ernst ragte in
einein Bogeu aus dem Eise eine Reihe großer, dnnkler Berggipfel empor,
welche die gegen Westen fortschreitende Bewegung des Eises hemmte. Für
welche ungeheure Naturkraft diese Felsen ein Hindcrniß bildeten, davon
gab die mich zunächst umgebende Landschaft ein auschauliches Bild. Im
Osten war das Vinneneis aufgestaut, so daß es beinahe den Gipfel des
Nunataksk (auf Jensens Karte bezüglich) erreichte, während es gleich einem
ungehenren, gefrorenen Wasserfall steil zwischen diesen Bergen zn dein viel
tiefer liegenden Eise westlich von demselben herniedersiel, nnd am Fuß
dieses Tteilabfalles lag eiu großer See, zum Theil gefüllt mit Eisberge»,
welche von dem höher liegenden Eife abgesondert waren. Der Nnnatak,
auf dessen Spitze ich stand, hatte einen Umfang von etwa einer Meile
(7532 m)."

Welchen Einfluß hatte uun die Eisbedecknng auf die Bodengestaltung
der von ihr betroffenen Länder? Es ist bereits mehrfach von glacialen
Ablagerungen die Rede gewesen, eine Ablagerung von Material setzt aber
voraus, daß dasselbe irgend woher entnommen worden ist.

Das Inlandeis hat, wie schon erwähnt, wohl so gut wie keine Ober-
flächenmoränen gehabt, da es nicht ans Gletschern bestand, die zwischen
Bergwänden eingeschlossen waren,, sondern als Decke Berge nnd Thäler
überzog. Es glich darin manchem der heutigen norwegischen Gletscherdistricte
(z. B. Folgefond) fowie dem grönländischen Binneneise, das auch nur dort
kurze, bald in Spalten versinkende Oberflächeumoränen hat, wo von den
Nunataks Gesteinstrümmer herabfallen. Dafür war aber die Grundmoräne
des Inlandeises um so mächtiger. Dieselbe ist von außerordentlicher
Wichtigkeit und bedarf einiger Bemerkungen. Sie befindet sich, wie ihr
Name besagt, am Grunde des Eises. Bei einem eigentlichen Gletscher
besteht sie zmn großen Theil aus dem von seiner Oberfläche auf den Grund
gefallenen, zum andern Theil aus dem von letztere»! losgelösten Material.
Daraus wird durch den gewaltige» Druck des Eises unter Mitwirkung
der stets darin circulirenden Schmelzwässer ei»e schlammige, breiartige
Masse, dere» Theilche» durch die Bewegung des Gletschers selbst in fort-
währender Bewegung sind und sich gegeuseitig ritzen, abschleifen, schließlich
zn Staub zerreiben. Dieser Staub ist es, der deu Gletscherbächen ihr
milchiges Aussehen giebt.

Bei dem Inlandeise kann die Gruud»wrä»e natürlich fast nur aus
Material bestehen, welches dem Grunde entstammt, im Nebligen mnß sie
die gleichen Eigenthümlichkeiten zeigen wie eine Gletschergrundmoräne.
Es ist oben von den erratischen Blöcken oder Geschieben die Rede

gewesen, diese sind nichts anderes als die noch nicht zerriebenen Blöcke
der Grundmoräne, welche deswegen anch Geschiebelehm oder Blocklehm ge-
nannt wird. In unzersehtem Zustande stellt sich derselbe dar als eine
ungeschichtete, compacte, blaugraue oder gelbliche, mit größeren und kleineren
Geschieben reichlich durchsetzte Masse, meist mit einem bedeutenden Gehalt
an kohlensaurem Kalk. Die vollkommene Regellosigkeit der Anordnung ist
eines der wichtigsten Merkmale. Große Blöcke liegen neben kleinen und
kleinsten Gesteinsfragmenten', anch liegen sie nicht auf der Breitseite wie
Flußgeschiebe, sondern in allen erdenklichen Lagen, schräg oder ganz auf
der schärfsten Kante stehend, sind sie wirr durch den Lehm verstreut. Sie
sind auch nicht abgerundet, sondern oft treten die schärfsten Kanten und
Ecken an ihnen auf, ein Beweis, daß sie nicht aus der Schleifwerkstätte
fließenden Wassers hervorgegangen sind. Glatt sind sie zwar auch oft
genug wie Flußgerölle, aber sie sind zugleich auf diesen glatten Flächen
beinahe wie polirt durch das Schleifpulver, was bei jenen nie der Fall ist.
Zudem siud sie auf den abgeschliffenen Flächen mit feineren oder gröberen
Ritzen und Schrammen verschen, die durch die gegenseitige Aneinanderpressung
und Reibung bei der Vorwärtsbewegung der vom Eis belasteten Masse
entstanden sind. Wohl zu bemerken ist, daß auch die feinsten und kleinsten
Dheilchen, die Grundmasse des Geschiebelehms, nichts sind als zermahlene
und zerriebene Geschiebe, so daß man sie füglich auch als folche bezeichnen
kann, nur von fehr geringen Dimensionen, Diesen winzigen Körperchen
stehen dann die riesigen Kreideschollen auf der Insel Möen und die noch
bekannteren ans Rügen gegenüber, die henlichen Felsen der Stubbenkammer,
welche durch die Uebcreinanderschiebung sehr großer, durch die Kraft der
zwischengevreßten Grundmoräne von den anstehenden Kleideschichten losge-
löster Blöcke entstanden sind.
Je nach ibrem Ursprungsort bestehen die Geschiebe natürlich aus ver-
schiedenem Gestein, indem sie entweder aus geschichteten, Versteinerung? -
führenden, sedimentären, oder aus verstcinerungslosen, krystallinischen oder
jüngeren eruptiven Nildungen stammen. Die Geschiebe der ersten Art sind
längst Gegenstand der Untersuchung geworden, weil sie durch ihre Ver-
steinerungen in ausgezeichneter Weise znr Bereicherung unserer palciontologi-
schen Kenntnisse dienen nnd zugleich ein gutes Mittel zur Identificirung mit
anstebenden Felsarten und somit zur Herkunftsbestimmnng bieten. Die
Geschiebe von massigen nnd geschichteten Ur- und Eruptivgesteinen (Granit,
Gneiß, Syenit, Diorit, Porphyr, Melaphyr, Nasalt u. a.) sind mit ge-
ringerem Interesse betrachtet worden, weil bei ihnen im Allgemeinen der
Ort der Herkunft schwer oder gar nicht festzustellen ist. Doch sind immer-
hin einige sehr charakteristische und leicht kenntliche darunter, so der Nhomben-
porpbyr nnd der Zirkonsyenit ans der Umgegend von Ehristiania.
Zu den verbreitetesten und bekanntesten Geschieben gehören besonders
auch solche von Feuerstein, welche vermnthlich aus den zerstörten Kreide-

ablagerungen an der Stelle der heutigen Ostsee stammen. In den Kreide-
felsen von Rügen kann man ihr Vorkommen leicht beobachten. Erwähnens-
werth ist femer der Bernstein, der auch nicht gerade selten als Geschiebe
angetroffen wird und gleichfalls ans den baltischen Ländern stammt.
Der Geschiebelehm ist die Form der ungestörten Ablagerung der
Grundmoräne. Die in uud uuter dem Eise circulirenden Schmelzwässer
hinderten eine solche aber oft genug, indem sie die Grundmoräne aus-
schlämmten uud das Material nach Schwere und Feinheit und je nach ihrer
eigenen, durch die Schnelligkeit bedingten Tragfähigkeit sonderten und
schichtweise absetzte». Solche geschichtete, fluviatile Ablagerungen von Kies,
Sand uud Thon haben wir schon aus der Präglacialzeit kennen gelernt,
eben solche bildeten sich auch während der Herrschaft des Eifes, und es
kann, wie Eredner bemerkt, leicht kommen, daß man auf ganz geringein
Räume ungefchichteten Geschiebelehm, geschichtete Kiese und Sande und
selbst Bänderthon — so nennt man die aus sehr dünnen Lagen von reinem
uud feinsandigem Thon bestehenden Gebilde — neben einander bemerkt.
Die Hauptmasse dieser geschichteten Ablagerungen gehört allerdings den
Zeiten größerer Wirksamkeit des Wassers beim Wachsen und Schwinden
des Eises an.
Das abgelagerte Material mußte irgend woher entnommen sein, das
Eis muß also auch abtragend gewirkt habe». Das ist unzweifelhaft, über
die Art der Wirksamkeit aber herrscht noch Streit, es ist der Streit über
die Glacialerosion. Die einen sagen, ein Gletscher sei nur in seltenen
Fällen im Stande, den vorhandenen Bodenschutt fortzuräumen, er schütze
den Boden vielmehr vor der Erosiou, indem er eine Decke über ihn breite,
und noch viel weniger sei er im Stande, ein Necken in festem Felsen aus-
zuhöhlen, die anderen aber schreiben ihm gerade letztere Fähigkeit zu. Zu
den beredtesten Vertheidigern dieser Glacialerosion gehören Amund Hellend
und Albrecht Penck. Jener hält sogar die Möglichkeit der Bildung des
Ostseebeckens auf diese Weise nicht für ausgeschlossen, und besonders nehmen
sie diese Bildungsweise für die kleinen, im festen Fels ausgehöhlten Becken
der sogenannten Mceraugen (skandinavisch Botner), wozu z. B. auch die
Koppenteiche im Riesengebirge gehören, an. Und in der That giebt es
recht gewichtige Zeugnisse, welche für die zweite Ansicht sprechen, vor Allem
die Thatsache, daß oft die zu Tage tretenden Ausgänge der heut von
diluvialen Ablagerungen bedeckten Schichten, die Schichtenköpfe, zerstört,
zerrissen, umgebogen und mit Geschiebelehm injicirt sind. Das sind doch
Beweise einer gewaltigen, den Boden angreifenden Kraft. Stellen, welche
dies fehr schön zeigen, sind nicht gerade selten, auch die oben erwähnte
Ueberschiebung der Kreideschollen auf Rügen und Möen gehört hierher.
Einen geringeren Grad von Abnutzung stellen die zahlreichen geglätteten
und gefchrammten Felsflächen dar, welche, im Norden überaus häufig, bei
uns nur unter günstigen Umständen bei Abräumung der diluvialen Ab-

lagerung von festem Felsboden zu sehen sind. Zuerst fand man dergleichen bei uns auf dem Kalk uon Nüdersdorf bei Verlin, später bei Leipzig, Magdeburg, Osnabrück und an anderen Orten. Die Vermittlerin dieser abschleifenden Thätigkeit ist natürlich die durch die ungeheure Eislast mit gewaltigem Druck über den Voden gepreßte Grundmoräne, die durch die zahllosen Schmelzbäche eine wirksame Unterstützung fand. So wie manche Seebecken hat ma': besonders auch die Entstehung der Fjorde der Glacialerosion zuschreiben wollen, doch ist eine endgültige Entscheidung noch nicht erreicht.*)

Von der Wirkung der Schmelzbäche im Vesouderen legen die sogenannten Riesentessel oder -Töpfe Zeugniß ab, die aus dem Gletschergarten von Luzern wohl vielen bekannt sind, die aber auch iu der norddeutschen Ebene (Nüdersdorf z. V.) nicht selten sind. Man hat sie sich so entstanden zu denken, daß die Gletscherwässer, durch Unebenheiten des Nodens zu kleinen Stromschnellen und Wasserfällen genöthigt, ausgewaschene Geschiebe der Gruudmoräne an einer und derselben Stelle beständig hin und her rollten uud so eine kesseiförmige Vertiefung erzeugten, auf deren Boden heut noch meistens das selbst abgeschliffene Schleifwerkzeug, der Mahlstein, zu finden ist. Ueber all diese Oberflächenformen breitete die Grundmoräne der ersten Vereisung, der blaue oder untere Geschiebelehm, einen schützenden Mantel, unter dem man sie heut als lebendige Zeugen jener Zeit wieder aufgefunden hat.

III.

Der ersten großen Eiszeit folgte eine Periode, in welcher das Ei-3 unter dem Einfluß milderer klimatischer Vedingnngen sehr weit, bis nach Skandinavien, zurückging. Der zurückbleibende Geschiebelehm ward den umgestaltenden Einflüssen der Verwitterung und Erosion ausgesetzt, eine Pflanzendecke breitete sich aus, der lückschrcitenden Eisgrenze folgend, und auch die Thierwelt drang in die wieder bewohnbaren Gebiete ein. Die Gewässer des nördlichen Abhanges der deutschen Mittelgebirge tonnten sich wieder an deren Fuße zu Flüssen sammeln, die, mit den uon Norden kommenden Schmelzwässern des Eises vereinigt, an dessen Rande entlang nach Nordwesten strömten. Die Abnahme der Vergletscheruug muß eine sehr langsame geniesen sein, denn sonst hätten große Mengen uon Schmelzwässern auf einmal sich bilden und die jungen Ablagerungen in großem Umfang zerstören müssen. Erst die Fluthen des nach langer Pause von neuem vordringenden Eises, die ihm vorauseilenden Gletscherströme ebneten den Voden mit einer Decke von Ausschlämmungsproducten der Grundmoräne ein und begruben die organische Welt dieser Periode mit ihren Sedimenten. So kommt es, daß man die Knochen der großen Wirbel-

*) Neuerdings habe» sich die Vertreter der beiden Richtungen in ihren Ansichten sehr genähert.

thiere immer verschwemmt, verstreut, nie in ganzen Skeletten in den ge-
schichteten Ablagerungen der Interglacialzeit findet. Aber auch s« geben
sie uns ein genügendes Zeugniß für die Zusammensetzung jener Thierwelt.
Zu den bemerkenswerthestcu und häufigsten Vertretern derselben gehört das
Mammuth, welches gleich dein ebenfalls häufig vorkommenden Nhinoeeros
einen dichten Nollpelz zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung trug,
wie man von den in Sibirien mit Haut nnd Haaren im Life aufgefundenen
Exemplaren weiß. Ihre Gefährten waren der Moschusochs, der auch heut
noch vorkommt, aber nnr im höchsten Norden, das Nen, das Wildpferd,
Ur und Bison, Elch und Edelhirsch und der Wolf, von welch letzterem
man allerdings nur spärliche Neste gefunden hat. Wie man sieht, ist es
eine aus arctischen und mitteleuropäischen Typen gemischte Fauna, somit
muß auch das Klima für diese wie für jene genügende Existenzbedingungen
geboten haben. Eine gleiche Mischung beider Typen zeigt sich in den
Pilanzenresten, die in den Absätzen der interglcicialen Süßwasserbecken ge-
funden worden sind (besonders bei Lauenburg an der Elbe).
Selbst noch im südlichen Schweden finden sich Interglacialbilduugen,
das Eis muß also bis auf fehr geringe Grenzen eingefchränkt gewesen
sein uud jedenfalls auch das Gebiet der Ostsee verlassen haben. Aber das
Bild, welches wir uns jetzt von ihr zu machen haben, ist ein anderes als
in der Präglacilllzeit. Ein Theil der mecklenburgisch-schwedischen Land-
brücke muß in der Zwischenzeit zerstört worden fein, denn wir finden nun-
mehr, wie besonders Verendt gezeigt hat, an zahlreichen Punkten Ost- und
Westpreußens eine ausgeprägte Nordseefauna: der östliche Theil des Ost-
seebeckens war nunmehr mit der Nordsee verbunden. Allerdings finden
sich die meisten Schalenreste nicht in «iw, d. h. an der Stelle, wo sie
zuerst auf den Meeresboden niedergesunken sind, sondern sie sind meistens
bei Gelegenheit des neuen Vorrückens der Eismassen mitgenommen nnd von
den vorauseilenden Schmelzwässern abgerollt und verstreut worden, was aber
nur beweist, daß nicht gerade die einzelne Fundstelle alter Meeresboden war.
Wie lange die Herrschaft des milden Klimas andauerte, läßt sich nicht
sagen; jedenfalls nicht gar zn kurze Zeit, da die vielfach gefundenen inter-
glacialeu Schieferkohlen eine lange Periode zur Bildung gebrauchten. Dann
aber brach noch einmal eine verderbenbringende Bereisung herein, jene
Thier- und Pflanzenwelt mußte noch einmal der starren Eiswelt weichen
uud zog sich in mildere Regionen zurück oder wurde vernichtet und von
den Ablagerungen der neuen Periode eingebettet.
Wieder dasselbe Schaufpiel wie das erste Mal. Kies, Sand und
Thon, von den Gletfcherstrümen mitgeführt, wurden weit und breit ab-
gelagert, nnd darüber fetzte das Eis feine Grundmoräne ab. Diese, der
zweite, obere Geschiebelehm, ist durchgängig Heller als der untere, uämlich
gelblich gefärbt, nnd enthält bei weitem nicht fo viel Geschiebe, wie jener,
was erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß sie gewissermaßen nur die Nach-

lese darstellt. Aber noch durch zwei andere, uiel'wichtigere Eigenthümlich-
teiten unterscheidet sich die zweite Eisperiode von der ersten, nmulich durch
geringere Intensität und andere Bewegungsrichtnng der Einnässen.
während sich nämlich dieselben bei ihrem ersten wachsen vom Eentrmn
aus allseitig radiär vorschoben, haben sie, wie es scheint, diesmal eine andere
Züchtung eingeschlagen. An zahlreichen Stellen nämlich findet man sich
treuzende Schrammen auf dein Felsboden, von denen die einen der
radiären Bewegung entsprechen, die anderen aber, denen man die fpätere
Entstehung ansieht, ungefähr ost-westlich gerichtet sind. Alan uuterfcheidet
daher das ältere, radiäre und das jüngere baitische (mit der Ostsee gleich-
gerichtete) Schrammeufvstem. letzteres, in Südschwedcn und Gotland
längst bekannt, ist uon de Gcer und Wahnschaffe neuerdings auch bei uns
mehrfach, fo z. B. in Mdersdurf, nachgewiesen worden. Im Zusammen-
hang damit steht es, daß sich im besten, bis nach Holland, Geschiebe aus
den russischen Ostfccprovinzen finden, welche bei radiärer Bewegungsrichtung
nicht dorthin hätten gelangen tonnen.
welche Gründe für diese auffällige Erscheinung maßgebend waren, ob
vielleicht ein K'aufalzusammcnhang mit der Erstreckungsrichtnng der Ostsee
besteht, ist noch nicht aufgeklärt und wird auch schwer zu entscheiden sein.
Die zweite wichtige Eigenthümlichteit dieser Eisperiode ist, wie ge-
fugt, ihre geringe Intensität. Die Grenze der Eismassen läßt fich daran
erkennen, daß sich nicht mehr zwei Geschiebclehme, durch Interglacialbildnngen
getrennt, constatiren lassen, sondern nur einer, der untere. Da ergiebt sich
denn, daß eine Zone von ziemlich gleichbleibender Breite zwischen den
Grenzen der ersten und zweiten Marimalausdehnung des Eises verläuft,
alfo diesmal frei blieb, der unter anderem die ^üncbnrger Haide, die
Provinz Sachsen südlich uon Magdeburg, das Königreich Sachsen, Theile
von Niedcrschlesien fowie Oberschlesien angehören.
Dem geriugeu Wachsthnm des Eises entsprach eine sehr geringe Be-
ständigkeit. Es schwand diesmal viel rascher als das erste Mal und er-
zeugte alfo auch uiel verheerendere Wasscrmengen. Eine großartige Thal-
bildung begann, aus der sich unser heutiges Flußsystem entwickelte, und
zugleich fand eine sehr beträchtliche Ablagerung uon Schwemmuroducten statt,
alle früheren Äilduugeu überdeckend und daher treffend als Decksand bezeichnet.
Dieses Nachspiel muß die Bergletscherung selbst an Großartigkeit weit
übertroffen haben. Ungehenre Ninnen strömenden Wassers waren die Vor-
läufer der heutigen Flüsfe, so wie die ungeheuren Eismassen diejenigen
der heutigen Gletscher waren. Weithin machen sich die Wirkungen jener
geröll- uud schlammbeladeuen Wasscrmengen bemerkbar, nicht blos in dem
engeren Bereich der letzten Eisdecke, fondern weit darüber hinaus auch in
dem Gebiet der vormaligen Bergletscherung. Mit ihnen vereinigten sich
dann die Flüsse der deutscheil Mittelgebirge zu starken Stau- und Hoch-
fluthen. Solchen seeartig aufgestauten Gewässern wollen manche die Bildung

der breiten Zone von Löß (sehr feinsandige, in trockenem Zustande stäubende, ungeschichtete Bodenart > zuschreiben, die sich am Nordrand jener Gebirge hinzieht. Die Berechtigung zu dieser Annahme ist freilich noch zweifelhaft.

Die Abnahme de-? Eises erfolgte nicht gleichmäßig, sondern in gewissen Perioden, die in der Bodenconfiguration ihren Ausdruck gefunden haben. Verendt hat gezeigt, daß drei große Dhalläufe diefer Discontinuität ihre Entstehung verdanken, das Glogau-Baruther (Varuth liegt etwa 5s> Km südlich von Berlin», das Warschau-Berliner und das Thorn-Eberswalder Hauptthal. Sie sind auch heut noch erkennbar, obwohl sie verlassen wurden, als später die von den deutschen Mittelgebirgen herabkommenden Gewässer durch keine Eisbarre mehr nach Nordwesten abgelenkt wurden, sondern sich den kürzesten Weg zun, Meere suchen konnten.

Wenn ein Gletscher längere Zeit stillsteht, das heißt, wenn sein Zuwachs von oben her gleichen Schritt hält mit seinem Verlust durch Schmelzen, so häuft er nach und nach immer größere Mengen des mitgeführten Gesteinsmateriales an seinem unteren Ende an, er bildet eine Endmoräne. Wenn er dann in einem späteren Stadium wieder anwächst oder zurückgeht, so überschreitet es sie oder stößt sie vor sich her, im anderen ^alle läßt er sie als Zeugen einstiger Größe zurück. Tritt dies mehrmals ein, so kommen in einem und demselben Thale mehrere Endmoränen zur Ablagerung. Wo sind nun die Endmoränen der norddeutschen Vereisung? Den» wenn dieselben auch hier, der mangelnden Oberflächenmoränen wegen, anders geartet sein müssen, so dürfen sie doch nicht fehlen, sondern endmoränenartige Anhäufungen der Grundmoräne müssen ihre Stelle einnehmen. Solche sind die sogenannten Geschiebestreifen oder Geschiebewälle, worunter man aber nicht continuirliche Erhebungen zu verstehe» hat, sondern durchschnittlich eine halbe Meile breit, nicht völlig geradlinig verlaufende Höhenzüge, die sich oft in eine Neihe verschieden hoher Hügel auflösen und durch ihre uuglaubliche Menge von Geschieben und Gerollen ausgezeichnet sind lE. Geinitz». Dieser Gesteinsreichthum wird bei Liepe an der Oder sogar industriell ausgebeutet. Die mecklenburgischen Geschicbestreifen hat E. Geinitz neuerdiugs behandelt und gefunden, daß sie auf fchon vorhandenen Bodenwellen des geschichteten Untergrundes abgelagert sind. Im Ganzen unterscheidet er in Mecklenburg zehn solcher Züge.

Beständige kleinere Oscülationen des Eisrandes, wie sie immer vorkommen müssen, führten zu vermiedenen Cmnplicationcn, so daß das, was wir heut im Gebiete jener alten Moräne» sehen, das Product der allervcrschicdeusten Mctoren ist. Aber dieses so mannigfaltige Bild kehrt doch überall wieder, wo nur einst eine Vereisung ein Gebiet mit Moränen bedeckte, vorausgesetzt, daß uoch nicht Zeit genug darüber hingegangen ist, um die charakteristischen Züge zu verwischen, lind so ist denn mit siecht die „Moränenlandschaft" zum festen Landfchaftstypus gewurden, seit Desor und Zittel ihre Eigentümlichkeiten hervorgehoben und zusammengefaßt haben.

Zu diesen letzteren gehört besonders auch der Seeenreichthum, wie
ihn bei uns die preußische, pommersche und mecklenburgische Seeenplatte
Zeigen. Seine einfachste von Dames gegebene Erklärung wäre die, daß
das im Abschmelzen begriffene Eis seine Schmelzwässer nicht sammt und
sonders in die Thäler herabschickte, sondern daß sich ein Theil derselben in
Bodenvertiefungen sammelte und zurückblieb. Wahrscheinlich aber ist der
Vorgang doch nicht ganz so einfach verlaufen.
Dem fliehenden Eise folgten Vegetation und Fauna, die sich auch
während der größten Ausdehnung der zweiten Vergletscherung in dem Ge-
biet der alten, weiter nach Süden reichenden Grundmoräne erhalten hatten,
mit der Besiedelung der eisfrei werdenden Striche nach, sobald die Ge-
wässer sich verliefen. Ueber die Fauna, die sich in der Nähe des Süd-
randes des zweiten Inlandeises aufgehalten, hat besonders Nehring sehr ein-
gehende Untersuchungen angestellt und an Fundstätten wie Thiede, Weste-
regeln, Goslar, Quedlinburg, Saalfeld, Gera Neste gefunden, welche einer-
seits das Vorkommen des Nenthiers in großer Indioiduenzahl, ferner des
Wildochsen, des Elchs, Edelhirsches, Mamniuths und Nashorns, der Hyäne
und des Tigers, andererseits auch dasjenige hocharctischer Formen bezeugen:
Eisfuchs, Lemming, Polarhase, Moschusochse und Schneehuhn.
Mit diesen Thieren zusammen lebte nun auch schon der Mensch, wie
es durch zahlreiche Spuren, die mit den Resten jener Thiere vorkommen,
bewiesen ist. Mit dem Nückschreiten des Eises änderte sich auch die Fauna,
die arctischen Formen werden spärlicher, eine Menge kleinerer Säugethiere
wie Ziesel, Springmaus, Wühlratte u. dergl. treten auf und geben dieser
nun schon nachglacial zu nennenden Zeit den Charakter eines Steppen-
klimas. Aber auch dieses mußte weichen, Wälder traten an die Stelle
der Steppen. Nen, Ur und Elch, sowie jene kleineren Säugethiere wanderten
aus, Mammuch und Nhinoceros verschwanden, die Thierwelt der Gegen-
wart begann unsere Gebiete zu bevölkern, und die Entwickelung des
Menschengeschlechts konnte ungehemmt und rascher fortschreiten.

Aus Anselm Feuerbachs seben.

Erinnerungen und Betrachtungen

von

Julius Allgeper.

— München, —

I.

In Rom.

!s war gegen Ende November 1856. Seit einigen Wochen in Rom, saß ich eines Abends einsam in dem, jedem Deutschen damals wohlbekannten, an der Via Sistina gelegenen Caffee Luigi, als ich von einem der wenigen im Local anwesenden Gäste laut in deutscher Zunge einen rasch und lebhaft Eintretenden mit dem Namen Feuerbach begrüßen horte.

Ich besann mich, von einen« jungen Künstler dieses Namens in meiner Heimat gehört zu haben. Von seinen Arbeiten war mir nie etwas zu Gesicht gekommen.

Die überaus anziehende Erscheinung erweckte unwillkürlich mein ganzes Interesse, so daß ich mir vornahm, derselben näher nachzuforschen. Gelegenheit hierzu bot sich leicht. Die deutsche Colonie in Rom bildet inmitten der eingeborenen Bevölkerung der großen Stadt von jeher eine in sich abgeschlossene Enclave, innerhalb welcher jeder Zugehörige'unausweichlich der landsmännischen Controle verfällt. Ich erfuhr, daß Feuerbach im Auftrage seines Landesherrn seit etwa einein Jahre in Venedig und Florenz und seit Kurzem in Rom lebe; ein großes, aber vorwiegend koloristisches Talent besitze und wie zuvor in Paris in der Malweise der Franzosen, nun in Italien im Stil der Venetianer sich gefalle.

Diese Charakteristik war überaus bezeichnend für die Neurtheilung, welcher damals, und in Rom ganz besonders, jede Bestrebung verfiel, die

mit dl'i» Hergebrachten und durchschnittlichen irgendwie im Widerspruch stand, Jede»! Andersstrebenden war damit von vornherein der,^mnpf mit dem Geist der Mittelmäßigkeit und Speculation aufgezwungen, welcher im römischen >iunsttreiben jener Zeit iu erschreckender Weise zu Tage trat: ein 5iampf, der wie wir an den besten Beispielen erfahren werden, fast immer ein vergeblicher war.

Mein Interesse für ^veuerbach blieb trotz dieser, oder vielleicht gerade um dieser Charakteristik willen lebendig, so daß ich das zufällige Anerbieten des alten Bildhauer? Lotsch, mich mit demselben, als unserem beiderseitigen ^audsmami bekannt machen zu wollen, lebhast begrüßte.

^euerbach empfing uns beide fehr freundlich, aber mit der Entschuldigung, daß er Modell habe und keinen Besuch empfangen könne.

Mein Verlange», eine» Blick in sein Studium thun zu können, war also zunächst unbefriedigt geblieben, aber ich hatte wenigstens einen Anknüpfungspunkt für die Zukunft gewonnen.

Allerdings war das Benehmen, welches Auerbach zunächst gegen mich einhielt, wenn es auch nicht die Bezeichnung offen unfreundlicher Begegnung verdiente, nicht besonders ermuthigend.

Eines Abends aber traf ich mit ihm allein zusammen. Ergaben sich nun auch im Verlauf des Gesprächs bald eine Menge von Berührungspunkten, wozu die Berhältuisse in unferer gemeinfchaftlichen Heimat wie billig den znnächslliegenden Stoff boten, so schien doch ans Heuerbuchs Seite ein eigentliches Mittheilmigsbedürfniß nicht erwacheil zu wolle». Erst als zufällig auf Musik die N'edc kam, hatte ich den Eindruck, als ob eine tiefe verwandte Saite bei ihm anklinge und ihn von einer Art heimlichen Mißtrauens gegen mich zn befreien beginne. Hatte ich doch nicht ahnen köimen, daß sein Herz noch wund war von den harten Schläge», die ihn knrz vorher in Venedig von der Heimat aus getroffen und daß gerade meine nahe Landsmannschaft es war, die ihn bisher mit Scheu und Argwoh» gege» meine Annäherungsversuche erfüllt hatte.

Mehr und mehr löste fich jetzt feine Zunge u»d ich gewahrte znm erstenmal an ihm in erregteren Momente» je»es eigentbümlich uhosphorescirende Aufleuchten seines Aiiges, unter dessen klaren: blauem Spiegel, wie ich bald erfahren follte, eine große, leidenschaftliche Xünstlerseele ihre heißen kämpfe stritt uud litt.

Vau diesem Tage an hatte ich das Gefühl, als ob Feucrbach meine Begegnung nicht unwillkommen sei. Aufs liebenswürdigste km» er jetzt meinem Wunsche nach, ihn auf feinem Atelier besuchen zu dürfe». Er habe zwar, fügte er wie zur Entschuldigung hinzu, wenig anfzuweifcn, da er noch kein passendes Local habe finden können und vorerst mit seiner Arbeit auf eiiie» sehr enge», ungünstigen Naum angewiesen sei.

Ich zögerte nicht, alsbald von seiner Erlaubnis; Gebrauch zu »lachen. Sein Atelier, insofern ein kleines sonniges Cabinet mit einem einfachen

Fenster auf diese Bezeichnung Anspruch erheben konnte, trug allerdings
das Gepräge des Provisoriums. Nichtsdestoweniger genügte schon der
oberflächlichste Umblick, um sofort von ihm den harmouischen Eindruck
vornehmer Künstlerschaft zu empfangen. An den Wänden hingen allerlei
Untermalungen, darunter eine Madonna mit dem Kinde, von musicirenden
Engeln umgeben'); desgleichen die Anfänge zu dem unter dem Namen
„Garten des Ariost" bekannten Gemälde'); ferner ein Farbenentwurf, den
sterbenden Dante mit der Viston der verklärten Beatrice darstellend^).
Tisch und Ttühle waren mit einer Fülle von Zeichnungen bedeckt, theils
selbständige Entwürfe, theils Studien nach der Natur, alle noch aus Venedig
herrührend; unter Anderen besonders herrlich hervorleuchtend ein in Kohle
gezeichneter lebensgroßer Frauenkopf ^). Feuerbnch felbst fand ich mit Aus-
führung einer kleinen Amazonenschlacht beschäftigt, die ebenso durch klare
lebendige Anordnung, wie durch tiefpoetische Färbung sich auszeichnete und
besonders landschaftlich groß gedacht war.

Wir trennten uns erst nach einem mehrstündigen Zusammensein; ich
meinerseits mit dem Gesühl einer nie erfahrenen inneren Vereicheruug.

Kurze Zeit nach dieser Zusammenkunft überraschte mich Feuerbach-mit
der Mittheilung, daß er ein unmittelbar an das memige anstoßendes Zimmer
gemiethet habe, und damit beginnt denn die eigentliche Geschichte eines
Bündnisses, das ich nie anders denn als eine besondere Gnnst des Schicksals
betrachtet habe, indem es mich zum Zeugen eiues heroischen Kampfes machte,
ivie ihn nur der Muth und die Behanlichkeit eines von einer großen ^ebens-
idee erfüllten und beherrschten Geistes gegen die Ungunst der äußeren Ver-
hältnisse zu bestehen vermochte.

Feuerbach hatte offenbar ohne alle eigentlichen Bürgschaften, in jugend-
lichem Vertrauen auf sein Glück und seinen guten Ttern die Fahrt nach
3iom unternommen.

Unter solchen Umständen durfte es sofort für ein schlimmes Omen
gelten, daß Professor Braun nm archäologischen Institut iu Nom (von
Feuerbachs verstorbenem Vater ein Jugend- und Studiengenosse), auf dessen
Einfluß man mit Necht große Hoffnungen gesetzt hatte, kurz vor Feuerbachs
Eintreffen in Rom unerwartet eines raschen Todes gestorben war.

Von einer Empfehluug an eine Dame, die seit einer Reihe von Jahren
in Rom lebte und einen Theil ihres, wie es hieß ungeheuren Vermögens
zum Ankauf oder zur Bestellung von Kunstwerken verwendete, hatte Feuer-
bach Gebrauch zn machen gezögert. Man hatte ihm unglücklicherweife von

») Dieselbe, die heute als vollendetes Wert sich in der Dresdener Galerie be-
findet,

2) Iu der Galerie des Grafen von Schack iu München.

') Besitzer Herr O. Wesendonk in Dresden.

4) Studie aus Venedig zu dem in der Karlsruher Galerie befindlichen Gemälde
Feuerbachs „Poesie" genannt.

deni Charakter der im Hause derselben verkehrenden deutschen Künstler eine so abschreckende Schilderung gemacht, daß wohl auch ein Mann von geringerer Erziehung als Feuerbach Scheu getragen hätte, sich der Gefahr einer gleichen Veurtheilung auszusetzen. So verschob er zuwartend seinen Besuch. Als er, besser unterrichtet, denselben nachzuholen sich entschloß, war es bereits zu spät.

Es lag in der Natur der Dinge, daß bei einem so nahen Zusammenleben ein Verbergen der für unfern Freund hieraus erwachsenen mißlichen Lage auf die Dauer zu den Unmöglichkeiten gehörte. In seinem Arbeitsdrang völlig zurückgehalten, sing der Zustand an für ihn nachgerade unerträglich zu werden. Wohl bereicherte er feine Mappe täglich um irgend einen oder mehrere freie Entwürfe*); die Sehnsucht jedoch nach Leinwand und Palette, und das peinigende Verlangen nach ernstem, eingehendem Naturstudium blieb dabei ungestillt.

In solcher Stimmung machte Feuerbach mir eines Tages den Vorschlag, ihm zu einem Bilde zu sitzen. Das Nöthigste war bald beschafft und mein gegen Norden gelegenes Zimmer zum Atelier erhoben. Er begann ein Bild in Lebensgröße, sitzendes Kniestück mit beiden Händen. Es war das erste Mal, daß ich ihn in seiner eigentlichen Arbeit zu beobachten Gelegenheit hatte. Alles ward gesteigertes Leben an ihm. Man empfand mit ihm, wie so ganz er sich in seinem natürlichen Element fühlte und über der Arbeit sich und alle Welt vergaß.

Das Ergebniß der ersten zmeiuudeinhalbstündigen Sitzung war ein in der Wirkung auf Distanz so zu sagen vollendetes Bild. Niemand der dasselbe heute als fertige Arbeit sieht, wird glauben wollen, daß sie das Resultat von nur zwei Sitzungen ist. Es war des Künstlers Schaden, daß die Arbeit nicht länger vorgehalten, denn die Qual und Ungeduld des auf's Neue zu halber Unthätigkeit Verurtheilten war nun größer als zuvor. „Mir ist," äußerte er einmal ganz aufgeregt, „wie dem gefangenen Löwen zu Muthe fein muß, der wieder einmal warmes Blut zu schmecken bekam."

Ein kunstbeflissener Landsmann gab Feuerbach in dieser Zeit den wohlgemeinten Rath, ganz kleine Bilder zu malen und dieselben Spitthoever, dem damals angesehensten Buch- und Kunsthändler an Piazza di Spagna, anzubieten, der sie sicher sofort abnehmen werde. „Sie malen sa so Etwas wie Butter," setzte er gutmüthig hinzu. „Sie gehen nur immer gleich zu sehr in's Große, das verkauft sich schlecht. Große Bilder können Sie immer noch genug malen, wenn Sie einmal ein gemachter Mann sind."

Um nichts unversucht zu lassen, malte Feuerbach wirklich gegen zehn solcher

') Leider hat Feuerbach diese, nebst einer Masse noch aus Venedig herstammender Zeichnungen einige Jahre vor seinem Tod „als zu formlos" erbarmungslos o>>>, Flamme» überliefert.

klemen Bildchen, theils biblischen, theils mythologischen Inhalts. Spitt
hoever übernahm denn auch wirklich einen Theil derselben, freilich zu einem
Preis, der zunächst wenig Aussichten auf den „gemachten Mann" eröffnete.
Auch zur Behandlung von Stoffen illustrativen Charakters nahm
Feuerbach eines Tages einen Anlauf und entwarf einen Hamlet in der
Bühnenspielscene zu Füßen der Ophelia. Die Erkenntniß aber, die sich
ihm dabei aufdrängte, daß Dinge, die ihm nicht ganz von Herzen kamen,
ihm auch nicht recht von Händen gehen wollten, hieß ihn diesen ihm eben-
falls empfohlenen Aus- oder Abweg sofort wieder verlassen. Er fühlte
bei jedem derartigen Versuch, der ihn jedesmal innerlich unglücklich, weil
mit sich selbst unzufrieden machte, wie wenig er als Künstler dazu ge-
schaffen sei mit Compromissen sich abfinden zu können, und hatte, anders
geartet als Andere, von seinem Standpunkt aus das Recht, unter seine
Lebensregeln den Satz aufzunehmen*): „Giebt Dir Jemand einen soge-
nannten guten Rath, so thue gerade das Gegentheil und Du kannst sicher
sein, daß es in neun von zehn Fällen das Nichtige fst."

Es mußten also Wege gesucht werden, auf denen ihm möglich war,
ohne Verleugnung seines innersten Wesens seiner Kunst voll und ganz
leben zu können.

Nur eine mächtige Hand, dies war ihm klar geworden, konnte ihm
diesen Weg eröffnen; er beschloß daher an seinen Landesherrn, den Groß-
herzog von Baden, ein Gesuch zu richten, Einiges von seinen neuesten
Arbeiten vorlegen zu dürfen.

Feuerbach hatte sich immer noch nicht mit dem Gedanken vertraut
machen können, daß er im Ernst die Gunst eines so mohldenkenden Fürsten
eingebüßt haben sollte, von dessen Huld und persönlicher Antheilnahme er
so sprechende Beweise empfangen hatte. Er war sich keinerlei Verschuldung
bewußt, die eine wirkliche Ungnade erklären und rechtfertigen konnte. Im
Auftrag des Großherzogs nach Venedig gesandt, um nach der Assunta des
Tizian eine kleine Copie zu fertigen, hatte er dieselbe sich selbst zu Genüge
in der halben Grüße des gewaltigen Originals geliefert, dafür den unge-
theilten Beifall aller Kenner eingeerntet und fodann als persönliche Huldigung
seinem hohen Auftraggeber zu dessen Vermähluugsfeier sein erstes großes
selbständiges Werk aus Italien, seine Poesie eingesandt —, was sollte
vorliegen, um nicht für feine reinen Absichten sich auf's Neue ein günstiges
Gehör verschaffen zu können? Wußte er damals doch noch nicht, daß dieses
Werk (heute eine Zierde der Karlsruher Galerie), das er in so reiner Be-
geisterung geschaffen, in einem Requisitengebäube des großherzoglichen
Schlosses vor den Blicken der Welt und vor dem Tageslicht verborgen
gehalten wurde. Getrosten Muths und guter Hoffnungen voll ließ er
daher das wohlabgefaßte Gefuch an den hohen Adressaten abgehen.

*) Vermächtniß, 2. Auflage, S, 179.

Das in Folge ungenügender Aufschrift erst nach Monaten in Feuer-
bachs Hände gelangte Antwortschreiben fprach in den gnädigsten Ausdrücken
die Versicherung fortdauernden Wohlwollens und das vollste Vertrauen
in des Künstlers redliches Streben aus, unter Hinzufügung des Wunsches,
von seinen Arbeiten bei Gelegenheit seiner Rückkehr nach Karls-
ruhe Einsicht nehmen zu wollen.
Der Künstler aber war, selbst wenn er es wirklich gewollt hätte,
außer Lage, dieser Voraussetzung genügen zn können.
Glücklichermeise hatten sich schon einige Zeit vor Eintreffen diefes
Schriftstücks in anderer Richtung Aussichten für Feuerbach eröffnet, die den
Anfchein boten, als ob es langsam tagen mollte.
Seit mehr als zwanzig Jahren lebte in Rom in einer ganz eigen-
thümlichen gesellschaftlichen Stellung ein deutscher Eapellmeister von Lands -
berg. Geschäftsinann wie Künstler, war er auf den glücklichen Gedanken
verfallen, musikalische Aufführungen zu veranstalten, zu welchen auher den
Mietheru seiner Instrumente nur Geladene Zutritt hatten. Er war Musiker
von Geschmack nnd Künstler genug, um nur gute, daher vorwiegend deutsche
Mnsit zu cultiuiren. So war denn fein Salon während des Winters
nicht nur der Mittelpunkt der musikalischen Welt, sondern überhaupt der
Sammelplatz der aus allen Welttheilen jährlich in Rom zusammenströmen-
den Fremden.
Mit dieser Thntigteit verband Landsberg bei lebendigem Sinn für
die bildenden Künste den fieberhaften Hang des Sammlers. Er hatte
feine eleganten, am Eorfo gelegenen Salons allmählich zu einer an Zahl
sehr ansehnlichen, wenn mich an Werth sehr gemischten Galerie umzuschasfen
verstanden, die zu bereichern er stets lebhafte Neigung trug. Das Gerücht
bezeichnete zwar die Art, wie die meisten dieser Erwerbungen gemacht
worden waren, nicht als die uneigennützigste, doch war den Künstlern dafür
der Vortheil einer Art permanenter Ausstellung uud die Gelegenheit ge-
boten zur persönlichen Bekanntschaft mit den in Rom verweilenden Fremden.
Laudsberg hatte nicht sobald gehört, daß Fellerbach sich freuen würde,
in feinem Salon mit einer, am liebsten großen Arbeit sich in Rom ein-
führen zu tonnen, als er auch seine Geneigtheit kundgab, demselben einen,
je nach den Bedingungen selbst größeren Auftrag zu ertheilen, und um die
Mappe des Künstlers bat.
Unter der Sammlung von Hcmdzeichnungcn, die Feuerbach zu diesem
Zweck zusammengestellt hatte, befand sich auch die Darstellung eines Spazier-
ganges im Freien. Fünf, durch eine Abendlandschaft wandelnde hohe
Frauengestalten, einer in ihrer Mitte schreitenden männlichen Figur den
Lorbeer reichend.
Diese Composition fand Landsbergs so entschiedenen Beifall, daß
feine Wahl ohne weiteres Schwanken auf dieselbe fiel. Das Bild sollte

für den kommenden Winter znr Eröffnung der Soireen fertig fein, die
Landsberg fo glänzend wie möglich zu veranstalten versprach, um den Er-
folg des Bildes in jeder Weife zu fördern.
Feuerbach fühlte sich bei der fo unverhofft an ihn herangetretenen
Aufgabe plötzlich wie neugeboren. Bei feiner elastischen Natur gewann
sein Geist, der eben noch wie gelähmt gewesen, alsbald seine ganze Spann-
kraft zurück. Es war längst sein Wunsch, einmal wie „die Alten" sich
bei der Arbeit den Trt vergegenwärtigen zu können, an welchem das
werdende Wert zu wirken bestimmt war. Es sollte dereinst, so stellte er
sich vor, unter den Klängen deutscher Musik mit dem rhythmischen Gang
seiner Gestalten, einein Andante von Mozart ähnlich, an der Seele der
Veschauer gleichsam vorüberziehen und halb im Scherz, halb in» Ernst
sprach er die Absicht aus, das Vild nicht Tante, sondern Andante be-
zeichnen zu wollen.*)
Um an die so lang ersehnte Arbeit schreiten,zu können, galt es vor
Allem sich rasch nach einein Atelier umzuthun. Nach vielem Suchen fand
fich endlich ein solches zu erlaubtem Preis, freilich auch von sehr mäßiger
Größe uud in großer Entfernung in der Via äsll« hnartru lontimß.
Die Glühhitze des Sommers begann fich bereits einzustellen; doch nichts
vermochte, nachdem erst einmal die Leinwand für das Vild aufgepflanzt
war, dem Eifer Feuerbachs mehr eine Schranke zu fetzen, uud bevor noch
vierzehn Tage feit Veginn der Arbeit verflossen waren, stand das Bild in voller
Untermalung auf der Staffelei. Bis hierher hatte Feuerbach, vorzeitige
Kosten scheuend, noch kein Modell benutzt; er gedachte die unumgänglich
uothwendigen Ttndien nach der Natur für die Uebermalung und eigentliche
Vollendung des Vildes aufzufparen. Allein auch aus der uufertigen An-
lage des Vildes wirkte schon die gauze stille Hoheit und der feierliche Ernst,
welche heute das vollendete Wert auszeichnen, während die gesammte Ge-
staltung und die Sicherheit des Vortrages volles Zeugniß davon ablegten,
über welchen großen Vurrath an Formen und technischen Äusdrucksmitteln
Feuerbach frei verfügte.
Tie Arbeit mußte nun zunächst der nüthigen Äustrocknung des Vildes
wegen ausgesetzt werden, wenn dasselbe nicht mit der Zeit durch Nach-
dunkelung und Nisse Noch leiden uud entstellt werden sollte**). Es gehörte

') Der Besteller hatte für die männliche Figur des Bildes eine historische Per-
sönlichkeit, am liebsten Dante sich gewünscht.

") Die Sorge, daß ein Bild durch unrichtige Behandlung und übereilte Uebermalung
in der Folge Schaden leiden könnte, hat Fruerbach in jenen Zeiten dürftiger technischer
Erfahrungen und Ueberlieferungen ängstlich beschäftigt, da nicht nur sein Nachruhm,
sondern auch das Interesse des Käufers ihm die unversehrte Erhaltung und Dauer
seiner Weile wichtig machte.
Besonders mit Nöcklin hat er diese Frage später oft erörtert, der ihm in diesem

für Feuerbach große Selbstverleugnung dazu, die Frist dieser Unterbrechung
einzuhalten*), da die Umstände ihm vorerst nicht gestatteten, seinem rast-
losen Gestaltungsdrang in neuen, gleichzeitigen Schöpfungen Genüge zu
thun. Hätte er frei nach seinem Sinn schalten und walten können, so
wären ein Dutzend Leinwandeil von allen Größen nicht ausreichend ge-
wesen zur Aufnahme alles dessen, was es ihn herauszuarbeiten drängte.
Um diese Zeit unfreiwilliger Muße auszufüllen oder wenigstens abzu-
kürzen, entschloß sich Feuerbach endlich eine alte Schuld abzutragen, die
ihn schon geraume Zeit drückte. Er hatte von Deutschland aus den Auftrag
erhalten, nach dein in der Galerie Eolonna befindlichen, angeblich von
Guido Neni herrührenden Vildniß der Veatrice Cenci eine Copie anzufertigen,
und das bescheidene Honorar dafür bereits in Florenz vorausempfangen,
um seine Reise nach Mm bewerkstelligen zu können.
Das Bild sowohl, wie die Arbeit als solche, widerstrebten ihm inner-
lich. Er litt unter der Zumuthnng, bereits Vorhandenes nachschassen zu
sollen, während er die volle Kraft in sich verspürte, seine eigene Sprache
zu reden. Trotzdem entledigte er sich der lästigen Verpflichtung mit aller
Gewissenhaftigkeit und die vorzüglich geluugene Copie konnte in kurzer Zeit
an ihren Bestimmungsort abgehen. Diese Arbeit hatte aber die unfrei-
willige Ruhepause, zu welcher Feuerbach gezwungen war, nur zum geringsten
Theil ausfüllen können uud immer unabweislicher meldete sich bei ihm das
Verlangen nach durchgreifenden Naturstudien.
Um diesem Drange nur einigermaßen zu genügen, hatte er wieder
zum billigsten Äusknnftsmittel gegriffen und einige Portaits zu malen be-
gonnen, darunter ein zweites von mir, abermals lebensgroßes Kniestück,
sitzend, mit beiden Händen, und ebenso, jedoch in ganzer Figur mit dem
Violoncell, ein lebensgroßes Vildniß von Bildhauer Reinhold Vegas,
der als gerngesehener Dritter im Bund sich uns seit kurzem angeschlossen
hatte**).
Wir hatten bis jetzt in geselliger Beziehung Beide iu großer Zurück-
gezogenheit im fast ausschließlichen Verkehr unter uns dahingelebt. Mit
den veränderten, äußerlich gebesserten Umständen hatte sich aber doch all-
mählich, ohne besonderes Hinzuthun und bestimmte Absicht von Seiten des
Einen oder des Andern, die Neigung zu gesellig erweitertem Umgang geltend
gemacht, so wie Gelegenheit oder Zufall denselben gerade begünstigten, und
Punkte damals zu sorglos zu Werke zu nehm schien. Der Umstand, daß uon Feuerbachs
Gemälden bis beute, so weit mein Wissen reicht, kein einziges derartige Schaden auf-
weist, spricht für die Nichtigkeit seines Verfahrens, und die Gewissenhaftigkeit, mit der
ei in solchen Dingen zu Werte ging.
') Feucrbach hielt damals 4—6 Wochen zur wirklichen Austroclnung des Bildes
für erforderlich.
**) Das Vild ist nicht vollendet worden. Die Leinwand hat später andern
Zwecken dienen müssen.

che wir's ims recht versahen, befanden wir uns mitten in einem heiterbe-
lebten Kreis von meist jungen Landsleuten, und durch dieselben, wohl oder
übel zum Eintritt in den deutschen Künstlerverein gedrängt, in dessen Ge-
sellschllftsränmen, dicht über den rauschenden Cascaden der Fontana Trevi
wir von jetztab unsere Abende zu verbringen pflegten.
Manche Namen, die später guten Klang erlangten, knüpfen sich an die
Zeiten dieses Verkehrs. So der von Arnold Vöcklin, Reinhold
Vegas, den wir schon genannt haben, Passini u. a. m. EinGesangs-
quartett mit Feuerbach als erstem, Vegas als zweitem Tenor und Vöcklin
und mir als den beiden Nässen, vereinigte uns um diese Zeit fast all-
abendlich zu heiterer Uebung und wenn auch Jeder mehr oder weniger
seinen Theil zu tragen hatte, — Iugendlust, Hoffnung und Roms leuchtender
Himmel halfen über Alles hinweg. So hat es immer nur wenigen
Sonnenscheins bedurft, um Feuerbach für die heitern Seiten des Lebens
empfänglich zu stimmen, und mit der vollen Unmittelbarkeit jugendlichen
Lebensgefühls vermochte er sich dann dem Augenblick hinzugeben.
Tiefere, für's Leben nachhaltige Beziehungen haben sich für ihn aus
diesem Verlehr allerdings nicht ergeben; wenn auch in spätem Jahren mit
dem Einen oder dem Andern wieder aufgenommen, — schließlich ver-
lieren sich die Spuren davon doch alle völlig auf Feuerbachs einsamem
Lebenspfad. Den Verkehr mit der deutschen Landsmannschaft im Künstler-
verein Roms hatte er in Folge von allerlei betrübenden Erfahrungen ohne-
hin bald völlig wieder abgebrochen.
Einen nachweisbaren Einfluß auf Feuerbachs Kunst hat von Lebenden
aus diefer Zeit vorübergehend nur Vöcklin und vielleicht in einem ge-
gewissen Sinn ein dänischer Bildhauer Namens Kolberg ausgeübt, der
einige Zeit später Feuerbachs Interesse erweckte. Kolberg war noch Schüler
von Thorwaldsen gewesen. Obschon kein eigentliches schöpferisches Talent,
verband er mit einem beharrlichen, echttunftlerischen Streben einen so
strengen, plastischen Formensinn, daß er sich in seiner Arbeit selbst nie
genug thun konnte. So modellirte er denn seit Jahren an einem kleinen
trunkenen Bacchanten, der mit dem einen Fuß den entleerten Weinschlauch
von sich stieß; ein Werk, das ein wirklich hellenischer Hauch beseelte. Es
ist nicht ausgeschlossen, daß dasselbe in Verbindung mit dem Verhalten
dieses Künstlers zur Natur auf Feuerbach anregend eingewirkt haben mag.
Die Schätzung beider Künstler war übrigens eine gegenseitige; Kolberg er-
klärte Feuerbach von allen Malern die er kennen gelernt habe für den
einzigen, der wahren Sinn für große Form besitze.
Auch Bücklins Einfluß auf Feuerbach kann nur im Sinn der äußer-
lichen Anregung genommen werden und dürfte so genommen, in der Folge auf
Gegenseitigkeit beruht haben. Es mag heute nach drei Decennien nicht ohne
Interesse sein, der ersten Begegnung der beiden, unstreitig außerordentlichsten
und eigenthümlichsten Künstler der neuern Zeit an diesem Ort zu gedenken.

Deutlich erinnere ich mich noch der Stunde, in der Feuerbach ganz verstört auf mein Zimmer kam und mit dem Ausruf. „Ich muß von vorn beginnen!" sich völlig erschöpft in einen Stuhl warf. Er war eben auf Vegas' Anregung zum ersten Mal in Böcklins Atelier gewefcn und der Eindruck, den er bei diefer Gelegenheit von der technischen Meisterschaft empfangen, von der dessen Arbeiten zeugte», war es gewesen, der ihm jenen Ausruf ausgepreßt hatte. „Und diefer Künstler," fuhr Feuerbach mit trostloser Miene fort, „lebt feit sieben Jahren hier in Rom, in tiefer Roth, wie ich höre. Niemand weiß oder spricht von ihm und erst nach Monaten erfahre ich Etwas von feiner Eristenz! Darf ich unter folchen Umständen für mich Besseres hoffen?"

Bei der eigenen Arbeit erholte fich Feuerbach indessen bald wieder von solchen niederschlagenden Erwägungen, theils in der Einsicht, daß es doch andere Ziele und Aufgaben feien, die er zu löfen habe, theils in der Ueberzeugnng, daß der Borsprung, de« der um mehrere Jahre ältere Vöcklin vor ihm voraushaben mochte, sich durch Fleiß und Studium mit der Zeit einholen lassen werde. Nur den Eindruck von dem langjährigen Mißerfolg eines solchen Meisters vermochte er schwer zu verwinden*).

Bücklin schied bald darauf ganz von Rom. Er hatte eben einen „flütenfpiclenden Faun im Schilf" vollendet; ein kleinerer Borläufer der späteren, in der Pinakothek zu München befindlichen Wiederholung im Großen. Freundesfiirfprache hatte den Ankauf des entzückenden Bildes durchgesetzt**), um den« Künstler nach einem siebenjährigen, ergebnißlofen Kampf gegen Indifferenz und Intrigue die Rückkehr in die Heimat zu ermöglichen.

Das trauernde Quartett gab ihm zum Abschied das Geleite***). Ich sehe ihn noch in der dämmernden Morgenfrühe hoch oben sitzend an der Seite des Betturino, eines seiner Kinder dicht eingehüllt im Arme. Es war ein feuchtregnerifcher Aovembertag. Wir fröstelten Alle. „Sie werdens nicht durchfechten; denken Sie au mich!" Dies waren feine letzten, zum Abfchied an Feuerbach gerichteten Wotte.

So sehr mein Freund sich auch nach seiner Meinung selbst überwunden hatte, um in der Zahl seiner Arbeiten das erlaubte Matz nicht zu überschreiten, hatte sich sein kleines Atelier doch allmählich in einer Weise angefüllt, daß er bei feinem Bedürfnitz nach stetem Ueberblick kaum mehr recht wußte, wo ein und aus.

') Auch Rein hold Vegas mit seinem schönen Talent hat Rom nach mehr» jährigem Aufenthalt verlassen müssen, ohne irgend einen Erfolg aufweisen zu können.

") Käuferin des Vildes war eine Frau Obennnier aus Wien.

"") An Stelle Böcklins war inzwischen Maler Hasselhorst aus Frankfurt in das Quartett eingetreten.

Der Raum war ihm stets und von vornherein nnsymvathisch gewesen.
Qhne einen Schimmer von Krim, mit der Aussicht auf eine in der vollen
Südsonne liegende Häuserreihe mit ihren störenden Reflexen, hatte er jedes-
mal beim Betreten des Raumes einiger Zeit bedurft, um den nüchternen
Eindruck los zu werden und in Stimmung zukommen. Da erhielt er durch
einen glücklichen Zufall rechtzeitig Kunde von einem eben freigewordenen
Atelier von seltener Größe und Höhe. 5)bschon dicht am Corso gelegen,
gewährte dasselbe doch den Blick in einen stillen klösterlich abgeschlossenen
Karten mit herrlichem Grün und war, weil nach rückwärts gelegen, völlig
sicher vor dem störenden Lärm der Straße. Nichts beschreibt die Freude
Feuerbachs, als er nach vollzogenem Umzug zum ersten Mal in dem statt-
lichen Raum seine sämmtlichen, wenn auch noch unvollendeten Arbeiten um
sich her ucrfammelt zur richtigen Wirkung und vollen Geltung gelangen
sah. Da war in erster Linie Dante und die verschiedenen Portraits; dort
die Madonna und Ämazonenschlacht; hier der Garten des Ariost und das
Bild des sterbenden Dante nnd aus allerneuester Zeit eine Aufzeichnung
im Großen, ein antiker Flötenbläser mit einer ruhenden Nymphe*), ein
Bild das besonders Begas' ganzes Entzücken war; dann „das Portrait
des schönsten Kindes in Rom, der kleinen Gincinta Neri in einer grünen
Laube, mit Federhütchen, ganze Figur".**» Was aber schlummerte nicht alles
im Hintergrund, des Augenblick« der Auferstehung wartend!

Inzwischen hatte die steigende Hitze des Hochsommers angefangen, den
Aufenthalt in der ewigen Stadt zu einein etwas zweifelhaften Vergnügen
zu gestalten. Einen kürzen Frühlingsausflug nach Frasenti abgerechnet"**),
von wo aus unsere Blicke sehnsüchtig in die herrliche Sabina hinüber-
schweiften, waren wir kaum vor die Thore von Rom hinausgekommen.
So beschlossen wir denn die Zeit, die Feuerbach bis zur Wiederaufnahme
der Arbeit noch blieb, im Berein mit den Quartettgenossen zu einem Aus-
flug iu die Eamvagna zu benutzen und wurden die Sabinergcbirge zum
Ziel unserer Wanderung auscrsehen.

Es ist hier nicht der i)rt, eine Beschreibung der entzückenden Fahrten
zu tiefem, die in diefe gewiß für Jeden von uus unvergeßlichen zwei
Wochen sich zusammendrängten, in denen, vielleicht znm ersten Mal in der
Sabina, während wir in ihre Bergnester einritten, deutscher Biergesang
zum Staunen ihrer Bewohner regelrecht ertönte.

Tivoli, Subiaco und 'Dleuano bildeten, mit der Villa d'Este als
Glanzpunkt, die Hanptetavven unserer Fahrt. Mit tiefen und vollen Zügen
fog Feuerbach den Zauber dieser Natur in sich ein und besonders die

*) Dies Vild ist nicht vollendet worden. Die Leinwand hat später für das erste
NympKenbild mit den zwei mnsieirenden Kindern gedient.

") Auch dieses Bild Hot einem andern später als Untermotnnn qedimt.

'") Ziehe „Vermächtniß", S. 98.

Villa d'Este mit ihren mächtigen Cypressen, ihren dunklen Lorbeergängen, ihren im Grünen versteckten Marmorbildern, blinkenden Brunnen und Ballustraden, der Schauplatz von Goethes Tusso, hat sich seiner Seele auf's Tiefste mit einer Fülle von Bildern eingeprägt; zahllos sind daher auch in seineu Werken die Neminiscenzen an dieselbe, wie ich denn überhaupt zweifle, daß Feuerbach je nochmals, Pompeji vielleicht nicht ausgenommen, mächtigere und nachhaltigere landschaftliche Eindrücke als in diesen glücklichen Tagen empfangen habe.

Zwar der Blätter, die er in feiner Mappe davon mit heimbrachte, waren nicht viele*). Er liebte es nicht, die Natur, wie er sich ausdrückte, „im Vorübergeheil abzuschreiben". Die einfarbige Zeichnung hatte für ihn ohnehin immer etwas Abstraktes, besonders der landschaftlichen Natur gegenüber. „Da muß man Pinfel und Palette zur Hand haben," meinte er, als ich ihn eines Tages in der Nähe von Olevano an einem im Dickicht verborgenen, reizenden Wasserfall zeichnend fand, „da man die Natur nicht wie ein anderes Modell zu wirklich gründlichem Studium auf fein Atelier bestellen kann."

Nach der Rückkehr galt jeder Gedanke der Vollendung des Dantebildes; aber zunächst mußten erst die richtigen Modelle gefunden fein. Die Modellfrage war für Feuerbach eine besonders schmierige. Die allgemein käuflichen Verufsmodelle, wie sie die spanische Treppe in Nom belagerten, widerstrebten seinem feineu Künstlersinn. Er verglich sie abgenützten Münzen, die ihr ursprüngliches reines Gepräge eingebüßt hatten. Nun erfuhr Feuerbach durch unsere gute Patrona, daß die Tochter der in uuserem Hause zu ebener Erde wohnenden, höchst anständigen, aber auf Erwerb angewiesenen Familie unter beschränkenden Voraussetzungen angeseheneren Künstlern schon als Modell gedient habe. Gewöhnlich konnte man dieselbe mit Handarbeiten beschäftigt inmitten ihrer jüngeren Geschwister vor dem Hause sitzend finden. Sie mar noch nicht zwanzig Jahre und eine Schönheit von jenen strengen, reinen und doch so überaus weichen Zügen, wie sie eben nur der Süden hervorzubringen pflegt.

Mit der ihm eigenen Art von gentiler Liebenswürdigkeit, die dem Wesen des Italieners so ganz conform ist, gelang es Feuerbach, die Zustimmung der Eltern zu erwirken.

Ein nach dieser echten Römerin entstandener lebensgroßer Studienkopf zeigt sie sn üeo in schwarzem Schleier, die rechte Hand auf der Brust, in anziehender Aehnlichteit"). Dieses Bildniß kann als der erste bewußte

') Vs müssen sechs bis acht Studien in Kohle auf großes Tonpapier gewesen sein, von denen einige sich jetzt unter Feilerbachs Handzeichnuugen in der t. Pinalothek zu München befinden. Es mag erwähnt sein, dasz die übrigen Reisegefährten ihre eigenen Versuche alsbald einstellten, um sich als Zuschauer cm der Entstehung dieser Blätter lernend zu erfreuen.

") Das Bild befindet sich im Besitz des Herrn Dr. Stiebel in Frankfurt a, M.

Versuch Auerbachs angesehen werden, das coloristische Element mit strengerer Behandlung der Form zu vereinigen, wenn derselbe dem Künstler ein Jahr später in diesem Sinn auch lange nicht mehr genügen wollte. Im Dantebild hat diese Römerin für die zweite, vierte und fünfte in der Reihe der Frauengestalten, jedoch nur bei letzterer im Sinne der Portrait- ähnlichkeit zum Vorbild gedient. Dagegen hat zu der an die Schulter Dantes gelehnten, mädchenhaft jugendlichen Figur, die als dessen Tochter Neatrice gedacht ist, sowie für die Führerin des Zuges ein Kind aus de» Abruzzen, eine fünfzehnjährige Eiocciara Modell gestanden, eine eben auf- blühende, überaus liebliche Erscheinung, die gerade aus ihrer bergigen Heimat in Rom eingetroffen war. Dieses cmmuthige Wesen ist dann früh an der Seite eines herzlosen Mannes, der von den Früchten ihres mühsamen Erwerbes ein müßiges Leben führte, verkümmert und verblüht. So oft Feuerbach ihr später begegnete, nie unterlassend, sich teilnahmsvoll nach ihrem Ergehen zu erkundigen, zuckte ein schmerzliches Lächeln über ihr ver- grämtes Antlitz, wohl in der wehmüthigen Erinnerung an die Stunden, in welchen ihre kindliche Seele, von der Fülle eines liebenswürdigen Künstlergemllthes berührt, Ahnungen von einem glücklichen Dasein bewegt haben mögen. Doch wir greifen den Ereignissen vor. Kehren wir zur Geschichte des Bildes zurück, in welchem das einst so reizvolle Geschöpf auf ferne Zeiten hinaus ein verklärtes Dafein fortführt. Alles wäre nun zunächst gut gewesen, wenn nicht der Besteller des Bildes durch kleinliches Mißtrauen bezüglich der Fortschritte desselben die bisherige gute Laune des Künstlers auf's Empfindlichste getrübt hätte. Feuerbach konnte sich nicht entschließen, dem unwürdigen Argwohn Lands- bergs dadurch zu begegnen, daß er ihm Einsicht in den Stand der Arbeit verstattet hätte, bevor er dieselbe dafür reif hielt. Was ihn hierbei noch sonst bestimmte, waren rein künstlerische Bedenken: die Untermalung des Bildes, bei Feuerbachs damaliger Behandlungsart ganz auf schließliche Lasuren berechnet, war für das Auge eines Laien unharmonisch und un- verständlich; auch fehlte dem Bilde noch der nothwendige künstlerifche Ab- schluß durch den Nahmen, dessen Vollendung immer noch auf sich warten ließ. Landsberg aber wies alle diese Gründe in so verletzender Form ab, daß Feuerbach sich schließlich zu der Erklärung gezwungen sah, er werde oas Bild für sich selbst vollenden, wenn ihm nicht ungestörte Muße zur Vollendung desselben gewährt werde. Dies feste Auftreten bewirkte, daß Landsberg mit tausend Ent- schuldigungen einlenkte; dem Künstler fortan volle Freiheit bei seiner Arbeit zu lassen, und das Geschäftliche dem getroffenen Abkommen gemäß zu ordnen verfprach. Um fo größer war daher unser Erstaunen, als wir einige Tage hierauf erfuhren, Landsberg habe Rom verlassen, um für un- bestimmte Zeit seinen Aufenthalt in Deutschland zu nehmen. Bei der Eile,

mit der die Abreise betrieben worden war, hatte er versäumt, irgend eine geschäftliche Anordnung zu treffen. Feuerbach zögerte, in diesem Verhalten Plan und Absicht zu vermuthen, und nahm es für einen Act der Vergeßlichkeit, den Landsberg, daran erinnert, sich beeilen werde, gut zu machen. Aber Monate hindurch blieben alle Anfragen an ihn unbeantwortet, so daß sich Feuerbach in Folge dieser Wortbrüchigkeit in die unbehaglichste Lage «ersetzt sah. Mittel und Stimmung versagten und die Arbeit stockte. Das Jahr, das so verheißungsvoll begonnen, neigte seinem Ende entgegen. Dante aber, der nach den ursprünglichen Berechnungen liingn an seinem Bestimmungsort hängen und dein Künstler Freunde werben sollte, harrte in den verödeten Räumen de» Ateliers umsonst auf seine letzte Bollendung. Durch diese Lage aufgefordert, hatte ich mich in der Stille an einen Freund in der Heimat gewandt, in der Hoffnung, daß es demselben möglich sein möchte, hier helfend einzugreifen. Zu guter Stunde traf diefe Hülfe auch wirklich ein, als eben, wenige Tage zuvor, Landsbergs Rück- kehr nach Rom erfolgt war. Die mit demselben stattgehabten, begreiflicher Weife etwas erregten Berhandlungen hatten Feuerbach nur in feiner Absicht bestärkt, wenn immer möglich, sein Bild aus den Händen dieses Manne» zu erretten. Gewiß war es einer der glücklichsten Dage in seinem Leben, und die Dhrünen stürzten ihm aus den Augen, als ihm die Gewißheit geworden war, Dairte, seinen Liebling und sein Schmerzenskind, wie er ihn selbst nennt, wirklick, und mit gutem Recht sein eigen nennen zu können. Auch der herrliche Stndienkovf zur Poesie'), den Feuerbach besonders hoch schätzte, und den er im ersten überströmenden Gefühl der Dankbarkeit bei erfolgter Bestellung des Dante in ^and»bergs Galerie gestiftet hatte, gelangte bei dieser Gelegenheit zu seiner ganz besonderen Befriedigung wieder in feinen Aesiv. Feuerbach und Laudoberg haben sich im Leben nicht wieder begegnet. Seine Salon» hat Letzterer nicht wieder eröffnet. Als ein Jahr in's Land gegangen war, haben sie ihn bei der Pyramide des Cesrius unter den Cyvressen de» dortigen Friedhofe» mit den üblichen Ehren begraben. Seine Galerie wurde in alle Winde zerstreut. Auch Dante wäre unter den Hammer gekommen. Seiner aber wartete ein besseres Schicksal. Die jährliche >tnnstansstellnng an Piazza del Povolo war eben eröffnet worden. Dante sollte auf derselben zum ersten Mal an die ^effentlichleit gelangen. Zu seiner letzten Bollendung hatte Feuerbach nur auf die aller- glücklichste Stimmung gewartet. Diese aber war nun gewonnen und rasch >) Heute im Nesch des Herrn Olw Mayer in Hlmiluiln.

ging die Arbeit zu gutem Ende. Es waren Tage, reich an jenen „seligen Stunden stiller Schöpfungsfreuden", von denen Feuerbach in feinem Vermächtnis; spricht; denn Eines war ihm wenigstens seit seiner innern Reife in feinen sonstigen Kämpfen erspart: der Zweifel an sich selbst. Hoch über allein Drang des Tages stand stets sein durch nichts zu beirrender, wie auf Fels gegründeter Glaube an feinen großen Künstlerberuf.

Anfang März 1858 gelangte das Dantebild zur Ausstellung. Zu denen, welche dasselbe zuvor auf dem Atelier des Künstlers gesehen hatten, gehörten unter Andern Cornelius und der alte Riedel. Feuerbach schätzte an Elfterem das Kräftige in feinem Wefen, obschon er sich nicht verhehlte, daß seine Kunst des eigentlichen Raturgepräges entbehre und die Grazien bei seiner Geburt ausgeblieben waren. An den alten Herrn empfohlen, hatte Feuerbach mit feinem Besuch gezögert, bevor er für eine zu gewärtigende Erwiderung desselben nicht felbst würdig vorbereitet war. Dieser Zeitpunkt schien ihm nun gekommen zu sein.

Cornelius empfing ihn mit seiner gewohnten Feierlichkeit. Eben mit einer Bleistiftzeichnung befchäftigt, die nachtwandelnde Lady Macbeth darstellend, demonstrirte er Feuerbach an derselben sofort feine Kunstprincipien. Er wollte Kaulbach (diefer hatte kurz zuvor denfelben Gegenstand behandelt), einmal zeigen, wie so Etwas gemacht und ausgefaßt werden müßte. Zum Schluß lud er Feuerbach zu feinen Abendzirkeln ein und verfprach, ihn auf feinem „Studio" befuchen zu wollen. Wenige Tage darauf löste er auch diefes Versprechen. Er lobte aufrichtig Feuerbachs Farbe, auf welche er für feine Person, wie er gerne zugebe, zu wenig Gewicht gelegt habe; im übrigen möchte er ihm aber rächen, statt so schwieriger Vorwürfe, wie die Gestalt des Dante, in Zukunft sich leichtere Stoffe auszusuchen.

Zu den offenen Bewunderern des Dantebildes zählte dagegen Riedel, der überhaupt Feuerbach sich stets freundlich gesinnt erwies. So fern sich Beide auch einander als Künstler standen, snmpathisirten sie doch durch gemeinsames, gerades, von aller Gespreiztheit freies Wesen und Riedels trockener Humor sagte Feuerbach besonders zu.

Das Dantebild erregte auf der durch ihre Armuth sprichwörtlich gewordenen römischen Ausstellung ungemeines Aufsehen und führte einen Strom von Nefuchern, Fremde sowohl wie Einheimische, auf das Atelier des Künstlers. Von vielen Seiten ward zugleich um die persönliche Annäherung desselben geworben; aber vergeblich wartete Feuerbach von Woche zu Woche in wachsender Aufregung auf einen greifbaren Erfolg, und zum ersten Mal mußte er die Erfahrung machen, daß ein Kunstwerk als „die Perle" einer Ausstellung gelten, und doch Niemand nach deren Besitz verlangen könne.

Enttäuscht, überreizt, im Fortgang seiner übrigen Arbeiten beständig

gestört, beschloß er endlich vor der Fluch müßiger Besucher sich dadurch zu schützen, daß er Niemandem mehr den Zutritt in sein Atelier gestattete.
Eine neue größere Arbeit, die ihn ganz erfüllte, stand bereits in wirkungsvoller Untermalung auf der Staffelei. Musicireude Putten, im Begriff bei Mondschein im Freien einein, in einem Zelt schlafenden Gespielen ein Ständchen darzubringen.
Auch ein erster großer, aber bald wieder kassirter Entwurf zu einer stehenden Iphigenie fällt in diefe Zeit.
Die Ausstellung neigte ihrem Ende zu. Feuerbach hatte längst aufgegeben auf einen Erfolg von daher zu warten; da kam er eines Abends, später als sonst, freudig erregt nach Hause, hastig erzählend: „Wie doch der Zufall manchmal seltsam spielt! Eben, wie ich im Begriff war mein Atelier zu verlassen, tritt mir ein Fremder entgegen, der nach mir fragt. Er stellt sich mir als ein Herr Wedekind aus Hannover, deutscher Consul in Palermo, vor; er komme von der Ausstellung, wo er meinen Dante gesehen; leider gehe der Preis desselben über seine Verhältnisse; ob ich ihm nicht andere Arbeiten von mir zeigen tonnte. Ich führe ihn in's Atelier; er sieht das Kinderständchen, ist ganz entzückt, fragt nach dem Preis, ist damit einverstanden, bestellt das Bild und reist unmittelbar darauf wieder ab. Eine Stunde früher, und ich hatte den Störenfried nicht eingelassen, einige Augenblicke später, und er würde mich nicht mehr begegnet haben; mir aber ist wieder einmal geholfen."
Die sofort in Angriff genommenen Vorarbeiten zu diesem Werte bilden die Anfänge zu der Fülle herrlicher Naturstudien nach nackten Kindern, die in Feuerbachs Kunst eine so große Nulle spielen. Auf die Art dieser Studien, und den entscheidenden Einfluß, den sie auf feine ganze künstlerifche Entwicklung und Denk- und Anschauungsweise gehabt, wird später, bei Gelegenheit der Wiederholung desselben Gegenstandes, ausführlich die Rede kommen.
Nachdem dies erste Kinderständchen, auf's Liebevollste vollendet, an den Besteller nach Hannover abgegangen war, begaben wir uns Beide zu einem mehrwöchenllichen Sommeraufenthalt in's Albanergebirge. Wir wählten das reizende, auf der Höhe über dem Nemifee gelegene Genzano zum Wohnsitz und verbrachten herrliche Tage, in denen Feuerbachs Wefen, vom Zauber der ihn umgebenden, von einem wandellos klaren Himmel überglänzten Natur auf's Wohlthätigste berührt, sich in seiner ganzen Tiefe und Liebenswürdigkeit enthüllte.
Gewöhnlich stiegen wir schon in der Frühe oder wenn der Tag sich neigte, die steilen, dichlbewaldcten Kratcrwänoe hinunter zum Bad in dem ringsum von »nächtigen Bäumen überhangenen See. Unter diesen unvergleichlich lieblichen landschaftlichen Eindrücken sind wohl, in Vermischung mit nachwirkenden Motiven aus der Sabina, die Ideen in Feuerbach entlianden zu seinen badenden Kindern und seinen Nymphenbildern mit den
',

i>n Uferfchatten nmsicirenden Knaben, Werke die zum Eigenthümlichsten und Reizvollsten gehören, was die neuere Kunst überhaupt aufzuweisen hat, und beredte Zeugnisse dafür sind, bis zu welcher vornehmen Höhe das genre-hafte Element in der Kunst entwickelt werden kann, wenn echt dichterischer Sinn und plastisches Gestaltungsvermögen sich zu seiner Ausbildung ver-einigen.

Einmal lockte uns auch das fem am Horizont schimmernde Meer hin-unter an die klassischen Felsgestade von Porto d'Änzio. Diese entzückende Scenerie ist später für Feuerbach der Schauplatz uielwöchentlicher Meer- und Terrainstudien geworden und hat den Hintergrund für feine Iphigenien-, Strand- und Medeenbilder abgegeben.

In Genzano lebte damals auch noch die durch ihre Schönheit berühmt gewordene Albaneserin Angelina, die Riedel zu verschiedenen seiner Vilder gesessen hatte. Feuerbach fühlte sich jedoch mehr von ihrer jüngeren Schwester angezogen, obschon diese nicht von so auffälliger Schönheit war. Ein edler, nmfenartiger, lebensgroßer Profilkopf mit einem leichten Laubkranz in den Haaren, Zeichnung in Kohle, ist nach ihr entstanden.

Mit dem herangerückten Semptember neigte die Zeit unseres Land-aufenthalts zum Ende. Feuerbachs anfänglich fo glückliche Stimmung war langsam überschattet worden. Von einigen auf die Heimat gebauten Hoffnungen hatte sich bis zur Stunde keine erfüllt und nicht ohne einiges banges Vorgefühl kehrte er nach Rom zurück.

Nur die Hoffnung auf Verlin, wohin Dante fchon vor Monaten ab-gegangen war, hielt ihn aufrecht. In fieberhafter Spannung wartete er auf die Eröffnung der dortigen Ausstellung und auf Nachrichten über den Erfolg seines Vildes. Endlich trafen dieselben ein. Die Kritik war über-wiegend günstig gewesen. 5Dhne Rückhalt zog sie die würdigsten Vergleiche mit den ersten Namen der Kunstgeschichte; aber das Vild wurde weder an-gekauft, noch erfolgte irgend eine 'Bestellung.

Ein schlimmer, Monate andauernder Zustand trat hierauf ein, bis eines Tages ein Schreiben von der Mutter mit der Mittheilung eintraf, der Großherzog habe sich in der huldvollsten Weise nach ihm erkundigen lassen und den Wunsch geäußert, daß Dante von Verlin nach Karlsruhe gesendet werden möchte. Zugleich enthielt der Vrief eine Anweisung auf eine Bestellung für Frankfurt, auf Grund von einer feiner Handzeichnungen, an einein Springbrunnen spielende Kinder darstellend, mit der Anssicht auf Vestellung eines Pendantbildes, wenn das erste Veifall finden sollte.

Feuerbach, eben noch geneigt in'der Stimmung tiefster Hoffnungs-losigkeit sich selbst aufzugeben, überließ sich beim Eintreffen dieser Nachrichten nun ebeuso rückhaltslos den stürmischen Empfindungen des wieder lebeudig gewordenen Glaubens an seine Zukunft.

Wohl klagte er, wie mißlich es für leidenschaftliche, ohnedies zu Extremen neigende Naturen sei, wenn die äußeren Umstände stets zum

Aeußersten hindrängten nnd so die Aufgabe gar zu sehr erschwerten, zum
wünschenswerthen schönen Maß nnd innern Gleichgewicht zu gelangen;
aber diese Einsicht vermochte nicht zu verhindern, daß er sich nicht mit
Überanstrengung aller Gräfte und Mittel auf die unterbrochene Arbeit warf,
um die verlorene Zeit und das unfreiwillig Versäumte einzuholen. Konnte
er doch ohne den vollen Antheil seiner ganzen Seele überhaupt nicht arbeiten,
um wie viel mehr mußte er daher suchen, die Zeiten freier und großer
Stimmung auszunützen.
Da seine Kinderbilder bis jetzt die einzigen gewesen waren, die ihm
neben Ehre und Annerkeunung zugleich auch wirkliche Bortheile eingetragen
hatten und fernerhin einzubringen versprachen, unternahm Feuerbach neben
dem für Frankfurt bestimmten kleineren Hochbild gleichzeitig noch zwei große,
fricsartige Werke derselben Gattung, über deren Entstehungsgeschichte später
im Zusammenhang berichtet werden soll.
Mitten im Studium und der Ausführung dieser Arbeiten trat Neujahr
1859 ein, und mit demselben erfüllten Gerüchte vou einem nahe bevorstehenden
Krieg alle Welt und ängstigten die Gemüther. Vornehmlich die Deutschen
in Rom befürchteten mit der Zeit eine gänzliche Unterbrechung des Verkehrs
mit der Heimat, so daß, wer angewiesen war von dorther seine Subsistenz-
mittel zu beziehen oder zu erhoffen, gewärtig sein mußte, sich der allerbe-
deutlichsten Lage in einem feindlich gesinnten Lande ausgesetzt zu sehen.
Mit der sofort nach Berlin ergangenen Weifung, Dante nach Karlsruhe
zu senden, war es bereits zu spät gewesen, da das Nild, der ursprünglichen
Anordnung zufolge, fchon zu der für das Jahr 1859 geplanten großen
Kunstausstellung nach Paris abgegangen war.
Trotz der Befürchtung, es möchte des drohenden Krieges wegen am
Ende gar nicht zur Eröffnung dieser Ausstellung kommen, wurde dieselbe
doch programmgemäß in Ecene gesetzt.
Hatte die Welt, vou Besorgnissen und Leidenschaften auf's Heftigste
aufgeregt, von vornherein wenig Sinn für künstlerische Angelegenheiten, so
sollte noch ein besonderer Unstern über dem Bilde uuseres Freundes walten.
Dasselbe war nämlich unter dem Wirrsal der Kriegsvorbereitungen auf dem
Weg nach Paris liegen geblieben und traf erst daselbst eiu, als der Äus-
stellungscatalog bereits ausgegeben war. Nur besonderer Verwendung war
es zu danken, daß dasselbe überhaupt uoch zugelassen wurde. So hing denn
das schlichte Bild ohne Nummer und Namen in beträchtlicher Höhe in den
ungeheuren Näumlichkeiten, verloren unter einer Masse von über achttausend
Gemälden. Wer es beobachtete, forschte vergebens nach dem Name» des
Künstlers; wer es suchte, umsonst uach dem Orte seiner Aufstellung.
Unter ängstlichem Abwarten von Nachrichten verstrichen Feuerbach wieder
die Tage uud Wochen. So rückte die Zeit des römischen Carnevals heran,
und mit demselben die Nachricht, daß Dante in Paris unter den obwaltenden
Verhältnissen fast unbemerkt an einem Publikum vorübergegangen war, das

im Augenblick für nichts anderes als Politik und die lärmenden Interessen
des Tages Sinn hatte.
Nichts beschreibt den Zustand der Entmuthigung, der von jetzt an
Feuerbach niederdrückte. Er hatte, wenn keinen materiellen, so doch einen
moralischen Erfolg von Paris erhofft, und fürchtete nicht ohne Grund, daß
das Stillschweigen, womit Dante daselbst übergangen worden war, in der
Heimat den guten Eindruck wieder «erwischen möchte, den sein Erfolg in
Berlin hervorgerufen.
Es war der dritte Carneval, den Feuerbach in Rom mit erlebte. Nie
hatte er mit freudloseren Gedanken in das Gewühl dieses Festes geblickt,
das fo ganz geschaffen gewesen wäre, einem Künstler von seinem empfänglichen
Wesen tausendfache Anregungen zu bieten. Die Römer erinnerten sich seit
zwanzig Jahren keines ähnlichen Faschings. Es war, als ob unter der
Gefahr, die Alle gleichmäßig treffen konnte, ein Jeder das Aeußerste auf-
zubieten gesucht hätte, um in den» noch sicheren Augenblick seines Lebens und
seiner Habe im Taumel des ausgelassenen Bacchanals froh zn werden.
Unglücklicherweise stieß der Palazzo Costa, in welchem sich Feuerbachs
Studium befand, dicht an den Corso, so daß er den Eindrücken dieses so
diabolisch mit seiner Stimmung contrastirenden Vorgangs sich mit den, besten
Willen nicht ganz entziehen konnte. So zerrüttend wirkten diese Wider-
sprüche auf feinen ganzen Gemüthszustand, daß mich auf Schritt und Tritt
das Gefühl der Angst begleitete, es möchte das Drama, dessen einziger
Zuschauer ich war, in einer plötzlichen Katastrophe seine tragische Lösung
finden.
In der Lombardei war endlich der Krieg thatsächlich ausgebrochen.
Diese ereignißreiche Zeit gab den Gedanken Feuerbachs vorübergehend eine
heilsame Richtung nach Außen. Der rasche Friedensschluß von Villafranca
machte dem aber bald wieder ein Ende und warf den Künstler in die alte
Stimmung zurück.
Ueber diesen Ereignissen war August geworden. Dante war in Heidel-
berg eingetroffen und schleunigst nach Karlsruhe weiter gegangen, wo er
eintraf, als die großherzogliche Familie sich eben nach Insel Mainau be-
geben hatte. Dahin nachgesandt, kam das Bild abermals zu spät an. Zur
Ausstellung nach Karlsruhe zurückbefohlen, entspann sich hier eine lebhafte
Controverse über die Vorzüge und die Mängel des Bildes, während welcher
Feuerbach endlich auf's Krankenlager niedergeworfen wurde. Seine starke
Natur war den unausgefetzten Gemüthserregungen schließlich doch erlegen.
Eine wohlthätige Apathie bemächtigte sich seiner und so half das kleinere
Uebel ihin über das größere und die bedrängteste Zeit hinweg.
Die Befürchtung Feuerbachs, daß die Erfolglosigkeit Dantes in Paris
auf die Stinmung in der Heimat nachtheilig einwirken und den Muth
seiner Gegner, deren er dort nur allzu einflußreiche hatte, steigern werde,
sollte sich nur zu sehr als richtig erweisen. Man warf dem Bilde Nach-

ahmung der Alten, Mangel MI Eharakterisirung und an geschichtlichem Inhalt vor, heutzutage lächerliche Aufstellungen, die damals aber, und besonders unter den örtlichen Einflüssen, nur allzuviel in's Gewicht fallen sollten.

Es war Ende September 1859, als der Beschluß aus Karlsruhe in Rom eintraf, die Galerie habe den Ankauf des Bildes einstimmig abgelehnt*). Der Großherzog, geleitet von den Gefühlen persönlichen Wohlwollens für den Künstler, sei jedoch bereit, dasselbe für einen ermäßigten Preis für sich zu erwerben, doch würde man vorziehen, mit einem Auftrag für ein hiftorifches Bild dem Künstler eine anderweitige Unterstützung ««gedeihen zu lassen. Feuerbach ward aufgefordert, zu diesem Zweck Entwürfe einzusenden und zugleich der Wunsch ausgesprochen, daß er das Bild sodann in Karlsruhe ausführen möchte.

Nach Durchlefung dieses denk- und merkwürdigen Aktenstückes schien Feuerbach einige Augenblicke völlig wie der Sprache beraubt. Nach kurzem Besinnen hatte er aber seinen Entschluß gefaßt. Noch krank, gab er von feinein Lager aus die Weifung, seinen Dante unverzüglich einzupacken und nach Heidelberg zurückzusenden.

Einige Wochen nach Abgang dieses Absagebriefes traf in Rom die Nachricht ein, daß Dante laut allerhöchster Entschließung zum vollen Preis angekauft und in den Priuatgemachern des Großherzogs zur Aufstellung gelangt sei.

Das huldvolle Eabinetschreiben in der Hand, mit Thränen in den Augen, trat Feuerbach zu mir auf's Zimmer, mit den Worten: „Nun haben die guten Frauen meines Dante mir doch noch mit ihren Schleppen den Weg rein gekehrt."

Nachdem der äußere geschichtliche Verlauf der Dinge bis zu diefem freundlichen Abschluß vorausgenommen worden, ist es nöthig, an einer früheren Stelle wieder anzuknüpfen, um auf die Entstehung und Bollendung von zwei Werken Feuerbachs zurückzukommen, die einen förmlichen nnd entscheidenden Wendepunkt in seiner künstlerischen Entwickelung bilden; die beiden großen Kinderfriese nämlich.

Für den einen dieser Friese hatte Feuerbach die Wiederholung des hannoverschen Ständchens, für den anderen balgende Buben in's Auge gefaßt, die sich in einer Bigna um Trauben streiten. Während in jenem

*) Nns Veto Lessings, das Bild sei nicht würdig in der Karlsruher Galerie zu hänge», verdient der Nachwelt aufbewahrt zu werden. In der That erhielt Dante in derselben eist nach vielen Jahren auf höhere Weisung einen würdigen Platz, an welchem das Bild zu vollster und schönster Wirkung gelangte. Heute hangt dasselbe in der verfügbar höchsten Höhe so, daß es nicht betrachtet werden kann, ohne das; der Nlicl den stieren Augen einiger gehörnten Quodrupeden begegnet, die ihren bevorzugten Platz wohl nur der Erwägung verdauten, daß in der Rangordnung der Geschöpfe der Mensch hoch über dem vernuufüoseu Gethier zu stehen, in diesem Fall zu hängen habe.

das Lyrische des Vorgangs bei verschleierter, traumhafter Mondschein-
stimmung, sollte im zweiten, als energischem Gegenstück, nicht nur das voll-
bewegteste Leben, sondern auch aller Reiz und Neichthum der frischesten
Farbe und Beleuchtung zu wirksamster Geltung kommen*). War Feuerbach
aber bis jetzt, wie alle andern auch, gewohnt gewesen seine Compositionen
frei aus sich heraus zu entwerfen, nnd seine Naturstudien denselben sodann
nachträglich anzupassen, so beabsichtigte er diesmal genau den umgekehrten
Weg einzuschlagen: die vorgefaßte dichterische Idee — eine solche schien
ihm allzeit eine unerläßliche Voraussetzung für jedes Kunstwerk — sollte
nicht früher Gestalt empfangen, als auf Grundlage der umfassendsten vor-
ausgegangenen Naturstudien.

Viele Mouate hindurch ließ Feuerbach nun von dieser Zeit an täglich
einige Stunden nackte Putten auf seinem Atelier ihr freies Spiel treiben;
denn gerade im Wesen des Kindes glaubte er, und wohl mit Recht, den
unverfälschtesten Abdruck der Natur in ihrer ursprünglichsten Reinheit er-
blicken zu dürfen.

Eine neue Welt voll Liebreiz, Naivetät und Humor erstand ihm all-
mählich aus dieser, anfangs verwirrenden Beweglichkeit der Erscheinungen.
Es handelte sich aber gerade vor Allem darum, die Natur in lebendiger
Bewegung, im Gegensatz zur Starrheit des Modells beobachten zu
lernen.

Hatte er so in der Auffassung des Flüchtig-Erschauten und Festhaltens-
werthen, und durch die Versuche raschester Skizzirung des Beobachteten
Blick und Hand geübt, so sollte schließlich, als zur letzten Stufe, zur voll-
endeten Wiedergabe der Form als solcher vorgeschritten werden, zu
welchem Zweck der unermüdliche Künstler jedes einzelne Glied und jede ein-
zelne Form, in der entsprechenden Lage firirt, zum Gegenstand seines ganz
besonderen Studiums machte.

Für Jemanden, dem das Produciren aus der Fülle des inneren Reich-
thums so verführerisch nahe gelegt war, wie Feuerbach, gehörte kein geringer
Grad von Selbstverleugnung und Ausdauer dazu, um bei einem solchen,
ebenso aufregenden, wie ermüdenden Studium Monate lang auszuharren;
aber bald gewann er auch auf Gruud desselben eine solche Herrschaft über
die Natur, und ein solches Verständniß für das wechselnde Spiel ihrer
Formen, daß seine letzten Arbeiten aus dieser Zeit, als typischer Idealans-
druck des in der Natur Geschanten wirken und ganz das Gepräge freier
künstlerischer Schöpfungen haben.

Eine Auswahl diefer Studien ergab in der Folge weit über hundert

') Von ollen Schicksalen, die seine Vilder betroffen, ist keines Feuerbach so nahe
gegangen, als das! diese beiden, so ganz für einander gedachten nnd sich gegenseitig
einander ergänzenden Arbeiten durch den leidigen Zwang der Umstände nuseinanderge-
risscn wurden, Tns Ständchen ist jetzt in Karlsruhe (Herr u, Härder), die balgenden
Vuben in St, Gallen (Städtische Sammlung),

sorgsam ausgeführter Blätter, die zum Entzückendsten gehören, was Feuer-
bach überhaupt geschaffen. Zu demselben zählen auch die Studien sür die
musicirenden minder seines Madonnenbildes, deren schönste sich jetzt in der
Münchener Pinakothek befinden*).
Bei dem nun folgenden Auf- nnd Ausbau der Eomposition der beiden
Friese, auf Grundlage der reichlich angewachsenen Naturstudien, war es
Feuerbachs bewußtes Streben, sowohl in der Vertheilung der Massen, alz
wie in der Gestaltenfolge und im allgemeinen Linienfluß eine solche Ge-
setzmäßigkeit und Abgewogenheit zu «erfolgen, daß nicht die mindeste Ver-
schiebung oder Verrüsung in irgend einem dieser Verhältnisse sollte versucht
werden können, ohne directe Schädigung des künstlerischen Gleichgewichts
und Zusammenhangs; so wenig als dies eine Sonate oder Symphonie eines
guten Meisters ohne Störung ihres inneren Gefüges «ertragen würde. Mit
so peinlicher Gewissenhaftigkeit verfuhr der Künstler bei dieser BeHandlungs-
weise, besonders um dein Schwierigsten zu genügen, was seine Kunst kennt,
nämlich dem Anspruch, daß die Gestalten wirklich gehen und wirklich stehen,
daß er oft nur um Haaresbreite die Linien eines Gliedes fo lange hin- und
wiederrückte, bis sie seinem Gefühl als durchaus richtig entsprachen; denn
Willkürlichkeit, die in der modernen Kunst eine so große Rolle spielt, daß
.Alles auch ebenso gut anders sein könnte^, und die von sehr gefeierten Künstlern
beliebte Art, mit die wichtigsten Dinge hinter allerlei Beiwerk zu verstecken,
hat Feuerbach, so bequem sie ist, gründlich verschmäht.
„Mein bescheidenes Glück," schreibt er, „ist, daß meine Figuren Füße
haben zu stehen und zu gehen und Hände um etwas anzufassen."
Daß Feuerbachs Comuusitionen trotz dieser strengen Censur doch immer
einen natürlichen, zwanglosen, ungesuchten, und wenn der Gegenstand es
fordert, leidenschaftlichen Wurf aufweisen, zeigt nur, daß das Stilvolle nichts
anderes als die Natur in ihrer höchsten Potenz ist.
Erst nachdem der Künstler sich in dieser Richtung völlig genug gethcm,
schritt er an die Lösung der plastisch-coloristischen Aufgabe, auch hier uach dem
Grundsatz: „Im gründlichen Studium der Natur allein ist ewiger Fortschrit";
jedoch immer eingedenk dessen, was er an anderer Stelle sagt: „Das lebende
Modell darf nur mit großer Vorsicht, in stetem Hinblick auf den Zu-
sammenhang des Ganzen benutzt werden."
Einmal im Verlauf feines Natnrstudiums so weit gelangt, mar es
ebenso begreiflich wie verzeihlich, wenn in ihm das Verlangen erwachte,
dasselbe nunmehr auch auf einen weitergezogenen Kreis auszudehnen.
Nun hatte der Gedanke einer großen Germanenschlacht Feuerbach,schon
in seiner Düsseldorfer Zeit beschäftigt. Was er damals selbst in einem

*) Bezeichnend für die zunehmende EntWickelung von Fcuerbachs Stil in der
Richtung zum Stiengcn ist, das; er auf das Kmd, das ihm für das Madonnenbild
als Mudl'U gedient, „als zu süß", später nicht mehr zurückgriff.

Briefe an die Eltern, als „Auswurf einer kindischen Phantasie" bezeichnete, hatte sich inzwischen mit den Jahren und der wachsenden Künstlerreife zur Idee eines „Amazonenkampfes" umgebildet; doch Gestalt hatte dieselbe noch keine angenommen und sollte sie auch nicht früher empfangen, als ebenfalls nur auf Grundlage von umfassenden, vorausgegangenen Naturstudien.
Feuerbach glaubte hierfür das geeignete Modell gefunden zu haben, das, wenn auch fast unschön von Antlitz, sich durch eine so seltene Plastik der Gesammterscheinung auszeichnete, wie sie selbst der Südeil nicht häufig hervorzubringen pflegt. Dieselbe für feine große, imHintergrund fchlummernde künstlerische Absicht zu verwerthen, vermochte er nicht zu widerstehen. Er ftannte dabei über sich selbst, in welch ganz anderem Licht die Natur sich jetzt vor seinen Blicken enthüllte. Alles was er bis dahin geschaffen, erschien ihm wie mit halbträumenden Augen gesehen, unsicher und formlos.
Dies waren die Zeiten, in welchen ihm, aus der Fülle der Anschauung heraus, das Wesen und Geheimniß der Antike in voller Klarheit und Deutlichkeit am wirtlichen Leben aufging.
Nicht alle, aber ein großer Theil und mit die fchönsten in der Reihe der Amazonenstudien verdanken diesem Modell ihre Entstehung; doch ist dasselbe durchaus nicht identisch mit der Gestalt der Nana, die den Künstler später zu einer Iphigenie und Medea inspirirte. Von dieser soll noch in der Folge ganz besonders die Rede sein.
Diese Ämazonenftudieu sind weit früher, als es ursprünglich im Plan des Künstlers lag, eines Tages zur Verwendung gelangt; freilich um auch ebenso rasch wieder zurückzutreten für fpätere Jahre. Es war kurz nach der Zeit, als Feuerbach die Mittheilung von der Ablehnung feines Dantebildes von Seite der Karlsruher Galerie empfangen hatte. Entschlossen um jeden Preis die Arbeit nach irgend einer Richtung hin wieder aufzunehmen, und kaum leidlich erholt, hatte er sich aufgerafft. Da an die Kinderbilder ohne Natur nicht gerührt werden follte, indem Feuerbach diefelben direct nach dem Leben vollenden wollte, was er sich im Augenblick nicht gestatten durfte, galt es auf Anderes zu sinnen und nichts Geringeres war's, als der Plan zum Beginn der Amazonenschlacht, mit welchem Werk er seinen Widersachern und allen Hindernissen zum Trotz sich Bahn zu brechen gedachte.
Die schwierigste Frage bildete unter den augenblicklichen Verhältnissen die Beschaffung einer Leinwand von genügender Größe. Nun befand sich unter den zurückgestellten Entwürfen eine, in der Zeit nach dem Frcikauf des Dllntebildes entstandene Composition, den sterbenden Dante mit der Vision der verklärten Neatrice darstellend. Es war ein in Kohle auf einer gewaltigen Leinwandfläche entworfenes Höhenbild, von dem heute nur noch die aus Venedig herrührende Farbenskizze eristirt*).

») Im Besitz des Herrn Wesendonl in Dresden.

In Ermangelung einer andern Leinwand entschloß sich Feuerbach kurzerhand diesen Entwurf zu cassiren, und dieselbe für die Aufzeichnung der ihn leidenschaftlich aufregenden Idee des Amazonenbildes zu verwenden. Allein das Format der Leinwand erwies sich in der Querstellung für die Gestaltung des Werkes, wie es dem Künstler bis jetzt im Geiste vorgeschwebt hatte, als weder entsprechend noch ausreichend. Hier sollte ich nun Gelegenheit erhalten, die außerordentliche Dispositionsgabe Feuerbachs kennen zu lernen. Um auf der verengten Fläche alle Gruppen und Gestalten, die er sich ausgedacht hatte, unterzubringen, gab es nur das eine Nuskunftsmittel, für das Nild einen höheren Augenpunkt als vorher anzunehmen, wodurch sich naturgemäß eine Erweiterung des Mittel- und Hintergrundes und damit von selbst der vertiefte Raum ergab, zur bequemen Vertheilung aller ihm für das Ganze unentbehrlich dünkenden Einzelheiten.

Die Composition in diesem Sinne rasch im Geiste umgestaltend, entwarf Feuerbach in Kohle in der staunenswert!) kurzen Zeit von drei Tagen, frei aus der Phantasie, ohne jegliche Vorarbeit im Kleinen'*), in voller malerischer Wirkung den, aus über sechzig, zum großen Theil lebensgroßen Gestalten bestehenden Porgang, wobei er obenein gezwungen war, für den höher angenommenen Augenpunkt die vorhandenen Studien nach der Natur für den Vordergrund in entfprechender Weise umzudenken.**)

Die glückliche Wendung in den äußern Verhältnissen, die durch den Verkauf des Dante herbeigeführt worden war, gab Feuerbach das richtige Maß zur Schätzung feiner Mittel und Kräfte zurück. Es war eine gewaltsame Entladung der zu lange eingedämmten Productionskraft gewesen. Die zunächst noch allzuriesige Aufgabe trat in den Hintergrund, und blieb einer später» Zeit und der voll ausgereiften Kraft des Künstlers aufgespart^). Statt dessen schritt er nun rüstig an die Vollendung seiner früheren, so oft in ihrem Fortgang unterbrochenen Arbeiten. Die beiden großen Kinderfriese, das inzwischen bestellte zweite Kinderbild für Frankfurt, die Madonna mit den musicirenden Engeln und ein lebensgroßer weiblicher Studienkopf, alles mehr oder weniger noch unvollendete Werke, sollten bis zu seiner, für das kommende Frühjahr 1869 berechneten Heimreife fertig werden. Es war keine geringe Aufgabe, denn das Jahr neigte fchon zum Ende, so daß nur etwa vier Monate zur Durchführung derselben übrig blieben. Aber die Freudigkeit in seiner Stimmung ließ den Künstler Wunder wirkenl-j-):

*) Dir aus Venedig herrührende, in Nom vollendete kleine Amnzonenschlacht in Oral saun nicht als Vorarbeit zur großen gelten

**) Es war im vollsten Ein,« des Wortes ein Enrton, nur mit dem Unterschied, das; die eigentliche Arbeit min erst beginnen sollte.

-x) Der Entwurf aus diesen Tagen ist, nachdem sein kurzer Bestand zu». Glück auf pholographischcm Wege gesichert worden war, von Fruerboch bei der nach vierzehn Jahre» erfolgten Ausführung des Wertes in der Hauptsache beibehalten worden.

-s-s) Sämmllichc Bilder find Ende April l8üU zur Versendung gelangt.

Ruhe und Stetigkeit waren an die Stelle der bisherigen Aufregung getreten
und vertrauensvoll blickte Feuerbach in die Zukunft.
In dieser Zeit der glücklichsten Stimmungen war es, daß wir eines
Tages in Via Tritone, der Straße, die von Piazza Barberini nach
Feuerbachs Atelier hinunterführte, eine junge Frau fahen, mit einem Kind
auf den Annen unter einem offenen Fenster stehend, dessen Nahmen den
natürlichen Abschluß abgab für das reizvollste Vild, welches der Zufall
einem Künstler für eine Madonna größten Stils liefern konnte, denn es
war eine geradezu imvonirende Gestalt. Die Frau mochte Mitte der
Zwanzig fein. Eine Last von dunklen Haaren nmrahmte die strengen,
melancholifchen Züge, deren Schnitt von der reinsten römischen Abstammung
zeugte.
Feuerbach, gefesselt von dem überrafchend schönen Nilde, zögerte einige
Augenblicke, und über das Antlitz der ernsten Frau glitt ein flüchtiges
Lächeln, als empfinde sie recht wohl die dem Weib wie der Mutter
geltende Huldigung.
Auffallender Weise hat Feuerbach dieses Vild künstlerisch nicht fest-
gehalten; vielleicht weil die ganze Art desselben allzusehr an die sirtinische
Madonna hätte erinnern können. Der Vorgang schien so gut wie vergessen.
Dennoch war es diese Frau, die bestimmt war, nicht allein in Feuerbachs
Kunst, sondern auch in seinem Leben eine ernste Rolle zu spielen; denn sie
war es, die Jahre hindurch den meisten seiner Fmnengestalten verwandte
Züge lieh, und auf sie bezieht sich die Stelle in seinem Vermächtniß, daß
er erschrocken zurückgewichen sei, als er zum ersten Mal in antiken
Gewändern die hohe Gestalt sich habe bewegen sehen, weil er eine Statue
von Phidias vor sich zu haben glaubte. „Da läßt sich in Eile nichts
erreichen!" setzt er hinzu; „es gilt Zeit und Veobachten. Wo fände ich
dies je wieder!"
Als das Verhältniß, nicht dnrch feine, fondern durch Schuld der Frau
sich gelöst hatte, äußerte Feuerbach, in dessen, Seele der Vruch immer noch
schmerzlich nachzitterte, später einmal gegen mich: „Wer mich kennt, dein
brauche ich nicht erst zu sagen, daß eine Frau, die mich in solcher Weise
an sich zu ketten vermochte, nichts Gewöhnliches gewesen sein konnte. Ich
würde mich für immer mit ihr verbunden haben, wenn eine Scheidung und
Wiedervereinigung damals in Rom nicht zu den unmöglichen Dingen
gehört hätte."
Wer wollte sich wundern, daß die Frauen, die er zu verherrlichen fo
ganz besonders berufen war, Macht über einen Künstler von dem Wesen
Feuerbachs hatten? Ueberall aber, wo dieselben ernster in sein Leben ein-
gegriffen haben, hat er selbst nicht nur als Künstler, sondern stets auch als

Mensch mit seinem leidenschaftlichen Herzen den höchsten Preis an sie entrichtet.

Wohl mochte der Künstler mit seinen kategorischen Forderungen zuweilen dabei in's Gedränge kommen; allein er hatte nicht nur das angeborene Bedürfnis;, Alles, was in seinen eigentlichen Lebenskreis eintrat, mit verklärenden Künstlersinnen aufzufassen, sondern besaß auch Macht der Persönlichkeit genug, um Jeden, dein er wirklich näher trat, adelnd über sein gewöhnliches Maß hinauszuheben. Dies schützte ihn, wenn auch nicht immer vor Enttäuschungen, so doch stets vor der Gefahr zu sinken und sich felbst zu verlieren.

Niemand hat echte Weiblichkeit tiefer verehrt als Feuerbach. Von allen erstrebenswerthen Gütern erschien ihm, nach Nuhm und Unsterblichkeit, der Besitz eines edlen Weibes das Begehrenswerteste, und die Sehnsucht danach hat ihn begleitet bis an sein Lebensende. In der verschiedensten Weise hat er selbst in seinem Vermächtniß unter der Aufschrift „Frauen" diefer Sehnsucht Ausdruck verliehen, am schönsten in den Worten: „Hoch oben über dem kleinen Getriebe alltäglicher Sorgen ein wahrhaftiges Künstlerleben in Glanz, Ehre und Reichthum — und dies Alles auf ein liebes schönes Haupt niederlegen, das ließe ich mir gern gefallen; sonst lieber allein den Flug zur Sonne wagen und mit verbrannten Flügeln in Nacht versinken, wenn es nicht anders sein soll*)."

Die Umstände fügten es so, daß ich früher als Feuerbach Rom verlassen und in die Heimat zurückkehren mußte. Ich war von einem Kunstverleger in Karlsruhe beauftragt worden, für einen zu unternehmenden großen Stich einen Vorwurf religiösen Inhalts in Borschlag zu bringen. Ich hatte für diesen Zweck eine Handzeichmnig von Feuerbach empfohlen und die Freude erlebt, daß dieselbe angenommen wurde.

Da diese Zeichnung im engsten Zusammenhang mit einer der bedeutendsten nachträglichen Schöpfungen Fenerbachs steht, mag bei diesem Anlaß die Geschichte ihrer Entstehung hier Aufnahme finden.

Diefelbe greift noch in die Zeit zurück, in welcher der Künstler, ohne eigentliches Atelier, mit Entwürfen aller Art seine Tage auszufüllen pflegte; Entwürfe, die er, wie fchon erwähnt, später leider bis auf wenige Ausnahmen, dem Hundert nach als formlos vernichtete. Nur was irgendwie davon in einem Zusammenhang mit der Natur oder Erlebtem stand, erhielt den Freibrief zur Weiterexistenz.

Feuerbach zeichnete dann des besseren Lichtes wegen gewöhnlich auf meinem Zimmer. So kam er denn auch eines Tages, von einem Ausgang heimkehrend, ganz aufgeregt daher, erzählend, wie er auf einer Kirchentreppe, wahrfcheinlich schlafend, eine Campagnolin liegend gefunden, ein Bild von so großem Wurf der Linien, daß er sofort versuchen müsse, dasselbe fesl-

') Vermächtnis; S. 187. 2. Aufl.

zuhalten. El griff nach Kohle und Papier, legte sich, wie er beim Zeichnen zuweilen zu thun liebte, auf die platte Erde, und während die seine Gedanken verfolgende Gestalt rasch unter seinen Händen und unter weinen Augen heruorwuchs, law ihm plötzlich dabei eine Eingebung und mit dem Ausruf: „Die ist ja herrlich zu verwerthen!" entwarf er die erste Idee zu dem ergreifenden Bild, das heute unter dein Namen der Pieta jeder Besucher der gräflich Schack'fchen Galerie in München kennt. Nur die betenden drei Frauen, die hier zu Füßen des Erlösers am Eingang zur Felsenkluft knieen, sind später erst hinzugekommen. Im ursprünglichen Entwurf hält statt derselben ein geflügelter Engel die Wache.

Auf Grundlage dieser ersten Idee vollendete Feuerbach, mit Hülfe einiger Studien nach dem Leben, die für den Stich bestimmte Zeichnung*).

Damit aber war für mich die Zeit gekommen, von Rom zu scheiden. Feuerbach, der wohl herausfühlte, wie fchmer mir der Abschied uou ihm und Rom wurde, war in rührender Weise bemüht, mir die letzten Tage unseres Zusammenseins zu verschonen. Damit ich mit einem großen Eindruck von der ewigen Stadt scheiden möge, führte er mich felbst noch einmal nach dem Vatican, in die Sistina und vor die Stanzen und die Trausfignration Nafaels, fodann Abends hinaus in eine der Vignen vor Porta Pia, wo wir manchmal Angesichts ver herrlichen Verglimm der Sabina und seines Lieblings, des Monte Sorracte, bei einer Fogliette Oroieto unsere Abende verbracht hatten.

Besonders denkwürdig aber sind mir die Worte geblieben, die Feuerbach an mich richtete, als ich im Vegriff war, mich von den Räumen zu trennen, in denen wir fo eng zusammen vier Jahre in Leid und Freud gehaust hatten (von seine!» Atelier und seinen Arbeiten hatte ich schon Abschied genommen): „Was Sie auch Alles um mich gesorgt haben mögen," so begann er, meine beiden Hände fassend, „erachten Sie darum den Gewinn dieser Jahre nicht gering: Sie sind mit mir und durch mich gewachsen und im Leben und Ihren künstlerischen Anschauungen gereift, und die Erinnerung an Rom und unser gemeinsames Zusammenleben wird den besten Inhalt für Ihr ganzes Leben bilden. Suchen Sie nun, wie hier, draußen in der Heimat für mich zu werben und zu wirken, während ich, dessen dürfen Sie sicher sein, mit immer neuen Thaten nachfolgen werde, und follten Sie je einmal die Erinnerungen Ihres Lebens niederschreiben, dann gedenken Sie der Geschichte dieser vier Jahre und dessen, was ich als Künstler gedacht und gewollt, was selbst niederzuschreiben ich Vielleicht nie Zeit und Stimmung finden werde."

«Schlich folgt,,

') Diese Zeichnung ist leider «erschollen.

Der öonnenelf.

von

Anna Lindau.

— Verlin. —

o geschehen sonderbare Dinge auf dieser Erde, Dinge, die sc» märchenhaft klingen, daß man sie eben nur iu einem Märchen erzählen kann, weil sonst die verständigen Leute zu sehr ihre Köpfe schütteln müßten. Und das soll für verständige Köpfe nicht gut sein. Da sehen nun die Menschen alle Tage die liebe Sonne am Himmel stehen und sagen von ihr: sie brennt, sie lacht, sie scheint, sie küßt, sie strahlt und sie sticht. Und dabei thut sie selber so gut wie gar nichts, sondern sitzt müßig auf ihrem "Wolkentbron und entsendet nur ihre dienstbaren Geister, die Strahleil, hinab ans die Erde, woselbst diese den Tag über beschäftigt sind und Menschen, Thieren und Pflauzen zum Nutzen uud zur Freude dienen. Abends aber, wenn die Sonnenkönigiu zur Ruhe geht, ruft sie die unzählige Schaar der Strahlen zurück, und diese müssen ihr dann berichten, was sie gesehen uud was sie gethan. Denn die Sonuenkönigin laßt sich gern kurz norm Einschlafen etwas erzählen, als wäre sie ein alltägliches Erdenkind. Niemand sieht und erlebt auch mehr, als so ein Strahlenelf. Sind sie doch die neugierigsten aller Geister. Nrspectlus drängen sie sich durch die geschlossenen Vorhänge iu des Königs Schlafgemach uud hüpfen auf den bunten Teppich vor Seiner Majestät Lager, ohen vorher um Erlnubnih gefragt zn haben. Mitleidig drängen sie sich durch die Mauerspalten zu den armen Gefangenen im Kerker. Den Laudmanu auf dem Felde be-grüßen fie als alte Bekannte, nachdem sie die Blumen wachgeküßt habeu. Am liebsten aber stehlen sie sich auf die Bettdecke der kleinen Langschläfer in den Kinderstuben, tanzen auf derselben uud wageu sogar ihre Sprünge

bis ZU den Augenlidern des vom Schlafe gerötheten Gesichtchens, bis das
Kind dieselben aufschlägt und im Glauben, es sei ein Heller Schmetterling,
den Sonnenelf zu haschen flicht. Sie haben Freiheit, zu thun und zu lassen,
was sie wollen während der Tageszeit, doch müssen sie pünktlich dem Rufe
ihrer Königin des Abends folgen und heimkehren, denn wer sich verspätet,
muß auf der Erde bleiben, und wer weiß, ob er je den Weg zur Sonne
wieder zurückfindet. Einige von ihnen haben ihn ja nie mehr gefunden,
und Ihr feid ihnen fchon häufig begegnet, ohne zu ahnen, daß es ge-
gangene Sonnenstrahlen waren, die Euch entgegenleuchteten oder Euch er-
wärmten. Aber beim nächsten Glase feurigen Weines, das Ihr belebend
in den Adern spüret, gedenket der Sonnenelfen, die sich auf deni Weinberge
verspäteten und in die Trauben gebannt, nun unsichtbar, aber noch immer
beglückend, den Menschen dienen.

Ich will Euch die Geschichte eines Strahlenelfen erzählen, der während
eines Menschenlebens auf der Erde weilte und erst dann wieder zur Sonnen-
königin zurückkehrte:

Es war an einem heißen sonnigen Augusttage zur Erntezeit, wo die
Leute auf dem Lande so ganz besonders viel zu thun haben und sich nur
wenige Stunden Nachtruhe gönnen. Schwere Gewitterwolken hatten sich
gegen Mittag am Horizonte anfgethürmt, und Jacob Kern, der Inspector
des großen Rittergutes, auf dem Peter Iaufen Tagelöhner war, hatte schon
mehrere Male recht bedächtig nach dem Himmel geschaut, sich dann auf
seinen großen Braunen gefetzt und war in kurzem Trabe zu den Arbeitern
hinaus auf's Feld geritten, um dieselben anzutreiben, damit das Getreide
wenigstens noch trocken unter Dach und Fach käme.

Während nun Jansen arbeitete, daß ihm der Schweiß nur so über
die braunen Schläfen perlte, und sich dabei von seiner Frau emsig helfen
ließ, stand unten am Ende des Dorfes vor der niedern Hütte, die die
armen Arbeitsleute bewohnten, ein alter zerbrechlicher Kinderwagen; in dem
krabbelte es unter einem bunten Tuche, das als Decke diente, und dann
und mann kam auch die Ursache dieser Unruhe in dem Wagen zum Vor-
schein: ein kleines Neinchen, an dem ein halb ausgezogener rosawollener
Strumpf hing, den ein dickes Händchen sich bemühte, ganz herunterzuziehen.
Dann und wann tauchte aus der Tiefe des Wagens ein kugelrunder Kinder-
kopf heruor, mit einer dünnen blonden Haarschicht, unter der die Kopfhaut
rosa leuchtete. Der rosa Kopf und das Beinchen mit dem gleichfarbigen
Strumpf gehörten dein jungen Peter Jansen, dem einjährigen Söhnchen der
Tagelöhnersleute. Die Mutter hatte, bevor sie ihrem Manne auf dem Felde
behülflich war, das schlafende Kind vor die Thür geschoben und ihm, im
Falle es vor ihrer Rückkehr erwache, eine Brodkruste zum Zeitvertreib und
auch für den ersten Hunger auf das Kopfkissen gelegt.

Der kleine Peter war nun schon seit geraumer Zeit wach, hatte an
der Brodkruste etwas heiumgeknabbert und sie dann, ihrer überdrüssig, über

den Wagenrand, gleichsam über Nord, geworfen, denn sie lag neben dem Nade auf dem Nasen. In den Zweigen der Linde, unter der der Wagen stand, spielten die Sonnenelfcn mit den Vögeln, und einer von ihnen hüpfte zu dem kleinen Peter im Kinderwagen und kitzelte die nackten Beinchen. Er kannte das Kind sehr gut und liebte es, denn der häufig verlassene Kleine war ihm ein lieber Gespiele.

Immer schneller zögen die dunklen Nolkenmassen am Himmel herauf, und plötzlich erhob sich ein furchtbarer Wirbelwind. Die Zweige der Linde neigten sich ängstlich hin und her und flüsterten sich zu: „Es giebt ein Wetter!" Die Sonnenelfen folgten dem Rufe ihrer hinter der schwarzen Wolkenmauer verschwindenden Königin und eilten zu ihr. Nur der kleine, der im Korbwagen mit Peter gespielt hatte, versäumte es zurückzukehren, und schlüpfte erschreckt, seines Lichtes beraubt, Obdach suchend in das Herz des Kindes.

Schon mehrere Male hatte der Donner in der Ferne dumpf gerollt. Jetzt aber riß plötzlich die schwarze Wolkenschicht, nnd ein furchtbarer Blitzstrahl zuckte über die verdunkelte Erde, gefolgt von einem Schlage von folcher Gewalt, daß der Boden davon erbebte und die Linde ängstlick, ächzte. Schwere Tropfen fielen gleich darauf hernieder. Niemand ließ sich blicken, und das verlassene Kind im Nagen, das von dem entsetzlichen Krachen eine Secunde wie betäubt war und jetzt den Mund zum Schreien verzog, richtete sich nun mit aller Kraft im Wagen anf und machte die angestrengtesten Versuche, aus demselben zn klettern.

Im Nachbarhause — es war die Dorfschenke — stand die achtjährige Tochter des Wirthes, Kathrin, am Fenster, und, als echtes Landkind sich vorm Blitz und Donner nicht fürchtend, blickte sie hinaus auf den jetzt niederströmenden Negen. Aus der blechernen Dachrinne rieselte es wie ein Wasserfall herab, und auf der noch kurz vorher fo staubigen Dorfstraße standen bereits teichartige Pfützen. Es machte ihr Freude, die Angst der kleinen Vögel, die sich zitternd unter den Baumzweigeu verkrochen, zu beobachten; und sie hatte bisher den armen kleinen Menschen, der da draußen unter der Linde im Korbwagen zappelte, noch gar nicht bemerkt. Jetzt aber siel ihr Blick auf das rothe von Thränen und von, Negen überströmte Gesichtchen des verlassenen Kindes, und nun hörte sie auch trotz des Geplätschers der Gosse und trotz des Rauschens des Negcns ganz deutlich das klägliche Schreien.

„Vater, sieh mal, Jansens Peter steht da draußen unter der Linde. Hu! hör mal, wie er kreischt."

Sie hatte sich an den in der dunklen Wirthsstube mit einem Kutscher, der das Wetter abwartete, kartenspielenden Wirth gewandt, der ohne die Pfeife aus dein Munde zu ziehen ruhig sagte:

„Geh, meld's der Mutter."

Die kam gerade in's Zimmer, eine freundliche Frau, die viel älter aussah, als sie eigentlich war. Kaum hatte sie sich mit einem Blick durch

das Fenster uon der Aussage ihrer Tochter überzeugt, so lief sie, sich die
Schürze zum Schutz gegen den Regen schnell über den Kopf werfend, mit
den Sorten: „Das arme Wurm! Eibann sich der Himmel!" aus dem
Zimmer.
Die spielenden Männer hatten sich um den Vorgang nicht weiter be-
kümmert. Erst als die nun auch vom Regen überströmte Frau nnt dem
klatschncissen Kinde an der Brust wieder in's Zimmer trat, blickten sie auf.
Peter schrie nicht mehr. Er ließ sich ganz artig nnt den von'Kathrin
schnell herbeigebrachten Tüchern abtrocknen und saß, in einen carrirten
wollenen Shawl der Wirthin gehüllt, behaglich in der Sophaecke. Er
ließ sich die warme Milch, die ihm von der Kathrin löffelweise in den
Mund gegossen wurde, wohlschmecken, lächelte sogar freundlich und dankbar,
wenn der große Löffel von der ungeschickten Kathrin anstatt in den Mund
in die Nase geführt wurde, und hatte Blitz und Donner und seine armen
Eltern draußen auf dem Felde längst vergessen.
Draußen auf dem Felde war eine entsetzliche Verwirrung. Der Blitz
hatte eingeschlagen und zwei Menschen aus der Mitte der Arbeiter getödtet.
Und als der Regen in Strömen heruntcrrauschte, und die Blitz- und Donner-
schläge schon seltener und schwächer wurden und schließlich ganz aufhörten,
fuhr man auf einem Arbeitswagen, auf Heu gebettet, zwei tobte Körper
in's Dorf zurück: Peter Jansen und seine Frau.
Der Insvector Jacob Kem berichtete den traurigen Vorfall Abends
im Schloß, und die Familie des Gutsherrn, tief erschüttert von dem Un-
glück, versprach, für den kleinen so plötzlich verwaisten Peter zu sorgen.
Vorläufig sollte das Kind nun bei den WirthZleuten in Pflege verbleiben,
denn der gutmüthigen Frau, die ihn sich in's Haus geholt hatte, gefiel der
Junge mit den großen freundlichen blauen Augen, und auch der Wirth hatte nichts
dagegen, der Gutsherrfchaft, von der er allerlei kleine Gefälligkeiten und
Dienste erwarten konnte, zu beweisen, daß er das Herz auf dem rechten
Flecke habe. Ihn genirte der Junge nicht, und es gehörte zu seinen Grund-
sätzen, Gutthaten, die nicht lästig waren, zu vollbringen, besonders den
Leuten gegenüber; denn ein Wirth muß sich ja um das Gerede der Leute be-
kümmern. Jacob Kern, der früher nur selten in der Dorfschenke vorge-
sprochen hatte, kam nun auch öfter und erkundigte sich nach der kleinen
Waise, deren Schicksal dem gutmüthigen Manne am Herzen lag.
Dem Peter ging es eigentlich jetzt viel besser, als bei seinen armen
Eltern. Er wurde von der achtjährigen Kathrin fast den gangen Tag ge-
wartet, und wenn auch ihre ungeübten Hände ihm häufig recht weh thaten
und sie das arme Kind, dem sie wie einem jungen Hunde allerhand Kunst-
stücke beizubringen suchte, oft quälte, so verdarb das dem Peter nie die Laune.
Er war stets freundlich, lachte und juchzte und gedieh zusehends.
Das warme Interesse, das der Insvector seit dem Unglück auf dem
Felde für den Knaben hegte, ließ auch nicht nach, als derfelbe bereits zu

einein hübschen derben Jungen Heraugewachsen >var. Er nahin ihn häusig
mit sich auf seinen Amtswegen über ^and und erzählte ihm dann allerlei.
Peter hörte aufmerksam zu und ließ sich am liebsten von jenem traurigen
Augusttage berichten, an dem seine armen Eltern so jäh ihren Tod gefunden
hatten. Da wurde der immer heitere und lebensfrohe Bursche plötzlich
still, ging langsamer und blieb schließlich zurück, so daß der Inspectur, ge-
rührt von der kinderliebe des >tnaben für die Eltern, die er doch eigentlich
nicht gekannt hatte, ihn seineu Gedanken überließ. Peter pflegte sich als-
dann, wenn er allein war, träumerisch iu's Gras zu legen, den Kopf
zurückgelehnt, die Augen zum Himmel gerichtet, als wolle er das blaue
Gewölbe über sich mit seinen Blicken durchdringen. Es war ihm so wunder-
bar zu Muthe; etwas in ihm sehnte sich fort, hinauf in den Aethcr. W^ar
es Sehnsucht nach den Eltern, die vielleicht dort oben auf der leuchtenden
Sonne wohnten, oder sehnte sich der Strahlenelf in seinem Herzen zurück
zu seiner Königin?
Das stand mm einmal fest, so wie die andern minder war Peter nicht.
Er hatte etwas an sich, das alle freundlichen Menschen schnell für ihn ein-
nahm, ohne daß sie recht wußten, warum sie gerade dem Peter, da man
ja eigentlich mehr oder minder alle Binder gern hat, den Vorzug gaben.
Es lag in ihm, sich Freunde zu machen; Niemand hatte ihn das gelehrt,
sein Pflegevater und die Kathrin gewiß nicht. Denn daheim bei ihnen sab
es büse aus. Die Wirthin, die das gute und sanfte Element im Hause
gewesen war, war früh gestorben, und der Wirth, der an einem schmerz-
hasten Fußübel litt, das ihm Nachts keine Nuhe ließ und ihn Tags für
die Arbeit unfähig machte, hatte seiner nun erwachsenen Tochter Kathrin
^ sie zählte mittlerweile neunzehn Jahre — den großen Hausstand allein
zur Leitung übergebe». Diese schalt und zankte mit den Leuten fast den
ganzen Tag und war ernst und verbittert ob all der Widerwärtigkeiten und
Aergernisse, die sie von frühester Kindheit an hatte bekämpfen müssen. Sie
hatte freilich eine schwere Jugend gehabt, der kranke Vater und das große
Geschäft gaben ihr viel zu schaffen. Sie lachte fast nie, nur dann und
wann gelang es dem immer fröhlichen, ihr stets hülfsbereit zur Seite
stehenden, jetzt bald zwölfjährigen Peter, ihr ein Lächeln abzugewinnen.
Deni konnte durch nichts die gute Laune verdorben werden. Er hatte fast
immer ein Gefühl stillen innerlichen Glücks, eiue geheimniß- und erwartungs-
volle Freude in sich, ähnlich der, wie sie manche Binder vor Weihnachten
empfinden. Er konnte Niemand böse sein, liebte die Menschen und half,
wo es ihm möglich war. Alten und Schwachen beizustehen. Sein Früh-
stücksbrod theilte oder verschenkte er nn Aermere in der Schulklasse. Er'
war der Stolz des Lehrers.
„Aus dem Jungen wird noch etwas," sagte derselbe, als Peter zu
Michaelis beim Schnlschluß mit dem besten Zeugniß versehen an Jacob
Kern mützeschwenkend vorüber nach Hause zu Kathrin stürmte, um ihr die

frohe Botschaft zu bringen. „Von mir kann der nicht mehr viel lernen,"
fügte er, dem ihn genauer nach Peter befragenden Infpector antwortend,
hinzu. „Der müßte auf's Gymnasium. Er ist der Tüchtigste in der Masse
und hat ein goldenes Heiz."
Jacob Kern schmunzelte vergnügt; es freute ihn, über feinen Viebliug
fo Gutes zu hören.
„Ja ja, der Junge hat etwas Gutes, Sonniges an sich," fagte er
dann, „fchade, daß er so arm ist. Wer weiß! in dem steckt etwas Ab-
sonderliches. Ich werde 'mal mit den Herrschaften über ihn fvrechen."
Und was Jacob Kern fich vornahm, das that er auch. Er berichtete
uun dem Jungen oben anf dem Schlösse, und da wollte man ihn sehe«
und überlegen, was zn thun sei.
Das war ein großes Ereigniß für den Knaben, als am nächsten
Sonntag gleich nach der Kirche der Infpector in die Wirthsstube trat, um
den Peter, der sich heut ganz besonders gut gewaschen und gekämmt hatte,
zum Gang nach dem Schloß abzuholen.
„Dir brauch' ich keine Lehre mit auf dcu Weg zu geben," hatte die
Kathrin gesagt, als Peter ihr beim Abschied die Hand drückte. „Du findest,
den rechten Weg und rechte Worte allein; und dann hast Du ja auch den
Herrn Infpector, der Dir fo großartig zur Seite steht."
Die letzten Worte waren nicht freundlich gemeint gewesen. Sie
tonnte den Insvector nicht leiden, er verzog ihr den Jungen zu sehr und
setzte ihm Schrullen und dünkelhafte Ideen in den Kopf. Es war eine
Art Eiferfucht, die sie gegen ihn empfand. Jacob Kern aber fühlte nicht
das Nissige ihrer Worte und schritt mit seinem Schützling hinauf in's Schloß.
Die Herrschaften waren noch nicht von der Kirche zurückgekehrt, wahr-
scheinlich hatten sie einen Umweg als Spaziergang gemacht. Der Diener
ließ den Inspector mit dem Knaben in das Vorzimmer treten. Da setzten
sich beide, die Mützen in der Hand, auf eine der an den Wänden stehenden
geschnitzten Holzbänke. Jacob Kern blinzelte einigemal mit den Augen,
schloß dieselben und ließ den Kopf auf die Brust sinken, denn es war heiß,
und die Kirche hatte ihn müde gemacht. Peter aber blickte mit seinen
hellen Augen voll Bewunderung um sich. Eine große lange Uhr, die wie
ein schmaler Schrank aussah, stand in der Ecke und tickte laut und gravi-
tätisch. Durch die hellen Glasscheiben der Eingangsthür stahlen sich die
Sonnenstrahlen herein und spielten auf Peters frifchgewichsten Stiefeln.
Es war ihm fo feierlich zu Muthe. Er fühlte sich wie vor eiuein großen
Ereigniß. Wenn er durch diesen Raum, in dem er jetzt so erwartungs-
voll saß, zurückkehren würde, konnte sich die große Lebensfrage: was aus
ihm werden follte, entschieden haben, vielleicht der dunkle ahnungsvolle
Herzenswunsch, der in ihm wohnte, sich der Erfüllung näher». Schien denn
die Sonne heut anders als an andern Tagen? Sie war ihm noch nie fo
verheißungsvoll vorgekommen.

Da kamen Schritte näher, eine Thür wurde geöffnet, und die höbe
stattliche Gestalt des Gutsherrn rief laut nach dem Inspector. Dieser
sprang schnell auf. „Jawohl, Herr Baron, hier sind wir schon," sagte er
und trat, von Peter gefolgt, in das mit einein schweren bunten Teppich
belegte Arbeitscabinct des Gutsherrn, Dieser hatte sich ans seinen Leder-
sessel an dein breiten Schreibtisch gesetzt und winkte nun dein Knaben, näher
zu treten.
„Also Du bist der Peter Jansen, von dein man nur schon soviel
Gutes gesagt hat," sagte der Herr freundlich, mit der Hand über den runden
Kopf des Knaben streichend. „Wie alt bist Du jetzt?"
„Zwölf Jahre, Herr Baron."
„lind wie geht es in der Schule?"
„Die habe ich durch."
„Er wird jetzt zu Michaelis eingesegnet nnd follte nun eigentlich zu
irgend einem Handwerker in die Lehre kommen, wenn Sie, Herr Baron,
nicht etwas Anderes für ihn bestimmen," fügte der hinter dem Knaben
stehende Inspector, seinen Herr verstänonißuoll anblickend, hinzu.
„Und was möchtest Dil denn gern werden?" fragte der Gutsherr, dem
Knaben in die hellen Augen blickend.
„Ich möchte Doctor werden und allen Menschen helfen können!" rief
Peter mit viel zn lauter Stimme, ohne sich auch nur eine Secunde zu be-
sinnen.
„Schrei nicht so, Junge," flüsterte ihm sein alter Freund zu.
Peter wiederholte leiser: „Doctor möchte ich werden."
„Doctor?" sagte erstaunt der Gutsherr. „Wie kommt der Innge
auf den Gedanken?"
Da sich diese Frage an den Inspector richtete, ergriff dieser die Ge-
legenheit, möglichst ansfttlMch seinem Herrn zu berichten, wie der Peter
schon von jeher, wo es etwas zu helfen gab, ob bei Krankheit, ob bei
Verwundung, hülfreiche Hand geleistet habe. „Er zieht Ihnen einen Splitter
aus der Haut, ohne daß Sie es merken, und säße er noch so tief, klebt
Pflaster und streicht Etilem die Gichtschmerzen weg, wie der beste Wund-
arzt. Uud ich selbst habe es erlebt, Herr Baron, daß, wenn der Junge
zu so einem tranken Kinde hier unter uns Dorfleuten in's Zimmer tritt,
wie das Kind, das bei Doctor und Eltern sich sträubte, die bittere Medicin
einzunehmen, sie von Peters Hand mit lächelndem Munde herunterschluckte,
als wäre es süße Limonade. Der Junge hat so etwas an sich, wie ge-
sagt, so etwas Sonniges."
Während der Alte so sprach, blickte Peter errüthend vor sich hin auf
die großen Schnörkel und Arabesken des Tcppichmusters. Es waren grüne
nnd rothe Ringel, die abwechselten. Die Sonnenstrahlen spielten auf dem
Teppich und hüpften hin und her zu den Füßen der drei Menfchen.
„Wenn inein Wunsch in Erfüllung gebt," dachte Peter, „fo bleiben

die Strahlen auf dem rochen Fleckchen bei des Herrn Narons rechtem Stiefel stehen, sobald er mit mir spricht." Und er bewachte nun mit aufmerksamen Vlicken das Plätzchen.
„Soviel es in meiner Kraft steht, will ich für den Jungen sorgen," sagte nun der Gutsherr. „Aber ich bin nicht reich genug, um alle Kosten für die lange Studienzeit, die zur Erfüllung feines Wunfches nöthig. ist, zn bestreiten. Vorläufig bringen wir ihn einmal in die Stadt auf das Gymnasium, dann wollen wir weiter sehen. Bist Du damit zufrieden, Peter?" wandte er sich nun an den Jungen.
Des Knaben Gesicht erglänzte vor Freude und Glück, denn der bewußte rothe Teppichfleck war hell beschienen, und die Sonne wich nicht mehr von dem Platze. Er wußte nun in seiner Seele, daß sein Herzenswunsch in Erfüllung gehen würde, und daß heute der erste Schritt auf dein Wege gethan war, der ihn an fein Ziel führen follte. In die Stadt! Auf's Gymnasium! Was wird die Kathrin dazu sagen!
Die Thür öffnete sich leise, und eine Frauenstimme rief:
„Georg, das Frühstück wartet!"
Es war die Gemahlin des Gutsherrn.
„Tritt nur ein, Elisabeth," sagte dieser. „Sieh Dir einmal diesen Jungen hier an. Das ist der Peter Jansen, von dem unser Kern nns schon so oft berichtet hat. Du weißt, der Waifenknabe, dem vor elf Jahren die Eltern anf dem Felde erfchlagen worden sind."
Theilnehmend trat eine hohe Frauengestalt näher, und Peter fühlte ein paar freundliche niilde Augen auf sich ruhen. Eine schmale Hand streckte sich ihm entgegen, die Peter herzlich schütteln wollte; aber Kern flüsterte ihm zu:
„Junge, Hab Anstand, küß die Hand!"
Peter folgte der Weifung und benahm sich so geschickt und manierlich, als wäre er es gar nicht anders gewöhnt. Darauf fagte die vornehme Dame etwas in einer fremden Sprache zu ihrem Manne, das Peter natürlich nicht verstand. Aber er fühlte, daß es etwas Freundliches war, denn Worte, die aus dem Herzen kommen, sind für Menschen, die einen Sonnenstrahl in sich haben, selbst in fremden Sprachen verständlich.
Es wurde nun noch beschlossen, daß, da keine Zeit zu verlieren war, falls Peter später studiren solle, der Junge so bald als irgend möglich in die Stadt aufs Gymnasium gebracht werde. Zwei Jahre war er so wie so schon für den Gymnasial-Unterricht zurück, und es war fraglich, ob er diefe durch Fleiß und Begabung einholen könne. Das Geld für Unterhalt und Schule wollte vorläufig, für die ersten Jahre, die Gntshen-schaft selbst zahlen, aber ohne Verpflichtung für die Zukunft.
Nachdem Alles das vereinbart worden war, und der Inspcctor nun gedankenvoll, seinen Schützling zur Seite, durch den Schloßpark schritt, bemerkte er nicht — sie waren bereits unweit des Ausganges — wie leichte

schnelle Schritte sich ihnen näherten. Peter aber hatte die schritte ver-
nommen »nd hlieb, sich Hinwendend, stehen. La kam in wilder Hast, als
wäre sie verfolgt, das reitendste kleine Mädchen, das er je in seinem Leben
gesehen hatte, den breiten sich etwa? senkenden Weg vom Schloß, den sie
wehen zurückgelegt hatten, dahergelaufen. Als das Kind den fremden
Jungen sah, achtete es nicht auf seine Füße, stolperte und hätte sich auf
dem scharfen Kies sicherlich beim Fallen recht weh gethan, hätte Peter, die
Gefahr bemerkend, es nicht schnell und sicher aufgefangen. Nun blieb auch
der Inspector stehen und begrüßte seine kleine Freundin, die einzige vier-
jährige Tochter der Schloßherrfchaft, erfreut und erstaunt.
Die kleine Erna hatte sich von ihrer Bonne frei gemacht und war.
eine nach Kinderart ohne Stiel ahgernpfte Blume fest im Händchen haltend,
dem Infpector nachgelaufen. Tiefer nahm dankend die Blume und fragte,
indem er dieselbe im Knopfloch feines Sonntagsrocke-) befestigte:
„Aber Ernachen, wo hast Tu denn Deine Donna gelassen?"
Ernachen antwortete aber nicht. Sic sah mit ihren großen braunen
Augen den fremden Jungen an, der, die Mühe respectvoll in der Hand, da
vor ihr stand und gar nicht die glühenden Sonnenstrahlen zu fühlen schien,
die auf seineil kurzgeschorenen kugelrunden Kopf brannten. Denn auch er
blickte auf da? kleine Mädchen mit staunender Bewunderung. Was war
denn das, was da in den Auge» deo Kinde? so seltsam ihm entgegeuleuchtete?
So hatte ihn noch Niemand angesehen. Es war ihm, als könnte er nun endlich
das, was er bisher nur stets im Herzen empfunden hatte, leibhaftig vor sich
sehen. So wann, wie es da au« den Augen strahlte, so warm strahlte auch der
^onnenelf in seinem Herzen. Die kleine Erna, das suhlte er urplötzlich, hatte
etwas von ihm. Und während so im stummen Anschauen der beiden Menschen
kinder sich die zwei gefangenen Sounenelfen gefchwisterlich grüßten, kam auck
schon die Wärterin Erna« mit böser Miene uud großen Schritten heran. Sie
faßte das Kind unsanft bei der Hand und zog es scheltend mit sich fort.
Kurz bevor sie das Wirthchans erreichten, blieb Kern plötzlich stehen,
klopfte Peter auf die Schulter und sagte ernster als es sonst seine Gewohn-
heit war:
„Mein Junge, das ist he»! ein großer Tag für Dich. Dein ^eden
bekommt eine vornehme Wendung. Tu wirst hoffentlich meine Erwartungen
nicht täuschen und ein großer Mann werde». Ich sehe Dich vielleicht nicht
wieder, wenn Du einmal gegangen bist; aber vergiß nicht den September-
tag, an dem wir zwei Neid' den wichtigsten Schritt für Deine Zukunft ge
than haben. Hörst Du, Junge?"
Etwas Wichtiges! Herr Gott ja! Da fiel es dem Peter erst wieder
ein: daß er fort mutzte in die Stadt, lernen, studircn; und er hatte in den
letzten zehn Minuten nur darüber nachgedacht, ob die kleine Erna wohl noch
arg gescholten worden fei. —

vei -onnenelf, <<?
Zehn Jahre vergehen schnell bei fleißiger Arbeit. Wir finden den nun
zweiundzwanzigjährigen jungen als Assistenten eines vielbeschäftigten Arztes
in der Stadt wieder. Er' hatte es auch hier durch seiu Wesen und seine
Begabung verstanden, sich Freunde und Gönner zu erwerben, die ihm
nützten und ihn gern an sich fesselten. Nur wenige Jahre waren ihm die
Unterstützungen von Seiten der freundlichen Gutsherrschaft zugeflossen.
Der plötzliche Tod des Varons hatte die Vennögensverhältnisse der Wittwe
sehr verändert. Sie war genöthigt gewesen, das Gut zn verkaufen, und
liebte nun mit ihrer Tochter bei Verwandten in einem fern gelegenen
Ort, den Peter nicht kannte. Er hatte Erna nicht wiedergefehen. Aber
auch der Wirth, Kathrins Vater, war gestorben und hatte sein recht an-
sehnliches Besitzthum seiner einzigen Tochter überlassen. Kathrin, die
reiche Erbin, konnte sich wohl den Lurus gestatten, ihren jüngeren Pflege-
bruder ausbilden zu lassen, und sie, die sonst wegen ihres Geizes und un-
freundlichen Wesens wenig beliebte Person, gab mit vollen Händen ohne
Murren Alles, was Peter zur Vollendung seiner Studien brauchte. Peter
rührte diese Güte für ihn tief, und er war ihr von Herzen dankbar. Einst,
so hoffte er, würde er ihr Alles, was sie an ihm gethan hatte, vergelten.
Um fo fleißiger arbeitete er, um fo heißer erstrebte und verfolgte er die
höchsten Ziele und Pläne, die er sich uorgezeichnet hatte.
Und wieder sind zehn Jahre verflossen. Kathrin hat ihre Wirtschaft
verkauft und ist zu Peter in die Stadt gezogen, der nicht mehr der kleine
Bruder ist, sondern der bekannte und berühmte Professor der Augenheilkunde
Dr. Ianfen und außerdem noch ihr Gemahl.
Ja, fo geht's manchmal in der Welt! Tie Kathrin hatte soviel für
ihn gethan und stand so allein in der Welt, und der Peter, der muhte,
daß sie Niemand hatte als ihn, und daß sie ihn auf ihre Weife innig liebte
und darunter litt. Und er, der keinen Menschen leiden sehen konnte, der
Glück und Segen verbreitete wohin er kam, er verließ die Kathrin nicht,
nahm sie zu sich und machte die um acht Jahre ältere, gar nicht schöne,
etwas verbitterte Pflegeschwester zn seiner Frau, in der Hoffnung, durch
Güte, Schutz und Ehren ihr seine Dankbarkeit zu beweisen, ihr zu vergelten,
was sie an ihm gethan, sie glücklich zu machen. Aber geradeso wie es
Menschen giebt, die das Glück in sich tragen und das Veoürfniß fühlen,
ihren Nächsten davon mitzutheilen, so giebt es Menschen, deren Herz sich
für alles Freundliche, Sonnige dieser Erde verschließt, nüchterne, selbstsüchtige
Naturen, die nur das Häßliche in andern Menschen wittern und für das
Gute nnd Edle blind, sind oder blind sein wollen. Zu denen gehötte iinthrin.
Obgleich sie Peter liebte, war sie dennoch nicht glücklich als feine Frau.
Sie verstand ihn nicht. In ihrer Seele war es dunkel, während bei ihm
Alles Helles Licht war. Seine Menschenliebe, sein hülfsbereites Wesen
ärgerten sie; er gehörte ja nicht ihr, meinte sie, sundern Allen, und das
verdroß sie. Wenn Peter müde des Abends ihr gegenüber saß und sich

Nlit dem wunderbaren Leuchten, das Peter seit jenem Septembertage vor zwanzig Jahren bei keinem andern Menschen wiedergesehen noch empfunden hatte, und das ihm nun das Herz plötzlich mit einem Glück erfüllte, mit einer Freude . . .
Es war gut, daß er in feinem fchweren Berufe gelernt hatte, sich zu beherrschen, denn nur so konnte er mit ruhigen klaren Worten seine Ansicht über das Leiden der Baronin aussprechen und Anordnungen sür die Behandlung der Patientin treffen, die, da eine Operation nothwendig war, sofort in feine Privatklinik aufgenommen werden sollte, ohne daß die beiden Frauen merkten, was in der Seele des großen schlanken Mannes mit den freundlichen blauen Augen vorging. Als sie sich aber von Jansen für heute verabschiedet und, vom Assistenten geführt, in das ihnen angewiesene Zimmer der Klinik begeben hatten, da konnte die arme Kranke nicht Worte genug finden, die Güte und Dheilnahmc des berühmten Arztes zu preisen, und immer wieder mußte sie Erna erzählen, wie ermuthigend, beglückend er auf ihr Gemüth gewirkt, wie fein Zufpruch, ja fchon das Auflegen feiner weichen Hand sie beruhigt hatte. Erna hörte lächelnd die dankerfüllten hoffnungsvollen Reden ihrer Mutter mit an und fchwieg. Auch ihr war anders zu Muthe, feitdem sie Peter Jansen gesehen; aber sie wußte nicht, was es war, daß sie immer wieder und wieder an den Arzt ihrer Mutter denken mußte, und warum sie, die sonst so Geduldige, deu andern borgen, an dem er zu kommen versprochen hatte, so herbeisehnte.
Peter stand einige Secnnden allein mitten im Zimmer und blickte sinnend auf die Dhür, die sich soeben hinter den Rainen geschlossen hatte. Tann trat er an das große Buch, iu das der Assistent die Namen der Patienten einzutragen pflegte.
Da stand, was eine ahnungsvolle innere Stimme ihm bereits verrathen hatte, der Name seiner einstigen Gntsherrschaft. Die Baronin Elisabeth, die ihn einst so gütig angeblickt, als er vor dem Baron erklärt hatte, daß er „Doctor" werden wolle! Diese milden freundlichen Augen, deren Licht feit Jahren erloschen war, sollte er heilen! Und das schöne hochgewachsene braunäugige Mädchen, deren schmale Hand er eben so vertrauensvoll in der seinen gefühlt hatte, und deren fonnigen Blick er nicht mehr vergessen konnte, war Erna, die kleine Erna!
Er setzte sich nieder. Eine Welt von Erinnerungen kam über ihn.
Er sah sich wieder im Zimmer des Barons stehen, wie damals blickte er vor sich hin auf den Teppich mit den rothen und grünen Flecken, und wie damals hufchten die Sonnenstrahlen auf den» Muster dahiu. lind wie einst der Knabe, so richtete jetzt der Mann eine Frage an das Schicksal, eine Frage, die jetzt sein ganzes Wesen beherrschte: Wird.mir die Operation gelingen? Werde ich dies fast hoffnungslose Leiden der Frau meines Wohlthäters heilen? Und wie damals blieben die Sonnenstrahlen auf

dem rotben Denvichsseck Neben. Peter erhob sich und trat heiter lächelnd
seinen» Assistenten entgegen.
„Nun. sind die Damen aut untergebracht? Ich werde heute Abend
nach zu ihnen neben und mich versönlicb davon über,euaen. denn schon
moraen frübׅ will ich die Operation vornehmen. Für heute schließen wir
die Sprechstunde."
„l^<bon moraen, Herr Professor? Aber mir hatten für mnrien und
die nä<Men ^a?e bereits jede Stunde vergeben," wagte der junge Arzt
zu bemerken.
„Alle Andern mWen warten, me'n lieber, h'er ist feine ?ett mehr
zu verlieren: die Ebon<-en für ein olü^I'mes Nestlltat l'vd so w'e so nur
gerinne. Auf Wiederseben. morgen um »ebn Ubr in« Operationssaal!"
Peter verließ freundlich arüßend das Himmer.
Kathrin batte beut Abend fckwn wiederholt auf die Nbr aeseben. Das
Abendbrot stand seit einer Stunde bereit. So lanae batte Peter noch
nicht auf sich warten lassen. Aber brauen berübmter Männer lernen ae-
duldig sein, und Kntbrin mar klua genun, um sich in die bei einem Arzte
unvermeidliche Unm'mktlickikeit seiner .Häuslichkeit gegenüber zu schicken.
Neun Uhr war längst vorüber, als Peter endlich in's Wohnzimmer trat,
aber nicht ermüdet und angegri"en von zu großer Anstrengung, wie ge-
wöhnlich, sondern frischer und fröhlicher als je.
„Nathe einmal. Kathrin, wer heut ;u mir gekommen ist. Nein, Du
erräthst es nie, ich sag 's Dir lieber gleich selber: unsere Baronin Eliiabetb
mit ibrer kleinen Erna, das beißt mit einer großen, schönen, herrlichen . ."
Aber er konnte den Sah nicht beenden, denn Kntbrin sah ihn mit so
kalten bösen Augen an, daß!dem armen Peter das Wort 'in der Kehle
stecken blieb.
„Das ist also der Grund, warum Du so spät heimkommst? Und
ich Gans sitze hier und warte auf Dich, und mach mir allerlei Gedanken
über Dein Fernbleiben, während Du Dich mit einer ,ersten LiebV
amüsirst!"
„Ersten Liebe!" Peter mußte lachen, denn so schnell verlor er nicht
seine gute Laune, und es amüstrte ihn, wie Kathrin in ihrer Uebcrtreibung
und instinctiven Eifersucht grab' das Nichtige getroffen batte. Denn daß
Erna seine erste Liebe gewesen war, das wusste er längst, und daß sie bi-5
her seine einzige gewesen, das wußte er seit heut Abend auch, da er über
eine Stunde bei Erna und ihrer Mutter gesessen und im glücklichen Gc
sprach zum ersten Mal vergessen hatte, daß ihn Kathrin daheim erwartete.
„Lach mich nur noch obendrein sttr meine Gutmüthigkeit aus!" fuhr
seine'Frau aufgebracht fort. „Ich forge mich um Dich, ich warte und
zähle die Minuten in langer Einsamkeit, und Du warst bei ihnen! Sag'
,'s frei heraus, Hab' ich nicht Necht?"

Peter, dem Zank und Streit in tiefster Seele verhalt war, und der
sein halbes Leben für frieden im Hause gegeben Wte, versuchte Kathrin
zu benlhigen. El- erzählte offen und ehrlich, wie es seine Art war, das?
er hoffe, die Baronin von einem schweren Augenübel zu heilen, daß die
Damen ihn nicht erkannt hätten und nicht ahnten, wer er sei, daß er aus
schier begreiflichem Interesse sich nach ihrem verganaenen Leben erkundigt
und herausgebracht habe, wie bescheiden und eingeschränkt die einst so
wohlhabenden Leute jetzt leben müßten, wie die vornehme so wohlerwogene
Erna fast ärmlich gekleidet ginge — dabei fiel sein Mick auf Kathrins
schweres Seidenkleid — und daß er Alles, was in seiner Macht stünde,
anwenden wolle, um den beiden brauen ihren Aufenthalt zu erleichtern.
Aber Kathrin wollte von dem Allen nichts hören. Sie kannte Veter aenua,
um zu wissen, daß ihre Reden ihn niemals davon abhalten würden, Wohl-
thaten zu erweisen. Sie schlug daher einen andern Ton an, von dem sie
wußte, daß er bei Peter mehr Erfolg haben würde.
„Tlm' nur, was Dir Dein Herz für Andere ni thun befiehlt. Du
hast ja eben nur Herz für Andere. Icb, Deine soviel ältere, von Dir und
aller Welt verlassene 5vrau will Dir mein Leid nicht mehr ?eiaen, will
still und einsam warten, bis Du zu mir Zurückkehrst, bis die Anden: Dich
freigeben." Und dabei wischte sich die einstmalige Gasiwirthstochter
sentimental wie eine Salondam? mit fihrem Serviettenzipfel eine Thräne
aus den Augen.
Veter schwieg und ging bald nach dem Nachtmahl schlafen, denn er
bedurfte ausgeruhter Nerven, nm mit sicherer Hand die schwierige Operation
am nächsten Tage zu vollbringen.
Und sie gelaug. Nach bang durchwachter Nacht und erwartungsvollen
ernsten Morgenstunden war endlich Alles glücklich vorüber. Die Baronin
lag im dunklen Zimmer mit fest verbundenen Au^en regungslos — so war
es befohlen worden. — An ihrem Lcmer neben ihr saß Erna, die Hände
gefaltet,, die Augen auf die Thür aerichtet, durch die der Arzt soeben ge-
gangen war. Ein Sonncnelf bemühte sich vergeblich, durch eine Svalte
derselben oder durch das Schlüsselloch hinein zu dränaen, es gelana ihm
nicht: nur der in Ernas Augen konnte des freien Bruders hellen Schein
von außen sehen.
Erna war glücklich. Jansen hatte ihr die feste Versicherung gegeben,
ihre Mutter würde in spätestens drei Wochen heimkehren können — sehend.
Ihr, die bereits alle Hoffnung auf Genesung aufgegeben hatte, schlug das
Herz zum Zerspringen. Wie dankbar war sie dem Manne, der ihr dieses
Glück bereitet hatte! Sie hätte ihm die Hände küssen mögen. Wie gut war
er nicht heut Morgen gewesen, als er ihre Angst bemerkte! Engelhaft gut ^
aber anders als gestern Abend. Und wie er von aller Welt verehrt und
geliebt wurde! Sie hatte im Wartezimmer und jetzt in der Klinik verschiedene

Patienten gesprochen. Alle waren voll des Lobes und liebender Verehrung und jeder pries die warme Herzlichkeit, mit der er Jeden, hoch oder niedrig, arm oder reich, gleich freundlich behandelte — „die wanne Herzlichkeit", die ja auch sie so wohlthätig empfand.

„Wenn der Professor durch die Krankenfäle geht, ist es gerat»' als ob die Tonne aufginge," hatte die Wärterin, die jetzt ihre Mutter zu pflegen hatte, gesagt. Aehnlich empfand Erna, wenn er in's Zimmer trat.

Nach zehn Tagen war die Heilung schon soweit vorgeschritten, daß die Binde von den Augen genoinmen werden konnte. Jansen that es felbst. Es war ein feierlicher Moment. Das des Sehens ungewohnte Auge bedurfte noch großer Schonung. Aber wer beschreibt die Seligkeit der beiden Frauen, als die Baronin zum ersten Mal, wenn auch noch durch schützende blaue Gläser, das über sie gebeugte freundliche Gesicht Jansens erkennen konnte.

Roch acht Tage, und Erna durfte ihre Mutter in dem schonen Garten der Klinik, den Peter' für seine tranken hatte anlegen lassen, spazieren führen.

Aber auch die Zeit der Abreife rückte näher, und obgleich Jansen den Termin so weit wie möglich hinausrückte und immer neue Gründe fand, um die Frauen zurückzuhalten, fo zählte ihre Anwesenheit dennoch nur nach Tagen.

Das war für Peter und Erna fchmerzlich. Beide hatten sich so cmeinder gewöhnt, daß der Gedanke an Trennung ihnen kanm mehr faßlich erschien.

Peter hatte zu den beiden Damen nie von seiner Frau gesprochen, Kathrin? Betragen am erste» Abend hielt ihn davon zurück, und die beiden Frauen, die mit Niemand verkehrten uud sprachen, wußten nicht, daß Peter verheirathct fei.

Es war am letzten Abend vor der Rückkehr in ihre Heimat. Trückende Schwüle herrfchte draußen und im Zimmer, an dessen geöffnetem Fenster Erna mit ihrer Mutter schweigend saß. Plötzlich verkündete ein dumpfes Rollen das Herannahen eines Wetters, und nun hob sich auch schon der staubauf^ wirbelnde Wind und fegte dichte graue Wolken die Straße entlang. Erna fchloß schnell das Fenster. Immer lauter und dröhnender grollte der Donner über ihren Häuptern, nnd plötzlich durchzuckte ein gelber fahler Blitzstrahl die finstere schwere Masse am Himmel. Fast gleichzeitig wurde die Stubenthllr geöffnet, und die hohe Gestalt des Arztes trat in das dunkle Zimmer.

Er begrüßte die Damen freundlich und nahm neben der Baronin, deren Hand er, wie es feine Gewohnheit war, liebevoll in der feinigen behielt, Platz.

Aber es wollte zu keiner rechten Unterhaltung kommen; wie die Gewitterschwüle draußen, so lagerte sich der Gedanke an die bevorstehende Trennung auf die Gemüther der drei Menschen, die sich so lieb gewonnen hatten. Nachdem sie einige oberflächliche Redensarten gewechselt hatten, schwiegen alle Drei. Da leuchtete das Zimmer plötzlich wieder grell auf, «nd gleichzeitig knatterte in erschreckender Weise ein furchtbarer Donnerfchlng, der das Haus erbeben machte.

„Das hat eingeschlagen!" rief erbleichend Erna.

„Ich glaube auch," sagte Peter ernst. „Fürchten Sie sich, Baronin?
Ihre Hand zittert," fügte er sich nu Ernas Mutter wendend hinzu.
„Wenn ich ehrlich sein soll, ja. So ein Schlag kann doch ein ent-
setzliches Unglück anrichten. Ich erriuncre mich deutlich eines, sehr, sehr
traurigen Falles auf dem Gute meineo Mannes. Weißt Du noch, Ernas
Die Eltern jenes Knaben — wie hieß er doch?"
Erna antwortete nicht. Peter strich leise über die Hand der alten
Fran und sagte nichts.
„Dem die Eltern — es waren arme Tagelöhnersleute — auf dem
Felde erschlagen wurden," fuhr diese fort. „Mein Mann interessirte sich
für den Knaben. Wir haben nie wieder etwas von ihm gehört. Wie hieß
er doch?"
Sie sann nach.
„Ich glaube, Peter war sein Vorname," sagte Erna nach kurzem
Sinnen.
„Ja richtig, Peter Jansen," rief nun erfreut, den Namen gefunden
zu haben, die Baronin.
Aber plötzlich stutzte sie.
„Peter Jansen!" wiederholte Erna, den Arzt anblickend. „Aber Pro-
fessor, ist das nicht auch Ihr Name?"
„Ja," erwiderte Peter ruhig. „Und gerad' jetzt vor einuudd^eißig
Jahren sind meine Eltern auf dem Felde vom Blitz erschlagen worden.
Während weniger Secunden hörte man nur das Rauschen des Regens
draußen. Die drei Menschen, die da im dunklen Zimmer vereint saßen,
sprachen nicht.
Jetzt «erstanden die Frauen das unermüdliche Interesse, die Bevor-
zugung und stete grenzenlose Güte, mit der sie von dem berühmten Arzte
behandelt worden waren.
Daß Peter an diesem letzten Abend die Stunde der Nücklehr vergaß,
ist wohl begreiflich für nns, die wir wissen, wie herzlich er Erna vom ersten
Augenblicke ihrer Bekanntschaft ergeben war, und mit welch inniger Ver-
ehrung diese an ihm hing. Aber Kathrin konnte nnd wollte das nicht be-
greifen, und von Unruhe nnd Eifersucht getrieben lief sie trotz Regen und
Wetter hinaus über die Straße in die Klinik, um ihren Mann von da,
wo sie ihn uermuthct hatte, zu holen. Ein Beamter rief Jansen von den
Damen. Nach langem innigem Händedruck schied er.
„Mama, du darfst uicht weinen, das schadet Deinen Äugen," sagte
Erna, sich selber die Augen trockueud, als Peter gegangen war. Dieser
ging, das Herz voll Wehmuth, den Kopf gesenkt, über den langen Eorridor
der Anstalt dem Ausgang zu. Donner und Blitz hatten aufgehört, aber
es regnete noch in Strömen. Am Hausthor stand eine ihn» wohlbekannte
Frauengestalt.

„Wre Dich einst meine Mutter in« Ziegen geholt hat, so hol' ich Dich nun," sagte Kathrin.
Peter antwortete nicht, und beide gingen heim.
Am andern Morgen verließen Erna und ihre Mutter die Mint und die Stadt. Peters Wagen fuhr sie zur Bahn. Er selbst ließ sich ent- schuldigen. Es waren neue schwere Patienten angekommen; und während Erna sich mit Windeseile von dem Orte entfernte, wo ihr ganzes Herz hin- gehörte, saß Jansen in seinem Eonsultationszimmer ernster als sonst, denn die Sonnenstrahlen, die er inftinctiv befragt hatte, ob er Erna wieder- sehen würde, waren diesmal auf dem grünen Deppichstreifcn stehen ge- blieben.
Von nun arbeitete Peter mit womöglich noch mehr Fleiß uud Energie. Seine milde Güte und harmlose Heiterkeit beglückte Alle, die in seine Nähe kamen. Er vergaß Erna nicht, ihr Bild blieb in seinem Herzen; aber er machte es sich nun zur Aufgabe, seiner Frau für die Liebe, die er ihr nicht mehr geben tonnte, durch mildeste Nachsicht Ersatz zu bieten. Mr ihre guten Eigenschaften vergegenwärtigte er sich, nur an den Dank, den er ihr schuldete, dachte er. Und so gelang es ihm, auch diese dunkel ge- stimmte Seele allmählich der helleren sonnigen Seite des Lebens zuzuwenden; auch sie tonnte sich nicht der echten wannen Herzensgüte seines Wesens, dem Einfluß des gefaugeneu Sonnenstrahls verschließen.
Aber er arbeitete zu viel. Rastlos thätig, immer nur au Ändere denkend und glücklich in seinem Berufe, achtete er nicht auf feine eigene Gesundheit. Er wurde plötzlich leidend und bedurfte dringend der Er- holung. Eine unbezwingbare Sehnsucht trieb ihn zurück in sein Hcimats- dorf. Er konnte nicht widerstehen. Sein alter Freund, der Infpector Jacob Kern, war längst gestorben und lag draußen anf dem Friedhof an der Kirche, den fand Peter nicht mehr. Aber an der Stelle, an der die Hütte seiner Eltern gestandeil hatte, ließ Jansen sich ein kleines Landhaus errichten, das er bezog. Da saß nun der bekannte und berühmte Arzt unter dein großen Lindenbaum, unter dem er dereinst als Kind im Korb- wagen gespielt hatte, und blickte träumerisch hinauf in die grünen Fweige, in denen die goldenen Sonnenstrahlen leuchteten, uud dachte über sein wunderbares ^eben nach und wie sich Alles so glücklich für ihn gestaltet hatte. Und ein unendliches Sehnen, wie er es in der Kindheit Tagen empfunden hatte, ergriff ihn wieder, und es war ihm, als follte ihm das Herz fpringen. Immer heißer und leuchtender fenkten sich die Strahlen auf rhu herab. Kamen sie, den gefangenen Bruder in Peters Herzen zu holend
Es war an einein wannen Sommerabend, als Janfen wieder einmal, mild lächelnd, die Äugen geschlossen, ganz von Licht umflossen, auf feinem gewölmlichen Platz unter der Linde saß. Die Vorübergehenden und sein Diener glaubten, er schliefe. Als aber die Sonne in ihr Wolkenben stieg

Der Tillum. »on Hans Vlalart.
Au«: «üolenberg, Ti« Münchenli Maln^chule ftit dem I°h« l«?l.
?l»id und Lud, XI.II. II?.
L. A.
Seemmm,
9
Leipz',,

V

auf ihn zurÃ¼ck. Cr Halle die Leitung der MÃ¼nchenÂ« Akademie von 1874 bis an
seinen Tod, der im Jahre 1886 erfolgte. Die Leistungen seines Nachfolgers Friedrich
ÃŸ ^>
August von Kaulbach als Lehrer und Leiler der Akademie entziehen sich noch gÃ¤n;!ich
dei geschichtlichen Tarstellung,
Wenn auck neben der ThÃ¤ligteit Cornelius' und seiner Schule die Genremalerei
.>
0'

In d!i Kilchl, v°n Wühllm Leibl,
?>»«: Molen b c ig. 2>, Nünchiner Äünlcrlchule !«>< dim Iahie l»7i. V, N, kiemann. Le>»z>g,

nud die Landschaft ein recht lebhaftes Dasein fortführte, — vertreten durch mehrere Mit-
glieder der Familie Adam, deren berühmtester Sproß Franz Adam d. I. war, durch
den Humoristen Carl Spihweg, durch Morgenstern, Xylnnder, Schleich, Volh, Adolf
Lier, Richard Zimmermann ». A. — ist die völlige Ueberwindung Cornelinnischer
Traditionen doch erst durch Pilotu und seine Schüler erfolgt. Ein Blick auf die statt-
liche Reihe seiner hervorragendsten Schüler bestätigt dies.
Pilot>>s koloristische Bestrebungen haben ihren Fortsetzei und glänzendsten Vertreter
in Hans Makart gefunden, der nach dieser Richtung hin nicht blos über den Meister hin-
ausging, sondern ihm auch in vieler Hinsicht übertraf. Im vollen Gegensätze zu Makart
vertritt sein Altersgenosse Gabriel Max, welcher zwei Jahre später als jener in das
Atelier Pilotus nach München kam, das rein Geistige, bis zur trankhaften Empfindsamkeit
gesteigerte, sensitive Element: aber auch er verlor das eigentlich Malerische nie aus dem
Auge. Ein drittes mächtiges Talent aus der Pilotu-Schule ist Franz Lenbach. „In
ihm," sagt Rosenberg, „fand eine große Zeit den rechte» Maler, der genialen Persön-
lichkeiten mit congeuialer Kraft entgegenkam," Lenbach ist nächst Makart das größte
malerische Talent, welches aus der Pilotu-Schule hervorgegangen.
Bei den übrigen Schülern liegt der Schwerpunkt des Schaffens in dem Stoff, den
ein jeder mit größerem oder geringerem Aufwand der Individualisirungskunst behandelte
oder entdeckte. Der Ti>roler Franz Defregger ist einer von den glücklichsten Findern
neu« Pfade. Während aber Defregger, ein Sohn des Volkes, besonders die heitere Seite
seines Stammes in V>ldern schilderte, griff Matthias Schmid tiefer in das Leben Tirols
hinein und legte aucki den bitteren Kern blos, welcher unter Jodeln uud Iithcrspiel,
unter Iägerlust und Schuhplattltanz verborgen liegt. Verwandt mit Defregger und
Schmid sind Alois Gab!, Eduard Kurzbauer und Adolf Eberle, die gleichfalls ans der
Schule Pilutus hervorgegangen sind. Auch der erste erfolgreichste und fruchtbarste Humorist
der Pilot!,-Schu!e — Eduard Grützner — hat die populären Figuren feiner zahlreichen
Genrebilder wohl mehr auf dem Lande als unter den Hauptslädtischen Modellen ge-
funden. Sein besonderes Gebiet sind die Bilder aus dem Stillleben der Mönche, deren
Zahl sich auf 4s) bis 50 belaufen mag. Sie führen uns die heiligen Männer meist in
Situationen und bei Beschäftigungen vor, welche nicht unbedingt zu einem gottgefälligen
Nascin gehören. — Während Grützner ab und zu in die Kreise der Bauern und Jäger
hineingriff, habeil zwei andere seiner Schulgenossen, Karl Rau und Josef Wöpfner, ihre
Motive fast ausschließlich dem Leben der Landleute, Fischer uud Jäger entlehnt. In
den hervorragenden Malern aus der Pilotu-Schule gehört auch Wilhelm Leibl aus Köln.
Leibl legt das Hauptgewicht auf die zeichnerische Durchführung aller Einzelheiten bei
möglichst klarer blanker Färbung. Rosenberg meint: wenn man sich die Schüler des
Meisters in einer langen Reihe aufgestellt beult und Lenbach den einen äußersten
"Punkt dieser Linie einnehmen läßt, so müßte Leibl auf dem entgegengesetzten Punkte
stehen. Charakteristisch für seine Thätigkeit ist das berühmte Bild, welches drei Frauen
,,in der Kirche' darstellt.
Die Historienmalerei im großen Stil ist in der Piloty-Schule, so weit sie in
München ihren Sitz erhielt, nicht in dem Maße gepflegt worden, als man nach der
Wirksamkeit ihres Hauptes hätte erwarten dürfen. Noch sind in dem vorliegenden Hefte
die zahlreichen Schüler Pilotys nicht erschöpft, und wir werden durch die zu erwartenden
folgenden Hefte von der Bedeutung des Meisters,und seine« großen Einflusses noch
mehr überzeugt werden. So findet die Geschichte der Münchener Malerschule ihren
Ausgangs- und Mittelpunkt in einer großen Persönlichkeit und beweist auf's Neue die
Wechselwirkung de« Zeitgeistes und eines mächtigen schöpferischen Talents.
Rosenbergs Tarstellung ist in Anordnung und Stil vortrefflich. Seine Urtheile
sind sicher, ohne mit jener apodiktischen Bestimmtheit aufzutreten, die in der Kunst nur
eine Richtung anerkennt und alles außer ihr Liegende verdammt. Er besitzt die
Fähigkeit, jede Individualität abzuschätzen und den richtigen Gesichtspunkt für die Ne»
urtheilung jeder Leistung zu gewinnen. Pechts und Rosenberg« Werte werden viel
zum Versländniß der künstlerischen Strömungen der Gegenwart beitragen. ^.. V.

Hermann Heiberg.

Erst wenige Jahre sind es, da lärmte die deutsche Literatur kaum den Namen Hermann Hciberg, jetzt bezeichnet er einen der meistgelesenen Autoren der Gegenwart. Uns liegen fünf Bände einer Gesammtausgabe seiner Werte vor (Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig) von denen der erste eine Reihe „Ernsthafter Geschichten", der zweite und dritte unter den Titeln „Ausgelobt" und „Die goldene Scvlange" zusammenhängende Erzählungen, der vierte und fünfte wiederum „Novellen" enthält. Es ist bekannt, daß sick Heiberg in seinen neueren Schöpfungen „Apotheker Heinrich", „Esthers Ehe" u. A. mehr auf die breite Nasi« de« Nomons gestellt ha». Ein abschließendes Bild seines dichterischen Schaffens bietet daher der Inhalt der vorerwähnten fünf Bände noch nicht. Wohl aber läßt er zur Geniige die dichterische Eigenart Heibergs, ihre Vorzüge und Fehler, ihr« Kraft und ihre Grenzen erkennen. Heiberg gehört zur modern lealisnschrn Schule. Er hat den Muth, das Leben zu sehen wie es ist, und die «fähigteit, es zu schildern, wie er es gesehen, aber er hat — vielen anderen Gleichstrebenden gegenüber — noch etwas anderes voraus: wir möchten es ein ästhetisches Gewissen nennen. Was Hciberg schildert, ist wahr, aber er fühlt sich darum nicht veranlaßt, Alles was leider Gottes wahr ist, zum Gegenstand seiner Schilderung zu malten. Er weift dem Menschenherzen seinen geheimsten Pulsschlag abzulauschen und weiß uns zu sagen, wie es jauchzt und jubelt, und dann wieder, wie es stürmt in seinen Tiefen, und wie es verzweifelt und brich:, aber er vermeidet es, in die Abgründe des Lebens hinabzusteigen und verschmäht es, den Fuß in den Schmutz der Gasse zu setzen. Ein besonderer Vorzug liegt in »er Feinheit, man möchte fast sagen Zartheit seiner Charakterschilderungen. Er weiß seinen Figuren die kleinsten Züge und leisesten Regungen abzulauschen und gruppirt sie geschickt zu einem wirkungsvollen Ganzen. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß er manchmal auch ein wenig zu weit geht in dieser Detailmalerei, und daß dadurch Längen entstehen, die das Interesse des Lesers erlahmen machen. Dazu kummt, daß es Heiberg nicht gegeben ist, durch kunstvolles Knüpfen und Lösen verschlungener Fäden Spannung zu erregen, er schildert lieber das Nacheinander der Dinge, als deren Ineinandergreifen und sich überstürzende Flucht. Diesen Stempel tragen auch die beiden vorgenannten größeren Erzählungen „Die goldene Schlange" und „Ausgetobt". Neide sind sie weil mehr die Zusammenfassung einer Mehrheit verschiedener Geschichten als einheitliche, nach einem festen Plane angelegte und durchgeführte Einzelcrzählungen. Wir haben uns schon in diesen wenigen Zeilen dagegen verwahrt, in ein abschließendes Urtheil über Heibcrgs Gesarnmtleistnngen zu geben, aber es will uns doch scheinen, als ob bereits aus dem verschiedenen Vollwerrh des letztbezeichneten 2. und 3. Bandes der bisherigen Sammlung, gegenüber den drei anderen, nur kleinere Novellen enthaltenden Bänden ein deutlicher Hinweis auf den Schwerpunkt von Heiberg« künstlerischem Schaffen zu entnehmen sei. Derselbe liegt augenscheinlich in der Novelle und zwar in der kurzen, skizzenhaften, »vir möchten sagen studienartigen Novelle, die den Leser oft mehr ahnen läßt als sie ihm sagt: stets aber in meisterhafter Weise die vom Dichter gewollte Stimmung erzeugt. , Frau Eva", „Sturmfluth", „Im Liebesrausch" und „Hinter der Düne" sind Cabinetstiickchen dieser Art und ein in schlichtester Einfachheit wunderbar ergreifendes Stimmungsbild ist die letzte Novelle im 4. Bande. ,,.I«T «lsker vix". In sonniger Kinderzcit hat das kleinegoldhaarige Mädchen dem Knaben die Worte zum ersten Mal gesagt „^ elzker viss", das dänische „Ich liebe Dich". Und als er als Jüngling hinauszog in die Welt, da gab sie sie ihm zum zweiten Mal mit auf den Weg, und sie sind ihm ein Talisman geblieben auf demselben, wie weit ab er auch führte vin dem ihren, und jetzt noch, wo fic längst das Weib eines Anderen und er ein cinfamcr gereifter Mann, da ziehen ihm wieder und imnier wieder die zärtlichen, fremdklingenden Laute durch den Sinn, die einst sein .'inabenhcrz berauschten: „^^ «l3ll«.r Dix!" Hl.

Bibliographische Notizen.
Thalespcare « Literatur von Eugen
Reiche!. Stuttgart, Adolf Nonz «^
Comp.
Der Titel des vorliegenden Werkes,
welches sich als das Ergebniß jahrelangen
Fleißes, eindringenden Scharfsinns und
reichster Gelehrsamkeit darstellt, entspricht
nicht recht dem Inhalte; es sind vielmehr
Studien über Shakespeare und seine
Werke, die der Verfasser bietet, Studien
auf dem Gebiete der fogenannten höheren
Kritik. Als zuerst die „Baron-Frage"
auftauchte, erregte sie großes Aufsehen in
den Kreisen der Fachgelehrten, aber die
weiteren Folgerungen daraus zu ziehen,
wagte man doch nicht. Reichet geht also
mit Recht wieder auf seine frühere „kritische
Studie": „Wer schrieb das .Ruvuin 0r-
^ancm' von Francis Bacon?" zurück und
sucht zu erweisen, daß in der genannten
Schrift lein Originalwert, sondern eine
recht ungeschickte und rohe Ueberarbeitung
eines in ganz anderem Geiste geschriebenen
Buches überliefert fei. Auf diesem geist-
voll, aber doch künstlich hergestellten Boden
baut dann Reiche! eine außerordentlich
kühne Hypothese auf: derselbe Bacon soll
der Ueberarbeiter, richtiger der Verderbet
von »Shakespeares Nachlaß" gewesen sein;
dieser enthielt eine Reihe der wertvollsten
Fragmente, die Bacon in roher äußerlicher,
aber auch in absichtlich entstellender Weise
neu zusammengeschweißt hätte. Am deut-
lichsten sei diese Thätigleit noch an den
„Römerdramen" nachzuweisen, und das
veranlaßt den Verfasser zu dem Versuche
einer völligen Reconstruction des „Eorio-
lan". linier den sonstigen Stücken be-
handelt Reichet namentlich den „Hamlet"
eingehend; er entdeckt neben ganz grob
erfundenen Zügen allerdings auch Ge-
danken voll echter dichterifcher Genialität.
Diese weist er dann dem wahren Nichter
„William Shakespeare" zu, dem Freunde
Spensers, „der aber natürlich mit dem
William Shakspere (sie!) aus Stralford
nichts gemein hatte". Reichels Schluß-
worte: „Nicht ohne tiefe Trauer scheide
ich von meiner Arbeit, wie ich hoffe, daß
auch meine Leser nicht ohne Trauer das
Ergebniß meinerKritilen betrachten werden,"
sind uns aus der Seele gesprochen, aber
diese Trauer gilt nicht dem großen eng-
lischen Dichter, sondern dem deutschen
Kritiker, der so viel Geist, so viel Fleiß
und so viel Worte aufwandte, ohne uns
von der Richtigkeit seiner sachlichen Ent-
hüllungen überzeugen zu können. iv.
Michael Vibula. Roman von Richard
Voß. Stuttgart, Adolf BonzKComp.
Der fremdartige Stoff gewinnt in der
eigenartigen Behandlung des Dichters die
reizvollste Gestalt. Voß führt uns in ein
weltentlcgenes Dorf in den ungarischen
Karpathen, dort wo die Berge am wildesten
und schroffsten find. Die Bewohner jenes
Walddorfes nennen sich nicht Ungarn,
fondern Abkömmlinge der Römer, und
halten ihr Dorf für einen freien Ort, sich
selbst für freie Republikaner, kein Bauer
schickt seine Söhne zum Heeresdienst, keiner
fragt nach einem Herrn und nach andern
Gesetzen als denjenigen, welche uralte
Dokumente aus sagenhafter Vorzeit ihnen
verbriefen. Das Wundeibaiste aber ist,
daß man die kleine Felsenrepublit das
scheinen läßt, was sie zu sein behauptet,
sie ist eben von der Welt vergessen worden,
wie sie die Welt vergessen hat. Die charakte-
ristischen Eigenschaften dieses von Welt
und Leben ganz unberührten Volkes sind
seine heiße, wahrhaft leidenschaftliche Vater»
lands- und Freiheitsliebe und der finsterste,
furchtbarste Aberglaube, den sie iyre Reli-
gion nennen. Als eines der obersten Ge-
bote ihrer Religion betrachten sie den
Judenhaß, aber nicht den Judenhaß im

modernen Sinne, sondern jenen kindlichen uralten Haß, welcher dem Volle gilt, welches den Heiland gekreuzigt hat. Und an diese haßerfüllten Bauern wendet sich eine vertriebene Iudengemeinde, um Aufnahme und Ansiedelung bittend auf ihrem Grund und Boden, und sie wird ihnen gewährt, nicht etwa aus Barmherzigkeit, sondern aus Haß, um die Juden zu demüthigen und zu Sclavendiensten zu verwenden. Aus dieser Ansiedelung ergeben sich Kämpfe und Eonflicte, welche Voß in den beiden ersten Repräsentanten des Walddorfes zum Austrug bringt, in Michael Cibulo, dem eisten Bauern, und Stephan Dozana, dem Priester. Mit geradezu packender Wirkung schildert er die Leidenschaften und Seelenkämpfe dieser Naturmenschen, die mit elementarer Gewalt hervorbrechen, wild und ungebändigt wie der reißende Nach, der

sich von ihren Felsen stürzt. Michael Cibula ist lein Roman im landläufigen Sinne, er ist ein Seelengemälde von wahrhaft erschütternder Wirkung, dabei erfüllt von poetischen Schönheiten, namentlich in der Schilderung der großartigen und oft so furchtbaren Gebirgswclt. Voß ist eben ein Dichter, davon giebt Michael Cibula von Neuem Kunde. m«.

Forste« Trnde. Novelle von H. Waldcinnr, Elnttgart, Nud. Glaser K Co

Ein hübsches Erzählertalent besitzt H. Waldemar, an welchem anspruchslose l^müther, namentlich wohl junge Mädchen sich erfreuen werden. Nimmt es auch die Verfasserin mit psychologischer Vertiefung und Motivirung nicht gerade sehr genau, so wollm wir mit ihr deshalb nicht all zu streng in's Gericht gehen, da sie andererseits sich sehr lobenswerther Tendenzen bestrebt, die gerade für denjenigen Leserkreis, für welchen sie wohl hauptsächlich schreibt, von veredelndem Einstuft sein werden, mx.

Wildnisse »er Deutschen Kaiser van Karl dem Groszen bl« »aiser Wilhelm I. 53 Porträts nach Siegeln an Urkunden, nach Münzen, Grabmälern, Denkmälern und Ilriginnlbildnissen gezeichnet von Professor Heinrich Schneider u. A., nebst biographischen Umrissen für die reifere Jugend und das Haus erzählt von Dr. E. D. Mundv, Pochhammer. Gotha, Friedrich Andr. Perthes.

Schon die alte hochverdiente Firma Friedrich Perthes hat eine Reihe von deutschen Kaiscrbildern nach zuverlässigen Quellen anfertigen lassen, zu welchen der bekannte Historiker Friedrich Kohlrausch den.Tezt lieferte. Dieses Werl neu zu beleben und zeitgemäß umzugestalten war gewiß ein Gedanke zur guten Stunde. Selbstverständlich werden in dem Buche von Puchhammers leine neuen und selbst»ständigen Forschungen dargeboten, aber die reichen Erträge des bisher auf dem einschlägigen Gebiete Erarbeiteten werden in klarer übersichtlicher Form und lebendig ansprechendem Vortrag vor der Jugend ausgebreitet. Wohlthuend ist es, daß allenthalben das Charakteristische hervorgehoben, auch interessante chronitalische Nachrichten, sowie sinnreiche Sagen nicht übergangen werden, daß endlich auch die deutsche Poesie an besonders bezeichnenden Stellen hin und wieder ihre Stimme erklingen läßt. Den Geschichtserzählungen über die einzelnen Kaiser sind, wo es nolh »hat, Abschnitte allgemeiner Natur über die wichtigsten Fortschritte und Zustände culturhistorischer Art beigefügt. Die Fortführung der deutschen Kaiscrgcschichte bis auf die neueste Zeit giebt dem Vuche einen befriedigenden und erfreulichen Abschluß und eine erhebende patriotische Wirkung.

Lichtstrahlen aus Friedrichs des Großen Schriften gesammelt und übersetzt von E. Schröder. Halle a. S.. G. Tchwetschle'scher Verlag.

Die klaren, edlen Gedanken allgemeineren Inhalts, welche Friedrich der Große an verschiedenen Stellen seiner Schriften niedergelegt hat, zu sammeln und sie Jedermann zugänglich zu machen, war eine dankenswerthe Aufgabe, welche sich E. Schröder, bekannt als Herausgeben» von Werken Friedrichs des Großen, gestellt und mit vielem Geschick gelöst hat. Die Eintheilung nach Rubriken ist übersichtlich und wird das Auffuchen einzelner Citate sehr erleichtern. Wir stehen nicht an, das Weilchen Jedem, der sich in kurzer Frist einen Einblick in die Denkweise des großen Königs verschaffen will, zu empfehle», vb.

«lugust »an Sachsen <!553-1»8«.)

Eine Chllllllterstudie von Friedl. W.
Ebeling. Berlin, Heines Verlag.
Mit Hülfe des reichen Materials,
welches das königlich sächsische Haupt-
Staatsarchiv dem Verfasser darbot, hat
derselbe mit großein Fleiß und in klarer,
ansprechender Schilderung eilt Charakter-
bild des Kurfürsten August von Sachsen
zu zeichnen unternommen. Ebelings Dar-
stellung ist deshalb bemerkenswerth, weil
sie in sehr wesentlichen Zügen von der-
jenigen abweicht, welche die bisherige Ge-
schichtschreibung über den Bruder und
Nachfolger Moritz' von Sachsen verbreitet
hat. So gelangt denn der Verfasser zu
einem im Ganzen für den Charakter des
Kurfürsten August recht ungünstigen Refill-
tat, und macht zum großen Thcile für
die Bildung und Bethätigung derselben
den Einfluß verantwortlich, welchen die
Kulfürstin Anna zeitlebens auf ihren Ge-
mahl ausgeübt hat. Es ist bekannt, das,
diese Fürstin die Hauptschuld an der
Unterdrückung der milderen, den Ideen
Melanchthons folgenden protestantischen
Richtung trägt, und Ebeling führt nun

des Näheren aus, daß Kurfürst August, der nn und für sich für die streng lutherische Richtung nicht allzusehr eingenommen war, erst durch Einwirkung sein« Gemahlin allmählich mit jenem fanatischen Eifer für lutherisch»lirchliche Rechtgläubigleit erfüllt wurde, der das strenge Verfahren gegen die Philippisten herbeigeführt und damit die Zukunft des deutschen Protestantismus schwer gefährdet hat. Bei dieser, wie bei anderen Gelegenheiten nimmt der Ver» fasser Veranlassung, auf einen Vergleich zwischen den Brüdern Moritz und August einzugehen, wobei gebührendermaßen der Letztere durch den Retter des Protestan» tismus ganz in den Schatten gestellt wird. vd.

Nbendröthe Psychologische Netrachtungen. Von Paul Lnnzly. Berlin. Carl Dunckers Verlag (C. Heymons).

Eine Sammlung von Aphorismen. Netto 500 Stück. Interessant, elegant, stimmungsvoll, vornehm, miwnter groß- artig, immer geistreich. Diese Modewörter der Gegenwart, alle passen sie auf das Buch, welches all dies ist in dem modernen Sinne, den diese Wörter heute angenommen haben i es ist überhaupt durch und durch modern. Bei der aphoristischen Form ist es schwer, die dem Ganzen zu Grunde liegende Psychologie herauszufinden! wir möchten fast behaupten, es enthält von der Psychologie wenig, desto mehr aus der Pandorabllchse ethischer Paradoxe. Bei der Lectüre wurden wir lebhaft an das (im Aprilheft von Nord und Süd ange- zeigte) Nietzsche'sche Buch »Jenseits von Gut und Böse" erinnert. Das Werkchen näheit sich der Art der Originalgenies, welche den Original- und Kraftgenies der siebziger Jahre des vorigen Jahr- hunderts, ohne sie an Ursprünglichkeit irgendwie zu erreichen, in gewissem Sinne correspondiren, nur daß sie anstatt mit der Kraft mit der Nildung kokettiren und ebenso wie jene die Freiheit von der Schablone des Hergebrachten verwirklichen möchten, und die den Individualismus, das persönliche Fürgutbefinden in der Literatur daher oft geradezu entriren. Man kann diesen Zug der Originalgenies der Nildung deutlich verfolgen: er geht als Unterströmung unter aneeren Aeußerungs- formen des Culturlebens vom Anfang unseres Jahrhunderts bis zur Gegenwart, wo er — wenn dies auch nicht im vor» liegenden Nu<te der Fall ist — sich viel- fach unbescheiden vordrängt und lästig wird. In den Berliner Salons schöner Frauen kreuzte er sich mit der Romantik und später dem jungen Deutschland, von diesem aus mit dem intransigenten poli- tischen Radikalismus, er kreuzte sich mit dem Iunghegelthum, dem philosophischen und naturwissenschaftlichen Materialismus, dann mit Schopenhauers Pessimismus, wohl auch mit einer Reaction gegen den letzteren. Sein Werth für die deutsche Literatur und Cultur als eine nationale ist problematisch. w.K.

Di« «he des Lieutenant »rant. Von Pierre Losi. Autorisirte Ueberfehung aus dem Französischen. Hagen i. W., Hermann Risel K Comp.

Die wundervolle Welt der Süds«, die traumschöne Landschaft Oceaniens bildet den Hintergrund einer sehr in- teressanten, fesselnden Erzählung des fran- zösischen Novellisten. Dort, in Tahiti, lernt ein junger britischer Seeoffizier, Harry Grant, ein holdseliges Geschöpf unter den Eingeborenen kennen und verlebt mit ihr herrliche Sommermonate im trautesten Bei- sammensein. Aber der innere Gegensatz zwischen der europäischen Cultur und dem harmlosen Pflanzenleben der hinschwinden- den Maori-Rasse läßt sich nicht überbrücken, er muß zur Trennung führen, und während

der Mann Vergessen in einem ruhelosen Wanderleben sucht, verzehrt die liebliche Rarnhu ihr Dasein in jähem Wechsel tiefsten Schmerzes und erregter Sinnlichkeit. Die zufällige Ucbereinstimmung dieses Vorwurfs mit demjenigen, der der Erzählung „M»yo" von Paul Lindau zu Grunde liegt, springt jedem Leser in die Augen. Offenbar haben die beiden Schriftsteller nichts von einander gewußt. Die psychologische Vertiefung der Charaktere ist dem Verfasser sehr gut gelungen, und die eingestreuten Natuischilderungen wie die Darstellungen polynesischcn Lebens am Hofe der Königin Pomare erhöhen den Reiz feines Buches, das jedenfalls als ein höchst eigenartiges Beachtung verdient. Die Nebersetzung ist vornehm und sprachlich gewandt, dabei durchaus getreu. l>.

^ I?
L«i ä»l Ii«H»cüull ?un ,,»»l<l »n<! z,!»" lül Ü««pl»«uuu8 «illß«z»i>8»u» L^H»I.
»!»!iot!>«!l <!»l U»»»n>n,t!!l»l»»>,!', Xl. ll<, IIb.
Xl, ll«, Il?. U«II»m«euu Dl^lll!ni>^«u,
Uultn, Xl. ll» di» IlU. Immslu,»»», OK»l>
Xl. 124, II»u», ll«' Lilil ü»» L«i»«l». Kl.
Il5. I^Uill«l, Dilildluiigsll. Xl. li». Lorib«,
O»« ü!»» ^»«««l, Xl, ll?. KI»i«l, I^liul
?uod». Xi. 131 —133. 8»»!«ü«Iu,' <H»lI»L,
l»»» ^ülsubucli. Xl. 134. 135, »3«. Ui>8».
iizotu!« X«v«!!«!lt,ucli, I,, II. u. III, UlluHüd«»
Xi, 137. Hülu»l, Illui. — U«i X»cl!tvll°ul«l.
U»II« ». 8., 0, U»ll<I°I.
-od« »llüluül;, lliilleu«u, Uoorz I>, V.
ll!»l», On»lw«, >,V«i>t»uitb.. I.'Dlllo»» «u I>>»?
t»>»>!>0s«» HII^sn. Ilui!!lli!'izil>Iiuti>«^, lllittul
8tullß»lt, ^. L»z«Il>I>ln,
fl»»l«!, l'litü, Ii» ^V»n<i»! ä«l 2«!l«!!, Ii«<!»iiu>
8!»», I.,, Di« I>!!«i5»!c!l!H d«« !I»8«!!tu!2«u, Ilc<mlu>.
l»»tl, I^uiz«, Ql»<»t Dueu «liKIiIou. UOicueu.
l.»<»>»!«»!>»s W»st> unä L»»»!>>l»n»!!»tl. Diu
?«»!, D. <i,, I^»b«i>«I>!lä«l, lüi-llUiIullll»!! Ml di«
!>»t»s, I>itl, O«l XHelltvllcntsl vun Dl!lI«Q.
^«ngsnull I»8«u, Üioüdell, L, O, Aviuliolä
«I 86lm«,
?li«ilietl.
N»>!M»!', vl. 8,, ?i>v5l»Iuzi» 2>>«l äi« I^«Ql« v^n
Iu«l>i!t»ll», Dilsul«, 1^, Xi«»u>i.
Nll»»m»»»>»l, Ii. H„ Di« U«»cIueQt« H« üid»
Viült« Hüll»««. I^intslUllz 2 !>i» S. Vc>!I-
«tHlläiL <un<l«»ld«lt»t, Mil u«»i»i!l!Ill»ti»ti(>i>«i>
N»»!»«!>« «,l<!>«? ^llv»uN »ul Äi» ?l»M:
I^»us»u? Von «iuem Xi«Qtu!üiü»»ii, ü«llili,
3»»!l»>s, Ül. üllntu«! HI«x«l»I»l (U!>«ll«lll»l
»M <5v!UlM»iU!U IU U!lU>^»l!t,llIU ». 2«H!,
Äit Hdliillluiu;«» von I.. Mei>t«l, II. Lüi^u«!,
l?l»ui Hit.
l»!«!«!'», Oi, U»Q!»I, 2«it«cQllll tül asutzolie
Lzilüeb«. ll«lt ». HlunbiiiL, ^. ?. liiedlsl,
«liMiIl! 2»«il« v«ik«»«lt« Hnll»8«. Q«ii!'
8«!>»Uls V»» L»lU!»s»!<!, ^!lli>i», Llisl» »u« Il»Ii«u,
^««olüinlwu in äs« d»di«ll l»I? di« >8I7.
IÄu L«iti»8 2lll ü««!uol>l« «n« 1«t«n,
ült I>uitl2it, Üollül, Ij'iisHliel! Hudl«»^
I>«ltl>»».
3»!«<!>>», <i»ul^ vüll, llo« I<»u<l H«l L«^u»»i«u
in Qi»>I«lu v«ld«ll!i<:l!t. 5lit «il>»l» V'ul»uet
von Dl. K»l! 2»tt«I. I^siuiiz, V^i!li»Iu>
8>»l>n»n>, H. von, ül»^»Ql. H!!«l!«i »>l» u«l
Hinu»lv«!t. I«>i«!i8, Do««« k»l«l«>u.
«»»»»«, !>»., U«i> Hill. l!.ili» lÄÄlllluuz »u«
ä«i lisit Lllliztl. ?«i u»cll »«m Ln^ü^Kon
bolübsiwt ?«l> 2. N»m»«i. Mt l>uni»Il
vuu U«Q»l»I I^«iv. ^»lllu». I L»ni«. Ltutl-
««»«»l», Häu!uu <il»l vu«, vi» Kl>ui^««cI>Iu>««l
I^IIll»!^» II. ll«lt l! I^luH»ll!l>l. L«lliu,
I'iisäiiell I>u<:!i!!»l<It.
«!»»!>«!-, H. l^,, voitlüß» 2»l U«»«!!iel><« üu«'
Oli^iu!!l!'tz>i»»»li. I^wli^, 8«lQ>>uM^«lU>«l.
l!»»>«l, DlüLl, !l»Ql« <)<>iw, Diu 8>u«lium»,n.
Redlgill »niei vnanlwonlichleil d« tzeiouigedeil,
üinck »nd Dell», von 3. 2ch«ttlaendei >n u»»»!»».

H. I887„, ?i-iLcK« I^üIInnz, 1887«,
3?>^ >-z«^4->
! 1
f^
.!.'.^^' läßlioller Vel82ll6 M^,tt,.^ > , .
. ..582««.
!»>>N»»i8^ »
s»i»i, zz« -
m»,°»»^8«>«
»e»«. .««« °
kmum
Zpi-ullel 8»Il.
L4N!. 8 Lilien
Nu«»8»ll.
e^nl.88^lien
8psuclel 8«if«.
e^n>.88^lirn
" ! >,
, >' , ^, / ^ ^
!MIIIl!lll!N!!!!l!l!!!lll!!!!!Nl!NNlN!MIlN!!lll!NIl!Il!!!!,lIIIII!lll!l!MI!lM!l!>
«in6 lu beliehen 6urcl> 6ie
3d«s8««i8c:n» l)enöt8 in llon y»-n88t«n 8täl!t«n all«s WsINneils
^

Vor äl^LA ^VLIi^ Iatew233elii rüdmlicdät
auszeichnet aut äer
äH58I2I^M6, I.0el00^, 1884.
/)/^ F<2?5^ /^/an^6 oi/^ ^^?/F,
ll^l 5ls^l_NV5sl!<^5:-
32^
/)/<? ^i?H6 z^?^//^ t?</^ ^^^F,
^/wal^e ^/<lc/««F- ll^l>a^ ^r/^a äe^es//»e
25^
el'n^^^»
!i^U^I.ic» ^1
^ VI^5^
pK^I3H^ II
1-
!
^»cnen,
crelelä,
s^ürlitl,
Kempten i/V., ^ ?o«en.
/^u^Ldul^,
f^lenln»cn.
NHlIe H/3„
Köln, ! Keniaten,
NH^en-Lalien,
Dortmund,
H2md>il3,
D»n6au, Kem«cnei<!,
Lgmbes^,
Dresden,
?IÄMM i/^v„
Deipli^,
32»rKrüc!len,
Lärmen,
Duizdlil^,
Uinnover,
Duclvi^snilen,
3clnverrn i/.^l.
Leiliu,
Düren,
Nardur^,
>Ia^6eKul^,
3t«Mn,
Lielele!6.
Düz5«I6c>r!,
Ileicielderß,
^5l!!Nl,
5lu«8»N,
f!ncn>nn,
Nlderlelä.
Neildrunn,
^lannneim,
Lriei,
Lonn,
I^IIxv2N^eri,
rierfurä,
>Iünci>en,
Wiezl>26eu, .
ülllunlclnvei^,
Ü^zen,
lu^algwät,
^lünzter i W.,
^urm«.
Lrezlau,
l'ranklnrt ^/!>l2w,
Kaiserslautern,
I^ürnder^,
Wiiriburss,
Podien?,
^reidur^ I^L.,
Kilrlzrune,
Osnidrüclc,
Xveidrüc««».
Codurß,
^l. (il26t>Hcn,
Kazzel,
klauen i/V.,
O/H' ^^
'<?^^/^^/l'/6'.c'c>^/'^
5^V^ (^/^//T'^Z?)
Tvei^'Compt
oir: liem»8«
i ». lidem.

November 1887.

)nhal».

Veil,^ von 3,ZckM^eMÂ«r m ^re8lZ,u

Nord und SÃ¼d.
Gine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
f>aul Lindau.

XI.III. Vand. â€” November M?. â€” Heft ^28.
V r e ^ I a u.
Druck und Verlag von 2. schottlaender.

Zu häßlich!

Hoinan eines Aindes.

von

Eugen Solinger.

— Frankfurt c>. M. —

I.

ist nicht zu viel gesagt, aber auf der ganze», weiten Erdenrunde
A gab es wohl kaum einen Ausbund von größerer Häßlichkeit als
ihn. Ei' war schon häßlich genug auf die Welt gekommen, denn
ein ungewöhnlich breiter >iopf von der Form eines Vierecks saß ihm aus
hohen, spitzigen Schultern und sein starker Oberkörper paßte durchaus nicht
zu seinen düunen und unuerhältuißmäßig langen Armen und Beinen; aber
als wenn's daran noch nicht genug sei, als wenn die launenhafte Natur
ihn damit noch nicht schon allzu grausam gezeichnet hätte, mnßte der arme
Junge in zartestem Älter auch uoch einen schlimmen Fall thun, wodurch
eine Bertuorpelung der Muskeln und Sehnen eintrat, die für ewig das
Vrandmal eines abscheulich große» Höckers im Nucken zurückließ. Nnn
war die Mißgestalt eine vollständige geworden; der,«ürpcr blieb klein, der
obere Theil des Numvfes schwoll zu einer eckigen, unförmlichen Breite an,
Anne uud Beine schienen im Berhältniß zn demselben noch länger n»d
dünner geworden zu sein, und der auffallend große uud breite Kopf ver-
sank nun fast ganz zwischen den Schultern. Mit einem Worte, Hieronpmu?
— so hieß unser anner Freund — fand an Häßlichkeit »icht seinesgleichen
wieder.

Aber in der Brust des kleinen Bucklige» — so häßlich und abstoßend
auch sein Äeußeres war — schlug ein warmes, weiches, gutes und
empfindsames Herz; ein Herz, das eine unstillbare Sehnsucht empfand nach
Liebe, Freundschaft — ach! uud wenn es fchon nichts Besseres sein
konnte, nach den Freude» der Geselligkeit und Kameradschaft. Der arme

Junge! Er war bis jetzt immer allein, sich selbst überlassen gewesen; er
sah Altersgenossen von Freunden und Gespielen umgeben, nur er hatte
keine. Warum deun? ... Er hatte sich diese Frage oft selber vorgelegt,
aber nicht sogleich die Antwort darauf gefunden; nur tief traurig stumme
es ihu in seinem Gemüth, so oft er erkennen mußte, daß jeder Versus,
den er anstellte, um sich anderen Kindern zu nähern, alle Mal zurückgewiesen
wurde, einmal durch eine sonderbare Scheu, dann wieder durch Kälte ooc:
Gleichgültigkeit, mitunter sogar auf eine fchroffere Art. So viel stand für
ihn bald fest: Niemand schien ihn besonders zu liebeu. Niemand schien ihn
zu suchen. Und so kam es, daß ibm die kleine Welt, die ihn umgab,
allmählich als etwas ihm Fremdes, ihm Feindliches erscheinen mußte.
Eines Spätnachmittags — Hieronnmus war damals noch ein sebr
kleiner Knabe — saß er auf den steinernen Stufen vor dein kleinen
Häuschen, welches er mit feiner Mutter bewohnte. Sie war die Wittwe
eines vor Jahr und Tag verstorbenen Beamten, welche den Unterhalt für
sich und den Sohn ziemlich kümmerlich mit der ihr nach dem Tode ihres
Mannes angewiesenen schmalen Pension bestritt. Sie hatte, wie das ibre
Gewohnheit war, anch heute bis in die Tämmeruug hinein am Fenster
des Erdgeschosses gesessen, über einer Näharbeit; aber so emsig und
ununterbrochen sie auch schaffte, es hinderte sie doch nicht, von Zeit zu
Zeit einmal einen Blick hinaus auf ihr Kind zu werfen, einen Blick voll
Liebe, Zärtlichkeit, Schmerz und Trauer. Traußen — auf dem freien
Platz, an welchem ihr Haus stand, tummelte sich eine Schaar von Nachtmrs-
kindern in lustigem Spiele; um ihren armen Jungen — sie sah es wohl!
— kümmerte sich Niemand. Sie preßte oft genug, wie in geheimem
Schmerze, die Lippen zusammen, sie almte wohl, warum man ihn sich selbst
überließ; aber war er denn wirklich fo abschreckend häßlich? — Nein, ihr
liebevolles Mutterauge hatte sogar erkannt, daß Hieronnmus, trotz aller
Häßlichkeit, doch Etwas besitze, was recht schön sei — ein paar dunkle,
sinnige Äugen nämlich, in denen sich eine tiefe Seele wiederspiegelte. Und
das war wirklich die Wahrheit. Schade nur, daß Niemand — die arme
Frau ausgenommen — sich die Mühe gab, diefe Wahrheit zu entdecken,
Ta es nu» allmählich immer mehr zu dunkeln begann, erhob sich die
Frau, raffte ihre Arbeit zusammen und machte sich daran, die Lampe anzu^
zünden. Als das geschehen war, trat sie noch einmal an's Fenster, warf
einen Blick hinaus und seufzte schmerzlich; dann ließ sie sich am runden
Tisch in der Mitte des Zimmers nieder, um beim Scheine der Lampe die
Arbeit fortzusetzen.
Ter kleine Einsame hockte inzwischen vor der Thür des Hauses mit»
sah von seinem erhöhten Sitze sehnsüchtig den Spielenden zu. Tie Kinder
— Knaben und Mädchen — hatten soeben einen Kreis gebildet und
augefangen, Blindekuh zu spielen. Plötzlich warf einer der kleinen
Burschen den Kopf in die Höhe, und sein Blick'fiel auf die steinerne

Treppe, auf welcher Hieronnmus bewegungslos lauerte wie ein kleiner,
eingeschrumpfter Zwerg.
Der Junge, welcher Hieronymus zuerst bemerkt hatte, machte den
Anderen ein Zeichen, daß sie nach der Treppe sehen sollten. Aller Augen
waren bald auf den kleinen Buckligen gerichtet; Spott, Scheu, Verachtung
und hie und da wohl auch etwas Mitleid malte sich in den Mienen der
Binder, die sich zusammendrängten und unter einander flüsterten und wisperten.
„Las ist der bucklige Hieronnmus," lachte ein Knabe mit einem
trotzigen und hämischen Gesichte. „Seht nur, was für ein Gesicht er
schneidet! Seht den Kürbiskopf und die großen Eselsohren!"
Alle lachten. Nur ein kleines Mädchen, ein allerliebster Blondkopf
mit hellen, freundlichen, blauen Augen, fah fehr ernsthaft drein und fagte:
„Warum spottet Ihr schon wieder über den armen Hieronnmus? Es
ist Euch doch verboten worden. Laßt ihn in Ruhe — was kann er denn
dafür, daß er so häßlich ist?"
„Seht die naseweise Johanna!" höhnte der trotzige Bube, welcher
zuerst das Wort ergriffen hatte. „Was kümmert's Dich, ob wir über ihn
lachen und ihn verspotten! Nun wollen wir's erst recht thun!"
Ein lautes Beifallsgeschrei folgte auf diefe Worte. Die kleine Blonde
sah, daß sie mit ihrer Bertheidigung allein stand. Aber trotzdem sie Alle
gegen sich hatte, erhob sie stolz den Kopf und rief, gegen ihren Widersacher
gewendet, mit zorngerötheten Wangen:
„Wenn Erwin hier wäre, so würdest Du nicht so sprechen, Franz!
Denn er würd' es Dir verbieten!"
„Verbieten — haha! — Verbieten — Dein Bruder Erwin — mir!"
schrie der Uebermüthige. Und zu den Anderen: „Nicht wahr, wir lassen
uns nichts verbieten?"
Die Mehrzahl der Kinder gab durch erneutes Geschrei ihre Zustimmung
zu erkennen, und der mit dem Namen Franz Angeredete fuhr immer
hitziger fort:
„Und nun kommt und laßt uns mit dem da oben unferen Spaß
treiben! Kommt — der Johanna zum Possen — kommt!"
Die kleine Johanna warf einen flammenden Blick auf ihre Gegner,
-welche noch zögerten, der Aufforderung des Rädelsführers Folge zu leisten.
„Schämt Euch — schämt Euch, Alle zusammen!" rief sie entrüstet. „Wenn
Ihr's nicht gut sein laßt, so sollt Ihr einmal sehen, was geschieht!"
Damit wandte sie den Kindern den Nucken und verließ den Spiel-
platz eilenden Schrittes. „Lauf nur!" rief ihr Franz höhnisch nach; und
dann machte er ein paar Schritte in der Richtung gegen das Haus, vor
dem Hieronnmus saß, kehrte aber wieder um, da er bemerkte, daß die
Anderen noch immer zögerten, ihm zu folgen.
„Warum kommt Ihr nicht mit?" fchrie er ungeduldig.
Man redete unter einander und antwortete ihm nicht sogleich. Eine

gen'isse Scheu schien Alle zu beseelen. Einige kleine Mädchen blickten furchtsam und ängstlich nach der TreM', und eine >iindcrstimme rief endlich i

„Nein, was der Hieronymus für Augen macht! Puh — mir graut vor ihm — es ist ein häßlicher Zwerg!"

„Wer wird sich fürchten," rief der trotzige Knabe wieder, „fürchten vor einem solchen Wechselbalg! Er sollte mir nur einmal kommen — er, ich würd's ihm zeigen!"

Der kleine Einsame hatte nichts von Alledem gebort, was über ihn gesprochen worden war. La er aber die Binder mit einander reden sah, auch bemerkt hatte, daß Alle nach ihm hinblickten, so glaubte er, daß sie über ein neues Spiel bemthschlagten und ihn vielleicht daran Theil nehmen lassen würden. Er erhob sich daher und watschelte etwas mübselig, da ihm das Ziehen immer schwer geworden war, die Treppe hemb, um sich dem lustigen kreise zu nähern, itamn batten aber die Kinder seine Absicht, sich ihnen zuzugesellen, wahrgenommen, als sie ein wilde» Geschrei erhoben.

„Ter Buckel kommt — der Wechselbalg!" kreischten sie laut auf und stoben nach allen Richtungen auseinander.

)>ur der trotzige Bube war stehen geblieben und ließ den kleinen Buckligen bis auf eine gewisse Entfernung zu sich herankommen. Dann hob er einen Stein vom Boden auf und rief mit drohender Stimme:

„Wir wollen Dich nicht, häßlicher Knirps! — Mach', daß Du fort kommst, fönst werfe ich nach Dir mit diesem Stein da!"

Hieronymus stand still. Er hatte zuletzt wohl gehört, wie die Kinder ihn verhöhnten. Sein bleiches Gesicht war womöglich noch bleicher geworden. „Du darfst nicht nach mir werfen," fagte er traurig.

„Ich darf nicht?" schrie der Junge in rohem Ucbermnth; und indem er den Arm erhob, wm-f er den Stein nach Hieronymns und: „Da hast Du ihu!" rief er und lief lachend davon.

Der Stein war gegen das Knie des Hieronymus geflogen; der kleine Bucklige krümmte sich vor Schmerz zusammen, schlick dann wieder nach seinem einsamen Sitze auf der steinernen Treppe zurück und sing hier bitterlich zu weinen an.

In diesem Augenblick öffnete Hieronymus' Mutter das Fenster. „Was ist denn, Hieronymus," rief sie erschrocken, „warnm weinst Du? — Wollten die Kinder nicht mit Dir spielen?"

Er schüttelte den Kopf und preßte, schmerzlich stöhnend, die Hand gegen das Knie.

„Sie wollten also nicht?" fragte sie bebend. Und fast zaghaft fügte sie hinzu: „Und — worum — wollten sie nicht?"

Da erhob er den Kopf und sah mit einer wahren Duldermiene zu ihr empor.

-.

Zu »läßlich! ^^
„Ich bin zu ihnen gegangen," schluchzte er, „aber — aber sie liefen
davon und riefen: .Der Anckel kommt, der häßliche Wechselbalg!' Nur
Einer blieb stehen und der hat einen Stein auf mich geworfen!"
Während er so berichtete, liefen dem Aermsten noch immer die hellen
Thränen über die Wangen. Du, Mutter mar todtenblaß geworden,- sie
schlug das Fenster zu, trat vor die Hausthür und ergriff Hieronymns bei
der Hand, nm ihn zu sich hereinzunehmen.
Trumen — im Zimmer — trocknete sie ihrem Kinde die Thränen und
sah nach, ob es durch den Steinwurf nicht ernstlich verwundet worden sei.
Es war nichts, — nur eine leichte Schürfung der Haut und ein paar
Trovfen Vlutes bezeichneten die Stelle; aber dieseavenigen Tropfen ge-
nügten, uni ihr Herz beim Anblick derselben für einen Moment zum Still-
stehen zu bringen.
Sie schloß den Knaben mit seltsamem Ungestüm in ihre Arme und
küßte ihn. Er war ganz still und klagte nicht mehr, trotzdem sagte sie
sehr hastig und vor Aufregung zitternd: „Sei ruhig, mein Junge, sei
ruhig! Es wird nicht wieder geschehen! Turnus kannst Tu Dich verlassen!"
Und als es dann allmählich ganz dunkel geworden war und als sie
dem Kleinen das Abendbrot gereicht hatte, dieser alsdann zu Vett gegangen
war, und sie sich endlich, endlich allein sah, da brach ein Strom von
Thränen aus ihren Augen hervor, und sie faltete die Hände und murmelte
ein über das andere Mal: „O Gott — Gott — mein armes, armes Kind!"
Und mitten in der Nacht ereignete sich Etwas, was die schmerzliche
Wunde ihres Herzens von Neuem blutenAnnchte. Hieronymns fuhr aus
unruhigen Träumen empor und rief ängstlich klagend nach seiner Mutter.
Sie eilte mit Licht herbei und fand ihn aufrecht in seinen: Aettchen sitzen.
„Mntter," rief er, und aus feinen dunklen, schwermnthigen Augen
leuchtete es wie brennende Sehnsucht, „giebt es nicht noch andere Kinder,
die so häßlich sind wie ich?"
„Welche Frage!" erwiderte sie mit klopfendem Herzen und in pein-
vollster Verwirrung. Und indem sie den unglücklichen Knaben an ihre
Vrust zog, setzte sie, ihm zärtlich den Kopf streichelnd, wie begütigend hinzu:
„Tu bist ja gar nicht so häßlich, lieber Hieronymns!"
„Toch, Mutter, doch!" entgegnete Hieronnmus fast heftig. „Sie
fagen es ja Alle! ^ Darum frag ich Tich: Giebt es noch andere, fo häßliche
Kinder? Und kannst Du mich zn.ihnen führen? Damit ich mit ihnen
reden uud fpielen kann! Oder werden sie auch davonlaufen, wenn sie
mich sehen? -7 Oder — oder — oder giebt es gar keine so häßlichen
Kinder mehr?"
Der arme Junge hatte die letzten Worte nur mit Mühe herausge-
würgt, als wenn' er sich fürchte, feine Schlußfrage verneinen zu hören.
Tie Mutter drückt" ilm in die Kissen zurück und erhob sich mit abge-
wandtem Gesicht, damn er die Thränen nicht sehe, die sich gewaltsam aus

ihren Augen hervordrängten. Dann — um nur etwas zu thun, das dieser schmerzlichen Scene vielleicht ein Ende inachen könne, öffnete sie rasch eine Lade und zog ein hübsches Bilderbuch hervor, das sie dem Knabeu als Geschenk sür seinen kommenden Geburtstag bestimmt hatte. Sie schenke es ihm heute schon — vor der Zeit — es war ihr, als wenn in diesem Augenblick irgend ein Mittel gefunden werden müsse, um ihr armes Kind zu beruhigen und auf andere Gedanken zu bringen.

„Da sieh einmal, Hieromnnus, das schöne Buch," sagte sie mit einem erzwungenen Lächeln, das ihr Qualeu bereitete, indem sie sich wieder vor dem Vette niederließ, das Buch vor dem Kleinen auf der Bettdecke nieder-legte und mit zitterndem Finger einige Seiten auffchlug. „Das ist die Gefchichte vom Drachen und der Jungfrau — und vom gläsernen Berg — und von der Wunderlampe — lauter schöne Märchen, wie Du sie so gern hast! Und dazu die prächtigen Bilder! — Das Buch will ich Dir schenken und morgen anfangen. Dir daraus vorzulesen; aber versprich mir auch, daß Du jetzt hübsch ruhig sein uud einschlafen willst -^ nicht wahr. Du willst es?"

Hieronnmns ergriff das Bilderbuch — Bilderbücher waren des kleinen Einsamen Leidenschaft — und ein leiser Freudenschrei kam ihm über die Lippen; als er aber den Blick mit dem Ausdruck innigsten Dankes zur Mutter erhob, sah er, wie sie eine zwischen ihren Augenwimpern hängen gebliebene Thräne wegwischte.

„Du weinst, Mutter? Warum weinst Du denn?"

„Ich weine nicht," sagte sie bestürzt und hastig, „es war mir nur etwas in's Auge gekommen!" — Und dann beugte sie sich zu ihm nieder, küßte ihn und löschte hierauf rasch das Licht.

„Gute Nacht, Kieronymus!"

„Gute Nacht, Mutter!"

Weiter sprachen sie nicht mehr. Aber Hieronymus lag noch lange mit offenem Auge da und dachte an sein schönes Märchenbuch voller Bilder, das er wie einen werthvollen Schatz fest in feinem Anne hielt. Aber auch an feine Mutter dachte er! — Wie gut sie war und wie lieb sie ihn hatte! — Und die Thräne in ihrem Auge — er glaubte ganz bestinnnt gesehen zu haben, daß sie geweint hatte! — Und dann dachte er an die Kinder, die ihn in ihren: Kreise nicht dulden wollten — weinte sie wohl deshalb? — Und dann erinnerte er sich, daß sie ihm auf seine Frage gar nicht geantwortet hatte, und dann endlich kam der Schlaf über ihn und — schon halb im Traum — flüsterte er, aber so leise, daß es kaum hörbar wurde: Es ist doch wahr — so häßlich wie ich ist Niemand auf der Welt!

II.

Seit diesem Vorfall ist eine geraume Zeit verstrichen. Man hat Hieronmnus seitdem nicht wieder auf den steinernen Stufen vor dem Hause seiner Mutter sitzen sehen. Sie duldet es nicht, daß er sich dort

niederläßt, sie sagt ihm zivar nicht, warum, aber seine junge, empfindsame
Seele erräth den Grund, nnd ohne Widerspruch fügt er sich schweigend
in ihr Gebot, iüft sitzt er nun Nachmittags am Fenster und blickt mit
traurigen Augen hinaus auf den Spielplatz uor dem Hause, wo sich nach
wie vor die Kinder herumtummeln; es wandelt ihn nicht mehr die Lust
an, sich den Spielenden zuzugesellen, denn es ist in ihm zur schmerzlichen
Gewißheit geworden, daß dieser Kreis von Fröhlichen ihm verschlossen
bleiben soll.
Nur ein einziges, lebendes Wesen fcheint es für ihn auf der ganzen
Welt zu geben, das ihm mit wirklicher, wahrhaftiger, zärtlicher Liebe zu-
gethan ist — feine Mutter. In ihr sieht er zugleich auch eine Schwester,
eine Gespielin und Freundin. Sie liest ihm die Märchen uor, erklärt
ihm die Bilder, und er kann ihr stundenlang in athemlofer Spannung
lauschen; die Geschichten, die er hört, versetzen ihn in eine neue, schönere
Welt, die ihn vergessen läßt, was er in Wirklichkeit entbehren muß. Ta
sie bemerkt, was ihn glücklich macht, verwendet sie jeden Sparpfennig,
den sie nicht zu Nöthigerem braucht, für die Anfchaffung neuer Bücher.
Und eines Tages bnngt sie den „Nubinfon Crufoe" mit nach Hause; und
sie beginnt zu lesen und sie gewahrt, wie die Wangen ihres Kindes zu
glühen beginnen und wie seine Augen leuchten. Welch' eine Geschichte
war das! Die Abenteuer des Mannes, der, auf eine einfame Insel im
Weltmeer verschlagen, hier schaltet und waltet wie ein freier Mann, ja
wie ein unumschränkter Herrscher, setzen die Phantasie des kleinen Zuhörers
iu Flammen und erfüllen dieselbe mit allerlei anmuthigen Bildern. Eine
fast unbezähmbare Sehnfucht nach einer weiten, weiten Ferne kommt über
ihn; er sieht sich über das Meer fahren, er sieht sich wie Nobinson als Insel-
könig uud er träumt davon, wie er gleich diesem auch seinen treuen „Freitag"
findet — ach! nur dieseu einen, einzigen Freund, den er in der engen, stillen
Welt, die ihn umgiebt, bis jetzt nicht hat finden follen! Wie wollen sie
zufammen fchalten und walten, wie wollen sie sich lieb haben und sich
treu bleiben für ewige Zeiten! Ja, einen folchen Freund — doch wohin
verliert er sich? — Er besinnt sich auf sich felbst, er erinnert sich eines
traurigen Erlebnisses und es überfällt ihn wie ein Schrecken! Es ist gewiß
— fagt er sich im Gefühl einer bitteren Resignation, die in feinem kleinen
einsamen Herzen längst ein natürliches Wohnrecht behauptet — es ist
gewiß, ich finde nun und nimmermehr einen Freund! — Aber da sieht
er seine Mutter vor sich, und feine Augen leuchten — wohlan! sie wird
ihn nach jener fernen Infel begleiten, sie wird ihm der treue „Freitag"
sein, den er sucht, sie wird mit ihm Gefahren und Abenteuer bestehen,
sie wird mit ihm in der felbst erbauten Hütte sitzen und fortfahren, ihm
des Abends Gefchichten vorzulesen, schönere und immer schönere
Mit der Sehnsucht uach einem solchen Eldorado im Herzen wird
unser kleiner Held inzwischen älter und älter, und endlich ist die Zeit

getoimnen, da er die Schule besuchen soll. Die Mutter, die ihn seither von der Außenwelt fast hermetisch abschlössen, sieht mit bangem Zagen dem 'Augenblick entgegen, da er sich unter die anderen Schulkinder misch en soll. Sie denkt an einen Tag zurück, den sie nicht vergessen kann — wird sich wiederholen, was sie schon einmal erlebt hat, soll ihr armes Kind von Neuem der Gegenstand eines rohen Spotte? uud Hohnes werden, soll es abermals Kränkungen von der Art erfahren wie die, welche es schon erlitten hat? -^ 3ie schaudert bei der bloßen Vorstellung, sie mochte den Sohn, wenn es anginge, am Liebsten dem Schulzwange entziehen. Aber endlich muß sie sich doch entschließen! Und sie nimmt eines Tage-? ihren Jungen bei der Hand und führt ihn in das Schulhaus, um ihn als neuen Schiller anzumelden. Und nachdem sie dieses Geschäft geordnet, hat sie später noch eine Unterredung unter vier Augen mit dem Leiter der Schulanstalt uud sie lehrt dann endlich, zwar sehr erregt und mit gerötheten Augen, aber doch etwas erleichterten Herzens, in ihre stille Behausung zurück. Sie hat dem Schnlvorstand ihr Leid geklagt, ihre geheimen Besorgnisse mitgetheilt und von demselben die feierliche Zusage erhalten, daß Alles geschehen werde, nm Hieronymns vor Beleidigungen irgend welcher Art seitens seiner Mitschüler zn schützen, und daß auch nur der leiseste Bersuch, ihn wegen seiner Aenßerlichkeit zu kränken, mit den strengsten Strafen geahndet werden solle. Ann erst ist ihr ein Alp von der Brust gefallen, wenn sie. auch eine gewisse Beklommenheit nicht ganz los werden kann. Sie beobachtet ihren Knaben — was wird uwrgcn sein — morgen, an dem bedeutnngsvollen ?age seines Eintritts in die Schule! Und Hieronmuus — nein, sie kann sich nicht irren! der Kleine ist heute von einer fieberhaften Uurnhe. Er kann nicht aufhören, die neuen Bücher zu betrachten, aus denen er lernen soll, die Schreibmappe, die Schiefertafel uud alle die kleinen Ncmnsiten, die für den Schulgebrcmch angeschafft worden sind, seine Augen leuchten in seltsamem Glänze, und mit gitternden Händen greift er bald nach diesem, bald nach jenem Gegenstände. Vielleicht ist es nur die natürliche, hochgespannte Erregung, in der er die neue Welt erwartet, die sich ihm morgen aufthnn wird — nnd doch — und doch — dein scharfen Auge der Mutter dräugt sich die Porstellung immer und immer wieder von Neuem auf — es liegt etwas in seinem ganzen Wesen, was eine gewisse Scheu uud Furchtsamkeit verräth. Und als es endlich Abend geworden und Hieronymue, zu Bett gegangen ist, da hält sie die Frage, die sie schon lange ans den Lippen hat, nicht länger zurück, und nachdem er in gewohnter Weise vor ihr sein Nachtgebet hergesagt, wendet sie sich zn ihm mit den Worten: „Nun, Hieronnmus. freust Du Dich denn auch recht auf die Schule?" — Und da — was ist das? — Er zögert mit seiner Antwort — er verharrt auffallend lange in feinem Schweigen — er sieht sie mir nn - mit einem seltsamen, trüben Blicke, und plötzlich wirft er sich an ihre Brust uno bricht in Tbränen aus.

„Hieronmnus," ruft sie erschrocken, „ivas ist Dir? Hast Du es mir
denn nicht selbst gesagt, daß Du fleißig sein und viel, viel lernen möchtest
und daß Du —" „Ja, Mutter," unterbricht er sie, noch immer unter
leisem Schluchten, „aber — wenn nun —" er stockt. „Nun, sagt sie mit
einem Lächeln, unter dein sie die plötzliche schmerzliche Bewegung, die sie
ergriffen hat, zu verhüllen bemüht ist, „nun sprich doch, was hast Du?" —
„Wenn nun," stottert er endlich hervor, „wenn nun — die Kinder
— es wieder so machen, wie damals — Du weißt es ja — als ich
draußen saß und ^"
Aber nnn beugt sie sich hastig zu ihm nieder und verschließt ihm den
Mund dnrch einen stürmischen Kuß.
„Sei ohne Furcht," ruft sie mit zitternder Stimme, „sei ohne Furcht!
Die Kinder sind älter und vernünftiger geworden, und Niemand wird Dir
ein Leid zufügen!"
Und sie küßt'ihn wieder und erzählt ihm, was er Alles lernen und
wie er später einmal ein gelehrter Mann werden würde, was er sich ja
selber wünsche, und wie er nach und nach auch schon Freunde finden werde,
die ihn lieb hätten und gute Kameradschaft mit ihm halten würden. Und
darüber schläft er endlich, mit frohen Hoffnungen in der Brust, getröstet
ein. Sie aber vermag kein Auge znzuthun; unter quälenden Sorgen und
Vorstellungen verbringt sie die Nacht, uud als der Morgen gekommen ist
und der Kleine seinen Gang zur Schule angetreten hat — sie sieht ihm
vom Fenster aus so lange nach, bis er hinter einer Straßenecke ihren
Blicken entschwunden ist — da fängt sie an, von der veinuollsten
Unruhe gemartert, die Miuuten bis zu seiner Rückkehr zu zählen. Als es
zwölf schlägt — die Zeit, um welche der Unterricht sein Ende nimmt —
steht sie wieder am Fenster und harrt ans sein Erscheinen. Aber die Zeit
verrinnt — er läßt sich noch nicht blicken. Schon will sie, von einem
»urclitbareu Argwohn geängstigt, das Haus verlassen, um ihm entgegen zu
gehen, da sieht sie ihn über den Platz dahcrwanoeln, aber nicht allein,
sondern von zwei Kindern begleitet, zwischen denen er in freundlichem uud
lebhaftein Gespräch daherschreitct. Der Knabe zn seiner Rechten hat ihn
vertraulich beim Arm genommen — es ist ein stämmiger, kleiner Bursch
mit einem freundlichen, gutmüthigen Gesichtchen — und es sieht aus, als
wenn er seinen armen, mißgestalteten Kameraden, dem das Gehen sauer
zu werden scheint, stützen wolle; und zu seiner Linken das Mädchen — so
holdselig können nur Engel sein, und sie kann sich nicht satt sehen an der
lieblichen Erscheinung! Und in geringer Entfernung vom Hause bleiben
nun plötzlich alle Drei stehen, und die Veobachterin am Fenster sieht, wie
sie auf herzliche Weise uou einander Abschied nehmen, wie nun mich die
kleine, blonde Fee ihrem Jungen die Hand reicht und ihm zulächelt, und
wie ihm die Augen strahlen vor Freude! ^ Und eine Empfindung kommt

Über sie ^ so beseligend, daß es ihr ist, als müsse sie in die Kniee sinken,
nm ihrem Schöpfer für die Wohlthat dieses Anblickes zu danken!
Da öffnet sich die Thür — Hieronnmus tritt fast mit Ungestüm ein,
wirft feine Bücher auf den nächsten Stuhl nieder und eilt auf feine Mutter
zu, die ihm mit ausgebreiteten Armen entgegengeht. Seine Wangen glühen,
feine Augen glänzen, fein Athem fliegt — es scheint ihm schwer zn werden,
ein Wort über die Lippen zu bringen. Auch sie findet nicht fogleich die
Sprache, nm der Empfindung Luft zu machen, die ihr zärtliches Herz be-
wegt; schweigend halten sich Beide für einige Augenblicke umfchlungen.
Endlich aber richtet nc ihm den Mpf in die Höhe, der an ihrer Brust
ruht und — „mein lieber Junge," fügt sie, „nun komm' — nun erzähle
einmal, wie war's denn in der Schule?" — Sie zieht ihn mit sich zum
Lehnstnhl am Fenster, ihrem gewohnten Lieblingsplatz, wo sie sich nieder-
läßt, er kniet vor ihr, die Arme auf ihren Schooß gestützt, nnd blickt zu
ihr empor mit Augen, die ihr ein unbeschreibliches inneres Glück zu ver-
künden scheinen. „O Mutter," ruft er plötzlich, hell aufjauchzend, „die
Schule! Es ist so schöu — und der Lehrer war so gut zu nur — und
die minder, ach! — Franz mag nur kommen — ich fürchte mich nicht
mehr vor ihm, denn ich habe ja einen Freund und eiue Freundin, die mir
beistehen — Erwin und Jobanna!"
Franz — Erwin — Johanna! Sie horcht hoch auf; aber ehe sie Zeit
hat zu fragen, was diese Namen bedeuten, und was ihm mit den Kindern,
die er genannt hat, begegnet ist, fährt er hastig fort zu erzählen. Er über-
stürzt sich fast in seiner Rede nnd oft ringt er nach Athem, fo stark ist
die Erregung, welche die Schilderung des Erlebten in ihm wachruft.
Nach seinem Berichte war es ihm Anfangs recht bang zu Muthe, als er
sich unter fo vielen Knaben feines Alters auf der Schulbank fitzen sah;
um fo mehr, da Keiner von ihnen ihm ein freundliches Wort gab. Einige
fogar, ehe der Lehrer in's Zimmer getreten war, mit dem Finger auf ihn
wiefen, Spottworte riefen und ihn zu verhöhnen fchienen. Er war still
und rührte sich nicht, aber zu seinem Schreien hatte er doch unter den
Spöttern Einen entdeckt, vor dem ihm heimlich graute — es war derselbe
schlimme Bube, der damals, als er vor der Thür des Hauses gesessen und
an den Spielen der Kinder teilzunehmen versuchen wollte, ihm den schweren
Stein gegen das ,^nie geschleudert hatte! Er war auch heute der Schlimmste
von Allen, er schien die Anderen aufzustacheln und der Rädelsführer feiner
Gegner zu fein. Da erfchien der Lehrer, und nun war Alles ruhig; und
während des Unterrichts — so erzählte Hieronnmus weiter — stellte der Lehrer
auch mehrere Fragen an ihn und lobte ihn wegen seiner guten und
richtigen Antworten, während er manche andere Schüler tadelte, weil sie
nicht aufmerksam waren. Und er hatte eine fo große Freude am Lernen,
daß er ganz traurig wurde, als der Unterricht vorüber war. Nun stünnten
die Knaben in's Freie ^ auch er schlich sich hinaus, in heimlicher Sorge,

daß ihm der wilde Bube begegnen möchte, der ihm schon einmal so übel
mitgespielt hatte. Und richtig! er war nur erst wenige Schritte gegangen,
da hörte er einen Spottnamen hinter sich rufen — er war es, sein Feind,
in Begleitung von zwei Anderen. Sie nähern sich ihm — sie zupfen ihm
am Rock — sie ergreifen ihn beim Arm — sie lärmen und schreien wie einst-
mals, da soll ihm plötzlich Hülfe werden! Ein Knabe und ein Mädchen sind
hinzugetreten — der Unterricht in der Mädchenschule, die dicht neben der
Knabenschule gelegen ist, hat nämlich zu derselben Zeit sein Ende gefunden
— und „Wart', Franz, jetzt kommt Erwin über Dich!" ruft die Kleine
und deutet drohend auf den Anführer der Friedensstörer, und in demselben
Augenblick hat sich auch der mit dem Namen Erwin Angeredete, unter-
stützt von seiner Begleiterin, über Hieronnmus' Feinde hergemacht und sie,
nach kurzein Handgemenge, dergestalt zugerichtet, daß sie, laut heulend, das
Feld räumen müssen. „Und dann," berichtete Hieronnmus mit erhobener
Stimme und mit vor Begeisterung leuchtenden Blicken weiter, „dann kamen
Erwin und Johanna — Johanna, so heißt das Mädchen — wieder zu mir
und sie reichten mir ihre Hände und sagten'mir, daß sie mich kennten
und nicht leiden würden, daß Franz oder irgend ein Anderer mir Etwas
zu Leide thue, und sie versprachen mir, mich nach Hause zu begleiten und
sagten mir, daß sie es immer thun wollten! Und dann gingen sie mit mir
und sie fragten mich, ob ich Lust hätte, mit ihnen zu spielen, und als ich
ja sagte, da rief Johanna: ,T«nn wollen wir schon morgen Nachmittag zu
Dir kommen, denn morgen ist Mittwoch und am Nachmittag giebt's keine
Schulstunde!' — Morgen, Mutter — schon morgen kommen sie! — Wie ich
mich freue! ^ Die (Nuten, die Lieben! — Nicht wahr, das sind sie? — Und
meine Freunde wollen sie sein — in eine Freunde! O, wie will ich sie lieb
haben — Beide — Erwin und Johanna! Und spielen werde ich mit ihnen
und ich werde ihnen alle die schönen Geschichten und Märchen erzählen,
die Tu mir vorgelesen und erzählt hast und — und — und — ach! Mutter,
Mutter, wenn es nur erst morgen wäre!"

Mit den letzten Worten hatte sich der Kleine, der völlig trunken vor
Freude schien, erhoben und war seiner Mutter um den Hals gefallen. Er
barg feinen Kopf an ihrer Brust und so konnte er nicht sehen, wie zwei
große Thränen über ihre Wangen dnhinrollten. Nasch trocknete sie ihre
Augen, denn wenn er jetzt zu ihr emporsah — ums hätte sie ihm sagen sollen,
um diese Thränen zu erklären? ^ Sie breitete wie segnend die Hände
über ihn aus und sagte im Tone erzwungener Heiterkeit:

„Siehst Tu nun wohl. Tu närrisches Kind? — Hab' ich's Tir
nicht gesagt, daß Du Freunde finden werdest? — Nun hast Tu sie und
gleich zwei auf einmal!"

III.

Seit Hieronnmus mit Erwin und Johanna diesen Freundschaftsbund
geschlossen, ging ein neues Leben für ihn an. Tft, wenn er sich auf die

Vergangenheit besann, begriff er es gar nicht, wie es ihm früher möglich gewesen war, ohne einen einzigen Kameraden und Gespielen zu leben. Er sehnte sich nicht mehr nach einer unbekannten Ferne, er wünschte nicht mehr, als ein von aller Welt «erlassener Nobinson auf einem einsamen Eiland im Ocean zu Hanse», er dachte nicht mehr an seine Häßlichkeit und an die Kränkungen, die er ihretwegen erlitten, denn seit seine Freunde ihn schützten, hatte Niemand — auch sein Gegner Franz nicht — ihn wieder zu beleidigen gewagt. Die drei Binder hielten zusammen, so treu, daß mau sie wohl die Unzertrennlichen nennen durfte; denn es verging fast kein Tag, ohne daß fie sich gesehen, gesprochen oder zu irgend einer gemeinschaftlichen Unterhaltung vereinigt hätten. Lärmende Spiele waren nun freilich des kleinen Buckligen Sache nicht; seine körperliche Unbeholfeuheit, die Schwerfälligkeit seiner Bewegungen hinderten ihn daran, sich wie andere minder im dreien herumzutummeln. Aber das verminderte seinen Werth in den Augen seiner neuen, kleinen freunde nicht; besaß er doch eine Gabe, durch die er sie wie mit Zauberbanden an sich zn fesseln verstand, so daß sie mit der Zeit seiner Gesellschaft gar nicht mehr entrathen zu können meinten: die Gabe nämlich, die prächtigsten Geschichten und Märchen zu erzählen, Geschichten uou allerlei Art, ernste und luftige, heitere und traurige, wie er sie ans dem Muude seiner Mutter gehört uud wie sie ihm im Gedächtnis; geblieben waren.
Namentlich war es Johanna, die nicht müde wurde ihm zuzuhören. Unverwandt blickte sie den Erzähler an — mit großen, verwunderten, neugierigen, fragenden Augen; denn gar schön wußte er zn reden, und lebendig wäre» seine Schilderungen. 5Dft, wenn er etwas recht Lustiges erzählte, brach sie in Helles, fröhliches Gelächter aus, dann auch wieder, wenn die Geschichte sehr traurig verlies, konnte sie die Thränen nicht zurückhalten, uud einmal, als Hieronnmus mit seiner zum Herzen gehenden Stimme etwas recht Rührendes vortrug, da geschah es, daß seine kleine, dankbare ZuHörerin ihm plötzlich um den Hals fiel, ihn küßte und rief: „^ Hieroni?-mus! Wie lieb Hab' ich Dich! Nicht wahr — wir werden immer Freunde bleiben!" ^ Ter kleine wußte nicht, wie ihm geschehen war; er nickte nur und ein Lächeln, welches ein unbeschreibliches Glück verkündete, verklärte sein Gesicht, aber er antwortete nichts. Als er jedoch am Abend dieses Tages' zu Bette ging, war ihm noch so selig um's Herz, wie nie zuvor, und wie er seiner Mutter gute Nacht sagte, merkte sie wohl, daß etwas Ungewöhnliches in ihm vorging. Er ließ sie darüber nicht lange im Zweifel. „Mutter," fagte er mit einem eigenthümlichcn, fiegesfrcudigcu Lächeln, „wie Necht hattest Du doch, mich zu schelten, weil ich glaubte, daß ich niemals Freunde finden würde. Aber das ist es nicht allein — seit hente weiß ich auch, daß ich gar nicht so häßlich bin, wie ich früher gemeint habe!" —
„Wie," fragte sie verwundert und wie immer schmerzlich betrossen,

wenn er diesen Punkt berührte, „wie kommst Du uur schon wieder darauf, Hieronymus?"
„Nun," rief er' fast frohlockend, „Johanna hat nur hente gesagt, daß sie mich lieb habe, und sie hat mir dazu einen .Nuß gegeben! 2^ürde sie mich denn geküßt haben, wenn ich gar so abscheulich wäre?"
Da brach es aus ihreu Augen hervor wie ein Strahl der Freude und — „nein," rief sie," „nein — ganz Necht hast Du, mein Junge!" — Aber gleich darauf erbebte sie und es war ihr, als wenn sie bereuen müsse, was sie soeben gesagt. Ter Strahl der Freude, der soeben ihr Gesicht überflogen hatte, war verschwunden, ein Schatten düsterer Schwermuth legte sich aus dasselbe. Fürchtete sie für ihr armes Kind, daß ihm — nach so viel unverhofftein Glück — eine Enttäuschung nicht erspart bleiben werde? —
Am Spätnachmittage darauf, als die Schulstunden vorüber waren, faßen die drei Kinder — eng an einander geschmiegt — ans den steinernen Stufen uur dem Hause, welches Hieronymus mit seiner Mutter bewohnte. Es war nicht das erste Mal, daß sie sich hier zusammenfanden; denn unter dem Schutze seines Freundes und seiner Freundin durfte der kleine Vuölige es wagen, sich auf feinem früheren ^ieblingsplützchen niederzulassen, um hier seine Geschichten vorzutragen. Er war durch die minder, welche sich auch heute auf dein Spielplatz vor dem Hause herumtummelten, nicht wieder behelligt worden; man hütete sich wohl, den Dreien auf der Treppe iu irgend einer feindseligen Absicht nahe zu kummen, denn man wußte zu gut, daß man in einem Streite mit dein starken und tapferen Erwin und seiner mnthigen Schwester doch nur den kürzeren ziehen würde. Störend für den kleinen Erzähler und seine aufmerksamen Zuhörer wurde nur mitunter der ungeheuere ^ärm, den die Kinder durch ihre Spiele verursachten, so daß Hieronymuo oft genöthigt war innezuhalten, während eo seinen beiden Freunden schwer wurde, dem <'iange seines Vortrags zu folgen. Heute namentlich erhoben die Spielenden ein so lautes Geschrei, daß man den kleinen Erzähler kaum verstehen konnte, und Erwin, erbost über die muthwilligen Nuhestürer, beinahe zwischen sie gefahren wäre, wenn ihn Hieronymus nicht dauon zurückgehalten hätte. Als er aber seine Geschichte mit Mühe und Roth beendet hatte und die Stunde, in der man sich gewöhnlich uon einander trennte, herangekommen war, sagte Erwin: „Nein, das ist kein Platz zum Geschichten-Erzählen! Und — wißt Ihr was? ^ Ich will Euch einen Ort vorschlagen, wo wir ganz allein sein tonnen und wo uns Niemand sieht — was sagt Ihr dazu?"
Tie Gefragten erklärten sogleich ihre Zustimmung und — „welchen Ort meinst Du?" rief Johanna.
„Tu kennst ihn," erwiderte er lachend.
Die Schwester senkte nachdenkend das Köpfchen und „nein, Erwin," entgegnete sie ihm, „gewiß, ich weiß nicht, was Du meiust!"
„Rathe einmal!" sagte er, noch immer lachend. Aber sie errieth es

nicht, und er weidete sich an ihrer Ungeduld. „Nun," rief er endlich, „da Du es doch nicht errathen kannst — ich meine unser schönes Aussichtsplätzchen — oben auf der Waterloo-Säule!"
Da leuchteten Johannas Augen, und sie klatschte fröhlich in die Hände. „Auf der Waterloo-Säule — wahrhaftig! Keinen schöneren Platz giebt's zum Erzählen! Daß uns das nicht schon längst eingefallen ist!"
Hieronmnus blickte feine Freunde verwundert an; er hatte noch nichts von der Waterloo-Säule gehört. Aber Erwin beeilte sich nun, ihn aufzuklären. Er erzählte seinem kleinen Freunde von dem großen Exerzier-Platz der Stadt, wo die Soldaten ihre Uebungen und Paraden abhalten und an dessen beiden Seiten die Kasernen liegen. Im Hintergründe des Platzes, der von Hicronymus' Wohnung aus nach der Versicherung Erwins bequem in fünfzehn Minuten zu erreichen ist, erhebt sich die zum Andenken an die Schlacht bei Waterloo errichtete, wohl an zweihundert Fuß höbe Säule, innerhalb welcher eine Wendeltreppe bis hinauf zu einer kreisrunden, von einer eisernen Balustrade eingefaßten Plattform führt, in deren Mitte sich auf hohem steinernem Sockel die aus Kanonen-Metall gegossene lebensgroße Figur einer Victoria, mit fliegenden Schwingen und den Siegeskranz in den vorgestreckten Händen, erhebt. Dort — auf der Plattsorm — stehen einige Bänke, ans denen man sich niederlassen kann, um die Aussicht über Stadt und Umgebung zu genießen. „Das ist ein Plätzchen wie geschaffen für uns!" ruft Erwin aus. „Nur wenige Leute kommen hinauf, meistens Fremde — und die," versichert er, „verhalten sich ruhig und brauche» uns nicht zu kümmern, auch sind sie mit ihrer Umschau meistens rasch fertig und verweiten oben immer nur kurze Zeit! Alfo in den nächsten Tagen, vielleicht morgen oder übemiorgen fchon, machen wir den Anfang, nicht wahr, Johanna?"
Das Mädchen nickte zustimmend. „Wir sind dem guten Pater Wallmann ohnehin schon lange einen Besuch schuldig," sagte ee> lächelnd. „Wie wird er sich freuen, uns einmal wiederzusehen!"
„Wer ist das?" fragte Hieronvmus mit einiger Neugierde.
„Das ist der alte Invalide, der die Säule bewacht," antwoi-tete Erwin für seine Schwester. „5?, der weiß auch schöne Geschichten zu erzählen — von Schlachten und kämpfen, die er als Soldat mitgemacht hat — freilich kennen wir sie schon alle, aber das thnt nichts, er mag sie nur von Neuem erzählen, wir hören ihm gern einmal wieder zu!"
„Ja ^ und munter und guter Dinge ist er immer, der Alte," siel hier Johanna ihrem Bruder in die Nede, „obwohl es ihm doch im Kriege recht schlecht ergangen ist, denn der Arme hat einen Stelzfuß — in der großen Schlacht bei Waterloo nämlich hat ihm eine Kanonenkugel das linke Bein weggerissen — o. Du folltcst nur eiumal hören, Hieronymus, wenn er das beschreibt! Es muh schrecklich im Kriege sein und —"
„Nun," rief Erwin hier, laut auflachend, „für Mädchen mag es
!

schrecklich sein, aber ein Soldat darf sich nicht fürchten, Johanna! Uebrigens,"
fuhr er zu Hieronymus gewendet fort, „sorgt ja unser König für ihn, denn
er läßt ihm den Sold zahlen, den alle alten Invaliden bekommen. Weil
das aber ein Bische» wenig ist, so hat ihm unser Papa, der, wie Du
weißt. Major in dem Regiment ist, welches hier in der Stadt liegt, die
Stelle als Wächter der Säule verschafft, das bringt ihm mich ein Sümm-
chen ein, denn Jeder, der die Säule ersteigen null, bezahlt einen halben
Groschen, und Vater Wallmanu darf das Geld für sich behalten. Nur
uus und Dich, Hieronymus," sügte er mit einem gewissen Stolz hinzu,
„muß er frei passire» lassen!"
Der kleine Bucklige hatte den Geschwistern verwundert zugehört und
blieb schweigend; jetzt griffen sie ihm unter die Anne und riefen unge-
duldig und wie aus einem Munde: „Komm' — komm', laß' uns zu Deiner
Mutter gehen und sie um Erlaubniß bitten, daß Du mit uns die Säule
ersteigst!"

IV.

Als Hieronymus' Mutter von dem Verlangen der Kinder gehört hatte,
lächelte sie anfangs, aber sie fchüttelte bald auch staunend den Kopf und
warf einen ängstlichen, besorgten Blick auf deu Sohn, der seine kleine»
Genossen reden ließ und für deren Anliegen kein Wort zu haben schien.
Aber sie hatte es ihm wohl angemerkt, wie sehr er wünschte, daß sie ihre
Zustimmung ertheileu möge, und da die kleinen Dränger sie immer heftiger
bestürmten, willigte sie endlich ein, überzeugt, daß Hieronymus unter der
ilbhut und dem Schutze solcher Freunde überall gut aufgehoben sei. Und
an einem der folgenden Nachmittage — es war an einem schoneil Sonntag
zu Anfang des Mai, die Luft war klar und warm und der Himmel blau
— wanderten die drei Freunde dem i>te zu, deu sie sich für ihre
Zusammenkünfte von nun an ausersehen hatte». Der große, an den beiden
Längsseiten von Bäumen eingefaßte Exerzierplatz, welcher ein längliches
Viereck bildete, lag in tiefer Nuhe. Vor den Kasernen an beiden Seiten
schritten die Posten gleichmäßig auf und ab, uud ihr Schritt war vielleicht
der einzige Laut, der in dieser Sonntagsstille für scharfe ^hreu vernehmbar
wurde. Die Kinder betraten den Platz uud marschirten geraden Weges
auf die Säule zu, die sich im Hintergrund erhob. Hieronmnus sah mit
staunenden Augen umher; und da ihm in dieser Umgebung Alles neu
erschien, so wurde seine jugendliche Phantasie auf's Mächtigste angeregt.
Er blickte zu der Säule empor — er sah die schwebende Victoria mit den
ausgebleiteteu Flügeln und dein Siegeskranz in den vorgestreckten Händen —
er erinnerte sich dessen, was ihm seine Freunde von dem alten Invaliden
erzählt hatten, und mit jedem Schritt, den er machte, wuchs die Spannung,
den alten Kriegsmann zu sehen — er vergegenwärtigte sich eine Schlacht —
ja, er glaubte beinahe das Gebrüll der Kanonen zu hören.

Man ist endlich an 57rt und stelle angelangt. Man befindet sich
vor einen, großen, aus gelbgrauen Saudstein-^.uadem zusammengefügten,
auf drei breiten Stufen derselben Stewart ruhenden, nmssiven Würfel, auf
dem sich die schlanke, ionische Cäule erbebt. In 'der dein Ererzierplatz
mgekehrten Vorderseite des großen Vierecks, welches das Piedestal bildet,
ist die schwere, gußeiserne, tagsüber immer offenstehende Thür angebracht,
durch welche man in einen kleinen Vorplatz eintritt, an dessen link«
Seite mittelst eines einfachen Holzuerschlages eine Art Pförtnersloge
fürl den Wächter eingerichtet worden ist. Hart an der Loge vorüber,
der gegenüber eine gnin angestrichene Gartenbank steht, so daß zum
Passiren nur ein schmaler Mum bleibt, sührt der Weg unmittelbar zu der
in den Vorplatz ausmündenden, in der Säule emporsteigenden Wendeltreppe.
Die Drei steigen die Stufen hinan nnd Erwin, der' den Vortritt
hat, rufti
„Holla, Vater Wallmann! Floren wir Dich in Deinem Nachmittags-
schläfchen? — Vesuch ist da!"
Ein Vrummen wird hörbar, und Hieronnmus bemerkt, wie hinter dem
kleinen Guckfensterchen der Loge ein grauer Schnauzbart erscheint nnd ver-
schwindet. Dann ein Geräusch von Tritten auf den Steinplatten — die
ichmale Holzthür der Loge öffnet sich — nnd herano tritt der alte Invalide
in einer abgetragenen, ziemlich verschossenen Soldaten-Uniform, die Mutze
auf dem Kopfe, und eine anfehnliche Reihe von Ehrenzeichen, kuvfernen
und silbernen Kreuzen und Denkmünzen, aus der Vrust. Der alte Stelz-
fuß stützt sich auf einen «rückstock >und sieht ziemlich unwirfch drein; jetzt
aber, da er Hieronmnus nnd feine Freunde erblickt, richtet er sich stramm
empor, macht eine salntirenoe Bewegung mit der siechten nnd rust heiter i
„Potz-Mohren-Element! — Junger Herr — kleines Fräulein! — Lange
nicht gesellen! — Wen bringt Ihr da?"
„Unseren Freund Hieronymus!" erwidert Enviu, „Er ist mein Schul-
kamerad und ein!guter Junge! Mt dem mußt Du ^reundichaft ballen,
Vater Wallmann!"
Der Alte mißt die Gestalt des kleinen Buckligen mit eitlem eigen-
thümlichen Blicke, in dem sich etwas von Herablassung, leisem Spott, aber
auch von Mitleid ausdrückt, und Hieronmnus, dadurch verlegen gemacht
und ein wenig verletzt, senkt den Kopf und die Mthe der Scham steigt
ihn, in's Gesicht. Doch da poltert der Alte gutmüthig lachend heraus
„Nicht besonders schön gewachsen— Euer Freund! Taugt nicht mm
Soldaten! Doch was thnt's? — Können nicht Alle dasselbe sein! — Her;
auf de», rechten Fleck — dos bleibt Hauptsache! — Ta, Kleiner, meine
Hand! freund meiner freunde — mich mein freund!"
Hieronmnu« ergreift die ihm treuherzig dargereichte Rechte, wird aber
nun ganz dunkelroth im Gesicht. Duo derbe Wohlwollen des Alten mutbet
ihn seltsam an — er geräth in neue Verlegenheit nnd blickt, fast wie Hülfe

suchend, seine kleinen Genossen an. Abel' Erwin, der sich ein wenig an der Scene zu weiden scheint, bricht in ein lautes, luftiges Gelächter aus und rnft:
„Bravo, Vater Wallmann, bravo! — Und nun sage uns auch, wie steht's mit Deiner Gesundheit? — Und hast Du gute Einnahmen gehabt heute?"
Der Alte laßt Hieronnmus' Hand los und streicht sich heftig den grauen Schnauzbart.
„Gesundheit," ruft er, „Savpermcitt — hat sich was! Podagra iu alle» Gliedern — der Teufel soll es holen! Und die Geschäfte — Kreuzmillionenbomben! fremde siebt's noch nicht viel in der Stadt um die Jahreszeit und die Einheimischen, daß sie das Donnerwetter! Kümmern sich viel um, einen alten Soldaten, der sein Blut gelassen für König und Vaterland! Krämerseelen, Pfennigfuchfer und —"
„Halt!" unterbricht ihn Erwin, „warum sich ärgern, Vater Wallma»»? ^aß' Dir die Galle nicht in's Blut kommen. — Du hast es uns ja oft gesagt, daß das nicht gut sei! Und," fugt er mit einem schlaue,i lächeln hiuzu, „beuor wir da oben hinaufklettern, erzähle uns noch rasch einmal Deine große Geschichte von dazumal — Du weißt schon, was ich ineine! Wir hören sie immer gern wieder, und unser Freund Hieronnmus -^ na! der läßt sich nichts lieber erzählen als von Schlachten, namentlich wenn es so drunter und drüber geht, wie damals — bum, bum, bum — bei Waterloo — nicht wahr, Hieronnmus?"
Der kleine Bucklige lächelt verlegen und wagt weder ja noch nein zu sagen; aber der alte Schnauzbart hat kaum die letzte» Worte Erwins gehört, als er auch schon zum zweiten Male Hieronnmus' Hand ergreift uud indem er dieselbe kräftig fchüttelt, lebhaft und im Gefühle befriedigte» Stolzes ausruft:
„Bravo, junger Freund, bmuo! — Würdest ein tapferer Soldat werde», wenn — na, was nicht sein kann, kann nicht sei»! Sackerlot — sag' ich — doch ich will nicht fluchen, denn unser Herrgott läßt nun einmal die Bäume wachsen, wie's ihm einfällt! Aber tröste Dich, Kleiner — hast ja ein tapferem Herz, und wer das hat — Himmelschockschwerenoth noch einmal! ist nicht verloren! Also erzählen soll ich? Gut, wenn Ihr's so haben wollt! Kommt, setzt Euch alle Drei hier mit auf die Bank und nun noch einen Augenblick Geduld, bis ich mir die Pfeife gestopft habe! — Eins — zwei — drei — so, und nun kanns losgehen!"
Die drei jungen Genossen habe» der Aufforderung des alten Invaliden rasch Folge geleistet uud sich neben ihm auf der grünangestrichenen Gartenbank niedergelassen. Der Alte hat eine kurze Pfeife und ein Tabatsbeutelchen aus der Tasche seines Rockes gezogen, im Nu ist die Pfeife gestopft und in Brand gesetzt und nun, nachdem er ein paar lange, kräftige Züge getha», beginnt er zu erzählen. Es ist eine alte, oft erzählte Geschichte, aber für ihn ist si.> ewig mm gebliebe»: Wie es bei Lignn
I!'

und bei Quatrebras ausgesehen hat, wie es mit Wellington und Blücher
stand, wie der Marschall Vorwärts in jenen heißen Tagen durch einen
Sturz mit dem Pferde um's Haar in die größte Gefahr gemthen wäre,
hätte ihn sein tapferer Adjutant nicht gerettet und endlich — wie es an
dem eigentlichen Glanztage seiner Heldengeschichte — an dem denkwürdigen
achtzehnten Juni von Anno 15 hergegangen ist. Heute erzählt er mit
einer ganz besonderen Begeisterung, denn er merkt es wohl, wie der neben
ihm sitzende Hieronymus mit der gespanntesten Aufmerksamkeit seinen
Schilderungen lauscht, wie die Augen des Kleinen in staunender Be-
wunderung aufleuchten, wenn er irgend eine recht aufregende Episode aus
seinen militärischen Erinnerungen berührt. Den Gipfelpunkt feiner Er-
zählung bildet, wie immer, die Schlacht von Waterloo, in der er fein linkes
Bein verloren hat. „Ja," ruft er, indem er eine mächtige Wolke Tabak
dampfes aus feinem Munde hervorstößt und sich stolz in die Brust wirft,
„das fag' ich und dabei bleib' ich — eine Klopferei wie die von Velle-
Alliance hat's in der Welt nicht wieder gegeben! Denkt nur — wir hatten,
ein vollgezähltes Bataillon frifcher Infanterie, hart am Rande eines Korn-
feldes Posto gefaßt — da reitet der alte Marfchall Vorwärts mit seinem
Stabe an uns vorüber, hält sein Pferd an, reckt den Arm in die Höhe,
fchwenkt den Säbel und brüllt: Drauf, Kinder! Den Engländern zu Hülfe!
Das ließen wir uns nicht zwei Mal fagen. Eommando hier, Eommando
dort — die Trommeln wurden gerührt und vorwärts ging» — im Sturm-
fchritt, wie Er befohlen. Bald sind wir auf der Höhe von Mont St. Jean —
hurrah! wie da die Kugeln flogen! Es war ein Gebrumme, daß es mir
noch heute in den Ohren klingt! Mit einem Mal steht meine Eompagnie
im Burdertreffen — die blauen Bohnen fliegen mir nur fo um den Kopf
— und da — ist es Hererei? — liege ich, pardauh! auf der Nase und
rühre mich nicht und wie ich wieder zur Besinnung komme — na, ich will
mich nicht rühmen, aber ein Spaß ist's nicht, sich so mir nichts, dir nichts
das Nein wegrasiren zn lassen! Himmelhund — Kreuzschock — Nomben und
Hanbitzen," er überstürzte sich hier, indem er nach weiteren Kraftausdnicken
zu suchen schien, „gefochten haben die Franzosen — das ist wahr — als
wären sie vom Teufel besessen! Aber es half Alles nichts — wir blieben
Sieger, und für das Nein," er berührte selbstgefällig mit der Hand die
Medaillen und Kreuze auf seiner Brust, „habe ich das da eingetauscht!"
Die Kinder hatten ihm schweigend zugehört, Hieronmnus wagte kaum
zu athmen, Erwin sah lächelnd vor sich hin, aber Johanna, die schon längst
etnins ungeduldig geworden schien, erhob sich jetzt zuerst und rief:
„Nun laßt uns aber endlich hinaufsteigen! Du, Erwin, gehe voran —
Hieronymus nehmen wir in die Mitte — ich folge ihm, fo wird's am
Besten gehen!"
Nun standen auch die Anderen auf, und der Alte brummte etwas
unwillig:

„Hat das Fiuulein es eilig! Wollte gerade noch erzählen, wie — aber in Gottes Nmnen! Macht nur, daß Ihr hinauf kommt!" Und zu Hieronumus gewendet, sagte er sehr freundlich: „Auf ein anderes Mal, junger Freund, wenn Du mich wieder besuchst! Und das wirst Du, he? — Wollen gute Kameradschaft halten! Und dann erzähl' ich Dir auch, was ich fönst noch Schönes in dem großen Feldzug erlebte! Gott befohlen, Gott befohlen! Deine Freunde werden fchon ungeduldig!"

Er fchob Hieronnmus den beiden Anderen nach, die ihn, wie es Johanna vorgeschlagen, in die Mitte nahmen. Man tappte die Stufen der Wendeltreppe empor und befand sich bald ganz im Dunkeln. Johanna gab sorgsam auf Hieronnmus Acht, daß er nicht falle, und ermahnte ihn, unverdrossen vorwärts zu schreiten. Endlich wurde es Heller und Heller, die letzten Stufen waren erreicht und plötzlich traten alle Drei in das glänzende Tageslicht auf die Plattform der Säule hinaus.

Hieronnmus athmete tief auf und klammerte sich mit beiden Händen an das zierliche Schnürkelwerk der eisernen, rund um die Plattform laufenden Balustrade. Welch' ein Anblick war das! Es schwindelte ihm und er wußte sich im ersten Augenblick vor Staunen kaum zu fassen. Da lag, tief unter ihm, mit allen ihren Straßen und Plätzen weit ausgebreitet die Stadt. Wie klein sich die Häuser ausnahmen! — Und die Menschen! — Sie schienen ihm Liliputaner geworden zu sein. Und wie herrlich glitzerte und funkelte — einem goldglänzenden Bande vergleichbar — in dem hellen Sonnenscheine die Fläche des Stromes, der, den südlichen Theil der Stadt durchschneidend, in anmuthigen Windungen durch das blühende Thal dahin floß! Und dann im Hintergrunde die Kette der malerischen, in blauen Duft gehüllten Waldgebirge und die grünen Wiesen und Felder in der weiten Ebene — er konnte sich nicht fatt fehen nnd wandelte, die Freunde an der Seite, die ihm dieses oder jenes zu erklären suchten, wie ein Trunkener nm die Plattform herum, jeden Augenblick in einen neuen Ausruf des Entzückens ausbrechend. Plötzlich erfaßte Johanna feinen Arm, hieß ihren Freund still stehen und deutete mit der Hand nach einer bestimmten Richtung im Norden der Stadt.

„Siehst Du den ruudeu Platz da unten nnd das kleine Haus, das daran steht, mit den grünen Fensterläden?" fragte sie ihn lächelnd.

Hieronumus richtete den Blick dahin, fand aber nicht gleich, was sie meinte.

„Dort, dort!" rief sie lustig, nahm seinen Kopf in ihre beiden Hände nnd rückte ihn fo zurecht, bis er genau die Richtung hatte. Hieronumus blickte — hinab, plötzlich jauchzte er laut auf und — „Das Haus der Mutter," rief er, „dort wohnt sie und dort war unser Platz auf der Treppe und — und — ach! wie fchön, wie fchön ist die Welt!"

Er wußte sich kaum zn fassen und die Thränen kamen ihn: in die Augen. Da nahm ihn Johanna in ihre Arme und „Du guter Hieronnmus." sagte sie herzlich, „nicht wahr, das macht Dir Freude?"

Er erwiderte nichts, er vermochte ihr nur mit einem Blicke zu danken^
aber der war so voll Innigkeit, daß sie ihn wohl verstand.
„Komm'," sagte sie, „jetzt haben wir Dir Alles gezeigt und wir
wollen uns nun dort auf die Bank setzen, und Du wirst anfangen, uns
Etwas zu erzählen, etwas recht Hübsches, aber nichts von gräulichen Kriegen,
wie sie der Alte erzählt — willst Du?"
Er nickte, und sie ließen sich alle Drei auf der Bank nieder, die am
Fuße der eisernen Victoria aufgestellt war.
„Was willst Du am Liebsten hören?" fragte er lächelnd.
Eie fann ein wenig nach.
„Am Liebsten," sagte sie dann, „am Liebsten hörte ich ein schönes
Märchen ^ von einer Königstochter und einem. Prinzen, der verzaubert
ist oder auch umgekehrt, wie es Dir gerade einfällt!"
„Warte," rief er da, „ich hab's! Du kennst noch nicht die (beschichte
vom /roschköuig uud dem eisernen Heinrich! Die ist schön und rührend
und wird ?ir gewiß gefallen!"
Und er begann zu erzählen. Und als er den Minen Frosch schilderte,
der so häßlich war und das schöne kleine Königskilid doch so lieb hatte,
welches sein Wort nicht halten wollte, da wurde es ihm aus einmal so
wehmüthig mn's Herz, und er kam sich wie der Frosch vor, und es war
ihm, als müsse er Johanna für die Königstochter halten. Mer er er-
zählte weiter, wie der häßliche Frosch sich endlich doch in einen schönen
liönigssohn verwandelte, und wie da die kleine Prinzessin sehr gerne seine
Frau wurde, und wie dem treuen Heinrich vor Freude über die Erlösuna
seines Herrn die eisernen Neifen vom Herzen absprangen und da, als er
geendigt, fiel ihm Johanna auch wieder um den .hals und küßte il,n wieder,
wie neulich, und er vergaß, was er vorher gedacht hatte und ruhte - ein
Ileberglücklicher — in ihren Annen.

v.

Seit diesem Tage besuchen die Drei ihr luftiges Versammlungs-
plätzchen auf der Plattform der Säule einige Male in der Woche; mir
wenn das Wetter besonders ungünstig ist, bleiben sie unten in der kleinen
Vorhalle uud lasse» sich auf der Bank neben dem alten Invaliden nieder,
der unerschöpflich ist in der Auszählung der Kriegsabenteuer, die er mit-
erlebt hat. Sein dankbarster Zuhörer ist Hieromimus geworden' und so
kann es nicht Wunder nehmen, daß der Alte den kleinen Buckligen von
Dag zu Dag lieber gewinnt. Aber auch dieser hängt an seinem neuen
Freund mit aufrichtiger, warmer Neigung; und manchmal, wenn ihn
flüchtig die schwermüthige Erinnerung an die Vergangenheit, an die ein-
same, traurige Zeit seiner frühesten Kindheit überkommt, und wenn er da-
mit die Gegenwart vergleicht, dann durchdringt ihn plötzlich ein beseligendes

(Gefühl, und es isl ihm, als wenn er eine neue Welt entdeckt habe, in der es ihm schon so wohl geworden und in. der es ihm wohler und immer wohler werden müsse. Aber die Quelle allen Glückes 'in dieser neuen Welt, die Sonne, welche sie erhellt und durchwärmt, ist und bleibt ihm doch — Johanna! Denn so froh es ihn auch macht, an mancherlei kleinen Beispielen zn sehen, wie sehr ihm der Alte und Erwin zugethan sind — über Alles geht ihm die herzliche Treue, mit welcher die Kleine an ihm festhält, und er hat es sich oft gefügt: Wie könnte sie so gut gegen mich sein, wenn sie mich nicht wirklich ein wenig lieb hätte? Sie hat ihn lieb — gewiß, er kann sich nicht täuschen; dieser Gedanke erfüllt ihn allgemach so ganz, daß ihm alles Andere im Vergleich dazu fan gering erscheint.

So schwinden mehrere Jahre dahin, und die Kinder wachsen heran, aber in ihrem Verhältniß zu einander ändert sich nichts und ihre Freundschaft überdauert den Wechsel der Zeit. Man hat unzählige Male die Säule erstiegen und unten, am Eingang zur Wendeltreppe, bei dem alten Invaliden gesessen-, man hat sich Geschichten erzählt und erzählen lassen und es ist bei den Märchen nicht geblieben, denn nachdem »ran älter geworden, hat Hieronymus, der ja eine so schöne, uollklingende Stimme zum Vortragen hat, die prächtigsten Bücher mitgebracht und er lieft daraus die herrlichsten Dichtungen vor und versteht es, nicht nur Antheil und Neugierde, sondern warme Begeisterung in den Herzen seiner Zuhörer zu entzünden. Besonders ist es Johanna, deren leuchtende Blicke bei solchen Gelegenheiten an seinen kippen hängen, als wolle sie ihm die Worte von denselben ablesen. Sie hat sich mit den Jahren immer schöner entwickelt, nnferem kleinen freunde wenigstens erscheint sie als das lieblichste, was die Erde trägt; und es ist bald so weit gekommen, daß ihm ein Tag, an dem er seine liebe Genossin nicht sieht, öde, schaal und 'traurig, ja verloren erscheint, und daß er sich ein Leben ohne ihre Gesellschaft bald gar nicht mehr vorstellen kann. —

Die Mutter hat seine fast schwärmerische Neigung wachsen fehen und dazu gelächelt. Er ist ja noch ein Kind, denkt sie, und das Mädchen nicht minder! Warum mit rauher Hand den schönen Traum unschuldiger Jugendfreundschaft zerstören, der ja nur einmal geträumt wird und in folcher Neinheit nicht wiederkehrt. Sie läßt Hieronmnus also gewähren; allein der Tag soll nicht ausbleiben, an dein sie einen tieferen Blick in das Herz ihres Sohnes thut und dasselbe von einem Gefühl beherrscht sieht, welches sie nun mit ernsteren Augen, ja mit Schrecken zu betrachten genüthigt wird! —

Wieder ist eine Neihe von Jahren dahingegangen, da kommt Hierum) mus, der nun seit lange das Gymnasium besucht, schon fast ein Siebzehnjähriger und wi.e der etwa in gleichein Alter stehende Erwin, Schüler der Nnter-Prima ist, eines Tages, recht blaß und abgehärmt aussehend, nach

Hause. Er schleicht sich, die Bücher unter dein Arm, an der im Erdgeschoß liegenden Vohnstube seiner Mutter vorüber, er möchte ihr nicht gleich begegnen, denn obwohl er vor ihr sonst keine Geheimnisse hat, heute ist's ihm doch, als müsse er vor ihr verbergen, was ihm das Herz gar so schwer macht. Tics aufseufzend steigt er die Treppe hinauf zu seinem Mansardenstübchen, fast finster und grollend siebt er die alte Hauskatze an, die ihm vertraulich gefolgt ist und jetzt, da er in seinem eigensten Heim angelangt ist, die Bücher abgelegt und sich selbst, wie erschöpft, in dem Sessel vor feinem Arbeitstisch niedergelassen hat'- jetzt stößt er das Thier, welches behaglich zu seinen Füßen hockt, voll Unmut!, und mit Heftigkeit von sich. Die Katze indessen bleibt mitten im Stübchcn stehen; sie macht einen krummen Buckel, die grünen Äugen richten sich empor zu ihrem Herrn und Freund, und es scheint, als wenn sie sich über die ihr wider-fahrene Behandlung selber wundere; denn — wahr ist's, so hart und lieblos ist er ihr noch nie begegnet, im ('iegcntbeil, er hat sie sonst immer geliebkost und auf seinem Schooße ruhen lassen. Allein heute muß er einen ausnahmsweise schlimmen Tag lmben; denn jetzt, da er sie noch im Zimmer erblickt, erhebt er sich, stößt sie mit dem Fuß vorwärts gegen die Tbür, öffnet dieselbe und scheucht den ungebetenen <^>ast mit einer leisen Verwünschung hinaus.

Er will und muß allein sein! Er mag nichts Lebendes um sich sehen!

Er wirft sich zum zweiten Mal auf den Sessel vor seinem Schreibtisch und stützt den Kopf in beide Hände, und ein Seufzen kommt aus feiner Brust heroor, so schmerzlich, als wenn er von einem tiefinuerlichen unaussprechlichen Leid niedergebeugt werde. So starrt er eine Zeit lang vor sich hin — Minute auf Minute verrinnt, aber er rührt sich nicht; er versinkt allmählich in eine Art dumpfer Träumerei, die ihn so sehr der Wirklichkeit entrückt, daß er es nicht gleich bemerkt, wie sich mit einein Male ganz leise die Thür öffuct und feine Mutter auf der Schwelle erscheint. Tic m.icht ein paar Schritte in's Stiibchen nnd wirft einen langen, prüfenden Blick auf deu fast regungslos Dasitzenden; da erwacht er und wendet sich mit einem leisen Ausruf, fast erschrocken, zu ihr hin.

„Du — Mutter," sagt er in sichtlicher Verlegenheit, „ich wußte nicht -"

Aber sie läßt ihn nicht ausreden. Sie hat die Hand auf seine Schulter gelegt und sagt in warmem, aber eindringlichem Tone: „Hieronymus — seit einiger Zeit sehe ich Dich sehr verändert. Du bist nicht mehr so heiter nnd fröhlich, so lebensfreudig, wie Du es noch vor Kurzem warst, und dann Dein Aussehen — so blaß, so angegriffen — wahrhaftig, ich bin in ernster Sorge nm Deinetwillen! Sage mir nicht," fährt sie rascher fort, als sie gewahrt, daß er den Bcrsuch machen will, sie zu unterbrechen, „sage mir nicht, daß das Studiren uud die Ueberhäufung init Arbeit vor der Prüfung daran Schuld sind — ich kenne meinen klngen

Hieronpmus besser und weiß, daß ihm die schwerste Arbeit leicht und daß
er Aufgaben, zu deren Bewältigung Andere lange Zeit und die Hülfe
Fremder gebrauchen, spielend überwindet. Und ist es vielleicht die Arbeit,
die Dich heute daran verhindert hat, erst einmal bei mir hereinzutreten nnd
bei mir, wie sonst. Dein Vesperbrot zu verzehren? .hattest Du gar so
Wichtiges hier am, Schreibtisch vor, so Wichtiges, das; Du Dir nicht ein-
mal die Feit nehmen konntest, vorher noch ein paar freundliche Worte mit
Deiner Mutter zu wechfeln? Wie Hieronnmus, sprich doch, ich sehe Dich
roth und blaß werden, ich sehe, daß Du Etwas vor mir verheimlichen willst,
ich sehe —"
Sie kann den Satz nicht aussprechen, denn er ist plötzlich aufgesprungen,
hat sich mit Ungestüm an ihre Brust geworfen und bricht nun in
Thränen aus.
„Lieber, lieber Junge," ruft sie und umarmt ihn zärtlich, „Du er-
schreckst mich! Sage — was bedeuten diese Thränen? — Wie, Du schweigst
und kcmnst nur schluchze» — hast Du kein Vertrauen zu mir, Hieronnmus?
Bin ich nicht immer Deine Trösterin gewesen? Komm'" — sie zieht ihn
ein paar Schritte vom Schreibtisch weg mit sich fort, „komm' — laß' uns
dort auf dem Sopha niedersitzen und dann — wenn Du mich nicht kränken
willst — laß mich sogleich die Ursache Deines Kummers erfahren!"
Fast willenlos läßt er sich von ihr zu dem Sopha führen und sitzt
nun neben ihr mit gesenktem Haupte, aber noch kommt kein Wort über
seine Lippen. Sie sieht ihn mit inniger Theilnahme an, sie scheint ihn,
Zeit lassen zu wollen; endlich aber, da er noch immer schweigt, sagt sie im
Tone bitteren Borwurfs:
„Ich sehe ^s schon, Hieronymus — ich bin Dir nichts mehr!"
Da erfaßt er mit beiden Händen ihre Rechte und während ihm neue
Thränen über die Wangen rinnen, ruft er wie außer sich:
„Mutter — ich — ich will Dir ja Alles sagen, Mutter!"
Und nun berichtet er, zuerst zusammenhangslos und durch erneutes
Schluchzen sich selber unterbrechend, was ihm das Herz bedrückt. Er weiß
es schon seit einiger Feit, daß ihm eine Trennung von seinen Freunden
bevorsteht, er hat nicht darüber geklagt, um — min, um die Mutter nicht
zu kränken, die nicht denken soll, daß er sie nicht genug liebe, um in ihr
einen Ersatz für den Verlust einer Gesellschaft zu erblicken, der ihn nun
einmal unvermeidlich treffen wird. Aber wie sehr er auch in großer Er-
regung versichert, daß sie ihm vor allen Anderen theuer sei — bekennen
muß er doch, daß er ein tiefes Grauen vor der kommenden Zeit empfindet,
der todten, freudelosen Zeit, während welcher er seine Jugendfreunde nicht
sehen soll. Und diese Zeit — ein Beben geht ihm durch den ganzen
Körper und er athmet schwer auf, indem er das fagt — steht unmittelbar
bevor: Erwin und Johanna werden nämlich zu Beginn der Osterferien —
und das wird schou in acht Tagen sein — die Stadt verlassen und nach

der Residenz abreisen, wo sie jedenfalls für eine längere Dauer verbleiben: denn Erwin, dessen Lieblingswunsch es von frühester Jugend an gewesen, die militärische Laufbahn zu betreten, foll in der dortigen Cadetten-Anstal! Aufnahme finden, während Johanna der ^bhut einer in der Residen; lebenden Tante übergeben wird, weil dieselbe für die weitere Erziehuna und Ausbildung des herangewachsenen Mädchens besser Sorge zu tragen im Stande ist, als der Vater, der Wittwer und ohnehin durch seinen Ve ruf viel zu fehr in Anspruch genommen ist, um sich der Tochter mit der nöthigen Aufmerksamkeit widmen zu können. So einfach und natürlich die Verhältnisse sind, welche diesen Wechsel herbeigeführt haben, Hierormmuö vermag sich nicht darein zu finden; er hat es sich hundert Mal gesagt, dcrft er sich in das Unvermeidliche fügen müsse, er hat sich selbst mit einem Wiedersehen zu trösten gesucht, doch ach! wie schwach erwies sich dieser Trost bei dem niederschmetternden Gedanken an die immer näher und näher rückende Trennung.

„In wenigen Tagen," so schließt er seine rührende Beichte mit zittern- der Stimme, und man sieht es ihm an, wie sehr er sich Gewalt anthut, um vor seiner ZuHörerin gefaßt zu erscheinen, „in wenigen Tagen wollen wir noch einmal bei Vater Wallmann zusammentreffen, noch einmal die Säule besteigen und dort oben beisammen sitzen, wo wir so viele glückliche Stunden verlebt haben. Und dann — und dann werden wir von einander Abschied nehmen — wer weiß, Mutter, auf wie lange Zeit — wer weiß, ob nicht — vielleicht — für immer — —"

Die letzten Worte ersticken ihm in der Kehle — ein lautes Schluchzen folgt — er bat nicht mehr die Kraft, das, was ihn tiefinnerlich bewegt, noch länger zu verbergen. Er wagt nicht emporzublicken, aber er fühlt, das? die Augen der Mutter auf ihn gerichtet sind, und das vermehrt die Pein eines seltsamen Angstgefühls, dessen er nicht Herr zu werden vermag. Di,' Mutter betrachtet ihn forschend und in ihren Zügen malt sich eine An von Sorge, ja von Bestürzung; sie sieht, wie seine wunderliche Verlegen- heit zunimmt — noch mehr, sie glaubt zu sehen, was sie bedeutet!

„Hieronnmus," sagt sie endlich mit dem milden Ausdruck im Ton der Stimme, der ihr eigen ist, „es war nicht Recht von Dir, daß Du so lange gezögert hast, mir Dein Herz zu öffnen! Anner Junge — warum schwiegst Du? Sieh — ich hätte Dich doch früher trösten können, so aber hast Du nun gar viele traurige Tage ganz allein mit Deinem Kummer verbringen müssen. Wäre es darum nicht viel besser gewesen, wenn Du mich schon früher zur Mitwisserin Deines Geheimnisses gemacht hättest? Dann hätte ich Dir sagen können: Es ist Unrecht, sich deswegen zu grämen! Erstens: Giebt es nicht ein Wiedersehen? — Und zweitens: Haft Du nicht Deine Mutter noch und den guten Papa Weltmann, der Dir so treu gesinnt'ist? — Freilich— sie können Dir keinen vollen Ersatz gewähren für —" sie macht hier eine kleine Pause nnd beobachtet ihn schärfer, um

die Wirkung der 'Worte zu prüfen, die sie noch aussprechen will — „für Deinen guten Freund nnd Kameraden Erwin — Du schüttelst den Kopf? nun, dann doch wenigstens nicht für Johanna! — Nun wirst Du wieder roth, wein Junge, und warum zitterst Du denn so — ich mache Dir ja keine Vorwürfe, weil Du sie lieb hast! Sie ist ein' gutes, herrliches, holdes Kind, aber —" sie sagt das Folgende mit einer Art von weh-müthigem Ernst und mit feierlichem Nachdruck — „Eines, Eines mußt Du immer bedenken, Hieronymus: Ihr seid mit einander aufgewachsen, habt als gute Freunde immer fest zusammengestanden und Alles, was Du mir von Erwin und Johanna erzählt hast und was ich im Laufe der Jahre felber beobachtet habe — daß ich es Dir nur geradehin sage: ich glaube ja von Herzen gern, daß die Freundschaft der guten Kinder treu und echt ist! — Doch erwarte nicht zu viel von ihnen! Nimm ihre Freund-schaft als das, was sie ist, als ein Geschenk oder eine Gabe, deren Werth sich, soweit die Zukunft in Betracht kommt, erst noch zu erproben hat! Dann, Hieronnmns, wirst Du wenigstens nicht überrascht sein, wenn sich ihre Gesinnungen gegen Dich, die Du, wie ich sehe, mit der ganzen Liebe Deines warmen Herzens zu erwidern scheinst, unvermutheter Weise —" sie spricht die letzten Worte fast zögernd und halblaut — „einmal ändern sollten!" —

Er hat sie ruhig angehört, er antwortet ihr nicht gleich darauf; aber heftig arbeitet es in seiner Vrnft und es ist, als wenn er einen schweren Seufzer mit Gewalt zu unterdrücken versuche. Die flüchtige Nöthe, die sein Gesicht vorhin überzog, ist längst verschwunden und sie hat jetzt einer tiefen Blässe Platz gemacht.

Endlich erhebt er den Kopf zu der Mutter und sagt fast tonlos:

„Ich weiß, was Du fagen willst, Mutter! Das heißt, Du meinst, ich soll auf ihre Freundschaft nicht bauen und soll —"

„Das heißt viel oder gar nichts!" unterbricht sie ihn; sie hat sein Erbleichen wohl bemerkt, und als wenn sie einen Fehler wieder gut zu machen hätte, ergänzt sie sogleich: „Ich habe Dich nicht mißtrauisch, nicht irre machen wollen, Hieroniimus! Glaube getrost an ihre Freundschaft, Du bist ja der Freundschaft der Besten werth! Aber es handelt sich nicht um Vergangenheit nnd Gegenwart, sondern um die Zukunft — Deine jungen Freunde werden älter werden, in neue Verhältnisse treten, in neuen Um-gebungen leben, vielleicht neue Freunde gewinnen und uns erst beweisen müssen, ob sie darüber nicht den alten vergessen! Nun, so Gott will, wird das nie der Fall sein, aber wenn ich, die es doch so treu mit Dir meint, wie kein Anderer auf der Welt, davon gesprochen habe, so geschah es einzig nur deshalb, um Dich — ich finde nun einmal kein anderes Wort dafür — vor einer Enttäuschung zu bewahren! —"

Hier schweigt sie wieder und betrachtet ihn aufmerkfam und gewahrt, wie sich sein Gesicht nach ihren letzten Worten gan; verfinstert hat. Er

scheint auf ihre Rede etwas erwidern zu wollen, aber noch nicht die
richtigen Worte gefunden zu haben. Plötzlich erhebt er sich und — während
ein melancholisches, trauriges Lächeln um seine Lippen spielt, sagt er, ihr
die Hand reicherld, auffallend ruhig:
„Du hast Recht, Mutter. Du bist, was Du mir immer gewesen
bist - mein alter, treuer Schutzgeist! — Ich habe Dich wohl verstanden. Es
ist nicht gut, sich so rasch — aber ich werde zukünftig fester fein! Nur
heute, heute war es mir wirklich ganz wunderlich zu Muthe! Kannst Du
es mir verdenken? — Von Erwin will ich gar nicht reden, aber Johanna
weinte, hörst Du, Mutter? sie weinte, als sie mir heute fagte, das; sie in
wenigen Tagen abreisen müsse, und — und ^ daß sie sich ungern von nur
trenne! — Ach, sie ist so gut, so gut! Und es ist mir an's Herz gegangen!
Aber sie wird sich trösten, wie ich mich ja auch selber trösten muß, und
endlich, endlich giebt's ja ein Wiedersehen! — Dann wird sich's auch zeigen,
ob Du Recht hast und ob sie — doch die Zukunft wird's lehren! Und
gewiß — ich will nicht länger traurig sein und Dir dadurch Sorge und
Unruhe bereiten! —"
Er hält inne, mehr vermag er kaum zu sagen. Der wehmüthige Don,
in dem er die Versicherung am Schluß seiner Rede ausgesprochen hat, läßt
die Glaubwürdigkeit derselben in den Augen der Mutter äußerst gering
erscheinen. Auch ihr ist das Herz voll, denn nun erscheint es ihr gewiß,
daß sie heute eine schwerwiegende Wahrnehmung gemacht hat; indessen ver-
schließt sie dieselbe vorsichtig in ihrer Brust, dwckt den Sohnzärtlich an
sich, küßt ihn auf die Stirn und verläßt dann fchweigend fein Stübcheu.
Als sie aber draußen ist, als sie sich wieder allein sieht, athmet sie
beklommen auf: sie vergegenwärtigt sich, was sie gehört und gesehen —
seine Worte, seine Erregung, seine Seufzer, seine Thränen — sollte er
das Mädchen — nein, es kann nicht sein! — Freilich, sie sind ja mit den
fahren älter geworden, aber er ist kaum siebzehn, sie vielleicht erst fünf-
zehn Jahre alt — kann denn die Befürchtung, die sie nun einmal beschlichen
hat, wirklich begründet sein? — Sie sinnt und sinnt und martert sich mit
tausend Fragen, tausend Möglichkeiten. Wie — wenn in diesem jungen
Herzen schon lange ein Funke geschlummert hätte, der vielleicht einmal — sie
erschrickt davor, den Gedanken weiter auszuspinnen. Aber — denkt sie —
ist es nicht lächerlich und übertrieben, in dieser kindlichen Neigung eine Ge-
fahr zu erblicken? An eine, wenn auch zunächst erst nur beginnende und
sich allmählich entwickelnde, in späteren Jahren dann aber mit elementarer
Gewalt hervorbrechende Leidenschaft zu glauben? — Aber indem sie sich nun
selber schilt, daß sie sich bereits in eine so närrische Combination hat ver-
stricken können, sieht sie plötzlich in ihrer erregten Phantasie die elende,
verkümmerte Gestalt des ihr so theueren Sohnes vor sich auftauchen und
daneben ein fchönes blondes Kind, aufgeblüht wie eine jugendfrische Knospe,
die nur der heißen Sonnenküsse wartet, um sich ganz zu öffnen und i»

voller Pracht zu entfalten, und sie erbebt bei dem Gedanken an diesen Eontrast und schaudernd stellt sie sich vor, wenn er, über dessen Wohl sie mit mütterlicher Sorge wacht, wirklich ein Gefühl für das Mädchen nähren könnte, das es ihm niemals erwidern wird, und da quellen ihr auch die Thränen aus den Augen und ein Stich geht ihr durch das Herz und sie murmelt erbebend vor sich hin:

„Nur das nicht, nur das nicht! — Armer, lieber Junge! — Gott schütze Dich! Gott schütze Dich!

VI.

Der Tag des Abschieds ist vorübergegangen — ach, welch' eines Abschieds! So groß auch der Schmerz gewesen, den ihm diese Trennung bereitet hat, so tief auch jetzt noch die Wehmuth ist, die leise, leise in ihni nachzittert, ein Hochgefühl unbeschreiblicher, freudiger Wonne ist es doch, welches im Herzen unseres nun wieder vereinsamten, kleinen Freundes den Sieg über alle anderen Empfindungen davon getragen hat. Nun ist es so klar wie die Sonne, nun läßt sich darüber nicht mehr streiten: Sie hat ihn lieb und wird ihn nicht vergessen! Um dieses süßen, seligen Bewußtseins willen ist es ihm leicht geworden, sich mit dem traurigen Gedanken auszusöhnen, daß sie ihm fern, für so lange Zeit fern fein foll! — Aber ist sie ihm denn wirklich fern? — Ihr Bild umschwebt ihn ja, wo er auch gehen und stehen mag, er sieht sie im Geiste leibhaftig vor sich stehen, er hält mit ihr vertraute Zwiegespräche und noch immer klingen ihm wie lieblicher Sphärengesang die holden Worte im Ohre nach, die Worte, die sie zu ihm sprach, als sie sich trennten: Leb' wohl, liebster Hieronymus, und bleibe mir gut, so gewiß, wie ich Dir immer gut bleiben werde! lind da küßte sie ihn ja auch auf den Mund, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge, und da hat er sich ein Herz gefaßt und diese Thräne von ihrem Auge weggeküßt, und es ist ihm zu Muthe gewesen, als wenn er Feuer getrunken hätte! Nun weiß er, was er glauben darf, und darin wird ihn Niemand mehr wanken machen, auch die Mutter nicht; er hat derselben nicht Alles gesagt, eine seltsame Scheu hält ihn davon ab, ihr jede Einzelheit des Abschieds zu schildern, namentlich aber hat er verschwiegen, wie es mit den Küssen gewesen! Es ist etwas in der sorglichen Theilnahme der Mutter, was ihn befremdet, was seine süßesten Träume zerstört; er weiß, wie gut sie es meint, er hat es ihr ja versprochen, sie nicht von Neuem in Unruhe zu versetzen, darum hegt er lieber still und verschwiegen in seiner Brust, was er nicht laut auszusprechen wagt uud was ihn doch so glücklich macht.

Und nun vergehen die Tage für ihn, zwar einsam und gleichförmig, doch nicht traurig. Er denkt an seine Freundin in der Ferne und das stimmt ihn froh und heiter, fo daß die Mutter, die ihn wieder vergnügt plaudern und hier und da fogar fcherzen sieht, sich diesen Wechsel seiner Stimmung — und noch dazu gerade unmittelbar nach einer solchen

Trennung — kaum zu erklären vermag. Aber sie dankt Gott, daß es so gekommen, und ist glücklich, ihr Kind so ruhig und zufrieden zu sehen. Er besucht auch, wie früher, seinen alten Freund, den Invaliden, erzählt ihm Geschichten und läßt sich von ihm die alten, bekannten Geschichten erzählen; seine Hauvtzerstreuung findet er aber in der Arbeit. Er ist ein fleißiger Schüler und hat sich ein großes Ziel vorgesteckt ^ er möchte einnml ein Gelehrter, ein Professor an einer Universität werden. Oft, wenn er sich ganz ungestört und sicher allein in seinein Stäbchen weiß, weitet sich ihm mit einem Male der Blick bis in die fernste Zukunft — und er träumt davon, wie er das Gymnasium glücklich absoluirt hat, wie er dann a!^ Student weiter arbeitet und endlich den Doctorhut davonträgt und darauf auch die Professur oder sonst einen gesicherten Posten. Er denkt auch an seine Mutter, die immer, immer bei ihm wohnen soll und der er ein sorgenfreies Leben zu schaffen gedenkt; aber auch an eine andere Person denkt er — an seine liebe kleine Freundin, vor die er eines Tages hintreten und sie fragen möchte, ob — nein! Das Herz schwillt ihm bei der Vorstellung, aber er wagt es selbst nicht, dieselbe länger als eine selige, flüchtige Sccunde festzuhalteil! — Dann fühlt er wohl, daß er sich in eine zu weite Zukunft verirrt habe und mit leisem bangem Seufzer kehrt er, wie ans einem Ncmsche erwachend, zurück in die Gegenwart.

Nur Eines macht ihn nach Verlauf der erste» Tage seit der Abreise seiner Freunde unruhlg. Sie hat ihm doch versprochen, daß sie an ihn schreiben werde — wird sie Wort halten? — Nun, sie hat ihn auch darin nicht getäuscht; denn eines Tages, da er von der Schule nach Hause zurückkehrt, tritt ihm die Mutter lächelnd entgegen, einen Brief in der erhobenen Hand, und sagt:

„Sieh her, Hiermn,mus — ein Brief für Dich! Gewiß von Erwin oder Johanna!"

Er ergreift den Brief, er öffnet ihn mit zitternden Händen, er liest und lächelt und „Mntter!" ruft et endlich und reicht ihr den Brief, „Du muht es lefen, wie herzig sie an mich schreibt!" —

Und die Mntter setzt sich und liest, und er stellt sich hinter sie und blickt ihr mit freudestrahlenden Augen über die Schulter, in den Brief hinein. Die kleine Freundin bethenert ihre alten Gesinnungen; sie erkundigt sich, wie es ihm gehe, ob er auch fleißig an sie denke, wie sie an ihn, ob er auch Papa Wallmann besuche und was der treibe, ob ihr Freund mitunter auch noch oben auf der Plattform der Säule sitze und sich dabei der schönen Stunden erinnere, die sie dort zusammen verlebt hätten? — Und noch über vieles Andere plaudert,sie und kommt dann auf ihre eigenen kleinen Erlebnisse' zu sprechen und erzählt, wie sie im Hause der Tante sreundliche Aufnahme gefunden habe, wie sie sich aber trotzdem nach der Heimat und nach ihrem lieben, klugen Geschichten-Erzähler — so nennt sie Hiermnimnö — zu>.ü liehne. Mit der Bcmerl'nüg, daß sie Erwin, der im

Eadetten-Institut sei, noch nicht wiedergesehen habe, daß derselbe jedoch auf nächsten Sonntag von der Tante zu Tisch geladen sei, sowie mit der Bitte um eine recht rasche Antwort schließt das Vriefchen, natürlich nicht ohne erneute, herzliche Versicherungen unwandelbarer Freundschaft.

Die Mutter, eingedenk der Wahrnehmungen, die sie neulich gemacht, und noch immer nicht ganz frei von jenem Argmohn, den das Verhältnis des Sohnes zu seiner kleinen Freundin in ihr erweckt, hat den Brief mit einer gemischten Empfindung bis zu Ende gelesen. Sie freut sich über den Inhalt des kleinen Schriftstückes und fürchtet sich doch auch wieder, dieser Freude Ausdruck zu geben. Jetzt wendet sie sich um und überreicht den Brief Hieronymus, der wie ein Triumphator hinter ihr steht und den Schatz hastig in der Tasche seines Rockes verbirgt.

„Nun, Mutter?" sagt er, und über sein Gesicht scheint sich der Abglanz des Glückes zu breite», das ihn innerlich erfüllt.

„Sie ist herzensgut," antwortet ihm die Mutter, „und es ist schön von ihr, daß sie Dir so freundlich schreibt. Nun wirst Du ihr auch wohl bald antworten wollen?"

„Gewiß," ruft er lebhaft, „das wird gleich geschehen! Ist es denn nicht meine Pflicht?" —

Und er rafft seine Bücher zusammen, reicht seiner Mutter die Hand uud verläßt die Stube. Als er aber draußen ist, im Begriff, zu seiner Mansarde hinaufzusteigen, trällert er, zwar halblaut, aber doch so deutlich, daß sie es noch hinter der geschlossenen Thür zu hören vermag, die Melodie eines wohlbekannten Voltsliedes vor sich hin. Das ist etwas Unerhörtes, Etwas, was im ganzen Leben des Hieronymus noch nicht vorgekommen ist.

»Ach, wie wai's mißlich wühl —"

summt es von der Treppe her bis zu den Ohren der Mutter. Und dann w'eder-

„Hab' Dich von Herzc» lieb,
Dlls glaube mir!"

Sie horcht auf und als sie versteht, was er singt, fliegt ein seltsames Zucken über ihr blasses Gesicht. Von Neuem kommen ihr die alten Gedanken und quälenden Zweifel, und sie faltet plötzlich die Hände und leise, leise bewegen sich ihre Lippen. Es ist gewiß, sie betet — und mit Inbrunst — zum Lenker aller Menschenschicksale, daß er ihren Sohn vor jener Enttäuschung bewahre, die sie in banger, immer wiederkehrender Sorge sch^n so lange gefurchtet hat.

Hieronymus ist indessen, die Melodie des Liedes noch immer vor sich hinsummend, bis in den Marsardenstock hinaufgestiegen — das sonst meist ernste, bleiche Gesicht von einer Heiterkeit verklärt und erhellt, welche deutlich genug verräth, was in ihm vorgeht. Auf der letzten Stufe findet er die alte Hauskatze sitzen, die grünen Augen, welche in dem Halbdunkel wie Funken leuchten, auf ihn gerichtet. Er beugt sich lächelnd zn dem Thier

herab, hebt es auf und trägt es in sein Arbeitsstübchen, wo er es auf
den Boden neben feinem Schreibtisch niedersetzt. „Wart', Mich," sagte
er dann, „ich habe ein Unrecht wieder gut zu machen und auch Du, alte
Freundin, sollst heute Deinen guten Tag haben!" — Dann geht er wieder
hinaus, kehrt jedoch nicht lange darauf zurück, in den Händen eine große
Schale voll Milch, die er vor der Xatze niederseht. „Da nimm'. Mich,"
sagt er, indem er ihr das Fell streichelt, „es ist das bessere Theil meines
Vesperbrots, das ich Dir gern gebe, denn ich bin fchon von einer großen
Freude satt!" — Das Thier hebt den Kopf und sieht ihn mit den grünen
Augen an, als wenn es ihm dant'en wolle; dann streckt es lüstern die
kleine Zunge hervor und fängt an, sich mit dein lebhaftesten Appetit über
die Milch herzumachen. Hieronymus hockt bei der Katze nieder und blickt,
wie selbstvergessen vor sich hinlächelnd, in die Milchschale, deren InHall
mehr und mehr schwindet; bald ist die Schale ganz geleert, aber er situ
noch immer, wie in eine selige Träumerei verloren, da, aus der er erst
erweckt wird, als die >iatze auf seinen Cchooh gesprungen ist und ange-
fangen hat, ihren generösen Freund auf ihre Art zu liebkosen. Nun er-
hebt er sich rasch, nimmt die Katze auf den Arm und fagt, indem er sie
hinaus vor die Thür trägt: „So, Mietz, nun heißt's einen großen, schönen,
sauberen Brief schreibe», wobei ich nicht gestört sein darf!"

Und nun fängt er an zu schreiben; aber so oft er auch die Feder
anfetzt — kein Anfang will ihm genügen. Er möchte ihr ganz besondere
Dinge sagen, er hat ja so viel auf dem Herzen! Guter Gott, denkt er,
wie arm ist doch die Sprache, wenn es darauf ankommt, etwas zu sagen,
was so recht tief, so abgrundtief aus dein Innersten kommt! — Aber endlich
will's doch in Fluß gerathen, und er fchreibt, und die Feder fliegt über
das Papier hin, hastig und ohne Aufenthalt, fo daß es jetzt fcheinl, als
wenn er sich in feinen Gedanken förmlich überstürze! Nie ihm die Wangen
glühen, da er nun fertig ist und das Geschriebene überliest! Aber er
lächelt auch und scheint mit sich zufrieden zu fein! — Und nun zieht er den
Brief der Freundin hervor, entfaltet ihn, und fein Blick fliegt darüber hin
— zehn, zwanzig Male; und dann berührt er ihn mit den Lippen und
verwcchtt ihn sorgfältig in der Lade feines Schreibtifches.

Endlich scheint er sich zu besinnen, daß nun auch die Zeit ernster
Arbeit wieder für ihn gekommen ist. Er ergreift ein paar lateinifche und
griechische Klassiker und beginnt zu lesen und Notizen zu machen. Aber
so sehr er sich auch cmült, heute will's mit der Arbeit durchaus nicht wie
sonst von Statten gehen. Thucydides und Euripides, Homz und Birgit —
heute sind ihm seine bevorzugtesten Lieblinge zuwider; er muß zehn Mal
im Lerikon nachsehen, um für irgend ein schwieriges Wort den passende»
deutschen Ausdruck zu suchen, und immer findet er etwas daran auszu-
setzen. Er hat es in der.«eimtniß der alten Sprachen für sein Alter sehr
weit gebracht und seither hat es wohl leine Aufgabe gegeben, die er nicht

mit beinahe spielender Leichtigkeit bewältigt hätte; desto mehr muß er sich heute selber wundern, daß ihm oft das Allereinfachste so sauer wird.
„Nein!" ruft er endlich ungeduldig aus und schlägt die Vücher zu, „ich bringe heute doch nichts Vernünftiges zu Wege! Da nehme ich mir lieber meinen alten, guten Homer, den ich am Schnürchen habe. Das ist doch eine Unterhaltung und Uebung zugleich, und vielleicht bringen mich die bekannten Verse wieder in das rechte Geleise!" — Er hat mit diesen Worten von dem kleinen, neben dem Schreibtisch stehenden Bücher-Revositorium einen Band heruntergeholt, streckt sich nun wieder bequem in den Stuhl zurück und beginnt von Neuem zu lesen. Er scheint jetzt etwas mehr bei der Sache zu sein und mit einem gewissen Behagen declamirt er halblaut die ihm so wohlbekannten, klingenden Herameter vor sich hin, die er ja beinahe auswendig weiß. Es ist die Odyssee — seine griechische Lieblingslectüre. Plötzlich stutzt er und lächelt. Er ist an die Worte gekommen:
'!^: «iel i5v özi,2'.«" »^ H^ö; <u; ^5v äzi5?Qv.
Er wiederholt den Satz mit lauter erhobener Stimme, sinnt nach, aber lächelt nicht mehr. Und er übersetzt sogleich, feierlich, langsam und pathetisch, die einzelnen Worte mit besonderem Nachdruck betonend:
„So führt Gott den Gleichen immer zum Gleichen!"
„Wie ist mir denn?" ruft er alsdann ans. „Warum packt mich dieser Satz so, warum halte ich so lange daran fest? — Nun, ich merke es wohl, wohin mich die Gedanken bringen wollen! ‚So führt Gott den Gleichen immer zum Gleichend O, alter Vater Homer, wie Necht hast Du. Freilich" — er lacht bei den nachfolgenden Worten herzlich anf -^ „freilich meinst Du es hier in einem ganz anderen Sinne, als in dem ich es auf mich selber und — und — ans sie anwenden möchte, allein was thnt das? Wahr bleibt's ja doch: Gott führt den Gleichen immer zum Gleichen! Warum foll'Z nicht auf uns passen? — Ich habe zwar nichts," ergänzt er mit plötzlich sinkender Stimme, „durch das ich ihr ähnlich bin, denn sie ist ja das schöne, gute, herrliche Menschenkind und ich — ach! ich bin der elende, verkrüppelte Zwerg, dem sie vielleicht — nur aus Mitleid — so freundlich gesinnt ist!" -^ Ein düsterer Schatten fliegt über seine Stirn dahin, aber gleich darauf erheitert sich auch sein Gesicht wieder. „Nein," ruft er lebhaft und tief athmend aus, „so darf's nicht verstanden werden! Finden sich denn die Menschen nur um ihrer Aeußerlichkeiten willen zusammen? Weiß ich's denn nicht durch tausend Zeichen, weiß ich's nicht gewiß, daß sie mir — daß ich in ihren Augen — doch wozu es noch aussprechen, woran ich, wenn anders ich kein Undankbarer sein will, nicht mehr zweifeln darf? — Ja, Johanna, ja ^ ich weiß es, ich weiß es!"
Sein Auge leuchtet, indem er das sagt, und er sieht nun schon wieder ans wie Einer, der von einem großen Glücke trunken ist. Er blättert in dem Buche, vermag aber nicht weiter zu lesen. Endlich legt er auch den Homer zur Seite und da — was ist das? — fängt er mit einem Male
-

an, mit dem Bleistift auf einem Vlatt Papier allerhand Arabesken zu zeichnen. Aus den verschlungenen Linien und Schnörkeln treten immer wieder mit markanter Schärfe die Buchstaben I und H hervor, eine Spielerei, welche erkennen läßt, was in seiner Seele vorgeht. Plötzlich aber springt er auf. „Wenn mich jetzt die Mutter gesehen hätte," murmelt er, indem er hastig das Papier zerreiht und in einer Art von Beschämung zu Boden wirft. Aber mit lauter, heiterer Stimme fetzt er sogleich hinzu: „Am Besten ist's, ich lasse die Arbeit ruhen beute! Warum auch arbeiten — ist denn nicht heute ein Festtag für mich? Wohlan! benutzen wir ihn, um Papa Wallmann einen Bestich abzustatten!" —

VII.

— — ^ — — ^ — ^ „Und nun noch eine Neuigkeit, »nein lieber, guter, treuer Gefchichten-Erzähler, über die Tu Dich wundern wirst, wenn ich sie Dir berichte! Ich fchrieb Dir fchon in meinen: vorigen Briefe, daß Erwin von der Tante an einem der letzten Sonntage, zum Mittagessen eingeladen worden fei. Er kam — in feiner hübschen Uniform, die ihn fehr gut kleidet, aber — wen meinst Du wohl, brachte er mit? — Soll ich Dick rathen lassen? — Nein, es dauert zu lange! — Nim denn, der, de» er mitbrachte, war kein Anderer als — Franz, Dein ehemaliger Feind aus den Kinderjahren! Erwin stellte ihn der Tante vor. — Franz entschuldigte sich höflich und bescheiden mit der Erklärung, daß er nur einen Morgenbesuch habe machen und sich als Erwins Kamerad und Landsmann habe vorstellen lassen wollen - aber die Tante lud ihn sogleich freundlich ein, zum Esfen zu bleiben, ,vas er auch annahm. Dann machte er mir eine ganz gravitätische Verbeugung — nach Art der jungen Offiziere — ich hätte bald gelacht, aber ich bezwang mich, weil es sich doch nicht geschickt hätte! O Hieronnmus — ich muß es sagen — wer würde es glauben, daß er der schlimme Bube von damals wäre! Auch ihm steht die blaue Uniform gar prächtig, und inan erkennt ihn nicht wieder, fo freundlich weiß er zu plaudern, fo artig ist er in Allem, was er sagt und thut. Wir haben auch von früheren Zeiten gefprochen und natürlich auch von Dir, und da habe ich ihn an seine bösen Streiche erinnert — weißt Du? an die Geschichte, die sich zwischen ihm und Dir abgespielt hat — und da lachte er laut auf und erkundigte sich sehr angelegentlich nach Dir! Nein, liebster Hieronymus, ich kann Dir wahrhaftig gar nicht beschreiben, wie sehr er sich verändert hat! Ich wollte nur. Du könntest ihn einmal sehen, Du würdest ihm gewiß nicht mehr gram sein!

„Vor einigen Tagen war er wieder da, überreichte mir einen prachtvollen Blumenstrauß und sagte: >Das ist für das Bielliebchen, welches wir neulich zusammen bei Tisch gegessen haben und welches ich verlor!' Ich hatte es schon ganz vergessen und schämte mich ein wenig, allein das lieh sich nnn einmal nicht ablehnen und, offen gestanden, freute ich mich doch auch über die schönen Blumen! Welch' ein Bouquet war das — solche

herrliche Rosen habe ich nie gesehen! — Dann sagte er mir auch, daß
Erwin und er für ihren nächsten Urlaubstag eine Kahn-Partie zu veran-
stalten gedachten, an welcher mehrere Kameraden von ihnen und eine An-
zahl junger Mädchen aus der Residenz, unter ihnen hoffentlich auch ich,
theilnehmen würden! Wir fahren auf dem Fluß bis zu einem der nächsten
Dörfer, wo in dem hübsch am Ufer gelegenen Gafthaufe ein Tänzchen
arrangirt werden soll! Wenn die Tante es erlaubt — und sie muß es er-
lauben— werde ich natürlich mit dabei sein! Denke Dir — eine Fahrt
auf dem Wasser — in fröhlicher Gesellschaft — und dann foll fpäter noch
lustig gewalzt weiden! — Wie freue ich mich darauf — fchade nur, daß
Du nicht mit von der Partie sein kannst!" —
Das Vorstehende ist ein Abschnitt aus einem Briefe, den fein Em-
pfänger vor wenigen Stunden zum ersten Male gelesen hat und den er nun
wieder und wieder liest ^ mit einein Gefühl im Herzen, das sich kaum
schildern läßt und über das er sich felber nicht einmal Rechenschaft abzu-
legen vermag. Der Empfänger ist Hieronymus, der sich in feinem Bedürfnis;
nach vollständiger Einsamkeit wieder einmal hinaufgefchlichen hat auf die
Plattform der Säule, zu dem alten, ihm heiligen Lieblingsplätzchen, wo
er einst so glückliche Stunden verlebte; und wer den Brief an ihn gerichtet,
braucht nicht erst gesagt zn werden. Er hält das Papier in beiden, zittern-
den Händen und große Tropfen fallen darauf — er weis; selbst nicht, warum
er weint, aber das weiß er, daß es eine unsäglich qualvolle Empfindung ist,
welche ihm diese Thrcinen auspreßt.
Er starrt von Neuem in die Schrift und preßt die Lippen zusammen
„Warum wünscht sie denn, daß ich ihn einmal sehen möge in seinein
bunten Staat?" murmelt er mit kaum verhaltenem Grimm. „Damit ich
die gute Meinung, die sie von ihm zu haben scheint, zu der meinigen mache,
damit ich ihm nicht mehr gram sei, wie sie schreibt? — Was kann ihr daran
gelegen sein, mich für ihn zu gewinnen? — Er war mein Feind und wenn
ich ihm auch Alles vergebe, was früher geschehen ist, warum soll ich denn
jetzt mit einem Male sein Freund werden? — Weil er hübsch und schmuck
aussieht in seiner Uniform — weil er ihr vielleicht fo sehr gefällt, daß sie —
o, es könnte schon möglich sein! Er ist ja so artig gegen sie — er bringt
ihr Blumen — er verabredet Luftfahrten mit ihr — er wird mit ihr tanzen —
warum also sollte sie nicht Wohlgefallen an ihm finden? — Aber wir — er
und ich — wir gehören nicht zusammen, niemals — niemals — niemals!"
Er hat die letzten drei Worte mit einer Heftigkeit hervorgestoßen, die
ihn felbst zu erschrecken scheint. Er besinnt sich. Er zieht ein Taschentuch
hervor und drückt es gegen die noch nassen Augen — seine Mienen verrathen
jetzt einen gewissen Unmuth und es ist, als wenn er sich seiner Schwäche
zu schämen beginne. Ja, er zwingt sich sogar zu einem Lächeln, aber es
ist ein recht bitteres, trauriges Lächeln. „Ich will mich beherrschen lernen,"
sagt er zu sich selber, „ich darf mich nicht fo hingeben! Was will ich denn

eigentlich? — Habe ich denn ein Necht, ihr auch nur den geringsten Vor-
wurf zumachen? Kann ich es ihr verwehren, weinen alten Widersacher so
günstig zu beuttheilen? — Und übertreibe ich vielleicht auch nickt, indem
ich einen Sinn in die Worte des Briefes lege, den sie gar nicht haben?
Was hat'5 denn im Gründe für eine Bedeutung, wenn sie ihn zu seinem
Bortheil verändert findet — das kann ja richtig fein! Ja — wenn sie sonst
weniger herzlich an mich geschrieben hätte, als das erste Mal, dann — —
aber das ist nicht der Fall! — Ich Narr, der ich bin — nun fällt's nur
endlich wie 3chuppeu von den Äugen! — Indessen, wenn ich bedenke, daß es
volle drei Wochen gedauert hat, bis sie mir auf meinen Brief antwortete —
füllte sie vielleicht — in feiner Gefellfchaft — nicht die Zeit gefunden haben,
an — nun, an ihren älteren Freund zu denken? — Das sind nun wieder
die alten, dummen, bitteren Gedanken! — Ist sie denn nur für mich allein
auf der Welt da? — Für mich — ach! ich träumte freilich einmal — aber
das Träumen, das Träumen — das ist mein Unglück! — Nein, ich will
mich zufammennehmen, ich will "
Er erhebt sich mit diesen Worten von der Bank, auf der er bis jetzi
gefessen und lehnt sich gegen die eiserne Balustrade der Plattfonn. Sein
Blick schweift über die Stadt hin, über welche sich allmählich die Schleier
der Dämmerung zu breiten beginnen, und plötzlich heftet sich derselbe fester
und immer fester auf einen Punkt — es ist das Häuschen seiner Mutter
das er sieht. Lange, lange starrt er unverwandt hinab, und da schleicht
sich ihm wieder ein Gefühl tiefer Schwermut!) in'» Herz, und wie eine
klagende Neue klingt es, was ihm nnn über die Lippen kommt:
„^ Mutter, Mutter! — Tu hast es mir schon einmal gesagt! — Wenn
Du doch Recht hättest!"
Nun wendet er sich, um die Stufen hinabznsteigen. Als er unten
wieder angelaugt ist, findet er den alten Invaliden, der behaglich sein
Pfeifchen schmaucht, auf der grünangestrichenen Gartenbank sitzen, welche
im Eingang der Säule steht.
„Potztausend, junger Freund," sagt der Alte, „lange da oben gewesen!
Hätte Dich bald vergessen! — Na, setze Dich her zu mir, plaudern wir
noch ein wenig zusammen! AberKreuzschock— wie siehst Du denn ans? —
Das ist ja ein wahres Armensündergesicht!—Sapperlot — so ein junger
Kerl und will den Kopf hängen lassen? — Welcher Hase ist Dir denn da
oben über den Weg gelaufen?"
„Es ist nichts, Bater Wallmann," sagt Hieronpmus verlegen, denn
er füblt, daß ihm das Blut iu'o Gesicht steigt nnd daß er roth wird, wo-
durch sich seine Befangenheit noch steigert. „Ein wenig Kopfweh — da?
ist Alles!"
„Dummes Zeug!" brummt der Alte. „Mach' das einem Anderen
weist, junger Spitzbube! Kenne Deine Leiden besser — hast Dich schon
neulich verrathen, als ich mich bei Dir nach der kleinen Here erkundigte!

Zu häßlich! 1,71,
He, wie Tu wieder roth wirst, Schelm, aber Kreuzhimmelsakerment noch
einmal — wer wird deswegen Grillen fangen? — Hast sie rechtschaffen lieb —
das weis; ich — aber wie lautet das Volkslied: „Es ist bestimmt" und
so weiter! — Hat die Kleine denn seither nicht wieder an Dich geschrieben,
junger Federfuchser? — Daß Du auch nicht aufhören kannst, Trübsal zu
blasen und —"
„Doch, Vater Wallmann, doch!" unterbricht ihn hier Hierouymus
hastig, und man sieht es ihm an, wie peinlich ihm dieses Gespräch ist.
„Erst heute hat sie geschrieben! — Aber ich bitte Dich, laß' es auf sich
beruhen, denn —"
„Bomben und Kartätschen!" fällt ihm nun der Alte in die Rede,
„warum soll ich nicht ausreden dürfen! — Also geschrieben hat sie! Was hat
sie denn geschrieben? Hat Dir wohl gar schon die Freundschaft gekündigt,
wie? — Oder einen Anderen gefunden, der ihr lieber ist als Du, — hahaha!
Ja, so machen sie's Alle, — die kleinen wie die großen Mädchen! — Aber
scher' Dich den Teufel darum, mein Junge! — Wir machen's ja auch nicht
besser mit ihnen!"
Und der Alte bricht, durch seine derben Einfälle sich selber in Heiterkeit
«ersetzend, in ein Gelächter aus, welches wie lautes Gepolter klingt.
Hieronymus aber ist todtenbleich geworden; das Herz klopft ihm heftig
in der Brust, uud er ist nicht im Stande, auch nur ein Wort auf die Be-
merkungen des Invaliden zu erwidern. Dieser hat zum Glück nicht be-
merkt, was jetzt in der Seele seines jungen Freundes vorgeht, der sich
nun, mit stummem Gruße, nach dein Ausgang wenden will, um den Heim-
weg anzutreten. Da aber erhebt sich der alte Stelzfuß, hält Hieronymus
zurück und fagt gutmüthig:
„Nichts für ungut, kleiner Freund! Hab' Dich nicht kränken wollen!
Himmelherrgott — wirst doch einen Spaß verstehen! — Und wenn Du schon
nicht länger bleiben willst heute — ich hätte Dir nämlich gern noch die Ge-
schichte erzählt, die ich Dir noch schuldig bin, weißt Du? wie unser
'Regiment Anno dazumal in Belgien einmarschirte und was mir in der
ersten Nacht begegnete, als ich auf Vorposten stand — na, meinetwegen
mag's ein anderes Mal fein! — Aber was wollt' ich denn noch — richtig,
ja! Wenn Du schon nicht länger bleiben willst, so laß' Dir wenigstens
zum Tröste sageu, daß die Kleine, die Dir nun einmal im Kopf steckt. Dir
auch wirklich von Herzen gut ist, denn was ich vorhin schwatzte — hol'
Dich Dieser und Jener, wie oft soll ich's sagen?! — war nur zum Spaß!
Aber wie sie über Dich denkt, das weiß ich, denn sie hat's mir ja selber
gesagt!"
„Vater Wallmann," schreit hier Hieronymus beinahe auf uud er faßt mit
zitternder Hand den Arm des Alten, „was —-was hat sie Dir gesagt?"
„Zehn Millionenschock Donnerwetter," erwidert der, „es ist lein Ge-
heimniß! Es war kurze Zeit vor Euerem Abschied hier, da kam sie einmal
^

vorbei und sagte ungefähr: .III — unser guter Hieronymus, auf den laß' ich nichts kommen! Er ist der beste Mensch von der Welt! — Und lieb Hab' ich ihn — ich glaube, ich habe meinen eigenen Bruder nicht lieber!' — Das war's, was sie gesagt hat!"

Die Züge des kleinen Buckligen verklären sich, seine Augen leuchten auf und er druckt dem Alten mit Innigkeit die Hand. „Dank, Dank, Vater Wallmann," sagt er mit leise bebender Stimme, „Tu hast mir eine große Freude bereitet! — Aber nun leb' wohl, leb' wohl für heute, da es schon spät ist! Und das nächste Mal erzählst Du mir Deine Geschichte!"

Damit steigt er die drei Stufen hinab, winkt noch einmal grüßend zurück und macht sich nun mit beschleunigteren Schritten auf den Heimweg. Es ist ihm wunderlich zu Muthe. Er denkt über den Brief nach, den er heute empfangen, über die traurigen Stunden, die derselbe ihm bereitet, über die sonderbaren Zweifel, mit denen er sich selber gepeinigt hat, und nun über den plötzlichen Wechsel seiner Stimmung, hervorgerufen durch die unvennuthete Eröffnung des Alten, die ihm gerade jetzt zu einem wahren Trost geworden ist, und er wird — für einige Augenblicke wenigstens — wieder ruhiger. Aber — indem er so fortwandelt — steigt auch wieder die Gestalt seines ehemaligen Gegners vor ihm auf, und der alte, häßliche Argwohn bemächtigt sich von Neuem seiner Seele. Es ist ihm mit einem Male, als wenn er nun auch Johanna sähe, wie sie mit Franz sprich!, ihm zulächelt, ihm die Hand reicht ^ und das Herz will ihm wieder zerspringen. In diesem wunderlichen Zwiespalt von Empfindungen kommt er endlich — ziemlich verfpätet — zu Hause an; die Mutter, erschreckt über sein verstörtes Aussehen, spricht ihm ihr Erstaunen über sein langes Ausbleibeil aus, er aber erzählt von seinem Besuch bei dem alten Invaliden und giebt im Uebrigen ausweichende Antworten. Sie setzt ihm das Nachtessen vor, das er kaum berührt, und versucht es noch weiter in ihn zu dringen, er dagegen wagt es nicht, sie in sein schmerzliches Geheimnis; einzuweihen. Da endlich richtet sie mit forschendem Blicke die Frage an ihn, ob er ihr denn nicht mittheilen wolle, was ihm heute Johanna geschrieben, und da kaun er's nicht länger verbergen, und um keinen Berdacht zu erregen, überreicht er ihr sogar den Brief, damit sie ihn selber lese. Hastig überfliegt sie die Zeilen, und ihr Mutterauge ist scharf genug, um sofort zu erkennen, daß der Inhalt dieses Briefes ihm schwere Stunden bereitet hat. Sie sagt nichts, aber indem sie ilm das Papier zurückgiebt, seufzt sie kaum hörbar und läßt den Blick voll zärtlicher Theilnahme ans dem Sohn ruhen, und da hält sich Hieronpmus nicht länger mehr, fällt ihr in plötzlicher Bewegung um den Hals, küßt sie heiß und lange, sagt ihr gute Nacht und verläßt sie. Erst oben in seinem einsamen Mansardenstübchen wird's ihm wieder wohler. Nachdem er seine Lampe angezündet, setzt er sich an seinen Schreibtisch und erst spät in der Nacht — nach langem, langem, pcinuollem Grübeln — begiebt er sich zur Nuhe. Und wie ihm

endlich die Augen vor Ermüdung zufallen, da hat er einen seltsamen Traum, und er sieht wieder Johanna vor sich stehen und will ihr entgegeneilen — sie herzlich umarmen, aber da tritt ein hübscher, schmucker Jüngling zwischen sie, und er hört, wie sie „Franz!" ruft und diesem in die Anne sinkt.
Und eine rauschende Musik erschallt — und er sieht sie mit einander tanzen — und da geht's ihm wie mit einem scharfen Messer mitten dnrch's Herz, und wie er erwacht, ist das Traumbild zwar verschwunden, aber den Stoß durch'» Herz, den fühlt er noch immer! —

VIII.

Das weitere Lebensschiösal unseres armen, kleinen Freundes soll von nun an — und zwar nur zu rasch — durch Stimmungen, Mißverständnisse und vor Allem durch die schmerzliche Erkenntniß eines großen Irrthmns bestimmt werden, über welche am besten einige Aufzeichnungen aus Hieronymus' Tagebuche Aufschluß geben können. Das Wichtigste daraus soll hier mitgetheilt werden.
Etwa drei Wochen sind wieder vergangen, da schreibt Hieronymus das Folgende in sein Tagebuch:
„Sie hat mir noch nichts erwidert und ahnt es nicht, mit welcher Ungeduld ich gerade jetzt eine Antwort von ihr herbeisehne! O Johanna, wenn Du wüßtest, wie mir die Stunden dahinschleichen — ohne Freude und unter tausend bangen Gefühlen! Und ich darf nicht einmal zeigen, wie sehr ich leide, denn die Mutter beobachtet mich, und ich weiß doch, daß es ihr das Herz brechen würde, wenn ich ihr verriethe, wie es mir zu Muthe ist! — Könnte ich Dich beschwören, Johanna, könnte ich Dich nur ein einziges Mal wiedersehen, um Dir zu sagen, daß — ach! ich wage es nicht, sie dem Papier anzuvertrauen und doch — und doch kehren sie immer von Neuem zurück, die tollen Gedanken!
„Warum — warum nur schweigt sie so lange? — Ich kann es mir nicht erklären! — Sollte sie in meinem Briefe irgend Etwas gefunden haben, wodurch sie sich verletzt oder gekränkt fühlt? — Aber das ist ja unmöglich! — Nichts, nichts steht darin, was sie auch nur im Geringsten empfindlich machen könnte — nicht ein Wort des Vorwurfs, nur die Bitte, die bescheidene, demüthige Bitte, mich nicht ganz zu vergessen! — Das ist's also nicht — was ist es denn? Sollte sie mit ihm so viel beschäftigt sein, daß — nein! Ich will nicht weiter gehen, denn ich weiß schon, wohin das führt! Aber was nützt es mir, wenn ich zu unterdrücken versuche, was sich mir mit Gewalt aufdrängt? — Es kommt ja doch wieder!
‚Hch will mich nicht grämen — ich will warten! — Mutter, Mutter! O, daß Du nicht Necht behalten mögest!"
Acht Tage fpäter.
„Heute ist endlich ihr Brief eingetroffen, volle vier Wochen hat's gedauert! — Daß sie mich so lange hat warten lassen, ich würde es ihr gern

vergeben, aber daß sie schreiben kann, wie sie schreibt — o Gott, ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich es nicht vor mir sähe! — Wie kalt das Alles klingt, wie teilnahmslos und gezwungen! Nein, das sind nicht mehr ihre alten, lieben, treuherzigen Worte, und je mehr ich es lese, desto mehr erhalte ich den Eindruck, als habe sie sich nur einer Art Pflicht entledigen wollen, die ihr lästig ist! —

„Aber ich sehe vielleicht Gespenster. Was ist's denn im Grunde auch weiter? — Sie schreibt, daß sie Mancherlei zu thun gehabt habe und daß sie nicht früher dazu habe kommen können, an die Beantwortung meines Briefes zu denken. Das klingt ja fo natürlich, und freilich — wenn man'c- fo liest, läßt sich's beinahe halb und halb begreifen. Sie entschuldigt sich ja eigentlich — darf ich mehr verlangen? — Braucht sie sich denn überhaupt zu entschuldigen? — Und wenn sie mir noch seltener schriebe — habe ich denn ein Recht zur Klage? — Mein ganzes Unglück ist, das; ich sie mit bc sonderen Augen ansehe, aber darf ich sie dafür verantwortlich machen?

„Von der Kahnfahrt und dem kleinen Ball, den sie veranstaltet haben, spricht sie nur beiläufig, obwohl ich mich doch so angelegentlich nach dem Ausfall dieser Vergnügungen erkundigt hatte. Sechs Mal hat sie mir Franz getanzt, und er führte auch den Kahn, in dem sie selber gefahren ist — das ist Alles, was sie fchreibt. Alles! — Es ist genug! — Franz und wieder Franz — das ist der Anfang und das Ende ihres Briefes! —

„Aber ich will nicht schmollen ^ ach, wenn ich es auch wollte, ich kann ihr ja nicht gram sein! Geschrieben hat sie mir doch, und meine Antwort soll ihr sagen, wie theuer sie ihrem alten Freunde ist! Ja, Johanna, so theuer, so theuer, wie vielleicht Niemand sonst auf der Welt!"

Vierzehn Tage später.

„Nun ist Alles wieder gut — Alles, Alles! ^ Das hat ihr neues, liebes, goldenes Briefchen wie mit einem Schlage bewirkt! Es ist mir, als wenn ich in einem dunklen Thale gelebt hätte, über dem nuu mit einem Male die Morgenroche heraufsteigt — verschwunden sind die letzten, grauen, dämmerigen Schatten, und ich sehe die Welt — seit langer Zeit zum ersten Male wieder — in Helles, rosiges Licht getaucht! Ach, Johanna, wie wenig kostet es Dich, Deinen einsamen Freund glücklich zu machen! ^ Ein paar Worte nur, aberso herzlich, so lieb, so warm wie diese, und ich bin wieder der ich früher gewesen bin!

„Sie schreibt mir, daß es sie betrübe, mich traurig zu wissen! — Wirklich, Johanna, wirklich? — So muß denn mein letzter Brief in ihr den Eindruck erweckt haben — ohne meine Absicht! Nun, ich will mich zusammennehmen! Ich bin ja jetzt viel ruhiger wieder! Sie sagt auch, daß sie oft an mich denke, und wie gern sie mich einmal wiedersähe! Es ist keine Täuschung — nein, hier steht es uud ich hab's ja schon, ich weiß nicht, wie oft gelesen und kann doch nicht aufhören, es wieder und wieder zu thun! — So viel Freude auf einmal — ich kann's kaum fassen! — Und sie will, daß ich

fröhlich bin, sonst — schreibt sie scherzend — werde sie auf mich böse
werden und mich schelten, was sie hoffentlich thun dürfe, denn — ob nah
oder fern — fei sie doch geblieben, was sie immer gewesen: ineine Freundin! —
Sei gesegnet dafür, Johanna — tausend, tausend Mal! Und schelte mich
nur, wie ich's verdiene — ach! wenn Tu mich jetzt sehen könntest! Ich
bin ja, wie Tu's verlangst, ich bin fröhlich, ich bin glücklich!

„Heute habe ich mir und Vater Wallmann einen Festtag gemacht. Ich
bin wieder bei ihm gewesen, habe die alten Geschichten seiner Heldenthaten
angehört — mit Aufmerksamkeit, Geduld nnd so viel Spannung, als möglich
ist, wenn man im Vorhinein schon weiß, was man zu hören bekommt!
Der gute Alte — er findet nicht leicht einen Abnehmer für seine Waare wie
mich und ist mir dafür so dankbar! Und dann bin ich auch wieder hinauf
gestiegen auf die Plattform der Säule und habe oben gesessen auf dem
alten Platze — allein mit meinen Gedanken, aber wie ganz anders als das
letzte 'Mal! Ich dachte an Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und
daß doch einmal möglich werden könnte, was -^ ich traue mich nicht, es
zu sagen, welcher heimliche, fülle, verwegene Wunfch, welche unerhörte
Hoffnung jetzt wieder in mir auftauchte! Wie mir das Herz schwoll bei
dem Bilde, das ich mir ausmalte — aber still nur, still davon! Denn
Niemand soll's erfahren, wovon ich tränmte, und wenn es eine Thorheit
ist, so will ich sie als mein Geheimniß dermaleinst mit in's Grab nehmen!

„Ich will noch einmal ihr Nriefchen lesen! — Ach, wie mir das
wohlthut! — Nur um mich — um mich ist's ihr zu thun! — Ja, und wenn
ich mich nun auch selbst wegen meiner Eifersucht auslache — warum soll
ich's nicht eingestehen? Das Beste an dem Briefchen bleibt: Von ihm —
von diesem Franz ist gar nicht die Nede darin!"

Nach zwei Tagen.

„Ich habe ihr einen langen Brief geschrieben und ihr gesagt, welches
Wunder ihre lieben Zeilen gewirkt haben. Nun geht's auch wieder so
flott mit der Arbeit, wie seit lange nicht, und die alten Griechen und
Römer — wie sie mich amnuthen! Mütterchen ist mit mir zufrieden, aber
ich fage ihr nichts weiter. Vielleicht erreich sie selbst, welch ein Zauber
diese glückliche Veränderung hervorgebracht hat!"

Füns Wochen später.

„Zwei neue Briefe habe ich an sie abgesandt und einen an Erwin,
und noch immer keine Antwort! — Ist sie krank? Was ist geschehen? — Ich
könnte verzweifeln vor Unruhe und ich fehe wieder die alten Gespenster! —
Franz, Franz! — Warum auch hat das Schicksal es so fügen müssen, daß
ich von ihr getrennt lebe, während er sich ihrer Gesellschaft freuen darf
und in diesem Augenblicke vielleicht mit ihr scherzt nnd lacht und jubelt,
mährend ich Mühe habe, die Thronen zurückzuhalten! — Was soll ich denn
thun? — Mich beherrschen? Nnhiger an sie zu denken lernen? Sie vergessen,
wie neulich Vater Wallmann in seiner trockenen Weise meinte, als er mich

wieder so traurig sah? Vergessen! Das könnte ich nur, wenn ich aus-
härte zu leben!
„Mein Aussehen ist wieder schlechter geworden, und die Mutter ver-
folgt mich mit ihren Blicken. Ich darf sie nicht kränken, ich muß schweigen
und mich verstellen! Aber solche Qual zu empfinden und stumm bleiben
zu müssen — ich weiß nicht, wie ich's tragen soll!"
Zwei Tage darauf.
„Nun ist Alles vorbei! Nun verstehe ich ihr Schweigen! Tank, Erwin,
Dank! Zwar — Du hast mir Gift gegeben, brennendes, scharfes, zerstörendes
Gift, aber es ist besser so, als tropfenweise! — Nun weiß ich's, wie es mit
ihm und mit ihr steht und — gute Nacht, ihr schönen Hoffnungen alle!
„Da ist ja die Photographie, die mir Erwin geschickt hat — es ist nicht
etwa Einbildung, es ist Wahrheit — und der gute Junge schreibt dazu so
lustig, als wenn es sich dabei um einen guten Cpaß handle! — Ein Spaß,
bei dem mir das Herz bricht! — Die Photographie stellt Johanna und Fran;
dar — in Eostüm, Johanna als schlafendes Dornröschen, ihn als den
Nitter, der es erlöfen wird — es war eines von den lebenden Bildern,
die sie neulich in einer großen Gesellschaft aufgeführt haben, und zur Er-
innerung hat man das Bild anfertigen lassen. Wie fchön sie ist! Und
wie erst wird es gewesen sein müssen, als sie erwachte und die Äugen
aufschlug, die lieben, großen, blauen Äugen, die ich so gut kenne! Und
das -^ das ist also Franz, ach! warum hat gerade er den Nitter spielen
müssen, der dieses Dornröschen erweckte! Warnm — nun, sagt's den»
nicht Erwin selbst mit dürren Worten, daß sie den neuen Freund gern
hat, der für die Schwester fchwcirme, wie — wie, ja wie man nur für
sie schwärmen kann! Sie aber schweigt und sagt nichts von Alledem! — Will
sie mich schonen? 3?der — oder fühlt sie, daß Etwas nicht recht ist, daß
ich — ich — o Gott, ich bring's nicht über mich, es niederzuschreiben!
Ein Dag darauf.
„Heute endlich ist auch ein Brief von ihr eingetroffen! Wie sie schreibt
— ich erkenne sie nicht wieder! So kalt, so erbarmuugslos kalt! — Ist es
möglich, daß die Menschen sich so verändern können? — Sie spricht von
gleichgültigen Dingen und übergeht das Wichtigste! Sie sagt, daß sie
nicht habe schreiben können, weil sie gar zu sehr in Anspruch genommen
gewesen und leine Zeit gefunden habe! — Keine Zeit, ein paar Worte zu
schreiben! O, Johanna, weißt Du auch, wie wehe Du mir thust? — Und
dann spottet sie noch über meine Ungeduld und nennt mich einen kleinen
Narren nnd ermahnt mich, nicht so übcrschwänglich zu sein und ruhiger
zu werden!
„So — ist es so weit gekommen? — Ein Narr bin ich nnd ruhiger
soll ich weiden! Vielleicht sagt sie die Wahrheit, vielleicht bin ich zu weit
gegangen uud habe mich verirrt, wohin ich mich nicht hätte verirren sollen!
Zurück, zurück — wie finde ich den Weg zurück?"

Einige Tage später.

„Nun ist wieder Alles Grau in Grau um mich her, Und ich fühle mich kränker und kränker werden! — Die Mutter will einen Arzt fragen. Ach, als wenn's damit gethan wäre! Er wird das Mittel nicht finden, das mich heilen kann!

„Gestern war die Mutter ausgegangen, und ich befand mich allein in ihrem Zimmer. Ich weiß nicht, wie mir der dumme Gedanke kam, aber ich habe eine ganze Zeit lang vor dem Spiegel gestanden und mich betrachtet! Und da — mit einem Male — schnürte es mir die Äehle zu, und die Thränen stürzten mir aus den Augen, und ich erkannte wieder einmal die Kluft, die uns trennt! — Ja, zu häßlich bin ich — zu häßlich!"

Zwei Monate später.

„In dieser ganzen, langen Frist nur ein Brief von ihr — ein Brief mit wenigen, inhaltlosen Zeilen! Sie ist mit der Tante auf's Land gegangen — Erwin und Franz, die auf vierzehn Tage Urlaub bekommen haben, mit ihr, sie werden also oft und lange beifammen sein! — Gieb' Dich znr Ruhe, mein Herz, sie hat's Dir ja empfohlen, stille zu werden und — Franz, was nützt's denn, daß ich mich sträube, den Namen niederzuschreiben? — Franz hat sie ja so bald gelehrt, einen anderen Namen zu vergessen!"

Am Tage darauf.

„Nein — fo kann ich nicht länger fortleben! Ich bin wieder oben gewesen, — auf der Plattform der Säule, und habe vergangener Zeiten gedacht. Wie gut sie damals war und wie lieb sie mich hatte! Und das sollte Alles, Alles anders geworden sein? — Und da kommt mir ein tollkühner Gedanke ^ Gewißheit, ja, Gewißheit muß ich haben! — So soll's sein — er oder ich — die Würfel mögen fallen! — Ich will ihr mein Herz entdecken — frei und offen — ich will ihr sagen, was mich so unendlich elend macht! — O, Johanna, noch, noch hoffe ich! Vielleicht "

Acht Tage später.

„Nun ist es klar, nun kann kein Zweifel mebr darüber bestehen! — Ich werde ihr lästig mit meinen Briefen! — ,Es fchickt sich nicht/ schreibt sie, ,es schickt sich nicht, daß Du auf folche Weise an mich schreibst — bedeute nur, weun ein solcher Brief in die Hände der Tante geriethe!' — Sie hat ja Recht, ganz Necht! — Und ich will schweigen!

„Mutter — ich weiß es — Du siehst mich leiden, aber wenn Du mir erst ganz in's Herz blicken konntest! Eine Wüste kann nicht trostloser sein! Es ist geschehen, was Du vorausgesagt hast, und Dein unglücklicher Sohn erfährt, was Du längst hast kommen sehen, aber ^ zu spät, zu spät!"

IX.

Mit der zuletzt mitgetheilten Auszeichnung bricht das Tagebuch von Hieronymus ab: ganz einfach deshalb, weil der arme Junge nicht mehr im Stande ist, seine Gefühle zu Papier zu bringen. Ein hitziges, sehr heftiges

Lieber — die ^olge der monatelangen Gemüthscrregungen — hat ihn auf's Krankenlager geworfen und so schwebt er wochenlang zwischen Tod und Leben. Die Mutter weicht nicht von feinem Bette, fie bewacht ihn am Tage und in der Nacht und belauscht seine Fieber-Phantasieen. Wie oft hört sie ihn zwei Namen rufen: Frau-, und Johanna! Sie braucht uicht mehr zu hören, fie versteht ihn: Es ist ja der ganze Inhalt seiner Herzensgeschichte. Weinen kann sie nicht mehr, der Thränenguell scheint ihr versiegt zu fem; aber wenn sie diese beiden Laute vernimmt, die bald wie ein leises Stöhnen, bald wie ein schmerzliches Wimmern aus feiner Brust tommen, dann schwinden ihr die Sinne und sie glaubt die 5?.ual nicht bestehen zu können.

Aber noch verzweifelt sie nicht, noch hofft sie! lind endlich kommt der Tag der Krise und der kranke überwindet sie uud nach einigen weiteren bangen Wochen erklärt ihn der Arzt als genesen! Als die Mutter sicher ist, daß er ihr erhalten bleiben wird, schleicht sie sich vom Krankenlager weg in ihr Zimmer, sinkt in die itniee und da erst wird ihr wieder die Wohlthat neuer Thränen. Sie hat inzwischen einen Brief für den Sohn aufbewahrt, der während seiner Krankheit eingelaufen ist — er ist von Johanna. Soll sie den Wieoergenesencn damit überraschen? Noch fürchtet sie, daß er dadurch von Neuem in eine Erregung verfetzt werden könnte, die ihm vielleicht schädlich ist; und darum beschließt sie zu warten.

Wieder vergeheil die Tage und Wochen, Hiercmmnus hat längst das Krankenlager verlassen und bald kann er wieder seiner gewohnten Arbeit nachgehen. Es scheint ihm wohl dabei zu sein; zwar blaß und leidend sieht er noch immer aus und er ist so still und in sich gekehrt, aber er klagt über nichts mehr. Nnr einmal hat er gefragt, ob denn keine Nachrichten von Johanna eingelaufen feien, uud da hat sie ihm denn, freilich mit bangen Gefühlen, den Brief überreicht. Aber wie groß ist ihr Erstaunen, als fie beobachtet, wie gering die Wirkuug ist, die dieser Brief auf ihn übt! Er hat ihn gelesen — es geschah ja in ihrem Beisein — flüchtig, fast gleichgültig; und dann steckt er ihn in die Tasche und verliert kein Wort darüber. Sie mag ihn nicht nach dem Inhalt fragen, eine gewisse Scheu und die Ueberzengung, daß man ihn fchonen müsse, halten sie davon ab; aber froh bewegt dankt sie innerlich Gott dafür, daß er den Sohn nicht nur das körperliche Siechthum, sondern auch, wie fie glaubt, ein feelisches ^eid hat überwinden lassen! — Seine stumme Trauer flößt ihr uou uun an weniger Besorgniß ein; sie denkt, daß jede Wunde, mag fie nun groß oder klein fein, eine gewisse Zeit brauche, ehe sie ganz vernarbt.

Und so neigt fich der Sommer feinem Ende zu, und das Dasein des kleinen Einsamen scheint wieder so ruhig, wie es in de» frühesten Tagen feiner Jugendzeit gewesen. Da wandelt ihn an einem schönen Nachmittage die ^ust an, einmal den Bater Wallmann zu besuchen, den er doch nun schon so

lange nicht mehr gesehen hat. Gedacht, gcthan! — Er macht sich auf den
Weg, und es braucht kaum gesagt zu werden, daß es recht wehmüthige
Erinnerungen sind, die ihn begleiten. Endlich ist er bei der Säule an-
gelangt — der Alte, der auf der grünen Bank im Eingang sitzt, scheint
ihn nicht zu bemerken, denn er ist — die schwachen Augen mit der Horn-
brille bewaffnet — vergeblich bemüht, ein Schreiben zu entziffern, das er
in seinen Händen hält. Endlich fährt er empor, er hat Hieronymus er-
blickt und streckt ihm die Rechte entgegen, während er mit der Linken noch
den Brief hält.
„Potztausend!" ruft er freudig, „seh' ich recht, Kleiner? — Wahrhaftig,
Du bist's! — Nun, das ist fchön, daß Tu endlich einmal wieder kommst!
Haben uns lange nicht gesehen — krank gewesen, armer Junge — weiß
wohl! Siehst auch noch jämmerlich genug aus, aber das giebt sich! —
Nur tapfer gehalten gegen jeden Sturm, dann kann der Sieg nicht fehlen! —
Kommst übrigens wie. gerufen, mein Junge! Was, meinst Du wohl, halte
ich da in der Hand? — Nun, einen Brief von der kleinen Hexe, die Dir
fo viel Verdruß gemacht hat! Kannst mir ein wenig lesen helfen — Kreuz-
millionenfchock Bomben uud Haubitzen — werde nicht klug aus dem nieder-
trächtigen Gefchrcibfel! Komm', fetze Dich her zu nur und lies mir das
Ding einmal vor — was — zum Teufel! — will sie denn eigentlich
von mir?"
Hieronymus leistet der Aufforderung Folge, fetzt sich neben den In-
validen und greift mit einer gewissen Hast nach dem Brief. Aber wie wird
ihm, da er erst' mit ziemlich lauter, dann mit immer leiserer, endlich ganz
erlöschender Stimme diese Zeilen liest! — Der Brief ist wirklich von
Johanna i sie wendet sich an den alten Invaliden, nm bei diesem Erkundigung
über Hieronumus einzuziehen, von den: sie lange nichts gehört, und der,
wie sie schreibt, ihren letzten Brief unbeantwortet gelassen hat. Und dann
heißt es wörtlich:
„Dhu' mir deu Gefallen, Alterchen, und gieb' mir eine Auskunft, denn
ich mag mich an fönst Niemanden wenden. Auch wirst Du ja Hieronymus
oft fehen, denn er pflegte Dir doch immer regelmäßig feine Besuche zu
machen. Schreibe mir nur, was er treibt' und wie's ihm geht — weiter
nichts. Mir scheint er zu zürnen — so ein bischen Schmollen war von jeher
sein Steckenpferd — aber kann ich ihm helfen? — Ich habe ihn ja gern
gehabt — als Jugendfreund und weil er ein kluger Mensch ist und auch
gut von Herzen, aber — im Bertiauen sei Dii's gesagt! — seit er mich quält
mit Etwas, was ich nicht verstehen kann, mag ich ihn nicht mehr! —
Was er will — nun. Du würdest schon Äuge» machen, wenn ich's Dir
sagte! — Seine Freundin bin ich ja und will's auch bleiben, aber mehr —
das siehst Dn doch selbst ein, Papa Wallmann — kann ich ihm niemals werden!
Er hat aber Briefe an mich geschrieben, ich sage Dir: Briefe, als wenn
er — nun, es ist zum Lachen, fo etwas nur zu denken! Ich bin noch ein
^

junges Ding, aber wenn ich mir vorstelle, daß ich spater auch eimnal älter
sein werde, und daß Hieronymus so närrisch sein könnte, wich zu fragen,
ob ich ihn — nein, ich mag's gar nicht niederschreiben! Denn sieh', Papa
Wallwann, mir schaudert bei dem bloßen Gedanken! — Er kann ja nichts
dazu, daß er aussieht, wie er nun eimnal aussieht, aber ihn wirklich so gern
zu haben, um — so sei's denn doch gesagt! — um einmal seine Frau zu
werden, nein, Papa Wallmann, das begreifst Du wohl selber, dazu bin ich
nicht blind genug und dazu ist er — zu häßlich!"
Hieronymus hat den Brief zu Ende gelesen — ein furchtbarer Krampf
zieht sein Herz zusammen — er schließt die Äugen und bewegt sich nicht, und
sein Gesicht ist beinahe das eines Todten, so bleich, starr und ohne Regung
ist es. „Dummes Geschreibsel," brummt der alte Invalide in seinen Vart,
„was soll man nun darauf erwidern? Der Teufel hole die Weibsbilder —
die alten wie die jungen!" — Da hebt sich die Brust des armen Kleinen,
er athmet tief und schwer, nimmt rasch den Brief an sich, der vorher seiner
Hand entglitten war, und sagt:
„Laß' mir den Brief, Bater Wallmann! Es ist nicht uüthig, daß Du
Dich bemühst! — Ich werde ihr selbst darauf antworten!" —
Er betont die letzten Worte mit seltsamem Nachdruck, aber der Alte,
der froh ist, einer Aufgabe überhoben zu sein, die ihm lästig ist, merkt es
nicht, reibt sich vergnügt die Hände und sagt:
„Wirklich? ^ Du willst es besorgen, mein Sohn? — Bravo, das ist
wieder einmal schön von Dir! Das Schreiben ist auch wahrhaftig meine
Sache nicht und — Kreuzhimmeldonnerwetter! -— wüßt' ich doch kaum,
womit ich anfangen sollte! Aber Du, Kleiner, Du verstehst es, mit der Feder
umzugehen, drauf los denn und wasch' der jungen Dame gehörig den
Kopf, wie sie's verdient hat! Denn — Himmelsackcrment noch einmal!
»lagst Du nun aussehen, wie Du willst — etwas lieb haben könnte sie
Dich trotz alledem!"
Da erhebt sich Hieronymus und wendet sich gegen die Wendeltreppe,
die in der Säule hinauf zu der Plattform führt.
„Wohin?" fragt der Alte.
„Da hinauf!" ruft Hieronymus zurück. „Es ist ein klarer Tag heute,
und ich möchte noch ein wenig Aussicht genießen!"
„Klarer Tag," sagt der Alte lachend, „es dämmert ja schon und Du
wirst nicht mehr viel sehen! Aber meinetwegen, kleiner Freund! Nur bleibe
mir nicht zu lange oben, denn ich möchte bald die Thür schließen!"
Die letzten Worte hat Hieronynms nicht mehr gehört. Er steigt die
Stufen hinan und hat sehr bald die Plattform erreicht. Dort wirft er
sich, wie erschöpft, ans die Bank und bleibt lange, lange in einem dumpfen
Hinbrttten. Die Sonne ist schon hinter der Kette der Waldberge im Westen
Verschwunden — über die Stadt breiten sich mehr und mehr die Schatten
der Tämmeruug und die ersten Sterne ziehen bereits am Himmel auf, aber

Zu bäsilich! ^
Hieronmnus rührt sich noch innuer nicht von seinem Platz. Endlich — als
es fast ganz dunkel geworden, rafft er sich plötzlich empor und in seinen
Augen glänzt ein seltsames, fast unheimliches Feuer. Er tritt an die Balustrade
und wirft einen Blick hinab — nach der Richtung, wo das Haus feiner
Mutter steht, und er glaubt den hellen Schein der Lampe im Stübchen
des Erdgeschosses zu gewahren. Da kommt ein Zittern über ihn und er
will sich umwenden, aber nein! er bleibt. Und nun athmet er noch einmal
tief auf — noch einmal blickt er zum gestirnten Himmel empor und faltet
dabei die Hände wie zu einein kurzen Gebet — dann schwingt er sich auf
das Geländer — er breitet die Anne aus
Unten am Fuß der Täule liegt der zerschmetterte Körper in einer
Blutlache. Am anderen Morgen erfährt die Stadt den Namen des jugend-
lichen Selbstmörders, nicht aber, was den Äermsten in den Tod getrieben.
Nur feine Mutter, welche ja wie kein anderes irdisches Wesen in der Seele
ihres unglücklichen Sohnes zu lesen verstanden, ahnt es sogleich, wodurch
sie ihn verloren hat. Als man ihr den Leichnam in's Haus bringt, als
sich ihr starrer Schmerz endlich in bitteren, unaufhaltsam fließenden Thränen
auflöst, da flüstert sie, über den Todten gebeugt, die zitternden Worte:
„Ich habe Dich verstanden, mein Hieroymus! — Ich sah Dich an dein
Abgrund wandeln wie einen Träumenden — wehe mir! daß ich Dich nicht
retten konnte! Wie selig war Dein Träumen, w« fchmerzlich Dein Er-
wachen! Aber nun ist Alles vorbei! Nun bist Du frei — frei — und
ledig aller Qual — und Niemand mehr wird fagen können: Er ist — zu
häßlich!"

UB^
WWMMM
..^^'F''
3
,' ,v<> ^ x^
>^. 1, ^//. , ,, , ^X' ^^
"^»< >t

(ll l a r a öchumai:n.

von

Heinrich Ehrlich.

— Verlin, —

iele Artikel und Bücher sind geschrieben worden über die Frauenfrage und Alles, was damit zusammenhängt, doch nach einer gründlichen Prüfung und Darlegung des Einflusses, den die anoübcndm Künstlerinnen auf die Kunst geübt haben, sucht man vergebens. Ernst Guhl*) hat den bildenden Künstlerinnen ein treffliches Büchlein gewidmet: „Die Frauen in der Kunstgeschichte"; ein ähnliches über Musikerinnen und Schauspielerinnen fehlt. Und das Studium der Wechselwirkung zwischen ihnen und den Werken, die sie wiedergaben, würde doch gewiß ein sehr anregendes sein und zu manchen ästhetischen Betrachtungen Anlaß geben.

So läßt sich z. V. in Bezug auf die ausübenden Instrumental-Künstlerinnen die eigenthümliche Thatsache feststellen, daß sie in der übergroßen Mehrzahl bemüht sind, Eigenschaften zu erwerben und auszubilden, die eigentlich nur vom Manne «erlangt werden, und dagegen diejenigen vernachlässigen, die zum Vorrechte des weiblichen Geschlechtes gehören und die man von der Künstlerin in erster Reihe erwarten kann. Bei dem Virtuosen wird heutzutage sehr bedeutende und sichere Technik, Kraft und Bravour als selbstuerständlich vorausgesetzt, bevor noch der künstlerische Maßstab in Anwendung kommt, die Prüfung feines Vortrags, feiner Auffassung, des geistigen Durchdringens klassischer Werke. Aber von dem Mädchen, die an das Instrument tritt, muß der künstlerische Beurtheiler

') Tecictcir der Akademie, Herausgeber der „Kiinstlerbriefe", Mitverfasser des „Leben der Griechen und Römer" (mit Koner).

die musikalischen Merkmale weiblichen Wesens fordern, Anmuth, Zartheit,
freundlichen Ausdruck der Empfindungen, mehr liebevolles Anschmiegen an
die Cmnpositionen, mehr Folgsamkeit für die Vorfchriften des Eomponisten
als kühne selbstständige Auffassung.

Nun aber wird der musikalische Leser, der Concerte besucht uud die
berühmten Pianistinnen und Geigerinnen gehört hat, gleich uns überzeugt
sein, daß sie jetzt fast Alle dahin streben, durch große Geläufigkeit, Kraft,
Ausdauer, also durch männliche Eigenschaften zu glänzen, und daß sie beim
Vortrage klassischer Stücke nur die im Gehalte nnd in der Form schwersten,
tiefst angelegten, felbst reifen Künstlern nur nach jahrelangem Studium
ganz anffaßbaren wählen (letzte Beethoven'sche Sonaten, Vach'sche Orgel-
fugen u. dgl.). Manche ließen im Anfange ihrer Laufbahn erhoffen, daß
sie sich der weiblichen Zartheit, liebevollen Anschmiegens an die nicht zu
schweren klassischen Eompositionen befleißigen würden. Aber das Vorbild
der „berühmten" Virtuosinnen wirkte zu verführerisch, und sie gaben die
weiblichen Vorrechte auf. Nur Einer kann man nachrühmen, daß sie bei
vollendeter Künstlerschaft immer weiblich blieb, daß sie nicht in Kraft -
änßerungcn ihre Erfolge errang, fondern in der vollendeten, kenschen,
weiblichen Wiedergabe schöner Tonwerke: Clara Schumann.

Elara Schumann ist am 1A. September 1819 in Leipzig geboren,
die älteste Tochter Friedrich Wiecks, eines Mannes, der bei allen Eigen-
thümlichkeiten und äußerlichen Derbheiten ein durchaus ehrenhafter Eharakter
und eine in ihrer Art merkwürdige Persönlichkeit war, einer der letzten
Vertreter jener Zeit, in welcher der Musiker noch nicht die jetzige bevor-
zugte gesellschaftliche Stellung inne hatte, die eudämonistischen Ideen noch
nicht in das .«unstleben eingedrungen waren, großer Gelderwerb und Luxus
noch nicht zu den Merkzeichen bedeutender künstlerischer Leistungen gehörten.
Aus Noch und Entbehrungen aller Art hatte Friedrich Wieck sich zu einer
geachteten und unabhängigen Stellung emporgearbeitet. Als ein „selbst-
gemachter" Mann mochte er wohl eine gute Portion Selbstbewußtsein und
Eigenwillen besitzen*); es war aber Alles kerngesund in ihm. Als
Klavierlehrer genoß er eines guten Nufes, der zum Nuhme wurde durch
die musikalische Erziehung, die er seiner Tocht'r Elara gab; ihre Erfolge
boten der ganzen Kunstwelt die glänzendsten, unwiderleglichsten Veweise
für seine Methode. Manche seiner gedruckten Anweisungen nnd Meinungen
(„Klavier und Gesang", „Musikalische Vauernsprüche") sind heute nicht mehr
anwendbar; eiferte er doch gegen das alleinige Auftreten der Virtuofen in
ihren Eoncerten**) und rieth ihnen, immer mit irgend einer „Gesangs-

'1 Wer in hallen Kämpfen nicht mürbe und geschmeidig wud, der bleibt ungefügig.

") Liszt beklagte sich 183!» in einem Vriefe cm Massait, das, er in jedem Wiener
Lvncerte „mindestens drei Mnl" austreten müßte. Jetzt spielt jeder Pianist in seinem
Concerte mindestens zwölf Ztiiclc.

Unterstützung" zu reisen. Auch sein Zorn gegen manche künstlerische Richtung ist heute sozusagen veraltet. Aber die Grundlage seines Musik: Unterrichtes ist in vielen Theilen noch immer als musterhaft Zu betrachten. Wenn man zurückdenkt, auf welcher hohen Stufe der Technik und der musikalischen Bildung Clara Wieck bei ihren, ersten Auftreten in Wien stand — vor 50 Jahren — (wir werden bald ausführlicher darüber sprechen) und daß sie nur den Unterricht ihres Vaters genossen, so muß man der Methode des alten Herrn großen Respect zollen.

Von den Jugendjahren Claras heben wir nur zwei Thatsachen hervor, die künstlerisch bedeutend und noch nicht allgemein bekannt sind. Als sie zwölf Jahre alt war, unternahm der Vater eine größere Reife mit ihr, die sich bis nach Paris erstreckte; in Weimar spielte sie zwei Mal vor Goethe, der ihr sein Brustbild, Medaillon mit einer Inschrift, schenkte; und während Hummel (dem wohl das allgemeine Lob der Wieck'schen Lehrmethode nicht sehr genehm war) und der Concertmeister Eberwein, „der einen klauierspielenden Sohn" hatte, es verhinderten, daß die jugendliche Künstlerin mit der Kapelle ini Theater wirkte, bot ihr die adelige Gesellschaft ihre eigenen Säle zu Concerten an*). Tic zweite Thatsache ist, daß durch Clara zuerst Chopin'sche Kompositionen in Deutschland öffentlich gespielt worden sind. Sie trug die Variationen über ein Thema aus Don Juan und das s-moll'Concert im Leipziger Gewandhaus vor; nach Wiecks eigener Erzählung in seinem Büchlein „Klavier und Gesang" blieb das Publikum bei beiden Vorführungen „lautlos stille", daß Clara fast weinend zurücktrat, und auch er sehr verlegen war, als hätten sie Beide „ein Vergehen gegen ihre Vaterstadt begangen". Er meinte auch, daß nachdem Mendelssohn nach Leipzig übersiedelt war, und im Verein mit David „Unglaubliches" geleistet hatte in Liebenswürdigkeit und Humanität, das Publikum ein ganz anderes wurde, und einheimische Talente würdigen lernte. Der edle Felix war vom ersten Augenblicke, da er Clara kennen lernte, ein Verehrer ihres Genies und ihrer hochkünstlerischen musikalischen Richtung, sprach bei jeder Gelegenheit seine Bewunderung für sie aus; im Jahre 1835, als sie sechzehn Jahre zählte, spielte er mit ihr und Moscheles das Tripelconcert von Nach. Aber ein anderer großer Künstler trat ihr noch näh«; er hatte das Kind bewundert, er war dem jungen Mädchen Freund, und als es zur Jungfrau heranblühte, da ward die Freundfchaft zur Liebe, zur Leidenschaft; und Clara erwiederte diefe Gefühle, und idie Beiden liebten und duldeten und kämpften — wahrlich, keine Phantasie des Dichters vermöchte einen schöneren, empsindungsreicheren Roman zu schreiben, als Robert Schumanns und Claras Lieben und Leiden und Lebens

') Die obigen Angaben sind einem Büchlein „Friedricü Wiect und seine beiden Töchter" «im A, um Meichsncr entnommen, das neben mancher Ilngenamgteit doch viel Interessantes enthält. Die Weimarer Borgänge beschreibt ein Brief Wiecks an seine Frau,

Im Jahre 1828 war Robert Schumann nach Leipzig gekommen, ein Achtzehnjähriger (1810 geboren), um auf der Universität zu studiren; daneben wollte er seine Beschäftigung mit Musik, für die er schon seit der Kindheit eine schwärmerische Neigung hegte, fortfetzen, und nahm Klavierunterricht bei Friedrich Wieck; die neunjährige Clara erregte sofort fein lebhaftes Interesse. 1830, als er in Heidelberg Iura studirte, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß er zum fchaffenden Tonkünstler auserwählt war; als er diese Ueberzeugung seiner Mutter mittheilte, da wandte sich diese an Claras Vater, um dessen maßgebende Meinung über des Sohnes Entschluß zu vernehmen; was er sagte, sollte die Richtschnur ihrer Entscheidung sein. Wiecks Antwort lautete durchaus günstig; er war einer der Venigen, die Schumanns Genie aus dessen ersten Kundgebungen erkannten.

Es ist nun wahrhaft rührend aus den Iugendbriefen*) Schumanns zu erfehen, wie sich die Neigung des jungen Mannes zum Kinde nach und nach zur Freundschaft und reinsten Liebe entfaltet. Wie er 1833 die Vierzehnjährige zu kleinen Landpartien mit Freunden ladet, wie er sie dann einmal bittet, um 11 Uhr Vormittags dasselbe Adagio von Chopin zu spielen, das er im selben Moment in seiner Wohnung vornahm, dabei „stark, ja ausschließlich" an sie denken will, so daß sie sich „geistig sehen und treffen"; wie er dann ihr einen Händedruck geben will („selbst ohne Erlaubniß des Vaters") und hoffe, „daß die Vereinigung unserer Namen auf dem Titel eine unserer Ansichten und Idee« für spätere Zeiten sein möchte". Von Einigung der Herzen noch kein Wort. Ein Jahr später werden seine Briefe länger, er schreibt an Clara, die in Dresden weilt, fragt nach ihren Freundinnen, widmet jeder eine kleine poetische Beschreibung, nur von ihr selbst sagt er fast gar nichts; ein einziger wortspielender Satz, <N,'i8»iiim <ü1aiA, <?i,iA <ü!»ri88im», läßt errathen, daß sie ihm mehr ist, als alle die eben dichterisch Gepriesenen. In seinen Briefen an Andere fpricht er von einer Menge junger Damen, in deren Nähe sein Herz schneller pochte, von Liddy und Nanni, von einer schönen Engländerin:c., niemals von Clara! Aber wie in dem folgenden Jahre der ewige Herzensbund zwischen ihnen geschlossen ward, davon geben die Briefe Zeugniß, die er nach Wien während ihrer Triumphe an sie schrieb; und da er einmal davon spricht, „wie gerne" er „die Liebe und das Vertrauen des Vaters" gewänne, deni er nichts „als Freude machen möchte in seinen alten Tagen, das er sagen soll: das sind gute Kinder", so läßt sich mit Sicherheit schließen, daß der alte Herr der Liebe der beiden Herrlichen nicht günstig gestimmt war, und daß sie ohne sein Wissen einander schrieben. Bevor wir uns von diesen Briefen zu Clara Wiecks Aufenthalt in Wien wenden,

') Leipzig, Breittopf K Halte!. Diese Iugendbrirfe, sowie die „Neue Folge" im selben Verlage gehören zu den herrlichsten Vermächtnissen des edlen großen Künstlers,

wollen wir zwei Aeußerungen erwähnen, die Schumanns unvergleichlich
edles Künstlergemüth in seiner schönsten Tiefe erkennen lassen. Mitten in
der Freude über Claras großartige Erfolge schreibt er ihr, 9. Januar 18V,
von Henselt ganz begeistert, vergleicht ihn mit Paganini, Napoleon l!!!>
mit der Schröder. Ebenso enthusiastisch lautet sein Urtheil über Liszt,
^9. Mär; 184N, der ihm die Novellette in ct-ckiu- mit „unglaublicher
Wirkung" vorgespielt hat. Also bei der allerinnigsten Liebe für die Erwählte
bei aller Verehrung für ihre Kunst verläßt den edlen Mann nie einen
Augenblick das freudige Anerkennungsgefühl für alles Große und Schöne
in der Kunst Anderer! Das Beispiel sollte» manche Neu-Schumannianer
nachahmen, die Keinen anerkennen, der nicht zu ihrer Fahne schwört, da-
gegen manche Mittelmäßigkeit hoch preisen, der ihr Meister niemals Lob
gespendet hätte!*> Nach dieser kleinen Abschweifung wollen wir nunmehr
von Elara und ihrer Laufbahn allein sprechen.

Im December 1837 verbreitete sich in Wien die Nachricht, es sei
ein ganz junges Mädchen aus Deutschland gekommen, dessen Klauierspiel
Alles b.isher Gehörte übertraf"); ihrem Auftreten ward mit großer
Spannung entgegen gesehen: und ihre Leistungen überboten die kühnsten
Erwartungen. Solch ein Klauierspiel, oder vielmehr solch eine Musik auf
den: Klavier war im damaligen Wien nicht vorgekommen. Das Erscheinen
Elara Wiecks bezeichnet entschieden den Beginn einer neuen Musik-Periode
in der österreichischen Hauptstadt. Den heutigen Lesern kann diese Dhat-
sache nur> durch einen Hinweis auf die damaligen Musikucrhältnisse
Wiens erklärlich erscheinen. Die dreißiger Jahre waren eine Zeit des
Stillstandes, wenn nicht Rückganges im Musikleben Wiens. Beethoven
und Schubert waren dein irdischen Leben entrückt, vergessen vom eleganten
Publikum, dessen Musikbedürfniß in den italienischen 5>ern höchste Be-
friedigung fand. Die großen lebenden Meister waren alt und lebten im
Ausländе, Moscheles in London, Hummel in Weimar, Spohr in Lasse!;
von Spontini wußte man in Wien nichts. Paris galt als die Hauptstadt
der geistigen Welt. Allerdings konnte keine andere Stadt sich rühmen,
eine ähnliche Menge berühmter Namen uud verschiedenartiger Strömungen
zu beherbergen. Die romantische Dichter- und Maler-Schule stand in»
vollen Glänze. Die Werte Victor Hugos, Alexander Dnmas', George
Sands waren in der ganzen Welt verbreitet. Aber auch in der Mnsit

') Doch zw« Schumannianer seien hier namentlich als Ausnahmen bezeichnet:
der edle Johannes Brnhms, der zu hoch und unabhängig steht, um sich in Parteigclnede
einzulassen, und der leider «erstorbene L. Ehlert, der bei aller Reizbarkeit doch eine
zu vornehme Kuustlemntur war, um sich dem schönen und Guten zu «erschliche!,, von
wo immer es «or ihn trat.

'") Ich erinnere mich genau, wie mein seliger Bruder ganz aufgeregt aus dem
Theater tnm, wo er ein Gespräch zweier Herren neben ihm über das Mädchen ver-
nommen hatte.

gab Paris den Ton an, und nicht blos für die elegante Welt. Herz' N!ld Kalkbrenners Conipositionen beherrschten die Concertsäle. Liozts gewaltiges Genie begann seine Blitze zu senden; Chopin hatte in Paris zuerst große Erfolge errungen. Die <üon«oi-t8 clo la 8oci,'t6 du con8?rvnwiw genossen den Ruhm, die Vcethouen'schen Symphonien in größter Vollendung wieder-zugeben; und selbst Mendelssohn, der sonst für das Pariser Musikleben keine Svmpathie hegte, gestand in seinen Briefen an die Familie, daß Vaillot sein 3)ctett ganz wundervoll gespielt hätte, und daß in den eben erwähnten Concerten seine Sommernachtstraum-^uverture sehr schön aus-geführt ward, und er »nt Beethovens F-clni'-Concerte das Publikum ent-zückt hatte.

Es gab damals für Wien keinen andern Ruhm als den in Paris erworbenen; was „da draußen im Reich" vorging, blieb unbekannt oder unbeachtet. Von Mendelssohns Werken ward keines aufgeführt, von Schu-mann wußten im Jahre 183? vielleicht zehn Musiker iu Wien, unter ihnen Mchhof, Lehrer am Conseruatorium, Mitarbeiter der Neuen Zeitschrift für Musik, z^rchestercoucerte fanden im Jahre vier oder fünf statt, soge-nannte ,,«oüooi't« «piritnollj". Das Orchester bestand großentheils aus Dilettanten, die Dirigenten waren Baron von Lannoy und Ritter von Seysried, letzterer ehemaliger Vlapellineister am Wiener Theater; das Hof-opern-^rchester und seine Leiter blieben diesen Concerten fern. Solouor-träge kamen selten vor; Henselt*), der eine Zeit lang in Wien weilte, spielte einmal das Veethoven'sche «-moU-Coneert, ein Klavierlehrer Rabel das in d-äm-; das 68-cKir und ^clur-Concert habe ich vor den vierziger Jahren in Wien nicht gehört. Die Pianisten, die eigene Concerte gaben, spielten das Hummel'sche n-moU oder Ii-moll oder eines von Moscheles als „klassisches" Stück, dann allerhand Variationen und Rondo von Herz, Kalkbrenner n. dgl.; die Geiger ergingen sich in Veriot, Lafont, Mayseder, bis zu Spohr stieg keiner. Thalberg, der Wiener, der seine Lorbeeren in Paris geholt hatte, spielte öffentlich nur eigene Lompositionen, obwohl er eine ganz klassische musikalische Bildung besaß. Ich kann nach meinen lebhaften Iugenderinnerungen mit gutem Gewissen behaupten, daß gerade in den Jahren 1835^37, also kurz vor dem Erscheinen Clara Wiecks, in vielen Musikern, besonders in den jungen, ein Ahnen des Bessern, Sehnsucht nach einem unbekannten Geisteslande lebte, während zu gleicher Zeit das öffentliche Concertlebeu sich entweder trocken und langweilig, oder fade elegant, abgeblaßt darstellte.

Und nun kam ein achtzehnjähriges Mädchen und verwirklichte die Ideale uud brachte künstlerisches Leben in den Concertsal! Gleich ihre äußere poetische Crscheinung gewann ihr alle Herzen. Das feine blaffe

*) Der Verfasser war einige Munate Schüler Henselt?, dann K. uon Bockle!?, ,',ulel't Thalbergs und Fischhois.

Gesicht, die schwärmerischen und doch so klugen Augen, die schlanke Gestalt, das bescheidene und doch entschiedene Wesen; und wie sie am Klavier saß, so ganz in Musik versunken, ohne alle Ziererei, und doch so interessant! Und wie sie spielte und was! Ein ungeahntes Programm und ein ungeahnter Vortrag! Tic jetzige Generation kennt nur die vollkommen gereifte große Künstlerin, die, von der ganzen virtuosen Richtung ganz abgewendet, in der vollendeten Wiedergabe der edelsten Cmnpositionen ihren Werth und Ruhm gesucht hat. Aber der Verfasser dieser biographischen Studie hat noch die Virtuosin Clara Wieck gehört und gekannt, und kann wohl sagen, sie war als solche eben so groß, wie als Musikerin. Ihre Technik war so vollendet und so vielseitig, daß nur Liszt sie übertraf. Ihr Anschlag war von größter Schönheit, Fülle, Kraft und von oft wunderbarer Färbung. Der Vortrag vereinigte Feuer, Leidenfchaft und Grazie mit künstlerischer Einheitlichkeit. Claras Spiel war immer ein Ausströme!! tiefen aber gesunden Gefühles; ich habe außer Joachim keinen Künstler gehört, der gleich ihr von jeder Empfindelei, von jedem .ttokettiren mit einzelnen Effecten fo ganz frei geblieben wäre. Selbst Liszt schrieb von ihr im Mai 1838 an Lambert Massart"): „Ihr Talent hat mich entzückt, sie hat wirkliche Vorzüge; ein tiefes wahres Gefühl, eine beständige innere Erhebung." Die Reichhaltigkeit ihres Programms, die umfassende musikalische Bildung, die sich darin kundgab, erweckte Staunen und Bewunderung selbst der ältesten Künstler. Chopins und Henselts Compositionen wurden durch sie zuerst in Wien öffentlich vorgetragen**); in Mendelssohns ii-mnll-Lappriccio mit Orchester, das bis dahin ebenfalls in Wien nicht gehört morden war, in Beethovens d-üur-Tlio, feine l-rnoU-Sonate («p. 57), in der Äach'fchen «»-«Im-Fnge zeigte sie sich als große Musikerin; ihre außerordentliche Virtuosität entfaltete sie in Thalbergs omoll-Caprice (sein schwerstes und bestes Werk), in Liszts Fantasie über ein Thema von Pacini <I tuc»i lre<iuent> i'uli'ili). in einem Rondo von Piris, im Ii-cioi-Andante und Etüde von Henselt und in ihren eigenen Variationen über ein Thema von Bellini, die allgemein als das schwierigste moderne Concertstück bezeichnet wurden. Ter Enthusiasmus für Clara war ein allgemein fchöner, wahrhaft künstlerischer. Sie ward als das größte Talent auf dem Klavier gepriesen, in jeder Hinsicht über Tbalberg gestellt, dessen Spiel kalt gelassen und der ja auch mir seine eigenen Compositionen vorgebracht hatte. Grillparzer, Oesterreichs gefeiertster Dichter, richtete nach dem Vortrage von Beethovens t-moll-Sonate die schönen Verse an sie, die allgemeinen Wiederhall fanden:

') Gesammelte Schriften II. Band, Vreittupf K Härte!.

") Hem'elt hatte einmal seine Variationen über „!^i8ir ä'umnre" gespielt, sie blieben ganz unbeachtet (ich war gegenwärtig): l5lara rief de» größten Enthnsi^smn^ lieN'or, sie spielte sie viel fenriger und glänzender al>? der Compenist,

Ein Wundermann, der Welt, des Leben? s>i,tt,
SchloK sein? Zauber grollend ein
Im festuerwahrtrn, diamanlnen Schrein
Und warf den Schlüffel in dos Meer und starb.
Die Menschlein mühen sich geschäftig ab:
llnisunst! kein Epeirzeug löst das harte Schlos;,
Und seine Zauber schlafen wie ihr Meister.
Ein Schäserkind, am Strand des Meere« spielend,
Zieht zu der heftig-unberufnen Jagd.
^
Sinnvoll, gedankenlos'), wie Mädchen sind,
Senkt sie die Finger in die meiste Fluth
lind fas,t, und hebt's, und hnt's! — Es ist der Schläfst!,
Auf springt sie, auf, niit hoher» Hcrzcu^schlägen.
Der Schrein blinkt wie aus Augen ihr entgegen.
Der Schlüssel pastt, der Teckel fliegt, die Geister
Steigen auf, und senken girren) sich
Ter anmnthreichen, uuschuldvollen Herrin,
Die sie mit wcifzen Fingern spielend lenkt.

Aus diesem Gedichte ist am besten zu ersehen, daß Elara Wiecks poetische Persönlichkeit im selben Maße entzückte wie ihre unvergleichliche >vimst. Ihr Liebesleid war bald im Publikum bekannt und fand überall die wärmsten Sympathien. Es bedurfte keiner romantischen Ausschmückung. Tie Wahrheit allein bot ja den schönsten Roman! Nur der alte Herr Wieck wurde mit schwärzeren Farben geschildert als er vielleicht verdiente; allerdings war sein ganzes Wesen nicht angethan, ihm besondere Neigung zu erwerben. Er äußerte sich rücksichtslos gegen Alles, was nicht seinen Ansichten entsprach, ließ keine andere Methode als die seine gelten, und war auch im Umgang nicht freundlich.

Aber für Elara fchwärmte Alles, Groß und Klein, die adelige Gesellschaft und das „bürgerliche" Publikum. Der Kaiser Ferdinand ernannte sie zur Kammeruirtnosin, ihre Mitwirtuug in einem Eoncerte (sie bewilligte dieselben immer für Wohlthätigkeits-Anstalten) genügte, die größten Säle zn füllen. So lebte sie etwa zwei Monate in der angenehmsten Atmosphäre, als Liszt ankam; und vor diesem gewaltigen, Alles unterjochenden Dämon muhte die Engelsgestalt momentan zurückweichen. Ihn umgab der Glanz von Erfolgen aller Art, er war der genialste Vertreter der schimmernden französischen romantischen Schule, eine Persönlichkeit, wie sie liebenswürdiger, geistuoller und gesellschaftlich bedeutsamer nicht gedacht werden konnte**);

') „Sinnvoll, gedankenlos", sehr schön und treffend!

") Die Pflicht der Wahrheit gebietet jedoch hier festzustellen, dnh Liszt nicht etwa nur das Conceilpubllkum in EMse versetzte, sondern auch den strengsten Musikern ganz gewaltig imponirle, Fischhof, Claras wärmster Verehrer, konnte sich vor Staunen und Bewunderung nicht fassen, als Liszt bei ihm die eben erschienenen „Phantasiestücke" von Robert Schumann vom Blatte spielte, und schrieb daniber an die „Neue Zeil-
^

wie sollt» der fromme Lichtschein der deutschen gemüthrcichen Clara dagegen ankämpfend Daß ihr Werth trotz des schrankenlosen, alles Maß übersteigenden Enthusiasmus für Liszt, selbst in den eleganten Kreisen nicht verkannt ward, bewiese» zwei Zeichnungen, die damals privatim von Hand zu Hand gingen, und als deren Erfinder und Ausführer ein uiel talentirter junge: Mann mit bürgerlichem Namen, aber von sehr vornehmer Abkunft genannt wurde, der sich in der feinsten Gesellschaft bewegte. Das eine Vlatt stellte Elara Wieck dar, das andere Liszt. Elara saß vor dem Flügel, dessen Füße aus Blumen gebildet waren ^), in heiterer Landschaft, in Töne versunken. Hinter ihr lagerten Apollo und die Musen und lauschten entzück:: in den Lüften ganleiten Elfen; in der Ecke rechts faß Pan mit der Flöte, pfiff den Gimpeln vor. (Anspielung ans eine hier nicht zu nennende Persönlichkeit.) Liszt thronte auf einem Felsblock in wilder Landschaft, vor ihm ein großes phantastisches Felsstück, das einem Flügel glich, von Giganten getragen. Aus den Saiten stiegen geisterhafte Gestalten aller Art Heroen, Dämone, fchöne Kinder, gewappnete Krieger nnd bebänderte Schäfer. Man konnte sich keine treffendere Allegorie denken, als diese Zeichnungen.
Nach den Wiener Triumphen kehrte Elara mit dem Vater nach Leipzig zurück. Schumann dagegen ging nach Wien, um seine „Neue Zeitschrift für Musik" dahin zu verpflanzen, einen ausgedehnteren Wirkungskreis zu finden, vielleicht größere Einnahmen zu erzielen und hierdurch den Pater Elaras günstiger zu stimmen. Der edle .«ünstler ahnte nicht, mit welchem Mißtrauen die regierenden Persönlichkeiten Jeden betrachteten, der aus Deutschland kam nnd die Feder führte, und wäie es anch nur die des Nedacteurs einer Musikzcituug. Aus seinen Briefen geht hervor, welchen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten feine Bitte um die „Eoncession" der Musikzeitung begegnete, obwolil die einflußreiche Frau vouEibbini (-Kozeluchl, die Kammerfrau der Kaiserin, sich für ihn interesfirte. Sie war Claras Bewunderin uud Freundin nnd hatte gewiß bei deren Ernennung zur kaiserlichen Kammervirtnosin mitgewirkt; aber für einen „Zeitungsschreiber" uud gar für einen aus Deutschland, des Polizeiministers Sedlnitzki Abneigung nnd Scheu zu überwinden hätte sie nicht vermocht, hat es auch höchst wahrscheinlich nicht versucht, denn sie war eine sehr kluge Frau, die ganz genan ihren Wirkungskreis nnd dessen Grenzen kannte. Man kann jedoch gewissermaßen als ein Glück für Schumann betrachten, daß ei so fehr vielen Schwierigkeiten begegnete nnd den Plan, nach Wien zu übersiedeln, aufgab; gab es je einen Menschen, der in die österreichische Haupt-
schlift fiil Musik": Und was ich zur selben Zeit und spät« von Liszt im » vizi», 2piel gesehen, läßt sich nicht beschreiben. Aehnliches ist nicht mehr «lebt worden!
') Ich eiMle aus dem Gedächtnisse, lann nur für die Houvtmomente bürgen, nicht für jede Einzelheit.

stadt nicht paßte, nüt seinen guten Eigenschaften und Fehlern, so war es Robert Schmnann. Wir weiden auf diesen Punkt zurückkommen.
Wahrend der eben erzählten Ereignisse hatte der eigensinnige Widerstand des Herrn Wieck gegen die Verbindung seiner Tochter mit ihrem treu geliebten Robert sich bis zur Hartnäckigkeit und in einem Maße gesteigert, daß selbst die sanfte gutherzige Clara dem Vater entgegentreten mußte. Tie reiste nicht mit ilmi, begab sich zuerst 1838 allein nach Paris, 1839 mit der Mutter nach Hamburg. Ueberall fand sie enthusiastiscke Aufnahme; aber dem Sehnen des Herzens ward keine Befriedigung, und es blieb zuletzt kein Ausweg aus den Leiden und kämpfen, als der von Schumann und dessen Freunden eingeschlagene: die gerichtliche Erzwingung der väterlichen Einwilligung zur Ehe. Im September 184!» in Schönfeld, einem Dorfe nahe bei Leipzig, ward der schöne Annd für das Leben vom Priester geheiligt.
Elara Schumann lebte glücklich an der Seite ihres Gatten bis 1844 in Leipzig. Tie erste Kunstreise nach ihrer Verehelichung unternahm sie allein nach Kopenhagen. Schumann begleitete sie nur bis Hamburg. Aber eine zweite große nach Petersburg und Moskau mit Aufenthalt in Königsberg, Mitan und Riga vollführte das Ehepaar gemeinfam. Schumann hatte diese Reise Clara „noch während des Brautstandes feierlich angeloben müssen", wie er an den Freund Jeferftlill schreibt (August 1840), und wollte sie die weite «nd damals noch beschwerliche Fahrt nicht allein machen lassen, obwohl er nur „ungern" aus seinem „stillen Kreise" schied. Er hatte jedoch allen Grund, sich der Reise zu freuen. Denn nicht blos feierte Elara überall die schönsten Triumphe, anch er, der Eomponist, fand würdige Anerkennung. Ein Brief Schumanns aus Petersburg an Elaraö Bater, mit dem eine Aussöhnung stattgefunden hatte, fpricht sich über die Reise in freudigen Worten ans. Einen Satz daraus wollen wir hier wiedergeben, weil er das herrlichste Zengniß giebt von dem glücklichen und dabei von hohem künstlerischen Geiste durchhauchten Eheleben dieser edlen Menschen. Schumann schreibt von den beiden Grafen Wielhorstu, die damals in der ganzen Musikwelt (nicht blos in Petersburg) als ganz ausgezeichnete Dilettanten berühmt waren. Er sagt von Michael: er ist „der genialste Dilettant, der mir je vorgekommen". Dann weiter: „Elara, glaub' ich, nährt eine stille Passion zu Michael, der, beiläufig gesagt, übrigens schon Enkel hat, d. h. ein Mann über die 50 hinaus, aber frisch und ein Iüugling an Leib und Seele." Kann es etwas Schöneres, Liebenswürdigeres und von echtem Künstlergemüth besser Zeugendes geben, als solch eine Mittheilung eines Ehemannes über seine geliebte Frau an deren Bat er?
Bald nach der Rückkehr aus Rußland wählte das Ehepaar Dresden als neuen Wohnsitz. Robert hatte die Redaction der „Reuen Zeitschrift" und das Lehramt am Eonseruatorium niedergelegt, um ganz dem tunstlerifchen

Schaffen zu leben. Mit dieser Uebersiedelung begannen die Prüfungen
für Clara Schumann, die Leidensgeschichte ihres geliebten Mannes, die
nach acht Jahren in Endenich ihren traurigen Abschluß finden sollte. Gleich
in der ersten Zeit traten Anzeichen heftigsten Neruen-Ueberreizes hervor.
Zwar wurde eine äußerliche Besserung erzielt; aber die ihm eigenthmnliche
düstere, fast menschenscheue Gemüthsftimmung nahm immer zu, gleichzeitig
mit einer fieberhaften Schaffeusthätigkcit. Er saß entweder vor dem
Arbeitstisch oder unternahm Spaziergänge in die entlegenste Gegend, auf
denen Elam ihn begleitete. Er trat zwar nach und nach aus der vollen
Abgeschlossenheit in Beziehungen zu einigen Künstlern; aber dein regen
Verkehr mit der besten Gellschaft, an den Clara gewöhnt gewesen, blieb
er ganz abgewendet; und wenn auch die liebeude Gattin in dem häuslichen
Leben das höchste Glück fand, so durfte doch die Künstlerin wünschen, daß
ihres Mannes und ihr eigener verdienter Ruhm auch der berechtigten ge,-
sellschaftlicheu Stellung Glanz verleihe.

Im Winter 1846 war Schumann weniger zuni Schaffen geneigt, und
begab sich mit der Gattin nach Wien. Hier fand sich wohl so Manches
verändert. Sie selbst war nicht mehr das interessante junge geniale
Mädchen, sondern die Frau und gereifte große Künstlerin. Sie trat als
die Berkünderin der Eompositionm ihres Mannes hervor, nnd diese waren
den Wienern meist unbekannt und unzugänglich; die meisten Leute wußten
von Schumann eigentlich nur, daß er der Mann der Elara Wieck war;
seine Werke, seine Bedeutung waren einem kleinern auserlesenen Kreise
bekannt, und selbst in diesem gab es Manchen, der von „norddeutscher
Berstandesmusik" sprach. Der Verfasser erinnerte sich noch ganz genau,
wie Elara Schumann damals das so herrliche Klauicrconeert, das schönste
seit Beethoven geschaffene, spielte, und wie viele „musikalische" Leute
kopfschüttelnd zuhörten und seinen Enthusiasmus belächelten; er gesteht
sogar, daß ihm selbst manche der kleiner» Eompositionen fremdartig er-
schienen. Die elegante Gesellschaft nahm noch immer den regsten Antheil
an Elaras Persönlichkeit: aber Robert war selbst seinen Verehrern gegen-
über „kein cmgenebmer Socius""), und erzürnte die ganze Presse gegen
sich. In einein Eoncerte seiner Frau war die Mitwirkung von Jenny
Änd angezeigt, die damals im Ienith ihres Ruhmes stand; es fand schon
vorher ein starker Andrang des Publikums statt, und Schumann sandte
diesesinal keiner Zeitung eine Freikarte. Saphir, der Redacteur des
„Humorist", der witzigste uud einflußreichste Kritiker, schrieb einen Artikel
gegen Schumann, dessen Ton alle anständigen Leute als empörend gemein
verdammten, dessen eigentlichen Inhalt sie aber zu ihren: Leidwesen uicht
ganz unberechtigt erklären konnten. Ich erwähne diese meines Wissens

' To lnulete» Fischhofs Worte gegenüber dem Verfasser — und er war ein lang«
Dinger Verehrer un> Freund Schumann»,

noch nirgends erzählte Thatfache nur, weil sie beweist, wie sehr die edle
Clara manchmal dadurch leiden mußte, daß ihr Gatte zwar ein Mann
vornehmster Gesinnung, vortrefflichsten Herzens*), reinsten Gemüthes, aber
gesellschaftlich so unbeholfen war, daß er manchmal die nothwendigsten
Rücksichten vergaß.
Die politischen Stürme der Jahre 1848/49 waren den Kunstreisen
nicht günstig; Clara weilte in Dresden an der Seite des Gatten (der
gerade zu jener Zeit größeren Schaffensdrang bekundete) und gab im
Vereine mit dem sächsischen Concertmeister Schubert sehr besuchte Kammer-
musikllbende. Im Februar und März unternahm das Künftlerpaar einen
Ausflug nach Leipzig und Hamburg, wo Neiden die höchste Achtung
und Liebe bewiesen wnrde. Im Herbste 1830 übersiedelten sie nach
Düsseldorf, wohin Robert an Hillers Stelle (der nach Cöln ging) als
städtischer Musikdirector berufen ward. In diesem neuen Aufenthalte traten,
die Anzeichen der Gemüthsstörungen bei Schumann nach uud nach und
immer bedenklicher hervor. Doch genossen er und die edle Gattin noch
im Jahre 1858 die große Freude, daß sie bei eiuer Reise in Holland
überall die begeistertste Aufnahme fanden. Seine fchwierigsten Orchester-
werke waren überall von vornherein so fleißig und gründlich einstudnt,
daß er uur an das Pult zu treten und den Tactstock zu bewegen brauchte.
Und Claras Spiel versetzte die Hörer in Entzücken; ein Verichtstatter der
„Signale" schrieb damals, er hätte sie nie so schön spielen hören. Das
waren die letzten Freudentage der edlen Frau. Am 27. Februar 1854
brach die Nacht herein über Schumanns Geist, der erst nach zwei Jahren
sich von den schrecklichen Banden befreite uud nach lichten Höhen stieg.
Die tiefgebeugte Gattin hatte ihn während der Krankheit nicht fehen dürfen:
erst als das Ende herankam, ward ihr der letzte Anblick gegönnt!
Clara blieb noch bis 1856 in Düsseldorf; dann nahm sie bis 1861
den Wohnsitz in Verlin, wo sie viele treue Freunde und Freundinnen
zählte, von 1861—1873 in Vaden-Naden,' von 1873—1878 wieder in
Verlin. Seit 1880 weilt sie in Frankfurt, als Lehrerin am Hoch'schen
Conservatorium segensreich wirkend. In der letzten Zeit hat sie sich die
herrliche große Aufgabe gestellt, eine kritifche Gefammtausgabe der Werte
ihres Gatten zu leiten, welche das altberühmte Haus Vreitkopf ck Härtet

") Von all diesen Eigenschaften giebt eine noch wenig bekannte Thatsache bestes
Zeugnis!, Tl). Kirchner erzählte dem Verfasser als Augenzeuge, wie eine berühmte nicht
mehr lebende künstlerische Persönlichkeit Schumann in Düsseldorf besuchte: beim Abend-
tische kam die Rede aus Mendelssohn, der Gast wußte uiel auszusetzen, pries Schumann
weit über ihn. Nieser schwieg eine Zeit lang still: mit einem Male faßte er den Lober
nm Arm, und sprach heftig: „Wie dürfen Sie wagen, einen edlen Meister zu schmähen,
der über uns steht, dem Sie nicht die Schuhrumen lösen dürfe«?" Tann »erließ er
das Zimmer und erschien nicht wieder. Es war eine peinliche Sccne, aber sie ließ
Schumanns edlen Charakter und Eigenheiten vollkommen erkennen.

in Leipzig zu gleicher Zeit in zwei verschiedenen äußeren Formen erscheinen
laßt: in einer großen monumentalen und einer wohlfeileren Volksausgabe,
beide in gleich ausgezeichneter Ausstattung.

Vlickt man nun auf die glorreiche Laufbahn der Clara Schümann
zurück, fo zeigt sich in ihr das seltene, ja vielleicht einzige Beispiel einer
Künstlerin, die, auf der höchsten Stufe der Virtuosität stehend, von dieser
nicht herabstieg, aber sozusagen zurücktrat, um nur das echt künstlerische
vorwalten zu lassen. >^ch habe schon erzählt, daß sie bei ihrem ersten
Auftreten in Wien Stücke fowohl eigener wie fremder Lomposition vor-
trug, die entschieden mehr technische Schwierigkeiten boten, als die Thal-
bergs, der damals in vollem erste»! Glänze seiner Pariser Erfolge strahlte.
Ihre Variationen über ein Vellini'sches Thema, Henselts und Chopins
Ctudeu verlangten eine ganz andere Art der Technik, des Anschlages, der
Tonfärbungen, der ,«raft und Ausdauer, als die Compositionen Thalbergs,
die zu den sogenannten „dankbarsten" Clavierstücken gehörten, weil sie mit
uerhältnißmäßig geringerer Mühe viel „Effect," machten. Clara stand
damals im achtzehnten Jahre; wollte sie der Virtuosität ihr Hauptaugen-
merk zuwenden, so wäre sie ganz bestimmt anch in dieser Richtung ebenso
unerreicht geblieben, wie als Musikerin. Aber was die Franzosen unter
Glucks Vüste schrieben: „Er zog die Musen den Sirenen vor," das kann
man auf Clara Schumann anwenden, ja ich möchte sagen, sie selbst war
die Muse des echt musikalischen, des wahrhaft tlassichen Klauierspiels. Sie
hat ihre Hörer niemals in Erstaunen zu setzen gestrebt, aber in höhere
Stimmung gebracht, wahrhaft begeistert; ihr Vortrag bewegte sich nicht in
jähem Ausdruckswechsel, in brillanten Schattirungen, sondern in schöner
künstlerisch einheitlicher Stimmung, er glich nicht dem romantischen Wetter-
leuchten über hohen kahlen Alpen, sondern dem milden herzerfreueuden
Sonnenscheine über schönen fruchtbaren Gefilden, über grünen Matten und
"Wäldern; daher war der Eindruck ihres Spieles — dem der berühmten
Virtuosinnen unserer Zeit ganz entgegengesetzt — noch viel mehr ein nach-
haltiger als unmittelbar glänzender. Klarheit und Innigkeit lag in ihrer
Natur so tief begründet, daß Schumann im Jahre 1837 an Clara, das
achtzehnjährige Mädchen, nach Wien schreibt, er werde sich bemühen, ihrem
Wunsch zu Folge recht klar zu schreiben, und daß sie ihn fragte, ob er denn
„die Instrumente genau kennt"/') Und in der Wiedergabe von Compo-
sitionen, in denen Klarheit und Innigkeit und ein gewisses romantisch ver-
sunkenes Traumen sich ausprägt, blieb sie immer unerreicht. Noch vor
wenigen Jahren entzückte sie die Hörer mit dem Vortrage von Beethovens
F sWi'-Concert und »-äuv-Sonate («p. 101).

Auch als Componistin bewahrte sie den zarten weiblichen und künstlerisch
durchgebildeten Sinn; die Melodien, die sie zu einigen Nückert'schen Ge-

') TK'l,!> Iug!-ndl,n>!>. ^ «lufl. E, 277,

dichten setzte und mit den Liedern ihres Mannes geineinsam herausgab, gehören zu den werthuollsten, und haben den Dichtern des „Liebcs-Frühlings" zu einer gar schönen Ansprache begeistert, die der Leser in Wasielewskys Schumann-Biographie findet.

Da diese Studie nur dem künstlerischen Leben und Wirken der edlen Frau gewidmet ist, so kann hier nur im Vorbeigehen bemerkt werden, daß von den acht Kindern, mit denen ihre Ehe gesegnet war, sich noch fünf des Daseins und der allgemeinen hohen Verehrung erfreuen, welche ihre Mutter in allen Kreisen als Persönlichkeit und als Künstlerin genießt.

Wenn einst ein Kunstschriftsteller sich die nicht leichte aber dankbare Aufgabe stellen wird, die Beziehungen der großen, ausübenden Künstlerinnen zur Kunsi und zum Publikum ihrer Zeit zu studiren und zu beschreiben, dann wird er wiederholen, was wir hier sagen: wie während fünfzig Jahren, da im Klavierspiel die gewaltigsten Umwälzungen stattfanden, da alle Pianistinnen sich der rein virtuosenhaften Richtung zuwandten, nur Eine allein der reinen Kunst treu blieb, ein leuchtendes Vorbild für alle Zeiten: Clara Schjimann.

Ein irredentistisches Gespenst in lVien.

f)roceß Zalewski.

von

Ferdinand «Ornsz.

— Wien. —

W 20., 21. und 22. September 188? ist vor dem Wiener Landesgericht in Strafsachen die Schlußuerhandlung gegen einen Postdefraudanten durchgeführt worden, gegen einen feiner Thal geständigen Postdefraudanten, alfo scheinbar ein gewöhnlicher Fall, eine jener Episoden, an denen der Jurist so ruhig vorübergehen mag, wie der Mediziner an den traditionellen, schablonenmäßigen Erkrankungen, die für den Patienten von schmerzlicher Wichtigkeit, dagegen für den Arzt, ob ihres häufigen Vorkommens, werthlos sind. Nun muß allerdiugs hervorgehoben werden, daß, so gewöhnlich die Defraudationen im Ganzen und Großen geworden find, doch gerade bei der österreichischen Post nur felten Unterschlagungen vorkommen. Fünfundzwanzig Jahre verflossen, feitdem ein Wiener Postbeamter zuletzt ein Verbrechen im großen Stile beging. Der Mann, der damals auf die Anklagebank kam,^hieß Kallab, und er gelangte zu einer Art von Berühmtheit, nicht nnr durch den Umfang feiner Verirrung, fondern auch durch den Einfall feines Vertheidigers, ihn vor der Beschuldigung der „Amtsveruntreuung" dadurch retten zu wollen, daß er ihn auf Grund feines elenden Gehaltes nicht als „Postbeamten", fondern als „Postdienstboten" zu nualiftciren fuchte. Der wunderliche Vertheidiger scheint später eingesehen zu haben, daß er für einen anderen Beruf geboren fei, denn er kehrte Wien und feinen hier anfäfsigen Gläubigern deu Mcken uud wanderte nach Amerika aus, wo er ein Cafóhaus eröffnete. Seit dem Proceß Kallab hat es nicht an manchen Postdefraudationen gefehlt, aber es waren das verschwindend geringfügige

Episoden, und statistisch kamen sie kaum in Betracht gegenüber der Zahl der bei der Wiener Post mit ärmlichen Bezügen Angestellten. Die von Philemon Zalewski begangene Defraudation mußte durch die Höhe der Summe ein gewisses Aufsehen erregen, dann aber auch durch den Umstand, daß ein kleiner Beamter sie verübt. Es ist eine seltsame, aber nicht wegzuleugnende Wahrnehmung, daß die schlecht bezahlten Leute sich am seltensten an dein ihnen anvertrauten Gute vergreifen; nicht als fehlte ihnen die Gelegenheit dazu oder als wüßten sie nicht den Werth des Geldes zu schätzen, aber es scheint, daß gerade erst mit behaglicheren Lebensstellungen der unbezwingliche, auch vor Verbrechen nicht zurück - scheuende Drang nach erhöhtem Glänze und verfeinertem Genüsse sich ein- stellt. Die bedeutenden Unterschlagungen, welche in der neueren Zeit verübt wurden, hatten zu Urhebern fast durchwegs folche Persönlichkeiten, denen ohnehin ein beträchtlicher Grad von Wohlleben beschieden war. So stehen wir also schon vor zwei Momenten, welche eine lebhafte öffentliche Theil- nähme für den Proceß Zalewski rechtfertigen. Erstens: ein Subaltern - beamter streckt mit seltener Kühnheit die Hand nach fremdein Eigenthum aus. Zweitens: er thut einen Griff in's Volle, und eignet sich eine Summe an, welche auch für Wohlhabende als eine fehr beträchtliche gilt.
Im März 1885 wurde Philenion Zalewski bei der „Post- und Tele- graphen-Direction" in Wien als Praktikant mit einein jährlichen Adjutum von 300 Gulden angestellt; zwei Jahre später rückte er als uerheiratheter Mann zum Post-Assistenten mit 600 Gulden Gehalt und 300 Gulden Activitäts-Zulage vor. An» 26. Mai 1887 unterschlug er zwanzig Geld- briefe, enthaltend 147 599 fl. 35 kr. und 7800 Francs. In diesen Ziffern liegt ein merkwürdiger Eontrast.
Aber aus anderen Gründen verdient es der Proceß Zalewski, in seinen Hauptzügen hier festgehalten zu werden. Selten noch hat in solcher Weise ein Angeklagter das Bemühen gezeigt, sich zum Helden eines politi- schen Eriminal-Romanes zu stempeln und sich in den Nimbus abenteuer- licher Gefährlichkeit hineinzulügen. Es hat etwas geradezu Verblüffendes, daß Jemand wegen eines Verbrechens vor Gericht gestellt wird, daselbst durchaus das Odium eines zweiten Verbrechens auf sich laden will und sich mit allen Kräften gegen den Verdacht wehrt, als habe er das letztere nur erfunden, um einen von ihm in's Auge gefaßten Zweck zu erreichen. Philemon Zalewski ist ein Mensch ohne hervorragende Begabung; nur sein Sinn für das Sensationelle fcheint ausgebildet zu fem, man darf vermuthen, daß er ein eifriger Leser jener Colportage-Nomane war, gegen deren Verbreitung jüngst eine behördliche Verordnung für ganz Cislei- thanien erlassen wurde. Die Lectüre dieser Banditen-, Entführungs- und Verkleidungsgeschichten mag ihn« die Phantasie erregt und die klare Er- kenntnis; getrübt haben, und vielleicht hoffte er in den Stunden seiner kühnsten Träume, noch einmal als Held eines in Lieferungen erscheinenden.

scheußlich illustrirten Nomanes: „Postbeamter und Hochverläther" in die
lichten Gefilde ewigen Nachruhmes einzuziehen. Er führte ein Stuck
spannender Nomantik wirklich durch, das andere Stück fingirte er, aber
gerade der Fiction wollte er um jeden Preis den Charakter unbezweifel-
barer Thatsächlichkeit zuerkannt wissen. Daß ein Angeklagter lügt, das
ist nichts Neues; die Wahrheit wird von denen, die sich den ^urus er-
lauben könnten, ihr zu fröhnen, so oft mit Füßen getreten, daß man ihren
Cultus doch am wenigsten bei denjenigen suchen darf, die um Leben oder
Freiheit kämpfen und jenes oder diese durch eine Lüge zu retten ver-
meinen. Der Gesetzgeber hat dies eingesehen. Er bestraft den Ange-
klagten nicht wegen falscher Aussage und gestattet ihm nicht, einen Eid
zu leisten, er setzt von dem in Nothwehr Befindlichen voraus, daß er vor
keinem Mittel zu seiner Nettung zurückschreckt. Er erlaubt die Luge nicht,
aber er begreift sie als eine der wenigen Waffen, welche der Verlorene
besitzt, und es ist weniger eine praktische Erwägung als eine Beruhigung
seines eigenen ethischen Bewußtseins, wenn er dem offenen Geständnisse —
alfo dem Triumphe der Wahrheit — eine Ehrenbezeugung erweist, indem
er es als Milderungsgrund bei Bemessuug eines Urtheiles gelten läßt.
Wer den Gerichtssaal kennt, der erstaunt nicht, von der Bank der
Angeklagten Unwahrheiten zu vernehmen. Aber so abgehärtet ist kein
forensischer Praktiker, daß das Lügensystem Philemon Zalewskis ihm nicht
als etwas geradezu Unerhörtes erscheinen sollte. Zuerst stellt Zalewski sich
als einen Morphiophagen hin, der sein Verbrechen in einem Nausche be-
ging und über dasselbe nachträglich erstaunte. Hat er in der Vorunter-
suchung dieses eine Märchen an Mann gebracht — freilich, ohne Glauben
dafür zu finden ^ so läßt er in der Schluhuerhandlung ein anderes vom
Stapel: er will das viele Geld nicht für sich, sondern zum Besten eines
geheimen slauischen Bundes defrnudirt haben, er malt das irredentistische
Gespenst an die Wand, und dieses Gespenst steht während der drei für
ihn entscheidenden Gerichtstage hinter ihm, aber nicht, um ihn mit der
Märtmer-Gloriole zu schmücken, welche er sich erhofft, sondern um ihn mit
fratzenhaften Grimassen zu verspotten. Zalewskis Märchen Nummer Zwei
ist übrigens ein interessanter Beitrag zur Eulturgeschichte ^esterreichs.
Niemand hat es geglaubt, vielleicht nicht einmal der Anwalt Zalewskis,
I)r. Elbogen, obwohl dieser in muthiger Erfüllung seines Amtes trotzig
dabei beharrte, Zalewski als politischen Verbrecher aufzufassen und fiir
diese Auffassung Theilnehmer zu suchen. Aber an uud für sich mutzte man
die Lüge als gut combinirt betrachten, und nur die näheren Umstände,
unter denen Zalewski seine Missethat beging, stigmatisirten den hochver-
räterischen Theil des Processes als ein Hirngespinnst. Oesterreich hätte
durch einen polnischen Geheimbund in einen slavischen Födcrativstaat ver-
wandelt werden, und der mit 600 Gulden Gehalt und 300 Gulden Äcti-
uitcit^Zulage angestellte Postassistent Philemon Zalewski hätte zur leichteren

Erreichung dieses Zieles Geld defraudiren und an die Vundesleitung ab-
liefem sollen. Die politischen Zustände sind vielleicht noch nie blutiger
verspottet »norden als dadurch, daß nur der Person und des Gebahrens
Philemon Zalewstis, aber keineswegs der sachlichen Behauptung wegen
der besagte Minenkrieg wider das Deutschthum als eine lächerliche Un-
wahrheit aufgefaßt wurde. Zalewski ist kein Jurist, aber er hat zwei
Male versucht, sich Auswege zu verschaffen, zu welchen das Gesetz eventuell
die Handhabe bietet. Das erste Mal übernimmt er die Rolle des
Morphiophagen. Er hat ohne klares Bewußtsein defrauditt, geHort also
in eine Heil-, aber nicht in eine Strafanstalt. Das zweite Mal kommt
er als Verschwörer. Er hat von dem geheimen Vunde deu Auftrag erhalten,
zu defraudiren, stand also unter einen» „unwiderstehlichen Zwange", wie
das Gesetz ihn anerkennt; er uerräth seine Genossen und macht als An-
zeiger den Anspruch auf Straflosigkeit. Es sind Kartenhäuser, die er auf-
baut; der leiseste Hauch bläst sie um. Seine Morphiophagie erweist sich
als Erfindung, und er hat die Defraudation mit fo viel Vorbedacht, Vor-
sicht und Vorbereitung in Scene gesetzt, daß von einem Mangel an geistiger
Klarheit keine Rede sein kann. Er muß die Hoffnung auf den Psychiater fahren
lassen. Die Irredentisten aber, welche er denuncirt, leben nicht und haben
nicht gelebt, und wären sie selbst vorhanden, so bliebe er als Angeber
straflos wegen seiner Theilnahme an einer hochverräterischen Verbindung,
mühte aber noch immer verurtheilt werden als Defraudant.

Will man den Proceß klar überblicken, so muß man Wahrheit und
Dichtung fcharf von einander trennen, die Wahrheit, wie Untersuchung und
Verhandlung sie zu Tage förderten, und die Dichtung, mit welcher Zalewski
das Schickfal des Sträflings von sich abzuwenden glaubte.

Die Wahrheit, das Unwiderlegliche an der ganzen Gelegenheit sei in
den folgenden Zeilen kurz und bündig zusammengefaßt:

Philemon Zalewski hatte schon eine Verurtheilung hinter sich, als er
seine letzte Stellung in Wien erhielt. Vor zweiunddreißig Jahren als
Sohn eines griechisch-katholischen Geistlichen in Zaychow in Galizien ge-
boren, trat er im Alter von achtzehn Jahren bei dem Postamte Zaleszczyki
ein. Hier fälschte er im Verein mit einem College« Postanweisungen,
wurde zu sechs Monaten Kerkers verurtheilt und nach Abbüßuug dieser
Strafe zum Militair assentirt. Er diente bis 1885), dann kam er um eine
Postbeamtenstelle in Wien ein. Seine 1875 erfolgte Abstrafnng war allen
österreichischen Postanstalten mitgetheilt worden; dieses Actenstück ging durch
einen Zufall verloren, und fo fand er auf Gruud feiner militärischen Dienst-
jahre eine Verwendung, von der er eigentlich ausgeschlossen war. Damit
beginnt die Reihe jener Momente, an denen Zalewski sein Lügengewebe
sich emporranken ließ. Er wurde angestellt und zwar bei der Führpost-
Aufgabe; auf sein Ansuchen versetzte man ihn zum Geldbrief-Amte. Nun
war er dort, wo er sein wollte, und er bereitete sich Schritt für Schritt

auf das Unternehmen vor, welches er offenbar als die Mission seines Lebens ansah. Am 26. Mai 1887 that er den kühnen Griff. Er wußte es so einzurichten, daß an diese»! Tage die Eontrole getäuscht wurde. Am 28. Mai gelangte an die Post die erste Neclamation wegen eines nicht eingetroffenen Geldbriefes. Jetzt wurde die Defraudation in ihrem ganzen Umfange entdeckt. Steckbrief, Prämie für die Eruirung des Tefraudanten, Zeitungsartitel folgten — man weiß ja, wie es in folchen Fällen zu gehen pflegt. Zalewski hatte zwei Tage Vorfprung. Er war also — wie alle Welt annahm — entflohen. Wohin? Natürlich nach Amerika, wohin alle Defraudantcn gehen, um sich dem Arme der Justiz zu entziehen. Am 26. Mai hatte Frau Zalewski von ihrem Gatten einen Brief erhalten, er müsse mit der Post-Ambulanz nach Krakau reifen, könne alfo nicht nach Haufe kommen. Darin lag nichts Auffallendes; derlei war fchon dage-wesen. Am 28. Mai folgte ein zweiter Brief an Frau Zalewski; in diesem, der tausend Guldeu enthielt, legt Zalewski ein Geständniß ab, weist die Frau an, sich vor der Hand zu ihren Verwandten nach Galizien zu be-geben, bis er sie auffordern werde, ihm nach Amerika nachzureisen. Er hatte an dem kritischen Tage einem Dienstmanne beide Briefe übergeben, einen davon jedoch mit dem ausdrücklichen Auftrage, ihn erst am 28. zu bestellen. Als Vertreter der Behörde in Zalewskis Wohnung erschienen, um seine Photographie für einen Steckbrief zu fuchen, lieferte Frau Zalewski die Briefe und die taufend Gulden aus, sagte sich von ihre»! Gatten völlig los und erschien nicht wieder auf der Aildfläche des Proceffes. Die Photographie, nach welcher man gefahndet, war aus dem Nahmen herausgenommen — Zalewski hatte rechtzeitig dafür gesorgt, daß seine Ver-folgimg erschwert würde. Während man ihn suchte, saß der Verbrecher ruhig in Wien. Statt zu fliehen, so lange von allen Seiten nach ihm ge-fahndet wurde, fparte er sich die Flucht für eine Zeit auf, in welche andere Ereignisse das Interesse an seinem Verbrechen in den Hintergrund würden gedrängt haben. Für einen Schlupfwinkel hatte er wochenlang vorgesorgt. Am 22. April annoncirte er in einer Wiener Zeitung: „Ein wohlhaben-der Staatsbeamter wünscht sich mit einem gebildeten, wenn auch sehr armen, aber braven Fräulein zu verehelichen." Das sehr arme, aber braue Fräulein fand sich in der Person der 27 Jahre alten Sprach- und Musiklehrerin Johanna Nathanson, der sich Zalewski als Ritter von Till vorstellte. Er gab seine Absicht knnd, sie zu heirathen, mir müsse sie in manche seltsame Vorbereitung zu diesem wichtigen Schritte willigen. Vor Allem sei es nothwendig, daß sie ihre Wohnung wechsele (sie hielt sich damals in der Nähe der Postaustalt auf) und sich irgendwo eiumiethe, wo er sie unge-sehen besuchen könne. Er werde von seinen Verwandten verfolgt und habe Ursache, sich ihren Augen bis auf Weiteres zu entziehen. So gewöhnte er die leichtgläubige Person einen Monat lang daran, die Nothwendigkcit eines Versteckes für ihn zu begreifen. Am 26. Mai begab er sich Abends

zu ihr und bat sie, ihn dort übernachten zu fassen, da er von seinen Verwandten arg bedroht sei. Von da^ an führte er durch mehrere Wochen bei ihr das Leben eines sorgsam Verborgenen. Die Fensteruorhänge blieben herabgelassen; wenn die Nathanson ausging, legte sie ein Vorhängeschloß an die Thür. Eine Magd wurde nicht gehalten, kein Fremder betrat den Raum, in welchem der vielgesuchte Defraudant sich aufhielt. Etliche Male im Abenddnnkel ging Zalewski aus, aber schon in der Verkleidung, die er später auf der Reise benützte: als Frauenzimmer. Nur sein Bruder, der Feldwebel Emil Zalewski, fand Zutritt zu ihm. Die beiden Brüder besprachen das Geschehene und die Pläne ,für die Zukunft; aber theils thaten sie dies, wenn die Nathanson abwesend war, theils bedienten sie sich der russischen Sprache, um von ihr nicht verstanden zu werden. Endlich glaubte Philemon Zalewski eine entscheidende Wendung herbeiführen zu müssen, er entschloß sich zu jener Flucht, die ein ungeschickterer Defraudant unmittelbar nach der That unternommen hätte. Aber nicht als Philemon Zalewski machte er sich auf den Weg, sondern in der Maske des Dienstmädchens Eäcilia Zwicker. Letztere, die Geliebte des Feldwebels, verschaffte sich, weil dieser sie darum ersuchte, die Reisedocumente nach Amerika. Emil Zalewski überließ das Papier seinem Bruder Philemon, und in der That reiste Johanna Nathanson von Wien nach Haure mit ihrem angeblichen Stubenmädchen Eäcilia Zwicker. Wir haben schon gesagt, daß dieses Niemand Anderes war, als der Defraudant. In Salzburg geriet!) das feltsame Paar in die Gefahr, erkannt zu werden. An der Erscheinung des Pseudo-Stubenmädchens mag etwas Auffallendes gewesen sein, denn die Reisenden mußten sich legitimiren. Das scheint ihnen wohl gelungen zu sein: sie kamen glücklich bis Haure, dort loste Zalewski für sich eine Ueberfahrtskarte nach New-Uort, die Nathanson aber bestimmte er, nach Wien zurückzukehren und dort zu bleiben, bis er sie berufen werde. Er gab ihr hundert Gulden und 15 Napoleonsdor, ferner einen Brief an seine Gattin mit — einen Brief voll der füßlichsten Liebcsversicherungen und voll von Projecten für einen sorgenfreien Aufenthalt in New-Iork. Der Nathanfon spiegelte er vor, daß er seiner Verwandten wegen auswandern müsse, und daß die Verkleidung und all die Geheimthuerei nothwendig sei, um nicht die Aufmerksamkeit seiner Verfolger zu erregen. Johanna Nathanfon vertritt in dem Criminalroman, in dessen Mittelpunkt Philemon Zalewski steht, ganz und gar den Typus der Gouvernante, der weißen Sklavin, die von der dienenden Klasse die Pflichten, von der besitzenden den äußeren Schein hat. Sie ist den dreißig nahe; noch hat Niemand sich um sie beworben. Sie arbeitet unablässig, und das Ergebnis; eines halben Menschenlebens voll Mühe und Arbeit sind Ersparnisse in der Höhe von 299 Gulden, ist die Aussicht ans ein einsames Alter. Da kommt ein Mann, der vor der Armuth eines Mädchens nicht zurückschreckt; nur Bildung und Bravheit will er. Johanna Nathanson ist gebildet und brau, sie darf

also hoffen, daß ihr Meinsein ein Ende haben werde. Ter angebliche
Anton Ritter von Till, der bösartige Verwandte hat, wird sie dem freud-
losen Schicksal entreißen, immer nur am fremden Herde zu walten ^ ist's
da ein Wunder, daß sie an diese Hoffnung Alles setzt, daß sie Alles glaubt,
daß sie keinen Versuch macht, eine Behauptung ihres Freiers skeptisch aus
ihre Glaubwürdigkeit hin zu prüfen? Nur mit ihrer Hoffensfreudigkeit, nur
mit ihrer Glaubensseligkeit erklärt es sich, daß sie bereit war, Philemon
bei sich zu beherbergen, ihm die Frauenkleider zu verschaffen, ihm ihre Er-
sparnisse zu opfern, sich während der Zeit des Zusammenlebens mit der iroth-
dürftigsten Alimentation zu begnügen, ihn nach Haure, in der bekannten, ge-
fahrvollen Weife zu begleiten, sich von Haore mit einer leeren Vertröstung
nnd einem kleinen Zehrpfennige zurückschicken zu lassen. Im Laufe der
Schlußuerhandlung fragte der Staatsanwalt sie: „Sie haben von dem
Posldefraudllnten Zalewsti gelesen; ist Ihnen nicht eingefallen, daß ein
Zusammenhang obwalten könnte mit dem Manne, den die Polizei sucht?"
— „Nein, gar keine Idee! Er war ja mein Bräutigam; er war der
erste Manu, zu dem ich in Beziehung getreten bin; wie hätte ich ihm miß-
trauen sollen? Ich habe von dem Glücke geträumt, das ich zu machen
glaubte!"

Die Nathanson war Zalewski also los, und nun dampfte er der
neuen Welt zu, nachdem er die Kleider und mit ihnen das Geschlecht ge-
wechselt und sich aus dein Stubenmädchen Eäcilia Zwicker in den eleganten
Reisenden Mr. Nathanson umgewandelt hatte. Während er sich an Bord
befand, wurde fein Geheimniß gelüftet. Emil Zalewski in Wien war ver-
haftet worden. Er hatte zwar einen Brief mit 900 Gulden, den sein
Bruder ihm von der Wohnung der Nathanson aus geschickt, nachträglich,
von Gewissensbisseil erfaßt, behördlich deponirt, aber es scheint, daß er
dies nur gethan, um den Verdacht von sich abzulenken, daß er mit seinem
Bruder weiterhin einverstanden sei, denn eine bei ihm vorgenommene
Haussuchung förderte 85000 Gulden zu Tage. Er wurde verhaftet, aber
damit wäre die Spur seines Bruders noch immer nicht gefunden gewesen,
wenn nicht Eäcilia Zwicker von der Verhaftung erfahren und freiwillig der
Polizei mitgetheilt hätte, das Emil Zalewski sich durch sie ein Reise-
document verschafft habe. Ein wichtiger Fingerzeig war dafür gegeben,
auf welche Art der Tefraudant entkommen sei; die nächste Wirkung war
die Verhaftung der mittlerweile aus Haure zurückgekehrten Nathanson,
dann begann der unterseeische Telegraph zu spielen, und als die „Champagne"
vor New-^)ork anlangte, kam der Vundesmarschall Bernard an Bord, um
den falschen Mr. Nathanson in Haft zu nehmen. Tie amerikanischen Ge-
setze hätten es dem Verbrecher ermöglicht, seine Auslieferung endlos
hinauszuschieben, ja sie vielleicht zu vereiteln; er aber gab im ersten
Augenblicke seine Identität zu, bekannte die Defraudation ein und erklanc
ausdrücklich seinen Wunsch, möglichst bald nach iDesterreich zurückgebracht

zu werden. Der österreichisch-ungarische Consul in New-Iork sagt in
seinem Berichte an den Minister des Aeußeren, Grafen Kalnoky, er
muffe constatiren, „daß durch das Verhalten des Zalewski nicht nur die
Ertradirungsfrage einer vielleicht' monatelangen Verschleppung entrückt,
sondern es auch ermöglicht morden ist, ohne weitere kostspielige und zeit-
raubende Prozedur und Verfechtung der Civilklage in den Besitz der Gelder
zu gelangen, ehe noch die Vertheidiger (es ist von den Anwälten die Rede,
welche sich in New-Iork Zalewski freiwillig zur Verfügung stellten) Zeit
und Gelegenheit hatten, Opposition zn machen. Zalewski zeigte eine Art
Ungeduld, wieder nach Nim zu kommen. Er erklärte in New-Iork, er
werde dem Kaiser von Oesterreich seine Sache vorlegen und gewiß Gnade
bei ihm erlangen. Während der Schlußoerhandluug entschlüpfte ihm ein-
mal ein heftiger Ausdruck des Unmuths darüber, daß er bei dem Gerichte
nicht den Schutz finde, den er sich erhofft. Er ging von Amerika herüber
in der Meinung, daß er hier ungleich besser werde behandelt weiden als
andere Defraudanten. Zu einer solchen Ausnahmestellung berechtigte ihn
nichts; er hoffte, sich sie zu erringen durch ein Märchen, das ihn aus der
Masse der gemeinen Verbrecher heraus- oder gar emporheben sollte. Zu-
erst versuchte er es, wie gesagt, nnt der Morphiovhagie. Als er gewahrte,
daß er damit nichts erreiche, sattelte er um und bestieg das politische hohe
Noß. Am ersten Tage der gegen ihn durchgeführten Verhandlung begann
er den Versuch, sich mit dem Schilde des Hochverrätherischen Geheimbundes
zu decken. Er rückte nicht sogleich mit der ganzen Sache heraus, sondern
nach und nach gab er immer entschiedenere Andeutungen und ließ sich
endlich von seinem Vertheidiger einen längeren Bericht gerne abringen,
durch welchen er den Vorsitzenden des Gerichtshofes sowie den Staats-
anwalt zu weiteren Fragestellungen nöthigte, so daß er schließlich alles
vorgebracht hatte, was er vorbringen wollte und konnte, um sich als Opfer
einer Geheimbündelei hinzustellen. Er begann seine Offenbarungen damit,
daß er „unvernofft" in die Angelegenheit „Hineingerathen" fei. Für sich
selbst habe er nichts behalten wollen, das Gaiue war für den über
Oesterreich, Nußland, Frankreich und Deutschland ausgebreiteten Bugd de
stimmt. Nachdem Zalewski einen Theil seiner Enthüllungen niedergelegt,
hatte er wieder Anwandlungen von Verschwiegenheit und mußte von seinem
Vertheidiger gemahnt werden — was ihm 'aber sichtlich sehr angenehm
war —, in seinen rücksichtslosen Offenbarungen fortzufahren. Er entwickelte
nun mit Mißachtung jeder Wahrscheinlichkeit die Geschichte seiner Beziehungen
zu dem Bunde. Vor drei Jahren, auf einem Polenballe, habe er ein
Mitglied des Bundes kennen gelernt. Nach Mitternacht — was wäre ein
Schauerroman ohne Mitternacht! — wurde ihm von dem neuen Bekannten
der Antrag gestellt, sich dem Bunde anzuschließen. Zalewski, damals noch
Soldat, war dazu bereit, verabredete für den nächsten Tag eine Zusammen-
kunft mit den Leitern des Vereins in einem der besuchtesten (!) Wiener

Gasthäuser, und kurz darauf wurde er als Bundesmitglied beeidet. In der Verhandlung entblödete er sich nicht zu schildern, wie er mit verbundenen Augen zu Wagen nach dem Hause des Bundespräsidenten gebracht uud dort vor einem Altar beeidet wurde; ja er berichtete, daß er nur den Taufnamen des Präsidenten — Arthur — kenne, und daß dieser allerdings viel Geld besitze, aber nur für sich, nicht für den Bund. Daß er trotz seiner bemakelten Vergangenheit eine Anstellung erhielt, schreibt er dein Einflüsse des Bundes zu. Er führt alle seit 1884 eingetretenen wichtigeren Episoden seines Lebens auf diese geheime Gesellschaft zurück. Die letztere habe ihn nur deshalb zur Post gebracht, damit er bei Gelegenheit in ihrem Interesse einen bedeutenden Betrag stehlen könne. Lange genug habe er sich geweigert, bis man ihn damit einschüchterte, daß man der Postdirection seine frühere Abstrafung mittheilen werde. Am W. Mai, um 9 Uhr Abends, hätte er einer Deputation des Bundes das defraudirte Geld nächst dem Nordbahnhofe überliefen, sollen. Da er sich um eine halbe Stunde verspätete, seien die Verschworenen bereits verschwunden gewesen, und nun habe er in seiner Mthlosigkeit Zuflucht bei der Nathanson gesucht, bis er endlich nach Amerika floh, in der Absicht, von dort aus das fremde Gut zurückzustellen. Jedes Wort dieser Darstellung ist eine Lüge. Zalewski hatte erfunden, aber fchlecht und plump erfunden. Hätte er die Absicht gehabt, den Betrag von etwa i')l>«A)9 Gulden deni mysteriösen Bunde zuzuwenden, so würde er davon nicht A5 Ml) Gulden seinem Bruder Emil geschickt, würde er seiner Frau nicht brieflich ein Leben voll Lust und Pracht in Amerika in Aussicht gestellt haben. Er will speciell für sich die Aufgabe übernommen haben, in der Armee im Sinne des Bundes zu wirken. Sein Bruder aber, der doch der Armee angehört, hält es für sehr unwanrscheinlich, daß Philemon sich an politischen Umtrieben betheiligt, ja sich für dieselben auch mir interessirt habe. Hätte Zalewski die Rache einer mächtigen Gesellschaft zu fürchten, fo würde er diese allenfalls' in der geheim geführten Boruntersnchung, aber nicht in der öffentlichen Schlußverhandlung, denuncirt haben. Und was muß das für eine geheime Liga sein, deren Abgesandte nicht eine balbe Stunde daran wenden wollen, den Ueberbringer einer für den Bund fo wichtigen Summe zu erwarten! Man braucht nicht näher in die Details von Zalewskis Verantwortung einzugehen, um einzusehen, daß sein politischer Noman von vornherein auf den entschiedensten Unglauben stieß. Trotzdem lag die Befürchtung nahe, daß die Geschworenen sich durch das irredentistische Gesvenst in einer oder der anderen Weise würden beeinflussen lassen. Zalewskis Enthüllungen klangen nach Wahnsinn, aber nach Wahnsinn mit Methode, und ungeachtet aller Widersprüche und Lächerlichkeiten, in die er sich verwickelte, ging durch seine Depositionen etwas wie ein karrikirtes Echo wirklicher Verhältnisse. Man braucht als Probe nur ein paar Stellen aus den Verhandlungsdialogen herauszulieben.

Vorsitzender: Welches waren dieZiele und dieNatur des geheimen Bundes?
Zalewski: Der Zweck des Bundes war, das deutsche Element zu ver-
drängen und das slavische in Österreich zum herrschenden zu machen. In
Folge dessen bestand der Bund ans drei Sectionen, Doctor Elbogen:
Hatte der Verein auch andere Zwecke? Zalewski: Ja, mich die Zwecke,
das deutsch-österreichische Bündnis; zu zerstören, respective eine Regierung
an's Ruder zu bringen, welche den engen Anschluß Oesterreichs an Ruß-
land und Frankreich mit der Spitze gegen Deutschland zum Zielpunkte ihrer
Bestrebungen nimmt. Oesterreich sollte dann auf seine Interessen in Orient
verzichten. Doctor Elbogen: Und die innere Politik? Zalewski:
Die einzelnen Kronländer sollten selbständige Königreiche werden. Doctor
Elbogen: Also ein slavischer Föderativstaat auf den Trümmern des der-
zeitig bestehenden Oesterreichs?
Auf letztere Frage ertheilte Zalewski die beruhigende Versicherung,
daß jener Geheimbund, dessen Deputation nächst dem Nordbahnhofe durch-
aus nicht bis 9>/2 Uhr warten wollte, den Zerfall Oesterreichs nicht in
sein Programm aufgenommen habe. Bei völliger Unabhängigkeit der
einzelnen Kronländer folle die Monarchie als folche bestehen bleiben, und
zwar sogar mit für das ganze Reich gemeinsamen Minister» des Neußeren
und des Krieges. Da hat man eine der Nuancen, in denen der Ver-
teidiger den Herodes übcrherodisirte: seinen Elienten noch gefährlicher
hinstellen wollte, als dieser selbst sich aufspielte. Es ist in den österreichischen
Gerichtssälen nichts Seltenes, daß zwischen Staatsanwaltschaft und Ver-
teidigung scharf zugespitzte Worttampfe sich entwickeln. Namentlich ans
der älteren Veamtenschnle gingen Senatspräsidenten hervor, welche zwischen
den Vertretern der Anklage und der Verteidigung Wind und Sonne nicht
ganz gleichmäßig vertheilten. Der unoergeßliche v'-. Johann Nepomuk
Nerger, der dem ersten Bürgercabinet als Minister ohne Portefeuille
angehörte, fand sich eines Tages zu einer Verhandlung, bei welcher er
<?x «Mein als Verteidiger fungirte, um eine Viertelstunde zu spät ein.
Seine Versäumniß hatte darin seine Erklärung, daß er mit den zukünftigen
Collegen die letzten Modalitäten seiner für den nächsten Tag zn gcwärtigenden
Ernennung zum Minister besprach. Als er den Verhandluugssaal betrat,
donnerte ihm der Vorsitzende — ein Zögling jener alten Schule — strafend
entgegen: Herr Doctor, ich mnß Ihnen eine Rüge crtheilen." Worauf
die neue Ercellenz mit ihrer dünnen, haarscharfen Stimme erwiderte:
„Um Gotteswillen, Herr Präsident, machen Sie mich nicht unglücklich." . . .
Heute würde kein Präsident mit einen« Johann Nepomuk Verger so sprechen,
wenn es nur noch Johann Nepomuk Verger gäbe! Die jüngere Generation
der Beamten hat sich noch nicht ganz und gar daran gewöhnt, den Ver-
teidiger und den Staatsanwalt als gleichberechtigte Factoren zn behandeln;
wie dem frischen Küchlein die Eierschalen, so hängen ihr noch ein klein
wenig Ueberreste jener Meinung an, welche sie in dem Staatsanwalt den

engeren Berufsgenossen erblicken ließ, während der Vertheidiger denn doch
ihrer bureankratischen Empfindung etwas ferner stand. Diesmal aber mußt?
selbst der unparteiischste Beobachter zugestehen, daß es dem Präsidenten
und dem Staatsanwalt schwer gemacht war, die Verteidigung frei walten
zu lassen, denn diese «erharrte mit aller Energie auf der politischen Seite
von Zalewskis Persönlichkeit und suchte dadurch den Proceß künstlich zu
verschieben. So kam es denn zu kleinen Reibereien; der Vertheidiger
inachte die Aeußerung: „In diesen: Saale hat der Staatsanwalt immer
Recht." Der Präsident ließ diese Worte als ungehörig zu Protokoll
uehmen, wogegen wieder der Vertheidiger sich dringend erkundigte, ob eine
Aeußerung des Präsidenten, welche ihm unpassend erschien, auch protokollirt
worden sei . . . Die Hauptsache war zum Schlüsse, daß vi-. Elbogen >u
der Hauptfrage eine Iusatzfrage an die Geschworenen — den durch den
geheimen Vund auf Zalewski geübten, unwiderstehlichen Zwang behandelnd —
durchsetzen wollte. Der Gerichtshof entschied ablehnend, und damit war
die Gefahr beseitigt, das von Zalewski ausgesonnene Märchen in Betracht
gezogen zu sehen. Philemun Zalewski wurde einstimmig schuldig erkannt.
Emil Zalewski, als Soldat, untersteht d^r Militär-Iurisdiction. Iohauna
Nathanson, vertheidigt von dem populärsten Anwalte Wiens, vi-. Mar
Neuda, fand für alle Enttäuschungen und Bitternisse, welche sie seit vier
Monaten erlebt, die Genugthmmg, einstimmig schuldlos erkannt zu werden.
Als der Präsident dem Verurtheilten verkündete, daß er mit acht Jahren
schweren Kerkers fein Verbrechen zu büßen habe, zerrann das irredentistische
Gespenst, und an seine Stelle trat, verbundenen Auges, die Waage in der
Hand, das klare Bild der Gerechtigkeit.

Aus Anselm Feuerbachs seben.

Erinnerungen und Betrachtungen

von

Julius Allncnrr.

— München. —

II.

In der Heimat.

och einmal leuchtete mir über Genua und seinem herrlichen Golf die Sonne des Südens. Wenige Stunden darauf fuhr ich über die Schneefelder des St. Gotthardt der winterlichen Heimat entgegen.

Ich eilte nach Karlsruhe, wohin außer den eigenen Angelegenheiten mich die Hoffnung trieb, Feuerbach an Ort und Stelle persönlich nützen zu können.

Eine mit Hofsinanzrath Kreidet, dem damaligen Cabinetsecretar des Großherzogs, gepflogene Unterredung war zunächst nicht geeignet, besondere Hoffnungen zu erwecken. Das Beste waren Andeutungen von freilich sehr allgemeiner Natur, daß man bereit sei, wenn Feuerbach seinen Wohnsitz wieder in Karlsruhe aufzuschlagen sich entschließen wollte, ihm einen geeigneten Raum für seine Arbeit innerhalb des großherzoglichen Parkgebiets Herrichten zu lassen.

Im übrigen sielen allerlei Worte über Eigenwilligkeit und Mangel an Dankbarkeit des Künstlers; eine Art von büreaukratischer Beurtheilung von Kunstangelegenheiten, die bei den« kategorischen Wesen von Feuerbachs Künstlernaturell ein segensreiches Verhältniß nicht absehen ließ, wenn nicht ein höherer Wille hier das Richtige finden und beschließen sollte.

Zur Illustration der Dinge wurde mir sodann auf mein Ansuchen

das Gebäude cmfgefchlossen, in welchem die „Poesie" Feuerbachs hinter
allerlei Requisiten in Hoffnung auf bessere Tage ihr Dasein fristete.
Meine weitere Umschau bestätigte dann nur zu sehr, daß die in Karls-
ruhe zur ausschließlichen Herrschaft gelangte Düsseldorfer Künstlercolonie
Feuerbach feindselig gegenüberstand. Da ich jedoch von der Zeit meines
Düsseldorfer Aufenthalts her mit einem Theil derselben in den besten Be-
ziehungen stand, glaubte ich hoffen zu dürfen, die herrschenden Vorurtbeile
allmählich entkräften helfen zu können. Im Uebrigen vertraute ich auf die
überzeugende Kraft von Feuerbachs Talent.
Der Verlauf der Dinge gab später freilich zur Genüge Gelegenheil
zil der Erfahrung, das; 'es schwer ist mit reinen Waffen in: Kampf gegen
kleinliche Denkart und persönliches Uebelwollen aufzukommen, besonders
wenn die Angriffe mit vergifteten Gefchossen aus wohl gedeckter Stellung
heraus erfolgen.
So wenig wählerisch man aber auch in der Folge in den Mitteln
war, um Heuerbuch in seiner Heimat den Boden zu entzieben, ging es
doch zunächst nicht an, den unstreitig begabtesten und deshalb vielleicht auch
gefürchtetsten unter den einheimischen Künstlern so Mwdeswegs abzuschütteln,
so lange demselben noch die persönlichen Spmpathien des Großherzogs zur
Seite standen. Diese zu untergraben forderte Zeit und Vorsicht, aber man
kannte genau die einzuschlagenden Wege. Man befürwortete zum Schein
die Übersiedelung Feuerbachs nach Karlsruhe, weil sie offenkundig in den
Wünschen des Landesherrn lag, gab sich aber dabei der stillen Hoffnung hin,
das, der Gebaßte im letzten Augenblick noch ablehnen, oder aus leicht zu
schaffenden Ursachen wieder zum Rücktritt veranlaßt werden könnte, denn
Eines war man festen Willens: die Rolle des Borgesetzten gegen ihn auf-
recht zu erhalten, zur Strafe dafür, daß er schon vor fünfzehn Jahren der
Ueberzcugmig Aufdruck zn leihen gewagt hatte: „in Düsseldorf nicht
genug lernen zu können."
Man vergast nur das Eine, oder schien es vergessen zu wollen, daß
zwischen einst und jetzt entscheidende Jahre voll gewaltigen Ringens lagen,
in denen Auerbach nicht nur zum Künstler von klarbewnßten Zielen, sondern
auch in der harten Schnle des Lebens zur ganzen Selbständigkeit des
Mannes herangereift war, wie sehr auch das wahrhaft Ewigjugendliche
seiner äußeren Erscheinung zu dieser seiner innern Reife und zu seinen
dreißig Jahren im Widerspruch stand.
Zur Eharaktcristrung der rein künstlerischen Gegensähe, mit denen
unser Freund in Karlsruhe innerhalb des ihm zum Richter gesetzten EollegiumZ
zu rechnen gehabt haben würde, möge zunächst der Ausspruch des Galerie-
directors Lessing hier seine Stelle finden, den derselbe über Feuerbach
bei Gelegenheit der Ausstellung von dessen „Abschied der Medea" fällte,
als es sich um deren Ankauf für die Karlsruher Galerie handelte: „Talent,"

so äußerte derselbe gegen mich, „hat Feuerbach reichlich für zehn Andere; wenn er nur endlich zur Einsicht kommen und vernünftigere Dinge malen wollte."

Gewiß, es war nicht zu verlangen, daß ein Mann anders urtheilen sollte, für den ein Künstler einfach unverständlich war, der bei der Wahl feiner Stoffe von einer anderen, als der Erwägung ihrer Zeitgemäßheit ausging, was für ihn ziemlich gleichbedeutend mit der Verkäuflichkeit des Werkes war. Hatte er doch nach feinem eigenen Geständnis; nach seine!» Einjährigendienst geschwankt, ob er bei den Husaren oder bei der Palette bleiben sollte und die Entscheidung dieser Frage von dem raschen und glänzenden Verkauf oder Nichtuerkauf seiner nächsten großen Arbeit abhängig gemacht.

Während der dichterische Drang und die übergeschäftige Phantasie Feuerbach die Stoffe in bedrückendem Ueberschuß zuführte, war Lessing, der seine Inspirationen aus dem Studium alter Chroniken und Geschichtswerke empfing, nach Vollendung jeden Bildes in einer Art von gelinder Verzweiflung, was er nun Neues beginnen sollte. Erst nachdem er seinen „neuen Stoff" als gleichsam vereidigter Historienmaler, auf ihren nationalen und konfessionellen Gehalt auf's ängstlichste geprüft, erhielt derfelbe Zutritt in fein Atelier. Er war außerdem ein grundsätzlicher Gegner aller auf Italien zurückzuführender Kunsteinflüsse. Er selbst hatte nie die Alven überschritten, aus Furcht, er könnte seine Originalität dadurch einbüßen. Nothwendig mußten daher zwei so verschieden geartete Naturen einander ausschließen, wo nicht abstoßen. Es könnte Lessing deshalb als ganz besonderes Verdienst angerechnet werden, daß er trotz dem die Begabung seines künstlerischen Antipoden „als ausreichend für zehn Andere" anerkannte, wenn dies nur nicht immer unter jedesmaligem ausdrücklichem Einspruch gegen den Ankauf von jeglichem Bild desselben, selbst dann geschehen wäre, wenn er, wie es vorkam, auf dem Weg zur entscheidenden Sitzung versprochen hatte, seinen ganzen Einfluß dafür einzusetzen.*)

Doch er war wenigstens ein Künstler, auf den das Prädikat „tüchtig" Anwendung finden konnte**); ein Anderes war's, wenn Adolph Schroedter***), der fo ganz als der Vertreter geistreich-dilettantischen Kunsttreibens bezeichnet werden kann, mit der überlegenen Miene des Meisters

') Für die Bereicherung der Karlsruher Galerie mit Lessings eissenen Werten ist dassegen in so freundschaftlicher Weise ssesorgt worden, daß der etatmäßige Kunstfonds auf sieben Jahre hinaus vorauserschöpft wurde.

") Niemand wird leussnen, daß Lessinss auf dem Gebiet der Landschaft Vortreffliches leistete. Hier hatte ihn seine vassionirte Neigung zur Icissd in ein intimes Verhältnis? znr Natur gebracht.

'") Adolph Schroedter '(Lessings Schwager), war eben kurz vorher an das Polutechnitum in Karlsruhe berufen worden, an welcher Anstalt eine Professur eigens für ihn creirt worden war.

zu äußern wagte, Feuerbach thäte wohl daran, Rom aufzugeben, um in Karls-
ruhe noch etwas Rechtes zu lernen.
Dazu also hatte derselbe alle Schulen von Deutschland, Belgien, Frank-
reich und Italien durchlaufen, um zu guterletzt in Karlsruhe sich die eigent-
liche Künstlerweihe holen zu sollen?
Der Einzige, der ausreichend Verständnis; besessen hätte um Feuerbach
gerecht werden zu können, Schirm er, der Director der Kunstschule, war
seit Lessings Berufung einflußlos und völlig in zweite Linie gedrängt worden.
Schon Angesichts der Nssunta hatte derselbe geäußert, daß wenn Feuerbach
in dieser Weise fortfahre, er in zehn Jahren europäischen Ruf erlangt haben
werde. Im Grunde konnte aber auch er sich nicht von dem Gedanken cm
die Nnterordnungspflicht Feuerbachs freimachen und fühlte sich innerlich
durch den selbständigen Gang, den derselbe eingeschlagen, vernachlässigt und
verletzt.
Die Uebrigen des Richtercollegiums dürfen wir als rein örtliche oder
völlig vergessene Größen hier mit Stillschweigen übergehen.
Unter solchen Eindrücken reifte damals in mir der Plan zu einer
Denkschrift an den Großherzog, in welcher in ruhigem, aber freimüthigem
Ton, unter Hinweis auf die Bedeutung von Feuerbachs ganzem bisherigen
künstlerischem Auftreten, den Vorurtheilen und feindseligen Strömungen, die
gegen ihn herrschten, entgegenzuwirken versucht werden sollte. Dieselbe ist
auch später wirklich eingereicht werden, hat aber weder eine Erwiderung,
noch sonst irgend eine Beachtung zur Folge gehabt.
Noch hatte ich in Heidelberg die Mutter Feuerbachs aufzusuchen, der
ich von demselben von Rom aus angemeldet war.
Die Welt weiß, daß sie nicht seine wirkliche Mutter war. Zum Glück
für den Sohn hat er selbst dies nie im Leben empfunden. Das Verhältnis;
zu ihr ist, insoweit der Verkehr mit der Außenwelt auf das Geistes- und
Gemüthsleben des Sohnes überhaupt einen bestimmenden Einfluß gehabt
hat, das tiefste, folgenreichste und ein bis zu feinem Tode nachhaltiges ge-
wesen. In sich reich genug, um hundert oberflächliche Beziehungen aufzu-
wiegen, hat ihn dasselbe nicht nur jederzeit vor dem Gefühl wirklicher Ver-
einsamung, das bei seinem Hang zur Absonderung nahe lag, heilsam geschützt,
sondern war im Verein niit seiner Grinst geradezu der heimatliche Ruhepunkt,
au dem die inneren und äußeren Stürme seines Lebens immer wieder ihre
wohlthätige Ausgleichung fanden.
Frau Feuerbach bewohnte um jene Zeit in der Hauptstraße von Heidel-
berg nach der Gartenseite zu einen Dhcil eines der stattlichen älteren
Gebäude, deren es in der schönen Neckarstadt so viele aus dem 17. und
18. Jahrhundert giebt.
Aus dein geräumigen Saal, dessen Mitte ein großer Concertflügel

einnahm, fühlte eine breite doppelte Glasthüre auf einen großen von Sänlen getragenen Balkon. Mächtige Bäume überschatteten denselben, Epheu und wilder Wein umrankten die Wände, während im Inneren ein Flor von seltenen Pflanzen das Licht des Tages dämpfte. Kein Geräusch der Straße drang zu dieser heimlichen Stätte. Lies war „das grüne Plätzchen an der Epheuwand", von deni es im Vermächtnis; in einem Briefe aus Venedig heißt: „Glaubt mir, es ist etwas werth auch neben Italien."

Wie oft, wenn Heimweh ihn leise beschlich, hatte Feuerbach desselben gedacht, wie schön es sich da träumen und im Geiste arbeiten lasse, während drinnen an ihrem Flügel sitzend, die Mutter eines von seinen Lieblingsstücken vortrage.

Mir selbst war an diesem Platz, als hätte ich schon oft da gesessen, denn die Dinge, die mich umgaben, erschienen mir alle wie längst bekannt, wie der Stoff mir vertraut war, der den Inhalt des Gespräches bildete; vereinigte doch Beide, die da saßen, derselbe Glaube: der Glaube au die Größe und an die Zukunft eines Künstlers, den voll und ganz anzuerkennen die Heimat sich immer noch widerwillig sträubte, am Menschen wie am Künstler mäkelnd.

Vieles ward Angesichts der bald bevorstehenden Heimkehr Feuerbachs über Gegenwärtiges und Zukünftiges berathen und geplant, bis es zu scheiden galt. Ich eilte endlich zu meinen Angehörigen und zn meiner Arbeit an den Bodensee. Hier traf mich bald darauf das nachfolgende Schreiben:

„Heidelberg, 6. Juni 18l»0.

Lieber Freuud!

Seit Kurzem hier angekommen, fende ich Ihnen an den See meinen herzlichen Grnß, mit der Bitte, von Zeit zn Zeit Etwas von sich hören zu lassen.

Lange Beschreibungen zu machen ist nicht meine Sache, ist unter uns auch nicht nöthig. Es wird die Einsamkeit am See Ihnen wohlthun, sowie auch mir Ausruhen wahre heilsame Medizin ist.

Daß Sie in einigen Monaten mich hier einmal besuchen könnten, scheint mir wünschenswert!) und nicht unmöglich zu sein. Daß Sie bei mir wohnen, versteht sich von selbst und man könnte vor meiner Abreise viel besprechen, was zu schreiben zu viel Anstrengung kostete.

Es ist manch sonniges stilles Plätzchen auf dem Schloß, was immer schöner aussieht, wenn's der liebe Herrgott beleuchtet, als wenn der Bürgermeister alle Feuer Bengaliens heraufbeschwört.

Mein Atelier in Rom muhte ich aufgeben, statt dessen steht es fester als je, daß nur drüben meine Heimat sein kann. In Genua habe ich ein zweites Paradies entdeckt und die van Dnk'schen Portrait^ schweben mir vor der Seele.

Meine Gesundheit ist nicht die beste, aber ich hübe festes Vertrauen
auf eine glänzende Zukunft.
Meine Hoffnung sind die Kinderbilder.
Ich lebe hier fehr zurückgezogen und still, wo wären auch Anknüpfungs-
punkte!
Scheffel kommt Ende Juni nach Karlsruhe. Ich werde ihn dort auf-
suchen müssen. Ich bin sehr verstimmt über viele Dinge, die ich Ihnen
später im alten Vertrauen mittheilen werde.
Schreiben Sie bald und halten Sie den Kopf in der Höhe.
Ten letzten Abend in Rom in einer Vigna, herrlich gelegen, mit
Cardwell*), Nubikonti") und den Russen bis Morgens 3 Uhr zufammen-
gewesen. Cardwell sehr gerührt.
Taufe an Fontana Trevi. So haben mir Fremde ein anständiges
Geleit gegeben, während ineine Landsleute :c. «.
Theodor Hense uicht mehr gesehen*").
Großfürstin bei mir gewesen; gekauft nichts, was das billigste ist.
Schreiben Sie bald und kommen Sie später und gedenken Ihres
Freundes
Änselm Fencrbach."
Wie gerne hätte ich diesem Ruf fofort Folge geleistet; allein der Stich
der Pieta war noch nicht weit genug vorangeschritten. Es hieß Geduld
üben und erst die Arbeit fördern. Als aber untenn 15. August aus
Karlsruhe die Nachricht an mich gelangte, die Madonna von Feuerbach sei
daselbst ausgestellt und es gehe allgemein das Gerücht, der Großherzog beab-
sichtige dieselbe für den angesetzten Preis von 3000 Gulden für seine Privat-
galerie zu erwerben, ließ es mir keine Nuhe mehr, dieses Bild in seiner
nunmehrigen Vollendung kennen zu lernen; denn wenn jemals ein Künstler
von seinem Werk ohne Phrase sagen durfte, er habe es mit seinem Herzblut
gemalt, konnte es von diesem Vilde gelten, das in langsamer Entstehung
nur den allerglücklichsten Stunden und Stimmungen sein Dasein verdankte.
Damals galt es freilich noch das intime Wert gegen Thorheit und
Unbill zu ucrtheidigen. Heute, wo der Künstler todt und das Bild in den
Vesitz der Dresdener Galerie übergegangen ist, bedarf dasselbe keiner Für-
sprache mehrl').
Noch unter dem frischen Eindruck dieses Werkes traf ich in Heidelberg

*) Eardwell, ein in Rom lebender englischer Bildhauer.
") Nulnkonti, ein römischer Mosaicist,
*") Theodor Hense, ein Ontel von Paul He>)se, lebte seil 30 Inhren in Italien.
Eine voilreffliche deutsche llebersetzung des Ealnll rührt von ihm her.
1) Der erste Bescher des Vildes war Oberst von Rothpleh in Aarau. Eine
minderwerthigc Variante desselben befindet sich in der u. Schack'schen Galerie in
München, Von dem Dresdner Original ist in der zweiten Lieferung der Etichausgnbe

ein. An die erste Begegnung mit Feuerbach auf heimatlichem Boden
knüpft sich für mich zunächst die freundliche Erinnerung, daß an Stelle
der aus Gewohnheit bisher festgehaltenen Anrede Sie ohne Absicht und
Verabredung das vertrauliche Du sich zwischen uns einbürgerte.

Ich fand meinen Freund körperlich fehr erholt. Wenn das Gefühl
langentbehrten, heimatlichen Behagens, das ihn hier erfüllte, trotzdem nicht
immer stark genug war, um ihn vor jähen Stimmungswechseln zu behüten
und nach wie vor eine gewisse Unruhe sich bei ihm geltend machte, so gab
es dafür mehr als ausreichende Erklärungsgründe. Einmal war die Nach-
wirkung und die Erinnerung an die vier grausamen Jahre in Nom doch
nicht so rasch ganz zu verwinden gewesen, und auf der anderen Seite war
der Ausblick in die nächste Zukunft noch keineswegs fo wolkenlos, um nicht
das Gefühl von der Unsicherheit der Lage zu rechtfertigen, in der Feuerbach
sich tatsächlich noch befand. Er war zwar vom Großherzog überaus gütig
in Baden-Baden in Audienz empfangen worden; zu einem greifbaren Er-
gebniß hatte dieselbe jedoch in keiner Richtung geführt, nnd auch von der
Absicht eines bevorstehenden Ankaufes der Madonna war keinerlei Rede
gewesen. Dazu kam, daß auch in Weimar der Einfluß vou Nöckliu und
Begas^) nicht ausgereicht hatte, um den Ankauf der beiden Kinderbilder
durchzusetzen, die sich bereits auf dem Wege nach Berlin befanden. Grund
genug, um die anfangs gehegten, hochgespannten Hoffnungen Feuerbachs
etwas herabzustimmen.

War es doch bei ihm nicht wie bei gewöhnlichen anderen Sterblichen
die bloße Sorge um die äußerliche Existenz als solche, was ihn so oft, an»
scheinend mehr als nöthig, bedrückte. Dafür hätte es leicht ausreichen können,
denn er hatte für seine eigene Person so gut wie gar keiue Bedürfnisse.
Nicht schale Genußsucht war's, die ihn zwang, große Forderungen an das
Leben zu stellen, sondern seine Kunst und immer nur seine Kunst ist es
gewesen, und sein starkes, überauellendes Schönheitsbedürfniß, was ihn
nüthigte, nach den glänzenden Seiten des menschlichen Daseins, als den
nothwendigeu Bedingungen und Voraussetzungen seines künstlerischen
Schaffens zu verlange».

„Wenn mich die Armuth nicht demüthigte und zaghaft machte," so lautet
seine rührende Klage aus Venedig, als er sich plötzlich heimatlos geworden
fühlte, „ertragen wollte ich sie gem." — „Und doch," setzt er im Voll-
bewußtsein von der ihm eingeborenen Bestimmung und im Hinblick auf

oon Werten moderner Meister der Dresdner Galerie, mit begleitendem Text von
Nold. v. Seydlitz ein schöner Stich erschienen, von der Hand des Kupferstechers
Eduard Nüchel.

') Auf Wunsch des Groscherzugs uon Weimar waren die beiden Kinderfriese uon
Nom zunächst nach Weimar gegangen, wohin Nöcllin nnd Vegas inzwischen, freilich
nur sür kurze Dauer, an die daselbst unter des Grafen v. Kalkreuth Leitung eben
begründete Kunstschule berufen wurden waren.

seine Mission als Künstler hinzu, „und doch bin ich nicht für die Hütte
geboren, sondern für den Palast."
Gegen das Niedrige und Gemeine 'm Leben war er ausreichend
geschützt, weil es in seiner Nähe nicht gedeihen konnte; nicht so gegen die
kleinlichen Widerwärtigleiten von Außen, die ihn leicht mit verdoppelter
Schwere bedrückten, weil das weich-elastische Wesen seiner Dichternatur
denselben keinen festen Widerstand zu leisten, und erst sich wieder empor-
zurichten vermochte, wenn der äußere Druck thatsächlich von ihm genommen
war. Zum gleichförmigen Alltagsbehagen fehlte ihm das nüthige geistige
Mittelmaß. Er bedurfte stets, besonders aber bei seiner Arbeit, eines
gewissen Glücksgefühls, um nicht am geraden Gegentheil davon zu leiden.
Grund genug, um rhu in den Augen Derjenigen, die ihn nicht nahe genug
kannten oder sein Wefen überhaupt nicht zu begreifen im Stande waren,
launenhaft erfcheinen zu lassen, und ihn, bei seiner früh beginnenden
Neigung sich abzuschließen, in den Ruf der Schweruerträglichkeit zu bringen.
Feuerbach ist kaum weniger als Mensch wie als Künstler verkannt
worden. Es möge daher an dieseni ^rt gestattet sein, zur Vervollständigung
von seinem Lebensbild einige allgemeinere Züge einzutragen, die ebenso
dein Menschen wie dem Künstler angehören.
Er galt für schwer zugänglich und, was Viele ihm nie verzeihen
konnten, war es auch wirklich; aber zunächst, weil Erziehung, Bildung und
angeborenes Feingefühl ihn die Vertraulichkeit zurückznweifen zwang mit
der der Deutsche, besonders im Ausland, seine vermeintlichen lands-
mäunischen Rechte anzusprechen liebt. Eigentlich unnahbar und ablehnend
verhielt er sich aber gegen alle Diejenigen, die den, nach seiner Schätzung
falschen Götzen des Tages um keines besseren Grundes, als ihres Erfolges
willen, anhingen. Nach dem stritten Wahlspruch: Wer nicht für mich
ist, ist wider mich; forderte er, dies ist wahr, bedingungslos die volle
Anerkennung seiner als Mensch nnd Künstler, weil er ihrer, nm
überhaupt leben zu tonnen, bedurfte. Wer ihm diefe im Großen und Ganzen
gewährte, erwarb sich dafür bei ihm das Necht der Kritik im Einzelnen,
und durfte sicher sein, daß sie stets auf ihren Gehalt geprüft und be-
achtet wurde. In diesem Sinne gab es nie einen bescheideneren Künstler.
Als Mensch war er für feine Nächsten, von denen er sich verstanden wußte,
die Güte selbst; schon ein Thier leiden zusehen, schnitt ihm in die Seele.
Wo er selbstsuchtig erschien oder war, und er war es zuweilen, wie es
alle Menschen sind nnd nothwendig sein müssen, die einen großen Lebens-
zweck verfolgen, ist er es immer als Kunstler, nicht als Menfch gewesen.
Das Bewußtsein aber, Jemandem ohne Noth zu nahe getreten zu sein,
war ihm unerträglich, und erkanntes Unrecht abzubitten, dünkte ihm das
Natürlichste.
Für Diejenigen die ihm wirklich nahe standen, war sein Leben wie
ein Buch ohne alle Siegel, denn wo er vertraute, war Aufrichtigkeit ihm

innerstes Vedürfniß. Wie in seiner Kunst, war er auch im Leben immer
wahr und einfach. Die Fehler und menschlichen Schwächen, die auch er
hatte, hat er nie zu bemänteln gesucht und manches schiefe Urtheil über
ihn erklärt sich daraus, daß er nie anders oder besser erscheinen wollte,
als er war. Nenn ich es trotz derselben an dieser Stelle ausspreche, daß
unter allen Menschen, die ich kennen gelernt habe. Keiner war, den ich
höher geachtet hätte, als Fenerbach, mit welcher Anschauung ich nicht allein
stehe, so gilt dies zunächst denjenigen, die in ihm, dem Künstler, „mit
seiner Fülle an Kraft und Herzensgüte, ohne welche kein Genie denkbar
ist", den Menschen zu begreifen unfähig waren.
Alles Gesuchte, Gespreizte und Pathetische war ihm unsympathisch,
und den Kothurn, den er in der Kunst haßte und schwer auf der Bühne
vertrug, liebte er am allerwenigsten im Verkehr. Obschon ihm in der Rede,
wenn er seine gewohnte Reserve abwarf, alle Register zu Gebot standen,
pflegte er doch vorwiegend gern eine mit Scherz und Ernst gemischte Unter-
haltung und seine harmlose Liebenswürdigkeit, nicht selten der eines Kindes
vergleichbar, ließ alsdann entfernt nicht ahnen, welche Stürme von Leiden-
schaft zuweilen die untersten Tiefen feines Wesens aufregen konnten.
Wohl aus diesem Grund zog es ihn zu Menschen, an deren Wesen sich
sein eigenes auszugleichen vermochte, und wer den Weg zu seinem Herzen ein-
mal gefunden hatte und selbst treu blieb, dem hat auch er die Treue gehalten.
Es mar im September 1879, nach nahezu 25 Jahren unserer Be-
ziehungen zu einander, daß einige Freunde, zu denen auch ich zählte,
Feuerbach zu seinem 50. Geburtstag jeder einen Lorbeerkranz gesandt
hatte. Nebenbei gesagt die ersten und die letzten, die er in seinem Leben
erhielt, denn die er einige Monate darauf in fo reicher Fülle gespendet
bekam, bedeckten seinen Sarg.
Die in manchem Sinn sehr beredten Dankesworte Feuerbachs mögen
als die letzten, die ich von ihm empfing, hier ihre Stelle finden:
„Ich danke Dir von Herzen für Deinen schönen, sinnvollen Festgruß.
Die Münchener Sendung hat mich ebenso überrascht, als erfreut und ge-
rührt, sie hat mir in der Seele wohl gethan.
Du weißt, daß ich in dieser Hinsicht gerade nicht verwöhnt bin,
desto höher weiß ich ein solches Zeichen freundlicher Gesinnung und
künstlerischer Anerkennung zu würdigen.
Habe Dank, alter treuer Freund. Vielleicht fügt es sich, daß wir
noch gute Tage mit einander verleben.*)
In unverbrüchlicher Freundschaft
Nürnberg, 13. September 1879. Dein Anselm Feuerbach."

*) Feuerbach hegte in dieser Zeit die Hoffnung, seine Ucbersiedlung nach München
im folgenden Frühjahr in's Werk sehen zu lünnen.

Die Tage unseres erstmaligen Zusammenseins in der Heimat stehen
als überaus freundliche wie von gestern in meiner Erinnernng, so einfach
auch der äußerliche Verlauf derselben mar. Die Monate die Feuerbach in
Deutschlaud zu verbringen pflegte, sollten wirkliche Nuhemonate sein. Freilich
waren sie dies nur scheinbar, im Sinne äußerlicher Unthätigkeit, denn von
der unausgesetzten geistigen Geschäftigkeit, mit der er seinen künstlerischen
Zutunftsplänen nachhing, zeugte das beständige Spiel und die Beweglichkeit
der Hände, mit denen er in der Vorstellung das Geschäft des Malens ver-
richtete. So sehr war er in späteren Jahren gewohnt und fähig, in dieser
Weise geistig vorzuarbeiten, daß er für Wochen hinaus das täglich zu leistende
Penfum der wirklichen Arbeit vorauszuberechnen und einzuhalten vermochte.
Im Uebrigen las er in folchen Zeiten viel; am liebsten Dinge, die
feine Phantasie im Allgemeinen anzuregen geeignet waren. Alles rein
Theoretische, Reflectirte oder Kritische, wenn es nicht in Goethes anschau-
licher Art, oder in der künstlerischen Weise seines eigenen Vaters vorgetragen
war, widerstrebte seinem plastischen Sinn.
Einsame, oder im Verein mit seiner Mutter uud Schwester unter-
nommene Spaziergänge, die uns gewöhnlich auf's alte Schloß führten,
füllten einen Theil des Tages.
Ueber Feuerbachs einzige Schwester und das Verhältniß beider Ge-
fchwister zueinander entwirft er felbst in seinen Lebensaufzeichnungen ein
anziehendes Bild aus der frühesten Jugendzeit. Er nennt sie ein zartes
Gefchöpfchen, feingliederig, voller Beweglichkeit, geistig hochbegabt, voll
Witz und Phantasie und voll Leidenschaftlichkeit.
Sie war einige Jahre alter als ihr Bruder. Nach einem Vilde aus
ihrer ersten Jugendzeit zu fchließen, das neben dem des Vaters hing,
beides frühe Arbeiten Feuerbachs, mußte sie in der feltenen Fülle ihrer
blonden Haare eine höchst anziehende Erfcheinung gewesen sein.
Ohne Frage war auch sie in ihrer Art ein ungewöhnlich begabtes
Wesen, lebte aber, so sehr sie in abgüttifcher Verehrung an ihrem Bruder
hing, mit ihren eigenen Sorgen, und in ihrer eigenen Welt feitab von den
Kämpfen desselben, ihr Sonderleben. Der durch Geschlechter vererbte
Dämon der Feuerbach'schen Natur, das was Anselm die Rasse zu nennen
liebte, beherrschte eben auch sie. Aber völlig abweichend von der Art
ihres Bruders, der in seinem ganzen Leben nur ein einziges, untheilbares
Ziel gekannt hat, trieb es sie ruhelos aus einer Richtung in die andere.
Nachdem sie elf Sprachen fpielend erlernt. Vieles darin überfetzt, uud auch
Selbständiges zu schreiben versucht hatte, war es jetzt die Musik, der sie
mit leidenschaftlicher Hingabe täglich acht bis zehn Stunden des Studiums
widmete, um sich schließlich, wenn auch nur in den bescheidenen Grenzen
des Stilllebens und Aquarells, auf die Malerei zu werfen.
Ihr Bruder ließ sie stets ruhig und gütig, ohne ein Wort der Ein-
rede, in ihrer Weise gewähren. Im Grunde haben beide Geschwister innig

aneinander gehangen und der frühzeitige, 1873 zu Freiburg i. B. erfolgte Tod
der Schwester, der mit dein Antritt feiner Stellung in Wien zusammen-
traf, hat dem Herzen Feuerbachs eine tiefe und nachhaltige Wunde geschlagen.
Eine Verwundung anderer Art trüg er aus den Tagen feines Heidel-
berger Aufenthalts davon. Feuerbach hatte zwei Portraits zu malen unter-
nommen. Es handelte sich um ein Schwesternpaar; beide jung, und fo
verschieden sie auch unter sich waren, Jede in ihrer Art eine Schönheit.
Die Jüngere, dunkelhaarig, eine glänzende Salonerscheinung; die Aeltere
blond, eine Holbein'sche Gestalt. Aber die Arbeit fing an aus den ver-
schiedenartigsten Gründen auf Feuerbach zu drücken und wollte nicht zu
Ende reifen. Daß er keinen geeigneten Raum zum Malen hatte finden
können, war fchon bedenklich gewesen; bedenklicher war, daß sein Herz
sich der Aelteren leidenschaftlich zuzuwenden angefangen hatte; das aller-
bedenklichste aber, daß dieselbe dicht davor stand, ihr vor Jahren einem
Andern gegebenes Wort einzulösen.
So wie die Verhältnisse lagen, galt es zu entsagen.
Die Tage meines Aufenthalts in Heidelberg neigten zu ihrem Ende.
Feuerbach hatte anfänglich die Absicht gehabt, mich nach Karlsruhe zu begleiten,
um meine dortigen Freunde kennen zu lernen, von denen er wußte, daß sie
ihm wohlwollten und ihn hoch hielten, entschied sich aber, zuvor Berichte aus
Frankfurt abzuwarten, wo der Ankauf eines Studienkopfes in Aussicht stand.
.««um nach Karlsruhe zurückgelangt, erhielt ich mit der Meldung von
Feuerbachs bevorstehendem Besuch die Mittheilung, daß aus dem geheimen
Cabinet kurz und trocken, ohne Hinzufügung eines freundlichen Wortes,
der Bescheid eingelaufen fei, S. K. H. der Großherzog wollten nicht ge-
ruhen die Madonna anzukaufen. Unter solchen Umständen durfte zu über-
legen fein, ob nicht der Versuch, einige Monate in Frankfurt zu leben und
zu arbeiten, als eine nicht gar zu unerträgliche Sache iu's Auge gefaßt
werden follte; denn abermals ohne ausreichende Mittel nach dem fernen
und unsicheren Ron« zu ziehen, lasse nichts Gutes von einein dortigen Auf-
enthalt erwarten. Ein Bildniß, das Feuerbach 1859 in Rom von einer
angesehenen Dame aus Frankfurt gemalt hatte*), ließ Aufträgen in dieser
Richtung entgegensehen.
Folgenden Tages traf Feuerbach in Karlsruhe ein. In der Familie,
bei welcher ich wohnte, war er rafch heimifch. Er fühlte sich unter guten
Menschen und in seinem Wesen verstanden. Besonders die Frau des
Hauses, für die er in der Folge immer eine große Anhänglichkeit an den
Tag legte, verstand es wie Wenige, mit dem ihr eigenthümlichen gemüths-
tiefen Humor jederzeit die bösen Geister aus seiner Nähe zu bannen. Sie

') Lebensgroßes sitzendes Kniestiicl. Besitzer'Herr Dr. Stiebet in Finnlfurt.

hatte schon vor Jahren, gleich in der ersten Zeit meiner beginnenden Beziehungen zu Feuerbach, seinem darbenden Künstlerherzen durch briefliche Aeußerungen wohlgethan, indem sie, — diese Beziehungen im Voraus als ein besonderes Glück für mich bezeichnend — ihrer Bewunderung für ihn als Künstler rückhaltslos dahin Ausdruck lieh, daß seine Bilder, was die Welt auch Thörichtes dagegen vorbringen mochte, sie stets magisch und magnetisch angezogen hätten, so besonders aber seine Poesie, deren mächtige Gestalt gerade durch das, was Andere starr und leblos an ihr gefunden, wie durch etwas Uebermenschliches, Gedankenartig-Unnahbares sie gefesselt habe.
Feuerbach war nicht für Lob in jeder Form empfänglich und dankbar. Platte Schmeicheleien und wortreicher Enthusiasmus waren ihm gerade;» lästig. Aber er hatte wie jeder echte Künstler das tiefe Bedürfnis;, auf die Menschen und seine Zeit zu wirken. „Ich wünsche Verständigung mit meinen Zeitgenossen," ruft er aus; „die Anweifung auf die Nachwelt ist kein Ersatz für den lebendigen Pulsfchlag verwandter Herzen." Er nmr daher, wo er auf wirkliche und ernste Theilnahmc stieß, um so dankbarer, als im Großen und Ganzen die meisten seiner Verehrer zu den vornehm stillen Leuten zählten, und ihm in Folge dessen von den Wirkungen seiner Kunst selten eine andere Kenntniß zufloß, als diejenige, die von seinen weniger zurückhaltenden und vorsichtigen Widersachern ausging. Daß ihm ein so aufmunterndes Wort, eine fo bedingungslose Anerkennung gerade aus Karlsruhe zukam, an welchem Ort er sich mit besonderem Kummer so mißuerstanden wußte, ließ ihm dieselbe „wie eine Stimme aus der Wüste" doppell wcrthvoll erscheinen und schwerlich hatte er die Erinnerung davon verloren.
So sehr Feuerbach sich nun auch bemühte, au Allem, was um ihn her vorging, heitern Antheil zu nehmen, war doch nicht zu verkennen, er war zerstreut nnd mit seinen Gedanken offenbar häufig weitab uou dem, was ihn unmittelbar umgab. Wie tief ihn auch die Ablehnung feiner Madonna mit stummer erfüllte, von der er geglaubt hatte, „daß sie ihm die Herzen der Welt im Sturm gewinnen werde," es war nicht dies allein, und auch nicht das Gefühl der Sorge, das ihn nicht frei ließ, fondern er war ausruhensmüde und strebte nach der Arbeit. Ich wußte, die Gestalten des platonischen Gastmahles, der Iphigenie und der Pieta beschäftigten unablässig seine Seele und forderten Leben und Dafein von ihm.
Zur Zerstreuung gingen wir Abends in die Vorstellung des Tannhänser, ein der Welt damals noch wenig vertrautes und schwer angefeindetes Werk. Feuerbach fühlte sich besonders von der Scene nach dein Vorspiel auf's Tiefste erschüttert, wie unter den friedlichen Klängen der Schalmei und des heranziehenden Pilgerchores plötzlich von allen Seiten Leben, Lenz, Liebe und Freundschaft auf Tannhäuser einstürmen, bis er in den Ruf ausbricht: Allmächtiger, Dir fei Dank! Hehr sind die Wunder deiner Gnade. Auch er hatte es in feinem Leben fchon erfahren, daß solche plötzliche seelische Wandlungen möglich sind. „So war auch mir

zu Muth," äußerte er auf dem Heimweg, „als ich, zerschlagen gleich einem Schiffbrüchigen, aus deu schweren inneren und äußeren Kämpfen und Stürmen meines Pariser Aufenthaltes heimkehrte, um in der Heimat, unter dem Dache der Mutter Heil und Rettung zu suchen. In jenem Augenblick wußte ich, daß ein neues Leben für mich anhebe, und wenn ich Wort gehalten und mir selbst treu geblieben bin, so dank ich es neben meiner >iunst ihr, denn ich habe mich seitdem bei Allem gefragt, was würde Deine Mutter dazu sageu?"

Folgenden Tages wurde im Verein mit den neugewonnenen Freuuden ein heiterer Ausflug durch Wald und Wiesen nach dem benachbarten Durlach unternommen, zugleich zum Geleite für Feuerbach, der uon dort aus Abends wieder seine Rückreise nach Heidelberg antrat; wie er glaubte, zu dauerndem Abschied. Allein nach kurzer Zeit erhielt ich an den Bodensee, wohin ich inzwischen zurückgekehrt ivar, Bericht über einen zweiten Besuch Feuerbachs bei meinen Karlsruher Freunden. Er habe bei dieser Gelegenheit mit seltener Offenheit über Alles, was ihn nach Innen und Außen bewegte, die vertraulichsten Bekenntnisse und Mittheilungen gemacht, wobei seine Stimmung zuweilen in furchtbares Dunkel umzufchlagen gedroht habe. Durch Einhaltung des goldenen Mittelweges zwischen Ernst und Scherz sei es aber immer wieder gelungen, die angeborene Munterkeit seiner, an Mozart'sches Wesen gemahnenden Natur herauszulocken.

Aus den» geplanten Aufenhalt in Frankfurt war nichts geworden. Die für einen längeren Zeitraum sich unabweislich aufdrängende Atelierfrage hatte zu keiner Lösung daselbst geführt. Aber auch uon derfelben abgesehen, wäre das Project doch wohl an Feuerbachs augenblicklicher Stimmung gescheitert. Er konnte sich offenbar in seiner unerfreuliche» Lage nicht entschließen, zur Portraitmalerei, so sehr ihn dieselbe unter anderen Voraussetzungen hätte anreizen mögen, als bloßem Anskunftsmittel seine Zuflucht zu nehmen. Dazu dachte er zu hoch uon der Kunst und der Aufgabe des Portraitisten.

Um auf diesem Gebiet das Beste mit wirklichem Glück und Erfolg leisten zu können, bedurfte es nach feiner Ansicht, die er zu den verschiedensten Zeiten aussprach, in erster Linie eines gewissen Gefühles der Sicherheit nach Innen und Außen, denn der Künstler habe dabei, ähnlich wie der Schauspieler, wenn auch iu einem anderen Sinn, seine ganze Person mit einzusetzen. Man könne wohl in gewissen Lebenslagen in glücklicher Verborgen- und Selbstvergessenheit jene innere Freiheit gewinnen und behaupten, die zur Hervorbringuug eines echten Kunstwerkes erste Bedingung sei; ein anderes aber sei es, wenn man unter dem Gebot des Augenblickes in den Dienst Dritter gestellt sei, die nicht nur, so zu sagen, auf Commando gemalt, fondern gleichzeitig auch noch angenehm unterhalten fein wollten.

Was ihn aber mehr als derartige Erwägungen für eine solche Auf-

gäbe der nöthigen inneren Ruhe beraubt haben würde, waren wohl zunächst
die ihn beschäftigenden großen, selbständigen Pläne, die ihm daher wohl
oder übel den Gedanken an die Rückkehr nach Rom nahe legten. So erhielt
ich denn unverhofft die Mittheilung, er fahre Samstag, den 13. October
(1860), nach Friedrichshafen. Wollte ich hinüberkommen und ihn an der
Eisenbahn erwarten, so würde es ihm die größte Freude sein. Auch möchte
er, wenn das Wetter günstig sei, noch den Sonntag bleiben, da wir doch
noch viel zu besprechen hätten und diese Reise mehr oder weniger au'
Tod oder Leben unternommen werde.
„Heute Abend," lautete die Nachschrift, „höre ich noch in Mannheim
den Orpheus, um mit musikalischen Klängen zu scheiden."
Die Reise nach Rom schien somit fest beschlossen, aber offenbar in
einer Stinimung, die der eines Verurtheilten glich.
Ich ermangelte nicht, mich rechtzeitig in Friedrichshafen einzufinden.
Feuerbach langte spät daselbst an. Ich hatte ein gemeinsames Zimmer für
uns in einem nah am Ufer gelegenen Gasthof genommen. Die Witterung
war stürmisch und die Brandung des Sees, über dem bereits tiefe Nacht
lagerte, toste unter unfern Fenstern. Feuerbach fühlte sich seltsam davon
bewegt und gedachte Venedigs.
Ich fand ihn fehr verändert. Eine hochgradige Erregtheit machte sich
bei ihm geltend. Sein Aussehen war nicht mehr das beste. Es gehörte
zu seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten, daß er unter dem Einfluß
heftiger Gemüthsvorgänge von heute auf morgen, je nachdem ihn dieselben
drückteil oder erhoben, um Jahre gealtert oder verjüngt erscheinen konnte.
Der Gedanke, nach Rom zurückkehren zu sollen unter Voraussetzungen,
kaum günstiger, als sie es vor vier Jahren gewesen innren, lastete mit er-
drückender Schwere auf ihm, denn heute stand ihm die Erfahrung und Er-
innerung zur Seite an Das, was er um jenes Schrittes willen Alles ge-
litten. Was damals den Künstler angezogen, das lockte ihn auch heute
noch und vielleicht mit doppelter Gewalt, Aber damals hatte ihn die
Hoffnung dein Unbekannten entgegengeleitet, heute dagegen erfüllte ihn ein
bewußtes Grauen vor dein Bekannten.
Wer durfte und mochte die Verantwortung übernehmen, feine Ent-
schließung bestimmen zu helfen?
Rom oder München, fo hieß die Losung.
Zwei Tage bereits erwogen wir, an den Ufern des Sees auf und
abschreitend, alle Für und Wider.
Feuerbach entschied sich schließlich doch zu einem Versuch mit München,
und so schieden wir von einander.
Hierauf folgte die Zeit, in welcher er, von München angezogen, ein
Atelier daselbst suchte, aber leider keines fand. Er meldete in Folge dessen
seinen Entschluß, nach Rom zu gehen, jedoch mit so sichtbarem Widerstreben,
daß deutlich daraus hervorging, von welch peinlichen Zweifeln und inner-

lichen Schwankungen er fortgesetzt gefoltert wurde. Sein ausdrücklicher und
sehnlicher Wunsch war, in einem Orte von Deutschland malen zu können,
bis in München Raum würde. Er befolgte daher schließlich den Nath, die
Wirkung einer Anfrage in Karlsruhe abzuwarten.
Die aus dem geheimen Kabinet eintreffende Antwort lautete freundlich
und enthielt das Anerbieten freien Ateliers.
Die Nachricht ging mit Depesche nach München, allein fünf Tage ver-
strichen hierauf ohne irgend ein weiteres Lebenszeichen von Seite Feuerbachs,
so daß es den Anschein gewann, als sei ihm der wohlgemeinte Ausweg
mit Karlsruhe, der ihm nie besonderes Vertrauen eingeflößt zu haben schien,
in der letzten Stunde leid geworden, und er nun doch abgereist, vielleicht
mit der Absicht, erst von Genua aus zu schreiben.
Feuerbach aber war nicht auf dem Wege nach Rom, sondern hatte
sich nach der Heimat aufgemacht um unverhofft in Heidelberg einzutreffen.
In Karlsruhe hatte man aber leider versprochen, was man nicht
besaß, ein Atelier nämlich, so daß unserm Freund, wenn er endlich
zur Ruhe oder wenigstens zur Arbeit kommen wollte, schließlich doch nichts
Anderes übrig blieb, als so rasch wie möglich nach Rom zu eilen, da er
sonst Gefahr lief, fein Atelier daselbst vermiethet zu finden.
Die ersten Nachrichten von daher klangen sehr ängstlich und nieder-
gedrückt. Die Stadt sei ganz todt, keine Fremden anwesend, alle Bekannte
melancholisch; das Atelier sei wohl zum Glück noch frei gewesen, aber die
Zimmer bei der guten Patron« habe er leider vermiethet gefunden u. f. w.
Nach Feuerbachs Wunsch sollte in München Auftrag wegen Atelier
gegeben werden. Wenn irgend möglich, wollte er im Mai kommenden
Jahres zurück.
Daß es nicht zur Ausführung dieses Planes kam, hatte seine guten
Gründe. Die äußeren Verhältnisse der nächstfolgenden zwei Jahre gestatteten
nach keiner Richtung hin freie Entschließungen; selbst der ersehnte Besuch
in der Heimat mußte unterbleiben. Nur unter den härtesten Kämpfen
wurde den Verhältnissen die Stimmung abgerungen für seine erste große
Iphigenie und seine Pieta, sowie für einige Studienköpfe.
Noch im Herbste 1862 schreibt Feuerbach: „Die Pieta ist nahezu
fertig." — „Ich schicke sie aber nicht fort." — „Sie giebt Stimmung im
Atelier und es reisen ja der Bilder genug: Hasis, Aretin, die beiden
Kinderbilder, die Madonna, die Iphigenie und eine Unzahl Studienköpfe.
Ich singe: Heil Dir mein Vaterland!'"
In der That, verlangte denn dies Vaterland nach ihm?
Die Antwort hierauf gedenken wir in dein folgenden Schlußkapitel
zu geben.
^

Die Mystik der alten Griechen.

Ä^arl du Prel.

— München. —

II. Mysterien.

^as Alterthum giebt den Philologen und Culturhistorikeru drei große Näthsel auf: die Orakel, den Dempelschlaf und die Mysterien.

Die rationalistische Erklärung dieser Näthsel ist zwar häusig versucht worden, aber gerade die gewiegtesten Forscher sind darüber einig, daß uns zur Lösung dieser Mthsel das Stichwort fehlt, und zwar wird das ganz besonders von den Mysterien zugestanden. Dieser Mangel kann zwei Ursachen haben: Entweder besaßen die Alten Kenntnisse, die seither wieder verloren gingen, oder es fehlt den Erforschern des Alterthums die Kenutniß jener Phänomene aus unserer Zeit, womit sich die Mysterien vergleichen lassen. Diese zweite Annahme, die vorweg viel wahrscheinlicher ist als die erstere, würde uns darauf verweifeu, uns nach eine»: Afchenbrödel unter den Wissenschaften umzusehen, worin der gesuchte Vergleichuugspunkt läge. Ein solches Aschenbrödel, welches die Philologen ganz vernachlässigen, ist nun ohne Zweifel die Mystik. Indirect ergiebt sich also die große Wahrscheinlichkeit, daß es sich bei den Mysterien um mystische Phänomene handelte; das Studium der Mystik aber ergiebt die positive Bestätigung jener Vermuthung. In unseren fernsehenden Somnambulen sind' die weissagenden Priesterinnen der Orakel, in unseren medicinischeu Somnambulen die Tempelschläfer wieder erstanden. Außer diesem Somnambulismus muß aber in den Mysterien noch ein anderer Zweig der Mystik gepflegt worden sein. Wenn ich nun im Nachfolgenden die Hypothese aufstelle, daß sie der Vorläufer des modernen Spiritismus sind, so werde ich zwar auf den Beifall der Philologen fo lange nicht rechnen dürfen, als ihnen der Spiritismus

ein Aschenbrödel bleibt; desto sicherer bin ich mir aber dieses Beifalls, wenn sie sich einmal bemühen sollten, den Spiritismus zu studiren; denn dann drängt sich die Vergleichung ganz unwillkürlich und nicht etwa nur in Ermangelung einer besseren Hypothese auf.

Jene großen Nathsel des Alterthums können nur als Probleme der Mystik gelost werden, oder überhaupt nicht; denn es ist zwar «ersucht worden, entweder die Thatsachen zu leugnen, oder sie aus einem kolossalen Betrugssystem zu erklären, aber die Schwierigkeiten waren dabei so groß, daß die berühmtesten Philologen es vorgezogen haben, auf eine Erklärung überhaupt zu verzichten.

Die Betrugstheorie dürfte bezüglich der Mysterien fchon daran fcheitern, daß sie eine staatliche Einrichtung waren, neben welcher allerdings noch ausländische Privatanstalten eristirten. Die griechischen Mysterien stammtcn aus Aegypten, oder hatten mit den dortigen eine gemeinschaftliche orientalische Quelle. Als Urheber der Mysterien wurden Gottheiten genannt: Osiriv, Isis, Bacchus, Eeres; als Neberbringer derselben aus Aegypten nach Griechenland nannte man Könige und Gesetzgeber: Zoronster, Inachns, Orpheuo, Molampus, Trophonius, Minos, Erechtheus. Schon darin drückt sich das hohe Ansehen ans, welches die Mysterien im Alterthum genossen. Bon einer Betrugstheorie, ja überhaupt von einer rationalistischen Theorie, findet man im Alterthum keine Spnr; es ist daher mehr als gewagt, wenn wir jetzt nach ein paar Tausend Jahren nach solchen Theorien greifen, nur m» uns aus einer Verlegenheit zu befreien.

Eine der rationalistischen Hypothesen fußt darauf, daß Bacchus und Ceres (Dionysios und Demeter) als Repräsentanten der Triebkraft und Lebensfülle der Natur Mysteriengottheiten waren. Man brachte also die Mysterien mit der Landwirthschaft in Verbindung. So sagt z. V. Paulus: „Ich gestehe, den anfänglichen Zweck aller solcher, mit dem Priesterwesen befreundeten geschlossenen Gesellschaften nur darin zu finden, daß Klügere den Getreidebau, die Obst- und Weincultur an Auserwählte als einen Gottesdienst lehrten >)." Auch Schelling erwähnt einen Franzosen, der aus den Mysterien einen »>ur^ ä'lissriculwi-L machen wollte, und einen anderen Anslegcr, der in den Tcmpelfeierlichkeiten zu Eleusis Darstellungen des Ackerbaues, vom Säen angefangen bis zur Ernte, vermuthete''). Diese Hypothesen lassen geradezu Alles unerklärt, was von den Mysterien berichtet wird, sind also ganz werthlos. Nichtig ist, daß die Demeterfeste die Zeit der Saat und der Ernte betrafen, und Gebräuche ländlicher Religion und Freude blieben, wie das natürliche Gefühl bei der Ernte sie eingab^). Aber einige derselben ^ die Elensinien nnd Thesmophorien — wurden zu Mysterien; bei ihnen muß also noch ein Ueberschuß vor

') Paulus: Beitrage zur Kirchen- und Neligiunsgeschichte, 59, — 2) Schelling II, 2, 640. — ») Prellcr: Demeter und Pcrsephone, 327.

den andere» bestanden haben. Dieser Ueberschuß findet sich in den
Mysteriengottheiten selbst, die in der griechischen Mythologie in Beziehung
standen znm Tode und zur Unterwelt, als den« Aufenthaltsorte der Verstorbenen. Betrachten wir die chthonischen Gottheiten in dieser letzteren
Eigenschaft, so wird unser Problem sofort erhellt.

Eine andere rationalistische Hypothese lautet, daß in den Mysterien
Lehren vorgetragen wurden, die von der Volksmetaphysik abwichen und
daher geheim gehalten wurden. Auch diese Erklärung ist ganz verfehlt.
Davon abgesehen, daß die griechischen Priester überhaupt nicht Lehrer und
Prediger waren, so würde doch der Staat sicherlich nicht religiöse Anstalten begünstigt und beschützt haben, in welchen asoterische, der Volksreligion gefährliche Doctrinen gelehrt worden wären. Daß aus den
Mysterien bestimmte metaphysische Ansichten als Folgerungen gezogen
wurden — wir werden sie noch kennen lernen — ist freilich nicht zu bezweifeln; aber die Stütze des Staates ist nur erklärlich, wenn solche
Folgerungen, statt die Religion zu bedrohen, sie höchstens in wünschenswerther Weise ergänzten. Die Ansicht von Meiners, Warburton, Eonstant, Onvaroff, daß in den Mysterien Monotheismus gelehrt würde, ist
also nicht zulässig; man kann den griechischen Staatsmännern nicht zutrauen, daß sie öffentlich die alte Religion geschützt, insgeheim aber eine
neue ermuntert hätten. Gegen die Annahme einer asoterischen Doctrin
spricht auch der Umstand, daß der Andrang zu den Mysterien ein ungeheuerer war, ja daß sogar Kinder zugelassen und eingeweiht wurden.
„?c!i'<?i!<ui8 ^olloäorum »c^uit»!', llpuä ,)N6!N 1?f5it»r, ill inziitil 8:»mo
tl,v!,es a esi-to tempore pneroz iinti»w8>)." Keine Lebenslage und kein
Alter schloß von den Mysterien ans'-). Plutarch sagt denn auch ausdrücklich, daß es sich um keinen Unterricht gehandelt habe''), und erzählt, daß
Philipp von Macedonien und seine spätere Gattin Olympias sich zuerst
als Kinder bei den kabirischen Orgien sahen^).

Bei verschiedenen Schriftstellern lesen wir, daß die Mysterien Schauspiele waren, zu deren Anblick die Eingeweihten vorbereitet wurden, um sie
in eine gewisse Stimmung zu versetzend. Daher gingen diesen Schauspielen, worin die Schicksale der chthonischen Gottheiten in theatralischen
Scenen dargestellt wurden, Reinigungen und Opfer vorher. Clemens
Alerandrinus, der felbst eingeweiht war"), sagt von den großen Mysterien:
„Hier endigt aller Unterricht; man sieht die Natur der Dinges," was
allerdings sehr geheimnißuoll klingt.

Es muß zum Verständniß der Mysterien festgehalten werden, daß den

i) vonat. nä leißnt. ?l,oim. I, I, — 2) Hermann: Gottesdienstliche Allerthiimei der Griechen, 203. — 3) ?1ut. cle äel. oiao., 12. — ^) ?wt. HIsx. 2. —
5) H,iiLt, «puä 8vns», Or, 48. — «) I>,5edn,8: ?i»<>r>»!'. pvsnss. XI, 2. — ?) OIsm.
Usx. «tic,m. V, 2. ,

Einzuweihenden Geheimnisse geboten wurden. Geheimnißvoll wurden auch
Orakel und Tempelschlaf betrieben. Das begreift sich aber, weil alle Ge-
heimwissenschaften des Mißbrauchet in einem Grade fähig sind, von dem
unsere Generation sehr wenig weiß. Dieser Furcht des Mißbrauches lag
ohne Zweifel auch die Unterscheidung zwischen kleinen und großen Mysterien
zu Grunde, zu welchen letzteren nur Äuserwählte zugelassen wurden, während
Frauen ganz ausgeschlossen blieben. Von dem Stifter der famothrakischen
Mysterien, dem Priester (nicht Sänger) Orpheus, hieß es, daß er vom
Blitz getroffen wurde, weil er die Grenzen menschlicher und göttlicher Wirk-
samkeit verrückte und Geheimnisse verriet!)'). Zerodot zeigt sich sehr zurück-
haltend, wenn er auf die Mysterien zn reden kommt. Er spricht von dem
Grabe des Osiris zu Sais, ohne jedoch den Gott zu nennen: „Es ist
aber auch das Grab Eines, dessen Namen bei einer solchen Gelegenheit
zu nennen nur nicht erlaubt ist, zu Sais in dem Heiligthum der Athener
hinter dein Tempel, und stoßt an die Wand desselben; in dem heiligen
Raum stehen große Obelisken von Stein, und daran stößt ein See . . .
An diesem See stellen sie znr Nachtzeit die Leiden des Gottes dar, und
das nennen sie die ägyptischen Mysterien; indessen darüber muß ich, ob-
wohl ich ein Mehreres davon weiß, wie es sich damit verhält, reinen
Mund halten-). Daraus geht also hervor, daß die theatralischen Scenen
über das Schicksal des Gottes nicht das eigentliche Geheimniß waren.
Auf diese Stelle spielt'Plutarch an, und zwar in einer Weise, die uns
schon auf eine Spur des Verständnisses leitet: „In Ansehung der Mysterien,
die uns freilich den besten Aufschluß über die Natur der
Dämonen geben könnten, muß ich, um mit Herodot zu reden, das
Maul Haltens." Hatten doch die Mysterien ihren Namen eben daher,
weil es verboten war, den Mnnd darüber zu öffnen; denn >iueiv heißt
schließen; ^'13«^«'. Eingeweihtwerden, weil dabei das Gebot, zu schweigen,
den Mund zu schließen, auferlegt wurde; p')<?^p'.c<v heißt das Schweigen,
und ^6?v^ der, dem der Mund verschlossen war, der Eingeweihte. So-
gar über die bloße Einrichtung des inneren Tempels zu Eleusis zu reden,
war verboten 4). Das Gesetz bestrafte mit dem Tode und mit Einziehung
der Güter die Profanation der Mysterien. Wer die ihnen schuldige Achtung
verletzte, wurde als schuldvoller angesehen, als wer die staatliche Ordnuug
seines Vaterlandes umstürzen wollte''). Ans den Kopf des Diagoms, der
sich Spaße über die noch dazu ausländischen Mysterien erlaubte, war ein
Preis gesetzt, ein Talent, wenn er todt, zwei Talente, wenn er lebend ein-
geliefert würde"). Der bloße Verdacht, von den Geheimnissen etwas ver-
l> ?»U8HU. Losut. 3«. — 2) Herodot II. 17N. 171, — ») ?wt. <Ie <!«f. or»L. —
4) ?2>i52n. H,t,tie. 12. 38, — 5) Zninte-Oroiee: ReebeledsL bist, ot orit. sur 1c>>
W^LtöißI c!« p»^»iii8llw. I. 138. (2. Aufl. wn 8iIvsLtie de 8ao? 1817.) —
«) H5i»K>i>K. H,?. 1073.

rathen zu haben, war von Gefahren begleitet. Als Aeschnlus einiges von
den Mysterien der Demeter auf die Vühne brachte, konnte er sich vor der
Witth des Volkes nur schützen, indem er zum Altar des Dionnsius flüchtete:
vor Gericht gestellt wurde er nur freigesprochen, weil er den Veweis
lieferte, daß er überhaupt nicht eingeweiht war'). Inschriften auf Er;,
die das Andenken des Frevlers der Nachwelt überlieferten, waren Strafe
der Verletzung. Alcibiades und feine Freunde wurden wegen Verletzung
der Geheimnisse gerichtlich verfolgt-), und Lvsias in seiner Rede gegen
den Andocides, einen Mitgenossen des Alcibiades, erklärt die begangene
Verletzung als das größte Staatsverbrechen. Zwei junge Äkarnanier, die
aus Unwissenheit mit dem Haufen der Eingeweihten in den Tempel der
Ceres gingen, wurden als Nichteingeweihte entdeckt und erlitten die Todes-
strafe»).

Vielleicht war die Erblichkeit der Priesterwürde in den ägyptischen
Tempeln darum eingeführt, weil mau dabei eine größere Gewähr für die
Geheimhaltung sah. Auch bei den Griechen war der Hierophant, der erste
Priester von Attika und die vornehmste Person bei den eleusinischen
Geheimnissen, immer aus dem Geschlecht der Gumolpiden gewählt, die
ausschließlich die Geheimnisse bewahrten uud auslegtet). Die Oberpriesterin
zu Eleusis, die Hierophantide, stand in so hohem Ansehen, daß man
öffentliche Angelegenheiten nach dem Jahr ihres Amtes datirte. Sie
begleitete bei den Ceremonien den Oberpriester und war bei der Einweihung
zugegen'').

Die Verletzung der Geheimnisse zog also göttliche Strafe, weltliche
Strafe und die Verachtung in der öffentlichen Meinung nach sich, und noch
bei Horaz heißt es:

Ihr sicherer Lohn auch harrt der Verschwiegenheit,
Und nimmer soll, wer Leres' geheime Fei'r
Entweihte, Lin Dach mit mir theilen,
Noch im zerbrechliche» Kahn mit nur uom
Land stosic». Oft hat rächend Tiespiter
Ruchlosen Menschen Nnschuld'ge zugesellt:
Nur selten blieb mit lahmem Fuße
Hinter dem Frevler zurück dlc Strafe^).

Wie wählerisch noch in späterer Zeit bezüglich der Einweihung vor-
gegangen wurde, beweist Kaiser Nero, der es nicht wagte, bei seiner An-
wesenheit in Griechenland sich einweihen zu lassen, weil Verbrecher aus-

>) äristotel««: TtK. Nioom. III. 2. Olom. ät«x Ltrom. II. — >) klur.
^I«K. — ') I,ivn>3, 2. X-lt. XXXI. 14. — 4) ?»u82ui»8: Oorintli.. 14; viox.
I.»ert. II. 8, 14, VII. 5, 11. — °) 8W. Onize,. I, 245. 24«. — «) Il^at. 0<i.
III, 2.

geschlossen waren ^). Dagegen ließ sich Marcus Aurelins, als er aus dem
Orient zurücklehrte, in Eleusis einweihen, um dadurch öffentlich den Ver-
dacht von sich zu entfernen, daß er an dein Tode des rebellischen Statt-
halters in Syrien, Ovidius Cassius, Antheil habe. Damit in Znsammen-
hang steht es, daß der Einweihung eine Art Beichte vorausging, und
Lysander die unrechtmäßigste Handlung seines Lebens bekennen mußte-).
Daß die Mysterien nicht rationalistisch auszulegen sind, dürfte aus
dem Bisherigen schon klar geworden sein. Waren sie nur ein „com«
<l'2ßri«ulwis" gewesen, so hätten diesen die Griechen wohl nicht als
Geheinmiß docirt, sondern vielmehr an die Gemeindevorsteher hiuausgegeben.
Auch auf den theatralischen Vorstellungen über Götterschicksale lag jedenfalls
nicht der Accent der Mysterien. In der Ablehnung derartiger Hypothesen
können wir nur bestärkt werden, wenn wir die hohe Verehrung erwägen,
welche die Mysterien genossen. Aristoteles nennt sie das Herrlichste und
Vortrefflichste, und was am ineisten in Ehren gehalten werden sollte^).
Isokrates spricht von ihnen als dem größten Geschenk, welches mitgetheilt
worden, und dessen sich wegen seiner'Größe und Wichtigkeit die Menschen
überall und zu allen Zeiten dankbar erinnerten^). Cicero sagt, daß Athen
nichts Besseres für die menschliche Gesellschaft hervorgebracht habe, als die
Mysterien; sie werden Anfänge (initm) genannt, als die wahren Anfänge
des Lebens, denn sie geben nicht nur Ursache, mit Freude zu leben, sondern
auch mit besserer Hoffnung zu sterben -'). Pausauias sagt, daß die Griechen
en Mysterien einen so hohen Rang vor allen übrigen gottesdieuftlichen
Handlungen gegeben haben, als von ihnen die Götter über die Helden
gestellt seien,"). Dieses Ansehen geht auch aus dem großen Zudrang
hervor, der bei den kleinen Mysterien wenigstens nicht gehemmt worden
zu sein scheint. Der Tempel zu Eleusis, der Ceres und Proserpina
gewidmet, war der schönste in Griechenlands; das Innere desselben war
so groß wie ein Theater, und faßte 20-^30 Taufend Menschen s). Es
fehlte denn auch nicht an Solchen, welche die Einweihung erschwert wissen
wollten. Platon, welcher sagt, daß man mit gemeinen Leuten gar nicht
darüber reden solle, weil sie es nicht zu fassen vermögen und nichts
glauben, was sie nicht zu sehen gewohnt seien, spricht den Wunsch aus,
den Zutritt zu den Mysterien durch größere Opfer zu erschweren.
Noch in den Zeiten des politischen Verfalls genossen die Mysterien
ihr ungeschmälertes Ansehen. Dem Kaiser Valentinian sagte der Pro-
conful von Achaja, daß den Griechen ohne die Mysterien das Leben uner-
träglich sein würde u).
Die Alten sprachen von Vorbereitungen, welchen sich die Einzuweihenden

i) 8u«ton: Aeio. — 2) I>lnt. ^rwpat. 18. eu. — 2) Hri8tc>t«1«8: lilwt.
II, ^4. — 4) l8c,K?Ht. I>l>üe^)r. — 5) <^ioei^ <i« I«ss. II, 14. — 6) ?H>izHN. k^oe.
7) Vitruviu«: ?rc>o«in. III, 16. — ») ldtrudo IX. — ») 2°«imu5 5s. 3.

zu unterwerfen hatten; sie mußten fasten und in strenger Keuschheit leben. Als verbotene Speise wird insbesondere die Bohne erwähnt. Herodot sagt, daß die Priester in Aegypten nicht einmal den Anblick von Bohnen ertrügen >) und ein orvhischer Vers sagt, man müsse das Essen von Vohncn so sehr verabscheuen, als wenn es das Haupt des eigenen Vaters wäre'». In der indischen Mystik herrscht noch heute diese Anschauung. Man mußte ferner durch die kleinen Mysterien hindurchgehen, um die großen zu erreichen. Die Eingeweihten der kleinen Mysterien hießen Mysten, die der großen Epopten. Plutarch erzählt es als einen außerordentlichen Fall, daß die Athener den Demetrius Poliorcetos auf sein dringendes Verlangen sogleich in die großen Mysterien einweihten ^» bei den Eleusinien ist uo drei Stufen die Rede: 1. die Reinigung — xÄl>«s><ilc — eine mit Entbehrungen und Kllsteiungen verbundene Vorbereitung: 2. die kleine Einweihung — ^n;; 3. die erst nach mehrjähriger Vorbereitung zu erlangende große Einweihung — ^nrel«.

Die Vorbereitungen sind uugemein geeignet, uns über das wahre Wesen der Mysterien aufzuklären. Von Pythagoras wird erzählt, daß er vor seiner Einweihung in Aegypten schweren Prüfungen unterworfen wurde ^). Von den ägyptischen Priestern wird feiner gesagt, daß sie sich zu den wichtigen religiösen Handlungen durch 7tägige bis 42tägige Enthaltungen vorbereiteten ^). Dieses Fasten der Priester selbst scheint schon darauf hinzudeuten, daß es sich um Erweckung mystischer Fähigkeiten handelte, die bei den Mysterien nothivendig waren. Dies wird noch deutlicher bei den Mithillsgeheimnissen, die aus Persien stammten und unter Trajan in Rom eingeführt wurden. Der Sonnengott Mithras wurde noch verehr, als die übrigen Kolter bereits verschwunden waren, und bei seinen Mysterien wurden besonders schwere Prüfungen auferlegt. Menippus erzählt, daß er nach Babylon gereist sei, um von den Nachfolgern des Zoroastei in den Hades und wieder zurück geführt zu werden; unter seinen Prüfungen erwähnt er Hunger, Durst, Schläge, lange Wanderungen zu Fuß, das Schwimmen durch große Wasser, Durchgang durch Feuer und Eis»"). Der Einzuweihende wurde durch ein gezücktes Schwert erschreckt, und daß dabei auch Blut floß, ja daß Kaiser Commodus sogar angellagt war, dort einen Menschen getödtet zu haben'), hat, vielleicht irrthümlich, zu der Ansicht Veranlassung gegeben, daß bei diesen Mysterien Menschenopfer gebracht wurden. Auch Nonnus sagt, daß in die Mithrasgeheimnisse Niemand ohne fchwere Prüfungen eingeweiht wurde, deren es 80 Grade gab, der Einzuweihende mußte mehrere Tage durch

') Herodot II. 37. — 2) Diillinger: Heidcnthum imd Iudmthum, 133. — 2) I>1ut, llemetliuz. — 4) ^mdliokus: Vit» ?vt!>. 3. — 5) korpli^iiu«: H« lldzti». X. ?, — 6) l^noizn: 2I«nippnz 6, Döllinger 387. — 7) I,»niriri<ji!l3: (!oiUMU(i!I8. 9.

große Wasser schwimmen und durch Feuer gehen, dann in der
Einsamkeit fasten und Uebungen vornehmen, bis er die 89 Stufen über-
wunden. Tann erst, wenn er mit dem Leben davonkam, wurde er
eingeweiht >).
Dies ist nun eine ganze Reihe von Punkten, die ganz entschieden
auf den Spiritismus hindeuten. Nicht um Belehrung handelt es sich dabei,
sondern man wollte den Einzuweihenden durch gewaltsame Maßregeln physisch
in einem bestimmten Zustand versetzen. Vei der Voraussetzung nun, daß
er sei es zum Medium, sei es zum Adepten herangebildet werden sollte,
werden diese sonderbaren Prüfungen fehr klar. Einsamkeit, Fasten und'
Kasteiungen waren dazu ^- wie noch heute in Indien — die ersten Vor-
bereitungen. Das Schwimmen durch große Wasser konnte natürlich keine
Schwimmprobe im gewöhnlichen Sinne des Wortes sein; denn von einem
Nichtschwimmer konnte vernünftiger Weise nichts Anderes erwartet werden,
als daß er ertrank. Dieses Schwimmen war also Prüfung auf eine
mystische Begabung, wie sie auch bei deu Neuplatonikeru vorkommt und
als Wasserprobe der Hexen im Mittelalter. Es handelte sich also um eine
Eigenschaft, die nicht in der normalen Naturanlage des Menschen liegt,
um die mystische Verringerung des specifischen Gewichtes, die Erookes
am Medium Home sogar als übertragbar experimentell festgestellt hat. Eine
eben solche Eigenschaft ist aber auch die Feuerfestigkeit. Beim Gehen
durch's Feuer wollte man nicht etwa den Muth erproben, etwas zu thun,
was er als normaler Menfch nimmermehr ungefährdet thun konnte, sondern
seine mystische Fähigkeit, es ungefährdet thun zu können, wurde geprüft;
er mußte beweifen, daß er ein Medium fei. Wenn bei unferen modernen
Medien die Wasserprobe abhanden gekommen ist, so liegt das nur an der
Unbequemlichkeit des Verfahrens; die Feuerfestigkeit aber an, Medium Home
ist mehrfach zur Beobachtung gelangt.
Bringen wir ferner das „Erschrecken durch ein gezücktes Schwert" in
Verbindung mit dein Umstand, daß nicht Jeder mit dem Leben davonkam,
ja daß Commodus sogar einen Menschen tödtete, so stellte sich das im
Parallele mit den schweren Selbstprüfungen tibetanischer Priester und arabischer
Fakire, die nach den Berichten des Missionärs Huc und der Fürstin
Belgiojoso gräuliche Selbstverwundungen magisch heilen. Ohne daß man
also genöthigt wäre, absichtliche Tödtungeu oder gar Menschenopfer anzu-
nehmen, läßt sich doch denken, daß manchmal unzulänglich entwickelte
Medien verfrühten oder zu starken Prüfungen unterworfen wurden, so
daß bei diesen „Züchtigungen" — wie man diese Proben bei den
Mithrasgeheimnissen nannte — dann und wann Jemand das Leben ver-
lor^), wie ja auch bei oer Wasserprobe der Hexen die hochentwickelten

i) Coli, llist. aä «ißß. N»2. 130 —2) Crookes: Der Spiritualismus. —
^) Creuzer: das Mithreum zu Neuenhein, 24. 78.

Medien auf dem Wasser schwammen,, und alsdann verurtheilt wurden, während die schwächer entwickelten untersanken und herausgezogen werden mußten, was, als normale Eigenschaft des Menschen, zur Freisprechung führte.
Daß die alten Priester den Somnambulismus kannten, das zeigen die Orakel und der Tempelschlaf. Auch in den Mysterien finden wir ihn so bestimmt ausgesprochen, daß dem Kenner der Mystik der philologische Verzicht auf die Lösung dieser Mthsel unbegreiflich erscheint. Aber wie bei den Priesterinnen zu Delphi, so nahm auch bei den Mysterien der Somnambulismus oft eine sehr ungeregelte Gestalt an. Scyles, >iönig der Scythen, wollte in die Mysterien des Dionysius Bacchus eingeweiht werden; die Scythen aber schmähten über die Hellenen wegen diese«? bacchischen Dienstes, weil es unvernünftig fei, einen Gott zu ersinnen, der die Menschen zur Naserei treibe. Nachdem nun aber Scyles eingeweiht war, lief einer von den Borystheniten zu den Scythen und sprach: Ihr fpottet über uns, weil wir am bacchischen Feste schwärmen und der Gott uns ergreift; jetzt hat diefer Gott auch Euren ivönig ergriffen, und er ist rasend von dem Gutte"). Der Nedner Aristidcs, indem er vom Tempelschlaf spricht, dem er sich mehrmals unterwarf, sagt: „Ich glaubte ordentlich den Gott zu berühren, sein Nahen zu fühlen, und ich war dabei zwischen Wachen und Schlaf; mein Geist war ganz leicht, fo daß es kein Menfch sagen und begreifen kann, der nicht initiirt ist." Da nun in die Geheimnisse de-ö Temurlschlafes überhaupt Niemand eingeweiht wurde, fo wollte Aristides wohl fagen, daß der Zustand des Tempelschläfers — - in dessen Beschreibung er mit jedem Wort an Somnambulismus erinnert — nur dem in die Mysterien Eingeweihten verständlich sei, bei welchen also ebenfalls der Somnambulismus erregt wurde. Darauf deutet auch der Umstand hin, daß mit den Mysterien in den Tempeln häufig ein Orakcldiensi verbunden war. Ganz ungeregelt erscheint der Somnambulismus auch bei den Kurnbllnten, den Priestern der Eybele, die ihn cm sich selber in ähnlicher Weise hervorriefen, wie noch heute die Derwische: sie tanzten in verschlungenen Windungen, und verbanden damit Geißelungen und blutige Berwundungcn, Brnst und Schultern waren entblößt und im Gürtel trugen sie ein scharfes Messer.
Die Unterdrückung des sinnlichen Lebens, als negative Seite des Somnambulismus, spricht sich ans in der Uebereinstinunung zwischen manchen Eeremonien bei der Einweihung und anderen bei Begräbnissen und Trauerfeierlichkeiten, weil die Eingeweihten durch einen todtenähnlichen Zustand hindurchgingen 4). Plutarch spricht von den Gemüthsbeweguugen, dem Schrecken und Aeben der Eingeweihten, und vergleicht ihren Zustand mit

l) Du Prel: Wllsserprobe der Hezen. In der „Gegcnwcir!" Ni. 1l, 2865. —
2) Heiodot IV. 79. — ») H,ii8ticiß3: 0i2t. 8»Ll. — 4) 8t.«, 0loi8C I. 283.

dem Sterbende!!, ja er nennt geradezu den Tod eine Einweihung in die großen Mysterien'). Nach Porphyrius muß der Zustand der Seele im Sterben so sein, wie wahrend der Mysterien, d. h. ohne Leidenschaft"). Ebenso deutlich sind aber auch die positiven Seiten des Somnambulismus geschildert, d. h. die Erwerbung transcendentalpsychologischer Eigenschaften, und dieser Zustand wurde in Parallele geseht mit dem Zustand nach dem Tode. Schon der Anfang der Mysterien, die Reinigung, wird als ein mystischer Tod bezeichnet^), und wenn Themistius von den Seligkeiten des künftigen Lebens eine Vorstellung geben will, so vergleicht er sie mit den Mysterien'). Es ist also nicht als mündliche Belehrung zu verstehen, sondern als Erweckung des transcendentalen Zustandes — die einzige in der Erfahrung uns gegebene Anticipation des transcendenten Zustandes —, wenn gesagt wird, daß in den Mysterien die Unsterblichkeit gelehrt wurde. Eicero behauptet das in den von Ernesti Heransgegebenen Fragmenten von allen Mysterien. Porphyrius sagt es von den persischen Mithrasgeheimnissen"), und Eelsns erwidert au angines, daß in den Mysterien jenseitige Belohnungen und Strafen gelehrt werden. Da nun aber diese Unsterblichkeit auch Lehre der Philosophen war, so muß auf Seite der Mysterien noch ein Ueberschuß gewesen sein, und dieser Überschuß konnte wohl nur in dem empirischen Beweis für diese Unsterblichkeit liegen, den man theilweise schon im Somnambulismus fand, mehr aber noch in den eigentlich spiritistischen Bestandtheilen der Mysterien.

Es klingt ganz indisch, wenn Proclus") sagt, daß die Seele bei den großen Mysterien von einem dem Tode ähnlichen Leben zur Gottheit hinaufgeführt wird; denn auch bei den Indiern wird das mit dein Absterben des sinnlichen Lebens verbundene transcendentale Erwachen als Vereinigung mit Brahma bezeichnet. Weil auch den Griechen diese Erwerbung trauscendentalcr Eigenschaften als Theilnahme an der göttlichen Natur erschien, wird die Einweihung als Vergöttlichung — 9^c»?^ — bezeichnet. Stobaeus vergleicht die Einweihung mit dem Tode; die Seele empfinde im Tode eben das, was der in die großen Mysterien Eingeweihte; die Worte kommen mit den Worten, die Sachen mit den Sachen überein: denn -reX^iÄv heißt sterben, nnd -3/.:!^«'. eingeweiht werden^). Avulejus, der selbst eingeweiht war, nennt die Einweihung einen freiwilligen Tod, und eine Niedergeburt in ein ueues Leben; es geschehe bei der Einweihung in die großen Mysterien der Isis ein freiwilliges Hingeben zum Tode und das dabei wiedererlangte Leben müsse als ein von dieser Göttin erbotenes Geschenk betrachtet werden, durch deren Gnade mau gleichsam wieder ge-

') 8wt,. 8eim. 274. — «) 8tob Lelnx. kli)». I. — ') Hiixnstluiig: ä« Iiinituto III, IN. lei-tull: <!s baptiLwo Do i>ll>e80lipt. iiaei. — 4) Ltod, serm. 117. — ^ I'oi'sinri»»: du kdztiu, IV, 16. — «) I>i<,ew8 in Nünip. ?I»t. I. — ^ 8t»b. eelin. 119.

,-

boren, zu neuem Leben zurückgerufen werdet. Er wußte auch, daß man durch magische Künste ebenfalls diesen Zustand erwecken kann: „Auch bedenke ich, daß der menschliche Geist, zumal der kindische und einfältige, durch Zauberlieder oder Mucherdunft eingeschläfert und bis zur Vergessenheit der gegenwärtigen Dinge entzuckt werden kann. So kehrt der allmählich seines Körpers Vergessende zu seiner ersten Natur zurück, welche nämlich unsterblich und göttlich ist, und kann auf diese Art, gleichsam im Schlummer, künftige Dinge voraussehen. (Huin st illud moeum reMo, P0886 Äniiumn Immäinim, et puerilem z>lÄ<?8ertim 8!mMeeivHue, 86N (HI'-minum ÄvocgüiLiNo, 8eu ocioi'uni dslillimeutu zoporeri et a<1 odlivinnoiu I>iÄ68Llltium exteinari; et ^aiüizper iemoto llorpuii» memoii» i'ecüßi »o re^ire »cl Nütülam 8uam, c^uas est imiuOrtalis 8oi1ieet et clivina, »t<^ue ita volnti hno^aN 8o^>ole, futlua reiiim ^rnesaFire -). Hier ist also der somnambule Zustand, nach seiner negativen »nie positiven Seite unverkennbar bezeichnet, mit dein vorgeburtlichen und künftigen in Verbindung gebracht.

Deutlicher noch spricht Hierocles den Zustand aus, der in den Mysterien erweckt wird; er nennt diese Neligionsgebräucbe Mittel zu den teleftischen Tugenden, wodurch die Menschen Dämonen werden^). Durch die Philosophie des Platon zieht sich die Lehre, daß die wahre Philosophie und die Seelenreimgung in den Mysterien mit einander übereinstimmen, welche Reinigung in einer Absonderung der Seele vom Körper bestehe, indem sie gleichsam aus den Fesseln desselben befreit wird^). Was aber der Philofoph dura) ein geordnetes, auf das Uedersinnliche gerichtetes Leben erzielt, das wird in den Mysterien momentan erzielt durch Versetzung in den somnambulen Zustand. Daß es sich um denselben Somnambulismus handelt, den die Griechen auch im Tempelschlaf anwendeten, das zeigt Aristovhanes an, wenn er sagt, daß dem Kranken auch zun« Zwecke der Heilung die Mysterien ertheilt wurden 5).

Den durch die Mysterien erweckten Zustand stellt Platon dem vor der Geburt gleich. Durch die Mysterien wird die Erinnerung an die vormals geschauten uud erkannten Dinge geweckt, d. h. an die Ideen, die außerhalb der Körperwelt eristirenden immateriellen Urwesen der körperlichen Dinge. Es weiden also Dinge geschaut, die vorher sinnlich nicht wahrnehmbar waren, Zweck der Mysterien sei, die Seele dort wieder hinaufzuziehen, woher sie herabgefallen"). Proclus aber bemerkt, es sei Zweck der Mysterien, die Seele vom körperlichen Leben abzuziehen — lataleptischer Zustand — und mit den Göttern zu vereinigen') — somnambule Vision. Auch die kabirischen Geheimnisse hießen !cp« «.in« und

!) H,i,ul<^»5 ZIewm. XI. — 2) ^u!«M6 ^pol. — ") lliolool«3 in imr. C»IM. — <)?Iklwn: klilwälu«. — 5) H.ii8tc>pl,»llt!3: Wespen 169. — s) ?Iat.: ?u»«ärllI. — ') ?i-oe1uz in Nemp. ?I»t. X. I.

wurden als eine Aufnahme in den Bund der Götter betrachtet. „Der
Eingeweihte wurde durch die empfangenen Weihen selbst ein Glied jener
magischen Kette, er selber ein Kabir, aufgenommen in den unzerreißbaren
Zusammenhang und, wie die alten Inschriften sich ausdrückten, dem Herrn
der oberen Götter gesellt')."
l«i.' Die Mysterien stehen also im Zusammenhang mit dem Glauben an
Präexistenz und Seelenwanderung; die Präeristenz hat die Seelenwanderung
schon zur Voraussetzung, daher denn Platon auch beide immer verbindet
und die Präeristenz als Lehre der Mysterien bezeichnet'). Die irdisch,
Geburt ist ein Glied dieser Seelenwanderung, und sie erscheint wegen der
Höherstellung des somnambulen Lebens als ein Sündenfall. Im Phädrus
und Timnus ist die Seelenwanderung als Unglück und Strafe geschildert,
verschuldet durch die Sünden in einem früheren, besseren und uolltommneren
Zustand; dieser Zustand wird in den Mysterien wieder erreicht, und wenn
es auch nur vorübergehend geschieht, so liegt darin doch eine Gewähr für
die Unsterblichkeit und das Wiedererwachen zu jenem Lebeil, in welchem
die Seele die immateriellen Ideen schaut. Das gegenwärtige Leben ist
eine Frucht des früheren und wie der Keim des künftigen. Im Cratylus
nennt Platon den Leib ein Gefängniß der Seele und im Gorgias sagt er,
er habe von den Weisen gehört, daß unser gegenwärtiges Leben wahrer
Tod sei und der Leib das Grab der Seele. Da nun Platon in Aegypten
unterrichtet worden war, so läßt sich annehmen, daß dieses die Lehre der
Mysterien war. Die irdische Geburt ist ihm ein Abfcrll von einem seligen
und göttlichen Leben. Die Seelen an sich sind Dämonen. Der Körper
— <?<«li« — ist das Grab — <5^« ^ der Seele, aus dem sie wieder
zur Seligkeit hinaufgeführt werden foll. Cicero führt diese Anschauung
als eine solche an, die in allen Mysterien gelehrt wurde und vergleicht die
Verbindung der Seele mit einem Körper mit jener Strafe, welche etrus-
tische Seeräuber an ihren Gefangenen vollzogen, indem sie diese mit den
Leichnamen Getödteter zusammenfesselten.
Im Phädon wird der Zustand der Eingeweihten mit dein vor den,
Sündenfall verglichen; die ehemalige Seligkeit sei dein Zustand der Ein-
geweihten ähnlich gewesen, aber noch reiner und vollkommener; gleichwohl
sei es eine große Lehre der Mysterien, daß der Mensch aus dem irdischen
Gefängniß sich nicht selbst erlösen dürfe. Platon schreibt die Anschauung,
daß die Seele wegen früherer Schuld im Körper wie in einem Gefängniß
sich befinde, den Orphitern zu. Nach dieser Lehre, einer metaphysischen
Auslegung des goldenen Zeitalters, ist der Mensch nicht eigentlich ein
irdisches Geschöpf, fondern ein himmlisches, ein Dämon. Auch dein Em-
pedokles sind die Menschenseelen gefallene Dämonen, die vorher ein besseres
Leben führten, allmählich aber ihre ursprüngliche Seligkeit wieder erlangen
') Echelling I. ?. ^U8, — «) 1>I-U.: ^»«äru».

werden; der Tod ist die Wiedergeburt eines lange verwiesenen Dämons.
Der Sundenfall, die Seelenwanderung oder Palingenesie, die ursprüngliche Dämonennatur des Menschen, die in abnormen Zuständen wieder erweckt werden kann, das sind eben Probleme, womit sich, wenn auch mit Veränderung der Ausdrücke eine jede Philosophie auseinandersetzen muß, welche die Thatsachen der Mystik zu ihren Speculationen verwerthet; insofern aber kann man allerdings sagen, daß wir über Platon noch nicht hinausgekommen sind. Bei den Neuplatonikern führten diese Anschauungen zur Theurgie, zum Nestreben, die latente dämonische Natur des Menschen zu erwecken nnd die Verbindung mit einer höheren Geisterwelt wiederherzustellen. Sie haben sich aber noch länger erhalten: die gnostische Secte der Carpokratianer lehrte, daß der Leib ein Kerker der Seele sei. (Oorpu^ MIM slioimt L8L6 «,I>Q<3I-6M.)') Die Gnostiker glaubten, sie seien Dämonen, die vor dem irdischen Leben in einem höheren Zustand gewesen, und zur Strafe für Sünden in einen Körper eingeschlossen wurden.

(Schluß folgt.)

l) II'«!!>L>I,->. I, 25. 4.

wen trifft die Schuld?

von

tz. Claru.*)

^er Marktflecken San Lorenz», an der Grenze von Toscana in einen» von der Eisenbahn vergessenen Winkel gelegen, wurde eines Tages durch ein Verbrechen beunruhigt, das vo» eigenthümlichen Umständen begleitet war. Eine Frau von bis dahin tadellose!» Lebenswandel hatte ihren Gatten ermordet, ohne daß man den Beweggrund, der sie zu dieser That getrieben, errathen konnte. Herr und Frau Monti, so hieß das Paar, hatten immer in gutem Einvernehmen miteinander gelebt; er als ein von Allen geachteter Mann, sie als eine gute, sanfte, schüchterne Frau. Die That war in einem Kreise geschehen, wo Erziehung, Wohlstand, Gewohnheiten, öffentliche Achtung eine Atmosphäre bilden, welche, wie man denken sollte, das Verbrechen nicht begünstigt. Entsprießt dieses, einer giftigen Pflanze gleich, dem Schöße des Elends und der Unwissenheit, so ist das weniger erstaunlich. Man erging sich in allen möglichen Vermuthungen, ohne zu einer genügenden Lösung zu gelangen. Wir wollen es versuchen, das Näthsel zu lösen.

I.

Vor zweiunddreißig Jahren wurde in einer bürgerlichen Familie, die eine oberitalienische Stadt bewohnte, ein kleines Mädchen geboren. Man nannte es Karoline, und die Eltern beschlossen, ihm die bestmögliche Erziehung zu Theil werden zu lassen. Sie erhielt im siebenten Jahr

^ Nach dem als Handschrift gedruckten französische» Original, dem einzigen literarischen Versuch eine! schwergeprüften Frau, von einer «einmrischen Freundin übersetzt.

eine Klavierlehrerin, und im zehnten sprach sie besser französisch als
ihre Muttersprache. Mit dem zwölften Jahre that man sie, um ihre Er-
ziehung zu vollenden, in das beste Kloster der Provinz. Bald wurde sie
das Muster für ihre Mitschülerinnen, denn keine lernte mit soviel Eifer
und verrichtete ihre religiösen Pflichten mit soviel Inbrunst wie sie. Ihr
Gedächtniß war außerordentlich gut-, sie tonnte ohne Stocken die ganze
biblische Geschichte und die Namen der persischen Könige hersagen. Ihre
Mutter vergoß Freudenthränen, wenn sie bei der Preisvertheilnng die
Tochter mit niedergeschlagenen Augen ihre Kränze in Empfang nehmen
sah. Die gute Frau hatte zu ihrer Zeit nur lefen nno stricken gelernt und
freute sich, daß ihre Tochter in einer Lichtepoche gebore» war. — Karoline
verfertigte wunderbare Stickereien und niedliche Arbeiten in Perle», Muscheln,
Reiskörnern und Eierschalen. Die unbedeutendsten Gegenstände bekamen
unter ihren Fingern Gestalt und schmückten dann unter Glasglocken die
Kaminsimse ihrer Freundinnen. Dabei wurden die ernsteren Studien keines-
wegs vernachlässigt; sie spielte fehlerlos die fchwersten Sonaten, und
Niemand, der ihre geläufigen Finger über das Klavier gleiten sah, ahnte,
daß ihr beim Zuschlagen des Notenheftes ein leises „Gottlob, ich bin fertig"
entschlüpfte. Sie hatte auch zeichnen gelernt und copierte die Vorlagen so
getreu, daß man ihre Arbeit schwer von dem Originale zu unterscheiden
vermochte. Natürlich blieben so emsige Studien nicht ohne Einfluß auf
ihre Gesundheit: diese war zart, als das Mädchen mit dem siebzehnten Jahr
das Kloster verließ. Indessen wurden in der herrlichen Anstalt alle Ge-
sundheitsvorschrifte» pünktlich befolgt: wenn das Wetter es erlaubte, so
gingen die jungen Mädchen unter Aufsicht der guten Schwestern alle Tage
eine Stunde im Garten spazieren. Auch brachten sie nicht mehr als täglich
zwei Stunden mit Beten zu. Der Beichtvater war ein Greis von sehr
gesundem Verstand und sehr taub, so daß die Pensionärinnen ihm beichten
konnten ohne Gefahr zu laufen, mehr Sünden zu erfahren als sie wußten.
Das Kloster erfreute sich daher auch des besten Rufs, und als ganz
besonderes Lob wurde hervorgehoben, daß seit Menschengedenken nie ein
Ecandal darin vorgekommen war. Ein größeres Compliment für eine der-
artige Anstalt giebt es nicht; Thatfache ist ja, daß die Bösen nnd Un-
gläubigen alle Geschichten der mit Hülfe der Religion verführten Mädchen
an die große Glocke hängen.

Die genannten Vorzüge veranlaßten viele Freidenker, die nie eine Kirche
betraten und die Priester verabscheuten, ihre Töchter diesen» Kloster anzuver-
trauen, um gute Familienmütter aus ihnen machen zu lassen, so unterrichtet
und nicht mehr, als Frauen es sein müssen.

Karoline hatte zwei viel jüngere Brüder, für welche die große, aus
dem Kloster zurückgekehrte Schwester ein Gegenstand fortwährender Be-
wunderung war. Spielte sie Klavier, fo fahen sie ihr mit offenem Munde zu
und fragten sich, wie man so schnell spielen könne. Doch eines Tages,

als sie sie gebeten hatten, ihnen die Melodie eines bekannten, auf den
Straßen gesungenen Liedes wiederzugeben, waren sie ganz erstaunt über
ihr Geständniß, ohne Noten sei ihr das unmöglich. Sie bewunderten die
prachtvollen Köpfe von Heiligen und Kriegern, die sie mit so viel Geduld
bzeichnete; aber sie fragten sie, warum sie sich die Mühe gäbe, derlei
zu vervielfältigen, da sie doch schon so schöne Bilder besitze. Ueber diese
kindliche Einfalt lachte das junge Mädchen, ohne ihnen etwas Anderes
erwidern zu können, als daß man es im Kloster eben so mache. Sie
begriffen auch nicht, daß sie trotz dieses schönen Talents nicht fähig war,
ihnen einen Baum oder ein Thier nach der Natur zu zeichnen; ja sie über-
zeugte i sich schwer, daß es ihr an der Fähigkeit und nicht etwa am guten
Willen dazu fehle.
„Sie weiß die Namen der persischen Könige," sagten diese schrecklichen
Kinder, „aber sie kann nicht eine Amsel von einer Krähe, noch eine Eiche
von einer Akazie unterscheiden."
Sie wußte vom Hörensagen, daß man das Korn säe und schneide,
um Brot daraus zu machen, das man dann beim Bäcker kaufe; weiter
gingen ihre praktischen Kenntnisse nicht.
Eine Tante mit veralteten Begriffen fand, die moderne Erziehung
tauge nichts. Zu ihrer Zeit hatte man weder Französich noch Zeichnen ge-
lernt, dagegen konnte man nähen und einen Haushalt führen. Darauf
war höchstens zu erwidern, daß Karoline Alles, was man sie gelehrt, sehr
gut wußte, daß sie aber nicht wissen könne, was man sie nicht gelehrt hatte.
Ihr Vater fand sie sehr nett, aber er hätte es lieber gesehen, wäre
sie unwissender und kräftiger gewesen. Die Mutter dagegen war geradezu
in ihr Werk vernarrt. Ein für alle Mal müssen wir zu Karolinens Recht-
fertigung vorausschicken, daß man sich seine Eltern nicht wählt, daß man
ohne jede Gegenwehr zur Welt kommt, und zuweilen in sehr guter Leute
Hände, die uns in bester Absicht das größte Leid anthun.
Bei Karolinens Ausbildung war das Tanzen nicht vergessen worden,
und sie brannte nun vor Ungeduld, ans einem wirklichen Ball mit wirk-
lichen Caoalieren zu tanzen, nicht mehr wie bisher mit Pensionärinnen,
die ein wenig größer waren als die andern und als Abzeichen ein Band
am Ann trugen.
Der große Tag kam endlich heran, an dem sie in die Welt einge-
führt wurde. Die Welt war bei dieser Gelegenheit durch zwei Säle mit
decolletirten Frauen und schwarzgekleideten Männern repräsentirt. Außer-
halb war das Nichts. Karolinen wurde es einen Augenblick schwindlig,
als sie in den Saal trat, und sie sank auf einen Stuhl. Wie durch eine
Wolke sah sie Schatten vorüberziehen, hörte sie verwirrte Stimmen, die
mit ihr sprachen. Man forderte sie zum Tanzen auf; sie bewegte mechanisch
ihre Füße und antwortete, ohne zu wissen, was. Der Saal schien sich
um sie zu drehen, es war ihr beklommen zu Muthe. Als sie an ihren

Platz zurückkam, schloß sie die Augen uud glaubte zu träumen. Sie hatte
ihren Tänzer kaum angesehen; wußte sie doch, daß er eines jener geheim-
nißvollen Wesen sei, an welche es «erboten ist zu denken, und von denen
man sich nur leise in'Z Ohr spricht. Da sie nun in so nahe Berührung
mit ihnen gekommen, wie klein erschienen ihr die Gefährtinnen vom
Kloster, die noch nicht auf einem Ball gewesen waren. Gegen drei Uhr
Morgens sagte die Mutter, es sei genug für das erste Mal, und führte
sie nach Haus. Warum genug? Warum konnte das nicht ewig dauern?
Sie erwachte am nächsten Morgen mit dem Gedanken, das Leben sei ein
wonniges Ding. Las Glück zu leben erweiterte ihre Brust, und sie hätte
es mit Allen, die sie umgaben, theilen mögen. Aber zu ihrem großen Er-
staunen waren die übrigen Familienglieder in einer viel prosaischeren
Stimmung; auch mußte sich Karoline begnügen, mit ihren Brüdern zu
spielen, als diese aus der Schule zurückkehrten.

II.

Caroline wurde in Gesellschaft sehr gefeiert, sie war nicht hübfch, aber
sie gefiel durch ihre einfache Anmuth nnd durch ihr offenes Wesen. Dann
tanzte sie gut, nnd ihre Mitgift war ziemlich rund; ein Umstand, der die
Allerhäßlichsten verschönert. Sie hatte also sehr viele Tänzer, und allmälig
erdreistete sie sich, dieselben zu betrachten. Einmal war es ein schöner
Brünetter, der sie entzückte, die nächste Woche nahm ein schmachtender Blond-
köpf von ihrem Herzen Besitz, vierzehn Tage darauf erröthete sie beim
Minen eines Dritten. Ihre Phantasie war wie weiches Wachs, das jedem
Eindruck willig nachgiebt. Als wohlerzogenes Mädchen ließ sie sich übrigens
nie etwas von ihrer jeweiligen geheimen Vorliebe merken.

Unter den jungen Männern ihres Kreises war einer von angenehmein
bestechenden Aeußern. Diesem gefiel das sanfte nnd bescheidene Wesen
>tarolinens, und er bat ihre Eltern um Erlaubniß, ihr Haus zu besuchen.
Man beeilte sich, die Erlaubniß zu ertheilen, denn er war reich und von
achtbarer Familie. Karoline hatte Freiheit, sich nach ihrer Wahl zn ver-
heirathen; so sagte man, aber man sagte auch, wie glücklich man sein
würde, wenn ihre Wahl ans Ernst Monti fiele. Nnd die arme Kleine
wählte ihn wirklich, denn in ihrem engen Kreis war kein jnnger Mann,
welcher sich so um sie bemüht hätte. Sic fand es reizend, im Theater
und auf dem Epaziergang einen liebenswürdigen Eaualier zu haben, der
nur dann glücklich zn fein schien, wenn sie ihm zulächelte. War es daher
nicht natürlich, daß ihn ihre Augen suchten nnd ihr Gesicht sich belebte,
wenn sie ihn erblickte?

Ihre Mutter freute sich über das gute Glück der Tochter, denn es
ist heutzutage fo schwer, eine anständige Partie zu finde». Karoline war
sehr jung, aber was schadete das? Sie, die Mutter, hatte sich ja auch im
achtzehnten Jahr verheirathet und war dabei nicht unglücklich geworden;

ihre Tochter sollte es inachen wie sie. Die einzige Unannehmlichkeit fand
sie in dein Zwang, sich zu trennen, denn Ernst Monti bewohnte für gewöhn-
lich seine in einer entfernten Provinz gelegenen Besitzungen. Aber das
^oos der Frau ist ja, die Eltern zu verlassen um des Mannes willen,
und die gute Mutter war bereit, sich für das Glück ihrer Tochter aufzu-
opfern, lind war es etwa kein. Glück, einen fo jnngen, schönen, reichen,
verliebten und geliebten Mann zu bekommen? Außerdem würde er gewiß
darein willigen, sie von'Zeit zn Zeit ihren Eltern zu bringen.
Als Ernst der Liebe Karolinens sicher war, «erlangte er von ihr, sie
solle nicht mehr in Gesellschaft gehen, denn die Bälle hatten sie angegriffen
und ihre Augen waren von blauen Mndern nmgeben. Sie willigte ohne
Schwierigkeit ein; was hätte sie nicht für ihn gethan? Er, der fchöne, der
vornehme Mann geruhte sich zu einem kleinen, nnbedcutenden Mädchen herab-
zulassen, das kein anderes Verdienst hatte, als ihn zu lieben. Aber wie
vergötterte sie ihn auch! Ihr ganzes Leben sollte Hingebung an diesen so
vollkommenen Menschen werden. Wie dankte sie Gott für ihr Glück! Denn
Gott hatte ihn ihr geschickt, wahrscheinlich, weil sie mit solcher Inbrunst
zu ihm betete. Der Gedanke, daß sie in Znknnft allein ausgehen und
Besuche empfangen dürfe, kam bei ihrer Freude freilich auch ein klein
wenig mit in Betracht.
Ter große Tag erschien, ein Festtag für da-? ganze Hans. Man freut
sich, wenn zwei Wesen, die einander kaum kennen, die gegenseitige Ver-
pflichtung lebenslanger Liebe übernehmen, obwohl alle Welt weiß, daß dies
unter vier Malen dreimal unmöglich ist. Hingegen weint man, oder thnt
wenigstens so, als ob man weine, wenn ein armer Pilger seine schmerzen-
reiche Reife beendet hat und sich zur Nnhe legt.
Die Hochzeit ging gut uou Statten, ohne irgend welche schlechte Vor-
bedeutung, und die Braut strahlte. Die Mutter hätte ihr, als sie allein
mit ihr war und die letzte Hand an ihren Anzug legte, gern etwas gesagt,
was ihr einfacher, gefunder Verstand ihr zu sagen rieth. Aber ein falsches
Zartgefühl hielt sie zurück, alle die falschen Ideen, welche man ihr von Kind-
heit an aufgenöthigt hatte, brachten Vernunft und Aatnr bei ihr zum
Schweigen. Ach was, dachte sie, um ihre Bedenken zn beschwichtigen,
Caroline wird es machen wie die andern.
Nach einigen Abschiedsthränen der Familie reiste die junge Frau mit
ihrem Manne ab, dein Glück entgegen.

III.

Die Neuheit ihrer Lage, dieses töte-il-tüte mit einem Manne, den
sie liebte, ohne bis jetzt gewagt zu haben, ihm ihr Herz zu öffnen, der ge-
heimnißvolle Neiz des Unbekannten, Alles dies verfetzte Karolinen in einen
traumähnlichen Zustand. Hatte sie ihr Ideal gesunde»? Sie wußte es
selbst nicht, so waren ihre Gedanken durch die plötzliche Veränderung ihres

Daseins verwirrt. Ernst erschien ihr ein wenig derb in seiner Gluth, aber vielleicht hatte sie falsche Begriffe von Zartgefühl und Liebe. Wie hätte sie auch im Kloster die richtigen Begriffe bekommen sollen?
Sie war ganz Aufopferung, ganz Hingebung. Sie dachte nicht einmal an die Möglichkeit, Ernst jemals in irgend etwas Widerstand zu leisten. Ihre ganze Vorstellung von Glück bestand darin, das Leben in Anbetung vor ihm zu verbringen. Nach einer Reise von einigen Wochen begaben sich die Neuvermählten nah San Lorenz». Auf der letzten Eisenbahnstation bestiegen sie eine Postkutsche; nach drei' bis vierstündiger Fahrt zeigte Ernst seiner Frau einen düsteren Punkt am Horizont und sagte: „Dort ist San Lorenzo."
Sie bogen sich zum Fenster hinaus und sahen lange in die Ferne, ohne zu sprechen. Beiden war es schwer um's Herz.
Ernst hatte Karolinen gesagt, daß seine Mutter, die beste der Frauei., mit ihnen zusammenwohnen und sie wie ihre Tochter lieben würde. Dasselbe hatte ihr Frau Gertrud Monti schon geschrieben. Auch wuhte Ernst, daß die Mutter sich seiner Heirath freute, — dennoch fühlte er sich beängstigt, als er dem Hause näher kam.
Frau Gertrud, früh verwittwet, hatte all ihre zärtlichen Gefühle auf ihre drei Kinder übertragen. Um das etwas zerrüttete Vermögen zu ordnen, zwang sie sich zur strengsten Lebensweise und verließ das Haus nur, um in die Messe zu gehen. Die Tochter starb früh, der älteste Sohn wurde Soldat, und die Mutter fah ihn nur selten.
Ihre ganze Zärtlichkeit, all ihr Interesse concentrirte sich daher aus Ernst, ihr letztes und liebstes Kind. Da sie nicht anziehend genug war, um gefallen zu können, zu unwissend, um sich für irgend etwas außerhalb des häuslichen Kreises zu interessiren, war es natürlich, daß ihre einzige Leidenschaft einen engherzigen und eifersüchtigen Charakter annahm. Als Ernst von der Schnle zurückkam, war er unumschränkter Herr des Hauses. Man hatte keinen anderen Gedanken, als ihm zu gefallen, und feine Wünsche waren Befehle. Aber obwohl sich die Mutter ganz zu feiner Sclaoiu machte, tlMnnisirte sie ihn mit ihrer ausschließlichen Liebe. Da er nicht viel Energie besaß, ließ er sich beherrschen, denn er fand es bequem, angebetet zu werden. Uebrigens schüttelte er, wenn es ihm darum zu thun war, das Joch leicht ab, indem er häufige Ausflüge in die von seiner Mutter gemiedene Stadt unternahm.
Obgleich sie nun wirklich gewünscht hatte, ihren Sohn verheirathet zu sehen, war doch die Nachricht der vollendeten Thatsache ein Schlag für sie gewesen. Sie mußte sich also fortan in das Herz ihres Sohnes mit einer Andern theilen, mußte sich von einer jungen Frau verdrängen lassen, die gewiß stolz auf ihre Rechte als Gemahlin fein würde! Was sollte aus ihr werden, wenn ihr einziger Lebenszweck ihr unter den Händen entschlüpfte? Ernst hatte alle Ursache zur Bangigkeit.

Der Wagen, der langsam durch ein von lehmigen Hügeln geschlossenes,
hie und da mit Wein und Oliven bedecktes Thal gerollt war, fuhr endlich
in die Straße des Fleckens ein. Der Lärm der Mder auf dem Pflaster
weckte Karolinen aus ihrer Träumerei; sie gewbhrte düstere, schmntzige
Häuser, die wacklig aneinander lehnten. Wäsche war zum Trocknen vor
die Fenster gehängt. Männer und Frauen kamen ans den verräucherten
Läden heraus, um de» Wage» uorüberfahren zu sehen. Schaaren zer-
lumpter Kinder stoben schreiend auseinander, und die erschreckten Hühner
und Schweine flüchteten sich in die Läden. Auf dem Platz vor dem
Caff^haus standen Gruppen von plaudernden und rauchenden Männern.
Ernst erkannte einige seiner Freunde und begrüßtes« lebhaft.
Am äußersten Ende des Fleckens erhob sich eine einsame Villa, ein
großes, viereckiges Haus mit Rococo-Verzierungen an den Fenstern und
mit einer Terrasse nach vorn. Der Garten war von einer blau und roth
gemalten Mauer umgeben, auf welcher blumenlose Vasen angebracht waren.
Hier hielt der Wagen. Karoline stieg aus und sah eine große, hagere
Matrone zum Empfang erscheinen. Diese umarmte sie und sagte „Tochter"
zu ihr. Die junge Frau schauderte bei dem kalten Kuß und es ward ihr
schwer unl's Herz: sie dachte an ihre Mutter. Man führte sie in ihr
Zimmer; es war groß und in» Geschmack des letzten Jahrhunderts, mit
einer frostigen, symmetrischen Eleganz ausgestattet.
Ein riesengroßes Nett mit Moir6e-Him>nel nahm die Mitte ein,
Sessel mit steifen Lehnen waren an den Wänden entlang aufgestellt. Nach
einer halben Stunde rief man sie znm Essen.
„Sie sind es vielleicht nicht gewohnt, um zwei Uhr zu speisen," sagte
Frau Gertrud zu ihr, „ich weiß, daß in großen Städten diese Stunde nicht
gebräuchlich ist; wenn Sie wünschen, wird man die Stunde der Mahlzeit
verlegen. Ich bin eine alte Frau, nach alter Art erzogen, aber Sie sollen
sich nicht nach mir richten."
Karoline versicherte, daß sie sehr gern um die Mitte des Tages speise,
da sie das vom Kloster her so gewohnt sei.
„Ach ja, ich weiß, Sie haben eine sorgfältige Erziehung erhalten; ich
bedaure nur, daß Ihre Talente nicht eineil größeren Schauplatz finden s
bliese Einsamkeit."
Darauf richtete sie das Wort an ihren Sohn und erzählte ihm aus-
führlich, was sich währeud seiner Abwesenheit zugetragen hatte.
Karoline verstand nichts von diesen Berichten über Ernten und Dünger.
Sie aß stillschweigend und sah durch die Fenster auf den Garten hinaus.
Wie viel lieber wäre sie herumgegangen, ihre neue Wohnung zu besichtigen.
Frau Gertrud sagte ihr von Zeit zu Zeit: „Essen Sie doch, meine Liebe,
ich hoffe, dies Gericht schineckt Ihnen," und Karoline aß, weil sie sich nicht
getraute, zu gestehen, daß sie nicht hungrig sei.

„Was Deine Frau wenig spricht," bemerkte Frau Gertrud am Ende
der Mahlzeit.
„O, sie wird schon bald sprechen," erwiderte Ernst verlegen, während
Caroline bestürzt die Augen zu Voden schlug. War das die Freiheit, von
der sie geträumt? Oft, wenn die Mutter ihr versagt hatte, allein spazieren
oder in's Theater zu gehen, hatte sie sich gefügt und gedacht: wenn ich erit
uerheirathet bin, dann mache ich was ich will. Hatte sie sich getäuscht?
Sie wurde inne, daß sie sich nie wohl fühlen könne unter den starren Augen
ihrer Schwiegermutter. Nach dem Essen hielt Frau Gertrud ihre Mittags-
ruhe, und Ernst zeigte seiner Frau das Haus. Es wareu einige Salons
da, mit mehr Lurus als Geschmack ausgestattet, deren Tapeten wohl eine
Erneuerung verdient hätten.
Ernst erttärte ihr, er habe es bisher beim Alten gelassen, um ihren
Rath einzuholen. Dieses Zeichen von Aufmerksamkeit rührte sie und heiterte
sie wieder etwas auf. Im Grnnde kümmerte sie sich wenig um die
Tapeten.
Sie empfand kein anderes Bedürfnis) als geliebt zu werden und sich
frei herumtmmneln zu dürfen wie im väterlichen Hause. Der zweite Stock
enthielt eine Reihe nmnöblirter Zimmer und eine lange Galerie, deren
Dach von Pfeilern gestützt war. Wäsche trocknete auf Leinen und die
Winkel waren mit allen möglichen ungeslalten Trümmern angefüllt. Von
hier aus genoß man eine ziemlich weite Anssicht, und Karoline seufzte, als
sie nach der Richtung ihrer Vaterstadt hinblickte. Sie verlangte den Garten
zu sehen. Eine Allee führte vom Hause an barocken Statuen vorbei nach
einem großen Springbrunnen hin, dessen dünuer Wasserstrahl das Grotten-
werk uud Tritouen, die ihre Nasen eingebüßt hatten, benetzte.
Orangen- und Lorbeerbäume waren symmetrisch zu beiden Seiteu an-
gebracht ; große Eichen erhoben sich am Ende des Gartens in ehrerbietiger
Entfernnng vom Haus, denn man hält den Schatten für ungesund nnd
glaubt, daß er Feuchtigkeit in den Wänden erzengt.
„Man sollte diese unnützen Väume fällen," fagte Ernst, „aber meine
Mutter leidet es nicht, weil sie mit ihnen alt geworden ist."
„Es wäre schade darum," meinte Karoline, und sie verwuuderte sich
darüber, einer Meinung mit Frau Gertrud und der Ansicht ihres Mannes
entgegen zu sein. Aber sie liebte alte Väume und verweilte in Zukunft
gern unter diesen Eichen. Das Abendessen verlief ungefähr wie der Mittag,
nnd Karoline war froh, als sie sich in ihr Zimmer zurückziehen konnte.
Ernst, von der Reise müde, schlief bald ein, aber sie in ihren» großen
Himmelbett blieb lange wach. Sie fühlte das Vedürfnitz, sich ;u sammeln,
doch gelang es ihr nicht. Die Tritouen des Epringbrnnnens, die steife»
Sessel, die Eichen mit dem dunklen Land wirbelten in ihrem aufgeregten
Hirn. Frau Gertrud wob sich durch alle diese waclM Träume mit ihrer
schwarzen Mütze und dem nie verstummenden Geklirr der Schlüssel.

Karoline war also in dem Haus angelangt, wo ihr Leben verfließen sollte. Zu diesem Endzweck hatte sie gelebt, geträumt, Musik, die Geschichte der Heiligen und Anderes stndirt! Das groteske Gesicht einer der Nonnen, die ihre Lehrerinnnen gewesen, tauchte vor ihrer Erinnerung auf. Wie kann man nur Nonne werden?

Sie hatte noch nie darüber nachgedacht; sie begriff nicht, wie man der Liebe entsagen und sein Lebe» in Einförmigkeit verbringen könne, ohne Freude, ohne Schmerz! Anne Kleine! es gab noch viele Dinge, die sie nicht verstand und eines Tages auf eigene Kosten begreifen lernen sollte.

IV.

An: nächsten Morgen schlug Frau Gertrud Karolinen vor, die Schlüssel und die Leitung des Hauses zu übernehmen. „Ich muß zu Gunsten meiner Tochter abdanken, denn ich bin eine alte Frau, die zu nichts mehr taugt, und Sie sind jetzt Herrin hier," sagte sie mit einer heuchlerisch demüthigeu Miene. Karoline bat sie hingegen, die Schlüssel zu behalten, und gestand, daß "sie zu wenig Erfahrung besitze, um einein Haushalt vorzustehen. Fran Gertrud willigte ein, ihre Zufriedenheit fchlau verbergend: das Schwieger-töchteileiu war eine schüchterne, alberne Pensionärin, von der sie nichts zu fürchten hatte. Ernst fah mit Vergnügen, daß es zwischen den beiden Frauen nicht zu Reibereien kam, und gratulirte sich, ein Weib von so sanftem, verträglichen Eharakter gewählt zu haben. Er war nahe daran, sich für ein Genie zu halten.

Die Damen des Ortes statteten nun der jungen Frau ihre Besuche ab. Es waren ziemlich ungewandte Bürgerfrauen, welche während des Plauderns den Anzug des Neulings mit neidischer Miene prüften. Karoline wußte ihnen nichts zu fagen. Man fand fie dumm und stolz, aber das kümmerte sie wenig. Für sie existirte Niemand außer Ernst. Sie schrieb ihren Eltern, daß sie glücklich sei, und in der That hätte sie nicht zu sagen gewußt, was ihr am Glück fehle.

Nach den ersten Tagen kehrte Ernst zu feiner gewohnten Lebensweise zurück; er stand sehr früh auf und machte lange Wanderungen durch sein Anwesen, denn er bedurfte der Bewegung, und die Zeit der Jagd war noch nicht gekommen. Wenn er heimkehrte, schloß er sich in sein Eabinet ein, um Briefe zu fchreiben und mit seinen Pächtern abzurechnen. Nach dem Essen rauchte er und las dabei die Zeitung, während Karolinc neben ihm arbeitete.

Von Zeit zu Zeit nahm er die Eigarrc aus dem Mund, um seiner Frau geräuschvolle Küsse zu geben; endlich schlief er im Lehnstuhl ein. Nach der Siesta führte er Karoliue spazieren, denn sie war zu jung, um allein auszugehen, und Ernst setzte seine Ehre darein, für einen Musterehe-mann zu gelten. Abends ging er in's Eaffi>haus und ließ Karoline bis zum Nachtessen mit feiner Mutter allein. Sonntags begleitete er sie in

die Kirche, denn bei aller Gleichgiltigkeit gegen Neligionssachen Ifand 'er die Frömmigkeit doch für Frauen unentbehrlich, denn ... er vollendete seinen Satz nicht und fühlte, daß er nnt Vergnügen denjenigen tüdten tonne, der es wagen würde, an seine Ehre zu rühren. Seine Ehre hing nämlich von der Tugend seiner Frau ab; aus diesem Grunde hatte er ja ein junges Mädchen gewählt, das zur Frömmigkeit im Kloster erzogen worden war, und nicht Zeit gehabt hatte, weltliche Ideen in sich zu nähren. Hätte man ihn gefragt: warum ist deine Ehre vom Betragen einer anderen Person abhängig, so hätte er wahrscheinlich auf dieses Warum nicht zu antworten gewußt! Aber daß es so sein mußte, stand so unumstößlich fest bei ihn», wie daß zwei mal zwei vier ist, und an solchen Ueberzeugungen pflegen ja alle Einwendungen zu scheitern. Hätte er seine Gedanken klar zu fassen vermocht, so würde er ungefähr Folgendes gefugt haben: „Tiefe Frau ist mein, ich bin ihr Eigenthümer, also bin ich für ihre Handlungen verantwortlich, und wenn ich nicht damit mache, was mir zukommt, fo hat Jeder das Recht, mir in's Gesicht zu lachen." Aber Ernst war zu ver- liebt, um so zu deilken, und er fand es bequemer, gar nichts zu denken, wenn er Karolinen niit feinen Blicken verschlang. Er besaß zum ersten Mal ein weibliches Wesen, so rein wie frischgefallener Schnee. Ras für ein schönes Ding die Unschuld ist, dachte er; so ein junges Mädchen, ganz eigens für ihn achtzehn Jahre lang erzogen. Einen Theil diefer achtzehn Jahre hatte man sie im Kloster eine Menge nnnützer Dinge lernen lassen, lediglich, um sie vor der Kenntniß des Lebens zu schützen, und um ihr die Naivetät zu bewahren, welche ihren« zukünftigen Gebieter fo angenehme Empfindungen bereiten follte.

Was that er mit diefer Seele, welche in feiner Hand wie weicher Thon war? Gott fei's geklagt, nicht viel! Gesetzt, sie wäre wirtlich sür ihn erzogen worden, so hatte man doch andererseits leider nicht daran gedacht, ihn zum Führer eines solchen Kindes, das man ihm zu eigen gab, heranzubilden. Zuweilen, wenn Karoline las, bat sie ihn um Aufklärung oder theilte ihm ihre sinnigen Bemerkungen mit. Er gab ihr in belehren- dem Ton Erklärungen, mit denen sie nicht immer zufrieden war; aber wenn das Orakel sprach, so hatte man zu schweigen. Um ihre eigenen Bemerkungen kümmerte er sich wenig, sie kamen ihn» kindisch vor. Er verstand das Bedürfnis; dieses wißbegierigen Geistes nicht, der im Streben nach Ausbreitung sich an ihn als an seinen natürlichen Führer wandte. Karoline wußte oft nicht, was sie mit ihrer Zeit anfangen follte; sie wollte ihrer Schwiegermutter in der Nirthschaft beistehen, doch bemerkte sie bald, daß ihr Anerbieten wie ein Eingriff angesehen wurde, und so gab sie es ans.

Im Salon stand ein Klavier zu ihrer Verfügung, aber Ernst schlief un, wenn er ihr zuhörte, und Frau Gertrud kniff die Lippen zusammen und klapperte mit den Schlüsseln. Anderen Vergnügen zu machen, war

bisher für Karoline der Hauptbeweggrund des Handelns gewesen. Da ihr nun selbst die Musik nur eine Arbeit, kein Bedürfniß mar, blieb das Klavier stumm. Sie hatte Minervenköpfe zeichnen können, aber was wurde dabei gewonnen? Man hatte sie gelehrt. Striche auf dem Papier zu ziehen, ungefähr, wie man die Schrift einer unbekannten Sprache schreiben lehren könnte. Sie fühlte gar keine Beziehung zwischen den Umrissen, welche sie mit so viel Genauigkeit nachzeichnete, und einein unbestimmten Gefühl in ihrer Seele, das sich zu äußern sehnte.
Die Lectüre ermüdete sie schnell, weil ihr Verstand nicht genug entwickelt mar, um an dem, was den Horizont ihres persönlichen Lebens überstieg, ein ernstes Interesse nehmen zu können. So blieb ihr also das Sticken als einzige Beschäftigung, und sie verfertigte Pantoffeln, Kissen, Wandkörbe, Uhrtafchen und Decken, zu denen Frau Gertrud ein fcheeles Gesicht zog, wenn sie vom Ausbessern der Hauswäsche aufblickte. Die einzige Freude in diesem Dasein war die Gegenwart Ernsts; in solcher Oede wuchs er in ihrer Phantasie zur Größe eines Helden. Er war so schön, so klug, so gut! Man erwartete ihn mit Ungeduld, man suchte seine kleinsten Wünsche zu errathen. Sicherlich that er wohl daran, fast feine ganze Zeit außer dein Haus, auf der Jagd und im Eaffchaus zu verbringen, denn ein Abgott, der zu lange angesehen wird, läuft Gefahr, feinen Glanz schließlich einzubüßen. Es blieb wenig Zeit zur Unterhaltung übrig, aber genug für das, was man sich zu sagen hatte. Ein Gluck für ihn, daß Karoline nicht wußte, man könne noch anders lieben. Er hatte ihr versprochen, sie im Winter in die nächste Stadt zu bringen, und so tröstete sie sich über die Einförmigkeit ihrer Existenz in dem Gedanken an die Feste, die ihrer warteten. Was sie am meisten dabei entzückte, war die Aussicht, einige Zeit von Frau Gertrud entfernt zu verbringen-!
Endlich kam der Winter, und die jungen Eheleute reisten ab, um zwei Monate in der Stadt zu verleben. Karoline wurde mit Wärme empfangen. Man fand sie reizend, denn die Frauen hielten sie für eine nicht fehr gefährliche Nivalin, und die Männer bewunderten ihr unbefangenes Wefen und ihre naiven Antworten. Sie sing wieder an, mit derselben Leidenschaft wie früher zu tanzen, nur war sie jetzt ein wenig anspruchsvoller geworden und fand, daß ihre Tänzer nicht viel Gescheites sagten; zuweilen ging sie soweit, dieselben dumm zu nennen. Ein Einziger stach in angenehme, Weise von den Anderen ab; es mar ein Engländer, der sich auf der Durchsreise in X. aufhielt. Seine Unterhaltung, ernster als die der Anderen, interefsirte Karolinen. Er fprach mit ihr in einem väterlichen Tone, der sie zutraulich machte und ihre gewohnte Schüchternheit löste. Sie sahen sich nur in Gesellschaft, denn Karoline war zu zurückhaltend, um Herren in Ernsts Abwesenheit zu empfangen, und der war fast immer abwesend. Dies Leben dauerte einen Monat. Eines Abends, als sie nach Hause fuhren und Karoline ihren Kopf auf die Schulter ihres Gatten lehnen

wollte, währte er sie ungestüm ab. Zum ersten Male zeigte er sich heftig
und sie war darüber so erschrocken, daß ihr der Athem verging.
„Ernst," sagte sie, seine Hand fassend, „bist Du krank?"
„Nein," entgegnete er, indem er die Hand zurückzog, „wir sprechen
zu Haus, bis dahin laß mich in Nuh."
Sie drückte sich in ihre Ecke und weinte bitterlich. Was hatte sie
gethan, daß er sie nicht mehr liebte?
Sie stieg ans dem Wagen und ging zitternd die Treppe hinaus.
Während die Jungfer ihr das Haar löste, schritt Ernst im Zimmer auf und
ab. Sie sah ihn verstohlen an und erwartete cmgstooll den Augenblick de>
Alleinseins.
„Hast Du Dich heut Abend gut amüsirt?" fragte er barsch, indem
er stehen blieb. Sie hatte nie sein Gesicht so verändert gesehen.
„Nun ja, mein Lieber, wie immer."
„Wie immer!" rief er aus und stampfte mit dem Fuß, „wie immer!
Also schou lange gebt das so? Ich armer Narr, der diesem unbefangenen
Gesicht uud diesen Liebkosungeu traute! Wie hast Du so Komödie spielen
können?"
„Mein Gott, was bedeutet dies?" sagte sie und faltete die Hände.
„Ja, fo ist's recht, sprich Dn auch noch uon Gott und falte die Hände,
weiter fehlt nichts zu Deinem Betragen."
„Aber sage nur nur wenigstens, was ich begangen habe."
„Du weißt es also nicht oder glaubst wohl, daß ich es nicht wisse?
Daß ich keine Angen habe? Hältst Du mich für einen Dummkopf? Als
ob die ganze Stadt nicht wüßte, daß Dhorton in Deiner Gunst steht! Ich
bin der Letzte gewesen, der es erfahren hat, fo groß war mein Vertrauen;
aber Reden, die nicht für meine Ohren bestimmt waren und welche ich
zufällig auffing, haben mir Aufklärung genug verschafft! Meinen Namen
genannt zu hören bei dem Scandal, an dem Du schuld bist, verstehst Tu,
was das heißen will?"
Er stampfte noch einmal mit dem Fuß und stieß dabei heftig an
einen Stuhl, um seiner Nede mehr Nachdruck zu verleihe». Karoline hörte
ihn unbeweglich au; sie war wie versteinert.
„Nun! warum antwortest Du Nicht? Verdiene ich nicht einmal eine
Antwort?"
„Ich bin so erstaunt über Alles, was ich höre, daß ich nichts ant-
worten kann. Man hat mich verleumdet, das ist klar. Warum sind die
Menschen so schlecht? Ich thue Niemand etwas zu Leide, und man
sagt solche Abscheulichfeiten über mich. Aber schlimmer ist, daß Du sie
glaubst!"
„So! man hat Dich verleumdet! Ist es vielleicht uicht wahr, daß
Thortou Dir überall hin folgt wie Dein Schatten? Daß Du ihn mit
den Augen suchst, sobald Dn in einen Salon trittst? Daß Du uur mit

ihm sprichst? Daß Du Dich weigerst, mit Andern zu tanzen, blas um
an seinem Arm herumgehen zu können? Ich habe dies Alles heut Abend
gesehen."
„Ich spreche mit ihm nur, weil er der Einzige ist, der sich die
Mühe nimmt, mit mir zu sprechen. Wie kann man erwarten, daß ich mit
Männern spreche, die mich wie eine Marionette behandeln, ohne mir ein
Wort zu sagen?"
„Ist das ein Grund, um sich den Hof auf fo compromittirende Weise
machen zu lassen?"
„Er hat mir nicht den Hof gemacht."
„Welche Dreistigkeit! Dein kaltes Blut setzt mich in Erstaunen nach
dem, was ich heut Abend gesehen habe."
„Nichts hast Du gesehen. Du bist ein Ungeheuer, uud ich hätte besser
gethan,' Nonne zu meiden, anstatt Dich zu heirathen!"
Sie sank schluchzend auf einen Sessel. Nach und nach wurde ihr
Schluchzen conuulsivisch; sie bekam zum ersten Mal einen Weinkrampf.
Ernst erschrak und wußte nicht, wie er sie beruhigen sollte. Er machte
sich Vorwürfe, zu heftig gewesen zu sein; sie war ein Kind, das mit Sanft-
mut!) zu leiten war, wie man irgend wollte, aber er hatte sich von seiner
Leidenschaft hinreißen lassen. Er rief ein Kammermädchen, das Karolinen
auskleidete und zu Bett brachte. Der Tag begann zu grauen, als sie in
einen unruhigen Schlaf verfiel. Sie war in den ersten Monaten mütter-
licher Hoffnung, uud Erust kam der Gedanke, daß er sie hätte tödtcn können,
sie oder ihr Kind; er machte sich neue Vorwürfe. War es denu überhaupt ihr
Fehler, wenn dieser Engländer ihre Unerfahrenheit ausnutzte, um sie zu
compromittiren? Und war es nicht des Gatten Sache, sie zn überwachen?
Er nahm sich vor, in Zukuuft aufmerksamer zu sein. Als Karuline erwachte,
sah sie ihn vor ihrem Bette knien; er flehte sie um Verzeihung an. Sie
verzieh natürlich! Es war ja ihr Beruf, zu verzeihen. Sie fühlte sich
aber so zerschlagen, daß sie den ganzen Tag im Bett blieb. Am Abend
wünschte Ernst, sie möchte aufstehen und in's Theater gehe».
„Es ist eine Premiere," meinte er; „Du hast versprochen, hinzugehen.
Was würde man sagen, wenn man Dich dort nicht sähe?"
„Man wird sagen, ich sei krank, und das ist wahr. Wenn man
mich aber mit diesen verschwollenen Augen und diesen entstellten Zügen
sähe, würde mau noch ganz anderes sagen."
Ernst gab dies zn, aber er selbst wurde unruhig. „Karl erwartet
mich," begann er wieder; „man sollte ihn wissen lassen, daß ich heut nicht
in's Theater gehen kann."
„Warum solltest Du nicht hingehen können? Meinetwegen? Ich werde
bald einschlafen."
„Wenn Du mich nicht brauchst, so gehe ich einen Augenblick hin;

aber ist Dir meine Abwesenheit im Geringsten unangenehm, so bleibe
ich da."
„Nein, nein, mein Lieber, es macht mir Vergnügen, wenn Du gehst."
Und er ging! Und er kam erst nach Mitternacht zurück! Das Schau-
spiel mar diesen Abend ganz besonders interessant gewesen.
Caroline brachte einen Theil der Nacht weinend zu: sie konnte nicht
anders. Ihr Glück war also zu Ende, nach einer Ehe von acht Monaten!
Er hatte sie in einem unwürdigen Verdacht gehabt; er hatte sie roh be-
handelt, sie krank gemacht, und dann verlieh er sie um sich zu belustigen!
Man wird Carolinen sehr unverständig finden, daß sie sich um ein Nichts
so abhänute, denn schließlich, wenn ihr Mann eifersüchtig war, konnte
ihr das als ein Beweis von Liebe gelten, und die Heftigkeit seiner Vor-
würfe mußte man seinem leidenschaftlichen Naturell zu Gute halten. Er
war in's Theater gegangen, ja; aber sie selbst hatte ihm zugeredet, Ein
Wort von ihr, und er wäre geblieben. Das Alles ist wahr. Aber man
darf von der armen Karoline nicht zu viel verlangen; sie war nicht gelehrt
worden, logisch zu denken, erstens; und zweitens war sie in der Idee auf-
erzogen, daß die Ehe ihr einziger Veruf sei, und daß sie nichts auderes
im Leben zu erfüllen habe, als die Pflichten einer Familienmutter. So
lautete das göttliche Gesetz; auch von Gottes Güte und Gerechtigkeit hatte
man ihr gesprochen. Wie war es möglich, daß Gott das Glück seiner Ge-
schöpfe nicht mit der Aufgabe, die er ihnen vorfchrieb, in Einklang brachte?
Als .Uind hatte sie den Hausarzt einmal sagen hören, daß die Natur
sehr schlau zu Werke gehe in der Art, wie sie die Frau in ihren schweren
Beruf hineinlocke; wenn das nicht wäre, ja dann freilich . . . Der Doctor,
im Begriff, diefe Theorie weiter zu entwickeln, war durch einen warnenden
Blick von .«arolinens Mutter aufmerkfam gemacht worden. Er harte
Karoline angesehen, die ihm mit großen Angen zuhörte, hatte sie dann
auf die Wange geklopft uud gesagt: „Wir werden das Alles auch einmal
erfahren, wenn nur erst groß sind."
Diese kleine Scene hinterließ einen Eindruck für immer uud war ihr
seitdem oft wieder eingefallen. Sie hatte die Schlüsse, die sie aus den
Worten des Doctors gezogen, nicht klarstellen können, aber es giebt eine
geheimnißuolle Logik, welche leise im Gehiru des Kindes weiterarbeitet,
und wenn das Kind nie zur vollen Entwickelnng gelangt, so bleibt manche
Idee im Stadium des Instinctcs darin ruhen, einer Puppe gleich, die in
ihrem Verwandlungsproceß gestört worden ist und aus dem Gesünguiß
nicht heraus kann.
Karoline erwartete also von der Ehe das Glück: wenn sie sich nun
ihrer Täuschung bewußt wurde, kann man ihr vorwerfen, ihre Verzweiflung
sei unvernünftig gewesen? Das wäre wahnsinnig, denn alle Wesen suchen
das Glück als das Endziel ihres Daseins.
Die sechs Monate, welche sie bei Frau Gertrud in der großen.

traurigen Villa zugebracht, erschienen ihr nun wonnig im Vergleich zu
dein, was von der Zukunft zu erwarten war. Sie hatte sich geliebt ge-
wähnt. Und Thorton . . . ihn wollte sie nicht wieder sehen, aber Ernsts
Eifersucht vergrößerte sein Bild. Wäre sie ihn» früher begegnet, der hätte
sie zu schätzen gewußt, der hätte nie einen Perdacht auf sie geworfen, weil
er sie im Gespräch mit einem Andern gesehen.

Karoline blieb einige Tage zu Haus und wollte die Leute, die sich
nach ihrem Befinden erkundigten, nicht empfangen. Man überreichte ihr
eines Tages die Karte Thortons. Sie fühlte sich dem Ersticken nahe
und hätte sich in einein Winkel, oor Aller Augen «erborgen, zu Tode
weinen mögen. Sie bat Ernst, sie auf's Land zurückzuführen. Frau Gertrud
fchüttelte den Kopf, als sie ihre Blässe sah. Sie hatte immer gesagt, daß
die Bälle und Theater nicht für junge Frauen taugen, besonders für die
verzärtelten von heutzutage nicht. Zu ihrer Zeit waren die jungen Mädchen
anders erzogen worden; man füllte ihnen den Kopf nicht mit Firlefanz,
sondern machte tüchtige und kräftige Hansfrauen aus ihnen.

Karoline hörte diese Bemerkungen an, ohne etwas zu erwidern; sie
bedauerte selbst, nicht so eine kräftige Hausfrau zu sein, wie die, welche sie
bei fröhlichem Gefang ihre Hütten fegen oder ihre Wäsche am Fluß
waschen sah. Diese Gesänge erfüllten ihr Herz mit einer unaussprechlichen
Traurigkeit. Warum konnte sie bei ihrer Arbeit nicht mich so singen?

v.

Die Unterhaltungen mit Thortou hatten Karolinens Geist geweckt und
einige neue Ideen in ihr keimen lassen. Er hatte erzählt, daß die englischen
Damen die Mußestunden eines langen Landlebens mit Lectüre und Studien
ausfüllen. Warum sollte sie nicht ein Gleiches thun? Sie griff zu einem
botanischen Werk und sing an, es gewissenhaft zu lesen, aber sie verstand
nichts, und die barbarischen Namen glitten spurlos an ihrem Geist vor-
über. Sie pflückte Blumen und prüfte sie. Aber diese Beschäftigung
ohne Methode und ohne Zweck ermüdete sie bald. Sie nahm einen
französischen Roman und versuchte ihn zu übersetzen, aber obgleich sie im
Kloster französisch gelernt hatte, fand sie doch auf jeder Seite unüber-
windliche Schwierigkeiten, nud da ihr Niemand dabei helfen konnte,
warf sie zuletzt das Buch aus der Hand. Endlich nahm sie ihre Zu-
flucht zu dem so lang vernachlässigten Klavier. Sie verurtheilte sich täglich
zu dreistündigem Spiel, aber diese Arbeit füllte die Leere ihres Geistes
nicht aus. Was Ernst betraf, so ließ es ihn sehr kalt, ob seine Fran ihre
Zeit mit Sticken oder mit sonst etwas hinbrachte. Gott Lob, er war reich
genug, daß sie nicht zu arbeiten brauchte, und wenn sie ihn nur iu Ruhe
ließ, so war er schon zufrieden.

Karoline erwartete mit Ungeduld den Augenblick, der sie Mutter
werden ließ; sie hoffte von da ab eine Beschäftigung zu erhalte», die

ihr Niemand nehmen könne. Es war große Freude im Hause, als sie einen Sohn gebar, wie sich Ernst und seine Mutter lebhaft gewünscht hatten. Caroline wollte ihn selbst stillen, aber sie hatte nicht Milch genug, und man mußte ihn einer Amme anvertrauen. Ihre Genesung brauchte lange Feit, denn sie war zart. Ihrer Kindheit und Jugend hatten Luft und Bewegung gemangelt und sie auf die einzige Aufgabe, die ihr im Leben blieb, nicht genügend vorbereitet. Nach ihrer Genesung wollte sie sich selbst mit allen Einzelheiten, die ihr Kind angingen, beschäftigen, aber die Amme hatte es in Beschlag genommen, und kraft ihrer Erfahrung beanspruchte sie die alleinige Herrschaft. Frau Gertrud unterstützte sie unter dem Borwande, daß ihre Schwiegertochter zu schwächlich sei uud sich nicht ermüden dürfe. Karoline mußte sich also damit begnügen, eine kleine, in Windeln gewickelte Mumie in ihren Armen zu halten, welche weinte, wenn sie sie zu lauge ansah. Tas nächste Jahr bekam sie noch ein Kind. Alles verlief wie beim ersten, nur blieb sie länger leidend, so daß Ernst sich genöthigt sah, noch mehr Zeit im Eafföhaus zu verbringen. Karoline, einsam und krank, hatte also viel Zeit zum Nachdenken. Ihre Betrachtungen konnten nicht heiter sein. Sie fragte sich, warum sie geboren sei, ob es nicht besser gewesen wäre, einige Monate nach der Geburt zu sterben und geraden Weges in's Paradies zu gehen, anstatt es auf einem fo laugen und trübseligen Umwege erringen zu müssen.

Indessen genas sie endlich, worüber Enlst sehr froh war, denn es giebt nichts langweiligeres, als eine ewig kränkelnde Frau, besonders auf dem Lande, wo man keine andern Zerstreuungen hat, als die Jagd oder die Unterhaltungen im Eafföhaus. Karoliue nahm ihr gewohntes Leben wieder auf, das jetzt, wo sie zwei Kinder hatte, weniger leer war als vorher.

In dieser Zeit ereignete sich ein kleiner Vorfall, der geringfügig erscheinen mag, aber in dem unberechenbaren Gewebe der Zukunft Bedeutung gewinnen sollte. Eines der Kinder erwachte eines Morgens mit Fieber und etwas Husten, Karoline behielt es den ganzen Tag über in ihren Armen und wollte die Nacht an seiner Wiege bleiben, doch diesem Wunsche widersetzte sich Ernst. „Du ermüdest Dich nur unnöthig," sagte er, „meine Mutter meint, daß dein Kinde nichts Ernstliches fehle, und follte ihm in der Nacht etwas zustoßen, so wird man uns rufen."

Er übergab das itind der Amme, faßte feine Frau um die Taille uud führte sie hinweg. Sie widerstand nicht. Wie konnte man Ernst, der immer Necht hatte, widerstehen? Aber sie war ihm wegen seines Mangels an Gefühl böse. Sie horchte die ganze Nacht auf und glaubte ein feiues Weinen zu hören. Zum ersten Mal begriff sie, daß die Herrschsucht das Schönste in der Natur, die Liebe, verderben kann, indem sie zur Sclauerei herabwürdigt. Sie lachte nicht mehr, wenn sie an die Nonnen dachte, die auf den Steinplatten des Klosters immer bleicher werden.

VI.
Fünf Jahre waren seit Karolinens Hcirach verstrichen, als ihr Mann
sie zu ihren Eltern geleitete. Es war eine lange, beschwerliche und kost-
spielige Reise, und Karoline war ihm dankbar für diese Gefälligkeit, die
sie nie von ihm zu erbitten gewagt hätte. Sie glaubte wohl zu wissen,
daß sie eine Mitgift erhalten hatte, aber diese Mitgift gehörte ihrem Manne;
ihr gehörte nur so viel Geld, als er ihr eben geben wollte. Sie wußte,
das mußte so sein, und dachte nicht daran, sich darüber zn beklagen, um-
soweniger, als Ernst ihr nichts abschlug. Er kaufte ihr die schönsten
Kleider in der Provinz, ja er hatte ihr sogar eine elegante Eguipage ver-
sprochen. Sie wurde von den Damen in San Lorenzo beneidet. Diese
sagten, es gebe in ganz Italien keine glücklichere Frau als Frau Karoline
Monti.
Ernst ließ sie bei ihren Eltern und machte eine kleine Geschäftsreise,
wie er vorgab. In Wirklichkeit jedoch wollte er sich von der etwas zu
pnrtriarchalischen Lebensweise, welche er in Sau Lorenzo geführt, erholen.
In ihrer Geburtsstadt von Freunden und Verwandten gefeiert und ge-
hätschelt wie der verlorene Sohn, fand Karoline ihre frühere Heiterkeit
wieder und vergaß für den Augenblick, daß das Leben ihr nicht all seine
Versprechungen eingelöst hatte. Auf die Fragen ihrer Mutter antwortete
sie denn auch, sie sei vollkommen glücklich. Dieses Stillschweigen der
Leidenden ist aber ihr größtes Unrecht, denn es wird von den Urhebern
unserer Roth nur ausgebeutet.
Einige von ihren Freundinnen hatten sich vcrheirathct und die meisten
rühmten ihr häusliches Glück. Andere, welche keinen Mann gefunden,
sprachen von diesem Glück mit einem ironischen Lächeln.
Nach zwei Monaten holte Ernst seine Frau heim. Als sie sich Sau
Lorenzo näherten, fühlte sie die Last, von der ihr Herz eine Zeit lang
befreit gewesen war, mit doppelter Gewalt zurückfallen; diesmal, das wußte
sie, war es für immer und das Buch ihrer Jugend war geschlossen.
Frau Gertrud hatte die Abweseuheit ihres Sohnes und ihrer Schwieger-
tochter dazu benutzt, die ihr anvertranten Kinder möglichst zn verwöhnen.
Die Erziehung war der Gegenstand häufiger Besprechungen in der Familie.
Ernst wollte sie in einer Art militärischer Discipliu gehandhabt wissen,
Fran Gertrud gewährte den Kleinen Alles, während Karoline bei größter
Zärtlichkeit fest sein konnte und sich Gehorsam zu verschaffen wußte. Da Ernst
fast nie zu Haus weilte, fo spielte sich die Streitfrage zwischen Frau Gertrud
und Karoline ab. Bei ihrer Rückkehr fand Letztere die Kinder weniger
zärtlich aber ungezogener, was eine gewisse Bitterkeit gegen ihre Schwieger-
mutter in ihr erzeugte. Diese wiederum konnte ihr nicht vergeben, sich
amüsirt und ihren Sohn zwei Monate hindurch von ihr entfernt gehalten
zu haben. Sie sparte Karolinen nicht kleine Stiche und ironische Ve-

nierkungen über ihre melancholische Äliene seit der Rückkehr aus der
große» Stadt. Caroline >var zu niedergeschlagen, um auf solche Scherze
einzugehe», und diese Nichtachtung reizte Frau Gertrud noch mehr und sie
suchte Gelegenheit, ihren Äerger an ihr auszulassen.
Eines Tages, als Karoline vom Spaziergang zurückkam, fand sie
einen Brief vor, der wahrend ihrer Abwesenheit eingetroffen und er-
brochen worden war. Als sie die Kammerjungfer darüber verhütte, erfuhr
sie, Frau Gertrud habe sich den Brief geben lassen und ihu gelesen, ehe sie
ihn in's Zimmer ihrer Schwiegertochter schickte. Karoline wurde uon Zorn
ergriffen. Es war das erste Mal, daß man ihr fo offen Trotz bot. Es
fiel ihr ein, den Abend zuvor dcu Kindern etwas verboten zu haben, was
ihre Großmutter ihnen erlaubt hatte, und wie schlecht letztere ihren Äerger
zu verhehlen gewußt. Karoline suchte uun Frau Gertrud auf in der Hoff-
nung, daß diese sich entschuldigen und sagen würde, der Brief fei aus
Versehen geöffnet worden, denn nichts lag ihr mehr am Herzen, als eine
Scene zu vermeiden.
„Ist es wahr," fragte sie und versuchte, ruhig zu bleiben, „daß Sie
einen Brief erbrochen haben, der an mich adressitt war? Ich kann es nicht
glauben?"
„Warum denu nicht? Wohl habe ich ihn geöffnet."
„Und Sie besitzen den Muth, mir das so rnhig zu sageu?" rief Karo-
line vor Zorn zitternd.
„Warnm nicht? Eine ehrliche Frau hat vor der Mutter ihres Mannes
keine Geheimnisse. Als ich jung war, hatten die Frauen nicht so große
Eorrespondenz und der Mann las alle Briefe, einlaufende oder abgehende.
„Mein Mann kann sie lesen, wenn er null, aber Sie haben kein
Recht dazn. Gerade weil ich vor keinen Geheimnissen zu erröthen brauche,
will ich, daß man es an den schuldigen Rücksichten nicht fehlen lasse."
,,^ho! Tas ist Ihre Auffassung, meine Liebe? Weil Sie keine Ge-
heimnisse haben, so hätten Sie das Recht zu Geheimnissen? Eine sehr
bequeme Theorie, von den heutigen Frauen erfunden; wir damals hatten nicht
soviel Geist. Vielleicht haben Sie bei Ihrem Vetter, dem Advocate», Unter
richt genossen, während Sie zu Haus waren? Mein Sohn ist zu gut, er
thut Ihnen allen Willen; und Sie vergelten es ihm, indem Sie mich und
ihn zum besten haben."
„Madame, ich ertrage es nicht, so beschimpft zu werden! Mein Mann
ist der einzige Richter über das, was er zu thun hat, und wenn Sie mich
nicht augenblicklich um Entschuldigung bitten, so werde ich ihu hole«, und
er soll zwischen uns entscheiden!"
„Um Entschuldigung bitten? Tas, dächte ich, wäre an Ihnen. Seit
Ihrer Reise sind Sie uon einer unglaublicheu Anmaßung —"
Karoline ließ sie nicht vollenden, sondern ging und rief ihren Mann.
„Höre, was geschehen ist," sagte sie, fast sinnlos vor Aufregung,

„Leine Mutter hat einen an mich adressirten Brief geöffnet, und als ich
sie um eine Erklärung bat, hat sie mich mit schimpflichem Argwohn be-
leidigt. Ich ertrage solche Behandlung nicht."
Ernst hatte Karoline, die sanfte Karoline, nie in diesem Zustand ge-
sehen: ihre Augen traten aus deu Höhlen, ihr Gesicht glühte.
„Ist das wahr, Mutter?"
„Es ist wahr, daß ich einen Brief mit der Adresse von Madame
geöffnet habe; ich hielt das nicht für ein so großes Verbrechen. Dn weißt,
ich bin nicht in den neumodischen Anschauungen anferzogcn! Nun ist sie
wie eine Furie auf mich losgefahren und hat mir alle möglichen Unver-
schämtheiten gesagt. Vielleicht war ich zu heftig, aber ich bin solche Be-
handlung nicht gewöhnt. Es scheint nicht mehr Mode zu sein, alte Lente
mit Respect zu behandeln."
„Tu hörst, Karoline, meine Mutter bedauert, was sie gethan hat. Du
weißt, sie ist lebhaft. Du darfst ihr nicht zürnen."
„So! sie soll mir nicht zürnen! Deine Mutter hat also Unrecht?"
„Es handelt sich hier nicht darum, ob es ihr leid thut oder nicht,"
sagte Karoline, „sondern darum, ob sie das Necht hat, meiue Briefe zu
öffnen. Ja oder nein?" Und Karoline sah ihren Mann fest mit einem
flammenden Blick an.
„Aber meine Liebe," erwiderte Ernst, fehr verlegen über seine Stellung
zwischen zwei zornigen Frauen, „Du darfst aus einer so unscheinbaren
Sache nicht eine solche Wichtigkeit machen, meine Mutter hat nicht geglaubt,
Unrecht zu thun, nicht wahr, Mutter? Aber da Dich das Geschehene so
ärgert, wird sie es hoffentlich nicht wieder thnn. Und auch Sie bitte ich,
Karolinen ihre Heftigkeit zu verzeihen, sie ist nervös, uud das Geringste
regt sie auf. - Umannt Euch und fchließen wir Frieden."
Ei schob die beiden Frauen aneinander, und sie näherten ihre Ge-
sichter, daß es aussah, als ob sie sich einen Kuß gäben.
Karoline ging darauf in ihr Zimmer, nm das Vorgefallene an ihre
Mutter zu schreiben. Es war ihr Bedürfnis;, sich auszusprechen, und sie
besaß keine andere Vertraute. Als Frau Gertrud mit Ernst allein war,
warf sie ihm sein Betragen vor: er verwöhne seine Frau durch zu viel
Nachsicht, meinte sie, und er würde es eines Tages bereuen.
Ernst beruhigte sie, so gut er konnte; dann ging er in den Garten,
eine Eigarre zu rauchen. Das Wesentliche für ihn war, Mhe im Haus
zu haben, uud er gratulirte sich dazu, wie gut es ihm gelungen war, die-
selbe wieder herzustellen. Wie vortrefflich verstand er die beiden Frauen
zu leiten! Es steckte in ihm das Zeug zu einem Diplomaten.
Als Karoline ihren Brief beendet hatte, trug sie ihn auf die Post und
machte dann einen Spaziergang, um sich zu beruhigen. Es war das erste
Mal, daß sie allein spazieren ging. Aber sie schritt immer vorwärts, unbe-
kümmert um wirkliche oder eingebildete Gefahren; Alles war ihr in diesem

Augenblick gleichgültig. Hatte sie fünf Jahre einzig für ihren Mann und
ihre Kinder gelebt, sich dem Willen ihrer Schwiegermutter unterworfen,
damit mm: ihr mißtrauen, sie als Sclauin behandeln durfte, die kein Recht
auf eine mdwiduelle Eristenz hat? Sie dürfe keine Geheimnisse liaben, hieß
es; warum kam denn aber ihr das Recht nicht zu, die Briefe ihres Mannes
zu öffnen? Und er, der sie zu lieben vorgab, besaß nicht einmal den
Muth, sie zu vertheidigcn! Er war seiner Mutter gegenüber wie ein kleiner
Junge. Einen eigenen Willen hatte er überhaupt gar nicht; wenn sie, Caroline,
scheinbar ihm gehorchte, so gehorchte sie in Wirklichkeit Frau Gertrud. 2>>as
würde ihre Mutter sagen, wenn sie das Vorgefallene erführe? Ohne Zweifel
würde sie ihr Recht geben und Mitleid mit ihr haben. Nur ihre Mutter
kouute sie verstehen nnd liebte sie wahrhaft.
Caroline hatte sich an das Ufer des Flusses gesetzt, das Haupt an einen
Vaum gestützt, die Augen geschlossen, uud bot ihren heißen Kopf den
Lüften dar, die in ihrem Haar fpielten. Als sie sich ein wenig beruhigt
hatte, hörte sie in der Ferne eine Glocke zum Abendgebet läuten; dieser
melancholische Ton schnürte ihr das Herz zu, und sie brach in Thränen aus.
Ein Gefühl vou gänzlicher Verlassenheit bemächtigte sich ihrer. Allein,
allein in der Welt, in dieser weiten Wüste; allein inmitten derer, die sie
umgaben. Sie warf sich auf die Knie, verbarg das Gesicht in ihre Hände,
und in einer Regnng zmn Unendlichen wollte sie beten. Sie murmelte abge-
rissene Worte, von denen sie sich keine Rechenschaft ablegte, während glühende
Thränen über ihre kalten Wangen flössen.
Als sie bei hereinbrechender Nacht nach Haus kam, that Frau Gertrud,
als hätte sie ihre lange Abwesenheit nicht bemerkt. Karoline erwartete eine
Erklärung von Ernst, aber der war ausgegangen, weil man ihn eines Ge-
schäftes wegen abgerufen hatte. Als er zum Abendbrot zurückkehrte, schien
er vollständig vergessen zu haben, was sich am Tage zugetragen. Er um-
armte seine Frau, begrüßte fröhlich Frau Gertrud und begann zu essen,
indem er von einem Geschäft redete, das ihm in Aussicht stand, ohne die
gezwungenen Mieuen der beiden Frauen zu bemerken, die sich das Ansehen
gaben, als spräche jede unter vier Augen mit ihm.

Weltanschauung, Religion und Wissenschaft.

Line Kritik

Martin Mein.

— Vieslan. —

! lückliche Naturen, Sonntagskind« unter den Menschen, bringen es vielleicht zu einer rein ästhetischen Taseinsfreude, so dast sie, wahre Virtuosen des Lebens, eben leben, nicht in dumpfen Trieben, sondern in einer schönen, abgerundeten, alles Höchste in sich aufnehmenden Existenz, Wir Alltags-menschen aber empfinden unser Hineingestelltsein in das Dasein wie ein Räthsel, dessen Lösung als eine immer wieder sich erneuende Aufgabe uns nicht zur Ruhe kommen lassen will.

Man kennt freilich Uon jeher die beiden Wege, auf denen wenigstens ein relatives Ausgeglicheusein des einzelpersönlichen Lebens mit dem All zu erreichen möglich scheint: entweder man knüpft durch das Mittel der Religio» sein Wesen an das Uelierirdische, oder man bescheidet sich mit dem Bewußtsein progressiver Vcruollkommnungsfälngkeit menschlichen Wissens.

Dabei ist aber das merkwürdig, daß Religion und Wissenschaft, schon begrifflich, selbst Probleme sind, welche zu einander ebensosehr in Beziehung, wie im Gcgensahe stehen; und wer sich eine feste Weltanschauung bilden will, scheint zwischen beiden wählen zu müssen. Oder giebt es eine Weise, die Weltwirllichkeit sich zurechtzulegen, wobei sie beide. Religion und Wissenschaft, Hand in Hand gehen? Diese Möglichkeit ist immer behauptet worden, nnd Theologen wie Philosophen haben, wer weist wie oft, nn dieser Frage sich abgemüht.

Einen Beitrag zu ihrer Lösung, nicht in der Form ciucr theoretischen Untersuchung, sondeni in Gestalt gesammelter Reden und Abhandlungen aus den verschiedensten Wissensgebieten, giebt ein vor einiger Zeit unter dem charakteristischen Titel „Itcligion und Wissenschaft" erschienenes Buch') Uon Professor Rudolf Sevdcl in Leipzig.

') Religion und Nissenschaft. Gesammelte Reden und Abhandlungen uon Dr. Rudolf Seidel, n. o. Professor der Philosophie an der Universität Leipzig. Breslau, C. Schottlaender. 1887.

Wir können hier natürlich nicht auf Einzelheiten eingehen. Um unser,,' Leser aber zu orientire» über die Art, wie der Verfasser zu Werte geht, gestatten wir uns einige Bemerkungen zu dem Titel des Buches und einen Passus der Vorrede. „Gegenwärtige Sammlung," sagt Sendet, „hat ihren .rothcn Faden' in dem Suchen nach einer Philosophie, die zugleich religiös und wissenschaftlich ist" es gilt, die Naturansicht zu durchgeistigen und mit religiösen Fundamenten in Verbindung zu sehen? es gilt, die Theologie uon Unnatürlichem zu reinigen und mit allem andern wissenschaftlichen Erkennen in Einklang zu erhalten". Daher offenbar der Titel ,,Religion und Wissenschaft", dieses „und" als Zeichen angestrebter organischer Verbindung. Diese Geistesarbeit, der der Verfasser nu» schon seit einem Vierteljahrhundert seine Kräfte widmet, hat zum Ziele die Aufrichtung und Begründung einer Gottes- und Weltanschauung, welche als die „zusammenfassende Mitte" sich darstellen soll zwischen orthodoxer, supronaturalistischer Theologie und der lediglich auf den Erfahruugsbegrisf aufgebauten Naturwissenschaft, als eine beide Extreme in sich aufnehmende und sie «ermittelnde Philosophie,

Das ist schön und klingt plausibel. Schade nur, das, auch das wider die Tendenz ist, die seit Jahrhunderten schon, seit Origenes oder eher schon, der Religion vielleicht geschadet und der Philosophie nicht eben genützt hat. Nicht schlechthin, denn es hat aus der Verschmelzung der Religion mit philosophischen Elementen und der Philosophie mit religiösen jede der Schwestern je und je neue Antriebe zur Entwiclelung erhalten: aber ihre jedesmalige relative Vollendung gewann sie stets nur daun, wenn sie sich der Verstrickung entwand und auf eigene Füße stellte. Solche Ineinsbildungen sind nach nnserer Ueberzeugung geschichtlich nothwendig, aber sie sind nicht dazu da, sich als herrschende Weltanschauung bleibend festzusetzen, sondern das; die Menschheit sie abschüttele, wie die Schale abfällt, wenn es innen in der Wanne keimt.

Man beachte, wo der springende Punkt liegt: Eine Weltanschauung soll ewblirt werden auf Grund gewußter Wahrheit. Wcltauschnuuug Wahrheit und Wissen, diese drei Vegriffe sind hier, wie es zu geschehen pflegt, friedlich gesellt. Denn Seidels „Gottes- und Weltanschauung" ergiebt sich ja dann, wenn die Religion und die ezacte Wissenschaft durch das tortium des Gewußiwerdeus ihres Inhallcs als Wahrheit sich eben zu jener Philosophie der Mitte, „die zugleich religiös und wissenschaftlich ist", zusammenschließen. Referent bedauert, das; er bei aller und zwar ganz unumwundenen Anerkennung der prächtigen Einzelheiten, auch ganzer einzelner Stücke des Buches, eines jeden für sich, die Zulässigkeit dieses leitenden Gesichtspunktes stark bezweifeln muß.

Nämlich es ist unsere begründete Ueberzeugung, das; das, was man so Weltanschauung nennt — Seydel sagt vorsichtig „Gottes- uud Weltanschauung" — zwar religiös sein kann, und, wenn sie Hand und Fuß haben, in sich consequent sein soll, irgendwie religiös sein muß, daß sie aber mit der Wissenschaft sich immer erst mittelbar berühren kann: Weltanschauung ist, wie wir mit gutem Bedacht aussprechen, im letzten Grunde eine Privatangelegenheit eines jeden, eine noth wendige Privatangelegenheit, vielleicht die wichtigste und heiligste, die der Mensch hat, »nd für die er lebt, die, sofern sie ihn ethisch durchdringt, ihm die Schwingen löst vielleicht zu allseinem, somit auch seinem wissenschaftlichen Fluge. Stellt er aber die Wissenschaft in den Dienst seiner Weltanschauung, geht er an wissenschaftliche Untersuchung mit der Absicht, seine Weltanschauung zu stützen, zu erweisen, so macht er sich einer Erschleichung schuldig, so hört seine Wissenschaft, streng genommen, das zu sein auf, was sie sein soll: Wcihrhcitsforschuug als Selbstzweck; so fängt sie an, das zu sein, was sie nicht sein soll: Lrwcisinstrument und Mittel zum Zweck.

Es liegt auf der flachen Hand, daß ein so feinsinniger Denker, ein so scharfsinniger Gelehrter, wie der Verfasser es ist, der selbst für die Wissenschaft so unanfechtbar Tüchtiges geleistet hat — ich erinnere nur an seine Arbeiten zur Ethik, zur Schopen«

hauer'schen Philosophie und übel das Verhältniß Buddhas zum Christenlhum — daß ein Gelehrter von dem Geiste Seydels sich der angedeutet?« i>c?titic> priuoipii in dieser ihrer nackten Gestalt nicht wird schuldig gemacht haben: aber wir können nicht anders, als es aussprechen: Der Wi ss e n sb egliff, dem der Verfasser huldigt, in seine Konsequenzen «erfolgt, muß jene schiefe Stellung der Wissenschaft ergeben.

Gegenüber allen denen also, welche „Weltanschauungen" unter direkter Einbeziehung des strengwissenschaftlichen Momentes (wie der Verfasser) zu gründen oder solche „wissen» schaftlich" zu begründen auch heute noch beflissen sind, fordern wir daher zunächst uud uor allem eine Revision des Begriffes des Wissens überhaupt, und im Besonderen des philosophischen Wissens. Gewicht wird nur das, was erkannt ist: für erkannt darf aber nur das uns gelten, was nicht mehr anders als eben fo gedacht werden kann, d. h. was von keinem anderen anders, als von mir, vom Dritten und Vierten nicht anders als vom Ersten und Zweiten, aufgefaßt und in das Denken eingeordnet werden kann. Daraus ergiebt sich, daß es ei» Wahrheilsknterium, welches Jedermann jeder- zeit zugänglich seiu mich, geben mus!: sonst wäre es eben wieder möglich, daß der eine oder andere die Wahrheit in Erbpacht nehme, wie es wohl von Seiten mancher Heißsporne namentlich unter den Metaphysiken! zu geschehe» Pflegt. Die Wahrheit muh von Jedermann controlirbar sein, die Wahrheit mich allgemeine Wahrheit sein.

Bis heutigen Tages ist aber noch nirgends etwas entdeckt worden, worüber nicht stets eine Gegenpartei anderer Ansicht gewesen wäre, außer denjenigen Befunden, welche durch die sinnliche Erfahrung — es hilft einmal nichts: durch die gemeine sinnliche Erfahrung — ihr Wahrheilskriterium erhallen oder erbalten können. Der Thcist schilt andere Pantheisten, Atheisten wegen ihres „falschen" Gottrsbegriffes, Cudämonismus und Pessimismus liegen sich in den Haaren, jeder wirft dem andern vor, es sei mit der Wahrheit seines Princips schlecht bestellt: und so wird es in allen ähnlichen Fällen ewig bleiben, aber niemals wird es einen: einfallen z» bestreiten, daß 2-2--4 sei, daß Ttrychnin den lebendigen Organismus zerstöre, d. h. eben Gift sei, daß Nasser unter gewissen Voraussehungen bei IWl>(!. siebe, im Grunde lauter Taulo- logien, die nur durch das analytische Auseinanderlege» des nittieipirten Ganzen als des Tubjectes zu Erkenntnissen werden.

Also: all unsere Erkenntniß bewegt sich zivischeu zwei Punkte», der Erfahruug als ihrem Ausgangspunkt, und der Erfahrung als ihrer Verifikation. Somit fällt aus dem Wissen heraus und ist im eigentliche» Wortuerstande nicht mehr Gegenstand der Wissenschaft Alles, was die wirkliche oder mögliche Erfahrung überschreitet.

Freilich, weitergreifende Hypothesen brauchen auch wir: Der Literarhistoriker operirt vielleicht selbst mit Gedanken aus der Wolsf-Lachmnnn'schen Liedertheorie, der Naturforscher mit der fruchtbaren Atomhypolhese, der Mediziner mit Kategorien dor- lvinischrr Herkunft: aber wir nehmen dieses hypothetische Moment nicht auf als ein Erkanntes, als Iuhalt der Wissenschaft, — uns gilt, was Fr. Bischer, freilich in anderem Sinne, von der Wissenschaft sagt: sie solle sein: Testruelio» der Metaphysik durch Metaphysik, uns ist jenes hypothetische Moment nicht selbst Wissenschaft, sondern ledig- lich ein Hülfsmittel der Methode, welches im Resultate nicht stehen bleiben darf, sondern z» eliminiren ist, Wissenschaft sind also weder z. B. die Naturphilosophie Schellings, noch eine apriorische Geschichtseonstruction etwn nach dem Hegel'sche» Drci- tact, noch eine Aestheti! „von oben", wie Fcchner es nennt, noch irgend welche Meta- physik, d, h, Weltanschauung, noch endlich irgend welche Gottcsanschnuuug, d. h. Religion.

Aber wir verwerfen darum weder Metaphysik noch Religion, und wir möchten dieser beiden Bethätigungsweisen geistigen Innenlebens um leinen Preis entrathen. Es hieße den eigenen und den nalioualen Bankerott erklären, wenn die Denker eines Volkes sich mit jener strenge» Arbeit engbegrenzter Wissenschaft begnügen wollten:

nur soll ma» den Wnlm aufgeben, es handle sich hier um ein Gewußtes im enger»
Sinne, uni Wissenschaft: hiev Handel! es sich mn das Gebiet persönlichster Ueberzeugung
Diese nun ist sicherlich zwar anch Wahrheit, aber sie ist Wahrheit Zui ^erwriZ. Vir
fordern daher, zweitens, eine Revision des Begriffs der wissenschaftlichen Wahrheit. L»
ist falsch, die Wahrheit lediglich in das Gewußtwerden des Erkannten zu setzen: ebl-nsowaln
ist die subjcctive Wahrheit dessen, was als unabweisbare Forderung in Ver''chiedenni
verschieden, in Jedem aber mi! dem gleichen Zwange sich geltend macht. Jenes Wiss.-,:
geht auf die Wahrheit des Gewußte», diese Aenßernngsweise des Seelenlebens viel-
mehr auf die Wahrhaftigkeit dessen, der zu wissen meint: hier handelt es sich weniger
um Thatsachen des Wissens, als um Forderungen des Gewissens Solcherlei nennen
wir nicht wissenschaftliche Gewischeit, sondern wir nennen es Ueberzeugnng. Pslickologisch
scheidet sich die Ueberzeugnng von der wissenschaftlichen Erkennlniß unverwischbar: nur
einer ihrer beiden Pole liegt in der Erfahrung, je der zweite geht entweder über diese
hinauf ins Nncontrolirbare, oder steigt aus dem vorausgesetzten Metcmpirischen in
dieses herab, Auch die Ueberzeugung hat natürlich ihr specisisches Wahrheitskriterium,
wodurch sie sich von phantastischen! Träumen und ciuer Verkettung von Wahnideen
unterscheidet — dasselbe übrigens, welches als Fonnnltriterium auch der Wissrnscha'':
e>o ir,^ eignet, nur daß sie, die Ueberzeugung, dies fälschlich für ein Realtriterrum an-
sieht —: es ist die logische Folgerichtigfeit in ihrem Aufbau: sie ist snlsch, wenn nur
eins der Zwischenglieder zwischen Heiden Polen den logischen Denkgesetzen widerspricht,
wenn au irgend einem Pnntt? die Eonlinuität der logischen Denknothwendiglrit unter-
brochen wird. Folgen die Zwischenglieder logisch richtig, so ist die Neberzeugung unan-
fechtbar und darum stehen zu lassen, jedem in seiner Weise. Man siebt sofort, es
kommt vier alles nnf die Voraussetzungen cm, obne welche Metaphysik und Religion,
Welt und Gottesauschauuug überhaupt nicht denkbar ist, — So allein ist bei aller
Schärfe und Klarheit in der Behauptung des eigenen Standpunktes die Toleranz
möglich, welche um fo notwendiger ist, als die strenge Wissenschaft ihrer Natur nach
intolerant sein muß welch« aber gerade vielfach unter den Gelehrten fehlt, deswegen,
weil sie für ihre trnnsseendentale» Eonstructionen den Zwang der sachgülligen Notb-
wendigkeit der Wissenschaft in Anspruch nehmen. — Für den reichen, mannigfaltioen,
herrlichen und heiligen Inhalt der Ueberzeugungen, weun er sich kleidet in die wissen-
schaftliche Form des Systems, wie es in der theologischen Dogmatil z. B. oder der
philosophischen Metaphnsik der Fall ist, mag man immerhin den Namen Wissenschaft
nicht gerade nbrogiren, aber da« alles ist im eigentlichen Sinne doch nicht Wissenschaft:
wir nennen es mit einem Ehrennamen: Glaubenschaft.

Diese Art der Wahrheit hat psychologisch ihren Quell darin, und ihre Berechtigung
daher daß sie ihre Objecte eintaucht iu die Tiefe der eigenen Persönlichkeit, sie erkenn!
vermöge einer Apperception durch Stimmung, diese aber als die dauernde Lage der
Subjeetivität gefaßt, wie sie zusammenschießt aus tausend Einflüssen der Ererbung,
physischen Gesundheit, Erziehung, Unterricht, Umgang, Sexuellem und dem ganzen
Stande der mannigfach bedingten Eultnr der Zeü. Der Grad und die Art der ge-
fühlsmäßigen Amnnthung der Vorstellungen komm! hier iu Rechnung, der Gefllhlilon,
den jedes Denkelemcnt — !heore!isch von diesem ablösbar, praktisch aber in,separal>I
— von Hause aus mi! sich führt, erlangt hier sein Recht. Das ist ein seelisches In-
grediens, welches heim wissenschaftlichen Denken sorgfällig ausgeschieden werden muß,
sonst fälsch! es dasselbe; aber es is! gar nicht abzusehen, weshalb es nicht ebenfalls
das Recht haben sollte, da es einmal da ist, verselbständigt, wie jenes, als Vehikel
zur Lösung von Problemen zu dienen, die, mit den Problemen des wissenschaftlichen
Denkens als solchen heterogen, auf anderem Wege ihre Lösung erheischen Es ist
schlechlerdings nnersindlich, warum man, und widerstreitet aller Besonnenheit, wenn
man diese Thalsachcn der Innenseite des menschlichen Daseins bei Seite schiebt und
nur als Mittel für das Erzielen des Genicßcus, als specifischen Lust- oder Unl>,si

quell, will gelte» lassen. Gerade hier liegen die ersten Ansätze von constitutiver Bedeutung für alle Weltanschauung. Wie fruchtbar diese Ansätze sich gestalten tonnen, zeigt ein Blick in die neuere Aesihetit, wo die Wichtigkeit der Stimmung — welche uon den ausübenden Künstlern übngens vielfach naw und rechenschaftslos, mnu nwchte sagen, inslinctiv, biz zur Effeethaschcrci in den Vordergrund gestellt wird — theils andeutungsweise, thcils nachdrücklich hervorgehoben wurden ist (z. V, von Nahlowsty, Gefühlsleben, i>^. 234—44, O. Liebeinann, Zur Analysis der Wirtlichkeit, i>F. 448 f,, Fr. Bischer, Aesthetit, II. z 33l), ferner durch Siedeck, Iechner u. A.) — Dieses Moment herrscht in Religion und Metaphysik, und ist allein im Stande, Aeslhetit und Ethik aus ihrer Geltung als empirischer Wissenschaften in transscendentales Gebiet zn erheben.

Auf Ueberzeugtheitsthatsachen also, d. h. im Grunde auf glaubenschaftlichen Motiven, niemale auf bloßen Erkenntnissen erbaut sich immer und allenthalben Gottesanschaunng und Weltanschauung. Und eben daher fordern wir, drittens, eine strenge, auch begriffliche Trennung von Weltanschauung und Wissenschaft; beide haben mit einander unmittelbar gar nichts zu thun.

So sehr nun zwar anck auf eine strenge Sondcrung beider gedrungen werden muß, so wenig soll verkannt werden, daß Glanbenschaft und Wissenschaft sowohl formell als auch inha.tlich sich auf's engste berühren — nicht vermischen lassen oder vereinigen zu einer sogenannten „Philosophie", sondern an einander angrenzen. So kann eine jede Weltanschauung sich der Form der Wissenschaft bedienen, sich „wissenschaftlich" formuliren zum Zwecke eines Rechtfertigungsversuchs andern Weltanschauungen gegenüber. So müssen beide sich inhaltlich, i» Bezug auf ihre Gegenstände, berühren, eben weil die Ueberzeugung gerade da einsetzt und einsetzen muß, gerade da de» Gegenstand gestaltend weiter führt, wo die Wissenschaft im strengen Sinne, wie wir sie fordern, ihn fallen läßt, da gerade, wo die Wissenschaft mit ihren Ertenntnißmitteln ihre Grenze finden muß und anerlcnnt. Wo das Wissen aufhört, setzt die Ueberzeugung ein. Nie Weltanschauung eines jeden reift aus lauter Postulaten; natürlich aber hangen diese nicht wie Münchhausens Bohncnrankc in der Luft, sondern wurzeln eben immer am Rande des specifischen Wisseusinhnlts eines jeden an der Stelle, wo der Wissende gern mehr wissen möchte, ohne mit den Ertennlnißmitteln auszureichen, dieses Mehr sich anzueignen.

Also eine Berührung haben wir anzuerkennen, und es ist zweifellos, daß in der großen Wahrscheinlichkeitsrechnung der Transseendentnlsysteme (d. i. der Gottes- und Weltanschauungen) dasjenige die größte Wahrscheinlichkeit wird für sich haben, bei dem die Berührung mit der Wissenschaft unter allen am engsten, und an den im Vergleich zu den übrigen Systemen meisten Punkten nachweisbar ist, Der Künstler — oder wie soll man doch die Zeitiger von Weltanschauungen nennen? — hat dann wenigstens ein solides Sprungbrett unter den Füßen, von dem aus er den Salto mortale in die Höhe der übersinnlichen „Erkenntnis!" wagen lann. Nur steht zn befürchten, daß er immer wieder, wohl oder übel, auf den Erdboden kommen wird, es müßte denn sein, daß ihm unterwegs plötzlich Flügel wüchsen — und dann allerdings: ade, Erfahrung, dann: willkommen, überirdische Regionen, Reich der reinen Geister!

Nein! berühren kann und muß sich Religion und Wissenschaft, nie aber sich vermischen. Also: einen schneidigen Hieb zwischen beiden hindurch! Nichts mehr von einer Philosophie, die zugleich religiös und wissenschaftlich sei! Tas ist immer wieder nur halbe Religion und halbe Wissenschaft, und dies Zugleich von beiden ist überhaupt nicht Philosophie. Diese „Philosophie" wird der Wissenschaft zu religiös und der Theologie zu wissenschaftlich sein, und es ist zu befürchten, daß man dieser Philusopbie der ausgeglichenen Mitte den Vorwurf wird entgegenhalten, den — irren wir nicht — sogar Strauß der Theologie des Protestnntenuereins gemacht hat: sie sei die ganze Halbheit.

Aber ist denn das schlechthin ein Vorwurf? Es ist's nur dann, wenn man dieser „Philosophie" Nolhwendigkeit und 1Inabwei«bnrkeit für jedes Denken vindicilt: es n kein Vorwurf, wenn man sie zu proclamiren sich entschließen konnte »ls eine möglich? Form für homogene Geister, als die Weise für manche Persönlichkeiten — leiche und tiefangelegte werden es sei» — in ihrer ganze» Fülle unter gleichen Voraussetzung!" sich Vorzuleben. Eine solche tritt uns entgegen im Rahmen der Weltanschauung, die das Buch uns predigt. Wir sagen absichtlich „predigt"! denn Weltanschauungen predig! man dem Willigen; Anerkennung wissenschaftlicher Resultate erzwingt man auch vo« Widrrwillige».
Die specisische Art nun des Verfassers bedingt selbstverständlich seine Auffassung der Gegenstände der vorliegenden Abhandlungen. Da ihm Religion und Wissenschaft dem inneren Wesen nach homogen sind, — seine Weltanschauung enthält ja beide als Eoinficienlen in der Vereinigung zur „zusammenfassenden Mitle", so mun sein wissenschaftliches Interesse um dieselbe Angel kreisen, um die auch die Religion sich stets bc wcgt, wenn sie noch wirklich Religion ist: um ein irgendwie, sei es garantirles, sei eo geahntes oder gesuchtes llebcrsinnliches, man nenne es nun das Absolute, oder Gell, oder Ding an sich, oder irgendwie. Wenn also der Verfasser beispielsweise im 6. Stücke der 1. Abtheilung Fechner bespricht, so tritt uns hier der Leipziger Gelehrte zwar im» zweifelhaft in Porträtähnlichkeit entgegen, aber die Auffassung ist doch so, daß wir aus rufen: ja, das ist Dr. Wises, der Verfasser von Zendcwesta, Rann», den Motiven des Glaubens, der Seelenfrnge, der Schrift über das höchste Gut, des Vüchleins vom Leben nach dem Tode (es. i>^. 113), und erst nebenher fällt uns ein, dieser I)r. Miseö ,si ja auch derselbe Fechner, der das Weber sche Gesetz zum Fechner sehen Gesetz gestaltet hat, der berühmte Psychophysiker.
Von höchstem Interesse ist namentlich in der hier angedeuteten Beziehung das 12. Stück (der 2. Abthcilung viertes) über die Frage der Erkennbarkeit der Dinge an sich (besonders pf5. 279). An dieser scharfsinnigen Zergliederung zeigt sich gerade rvi> de»!, wie berechtigt unsere oben aufgestellte Forderung einer Scheidung der Arten d« Wissens und damit des wissenschaftlichen Erkenntnisses uud des dieses letzteren über^ fliegenden, die Gottes« und Weltanschnuung ergebenden, sveculativen Uebcrzeugtseins ist. Das, wntz wir Uebrrzeugtsei» nenne», nimmt Se>,del für Wesenserlenntnif,.
Die Erkennbarkeit vo» Wesenheiten spinnt er vermöge einer geniale» petita piineipü heraus aus dem Begriffe — man beachte wohl: aus dem Begriffe — der cucher-subjeclwcn Seinsmöglichkeil. Dazu gelaugt er durch eine m. E. unzulässige Auffassung vom Wesen und Werthe des „sei»" (der llopula) im Nrlheilc (p^. 284), welchem (m. E. fälschlich) der Sinn des objeetioen Wahrhcitswerthcs beigelegt wird (p, 2sZ>, während es (m. E.) nur die logische „Position" (wie Herbert sich ausdrückt) bedeutet. Das ist die Folge der Seydel'schen Auffassung von Wahrheit: „Wahiheit ist . . iminei eine Verbindung oder Trennung von Begriffsinhalten (i>ji. 279 es, 280) im Unheil, Das ist die logische Wahrheit: crkennlnihtheoretische Wahrheit ist die Nebereinstimmung mit den Daten möglicher Erfahrung. Lehrreich ist hier besonders das von Sende! angeführte Beispiel „Kenianern sind m>>lhologische Wesen", von dem er sagt, dar, es ,,eiu wahres, objeetwen Inhalt tragendes" sei (2PY). An dieser Wahrheit, an dieser Objectiuität ist uns i» der Wisseuschast nichts gelegen: es ist die rein logische Widerspruchslosigkeit, durch die nichts erkannt wird. — Lehrreich ist es weiter, zu sehen, wie Eeydel mit diesem Beispiele das fernere hinsichtlich der „Wahrheit" aus eine Zw'? stellt: Napoleon starb auf St. Helena, während sich thatsächlich auf gleicher Stufe nur das dritte a. a. O. gegebene befindet, das Ezistentinlurtheil „es ist ein Gott". Selbstversmudlich haben wir alle als vernünftige Wesen gegen die Wahrheil deö letzteren Beispiels gar nichts einzuwenden, und mit Neberzeugung sprechen wir: wir glauben an Gott. Aber dagegen streite» wir, das; dies eine wissenschaftliche Wahrheit sei, mit dem Kennzeichen der Wissensgewißhcit, der mehr als subjektiven Gewißheit:

wir behaupten: das ist lediglich lleberzeugung. Und so kommen wir schließlich
wieder auf den Punkt, aus dem die ganze Divergenz zwischen der Auffassung Seydels
und der unsrigcn hervorgeht: den Begriff Gewißheit, d, h, eben den des Wissens.
„Das Tosein anderer Wesen, sagt Seydel, kann uns günstige» Falls ebenso gewiß
werden, wie unser eigenes. Eine stärkere Gewißheit können wir dafür nicht einmal
suchen, also auch nicht vermissen" (306). Nun, dann ist es mit dieser, starken Gewiß-
heit schwach bestellt! und eine schwache Gewißheit trägt keine Nissenschaft. Denn hier
fragen wir doch: was wissen wir denn von uns als einem Wesen? Nichts! rein gar
nichts! Wir schließen darauf aus den Vorgängen, die wir — mit welchem stechte,
bleibe dahingestellt — Erscheinungen nennen. Im secundär Erschlossenen ^iegt doch
nicht die Gewißheit zuerst? Das Erste und Letzte zugleich, welches als Gegebenes weder
wcggedeulet noch abgeleitet, oder wo Letzteres geschieht, nur — wie bei Kant') — durch
eine Erschleichung abgeleitet weiden kann, diese primäre Thatsache ist ein Factor der
Erscheinung, die sinnliche Empfindung, Seinen Ausgangspunkt aber und seine
Gewihheitsgarantien aus der Gewißheit des Selbstbewußtseins hole», heißt das Haupt-
problem der Metaphysik zur Grundlage machen, auf der man fußen foll. Denn die
Selbstgewißhcit des Ich „als Seienden", als eines metaphysischen Wesens, ist ganz
problematisch. Ich will n,ich nicht auf Kants Kritik der Paralogismen berufen oder
auf die zahlreichen Widerlegungen des Eaitesicmischcn enzfiw «>^» 8um: ich möchte
hier einmal eine Aeußerung des geistreichen G. Eh. Lichtenberg wieder aufgrabe». Er
sagt (Verm, Schriften I, p?. 46): „Ehemals zeichnete mein Kopf Alles auf, was ich
hörte und sah! jetzt schreibt er nicht mehr auf, sondern überläßt es Mir. Wer ist
dieser Ich? bin ich und der Schreiber nicht einerlei?" Da also alles auf die Selbstge-
wißheit gegründete Wissen von Dingen außer mir, also etwa von Gott oder von der
Welt als einem Metaphysischen, natürlich hinsichtlich des Gewußtwerdens ebenso pro-
blematisch ist, wie das Ich, so ergiebt sich, daß eben das Alles aus der Wissenschaft
muh ausgesondert werden.

Kein Problem aber, nichts mehr, was doppeldeutig wäre, liegt in der einfachen
Thatsache der Empfindung. Das ist natürlich leine transseendentalc, sonder» eine rein
empirische Realität. Die Empfindung, als das Einzige unserm Erkennen nicht Weiler
Auflösbare, die Empfindung, welche bis an die Scheidelinie des Gebiets der Wirklich-
keit, in der wir zu Hause sind, von dem Gebiete des Uebersinnlichen, »ach welchem
wir uns zu gelangen sehnen, hinanrcicht — diese Empfindung muß verwerthet werden
als Kriterium der Gewißheit: gewiß ist im Sinne der Wissenschaft, wie wir die Wissen-
schaft verstehen, nur das, was ausgeht von der Erfahrung, deren erster Factor eben
die Empfindung ist und das, wenn es auch im Denken »och so sehr bearbeitet und
noch so weit weitergeführt ist, durch eben diese Erfahrung schließlich wieder bestätigt,
d. h, auf's Neue durch die Empfindung mit dem empirisch Reale» in Verbindung ge-
setzt werden kann.

Wir engen dadurch die Wissenschaft ein, das wisse» wir wohl. Die Wisscnschaft
in diesem Sinne wird uns niemals Aufschluß geben über unsere höchste» und heiligsten
Herzensangelegenheiten. Aber was hätte sie dn auch Alles z» thu»! Die Wissenschaft
in diesem Sinne wird uns niemals herauszuführen vermögen über den Kreis des Ge-
gebenen und innerhalb desselben sich immer nur bethätigen als mechanische Analyse des
empirischen Geschehens. Aber auch so giebt sie uns eine innere Befriedigung und
Sättigung: und wir geben unbedenklich Goethen recht, wenn er sagt: ,,Das schönste Glück
des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Ilnerforsch-
lichc ruhig zu verehren,"

Denn diese Begrenzung schafft Raum für den Flügelschlag des frei aufstrebende»
Geistes, des in mystische Tiefen sich versenkenden Gemülhs. Nun kann ich glauben,

') In der bekannten Stelle am Eingange der Kritik der reinen Vernunft.

mit felsenfester, unerschütterlicher Ueberzeugung, was ich meiner Menschennalur nach zu glauben mich sehne, meiner Wenschennatur nach glauben muß. Ich kann mit Spinoza die Welt anschauen 8ud 8pcci« <iet.0rni oder lanu mit Schiller sprechen: Brüder, überni S^emenzelt muß ein guter Vater wohnen: ich kann mich still vor dem Schicksal hinein» versenken in ein großes heiliges NN und ich kann mit frouimer Kindersecle des Gottes-geistcs heiligende Gnndcnthat erharren als ein glaubiger Ehrist,

lind nun stehen wir da, wo wir mit Seudel eins sind: Auf außerwissenschaft-lichem Erdreich also, ans llebcrzcugungen reist unsere Weltanschauung, sie geht hervor aus Intuition. Dieses lehteie ,,Organ" des Geisteslebens ist nach unserer lieber» zeugung nur nicht mehr ,,Erkenn!nißorgnn", wie Seudel (p^. 309) es faßt; im llebrigen aber pflichten wir ihm bei, wenn er sagt (p^. 308): „Die Einheit selbst («««. von em-pirischem Denken und metaphysischem Sein), das Vertnüvftsein als Vcrkniipftsein, ist wohl als Besih, als Lebe» uns gegenwärtig und wird als solches gefühlt, auch in seiner Totalität gewußt, intuitiv erkannt, aber dies ist keine Erkenntnis! im eigent-lichen Sinne, als welche das Verknüpfte immer wieder nn gelrennte Begriffe uertheilen muß."

Neue Dichtungen von Friedrich Vo»enftc»t.

ülit schmerzlichen Empfindungen »füllten uns die in letzter Zeit so häusig und
mit so großer Bestimmtheit auftretenden Nachrichten von den körperlichen Leiden eines
Dichters, der zweifellos zu den bedeutendsten Vertretern unsrere Lyrik in der nach
Goethe-Schiller'schen Zeit gehört. Um so größer ist unsere Freude darüber, daß wir
Friedrich Bodenftedt wieder unter den rüstig Schaffenden finde». Seine vor Jahres-
frist erschienene Sammlung: Neues Leben, Gedichte und Sprüche (Breslau, S. Schott-
tuender) liegt in einer zweiten Auflage vor und Snkuntala nennt sich das neue
Wert Bodenstedts, das uns das jüngste Jahr bescheert hat.

Ueber „Neues Leben" gedenken wir hier nicht zu urtheilen. Wir haben unseren
Lesern von dem Erscheinen des Wertes Kenntnis; gegeben und Proben aus demselben
abgedruckt. Erwähnenswerth ist jedoch das Vorwort, welches Bodcnstedt dieser neuen
Aufgabe mit auf den Weg gegebe» hat. Li wirft darin einen Rückblick auf fein
ältestes Liederbuch, „uon welchem zu gleicher Zeit eine neue Auflage vöthig geworden
und zwar die 125., wäbrend das neueste erst bei der zweiten angelangt ist". — „Freilich
haben die Lieder des Mirza Schafft, — sagt Bodenftedt — welche zuerst um die Mitte
dieses Jahrhunderts erschienen, ebensoviel Zeit gebraucht, wie mein „Neues Leben",
bis eine zweite Auflage nöthig geworden .., Damals schlugen die Lieder und Sprüche
des Mirza Schafft, wie Blitze ein... Seit der Zeit hat fich der Irrthum festgesetzt, daß
ich und Mirza Schafft, als Dichter verschiedene Personen sind, und dieser Irrthum ist
nutz aller Aufklärungen bei der Menge ebenso znm Glaubensartikel geworden, wie es
mancher andere war. Begreiflich wird das nur, wenn man bedenkt, daß es herkömm-
lich in Deutschland ist, lieber das Fremde als das Heimische zu bewundem. Den
vermeintlichen weisen Perser konnte man uneingeschränkt loben, während es bei den
unter meinem eigenen Namen erschienenen Gedichten schon als ein großes Lob galt,
wenn gesagt wurde: ,„Viel Schönes ist darin enthalten, man merkt auf jeder Seite,
daß Bodenftedt in der Schule des Mirza Schafft) gesesfen, aber zugleich, daß er doch
die Genialität seines Lehrers nirgends erreicht."

„Mit dieser Kritik in der Hand — fährt Bodenftedt fort — besuchte mich einst ein
kluger Verleger in der Absicht, meine nächste Gedichtsammlung für seinen Verlag zu
erwerben, wobei er seine Bitte, auf dem Titelblatte irgendwo den Namen Mirzn
Schaff« anzubringen, fo einleuchtend begründete, daß ich »leine Zustimmung gab. Das
Buch erschien unter dem Titel: .Aus dem Nachlaß des Mirza Schaffr/, und binnen
wenigen Jahren wurden 20 000 Exemplare davon abgesetzt." —

Tiefes Vorwort ist in vielfacher Hinsicht belehrend, beherzigenswert!). Es trifft
mit gerechter Rüge einen Mangel unserer zeitgenössischen Kritik und den so oft schon
gegeißelten Fehler des gelingen Selbstbewußtseins des Deutschen.
Freilich hat die Kritik keine leichte Aufgabe, wenn fie unter dm tausend Bündchen
lyrischer Gedichte, die in Deutschland geschrieben und— leider auch! — gedruckt werden,
das Vortreffliche herausfinden soll. Nie schablonenhafte Abschlachtung ungezählter
Erscheinungen des Büchermarktes in unseren Tageblättern führt vollends dahin, Be-
deutendes, Mittelmäßiges und Werthloses unter einander zu werfen. Hier kann eine
flüchtige Anregung nichts nützen, eine gänzliche Umgestaltung wäre nothwendig, — Der
zweite von Nodenftedt angedeutete Fehler verliert sich, Dank unseren großen kriege-
rischen und politischen Erfolgen, immeimehr.
Und schließlich hat der Dichter keine Ursache grämlich zu sein. Schon der Um-
stand, daß die 125. Auflage seines Liederbuches in's Leben treten konnte, beweist, daß
bei uns das Gute auch endlich Anerkennung findet.
>'/
«ui: »odenNedl, «alunlalo, Adolf Tihe, Leipzig,
Sakuntnln, eine Dichtung in fünf Gesängen, illustrirt von Alexander Ziel
(Leipzig, Adolf Tihe), ist eine epische Umdichtung des allindischcn Stoffes in gereimten
Verspaaren. Die indische Dichtung, die man als das hervorragendste Wert des her-
vorragendsten indischen Dichters, Kalidasa, von jeher betrachtet hat, ist weniger als
Drama von Bedeutung, denn durch den Neichthum an zarten lyrischen Stellen und
durch die typische Ausgestaltung der männlichen Hauptperson und der weiblichen Heldin
der Handlung. Der Stoff widerstrebt sogar der dramatischen Verkörperung, wenn wir
an das Drama in unserem Sinne denken. Viel günstiger ist er einer episch-lyrischen
Behandlung, und Budenstedt, der die Dichtung des Orients sein ganzes Leben hindurch
mit tiefem Verständniß studirt hat, hat dies richtig herausgefunden. In zwei wichtigen
Motiven weicht Nodenftedt von der Origiimlsage ab. In der indischen Dichtung ver-
gißt Sakuntnln in der Ueberfülle ihres Liebesglückes, „dem frommen Brahmanen
Dulwaha die gebührende Ehrfurcht zu erweisen, worauf dieser sie mit einem Fluche
belegt, daß der Buhle ihrer Seele sie vergessen und verleugnen solle". Diese „Schuld"

>7«rl> nnd 3üö.
l, ."<'^ 5.">"??
«!»«: N°de»st«d!. Tlll,m!°ll>. Adolf Titze, Leipi»^,

Sakuntalas fällt bei Nodenstedt fort. Sie entspricht auch nicht ihrem frommen Charakter. Das Mädchen, das in dem Nüherhain unter der Aufsicht des gottergebenen Knnvn aufwächst, konnte sich dieses Fehls tnum schuldig machen. Dadurch ist in die Charakteristik des Mädchens eine größere Einheitlichkeit gebracht. Ferner fällt zum Schlich die wunderbare Entrückung Saluntalas zu den Göttern fort, ein Zugeständnis; an unser modernes Fühlen, das durchaus nothwendig war. Die Zartheit des Originals ist in der Bodenstedt'schen Umdichtnng nicht verloren gegangen, während die Handlung durch die erwähnten Vereinfachungen uns näher gerückt wird.

Die Illustrationen von Ziel treffen in glücklichster Weise die best darstellbaren Momente, In der Ausführung sind sie nicht alle gleichwcrthig. Manche Gestalt erinnert an Thumann: in allen aber zeigt sich Zicks Talent für plastische Gestaltung — ein glückliches Erbtheil seiner Jugendzeit, in der ei sich besonders der Bildhauerei gewidmet hatte.

A»«- N°d«ns!ed», Salimtola. Adüll Titze, Leipzig,

Geschichte der Universität Heidelberg.

Im Auftrage der Universität dargestellt von August Thorbecke. Abtheilung I. Heidelberg, G. Kost er.

Unter den Schriften, welche bei Gelegenheit des Heidelberger Universitätsjubiläums erschienen, nimmt die vorliegende den ersten Nang ein, wenngleich sie nur das Bruchstück einer größeren Arbeit bildet. Schon vor mehreren Jahren hatte die Universität beschlossen, ein monumentales Werk über ihre Geschichte zu schaffen,— auf breitester handschriftlicher Grundlage, und die Ausführung desselben dem Tircctur Thorbecke, der zugleich Docent ist, übertragen. In Heidelberg selbst und im Karlsruher Archiv fand sich ein so umfangreiches, urkundliches Material, das; allein die Auswahl des historisch Werthvollen eine keineswegs leichte Aufgabe war. Diesem Umstände sowohl wie der Erkrankung des Verfassers ist es zuzuschreiben, das; zum Jubiläum nur die erste Abtheilung des Werkes erscheinen konnte.

von

In zwei Capiteln wird die Gründung und die äußere Geschichte der Universität Ruprecht I. bis zum Tode Ludwigs IV., d. h. die Zeit von 1386 bis zum

^

Jahre 1449 geschildert, Ter Pfälzer Kurfürst war bereits ein Mann von ?? Jahren, als er den Gedanken faßte, die „kriegerische Arbeit seiner bewegten Regierung durch ein Werk des Friedens zu krönen". Das Beispiel der Wiener und Prager Universität wirkte zu mächtig auf diesen Gedanken, als da« ein Mann wie Ruprecht ihn uuauö-geführt hätte lassen sollen. Gerade damals knüpften sich auch, in Folge der römisch« auignouischen Verhältnisse, die ersten Beziehungen zwischen ihm und Marsilius von Inghen, einen« der hervorragendsten Lehrer an der Pariser Universität. Marsilius ist in der That der Organisator, der „geistige Gründer" der Heidelberger Hochschule geworden, und die dankbare Nachwelt hat ihn als solchen allezeit auf's Wärmste gepriesen. Man findet es begreiflich, daß Paris auch in Bezug auf die Organisation der neugegründeten Schule als Muster gedient hat; aber nicht sclauisch wurde das Vorbild nach» geahmt, sondern hier und da geändert, wie es die Verschiedenheiten des ilrtes und mehr noch der nationalen Eigenthümlichkeiten erheischten. Mit der Organisation und dem Lehrgang der Facultäten beschäftigt sich sehr eingehend das dritte Capitel, welches durch feinen Umfang die beiden ersten weit übertrifft. Wir haben selten ein Buch gelesen, welches unser Wissen mehr bereichert hätte über einen Gegenstand, über den wir vollkommen unterrichtet zu sein glaubten. Jeder akademisch Gebildete kennt die Einrichtungen unserer Universitäten ziemlich genau, und bei dem weit verbreiteten Glauben, dast diese im Laufe der Zeit sich nur wenig verändert haben und in ihrer ursprünglichen Verfassung im Allgemeinen fortbestünden, überträgt man ohw.' weiteres das Bild oer heutigen Zustände auf die früheren Jahrhunderte. Und doch — wenn mein uur unter Führung eines kundigen Historikers die Dinge etwas näher betrachtet — wie sehr hat sich nicht blos der Geist, sondern auch die Fonn der Universitäten allmählich verändert. Der neue Geist schafft sich eben auch eine neue Forin, und ebenso wie politische Verfassungen sich umgestalten, ändern sich auch die Verfassungen der Gelchrten-republiten. Auf der anderen Seile giebt es aber auch unter den heutigen akademischen Einrichtungen noch manche, die fich allen Anforderungen der veränderten Zeit zum Trotz aus frühere» Tagen bis in die unsrigen hinein erhallen haben i zum vollen Verständnis; solcher Erscheinungen gelangt man erst durch die Geschichte der Universitäten. Tas vorliegende Werk von Thorbecle bildet eine wesentliche Bereicherung dieses wichtigen Zweiges der historischeu Literatur, I..

Bibliographische Notizen,

Gnglisch-deutscheS Supplement-Lexiton als Ergänzung z» allen dis jetzt erschienene« Vualiich-Vculfchcn Wörterbüchern. Mit lheilwciscr Hingabe der Aussprache nach dem phonetischen Sustem der Mclhode Toussaint-Langenscheidt, Durchweg nach englische» Quellen bearbeitet von 1>r, A. Hoppe. Erste Abteilung: A,—Cwse. Berlin, Langenscheidlsche Verlagsbuchhandlung (Professor G. Langenscheidt),

Nie 2. Auflage von twppes Supple»lentlexiko», da« i» erster Auflage im Jahre 1871 erschien, ist durch de» Snmmelslrist des Vm'assers und zahlreicher gelehrter Freunde, welche für das vortreffliche Wert Theilnahmc gewannen, austerordenllich angewachsen. Wer dieses Hülfsbuch je benutzt hat, keunt seinen großen Werth. Es ist nicht blos ein gutes Wörter, buch, indem alten Verstände dieses Worts, sondern ein Nachschlagewerk ersten Rang.o. Ueber Personen, Sachen und Gegenstände, über die man in den üblichen Hülfsbüchern nichts findet, über Zustände und Verbältnisse, die der Deutsche nicht kennt, wenn er nicht jahrelang in England gelebt hat. wird in llusfühtlichstcr Weise Belehrung erthcilt. Hoppes Snpplcment-Leziton gchart zu der Klasse von Werken deutscher Gelehrtenarbcit, die uuserer wissenschaftlichen Thätigkeit die Anerkennung des Auslandes erworben haben. rl.

Ludwig Keller. Hur Geschichte der altcvangclischcn Gemeinden Vortrag, gehallen zu Berlin am 20. April 1587. Berlin E. S. Mittler K Solm. Königliche Hosbuchhaudlung,

Im Umfange cüies Vortrages liefert Keller einen neuen Beitrag zu dem Thema, mit dem er sich mit Vorliebe seit Jahren

beschäftigt, zur Geschichte der Waldenser. Wir haben unsere Leser mit den Schriften dieses Autors bekannt gemacht und dabei auch der Angriffe gedacht, welche von Seiten der theologischen Kritik manche feiner Hypothesen erfahren haben. Das gleiche Schicksal droht auch dem oben genannten Vortrag. Es steckt in ihm unfraglich viel Wissen, viel hiftorifche Auffassung, viel Originalität, aber auch viel Vermuthung, — zu viel, als das; nicht eine ruhige Prüfung der Verhältnisse ihren Widerspruch erhöbe. In den Quellen finden die Eonstructionen Kellers gnr leine Stütze. Der Grundgedanke des Vortrages ist der: Das Christenthum hat im Laufe der Jahrhunderte in drei Formen Gestalt gewonnen, erstens in der katholischen Priestertirche, zweitens in der protestantischen Staatstirche, drittens in der christlichen „Gemeinde", bei welcher der Schwerpunkt nicht in der Hierarchie oder den äußeren Gnadenniitteln, sondern in der Gemeinde liegt, in einem „freiwilligen Bund von Brüdern". Und dieser Bund führe, wenn auch in den verschiedenen Zeiten mit verschiedenen Namen belegt (Katharer, Paulicianer, Patorener, Mausonen, Waldenser, Wiederläufer), eine ununterbrochene Existenz von den frühesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Keller gelangt zu diesem Resultat durch Vergleichung der Grundsätze, nach welchen die angeführten Seelen ihr Leben eingerichtet und ihre Gemeindeuerfnssung gestaltet haben. 1.

Vrlachhof. Roman von Ossip Schubin. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Erlachhof ist ein Schlößchen an der Saue, im Herzogthum Krain; hier lernen wir außer Hausfrau und Hausherrn eine Menge anderer Personen „aus der Gesellschaft" kennen, von denen jedes eine Individualität repräsentirt, deren Eharatterifining der Verfasserin recht gelungen ist. Die etwas breite Exposition hat den Vortheil, den Leser mit den Persönlichkeiten so weit bekannt zu machen, um sein Interesse für deren fernere Schicksale wachzurufen. Ein anderer Voizug der Verfasserin ist ihre leichte graziöse, prickelnde Schreibart, welche nichts von deutscher Schwerfälligkeit besitzt und an diejenige ihrer französischen Eolleginnen erinnert; allerdings liebt sie es, Fremdworle aus allen Sprachen zusammenzutragen, und scheut auch nicht vor österreichischen Provinzialismen zurück, aber diese Art der Causerie steht in vollster Uebereinstimmung zu dm geschilderten Personen. Die Verfasserin ist heimisch auf dem Salonparquet in den verschiedensten Cirteln, hat sie sich überall in der Welt ein wenig umgescben, ibre Schilderungen des Pariser Gesellschaftslebens machen durch» aus nicht den Eindruck des Abgeschriebnen, eigne Studien und Erfahrungen geben denselben den Reiz vollster Ursprung« lichkeit. lux.

«»»urwiffenschaftlich - technische Umschau. Illustrirte populäre Halbmonatsschrift über die Fortschritte auf den Gebieten der angewandten Naturwissenschaft und technischen Praxis. Dritter Jahrg. Jena, Verlag von Fr. Maucke.

Die natnrwissenfchaftlich-technische Umschau, mit der wir unsere Leser im vorigen Jahre (s.N, u.S.Heft 11,5) bekannt machten, erscheint seit April d, I. unter der Rednction von A. Rohrbach, Oberingenieur in Berlin. Die gut rcdigirte Zeitschrift erfüllt ihre Aufgabe, über die Fortfchrilteder Naturwissenschaften und Technik in Originalartikeln und Referaten fortlaufend zuoncntircn, vollkommen und bietet auch den» Laien, der sich mit diesen Gebieten beschäftigt, anziehenden Lesestoff. «Iit. Jahrbuch der Uaturwiisenschaftc» von

1888 bis 1887. Unter Mitwirkung
von Fachmännern herausgegeben von
Dr. Max Wild ermann. Zweiter
Jahrgang. Ireibnrg im Vreisgau, Ver-
lag derHerder'schen Verlagsbuchhandlung.
In dem Jahrbuch der Naturwissen-
schaften begrüßen wir einen Bekannten aus
dem Vorjahre (f. N. u. S. Heft llö).
Wir konnten das Jahrbuch unseren Leser»
als einen kritisch gut dinchgcarbeileteu
Rückblick über das, was auf naturwissen-
schaftlichem Gebiete das verflossene Jahr
Neues gezeitigt hat, empfehlen. Der
zweite Jahrgang hält durchaus, was der
erste versprochen hat. Jeder, der sich rasch
und gründlich über die Fortschritte auf
irgend einem der behandelten Gebiete
uiientire» will, wird in dem Iahrbuche
nicht vergebens Belehrung suchen. Eine
wesentliche Verbesserung gegenüber dem
ersten Jahrgang ist die Beigabe eines um-
fcmgreichen alphabetischen Namens- und
Saa,rcgislers. eilt,.

T«s humoliftische Teutschland. Illustrirte Monatsschrift, herausgegeben von Julius Stettenheim. Breslau, S. Schotllnender.

Die Zeitschrift, die mit dem October« Heft in ihren dritten Jahrgang eingetreten ist, hat nunmehr ihren Verlag gewechselt: sie erscheint von nun an in demselben Verlage, wie unser Blatt. Wesen und Inhalt dieses einzigen großen humoristischen Blattes ist uusern Lesen, gewiß nicht unbekannt, sie sollen jetzt eine Umgestaltung derart erfahren, „daß auch der Komik, der Burleske, der Parodie und Travestie" ein grünerer Raum gewährt werden soll. Stettenheim eröffnet Ken Neigen mit einer Reihe von Artikeln, betitelt: Der Lunker Wippchen i es ist dies derjenige Theil seiner Vorlesungen, welche er mit so außerordentlichem Erfolg in mehr als 50 Städten Deutschlands, Ocsterreichs nnd der Schweiz gehalten hat. Außerdem bringen die ersten zwei Hefte: Wolzogrn: Die Lunge des Herrn Actunrius, Johannes Kraner: Das Clavierthicr E. von, Woldt-Iedtwitz: Recept, wie man sich eine Braut fängt, L. von Thümen: Der Geburtstags« morgeu, Karl Adler: Berufswahl, Ludwig Fulda: Die berauschte Lorelei, A. von Winterfeld: Die „kalte" Sängerin. Julian Weiß: Wie ich schwimmen lernte, Otto Brahm: Wein Preis-Feuilleton, Ida Noh-Ed: Vier Mark fünfzig, Paul Anton: Sommerfrische, G. H. Schneidert: Wie ich zu meiner Braut kam, A, F. Niedmnnn: Das Heiligenwundcr, Alb. Noderich: Literaturgeschichte, L. Westkirch: Edens Garten, Hermann Heinrich: Elegie auf eine» abgerissenen Rocltnopf. Paul Faber: Die Ideen des Herrn M,xrd Pickles, Max Euro: Eonueutionelles, Richard Wilpert: Wie die Tourniire entstanden ist, Friedrich von Hosfs: Ein fein Gericht, Franz Sohns: Die höchste Zeit, F. v, Kapsf-Efsenther: Der Zng des Herzens, Hermann Lingg: Gerechter Neid. Julius Stettenheim: Berliner Fernsprecher.

Stein, Sein lieben und seine Ielt. Deutschland und Preußen im Zeitalter Napoleons. Von I. R. Seele»), Professur der neueren Geschichte an der Universität Eambridgc. 3. Band. Aus dem Englischen übersetzt von Emil Lehmann. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.

Die Leser dieser Zeitschrift werden sich noch der ausführlichen Besprechung erinnern, die wir dem Werte des Engländers Seeley in der deutschen Uebersetzung Lehmanns gewidmet haben. Du» Mals lagen uns die beiden ersten Bände vor: jetzt ist der dritte Band erschienen, der das Werk zum Abschluß bringt. Die Rückkehr Steins aus dem Ezil, seine Thätigkeit auf dem Wiener Eongreß und die Zeit des Allers geben den Hintergrund ab, auf welchem der Verfasser die kriegerischen Ereignisse, die Verhandlungen der europäischen Eabinette, die Wandlungen der deutschen Politik und Steins letzte Lebensjahre gruppirt. Das letzte Eapitel bietet zugleich einen werthvollen Beitrag zur Gelehrtengeschichte jener Tage. Denn es ist bekannt, daß Stein in engen Ne> ziehungen zu Niebuhr, Pertz und Böhmer gestanden hat. — Ein Sach- und Namenregister erhöht die Brauchbarkeit der deutschen Ausgabe des Werkes außerordentlich. Iz,.

sur Erinnerung an «seorg Wnitz. Von Aug. Kluckhohn. Hamburg. I. F. Richter.

Die Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vortrage, herausgegeben von Nud. Virchow und Fr. von Holtznidorff, von welcher jetzt die Neue Folge, zweite Serie erscheint, ist in einen neuen Verlag übergegangen, und erfreut sich jetzt offenbar einer rührigen Leitung,

Kluckhohns Vortrag bildet das 9. Heft
der Serie.
Manchem Verehrer des großen Histo-
rikers wird der Inhalt dieses Heflchens
schon bekannt sein. Denn es bietet im
Wesentlichen einen Wiederabdruck der
Artikel, welche bald nach dein Tode Georg
Waitz' einer seiner ältesten Göttinger
Schüler in der Münchener Allgemeinen
Zeitung veröffentlicht hat. Aber für die
Zusammenfassung derselben in einem kleinen
und billigen Hefte werden ihm namentlich
die zahlreichen, in allen Orten Deutsch-
lands zerstreut lebenden Schüler Wachens
dankbar sein, denen jene Artikel nicht zu-
gänglich waren. Auch denjenigen, welche
den gelehrten Studien ferner stehen, möchten
»vir die Kliickhohn'schc Skizze auf's Wärmste
empfehlen. S>e ist vortrciflich geeignet,
auch dem Laien das Bild eines Forschers
zu vergegenwärtigen, „der zu den Edelsten
nnd Besten unserer Nation gehörte und
durch die sittliche Macht seiner Persönlich-
keit nicht minder als durch seine wissen-
schaftliche Größe fruchtbringend gewirkt
hat". — Auf Seite 5 ist das Fehlen eines

Kommas sel,r störend. Cs steht da: Ritter Trendlenburg, während „Karl Ritter" (der große Geograph) und „Trendlenburg" gemeint ist. I.

Prrez Galdos, „Doüa Perfecta". Roman aus dem Spanischen überseht von C. Reiche!. Einzig nutorisirte Übersetzung. Dresden und Leipzig, E, Pier» son. 2 Bände.

Die neuere belletristische Literatur Spaniens ist in Teutschland ziemlich unbekannt! es gebührt daher dem Uebersetzer immerhin die Anerkennung eines verdienstlichen Bemühens, die man ihm um so lieber zollt, als seine Arbeit mit Fleiß gemacht ist und von geringfügigen Versehen abgesehen wie ein Originalwerk erscheint. Ob der spanische Roman indessen viele Leser auf deutschem Boden finden wird, wagen wir zu bezweifeln: vieles darin ist zu spanisch, um außerhalb dieses Landes Interesse zu erwecken. In seiner Heimat soll Perez Galdos als ein begabter Schriftsteller gelten: seine Gestalten lassen das wohl glaubhaft erscheinen: die fromme Heuchelei, Die nach dem Grundsätze handelt, daß der Zweck die Mittel heiligt, ist in der Titelheldin verkörpert: sie triumphirt über die beginnende Aufklärung, wie die Finsternis! über das Licht. Wehe dem unglücklichen Lande, in welchem eine Doüa Perfecta und ihr geistlicher Berather Ton Innocencio die Oberbcmd gewinnen. Als wahrbeitsgetreu culturhistorische Studie aufgefaßt, gewählt der Roman viele belehrende Aufschlüsse. tv.

Ter Vl<« in's Nichts. Roman von S>>luius Ferrerö. Leipzig, Reinhold Weither.

Wir wissen nicht, ob dieser Roman das Erstlingswerk des Verfassers ist, jedensalls haben wir durch denselben zum ersten Mal mit ihm Bekanntschaft gemacht. Der Verfasser interessirt uns durch die Aufgabe, welche er sich gestellt hat. wie durch die Art der Durchführung derselben, obgleich wir von vornherein bekennen müssen, daß uns diese nicht recht gelungen erscheint. Aber Charaktere, wie der von ihm geschilderte, deren Handlungsweise lediglich von Egoismus und llppoltunitätsrücksichten regiert wird, sind so sehr ein Product unserer Zeit und unseres modernen Lebens, daß es immerhin von Interesse ist, zu erfahren, wie der Dichter einen solchen Charakter aus dem Kampfe mit den Verhältnissen hervorgehen läßt. Wir betrachten die Lösung des Problems in sofern als mißlungen, als der Autor den Leser nicht zu überzeugen vermag, daß die Kampfesmittel, mit denen er seinen Helden ausrüstet, wirtlich so klug und scharf geschlissen sind, daß er mit diesen die blöde Menge dllpiren kinn, es entsteht dadurch ein Mangel, welcher der Beweisführung sehr schadet. Besser gelungen ist ihm die Verkörperung des Ge> dantens, wie auch ein solcher Charakter den rein menschlichen Gesetzen unterworfen ist und untergehen muß, weil er die Notwendigkeit uno sittliche Berechtigung eines für Alle bindenden Gesetzes nicht anerkennen will und dadurch diejenige in sein Verderben mit hineinreißt, die ihr Schicksal mit dem seinigen verknüpfen wollte. Wir sind auf die Weiterentwickelung des Verfassers, der großes Talent bekundet, recht gespannt. ml.

Sonne und Schatten i» einem Frauen-Herzen, Gedichte von Therese Siemerling. Wiesbaden, Carl Wickel.

Kommt in »in sslllluenlooj ein Niuch,
Fühlt Nch tw« heiz getrieben.
Und tchuüet in ein Neines Buch
«ein Leibt» unb sein Lieben.

Diesen Spruch Paul he>>ses setzt Therese Siemerling vor ihre Sammlung, die in der That Freud und Leid eine«

Frauenlebens auf's deutlichste widerspiegelt. Man könnte, wenn man diese Dichtungen der Reihe nach liest, den Lebenslauf der Verfasserin niederschreiben, so bestimm! sind die Züge, die uns aus dem Buchl entgegenschauen. Eine freudige Jugend, glückliche Zeilen der Jungfrau, beglücktem Cheleben und endlich — ein Bruch durch all dies Glück!

Das Leid hat diese Frau zur Dichterin gemacht. In ihren freudigen Togen wußte sie nicht, daß die Natur ihr Talent geschenkt hatte: aber sie besitzt wirklich poetische Begabung und verdient aus der großen Echaar der schriftstellernden Frauen hervorgehoben zu werden. rl.

L»»««. Ol! ?lbi, ?,, Hunt« 2I««i. OeHlcdt«.
Vov«^, li, üsnu», (I^mi! 8oM«5in»iol,1
Nr»<!>l!>»«»' Oonvsrz»tios!8-I«xiK<>n. Uwi^olint«
inmxlxuiil, Ruf! L ><!» 111. I^ipÄ^, Leiüu
lliiolimoni! . Ueulz;, (ZellüMlto Vulw. U«l
Voicl!i„z,'),
UunK»-, «U!>, u, Di. ^. Uls!»!,, Xüuu« c.ouv?«l-
I?»?—IÜ8?. Hii, D«iti:,!; nur QoLoKicdt«
e>«>f»!<l»e, Ür, <^,, Lr»u8li»zi,isi! un<! »«!,>«
«<>sm»n!>, 16», H»» äem liüiok» <!«5 Uel^on«,
0. ?. ^,VW<«r,
III. Idsil ^u ün«l!i«L I'illzt, I»Hiii«»i>!l,.
Ix«»!» Un>»n». Hins LinzwMs, Osm HeilTzriK»»
<« L«X>!l!llHtl»I!0I!»I!. « I»k«!n NI><l i 1?!!»!.
0»^»!'» L»!>v»e»u<»»>^»»!!inn. Ili!!» Ll!«^!lli>zi2lli«>
u»mlsiw — Iri»lt«l>. Alt 31 IIIllZüiltic»^-
>U!>»s's>'»u«»»«!n, vr. l3««iU, Viu lü«I?u sic-Ii
^«il I'ri?uiic!> XViMelm« III. I. ?!>..»!-
18^« — 1832. LllUm, riioÄii^n ^u<l«»!l
Poes»», Ulli! ?«!,, lün VsilliUwi««. llüll^HN,
ll»»«!>!>«s», V, ll,, ^u? >I«m Ii»ic>>« H« 1»»!»Iiiz.
(^. 3c!>kd«I,t2.>
Llllv!,»»!'», Ul, I>»ul, I<llN5U>i«wri,cds 8w>Iiou.
Holt I-IV. 8nut^»rt, H. Unn? ^rbeu.
Illrt u. Fnbn.
linel/zw?c,IzI>, 2. IIA, ^«ü'üiz i. L., H,,I»l!
Nedigli! unlei veronlwarilichleit d« yeiau-gebel«.
vruck und Verlag non 2. 2ch«ttlaendei in »eeslon,

Inhalt.

>I / ^5 <^^5t^
Nn unsere Muonnenten!
ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte
der bereits erschienenen Vände von
//
Nord und öüd"
ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten
oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. preis
pro Band (— 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem
Original»<Linband mit reicher Goldpressung und 5chwarzdruck 8 Mark.
Einzelne hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original- Ginbanööecksn
im 5til des jetzigen Heft»Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer leinwand und stehen solche zu Band XLIII (October
bis December 1887), wie auch zu den früheren Bänden I—XI.II
stets zur Verfügung. — Ver preis ist nur I. Mark 50 Pf. pro Decke.
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen «Linsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.
Breslau.
Vi« Verlagsbuchhandlung von 5. öchottlaender.
lVeftellzettel umstehend.)

Mestellzettec.
Vei der Vuchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von f)»nl lindau
«Lxpl. Vand I.. II..°III'."lv" v" VI.. VII.. VIN..
IX.. X., XI.. XII.. XIII.. XIV.. XV.. XVI.. XVII..
XVIII.. XIX.. XX.. XXI.. XXII.. XXIII.. XXIV..
XXV. XXVI.. XXVII.. XXVIII.. XXIX., XXX.,
XXXI., XXXII., XXXIII.. XXXIV, XXXV.,
XXXVI.. XXXVII., XXXVIII., XXXIX.. XI.., XI.I..
XI.II.
elegant broschirt zum Preise von »^ 6.—
pro Vand (— 3 tzefte)
fein gebunden zum Preise von «A, 8.— pro Vand.
«lpl, Heft ,, 2. 2. 4, 5. 6, ?. 8, 3. ,n, ,,, ,2, ,2, ,4, ,5
,6, ,7, ,8, ,9, 20, 21, 22, 22, 25, 25, 2«, 27, 28, 29, 20, 2,, 22, 22
24, 25, 26. 27, 28, 29, 4», <U. 42, 42, 44, 45, 4«, 4?, 4», 49, «1, 5,
52, 52, 54, 55, 5b, 57, 58, 59, «), «I, 62, 62, 64, «5, 66, «7, 68, 69
70, 7«, 72, 72, 74, 75, 76, 77, 78, ?9, 80, 8,, 82, 82, 84, 85, 86, 8?
88, 89, 90, 9>, 92, 92, 94, 92, 9«, 9?, 9», 99, <oo, ,0,. !02, ,02
,04, <N5, ,06, ,07, ,08, ,09, ,,0, ,,,, N2, ,,2, ,,4, N5, ,,6, n?
,,8, U9 ^20, ,2,, ,22, ,22, ,24, ,25, ,26, ,27, ,28
zum Preise von «^,2. — pro Heft.
Einbanddecke zu Vand XI.III. (Otobober bis
December ^88?)
Lxpl. ds. zu Vand I.. II., III.. IV.. V. VI..
vii.. viii.. ix., x.. xi.. xii.. xm.. xiv.. xv.
XVI.. XVII.. XVIII.. XIX.. XX.. XXI.. XXII..
XXIII.. XXIV.. XXV.. XXVI.. XXVII.. XXVIII..
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII.. XXXIV.,
XXXV, XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX..
XI.., XI.I., XI.II.
zum Preise von °^ ^.50 pro Decke,
Wohnung I Nom»:
Nlchlgewunschln bille zu durchfttnchn,.
Um »est, l»chl Venülch» Namen», »n» lv»hnun,»!>n»«b« »li> «I»ch>,

A ^?H^?.

Nord und Süd.

Sine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

ron

Paul Lindau.

XI^III. Vand. — Vecember M?. — Heft ^2Y.

<Mi< »ineni poriilli! in »adiiungi wilbrlm wund!,>

V r e s l a u.

Druck und Verlag von 5. 5chottlaender.

von
Msolde tturz.
— Florenz, —
^an schrieb das Jahr des Unheils 1527, das Jahr, wo die Ewige
Stadt unter den Piken der Lanzknechte blutete, der Papst in
der Engelsburg gefangen saß und die Seuche durch alle Gaueu
Italiens zahllose Opfer wähle. Unter Blut und Gräueln ging jene schöne
und übermüthige Zeit, jene zweite Jugend der Menschheit, welche man die
Renaissance nennt, zu Grabe.
Nur den Florentinern war ein kurzer Hoffnungsschimmer aufgegangen,
denn sie hatten die Neffen des Papstes, die beiden letzten Sprößlinge uom
Stamm des alten Eosimo, ohne Blutvergießen vor die Thür geseht und mitten
in dem allgemeinen Jammer ihre Unabhängigkeit wiederhergestellt, aber bei
dem frommen Dankfest, das den ruhmlosen Sieg feiern follte, erhob die
eben eingeschläferte Feindin, die Pest, das Haupt auf's Neue und genährt
durch das Zusammenströmen so großer Volksmassen griff sie um sich mit
der Gewalt einer Feuersbrunst, die in trockenem Holze wüthet.
Der wohlhabendere Theil der Bevölkerung war auf idas Land oder
die naheliegenden Villen geflohen, wen Armuth oder Staatsgeschäfte an
die Stadt fesselten, der schloß sich in seinem Hause ei», ließ weder Freunde
noch Verwandte uor sich und blieb in absichtlicher Untenntniß ihres Schicksals,
um keiner Todesnachricht und keinem traurigen Gedanken Einlaß zu ge-
statten; Andere suchten in rauschenden Vacchanalen Vergessenheit. Die volk-
reichsten Straßen und Plätze waren verödet, die ausgestorbenen Paläste
wurden Diebshöhlen, gefährliches Gesindel trieb sich zur Nachtzeit durch
die Straßen und plünderte die unbewachten Häuser und die Obrigkeit,

welche den Räubereien nicht steuern konnte, bot lieber selbst die Hand und
theilte die Beute.
Obgleich Kirchen und Klöster zu Spitälern eingeräumt wurden, konnten
sie doch die Zahl der Kranken nicht fassen und es wurde außerhalb der
Mauern eine Lazarethstadt aus Holz- und Etrohbaracken gebaut, die sich
von der Porta alla Eroce bis zu der Porta al Prato hinzog, die Hälfte
der Stadt Florenz unischließend. So war man bis zu Anfang des Monats
August gekommen, wo die Wuth der Seuche auf's Höchste stieg und man
innerhalb der Mauern zim Tag bis zu fünfhundert Opfern zählte. Die
Menschen wagten nur noch Abends und tief vermummt aus den Häusern
zu gehen, Specereikugeln oder von starken Essenzen getränkte Schwämme
in der Hand, die sie an das Gesicht gedrückt hielten, „um sich das Hirn
zu stärken", wie man seit Nocaccios Zeiten im Volk sagte, in Wahrheit
aber, um nicht die verpestete Luft in .die Lungen zu ziehen. Nenn ein
Freund dem Freuud, ein Vrnder dem andern begegnete, wichen sie beide
schon von weitem aus oder sie drückten sich mit einem kurzen Kopfnicken,
die Kleider fest nm den Leib ziehend, ',eilig aneinander vorüber. Die
ineisten Läden waren geschlossen, nur die Obst und Eßwaarenhändler, die
Fleischer und Bäcker setzten ihr Gewerbe fort, aber sie hatten ihre Gewölbe
mit einem eisernen Gitter umzogen und die Käufer mußten die Waare von
der Straße aus in Empfang nehmen. Ja, so groß war die Furcht vor
Ansteckung, daß man das Geld nicht mehr mit bloßen Händen zu berühren
wagte, sondern die Kaufleute streckten den Kunden eine kleine hölzerne oder
eiserne Schaufel hin, um die Münzen aufzufangen, und warfen fie dann
in eine mit Wasser gefüllte Schüssel- statt in die Kasse.
Wohl hatte man einen eigenen Magistrat zur Bekämpfung der Seuche,
die ultixiali äolln, 82inta, die der Volkswitz nft^iali cksl mordo nannte,
eingefetzt und von Etaatswegen war alles geschehen, was die ärztliche
Wissenschaft jener Tage zur Minderung des Nebels vorschrieb und was schon
in früheren Epidemien als eben fo nutzlos erfunden worden war. Man
hatte, um die Landleute fern zu halten, die Thore geschlossen, erst die er-
griffenen Häuser, dann die Straßen, am Ende ganze Stadtviertel abge-
sperrt, die Frommen hofften durch Fasten, Nußübungen und öffentliche Gebete
den Zorn des Himmels zu versöhnen und hatten die Madonna von Inwruneta,
die uralte Echutzherrin gegen Seuchen, in die Mauern von Florenz geholt,
während die Weltkinder in starken Specereien, mit denen sie noch zu Leb-
zeiten ihren Leib balsamirten, und in einem reichlichen und sorglosen Leben
ihr Heil suchten.
Aber die Pest spottete aller Schranken; mit einem Sprung warf sie
sich von den ergriffenen Vierteln in das gesunde, wälzte sich, Leichenhaufcn
im Rücken lassend, nach dein Herzen der Altstadt, dem Mercato, wo die
alten Palüstej der Großen standen, wie nach den Villen, die als ein
grüner Kranz die Stadt umschlossen, den Priester traf der Tod am Altar

in die Versammlung der Frommen schlug er ein wie ein Strahl, der zündet
und um sich frißt, die Frauen der Reichen lauften ihn in köstlichen Brokaten,
die aus durchseuchten Waarenlagern kamen, und machtlos blickte die heilige
Jungfrau von Impruneta aus ihren Rahmen herunter in die Scenen von
Roth und Jammer, die sie nicht zu beschwören vermochte. Die Thenerung
kam hinzu und indem sie Elend und Nnreinlichkeit mehrte, gab sie der Pest
neue Nahrung. Viele Fleischer und Eßwaarenhändler waren so hastig ge-
flüchtet, daß sie ihre Waaren in den < verschlossenen Häusern zurückgelassen
hatten, wo sie zu faulen begannen und die Luft noch mehr verpesteten.
Bald waren wenige Häuser, die nicht durch ein weißes Tuch vor der
Thüre dem Volk verkündet hätten, daß einer ihrer Vewohner der Seuche
erlegen sei.

Da konnte man auf der Straße, vor den Häusern, oben auf den
Dächern die Notare mit ihren Schreibern die Testamente auffetzen, Priester
im Ornat auf öffentlichen Plätzen die Beichte entgegennehmen fehen, so
eilig bereiteten sich die Bürger jedes Standes und jedes Alters zum Sterben.

An einem schwülen Augustabend, als die durchhitzte Erde noch von
einem kurzen und darum nicht erquickenden Regen dampfte und fchon ein
neues Gewitter a» dem bleigrauen Himmel stand, kam ein junger Mann
langsam aus dem Arco de' Pecori hervor über die Piazza San Giovanni
geschlendert, der sich durch Gang und Haltung von allen Vorübergehenden
unterschied. Er war von mittlerer Grüße und ,feinen Gesichtszügen, die
forglose Haltung und der verweichlichte aber geschmeioige^Körperbcm zeigten
den Weltmann, das blonde Haar trug er nicht nach der alten Florentiner
Sitte schlicht in die Stirn gelammt, sondern kurz und frei um die Schläfen
flatternd. Er war nach spanischem Geschmack in dunkeln Sammet gekleidet
und kam so gelassen seines Weges, als ob die Bilder der Zerstörung und
des Elends, die an allen Straßenecken lauerten, von seinen Augen gar nicht
zurückgespiegelt würden. In der Hand trug er weder Specereien noch
Essenzen, sondern nur eine große weiße Gardenie von tropischein Geruch,
die er von Zeit zu Zeit mit einem abwesenden Lächeln an die Lippen drückte,
daß es nicht schien, als suche er sich dadurch vor derNnsteckung zu schützen,
sondern als zaubere der Duft ihm angenehme Bilder herauf.

Die Begegnenden warfen ihm verwunderte Blicke zu, doch fo ganz
hatten Rang und Reichthum ihren Zauber nicht verloren, daß man an des
reichen Marco' Vettori einzigem Sohn vorübergegangen wäre, ohne ihm
ein höfliches „Guten Abend, Ser Filiupo!" zuzurufen.

Als er um die Ecke des Bigallo biegen wollte, kamen ihm die ver-
mummten Brüder der Mifericoroia mit einem leeren Sarg entgegen. Er
wich ihnen aus, aber statt der Sitte gemäß vor diesen Helden der Bruder-
liebe sein Haupt zu entblößen, wandte er sich mit Widerwillen weg und
sein Auge blieb an einem in grellen Farben lächerlich aufgeputzten Quack-
salber hängen, der vor der offenen Thür von San Giovanni auf einem

umgestürzten Karren saß und mit einer uom Schreien heiseren Stimme
seine Wunderpillen gegen die Seuche anpries.
Wie er so mit abgewandtem Gesicht weiter ging, stieß er auf einen
Anderen, der eben im dunkeln Neisemcmtel eilfertig um die Ecke bog, beide
prallten Stirn an Stirn zusammen und fuhren erschrocken auseinander.
„Du hier, Alessandro?" rief der Blonde, nachdem er dein Andern in
das bräunliche Gesicht geblickt hatte, das uom Reisehut halb verdeckt war.
„Was führt Dich nach Florenz? Aber gleichviel, Tu kommst zur rechten
Stunde."
„Ja", entgegnete der im Reiserock, indem er dem Freund herzlich die
Hand schüttelte, „in Zeiten wie diese gehört der Mann seiner Vaterstadt.
Darum bin ich auch hier, der Signoria meine Dienste anzubieten. Eher
könnte ich fragen, wie kommt ein Epikuräer wie Du in diese .Stadt der
Schmerzen' ? Ich glaubte' Dich längst nach dein Mugello geflüchtet, um auf
einer Deiner Villen einen neuen Tecamerone aufzuführen."
„Was willst Du?" antwortete Filivpo. „Ich habe fünfundzwanzig
Jahre lang die Lebenskunst getrieben, jetzt will ich lernen mit Kunst und
mit Genuß zu sterben, wenn es sein soll. Ich habe die Pest herausge-
fordert uud will sehen, wer eher vom Platze weicht, sie oder ich."
„So leistet Dir wohl eine schöne Fran Gesellschaft oder auch mehrere?"
„Die Zahl thut nichts zur Sache," lachte Filippo. „Die Liebe ist
das einzige Capital, das durch Theilung nicht verliert. Aber sage mir, wie
steht es mit Deiner Heirath?"
„Sie ist abgeschlossen," antwortete Alessandro, „also reden wir nicht
weiter davon. Die Strozzi brauchten mein Geld, ich ihre Verwandtschaft,
fo ward Madonna Elarice meine Frau. Wenn die Medici untergehen,
sind wir die Nächsten am Regiment."
„Ich bitte Dich, rede mir nicht von Staatshändeln," unterbrach ilm
der Andere rasch. „Sie sind den Ehrgeiz eines so glänzenden Kopfes
nicht werth, geschweige einen Tropfen Herzblut. Was willst Du auch von
diesem Volt erwarten? Unser Gonfaloniere ist ein Kopfhänger und bält
es mit der Münchspartei. Niccolü Macchiavelli ist todt, Francesco Guic-
ciardini verbannt. Die Andern sind Schafe, die ein Löwenfell umhängen.
Wir haben hier die lächerlichste Posse aufgeführt. Die Herre» Medici
machten einen Spaziergang vor die Stadt, der blonde Ippolito und sein
mohrenkövfiger Vetter, da schloffen wir heroisch die Thüre hinter ilmen
zu; das war alles. Aber nachher die langathmigen Reden von Freiheit
und Vürgergrüße! Ich saß eben mit ein paar Freunden bei Tische, als
der Lärm anging. Ich warf eine Münze in die Luft und rief: die
Republik oder die Medici! Die Lilie blieb oben, da gingen wir auf die
Straße und riefen: Nieder mit den Pallesken! Aber als es nachher auf
der Piazza blutige Köpfe gab, ward mir der Spaß zu viel uud ich ging
nach Hause. Das ist die Art, wie man in Florenz Politik treiben muß.

Ob uns der Papst oder der Kaiser in die Tasche steckt, gleichviel, er wird eine leere Stadt finden, denn Dank unfern Frommen ist heute der Todtengräber Herr von Florenz."

„Es ist nur zu wahr, Filippo," sagte Alessandro, „ich erkenne meine Heimat nicht mehr, in den Straßen ist alles todt und still, kein Volk, das gafft und lärmt, keine Jugend, die ihre Schönheit und prächtigen Kleider zur Schau trägt, kein Händler, der seine Maare ausruft. Selbst auf dem Mercato kein Laut als das Klingeln!der Pestglocken; bei der Porta al Prato sah ich ein einziges Fuhrwerk mir entgegen kommen, zwei schwarze Pferde waren vorgespannt, ich glaubte es sei die Sänfte einer Matrone — es war ein grauenhafter Fasching, der den Triumphzug der Pest bedeuten sollte, aufgeputzte Todtengräber tanzten neben dem Karren, klimperten mit Gold und schrieen: Es lebe die Seuche! Durch die Varackenstadt bin ich gegangen und wollte die Hütten zählen, die da eiue an der andern aus dem Boden gewachsen sind; ich war schon auf sechshundert gekommen, als ich des Zählens müde wurde. Aber das schrecklichste sah ich im Borgo San Lorenzo, wo ich meinen alten Lehrer, den hochgelehrten und trefflicheil Messer Federigo, besuchen wollte. Als ich an sein Haus kam, der Kirchenfa<,ade gegenüber, da sah ich den Alten auf der steinernen Schwelle sitzen im rochen Lucco — denn er trug noch inimer die alte Florentiner Tracht, — den Kopf an die Thür zurückgelehnt. Ich rufe ihm von Weitem zu und winke, er hört mich nicht. Ich komme näher, sein Gesicht ist schwarz der zahnlose Kiefer hängt herunter. O Filipvo, der Alte war todt und saß auf seiner Schwelle, seit einem Tag umsonst Begräbniß heischend. Seine Söhne hatten ihn krank verlassen, seine Nachbarn hatten ihn, als er todt war, herausgeschleppt und gegen die Thür gelehnt, so erzählten nur die Kinder, die gaffend herumstanden."

Der Andere schüttelte sich und sagte verdrießlich:

„Ich habe, meinen Dienern bei Strafe der Entlassung anbefohlen, mir nie von Krankheits- oder Todesfällen zu erzählen. Auf der Straße wende ich den Kopf ab, fobald ich den Leichenwagen klingeln höre, und wenn mein eigener Vater darin läge. Welcher Dämon treibt Dich, alle diese Schrecken aufzusuchen?"

„Auch der Gatte meiner Schwester ist todt," fuhr Alessandro fort, „meine Schwester selbst verschwunden, vielleicht im Lazarett), wer weiß es? Die Ricci, die den Erbschaftsstreit mit mir führen, todt bis auf das letzte Glied und haben mir nicht nur das Meine, sondern auch das Ihre hinterlassen. So mag die Pest noch manchen alten Zwist mit einem Mal geschlichtet haben. Mein Diener Pagolo todt, die schöne Niccolosa todt! Ach Filippo, in eine Todtenstadt bin ich gekommmen, ich gehe umher, betaste mich und frage mich, ob ich denn selbst noch lebe!"

„Auch der schöne Cecco hat daran glauben müssen, der Niese, 'der aussah, als sollte er hundert Jahre alt werden," sagte Filippo. „Bei der

Porta Pinti war es, da gingen wir spazieren, als uns der Pestkarren
entgegen kam; ein wunderschönes todtes Mädchen lag darin. Cecco im
Uebermuth hält den Karren auf und steckt den Kopf hinein, um die Leiche
auf den Mund zu küssen. Nach ein paar Stunden erkrankte er und zwei
Tage später lag er ini selben Karren. Aber was stehen wir da und
jammern wie die alten Weiber: Der ist todt und Jener liegt im Sterben!
Lassen wir die Todten ihre Todten begraben und behalten wir unseren
letzten Blutstropfen der Freude vor! Wohl dem, der sich keine einzige
versäumte schöne Stunde vorzuwerfen hat! Wüßtest Du, wie süß die Küsse
sind, die der Tod würzt! Wie die strengsten Lippen dürsten nach einem
Tropfen aus dem Becher, der zur Neige geht! Jetzt lebt man rafch, in
einen Tag drängt sich der Inhalt von Jahren zusammen. Alle Con-
venienzen sind weggefallen; nackt und aufrichtig, wie sie Gott erschassen hat,
steht jede Seele vor Dir. Jetzt kein langer Dienst mehr nüt Seufzern
und Schmachten, kein Paradiren vor den Fenstern der Schönen, ein Wort
öffnet Dir alle Thüren: Madonna, es ist vielleicht die letzte Nacht, die
wir leben. O die letzte, letzte Freude zu versäumen! Diese Zauberformel
treibt die Nonne vom Altar weg in Deine Anne und die Wittwe von der
Leiche ihres Gatten. Morgen nicht mehr fein! Die schönen Anne, die
Dich heut umfangen, ein Raub scheußlicher Verwesung! Es ist ein Tropfen
im Kelch des Genusses, der die Sinne umnebelt, der Dich taumeln nmcht,
ohne den künftig jeder Trank schal nnd nüchteru sein wird. Ich glaubte
ein Meister in der Kunst des Lebens zu sein, und sehe, daß ich nichts
genossen habe bis auf diese Tage. Komm' Alessandro, wir wollen eine
Gesellschaft gründen, von der man noch in hundert Jahren in Florenz reden
soll. Meine späten Enkel sollen sagen: Als die Freude aus der Welt ver-
trieben war, fand sie eine Zuflucht in Filippo Vettoris Haus. Auf meine
Schwelle null ich die Statue der Pest stellen, die den blinden Eupido an
der Haud führt, vom ersten Florentiner Künstler gefertigt. Dann wollen
wir umhergehen, eine andere und klügere Misericordia, und unsere Festge-
nossen suchen. Was jung und schön und geistreich ist, wem noch ein
Tropfen Lebenslust in den Adern glüht, sei bei uns willkommen. Mit
den feinsten Weinen will ich meine Tafel würzen, die auserlesenste Musik
soll unsem 3)hren schmeicheln und Gespräche wollen wir führen, um die
uns Eokrates und Alcibiades beneiden sollen. Wen das Schicksal ereilt,
dem sei nicht weiter nachgefragt, keiner habe Anspruch auf Todtenklage! Stirbt
das schönste Weib aus unserem Kreise, morgen «mannen wir ein schöneres!
Euthanasie soll unsere Gesellschaft heißen und unser Gruß soll sein: Stirb
wohl! Bist Du der Unsere, Alessandro, oder hält Dich Madonna
Clarice zu fest im Bann?"

Der Andere machte eine Handbewegung, als schüttle er einen Stroh-
halm vom Aermel.

„Ich bin dabei, was die Abende betrifft, aber den Tag muß ich nur

frei behalten. Morgen früh stelle ich mich den Prioren der Zünfte vor.
Du weißt, mein Leben gehört dem Staat —"
„Gut, ich lasse Dir den ganzen Tag, um das Vaterland zu retten,"
rief Filippo luftig, „aber am Abend bist Du mein. Ein paar Freunde
und Freundinnen findest Du immer bei mir. So mag denn unter unserem
Festjubel und dem Geplärr der Dominikaner das alte Florenz seinem letzten
Ctündlei» entgegengehen! Kommst Du gleich mit mir?"
„Nein ich danke Dir, ich habe heute noch viel zu thun, ich muß erst
mein Haus in Ordnung bringen, denn den Verwalter haben sie in's
Lazarett) geschafft. Aber morgen bin ich bei Dir, morgen Abend."
„Morgen ist spät, komm' lieber heute mit nur. Mein Herz sagt mir,
daß Tu heute kommen sollst. Du kennst den weisen Spruch des großen
Lorenzo:
Di domini non c'ö eoit«??»!
Jetzt gelten keine Wechsel mehr auf so langen Termin."
Er wollte, sich des Freundes bemächtigen, aber dieser wehrte ab und
vertröstete nur immer auf morgen.
Da mußte Filippo nachgeben, er schickte sich zum Gehen an und rief
noch dein Freund zurück:
„Komme sicher, gute Nacht! Auf frohes Sterben!"
„Ich komme sicher, gute Nacht!" war die Antwort.
Aber in den Sternen stand es anders geschrieben.
Alessandro di Francesco della Stufa stammte aus einem alten, ange-
sehenen Florentiner Geschlecht. Er war jung, schön und reich und stand
an Bildung teiuem seiner Zeitgenosse!! nach. Die ersten Humanisten Italiens
waren seine Lehrer gewesen und in der Schule Francesco Guicciardinis
hatte er die Staatsweisheit gelernt. Er hatte die letzten Jahre ans aus-
wärtigen Gesandtschaften zugebracht, und die Vaterstadt nur auf kurzen
Besuchen wiedergesehen. Er kannte die Höfe von Nom und Paris, war
in Venedig von der Serenissima ehrenvoll empfangen worden und hatte
überall in der Gefellfchaft der ersten Staatsmänner und Gelehrten, der
ausgezeichnetsten Künstler gelebt, war von den schönsten und gefeiertsten
Frauen seiner Zeit verzogen worden. Vor Kurzem hatte er in Bologna eine
Landsmännin, die stolze Elarice degli Strozzi, heimgeführt. In Florenz hatte
er einst Herz und Hand einer Anderen gelobt — aber das war lange her.
Als Filippo ihn verlassen hatte, trat er nachdenklich in die Basilica
von San Giovanni, in der er vor sechsundzwanzig Jahren die Weihe der
Taufe empfangen hatte, und die ihm wie allen Florentinern feiner Zeit
das wahre Palladium der Heimat war.
Beim Eintritt tauchte er den Finger in den Weihkessel, denn obwohl
ein Anhänger der platonischen Lehre, war er doch in allen seinen Gewohn-
heiten ein Sohn der Kirche geblieben. Ein blinder Bettler in Lumpen

kniete am Eingang, ein paar Kerzen brannten trüb auf dem HllUptaltar,
der Rest der Kirche lag in Dämmerung. Die Schaar der Gläubigen, die
sonst Abends den Tempel füllten wie ein gemeinsmnes Haus, war ver-
schwunden. Alessllndro inachte ein paar Schritte durch den hallenden Raum.
Dann wandte er sich zum Hauptaltar zurück, wo auf den Stufen des Chors
eine knieende Gestalt ausgegossen lag, über die fein Blick zuerst hinwegge-
glitten war, fo nahe knieete sie der Thür, durch die er eingetreten. Von
dem Gesicht, das sie dein Hochaltar zukehrte, konnte er nur ein edles blasses
Oval erkennen, das lange, schwarze Trauergewand verhüllte den ganzen
Wuchs und doch sagte ihm ein unbeschreibliches Etwas, daß diese einsame
Beterin jung und schön fein müsse. Ihre Haltung war einfach und edel
wie die der reizenden Florentinerinnen, die Ghirlandajo im Chor von Santa
Maria Novella gemalt hat.
Sobald der junge Mann dieser Erscheinung ansichtig ward, schwand
der Ernst aus feinen Zügen, er nahm eine leichtere Haltung an. fchlug den
Mantel zurück, daß das spanische Wams darunter zum Vorschein kam, und
seine Schritte hallten stärker durch die leere Runde, während sein Degen
leise auf dein Mofaikboden der Kirche klirrte. Da fuhr die Betenn zu-
sammen und wandte ihm ein schönes, aber marmorbleiches Gesicht zu, dein
der ungewisse Lichtschein vom Altar her einen seltsamen Reiz gab.
Der junge Mann trat neben sie und sagte bescheiden:
„Madonna, ich sehe, Ihr seid allein, bald werden sie die Kirche
fchließen, die Straßen wimmeln von verdächtigem Gesindel — wollt Ihr Euch
meinen« Schutz und meiner Begleitung vertrauen, um nach Haus zu gehen s"
Die Schöne zitterte bei seinen Worten so stark, daß sie sich mit dem Arm
auf die steinernen Stufen stützen mußte, neben denen sie auf den Knieen
lag. Sie antwortete stoßweis mit unsicherer Stimme und gesenktem Haupt
„Mesfere, ich habe kein Haus mehr — das Haus Gottes ist jetzt das
meinige."
Der junge Mann beugte sich mit Theilnahiue zu ihr uieder und sagte:
„Habe ich Euch erschreckt, Madonna? Ein schwerer Kummer scheint
auf Euch zu lasten."
Sie richtete den Kopf auf und fagte mit lieblichem Don:
„Ja, ich bin erschrocken, als ich die Stimme hörte, die ich nie wieder
zu vernehmen glaubte. Kennt Ihr die arme Bianca nicht mehr, die Ihr
einst glauben ließet, daß sie Eurem Herzen die Nächste sei?"
„Bianca," stotterte der junge Mann, „Ihr seid es und so allein — zu
dieser Stunde."
„Ich habe zum Herrn gebetet, daß er dieses jammervolle Volk erlöse
— und mich zugleich."
,/D er hat Euch gewiß erhört, Ihr werdet leben," rief Alessandro,
der nicht mehr wußte, was er fagte, und war ihr behülflich sich aufzurichten,.
Die schwarzeil Augen glühten fieberhaft in ihrem blassen Gesicht, sie

hielt seinen Ann fest umklammert und ihr Athem streifte feine Wange.
Sein Auge ruhte wie gebannt auf ihr und fuchte die wohlbekannten Züge
in dem bleichen aber herrlichen Weib, das in der vollen Entfaltung feiner
Reize vor ihm stand und ihm jetzt noch taufendmal begehrenswerther er-
schien als in der ersten kindlichen Blüthe.
„Mein Haus ist ausgestorben, mein Mann ist todt, die Dienerschaft
geflohen," flüsterte sie. „Das Grauen trieb mich fort, aus jeder Ecke
starrten mich Gespenster an."
Sie sank mit den Knieen nach vorwärts, als breche sie zusammen,
und er mußte sie in den Armen auffangen, fo groß schien ihre Bewegung.
„Meine Bianca," sagte er von Mitleid und Zärtlichkeit übermannt,
„Du bist nicht allein, ich habe Dich wieder gefunden und verlasse Dich nicht."
Sie schauerte in seinen Annen zusammen. Ein Blitz von Freude und
Triumph schoß wie ein spitzer Dolch aus ihren Augen, aber er sah es
nicht und sie senkte gleich die Blicke wieder und fragte schüchtern:
„Wohin wollt Ihr mich führen?"
Er fchwieg einen Augenblick und fein Gewissen sagte ihm, daß er an
der einst so Heißgeliebten einen neuen Verrath zu begehen im Begriff sei.
Aber die Nähe des schonen Geschöpfs, dessen Herz er an dem seinigen
klopfen fühlte, das verführerische Dunkel und die Einsamkeit rissen sein
ganzes Sein in einen Wirbel hin, in dem jede bessere Regung unter-
ging. Filippos Reden brausten ihm verworren in den Ohren nach. Das
Verderben schwebte so nahe über ihren Häuptern und das Leben war doch
so verlockend schön. — Er dachte an die langen Rächte, die er vor ihrem
Fenster verseufzt hatte, als die Brüder sie eingeschlossen hielten und sie nur
einen flüchtigen Gruß über die Straße tauschen konnten, an ihre Schön-
heit, die er nur so kurze Zeit besessen hatte, ehe die Signoria ihn mit
einer Mission nach Frankreich betraute.
„Zu mir, in mein Haus," sagte er mit einer Stimme, von der sich
jeder Laut wie ein schmeichelndes Hündchen zu ihren Füßen zu schmiegen
schien. — „Das Deinige ist verwüstet und ausgestorben, auch das meinige
ist leer, weil kein häusliches Feuer darin brennt. Ich bin ganz allein —
Bianca, komme Du mit mir — Bianca, ich habe Dich nie vergessen, es
war eine höhere Macht, die uns von einander riß. Diese langen Jahre —
wie oft habe ich an Dich gedacht! In jeden Gedanken an die Baterstadt
hat sich Dein Bild verwoben. — Und jetzt, Bianca, sind wir vielleicht
Sterbende — sollen wir nicht die kurze Stunde noch glücklich sein?"
„Ja," sagte sie entschlossen und drückte mit Kraft seinen Ann, „ich
folge Euch."
Ein böses Lächeln ging plötzlich über sein Gesicht, aber um es zu
verbergen, beugte er sich zu ihr herab und küßte sie rasch.
Sie riß sich los, trat einen Schritt zurück und wies mit abgewandtem

Gesicht nach dem Altar. Bei dieser Bewegung kam ein weißes Tuch zum Vorschein, das sie wie eine Schärpe am Gürtel befestigt trug.
Er erblaßte, wich zurück und fragte betreten:
„Was bedeutet dieses Tuch?"
Sie lachte laut auf, das; es unheimlich durch das Gewölbe hallte.
„Erschreckt Euch dieser Lappen?" sagte sie. Sie schwieg 'ein wenig, dann fuhr sie gleichgültig fort:
„Ich habe ihn umgeknüpft, um unbehelligt hierher zu kommen. Ihr sagtet ja selbst, die Stadt wimmle von verdächtigem Gesindel. Seht, unter diesem Zeichen geht man so sicher wie unter Engelssittigen."
Ihm war das wanne Vlut plötzlich erkaltet. Ein Unbehagen schauderte ihm durch alle Glieder, ihr Wesen schien ihm fremd und feltfam aufgeregt. Aber er war schon zu weit gegangen, als daß er sich nicht geschämt hätte zurückzutreten. Auch dauerte diese Anwandlung nur einen Augenblick.
Mit einer Art von Zorn riß er ihr das weiße Tuch ab, das wie die Klapper der Aussätzigen im Orient seinen Träger in den Augen der Mitgeschöpfe zum Schreckbild machte.
„Jetzt werde ich Dich beschützen," sagte er.
Von der heftigen Bewegung war ihm der Gürtel zugleich in der Hand geblieben.
Ihr weites schwarzes Oberkleid siel auseinander und zeigte ein duftiges linnenes Nntergewand, das sich mit reichem Spitzenschmuck um die Bimst schmiegte und bis auf die Knöchel niedersiel.
Er umfaßte sie wieder, sie folgte dem Zug feiner Arme und legte das Gesicht an seine Schulter, daß die langen losgegangenen Haare über seinen Ann fiele», indem sie ihn mit beiden Händen festhielt, als fürchte sie, er könne ihr wieder entrinnen.
‚Fomm, komm fort von hier," flüsterte sie ihm in die Ohren.
Er hob sie auf und trug sie wie ein'Kind zum Tenrpel hinaus. Diesmal vergaß er auf der Schwelle das Weihwasser zu nehmen und wäre fast über den blinden Bettler gestolpert, der unter der Thüre eingeschlafen war.
Als sie im Freien standen, war sie es, die ihn so eilig fortzog, als ob ihr in jeder Minute eine Seligkeit verloren gehen könne.
Ter Himmel war kohlschwarz geworden, der Wind fegte die Via Ealzajuoli herunter und schleuderte ihnen einen Staubwirbel in's Gesicht.
Madonna Bianca blieb plötzlich stehen, legte die Hand auf die Brust und seufzte tief und schmerzhaft auf.
„Schließe die Augen," fagte er, „ich führe Dich."
Er schlug die eine Hälfte seines Mantels über sie und schlang ihr einen Ann um deu Leib, sie beim Gehen leicht unterstützend, daß er sie wie ein Bündel unter dem Arm zu tragen schien.
Auf dem Ponte vecchiu machten sie Halt, um Athem zu schöpfen.
Tic schweren Wolken zerrissen endlich wie ein Vorhang und ließen eine

ungeheure schwefelgelbe Feuermasse sehen, das ganze Arnothal stand einen
Augenblick in Flammen, dann wurde es noch dunkler als zuvor.
„Ist das nicht der Weltuntergang, den uns Frate Ambrogio täglich
von der Kanzel verkündet?" flüsterte Madonna, in den Ann des jungen
Mannes geschmiegt.
Sie gingen weiter, das Geländer streifend. Da stieß Messer Alessandro
auf einen weichen Klumpen und. zog mit Grausen den Fuß zurück. Ein
schwarzer Fleck lag am Boden, noch dunkler als die Dunkelheit, die ringsum
herrschte. Alessandro wußte augenblicklich, daß er auf einen menschlichen
Körper getreten war, denn so groß ist die Würde des Menschenleibes, daß
er auch in der äußersten Entweihung und im Dunkel der Nacht eine
instinctive Scheu um sich verbreitet. Auch war es nicht der einzige
Leichnam, den man in diesen Tagen auf der Straße liegen sehen konnte.
„Ein Sterndeuter sagte mir vor kurzem, auf dein Weg der Liebe
werde ich den Tod finden," sagte der junge Mann mit gezwungenem Lachen.
»Jetzt gehe ich den Weg der Liebe und hier liegt der Tod."
Als sie in die Nähe der Via de 'Nardi kamen, wo Alessandros Haus
stand, fragte Bianca plötzlich:
„Und wo ist Madonna Clarice?"
Alessandro war betroffen.
„Sprich nicht von ihr, denke nicht an sie," war seine Antwort. „Sie
ist fern und hat, hier nicht zu gebieten."
„So liebt sie Euch nicht, daß sie darauf verzichtet, die Gefahr mit
Euch zu theilen?"
„Sie hat nicht zu lieben, sie hat nur zu gehorchen," entgegnete
er hart.
Bon da an sagte Madonna Bianca kein Wort mehr auf dem ganzen
Weg.
Als der Morgen dämmerte, fuhr Messer Alessandro aus einem un-
ruhigen Schlaf auf. Seine Schläfen hämmerten, seine Lippen waren wie
ausgedörrt, und auf der Brust und unter der Achselhöhle empfand er ein
unleidliches Zerren und Brennen.
„Ich werde nach dem Arzt fchicken müssen," sagte er beklemmt, indem
er den Kopf aufrichtete.
„Messere, Ihr werdet besser thun den Priester zu rufen," antwortete
Madonna Bianca kalt, ohne sich von dem Rand des Lagers zu erheben,
wo sie seit Stunden bleich und regungslos gesessen und aus den Schläfer
herabgeblickt hatte.
Er jfllh sie starr mit aufgerissenen Augen an. Da fchlug sie das
weiße linnene Gewand zurück und bei dem fahlen Morgenlicht sah er über
der marmornen Brust drei kleine brandrothe Bläschen von einem kleinen
bläulichen Hof umgeben, unter demj aufgehobenen Arn: aber eine beulen-
artige Geschwulst.

„Seht her," sagte sie, „das habe ich gestern Abend vergessen Euch
zu zeigen."
Eine eiskalte Hand fuhr ihm in das Herz und vor ihm stand grauen-
voll das Gespenst der Vernichtung. Im nächsten Augenblick ward es ihm
siedend heiß, er riß sein Hemd auf und auf feiner Brust fah er dieselben
kleinen brandrothen Flecken, die schwerste Form der Pest, die man damals
kannte, die Vorzeichen des sicheren Todes.
Er sprang vom Lager auf, als wolle er das Weib erdrosseln. Aber
er blieb mit geballten Fäusten vor ihr stehen und stieß nur mit dumpfer
Stimme heraus:
„Du — Du — Du hast mir das gethan!"
„Ja," sagte sie ruhig mit einem Lächeln, das dem Lächeln der Wahn-
sinnigen glich, „ich, die unglückliche Bianca, der Du ihre Iugendblüthe ge-
stohlen, sie dem Zorn ihrer Verwandten preisgegeben und sie einem unge-
liebten Mann in die Arme'getrieben hast, die Du auch gestern nur vom
Altar wegholtest, um sie auf's neue zu betrügen. Der Du das Leben ver-
giftet hast und die jetzt auch ihr ewiges Heil verwirkt hat durch die gräß-
lichste und abscheulichste That, von der die Welt jemals hörte. Aber ich
bereue sie nicht. Als das Unglück über unsere Stadt hereinbrach, und
Alle auf den Knieen lagen und zum Himmel flehten nm Rettung, da
jubelte mein Herz allein der Vernichtung entgegen. Und ich ahnte doch
nicht, welche Rache, welche Seligkeit mir noch vorbehalten war. Nie wird sich
mehr die blonde Clarice^ Deiner Liebe erfreuen. O was Find alle Pulver
der Borgia und der Medici gege» die Wollust, den eigenen Leib in einen
Giftbecher zu verwandeln und zn sagen: Trink! War er nicht schön der
Becher, war der Traut nicht süß? — Er hat schneller gewirkt als ich dachte."
Er brach in wilde Verwünschungen aus und tobte wie ein Ver-
zweifelter durch das Zimmer. Er überhäufte sie mit den schrecklichsten
Drohuugen, aber war es die Kraft der Krankheit die ihn lähmte, oder die
dämonische Natur des Weibes vor ihm, er wagte nicht den Finger gegen
sie aufzuheben.
Sie ließ ihn wüthen und saß unbeweglich.^
Plötzlich hob sie die Hand auf und unterbrach ihn.
„Still," fagte sie mit unheimlichem Lächeln. „Hörst Du es die Straße
herunterklingeln? Das ist der Karren, vor dem alles was Leben hat sich
schaudernd verkriecht. In wenig Stunden werden sie uns zusammen auf
diefen Karren legen, in eine Grube werden sie uns Beide werfen, ein
Feuer der Vcrdammniß wird unsere Seelen Empfangen. O möchte dock
ein Stunuwind uns in ewiger Qual dahintragen, in Einigkeit zusammen-
geschmiedet wie jenes andere jammervolle Paar!"
„Scheusal! Megäre!" sagte er mit dem tiefsten Abscheu. „Pfui über
Deine feige That! Aber wenigstens sollst Du nicht triumphiren, in Deiner
Gesellschaft will ich nicht sterben — ich rufe meine Diener —"

Er wollte hinausstürzen, aber sie hielt ihn mit Kraft am Arn, zurück.
„Vleib," sagte sie mit einem Ton, in dem Haß und Zärtlichkeit
kämpften, „wenn Du Deine Diener rufst, fchaffen sie Dich hinaus in die
Baracken, von wo Dich erst die Todtengräber wieder abholen. Bleibe
hier, meine Rache ist gesättigt, jede Pflege, die Dir das Sterben erleichtern
kann, sollst Dn von meiner Hand empfangen, denn mich hält eine wunder-
bare Kraft aufrecht."
Er hörte schon nicht mehr, denn er starrte mit abwesenden Blicken
vor sich hin und ließ sich nach dem Lager zurückführen, auf das er taumelnd
niedersank. Die Wuth schien alle seine Lebenskraft aufgezehrt und dem
Fieber die alleinige Herrfchaft über feinen Körper gelassen zu haben. Er
streckte noch den Kopf vor, denn er glaubte die große Glocke zu hören,
die die Bürger von Florenz in Tagen der Noch zum „Parlament«" rief.
„Die Signoria erwartet mich," lallte er mit fchmerer Zunge, aber in
seinem Hirn sing es zu brausen an, tiefe Betäubung umfing ihn und fein
Blick wurde gläsern.
Nach einer Weile öffneten sich seine Lippen noch einmal und murmelten
abgerissene, unverständliche Worte und eimnal schien es der bleichen Wärterin
an seiner Seite als flüstere er: „Verzeih, Bianca."
Da beugte sie sich zu ihm herab und küßte ihn nnt ihren blutlosen
Lippen auf die Stirn. Dann fetzte sie sich neben ihn auf den Rand des
Lagers und unverwandt in das Gesicht des Sterbenden starrend, wartete
sie ruhig wie ein Todesengel auf feine und ihre letzte Stunde.
Als der Freund am Abend nicht versprochenermaßen beim Festmahl
erschienen war, machte sich Messer Filippo Vettori noch spät in der Nacht
mit fackeltragenden Dienern auf nach feiuem Palast, um den Säumenden
abzuholen.
Als er an der Hausthür den Klopfer fassen wollte, griff er in einen
weichen Stoff. Die Diener leuchteten niit den Fackeln her und Messer
Filippo fuhr wie von einer Schlange gebissen zurück, denn er hielt ein
weißes Tuch in der Hand.
Eine Weile stand er tief erschüttert.
„Anner Alessandro," rief er, „wer hätte gestern gedacht, daß Du
heute schon die weiße Fahne aufstecken würdest!"
Dann aber fiel ihm ein, daß Schreck und Kummer den Körper
empfänglicher für die Ansteckung machen. Er trat eilig den Nückweg an,
indem er aus voller Kehle in die Nacht hinaussang:
(Huaut' ö bell» ßinvin<?2xi>
<Hi vuc>1 e«8l>i- lietc», 312!

Wilhelm wundt.
von
Llimnazi Acheli^.
— Vremen. —

ao Stadimn, in welchem sich gegenwärtig die Philosophie und
mit ihr die kritische Weltanschauung überhaupt befindet, ist ein
höchst eigenthümliches. Nach dem gründlichen und durchaus
nicht unverschuldeten Fiasco der speculatiuen Forschung trat eine solche
(Ernüchterung, ja man tonnte fast sagen, eine solche grundsätzliche Abneigung
gegen alle diejenigen Untersuchungen ein, die nur in irgend welcher Ver-
wandtschaft mit der gestürzten Metaphysik standen, daß die frühere Königin
der Wissenschaften betteln gehen mußte. Namentlich die vordem mitunter
fo verächtlich behandelte Naturwissenschaft vergalt diese Geringschätzung
ihrerseits mit tödtlichem Haß, und ihrer weitreichenden Wirksamkeit ist es
nicht zum Wenigsten zuzuschreiben, wenn philosophische Studien immer
noch selbst in aufgeklärten Kreisen mit mitleidigem Lächeln beurtheilt zu
werden pflegen. Erfahrung hieß die Parole der neuen Zeit, deshalb fort
mit Allem, was etwa sich über diese hinauserheben sollte. Wie Kant von
einer reinen Vernunft sprach, so wurde diesem idealistischen Trugbilde eine
reine, von allen subjectiue» Zuthaten befreite Erfahrung gegenübergestellt.
Dennoch zeigte es sich bald, daß dieser feste Grund alles Wissens, die
Erfahrung, kein unanfechtbares Gemeingut der menschlichen Bildung sei,
vielmehr ein höchst complicirtes Product mühsamen kritischen Nachdenkens,
und daß sodann jede einigermaßen umfassende Weltanschauung ohne die
Mittel und Grundsätze der so heftig bekämpften philosophischen Disciplin
schlechterdings unerreichbar sei. Dem Terrorismus der, übrigens für einen
kleinen Ausschnitt unseres Wissens äußerst fruchtbaren, mechanischen Princivien
entsprach auf der anderen Teile eine ebenfo consequente Perachtung der

naturwissenschaftlichen Beweisführung und eine seltsame Reproduktion längst
entschlafener mystischer Glaubenssätze, wie sie in der Carricatur des Spiri-
tismus zu Tage tritt. Wie gesagt, ein Chaos von widersprechenden An-
sichten, die noch dazu mit dem gleichen Recht der Unfehlbarkeit sich breit
machen. Gegenüber einer derartigen wissenschaftlichen Confusion wirkt die
Erscheinung eines Mannes wohlthuend, der mit dein vollen Rüstzeug natur-
wissenschaftlicher Nildung bewaffnet und ebenfo vertraut mit der Entwicklung
des menschlichen Denkens, im Stande ist, die collidirenden Grenzstreitigteiten
endgültig zu schlichten. Einen solchen Gelehrten besitzen wir in Wilhelm
Wundt, Professor der Philosophie in Leipzig").

Der Lebenslauf eines atademifchen Lehrers pflegt, wenn nicht außer-
gewöhnliche Umstände hinzutreten, fchlicht zu verlaufen, und so sieht sich
auch unsere Darstellung genöthigt, sich nur mit einem äußeren Nahmen
der geistigen Entmickelung zu begnügen; außerdem mag es ihr zur Ent-
schuldigung dienen, daß wir es ja nicht mit einem Dichter zu lhun haben,
dessen persönliche Erlebnisse von weittragendster Bedeutung für die Ent-
faltung feines Genius sind, sondern mit einem wissenschaftlichen Forscher,
in dem sich eben mehr oder minder das Bild der allgemeinen geistigen
Bestrebungen einer Zeit wiederspiegelt.

Wundt ist dcrSohn eines badischen Pfarrers, geboren am 16. August 183'^
in Neöarau. Nach Abfolvirung des Maturitätsermnens in Heidelberg besuchte
er die Universitäten Tübingen, Heidelberg und Berlin, wo er sich dem Studium
der Medicin nnd Naturwissenschaften widmete. Von 1857—74 war er in
Heidelberg als Privatdocent, bezw. als außerordentlicher Professor thätig, um
dann einem Rufe als ordentlicher Professor der Philosophie nach Zürich im
Jahre 1874 zu folgen. Seit 1875) wirkt Wundt in Leipzig, von wo er eine
Zeitschrift unter dem Titel: Philosophische Studien, Ihcrcmsgiebt, während
er an dem Organ: Vicrteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, seine
Arbeit mit anderen Männern theilt. In das politische Leben bat er nur
einmal vorübergehend eingegriffen, nämlich als Abgeordneter der Stadt
Heidelberg zum badischen Landtag in den Jahren 1866—68. Als charakte-
ristisches Symptom aber für die Bildung der selbständigen wissenschaftlichen
Neberzeugung und im Besonderen der philosophischen Richtung unseres
Verfassers möchten wir die anfängliche Pflege der Nnturwissenschaften
'^zeichnen; denn nur hier war für die Methode und die Aufgabe der Er-
lenntnißtheorie gegenüber allen fchwankenden dogmatischen SchulmeinniMü

') Zugleich mögen hier die nöthigsten bibliographischen Notizen folgen: Bor-
lesungen über Menschen- und Thicrseele. 2 Bände. Leipzig 18!!!). Wrundzüge de>
psychologischen Phm'iologie. 2 Bände. Leipzig 1880. Logik. 2 Bände. Stuttgart 188« >
und 1883. Ethit. Stuttgart 18X6. Für die allgemeine ^rientirnng empfehlen wir
ganz besonders die Essaus, Leipzig 1885, welch? die verschiedensten («cbiete der philo'
sophischm Forschung, wenn auch nicht in susiematischer Folge, berühren. Von den
eigentlich fachwissenschaftlichen plMologischen Werten ist hier natürlich Abstand genommen,

eine sichere Basis zu sinden. Es erinnert diejc Erscheinung an das eben so berühmte Vorbild Lotzes, der bekanntlich auch ursprünglich Mediciner mar und nicht zum Wenigsten dazu beigetragen hat, den Grundsätzen der Naturwissenschaft auck in der Philosophie Eingang zu verschaffen.

Nenn wir uns unserem eigentlichen Gegenstande zuwenden, so wird es sich zunächst um die Stellung der Philosophie zu den anderen Wissenschaften überhaupt handeln; denn von dieser Vorfrage hängt offenbar die weitere Formulirung ihrer Methode und ihrer Aufgabe ab. Wir überlassen nun unserem Gewährsmann das Wort: „Der Versuch, der Philosophie die Stellung zurückzuerobern, die sie im Altertlmme besessen, hat bewirkt, daß sie sich, statt über den Wissenschaften, außerhalb derselben befindet. Es ist eine falsche und den thatsächlichcu Einheitsbcdürsnissen des menschlichen Denkens widersprechende Ausflucht, wenn heutige Pbilosophen diese Lage damit rechtsertigen wollen, es gebe zwei von einander^ verschiedene Weisen, die Gegenstände zu erkennen, die gewöhnliche, mit der sich die Einzelwissenschaften 'behelfen, und eine besondere höhere, zu der sich erst die Philosophie erhebe. Entweder ist die erste dieser Ertenmnißweisen falsch,uder die zweite: ein drittes giebl es nicht. Nun läßt sich aber unschwer nachweisen, daß die Dissonanzen zwischen philosophischer und wissenschaftlicher Betrachtung in hundert Fällen?etwa achtzig Mal darin ihren Grund haben mögen, daß der Philosoph sich nicht in den Vo'lbesitz der Thatsachen gesetzt hat, über welche die wissenschaftliche Erfahrung gebietet; in den zwanzig übrigen hat die Specialforschung es verab'cmnn, Pfuchologie und Logik gründlich zu Rache zu ziehen oder sich um die Ergebnisse benachbarter Wissensgebiete zu kümmern. In beiden Fällen m die Dissonanz eine solche, die aufgelöst werden kann und muß, und gerade dir Aufgabe der Philofophie sollte es sein, den Widersprüchen, welche sich zwischen verschiedenen Erkennlnißgcbieten herausstellen, auf den Grund zu gehen und, wenn es möglich ist, sie zu beseitigen." < Essaus S. 17.» Daraus ergiebt sich für eiue uorurtheilsfreic Venrtheilung des Sachverhaltes, daß die Philosophie nicht nur gelegentlich, etwa in ciuem Augenblick hülfloser Schwache, eine Anleihe bei der Erfahrung zu machen hat, sondern sich vielmehr voll und ganz auf die Resultate der cracteu Forschung stützen muß, falls sie nicht ihren beherrschenden Einfluß auf's Spiel setzen will. Freilich stellt sich uoch eine andere Eonsequenz aus dieser Voruntersuchung als unabweislich heraus, das ist die Thatsachc, daß die Specialwissen schllfteu trotz ihrer unbestrittenen Eomvetenz in den Detailfragen imm« im weiteren Verlauf auf Probleme stcuzen. die sie nicht vor ihrem eigenen Forum zu entscheide,! vermögen. Nur dies außer allen Zweifel zu setzen, so erinnere man sich nur der naturwissenschaftlichen Controversen über Elliisaliiät oder Mechanismus und Tcleologie; trotz alles empirischen Materials, das die Biologie r>en und contra herbeiträgt, wird das end gültige Urtheil ans einer ganz anderen, eben der philosophischen Perspective

gefällt. Für diese systematische Coilslructio», für diese Einfügung des
sonst Fragmentarischen und Lückenhaften in einen höheren und umfassenderen
Zusammenhang hat Wundt den berüchtigten Ausdruck der Metaphysik bei-
behalten, eben vorausgesetzt, daß man das Zerrbild, das häufig unter diesem
Namen gegangen, nicht mit der berechtigten und nothwenduvu Aufgabe
einer solche» Principienwissenschaft verwechseln will. Von diese»« Gesichts-
punkte aus, der in gewissem, wenn auch wesentlich vertieftem und inhaltlich
verändertem Sinne die Fichte'sche Wissenschaftslehre der Philosophie wieder
zuweist, kann eigentlich bei leidlich gutem Willen zwischen dieser allgemeinen
Disciplin und den besonderen Fachwissenschaften wenigstens kein andauernder
und unucrsöhnlicher Streit aufkommen, indem ja beide für den glücklichen
Erfolg ihrer Bemühungen immerfort auf eiuauder angewiesen sind. Der
thörichteste Streich ist es freilich (ebenso uerhängnißuoll, wie die angebliche
Unfehlbarkeit der früheren Metaphysik in der transcendenten Welt», der
Philosophie überhaupt die wissenschaftliche Legitimität verweigern zu wollen;
jeder Schluß, jedes Unheil bringt es uns zum Bewußtsein, daß es ein
solches Inventar unserer allgemeinsten Denkforme» geben muß, und daß
ohne eine logische Bearbeitung der Erfahrung unsere ganze Welt nur ein
wüstes Chaos darstellen würde.
Nachdem so die Philosophie wieder ibreu Platz, freilich nicht über,
sondern inmitten der übrigen Wissenschaften, wenn mich an bevorzugter
Stelle erhalten hat, würde es sich i» zweiter Linie darum fragen, auf
welcher Basis diese objective Weltanschauung zu begründen ist, mit anderen
Worten um die Methode der Forschung. Selbstverständlich wird diese
Eonstruction wesentlich durch die Form und Leistungsfähigkeit unferer Er-
kenntnis! selbst bedingt sein, also jede philosophische Arbeit bei der Psycho-
logie beginnen müssen. So allgemein (verschwindende Ausnahmen abge-
rechnet) nun auch die Uebereinstimmung in diesem Punkte zu sein pflegt,
so abweichend fallen die Antworten aus, wenn es gilt, die Quellen und
Mittel unferer wissenschaftlichen Erkenntniß zu bestimmen. Gerade die
Psychologie ist noch allzuoft nur ein Schauplatz der heftigsten Kämpfe,
bei denen der Mangel a» Gründen durch einen sehr wenig angemessenen
Ton des moralischen Selbstgefühles und der adäquaten Geringschätzung
gegnerischer Ansicht ersetzt zu werden pflegt. „Der rohe Empirismus" ist
ganz besonders ein Schlagwort des Idealismus, und um leichte Arbeit zu
haben, wird dann gewöhnlich ein blödes Gemisch von allerlei schon in sich
widersprechenden Änschannngen conftruirt, das seinem wohlverdienten Schick-
sal natürlich nicht entgehen kann. Einein solchen verfehlten Beginnen gegen-
über erscheint schließlich, um doch der vielbegehrten Erfahrung eine gewisse
Loncession zu machen, im Glorienschein geheimnißooller metaphysischer Be-
leuchtung die Selbstbeobachtung, die uns sichere Auffchlüsse über unsere
eigene Seele vollauf gewähren foll. Was aber ist diese anscheinend so
selbstverständliche Selbstbeobachtung? Gewöhnlich lautet der Bescheid auf

diese zudringliche Frage, eine Wahrnehmung unserer inneren Zustände gerat»?
so wie die Beobachtung irgend welcher äußerer Erscheinungen. Damit
wäre in der That die Sache erledigt, wenn nur nicht der begründende
Vergleich sc» ganz und gar in der Luft schwebte. Denn die eracte Beob-
achtung realer Vorgänge ist freilich im Stande den fraglichen Objccten
ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, wann sie will; sie kann beliebig diese selbst
in den verschiedenartigsten Entwickclungsstadien untersuchen und unter Hinzu-
nahmc anderweitiger Hülfsmittel ihnen eine künstliche Dauer verleihen.
„Wo wäre aber etwas derartiges bei der inneren Wahrnehmung möglich V
Je mehr wir uns anstrengen, uns selbst zu beobachten, um so sicherer
tonnen wir sein, daß wir überhaupt gar nichts beobachten. Der Psycholog,
der sein Bewußtsein firiren will, wird schließlich nur die eine merk-
würdige Thatsache wahrnehmen, daß er beobachten will, daß aber dieses
Wollen gänzlich erfolglos bleibt. Es ist nichts Besonderes dabei, sich einen
Menschen zu denken, der irgend ein äußeres Object aufmerksam beobachtet.
Aber die Vorstellung eines solchen, der in die Selbstbeobachtung vertieft
ist, wirkt fast mit unwiderstehlicher Komik. Seine Situation gleicht genau
der eines Münchhausen, der sich an dem eigenen Zopf aus dem Sumpf
ziehen will. Das Object der Selbstbeobachtung ist ja eben der Beobachter
selbst. Das Merkmal, wodurch sich die Beobachtung unterscheidet von
der zufälligen Wahrnehmung, besteht aber gerade darin, daß wir die Objecto
selbst so viel als möglich unabhängig machen von dem Beobachter. Und
hier ist es die Beobachtung, welche diese Abhängigkeit um so mehr steigert,
je aufmerksamer und planvoller sie zu Werke geht." (Essays, S. 13s. >
Gegenüber diesen zweifelhaften und dürftigen Resultaten der Selbstbeob-
achtung besitzen wir in den Werkzeugen der experimentellen Psychologie
die Möglichkeit, die zusammengesetzte Erscheinung thunlichst auf ihre ein-
fachsten, elementaren Bcstandtheile zurückzuführen und durch künstliche Mittel
die Abhängigkeit psychischer Vorgänge von ihren physischen Bedingungen
unerschütterlich klar stellen zu können; namentlich bezieht sich dies auf
das zeilliche Verhältnis; in der Entstehung und dem Wechsel der Vor-
stellungen, ein Gebiet, auf dem ja die Psychophysik so weitgehende Auf-
schlüsse über den geheimnißuollen Hintergrund unseres bewußten Seelen-
lebens erreicht hat. Allerdings darf man eines nicht vergessen, das ist
die Thatsache, daß diese Messungen nur anwendbar sind auf das ent-
wickelte Bewußtsein und dagegen völlig versagen, „wo ein verständnißvollez
Eingehen auf die Absichten des Psychologen nicht vorausgesetzt werden
kann". Deshalb verspricht sich unser Autor auch nicht viel von der jetzt
häufig gerühmte« Kinderpsychologie, um so weniger, als hier unzweifelhaft
öfter subjectiue Täuschung mitunterläuft. Aber ultra po88e nemo ubü-
Fatur! Ist es doch schon gegenüber den früheren vagen Vermuchungen
und den schematischcn Kategorien der Seelenvermögen ein bedeutender Fort-
schritt, die gesetzmäßigen Beziehungen der psychischen elementaren Functionen

ihrer Qualität und Quantität nach auf eine sichere Formel zurückgeführt
und aus den Thatfachen des Bewußtfeins heraus eine bedeutungsvolle
Perspective auf die unerschöpfliche Quelle unferer psychischen Existenz
eröffnet zu haben, die jedes geistige Leben erst ermöglicht. Diese geheimniß-
volle Werkstätte, aus der jeder Gedanke, jedes Gefühl und Begehren feinen
Urfprung nimmt, das Unbewußte ist der exacten Erkenntnis; freilich noch
zu wenig zugänglich, als daß wir uns befonders überrafchendc Aufschlüsse
zu geben anheischig machen könnten. Vielmehr bedarf es noch einer
kurzen Skizzirung der übrigen Hülfsmittel für den Anfbau einer inductiv
begründeten Weltanschauung. Für die vergleichende Psychologie kommen
in dieser Hinsicht namentlich zwei, gerade jetzt besonders eifrig gepflegte
Disciplinen in Betracht, einmal die auf wesentlich biologischen Principien
beruhende Thieipsychologie und sodann die auf einen umfassenden Kreis
der Beobachtung gestützte, die Naturvölker beobachtende psychische Anthro-
pologie. Für die erstgenannte, namentlich seit Darwins Ruftreten beifällig
aufgenommene Forschung ist häufig die Gefahr der falschen Analogien ver-
hängnißnoll geworden, die durch eine (natürlich unbewußte) Übertragung
subjektiver Stimmungen und Ideen in die fraglichen Vorgänge des thieri-
schen Lebens entstanden sind. „Die größten Verheerungen haben solche Ana-
logien in der Tierpsychologie angerichtet. Wer allen Handlungen der
Thiere, insbesondere allen Instinctäußerungen, die Reflexionen des eigenen
Bewußtseins unterschiebt, der wird leicht die regelmäßigen Wanderungen
der Zugvögel, die Nestbauten zahlreicher Thiere, die Gewohnheiten der
gesellig lebenden Insecten und ähnliche Dinge als Erscheinungen bewundern,
welche den Leistungen menschlicher Intelligenz nicht nur gleich kommen,
sondern dieselben sogar gelegentlich übertreffen. Schon das Wort Thier-
stnat, welches nichts als eine falsche Analogie ist, hat durchaus unange-
messene Vorstellungen über die geistige Stufe niederer Thiere erweckt."
lLogit II, S. 495.) Es bedarf keiner ausführlichen Erörterung, um die
Schwäche dieser, meist mit virtuoser Meisterschaft gehandhabten und
unendlich fruchtbaren Theorie des Instinctes zu begreifen. Gewohnheit,
Anpassung und Vererbung, das sind die schöpferischen Motive, mit denen
diese complicirten Probleme erklärt werden. Daß jene berüchtigte Ge-
wohnheit als solche Nichts verständlich macht, sondern ihrerseits vielmehr
eine psychologische Herleitung erheischt, daß sich nicht ganze Fertigkeiten
und Anlagen (ähnlich wie die aprioristischen Begriffe) den späteren Gene-
rationen mittheilen können, daß endlich die Anpassung nothwcndigcr Weise
eine teleologische Ergänzung erfordert, alle diefe Bedenken werden nur zu
häufig in dem Eifer, ein neues Ertlärungsprincip universaler Art entdeckt
zu haben, vergessen. Aehnlichen Zweifeln begegnet, wie Wundt meint,
die nach dem Vorbilde der Engländer auch bei uns eifrig betriebene Völker-
kunde, sofern sie es aus den heutigen Zuständen inferiorer Rassen und
unter Benutzung der bedeutsamen Neberrestc früherer Gesittmigsstufen nnter-

nimmt, eil! zufammenhängendes Bild unserer gefammten geistigen Entwickelung auf den verschiedensten Organifationsstufe« zu entwerfen. Der Fehler dieses Verfahrens liegt darin, das; hier ohne Weiteres die comparative der historischeu Methode substituul wird. Nur die letztere ist im Stande, die Probleme, die sich auf die geistige Entwickelung der Menschheit beziehen, direct zu lösen. Die vergleichende Methode vermag zimr Anhaltspunkte sür die Neconstruction der geschichtlichen Eutwickeluug zu bieten. Aber sobald sie weit genug gediehen ist, um einigermaßen sichere Schlüsse zuzulassen, wie z. V. im (Gebiete der Sprachvergleichung, so tritt sie aus dem Nahmen der sonstigen Anwendungen der compamtiven Methode beraum und wird zur historischen Methode. So lange dagegen dies nicht der ^ill ist, so fallen ihrem Forschungsgebiet ganz andere, von den Aufgaben der historischen Methode abweichende Probleme auheim. Sie »mst sich nämlich darauf beschränken, mittelst der Vergleickung Thatsachen zu gewinnen, au? denen sich die Abhängigkeit des gegenwärtigen geistigen Hustaudcs von den ebenfalls gegenwärtig gegebenen Naturdcdingungen erschließen läßt. Freilich darf man nicht vergessen, daß es die Ethnologie wesentlich mit den Natur-Völkern zu thun hat, also mit der Erforschung der ersten und dürftigsten Neime der psychischen Welt, aus denen sich dann im historischen, nach chronologischem Maststab firirbaren Verlauf die ganze Fülle der geistigen Ideen entfaltet hat, die wir unter dem Namen der Eultur begreife». Und fodann giebt es eine geradezu erdrückende Neihe von Erscheinungen, ncunemlich auf dem Gebiete des Nechts, wo die gewöhnlichen Schranken topographische', und geschichtlicher Isolirnng völlig durchbrochen sind, und sich eine überraschende Gleichartigkeit der elementaren ^tganisationsfonueu herausstellt.

Habe» wir so für die Philofophie die wisseuschnstliche ^egitimitöi erwieseil und ihre Methodik kurz charakterisirt, so wenden wir uns Mt zu den Problemen, wie sie in den bekannten Kategorien der Untersuchung vorliegen. Die erste Gruppe derselben behandelt die gerade in unserer Zeit durch das Gewicht der uaturwisseuschaftlicheu Bildung besonders bevorzugte Psychologie, durch die induclioe ÄegiÄndung und die daomck bedingte Fonnulirnng ihrer Nesultate für die Erkenntnistthcorie von fundomentaler Vedeutung. Es wurde früher scho» darauf hingewiefen, wie es der modernen Wissenschaft ganz besonders durch das Erperiment möglich geworden ist, an die Stelle der mehr oder minder phantastifchen Speculation der rationalen nnd die unsicheren Äehauptuugeu der lediglich aus die Selbstbeobachtung gegründeten empirischen Psychologie bestimmte Gesetze für den Zufammenhang der pfychifchen Erscheinungen aufzustellen. Wir tonnen uns deshalb damit begnügen, den Charakter nnd die Aufgabe dieser durchaus modernen Disciplin kurz zu schildern. Die physiologische Psychologie, wie Wundt sie bezeichnet, beginnt nicht mit subtilen Erörterungen über die Substanz, über das Verhältnis; der Seele zum Geist, über die verschiedenen Seelenvermögen u. s. f., soudern mit der in aller Erfahrung

gegebenen Abhängigkeit mü> Wechselwirkung physischer und psychischer Zu-
stände, indem sie von vornherein den spiritulllistischen Grundsatz einer ge-
heimen Identität beider ebensowohl zurückweist wie die materialistische Ab-
leitung seelischer Thätigteiten aus der Materie. „Indem die physiologische
Psychologie die Wege zwischen innerein 'und äußerem Leben durchmißt,
schlägt sie zunächst diejenigen ein, welche von außen nach innen führen.
Aiil den physiologischen Vorgängen beginnt sie und sucht nachzuweisen, wie
diese das Gebiet der inneren Beobachtung beeinflussen; erst in .zweiter
^inie stehen !ihr die Nückwirtungen, ^welche das äußere durch das innere
Sein empfängt. So sind denn auch die Ausblicke, welche sie nach den
beiden Grundwissenschafte», zwischen denen sie sich eingeschoben hat, wirft,
vorzugsweise nach der einen, der psychologischen Seite gerichtet. Der Name
physiologische Psychologie deutet dies an, indem er als den eigentlichen
Gegenstand unserer Wissenschaft die Psychologie bezeichnet und den physio-
logischen Standpunkt nur als nähere Bestimmung hinzufügt. Der^Grund
dieses Verhältnisses liegt wesentlich darin, daß alle Probleme, ,welche sich
auf die Wechselbeziehungen des inneren und äußeren Lebens erstrecken,
bisher im Wesentlichen ein Bestandtheil der Psychologie gebildet haben,
während die Physiologie Gegenstände, bei deren Untersuchung der Specnlation
eine wesentliche Holle zufallen mußte, gern, aus dem^Bereich ihrer Unter-
suchungen ausschloß. Doch haben in neuerer Zeit gleichzeitig die Psycho-
logen begonnen sich mit der physiologischen Erfahrung vertrauter zu machen,
und die Physiologen die Mthigung empfunden, über gewisse Grenzfragen,
auf welche sie gestoßen, sich bei der Psychologie Naths zu erholen. Die
so aus ähnlichen Bedürfnissen entsprungene Begegnung hat der physiologischen
Psychologie den Ursprung gegeben." (Gruudzüge der phys. Psych, I, 2.)
In diesem Sinne und Gesichtspunkt hat es die moderne Forschung wesent-
lich, wie früher ausgeführt, auf eine umfassende erperimentelle Beobachtung
gestützt, unternommen, ohne sich durch speculatiue Eombinationen die Hände
;u binden, den gesammten Bereich unseres psychophysischen Lebens in seiner
gesetzmäßigen Wechselwirkung zu untersuchen, und auf diesem Grenzgebiet
der sog. Geistes- und Naturwissenschaften hat der frühere Mediciner Wundt
auch seilten hervorragenden ;Nuf begründet. Indeni die Darstellung mit
mit den körperlichen Grundlagen des Seelenlebens beginnt, die Entstehung
und Verknüpfung der Empfindungen und Vorstellungen zu complieiNeren
Gebilden betrachtet, nähert sie sich schon damit rein psychologischen Problemen,
die theilweise auch iu das Gebiet der Ethik hineingreifen. Um nur eines
der interessantesten und gerade gegenwärtig lebhaft discutirten aus dieser
unendlichen Fülle herauszuheben, sei an das Verhältniß des Bewußt-
seins zu den Factoren des nnbewußten Seins erinnert. Es ist genügend
bekannt, wie geschickt E. 0. Hartmnan es unter Benutzung psychologischer
Momente verstanden hat, diesem geheimnißuollen Hintergrund die erhabene
Majestät einer kosmischen Snbstanz zu verleihen und es an die Spitze der

gesammten Wcltentwickelung und an das Ende der Welterlösmig zu setzen. Dem gegenüber ist mit aller Entschiedenheit darauf zu verweisen, daß diese ganze Theorie schon deshalb höchst bedenklich ist, weil unsere ganze Neurtheilung und Kenntniß des unbewußten Lebens sich ganz ausschließlich nach den Analogien des bewußten, geistigen Seins lichtet. Jenes allwissende und allmächtige Unbewußte, das den ganzen Weltproceß nach Hartnuinn lentt, oder besser gesagt, in sich erlebt, ist deshalb auch eine coutr2ckic:ti< > in nch^t',. Und um nichts besser steht es mit der psychologischen Hulfsconstruction, welche diese seltsame Weltanschauung zu stüken berufen ist, nämlich mit der Thatsache der unbewußten Vorstellungen. Es ist schlechterdings unerfindlich, wie diese ein gleichsam latentes Dasein führen sollen, um bei geeignetem Anlaß wieder an's Tageslicht zu treten; dies ist gerade so unmöglich, wie die Ansicht, daß die uielberufenen Instincte als vollständig entwickelte Wertigkeiten sich vererben sollen. Statt in dieser unzulässigen Weise die Vorstellungen zu mythischen Wesen zu Hypostasiren, sollte man sich des psychologischen Ursprungs derselben erinnern, um dadurch die richtige Lösung des Problcmes anzubahnen. „Als die entscheidende Bedingung für die Aeproduetion der Vorstellungen erweist sich überall theils die häufige Wiederholung der betreffenden Sinneseindrncke, theils die intensive Wirtmm, derselben auf das Bewußtsein. Selbst bei deu auffallendsten Beispielen der Erneuerung längst verschwundener Vorstellungen vennißt man kaum jemals die Spuren einer dereinst vorhanden gewesenen ungewöhnlichen Ein^ Übung. Alle Vorstellungen aber, welche nicht entweder durch äußere Einwirkungen häufig genug erneuert oder willkürlich festgehalten und reproducirl werden, verschwinden unwiederbringlich, und vollends nur ein sehr spärlicher Niederschlag aus der Menge der unaufhörlich kommenden und gebende» Vorstellungen bleibt dem Bewußtfein zum fortwährenden (Gebrauch verfügbar. Diese Spureil der Uebung weisen deutlich daraus hin, daß die Borstellungen nicht Wesen sind, welche sich eines unsterblichen Dafeins erfreuen, sondern Functionen, welche erlernt, geübt und gelegemlich anch verlernt werden tonnen." (ttrundz. II, 2W.) Diese sog. unbewußten Vorstellungen sind in« Uebrigen, nach allen weiteren Analogien zu schließen, als psychische Dispositionen zu fassen zu gelegentlicher Wiedererneuerung bei genügend starker innerer oder äußerer Veranlassung. Eine zweite Streitfrage für die moderne Philofophie, die noch immer unendlich viel Staub aufwirbcl:. ist das Verhältniß des Willens zur Intelligenz. Wie fchon Kant den Willen zu einer intelligiblen, den gewöhnlichen Mechanismus der Dinge durchbrechenden Eigenschaft des Subjects machte, so erwuchs er bei Schopenhauer und v. Hartman« in seiner überweltlichen Transcendenz zu der eigent lichen wesenhaften Substanz des Seins. Diefe metaphysifchen Folgerungen fallen in sich zusammen, sobald sie auf ihre eracte psychologische Begründung hin geprüft werden; denn diese zeigt uns den Willen in fortdauernde«', unlösbarem Eonner mit dem Bewußtsein, so daß selbst alle die bekannten

Ausdrücke, wie blinder Trieb, unbewußtes Äegehren ?e., nur unter dieser
primären Voraussetzung verständlich sind. „Der Wille ist eine Bewußt-
seinsthatsache und uns nur als solche bekannt: er ist von dein übrigen
Inhalt des Bewußtseins so wenig losgelöst zu denken, wie die sonstigen
Nlbjectiveu Zustände, die wir als Reflexe der Willensthätigteit auffassen,
die Gefühle und Affccte, jemals getrennt vorkommen von den Vorstellungen,
auf welche sie vou uns bezogen werden. Und wie uns der Wille nur aus
dem Bewußtsein bekannt sein kann, so ist andererseits ein Bewußtsein für
uns gar nicht denkbar ohne die innere Willensthätigteit." (A. a. O. II,
W?.) Nur eine durch metaphysische Glaubenssätze gebundene Ansicht konnte
diese thatsächliche wechselseitige Bedingung der intellectuellen und motorischen
Erscheinungen in ihrer wahren Gestalt verkennen und den ganzen Welt-
proceß von einer angeblich psychologisch erwiesenen Isolirung der Idee
von dem thatendurstigen, aber völlig stupiden Willen beginnen lassen.
Ueberhcmpt hat die uorurtheibsfreie psychologische Forschung allen einseitigen
spiritualistischen und materialistischen Hypothesen gegenüber den Standpunkt
der kritischen Erfahrung, wie er sich jedem näheren Nachdenken von selbst
aufdrängt, festzuhalten; diefcs zeigt uns für das ganze innere Leben da?
Widerspiel eines unlösbar mit einander verknüpften Systems physischer
und psychischer Erscheinungen, ohne daß es (wenigstens nach den Mitteln
einer inductiueu Beobachtung) möglich wäre, sie aus einer gemeinsame»
Quelle abzuleiten. Bewegung und Empfindung sind diese beiden unent-
behrlichen Factoren unserer Weltanschauung, in die wir als Individuen
hineingeboren werden, ohne daß wir im Stande wären, sie in ihrer eigent-
lichen Entstehung zu begreifen. Nur versuchsweise gleichsam kann man
von dieser festen Position aus, der die Pfychophysit so manche fruchtbare
Resultate zu verdanken hat, diese anscheinende Schroffheit der beiden letzt-
erreichbaren Elemente unserer Erkenntnis! in eine gewisse gleichartige Be-
ziehung umzuwandeln wagen, wie Wundt dies am Schluß seiner Psychologie
mit folgendem Ausblick unternimmt: „Nach seiner physische» wie nach
seiner psychischen Seite hin ist der lebende Körper eine Einheit. Diese
Einheit beruht aber nicht auf der Einfachheit, fondern im Gegentheil ans
der sehr zusammengesetzten Beschaffenheit seiner Substanz. Das Bewußt-
sein mit seinen mannigfaltigen und doch in durchgängiger Verbindung
stehenden Zuständen ist für unsere innere Auffassung eine ähnliche Einheit
wie für die äußere der leibliche Organismus, und die durchgängige Wechsel
beziehung zwischen Physischein und Psychischem führt zu der Annahme, daß
was wir Seele nennen das innere Sein der nämlichen Einheit ist, die wir
äußerlich als den zu ihr gehörigen Leib anschauen. Diese Auffassung des
Problems der Wechselbeziehung snhtt aber weiterhin unvermeidlich zu der
Voraussetzung, daß das geistige Sein die Wirklichkeit der Dinge, und daß
die wesentlichste Eigenschaft derselben die Entwickelung ist. Das menschliche
Bewußtsein ist für uns die Spike diefer Entwickelung; es bildet den Knoten-

puntt nn Naturlauf, iu welchem die Welt sich auf sich selber besinnt. Nicht cks einfaches Sein, fondern als das entwickelte Erzengniß zahlloser Elemente ist aber die menschliche Seele, wie Leibni; sie nannte: ein Spiegel der Welt."
Durch diese psychologische Prüfung unserer Erlenntnißquellen und unserer Beziehung zur Außenwelt überhaupt ist auch schon die Ausgabe der Erkenntnißtheorie präjudicirt, welche wir seht kurz zu entwickeln habe«. Zunächst wird aus den bisherigen Ausführungen die Berkcbrtlxii des vielbeliebten Satzes von der Identität oder dein Parallelismus des Seins mit dem Lenken erhellen; felbst wenn diese Voraussetzung nicht »cm idealistischen Uebermuth entspringen sollte, der sich in Hegel vennaß, den gesammten Weltinhalt durch die dialektische «rast des Gedankens, der reinen ,^dee entstehen zu lassen, fo enthält jene Behauptung auch in ihrer zweiien, gemilderten Form dennoch einen gefährlichen Irrthum. „Denn jede dieser Annahmen stellt an die Logik die Forderung, einen metaphysischen Sav als oberstes Ariom anzuerkennen, welches durch seineu Inhalt unvermeidlich dazu verführt, das Wirkliche aus dcu Deniformen zu construiren. Hrc lyatsächliche Grundlage hat zwar diese metaphysische Annahme in einer Boraussetzung, welche allerdings unser Deuten an jede Erkenntnis; heran-bringt, und unter welcher daher auch die ^ogit steht, iu der Voraussetzung nämlich, daß das Denken ein zur Erkennlniß geeignetes Werkzeug uno bierdulch befähigt sei, schließlich eine Uebercinstimmuug unserer Begriffe mit den Ertenntnißobjecten zu erreichen. Diese Uebereiustimmuug verwandet: die metaphysische Logik in eine Identität, und wäbrend das wissenschaftliche Denken die Uebereinstimmung mit dem Wirtlichen am Ende seiner An-strengungen erwartet, setzt jene die Identität in den Anfang. So entgeht sie der Forderung, daß das Denken von feinen Objecten bestimmt sei; statt dessen müssen nun die Objecte nach dem Denken sich richten." O'ogit I, 5.) Statt eine solche, höchst verhängnihvolle Verschiebung des wahren Sachver-halts zu begehen, wendet sich die wissenschaftliche Logik der tritifchen Bear-beitung des ihr zugeführten Materials zu, und indem sie dadurch den gefetz-mäßigen Entwickelungsgang unserer Vorstellungen feststellt, entdeckt sie zugleich die allgemein gülligen Normen unserer Erkenntniß überhaupt, wie sie sich ganz allgemein in allen Wissenschaften vollzieht. Für die zutreffende Behandlung diefer Fragen ist nichts instrnctiuer als eine kurze Uebersicht über die unver-meidlichen Berührungspunkte, welche sich, man konnte fast sagen wider Willen, sür die ursprünglich so scharfen Gegensätze der philosophischen Weltanschauung ergeben. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, wie die Naturphilosophie der speculatiueu Schule nach und nach, unter dem stets wachsenden Druck naturwissenschaftlicher Entdeckungen, es sich nicht verfuge» tonnte, mancherlei, eigentlich streng genommen, unerlaubte Anleihen bei der verliaßten Erfahrung zu machen, um uur nicht allzusehr in Mißcrcdit zu kommen. Der umge lehrte Fall ist eben so bezeichnend; denn selbst der überzeugungstreuene .'lnhänger der reinen Erfahrung, wie sie jetzt öfter proclamirt wird, nmß

schließlich, wider Tillen, für die letzte!!, bei der sletei! Elimiuiruug zurück-
bleibenden, Eleinente unserer Erkenntniß, für Einpsinduug und Bewegung,
sich ebenfalle, nach psychologischen und metaphysischen Stützpunkten um-
sehen, um sie nicht als leere abstracte Idole in der Luft schweben zu lassen.
„Ter verzweifeltste Apriorist kann um die Erfahrung nicht herumkommen
und mutz ihr wohl oder übel in seinen Constructionen irgend eine Rücksicht
schenken. Nicht minder gewinnen für den empirischen Forscher erst die
durch das Nachdenken geprüften, in Verbindung gebrachten und unter
Umständen fogar mit speculatiuen Voraussetzungen vermischten Erfahrungen
wissenschaftliche Geltung. Ter Streit beginnt aber, wenn von beiden
Eliten apodiktische Behauptungen über die Quellen der Erkenntnis; auf-
aenellt werden. Doch ist mau sich auch dann oft genug ilber die wirtlichen
«Gegensätze keineswegs klar. Daß Alles, was erkannt wenden soll, irgend-
wie uns zum Bcwutztsein gelangen, also von uns innerlich erfuhren werden
mutz, wird allerseits zugegeben. Ter Apriorist muß also bekennen, daß
er schließlich aus Erfahrung und nur auf Erfahrung sich stützt, und der
Empirist muß zugestehe», daß jede Erfahrung zunächst eine innere, also
ein Ereigniß unseres Denkens ist. So läuft der Gegenfatz schließlich darauf
hinaus, daß der erstere mehr den willkürlich von uns hervorgebrachten
Vorstellungsverbindungeu, der letztere denjenigen, die mit einem ohne
unseren Willen stattfindenden Zwang sich aufdrängen, den höheren Werth
beimißt. Aber weder vennag sich jener dem Zwang der Wahrnehmung
;u entziehen noch dieser der Willkür des Tentens. Wie kann es da
Wunder nehmen, wenn zuweilen keiner von Beiden mehr sicher weiß,
ob er Apriorist oder Empirist sei'l' (Logik I, 869.) Wie sich aber auch
im weiteren Verlauf des systematischen Ausbaues anscheinend unversöhnliche
Gegensätze einander annähern, soviel wird allseitig eingeräumt, daß es das
erste Geschäft der wissenschaftlichen Bearbeitung der Erfahrung ist, alle
heterogenen Bestandlheile und subjective Zuthaten », limius auszuscheiden.
Dahin gehören alle Fragen des Glaubens und Fürwahrhaltens, Alles,
was nicht einer inductiven Prüfung Stand hält, alle die individuellen
Täuschungen, welche unsere psychophysische Organisation uns so unbemerkt
zufügt, daß wir uns erst vermöge eines sehr complicirten Processes schließlich
verwundert zu der Ueberzeugung aufzuschwingen vermögen, daß die Sache
sich re vsiÄ anders verhalte. Als letztes und entscheidendes Kriterium
dieser unaushörlichen tntischen Läuterung unseres geistigen Besitzes sieht
unser Autor das an, was sich in aller Wahruchnmng als gegeben bewährt
und als objectiu gewiß die Thatsachen, welche auf dem Wege fortfchreiten-
der Berichtigung der Wahrnehmungen nicht mehr beseitigt werden können."
So ;. B. in der Eopernitanischen Weltansicht, wo einmal alle Schluß-
solgerungen in Uebereinstimmung mit den Thatsachen unserer anderweitige»
Beobachtung stehen und dadurch eben zweitens alle entgegenstehenden Be-
hauptungen sich als unzulässig erweisen. Während diese so erzeugte objective

Gewißheit mittelbarer Art ist, indem sie in ihren verschiedenen Stufen der Schärfe unseres logischen Deutens entspricht, ist die einer solchen genetischen «Gliederung unfähige subjective Gewißheit (wie sie sich in irgend einer Enrpftndung darstellt) nothwendiger Weise unmittelbar. Wie gesagt, alle unsere Einpsindungen und andere zahlreiche Bestandtheile unseres Bewußtseins, die sich zu keiner objectiven Wahrnehmung eignen, verbleiben auf dieser unantastbaren Stufe der fubjectiven, unmittelbaren Gewißheit. Deshalb ist es selbstverständlich ein höchst bedeutsames Problem für eine nüchterne Ertenntnißtheorie, aus der philosophischen Verwerthung dieser unmittelbar gegebenen Elemente unserer Weltanschauung Alles das zu beseitigen, was trotz seines spccifisch fubjectiven Urfprunges etwa auf eine allgemeine objective Geltung Anspruch erheben tonnte.

Da gerade.die Beziehung unseres Bewußtseins zu der Außenwelt die Eardinalfrage der theoretischen Philosophie bildet, so mag es uerstattei sein, dies Berhältniß noch etwas näher zu beleuchten. Zufolge der psychologischen Begründung ist die ursprüngliche Quelle jeder Realität und jeder Ertenntniß unser eigenes geistiges Sein, wie es sich in den verschiedenartigsten Functionen offenbart; dadurch ist von vorn herein der materialistische Gebaute von einer Erzeugung der psychischen Erscheinungen aus den quantitativen Veränderungen unendlich kleiner Bestandtheile der Materie ausgeschlossen, eben so sehr wie die umgekehrte idealistische Berirrung, daß dem Nicht-Ich, d. h. der Welt der Dinge, jede Existenzberechtigung abgeht. Der allein berechtigte kritische Idealismus ist zugleich, wie Wundt ausführt, der Idealrealismus. Er hat nicht, wie eine Richtung sicl, anheischig machte, die denselben Namen führte, aus idealen Principicn die Realität speculatiu abzuleiten, sondern gestützt auf die berichtigten Begriffe der Wissenschaft, das Berhältniß der idealen Principicn zu der objectiven Nealität nachzuweisen. Da dieses Berhältniß schließlich nur als ein solches der Uebereinstimmung gedacht werden kann, wenn eine Erkenntnis; der Objecte möglich sein soll, so wird freilich auch hier das Resultat erwartet werden können, daß die idealen Principicn in der objectiven Nealität sich wieder finden, wie denn schon eine oberflächliche Untersuchung uns lehrt, daß die Grundgesetze des logischen Denkens zugleich Gesetze der Objecte des Denkens sind. Aber dieses Resultat muß, wie jedes wissenschaftliche Ergebniß, durch die Untersuchung gefunden, es darf nicht vor aller Untersuchung durch täuschende dialektische Künste erzeugt werden. Was vor aller Untersuchung feststeht, ist nur der Grundsatz, daß die Objecte unseres Denkens diesem conform fein müssen, weil ohne die Gültigkeit dieses Satzes überhaupt nicht begreiflich wäre, wie Ertenntniß entstehen kann. (Grundzüge d. Psych. II, 452.) Es kann hier nur beiläufig auf die durch Naturwissenschaft uud Philosophie gleich lebhaft geführte Cuntroverfc über den Substanzbegriff hingewiesen werden, die vielfach zu einem unverdient hohen Ansehen, namentlich in idealistischen Kreisen gelangt ist; denn es ergiebt sich

bei näherer Ueberlcguug bald, wie selbst die Erfahrungswissenschaft, bei dem Vedürfniß für die verschiedenen Erscheinungsformen und Entwickclungsstadien der Dinge einen gemeinsamen, unveränderlichen Träger zu finden, in jenem Ausdruck nur eine, mindestens anderweitig zu begründende Hypothese geschaffen hat, die deshalb um so weniger sofort eine Uebcrtragung auf das Gebiet der inneren Erfahrung gestattet. Jenes berüchtigte Ding an sich, die eigentliche Quintessenz alles Seins, das in weltfernen Sphären unbehelligt von allen voreiligen Begriffen unferes Borstellens thront, die psychische Substanz als die wesentlich treibende Kraft unseres Ich mit ihrem biologischen Anhängsel dem zweifelhaften Sil; der Seele, alle diese Wendungen sind nur Abstractionen unseres sndjectivcn Denkens und involuiren den in sich unmöglichen versuch, eine mystische Welt gcheinmißvoller Mächte zu schaffen, ohne zugleich die schöpferische Thätigkeit eben dieser speculatiuen Phantasie berücksichtigen zu wollen, dem doch dieses ganze glänzende Bild erst entsprungen ist. Unsere eracte Erfahrung weis; zunächst Nichts von solchen Schlußfolgerungen, sondern nur von einer in sich zusammenhängenden Kette von pfnchifchen Vorgängen lind Dhatfachen, die vielleicht in ihrer weitereu Zergliederung eine einheitliche Perspective auf irgend eine centrale Kraft gestatten, refp. erfordern. Diese metaphysische Deutung aber schon an den Anfang der ganzen Untersuchung zu rücken, würde nur dem schon längst uerurtheilten Verfahren der speculatiuen, lediglich auf die unerfchöpfliche Production ihres eigenen Erfindungsreichthilmes stolzen idealistischen Schule entsprechen.

Wie die Logik die normative Basis der theoretischen, so ist die Ethik diejenige der praktische« Wissenschaften, indem fic das ganze Gebiet der menschlichen Willenshandlungen dem sittlichen (Gesichtspunkt der Werthschätzung unterstellt. Aber gerade hier tobt der Kampf entgegengesetzter Ansichten am stärksten, und um so hesliger, weil es sich hier ja um das höchste Gilt des menschlichen Daseins handelt. Während die sveculative Methode über einen unantastbaren Schatz ursprünglicher (wenn anch vielfach verdunkelter) sittlicher Ideen verfügt, die dem menschlichen Geiste eingeboren sind, behauptet der Empirismus in seiner schärfsten Ausbildung, jedes verpflichtende Sollen entweder aus der Geschichte des individuelle!! oder des zu einem größeren Complex erweiterten socialen Bewußtseins ableiten zu können. Die Erfahrung allein in ihren verschiedenen Formen als Autorität, Erziehung, Recht, Religion n. s. f. entscheidet nach dieser Ansicht über den Werth nnd Zweck des sittlichen ^trcbeiis, das für sich genommen keine autonome Haltung und Entstehung beanspruchen kann. Beides ist gleich einseitig und deshalb gleich unrichtig; denn wie die sog. reine Speculation nie ohne die Hülfe der cmpirifch gewonnenen Thatsachen m einer befriedigenden Erklärung unserer ethischen Ziele kommen wird, so wenig wird es einer psychologischen Analyse derEntwickelnngsformen nnseres sittlichen Gefühls gelingen, dadurch auch zugleich den eigentlichen Ursprung

jeder bindenden Perpftichtung, des sollen«, zn entdecken, „Die Ethik ist
weder eine speculative noch eine rein empirische Disciplin, sondern sie ist,
wie jede allgemeine Wissenschaft, empirisch und speculatiu Mgieich. 3lber
nach dem naturgemäße» Gang unserer Betrachtung der Dinge muß auch
in ihr der Speculation das empirische Verfahren vorausgehen: es muß ihr
die Bausteine iu die band geben, mit denen sie ihr Gebäude errichtet."
«Ethik S. 12.) Der geschichtliche Verlauf hat diefe Ansicht bestätigt. Wie
die großen fpeculatiuen Systeme, welche am Anfang dieses Jahrhundert»
unsere Weltanschauung beherrschten, trotz ihrer eminenten dialektischen ttran
und tiefsinnigen Anlnge vor der unbestechlichen Macht der Thatfachen in
Staub und Asche gesunken sind, so erweckt auch die modeme, unter ein-
seitiger naturwissenschaftlicher Perspective stehende empirische Dichtung bei
näherer Ueberlegung die schwersten Bedenken. Ein besonders ocrhätsch.'lteö
^ieblingstind des gebildeten Publikums ist der französischen und englischer.
Einflüssen entstammende Utilitarismns. Indem er die Darwin'schen Gesetze
der Anpassung nnd Vererbung auf die menschlichen Handlungen anzuwenden
sucht, bestimmt er (nach deni Vorgang Spinozas) das Gute als das Mtz
liche (sei es im individuellen oder generellen Sinne>, das Böse als da?
Schädliche und erblickt mit dein berühmten Ieremias Bemham „in dem
möglichst großen Glück möglichst Vieler" das Ziel jedes sittlichen Streben?.
So sehr nun das Bemühen zu loben ist, durch eine inductivc Beobachtung
der verschiedenen, in Sitte, Religion und Recht hervortretenden Factoren
für die Entwickelungsgeschichte des sittlichen Bewußtseins eine feste Bast;
zu schaffen, anstatt apriorisch eine gewisse Reihe von allmächtigen Ideen ;:i
decretiren, so wenig entspricht die unmittelbare Uebertragung der naturwissen-
schaftlichen Principien auf das ethifche Gebiet einer besonnenen Methodik.
Abgesehen davon, daß für diese rclativistifche Veurtheilung der Schwerpunkt
nur auf den äußeren Effect der Handlung gelegt wird, anstatt auf du
allein oder doch wesentlich entscheidende Gesinnung, streitet die besonders vor
Herbert Spencer vertretene Theorie desVererbungsprincipes mit allen unser«!
psychologischen Erfahrungen. Die moralischen Anschauungen verdanken
ihren Ursprung nach dieser Hypothese gewissen praktischen Beobachtungen
über das Nützliche und Schädliche und theilen sich zugleich mit der Orga-
nisation des Nervensystems den späteren Generationen mit. „Nun läßt e>;
sich allenfalls begreifen, daß sich in dem Nervensystem im Lauf der gene^
rellen Entwickelung gewisse Neroenoerbindungen ausbilden und daß dadurä'
die Anlagen zu Reflexbewegungen und autonmtischen Bewegungen von einem
bestimmten zweckmäßigen Charakter vererbt werden; viele Beobachmngcr
sprechen in der That für diese Annahme. W e aber aus Anlagen d«
Nervensystems moralische Anschauungen entstehen sollen, ist und bleibt ein
Mysterium. Selbst diejenigen Physiologen und Psychologen, die de:
phantastischen Hypothese huldigen, die Nerve rzellen des Gehirns seien per-
manente Träger von Vorstellungen, haben sich bisher nicht entschließen können

diese Hypothese dahin zu erweitern, das; sie einen Uebergang der Zellen
sammt den Vorstellungen, von denen sie besetzt sind, von den Voreltern auf
die Nachkommen annehmen. Noch mißlicher aber steht es'mit den enrpi-
rischen Beweisen für diese psychologische Vererbungslehre. Wenn nicht ein-
mal davon die Rede sein kann, daß so elementare Bewußtseinsthcttsachen
wie einfache Siimc»empsindungen oder die Raumanschauung als angeborene
nachzuweisen sind, wie kann dann von angeborenen „moralischen Anschauungen"
die Rede sein, Anschauungen, welche eine Menge verwickelter empiristischer
Vorstellungen, die sich ans den Handelnden selbst, seine Mitmenschen und
seine sonstigen Delationen zur Außenwelt beziehen, voraussetzen? Wenn
man aber zugesteht, daß alle diese Vorstellungen unmöglich fertig gegeben
sein können, wie soll man sich dann das Auftreten der angeborenen mora-
lischen Instincte bei der empirischen Entstehung jener Vorstellungen denken?
Wie sollen die vererbten Ncrvenanlagen es zn Wege bringen, beim Anblick
eine» leidenden oder in Gefahr gerathenen Mitmenschen die Regungen des
Mitleids, der Hülfsbcreitfchaft und ^pfcrwilligteit auszulösen? Wie denkt
man sich den Nervcnmechani»»!!!» beschaffen, der diese Affectc zu Stande
bringt? In der That, die wirkliche Neurologie verhält sich zu solchen
phantastischen Vorstellungen ungefähr wie die wirkliche Astronomie und
Geographie zu den Entdeckungsreisen eine» Jules Verne, und im Vergleich
mit dieser neuesten Gestaltung der Lehre von den „iäeno immtuß" gebührt
der älteren naiveren Vorstellung, welche den Hauptinhalt der Moral,
Metaphysik und Logik als ein göttliche» Wiegengeschenk betrachtete, unbe-
dingt der Vorzug der Einfachheit? (Ethik S. 344.) Und wie die angeblich
eracte Vegründuug hinfällig ist, so verhält e» sich auch mit dem oben an-
geführten glänzenden Ziel des sittlichen Strebens. Wie soll jene umfasseuoe
Glückseligkeit möglichst Vieler gedacht, resp. hergestellt werden? Sichtlich
ist hier der generelle Standpunkt auf eiuen individuellen reducirt, die Mensch-
heit auf ihre einzelnen Glieder, das Wohl des Ganzen auf das der Einzelnen,
und damit ist zugleich dein egoistischen Princip ein schrankenloser Einfluß
eröffnet. Denn überall, wo das individuelle Wohlbefinden auf Kosten anderer
Existenzen geschädigt zu werden droht, wird der uuzweifelhaft glückliche Zu-
stand des ruhigen Besitzers doch ohne Weiteres dem unsicheren Calcul einer
mit individueller Beeinträchtigung verbundener und fraglicher Beglückung
Anderer gedachten Rücksichtnahme vorgehen. Aber noch eine andere Consequcnz
stürzt den socialen Militarismus. „Er verlegt, wie Wundt ausführt, den
Zweck des Sittlichen in das Ganze der menfchlichen Gesellschaft, aber dieses
Ganze zerlegt er zugleich in zusammenhangslose Atome. Einer atomiftisch
gedachten Gesellschaft entspricht nothwendig eine egoistische Ethik. Dem
Militarismus widerstrebt die letztere, doch ihre Voraussetzungen vermag er
nicht zu beseitigen. So geräth er in eine unhaltbare Position zwischen
unvereinbaren Gegensätzen. Den Egoismus, auf den feine individualistische
Gesellschaftstheorie hinausführt, will sein richtig geleiteter ethischer Instinet

nicht gelten lassen. So wird denn nothwendig für ihn das sittliche Monu
zu einein unerklärlichen Impuls und der sittliche Zweck zu einem leeren
Phantom, das doch gern für einIdeal sichausgeben möchte." (A. a.O.E. 868.)
Diese ganze Anschauung, wie sie jetzt so weit verbreitet ist, beruht auf der
durchaus falschen Voraussetzung, daß die arithmetische Gleichung: die mensch-
liche Gesellschaft gleich der Summe der Individuen, auch psychisch genommen
zutreffe, und daß der ganze Verlauf des geschichtlichen Lebens nur für die
Förderung individueller Zwecke Sinne und Bedeutung habe. Gerade die
gegenwärtig fo eifrig betriebenen vergleichenden Studien auf den Gebieten
der Sprache, Mythologie, Religion, Rechtskunde, überhaupt die orga-
nische Auffassung des socialen Gebens der Menschheit auf ihren verschiedenen
Entwickelungsstusen, wie es sich in der umfassenden Ethnologie repräsentirt,
widerlegt diese dürftige, fchr an die Aufklärungsphilosophie des vorigen
Jahrhunderts errinnernde, individualistische Ansicht. Mit ungewohnter Er-
regung und fast pathetischer Wärme urotestirt unser Autor gegen diesen
,^rrthum, wenn er sagt: „Es erscheint logisch sinnlos, anzunehmen, daß der
Werth der Geschichte der Menschheit in der Wirkung bestehe, welche sie aus
das individuelle Leben ausübt, oder daß der Werth der Gesellschaft auf der
Förderung beruhe, welche durch sie das einzelne Dasein empfängt. Es
erscheint logisch sinnlos und deshalb ethisch absurd, daß Geschichte und
Gesellschaft an sich selbst gar keine Bedeutung besitzen sollen, sondern daß
die Bedeutung dieser gewaltigen Thntsachencomplerc sich in ihren verlMt-
»ißmäßig unerheblichen individuellen Einflüssen erschöpfe. Ein folcher
Äbderitismus läßt die kosmologifche Teleologie des vorigen Jahrhunderts
eigentlich weit hinter sich, obgleich es immer noch die verbreitetste Lebens-
auffassung ist. Mit dieser Erwägung ist jeder egoistischen Ethik, wie sehr
sie sich immer in wohlklingende Humanitätsphrasen einhüllen mag, der
Stab gebrochen. (Logik II, 58b.) Nur die sociale Ethik, welche den weilen
Blick einer entwickelungsgeschichtlichen Auffassung auch für die großen
Eulturgebiete des Rechtes, der Sitte, der Mythologie u. f. f. anwendet und
in diesen unvergänglichen Zeugnissen auch den concreten Niederschlag- des
individuellen Geistes sieht, vermag sowohl den Ursprung unserer sittlichen
Dricbe zu erfassen (soweit das überhaupt einer psychologisch genetischen
Analyse möglich ist), als auch die allgemeinen Gesetze und Nonnen auf-
zustellen, welche sich in den so unendlich mannigfaltigen Realisirungen
unserer ethischen Ueberzeugnng bethätigen.
Nur zwei Probleme bedürfen noch, ehe wir zum Schluß eilen, einer
kurzen Erörterung, da sie beide vielfach falsch aufgefaßt und deshalb immer-
fort wieder zur Discufsion gestellt werden, das ist erstlich der >iampf um
die Willensfreiheit n»d zweitens der um die Herrschaft und Wirksamkeil
der Zwecke. Für jenen Streit ist die häufige Verwechslung von Zwang
ilnd Cansalitlit verhängnißvoll geworden; denn dann erklärt sich die Heftig-
keit des Protestes, daß alle Erscheinungen, also auch unsere Willenshand-

lungen, nicht einem blinden Mechanismus unterliegen können. Auf der
anderen Seite ist die Proclamirung des indeterministischen Grundsatzes:
ck«8 lidörum arditrium iuclissLi-sntil>6 offenbar der Tod jeder wissenschaft-
lichen, auf strengen Gesetzen basirenden Erklärung, weil dadurch der absolute
Zufall an die Spitze jedes Geschehens tritt. Umgekehrt, je mehr der
Mensch seiner inneren Causalität, seinem eigentlichen Charakter oder, wie
man es auch wohl bezeichnet hat, dem persönlichen Factor folgt und je
weniger er sich durch äußere Momente bestimmen läßt, desto freier handelt
er in allen feinen Entschlüssen. In diesem Sinne ist der Standpunkt des
psychologischen Determinismus für uns Alle, wenn wir nicht durch ander-
weitige metaphysische Speculationen uns die Hände gebunden haben, der
gegebene und der einzig richtige für alle Fragen und Entscheidungen des
praktischen Lebens, ohne den keine Erziehung und keine psychologische
Erklärung überhaupt gedacht werden könnte. Nur dann, wenn dieser
Determinismus unter dem Bann einer religiösen, transcendenten Anschauung
steht und mit der Verneinung einer vorweltlichen, grundlosen Freiheit auch
die immanente, empirische aufhebt, wenn also ein blinder Fatalismus das
Wort führt, dann wird die Grundvorausfetzung unserer ethischen Existenz,
die persönliche Verantwortlichkeit, erschüttert. Während Kant bekanntlich
dem Wollen an sich, als intelligiblen Vermögen der reinen Selbstbestimmung,
die volle Freiheit gewähren wollte, die er ihm als Erscheinung, d. h. in
der empirischen, uns zugänglichen Welt entzog, folgert Wundt gerade um-
gekehrt: „Empirisch ist der Mensch frei und alle Handlungen, die er als
empirisches Wesen vornimmt, sind als die eines freien Wefens zu beurtheilen;
im transcendenten Sinne aber, als Glied einer übersinnlichen Weltordnung,
sind die ^menschlichen Handlungen determinirt, wie alles Geschehen."
(Logik I, 500.) Der zweite Punkt, dem wir noch einige Worte schuldig
sind, betrifft das Verhältnis; der Teleologie zu den mechanischen Principien.
Dem Ausspruche Kants gemäß, daß der Hylozoismus der Tod der Natur-
philosophie sei, hat die moderne, hauptsächlich durch Darwin'sche Grund-
sätze, geleitete Forschung geglaubt, jegliche Zweckvorstellung in der Biologie
beseitigen zu können; auch dies ist nur gelungen, insofern man Causalität
und Teleologie in eine ganz falsche, gegensätzliche Stellung zu einander
gebracht hat, die ihnen durchaus nicht immer zukommt. Das Wesen jeder
teleologischen Betrachtung besteht in einer Vorwegnahme des beabsichtigten
Erfolges durch die Vorstellung und in diesen: Sinne wird das VerlMniß
gegenüber der causalen Auffassung, die selbstredend die Wirkung erst nach
der Ursache gruppirt, geradezu umgekehrt. Es bedarf keiner weitläufigen
Erörterung, um zu beweisen, daß für diefe Auffassung eine ungemeine
Vorsicht anzuwenden ist, weil eben die menschliche Phantasie geneigt ist in
die elementaren Erscheinungen der Natur derartige Zweckursachen hineinzu-
dichten; das vergangene Jahrhundert bietet dafür ein trauriges Zeugniß.
Aber ein Gebiet der Naturforschnng giebt es, das schlechterdings dieser Methode

gar nicht entbehren kann, das ist die Biologie, sobald sie mit complicirteren organischen Vorgängen sich beschäftigt. Ueberall nämlich, wo Nillenshand- lnngen in Betracht kommen, vcr-fagt eine einfache mechanische Perspective gänzlich; die Princimen der Anpassung, der Eoncnrrenz in dem Kampf nm's Dasein n. s. f. erzwingen geradezu die Anwendung teleologischer Ge- danken und zwar in ihrer völlig integren objectiuen Wirksamkeit. „Wenn viele Anhänger der Darwi.'.'schen Theorie behaupten, durch dieselbe sei auch für das Gebiet der Entwickelungserscheinungen die teleologische Betrachtung widerlegt, so ist dies irrig. Gerade der wesentlichste Bestandtheil dieser Theorie, die Hypothese des Kampfes um's Tafein, ist durchaus teleologischer Art, ja es ist ein großes Verdienst Tarwins, gezeigt zu haben, inwiefern Zweckvorstellungen als causale Momente in den Verlauf der thierischen Ent- wickelung einzugreifen vermögen. Eo möchte es denn überhaupt wahrfcheinlich sein, daß die in so eminentem Maß zweckmäßige Organisation namentlich der höheren Thierc unter dem Miteinfiuß von Zweckuorstellungen als Ur- sachen entstanden ist, — freilich nicht von Zweckvorstellungen, die außerhalb der Wefen oder unbewußt als mystische Vitalkräfte in ihnen liegen, fondern von Zweckvorstellungen, die ihre willkürlichen und bewußten Handlungen bestimmt haben." t^ogik I, 583.) Für das Studium und die Erklärung aller culturgefchichtlicheu Erscheinungen, wie überhaupt für das ganze Gebiet der fog. Geisteswissenschaften, versteht sich die teleologische Auffassung von selbst.

Der Umfang der menschlichen Erkeuntniß ist somit aus's Aeue bestimmt, und Erfahrung und Denken erscheinen als die beiden in unaufhörlicher Wechfelwirkung begriffenen Factoren dieses Processen, in dem, für Jeden nach feiner Individualität verschieden, sich das Bild seiner wissenschaftlichen Weltünfchauung vollendet. Trotz diefer subjectiven, unvermeidlichen Be- dingtheit gilt es den hervorragende» und ausschlaggebenden Antheil sich zu vergegenwärtigen, der bei dieser Eonstruction der Philosophie zufällt. Sie ist die berufene Führerin in allen Controuerfen innerhalb der einzelnen Fachwissenschaften^ uud dadurch auch allein befähigt, von ihrem universalen Standpunkte aus, trotz aller Widersprüche und Lücken im Detail, den all- gemeinen Zusammenhang der Dinge herzustellen. Glücklich, wer wie Wimdt außer der Philosophie nocks die gesammten Naturwissenschafleu und die Mathematik bcherrfcht; für ihn wird diese Schlichtung von Grenzstrcitig- leiten und die Schaffung eines dauerhafte» Friedens eine vcrhältnißmäßig leicht erreichbare Aufgabe fein. Für die Anregung aber eines guten und fruchtbaren Einvernehmens zwischen den allen Feinden wird nichts mehr beitragen als der energische Wunsch unseres Forschers, mit dem wir diese Sknze schließen: „Aufhören muß, wie ich meine, der Zustand, daß der Philosoph Philosoph sei und nichts weiter. Man wird von ihm die volle Beherrschung mindestens eines seinen philosophischen Arbeiten nächstliegen- den Specialgebictes verlangen müssen."

Die Mystik der alten Griechen.

von

Carl du Drei.

— München. —

II. Mysterien.

o deutet denn Alles darauf hin, daß es sich bei den Mysterien
nicht um Belehrung im reflectiven Sinne handelte, sondern um Er-
. meckung eines mystischen Zustandes, der alsdann allerdings Stoff
genug zu philosophischen Speculationen bot, weil dieser Zustand sich als vom
irdischen ganz verschiedener und, wenn auch in beschränkter Richtung, darüber
erhabener zeigte, welchen mit Präeristenz und Posteristenz zu vergleichen sehr
nahe lag. Dieser Zustand stimmt mit dem überein, was wir als Somnambu-
lismus kennen, in negativer Hinsicht: als Unterdrückung des sinnlichen Be-
wußtseins, und in positiver Hinsicht: als Erwerbung tmnscendenwler, mit
Visionen verbundener Fähigkeiten. In negativer Hinsicht ergiebt sich die
Vergleichung der Mysterien mit Schlaf und Tod; darum nennt Plutarch
den Schlaf die kleinen Mysterien des Todes >>, der also seinerseits mit
den großen Mysterien zu vergleichen ist. Im Sterben, sagt Porvhyrius,
soll die Seele so sein, wie während der Mysterien, frei von Leidenschaften,
Daß, Neid, Zorn, — was an die moralische Steigerung der Somnambulen
in der Hervorkehrung ihres transcendentalen Bewußtseins erinnert. Dieser
Mysterienzustand ist es auch, dem der Weise ini Leben nachstrebt. Im
Pyädrus sagt Socmtes, daß die Reinigung der Seele, das Bestreben, sie
von den Banden des Körpers freizumachen, Zweck der wahren Philosophie
und der Mysterien sei. Nur derjenige sei künftiger Seligkeit fähig, der
durch sinnliche Entsagung die Seele vom Körper getrennt und dadurch ihre

») ?Iut. Cc,u8o1. a<t ^poll. -

Reinigung verursacht hätte. Durch die Entsinnlichung in den Mysterien
erreiche der Eingeweihte schon in diesem Leben die Seligkeit, die ihm'im
künftigen Zustand zu Theil werden soll, und welche die Seele durch Ver-
senkung in die Leiblichkeit verloren. Dieser Zustand der Eingeweihten
wird bewirkt durch Ceremonieen und Handlungen, und es wurde Alles
auf's Genaueste beobachtet, um die gehoffte Wirkung zu erreichen. Daher
sagt der Redner Lysias, daß nie Jemand sich unterfangen habe, bei den
Mysterien Neuerungen einzuführen, nicht einmal bei den ungeschriebenen
Gesetzen derselben i), und Iamblichus spricht von der göttlichen Vereinigung,
die nur erreicht werden kann durch strengste Beobachtung der Ceremonieen
und des festgesetzten Rituals. (Nam unio ill« cleitio» uon nc^uiiitui-
nisi per eeremoui»ruin iuelsadilmin observlltionem, per Operationen rite
t2ow8'). Damit ist im Allgemeinen auch die positive Seite des durch die
Mysterien erreichten Zustandes bezeichnet, den die Alten nicht hoch genug
preisen konnten. Es war ein heiliger Wahnsinn — äp7!«5^6? — der mit
der Vegehung der Mysterien — op-^^v — verbunden war; eine Selig-
keit, nicht in Gedanken, sondern in wirklicher Erfahrung ^). Nach Euri-
pides werden dieTheilnehmerin einen außergewöhnlichen Zustand derSeligkeit
verfehl, der ihnen schon auf Erden ein Glück gewährt, das der Uneinge-
weihte nicht kennt ^). Der höchste Zustand, die 3n°?ii!l«, die auf die mit dem
Sterben verglichene -eX^ folgt, wird als höchste Seligkeit gepriefen. Es
war Redensart bei den Griechen, zu sagen: „Ich scheine mir im Zustand
des Epopten, des die Geheimnisse Schauenden", wie wir sagen: „Ich bin
wie im Himmels". Diese Seligkeit wird verglichen mit der, die uns
im Tod erwartet; sie wird nicht in der materiellen Welt, nicht mit dem
Leib, sondern nur in der Befreiung von diesem empfunden. Mit anderen
Worten: der somnambule Zustand ist ein trcmscendentaler; er ist nicht aus
dem Körper zu erklären, sundern tritt trotz desselben ein, in äquivalenter
Steigerung mit der Unterdrückung des sinnlichen Lebens. Daher sagt
Sophokles in einem Fragment:

Wie hochstvegliickt gelangen die in's Schattenreich,
Die eingeweihet sind. Sie leben dort allein,
Den Andern ist nur Noch und Ungemach bestimmt«).

In einem Hymnus an Demeter heißt es mit Bezug auf die Eleustnischen
Weihen:

Selig, welcher das schaute der sterblichen Erdcnbewohnei!
Aber wer dieser Weihen nicht theilhaft, hat nicht ein gleiches
Loos im Tode, sobald er ins düstere Dunkel hinabstieg?).

Wie Herkules bei Euripides sagt: „Ich war glücklich, da ich die Ge-
heimnisse sah«), so preisen auch unsere Somnambulen ihren ekstatischen

>) Plessing: Memuonium, II. 121. — 2) ^mblietniß: <i« wvst. »ess. II, 11. —
Z) Schellmll II, 3.450. — 4)Kurip. 2aeul>. ?s, 3W sto. 40U. et«. 41«. et«. — 5)Nchelling
II. 3. 448. — «i I>I,!t. <ie nud. zwöt, — ') Schelling II. 3. 451. — ») Lnrip. Uoro.
lur. 613.

Zustand als eine Seligkeit. Daß es sich in den Weihen um Somnambu-
lismus handelte, geht daraus hervor, daß Epimenides, den die Kretenser
als Priester des Zeus einen Kureten nannten i), nicht nur in göttlicher
Ekstase weissagte') — das Fernsehen der Somnambulen — sondern auch
die Dichtkunst betrieb — das Dichten der Somnambulen — und daß er
sich während seines Schlafes mit ^oio^«, d. h. mit der Bereitung
wunderbarer Heilmittel aus der Pflanzenwelt beschäftigtes — die Heil-
mittelverordnnng der Somnambulen.
Wer die Aussagen unserer Somnambulen in Vezug auf die Aehnlich-
teil ihres Zustandes mit dem Sterben kennt, ihre felsenfeste Ueberzeugung von
einem Fortleben nach dem Tode, der wird vom Standpunkt unserer Hypothese
ein Gleiches bei den Mysterien zu finden erwarten. In der That war es
allgemeine Ansicht, daß die Mysterien die Furcht vor dem Tode benehmen,
und sie findet sich schon ausgedrückt in der Sage, daß Herkules seine .Kühn-
heit, in die Unterwelt hinabzusteigen, durch die Eleusinischen Weihen er-
halten hatte ^). Das heißt doch wohl, daß man durch die Mysterien mit
dein Hades in einer Weise bekannt wurde, die weniger schrecklich war, als
die Volksuorstellung. Isokrates sagt, daß die Menschen vermöge des Ge-
schenkes, das sie von der Ceres durch die Mysterien erhalten, mit weit
besserer Hoffrumg auf die Zukunft aus der Welt scheiden^). Plutarch ver-
weist seine um den Tod der Tochter trauernde Frau an die Mysterien,
bezüglich der Hoffnung eines künftigen Lebens; man wisse es aus den
Mysterien, daß die Seele nach dem Tode noch lebe und empfinde. „Du
weißt es aus den Ueberlieferungen deiner väterlichen Zieligion und aus den
mystischen Symbolen der Orgien, in die wir beide eingeweiht worden, daß
die Meinungen derjenigen Philosophen falsch sind, welche den Tod als den
gänzlichen Untergang des Menschen, als das Ende aller Freuden und Leiden
ansehen >>)". Aber nicht nur die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit
überhaupt wurde den Eingeweihten ertheilt, sondern es war ihnen auch im
Gegensatz zu den Nichteingeweihten und iin Gegensatz zum Volksglauben, der
nur einen freudelosen Hades kannte, ein besonders glücklicher Zustand ver-
sprochen. Von den Eleusinien wird es entschieden betont, daß sie den
Eingeweihten tröstliche Hoffnungen für das Jenseits gewährend, und es
wird den Mysterien im Allgemeinen nachgerühmt, daß sie nicht nur für
dieses Leben, sondern auch für das küuftige die besten Aussichten eroffnen").
Bei Platon bildet dieser Unsterblichkeitsglaube die Vollendung der
Philosophie; im Phädrus wird er als selige Vergangenheit gelehrt, im
Phädon als selige Zukuuft. Die Erhebung der Seele über die Sinnlich-
keit bildet ihm eine Gewähr für die Fortdauer, die im Tode nicht be-

ll riut. 8ol«u. — 2) <^«era: de <Uv. I. 16. — >) I)i^. I^sit. I. 10, ?. —
4) Oiod. IV, 84. — 5) l8»Icl. t>lvn«^, 28. — «) ?1ut. NinZol. llä uxoi. — ?) Dir
Quellen bei Wgelsbach: Nachhomerischc TlMk'gie, 398, — «) Lobeck: Aglaophanms I, 69.

seitigt, sondern vollendet wird. Las Streben des Philosophen ist auf
Sterben und Tod gerichtet; der Philosoph verachtet den Körper, sucht ihm
zu entrinnen und selbständig zu werden. Der Tod erscheint im Phädon
nicht als ein Uebel, sondern als Weg zu den höchsten Gütern. Darum
trinkt Sokrates den Giftbecher heiter und ohne Furcht: er begrüßt den
Tod als Erretter von der Krankheit des Lebens, und sein letztes Wort
ist, daß er dem Heilgott Äsklepios einen Hahn schulde, das gebräuchliche
Opfer, welches die von einer Krankheit Genesenen darbringen.
Dein irdischen Leben gegenüber erscheint der künftige Zustand als
ein höheres Leben; darum sagt Euripides in einem Fragment:
Wer wei«, ob nicht das Leben ist Gestorbensein,
Doch das Gcstorbensein für Leben unten gilt?',
Plutarch aber, der als Oberpriester zu Delphi über Orakel und
Mysterien am besten belehrt sein mußte, war nicht nur von der Unsterb^
lichkeit überhaupt überzeugt, sondern wußte auch als Beobachter und philo-
sophischer Ausleger der mystischen Phänomene nothwendig zu der Ansicht
kommen, daß das jenseitige Leben dem irdischen an Werth überlegen sei.
Zwar leitet er die Geburt des Menschen aus einer Neigung der
Seele zur Erde ab — -siv^z — inl -^v vei?l; — aber diese Neigung
findet am Inhalt des Lebens nicht ihre Rechnung, und wird vielleicht von
Plutarch selbst als durch anderweitige Motive veranlaßt gedacht. Er
sagt: „Wenn die Seele mit dem >iürper verbunden ist, befindet sie sich in
derselben Lage, wie Ulysses, der sich an den wilden Feigenbaum an-
klammerte und ihn fest in die Arme schloß, nicht etwa aus Liebe und
Zuneigung zu ihm, sondern nur aus Furcht vor der unten befindlichen
Charybdis').. Ebenso ist es auch nicht die Liebe und ein Wohlgefallen,
wodurch die Seele an den Körper gefesselt und mit ihm innigst verbunden
wird, sondern blos die Furcht vor der Ungewißheit des Todes; denn
wie der weise Hesiodus sagt: .Vor uns Menschen halten die Götter das.
Leben verborgen/ Sie haben also nicht die Seele mit fleischlichen Banden
an den Körper gefesselt. Um sie darin festzuhalten, erfanden sie ein be-
sonderes Mittel, eine ganz eigene Art von Banden, nämlich die Unge-
wißheit und Zweifel in Bezug auf den Zustand nach dem Tode. Wenn
die Seele von der Glückseligkeit, welche die Menschen nach dem Tode er-
wartet, fest überzeugt wäre, so würde sie sich, wie Heraklit sagt, durch
nichts auf der Welt zurückhalten lassen"^).
Die Unfterblichkeitsüberzcngung wurde also nicht reflectiu gelehrt, und
auch scenischen Darstellungen ans dein Leben im Hades würde mir das
Gewicht dichterischer Phantasien ertheilt worden sein; sie würde also er-
worben dnrch eigene Erfahrung auf tmnscendental-psychologischem Wege.

l) 8,>xtl!8 Tmpiric.,,5: ?vrrnou. I15P. III, 24. — 2) Anspielung auf Hon«. Oduss.
XII, 432. — ') 1'Iut. Il» immort,. nn. '

Tiefe subjectiue Erfahrung wurde aber noch verstärkt durch objective Bestandtheile der Mysterien, die uns geradewegs nöthigen, dieselben mit den fpiritistifchen Sitzungen unferer Tage zu vergleichen. Damit erst erklärt sich vollständig das Geheimnis;, womit sie umgeben waren. Darum ist es aber auch nicht verwunderlich, daß unseren Philologen, die im Spiritismus nur Betrug und Täuschung vermutlsen, der wahre Sinn der Mysterien entgangen ist, und daß sie darin noch immer ein unlösliches Problem sehen.

Was in den Mysterien nicht gelehrt, sondern gezeigt wurde, hatte Bezug auf die Gottheiten der Unterwelt, und erweckte die feste Ueberzeugung von der Unsterblichkeit. Daraus allein schon könnte man schließen, daß in den Mysterien Nekromantie getrieben wurde, und diese Vermuthung wird vollkommen bestätigt. Was die alten Schriftsteller davon enthüllen, mußte allerdings, weil das Geheimniß so streng gehütet wurde, allen Nichteingeweihten ganz unverständlich bleiben, und konnte nur von den Eingeweihten verstanden werden. Dieses Verhältnis; besteht aber noch heute: Wer mit Kenntnissen des Spiritismus an das Studium der Mysterien geht, dem sprechen die Alten eine verständliche Sprache, so geheimnißuoll sie auch thun; wer aber die moderne Nekromantie nicht kennt, dein bleiben die Mysterien Mthsel, und er wird, wie unsere Philologen, die Flinte in's Korn werfen, d. h. auf eine Erklärung verzichten. Der moderne Spiritist befindet sich alfo in der Lage des Eingeweihten im Alterthum: er versteht die dunklen Andeutungen der Schriftsteller.

Plutarch' sagt, daß die Athener vor Alters die Verstorbenen Deinetreier genannt hätten^). Der Demeterdienst hatte also Vezug auf die Unterwelt. In der Unterwelt herrschte Proserpina über die Schatten der Verstorbenen-); darum mar ihr die Eypresse geweiht^) und es galt als gleichbedeutender Ausdruck, in die Unterwelt hinabzusteigen oder der Proserpina Opfer zu bringen^), was sich sehr gut erklärt, wenn die Opfer zum Behufs der Nekromantie geschahen. Andererseits ist die Anticipation des künftigen Zustandes durch die Einweihung in die Mysterien als Rückkehr zu dem diesen: identischen Zustand vor der Geburt aufzufassen. Im Phädrus erscheint als Wirkung der Mysterien die Versetzung des Bewußtseins aus dem Reich des Materiellen in das Reich der geistigen Potenzen; Platon sagt, daß die Seele in ihrem früheren Zustand, ehe sie in die materielle Welt kam, Orgien feierte. Da damit auch die Einweihung bezeichnet wird, war sie Rückkehr in diesen ehemaligen Zustand.

Immerhin ist bei den Alten die Beziehung der Mysterien auf den künftigen Zustand vorwiegend betont, und zwar konnte der Vorzug derselben vor den religiösen und philosophischen Vorstellungen nur darin

l) ?Iüt,. äs süL. i. „id. — .') 0äv«5. X, 4U1. — ü) 8ei-viu8 ml Vii-3. Hen. IH, 681. VI, 136.

bestehen, daß zum dogmatischen und logischen Unsterblichkeitsbeweise der empirische hinzutrat: nur darin konnte der Ueberfchutz und höhere Werth der Mysterien begründet sein. Schelling sagt mit Recht: „Man muß immer zuerst die Frage aufwerfen: welche Quelle konnten die Mysterien haben, die nicht auch der Philosophie zugänglich waren? Denn solche Quellen mußten sie haben, um sich auch im Zeitalter der schon mächtig entwickelten Philosophie, in Zeitaltern, die schon einen Sokmtes, Platon und Aristoteles kannten, in ihrem Werthe zu behaupten." >) Würde es sich um Dinge von ganz anderer Art bandeln, als die, welche von der Philo-sophie behandelt wurden, so würden wir im Unklaren bleiben. Nun legen aber die Mysterien den Accent auf die Unterwelt und die Unsterblichkeit, die eineni Platon als Vollendung der Philosophie galt. Es konnte also kein diametraler Gegensatz zwischen Philosophie und Religion und anderer-seits den Mysterien bestehen, sondern nur ein Gegensah der Stufen. Eine wirklich höhere Stufe konnte nur in dem Erfahrungsbeweise der Unsterb-lichkeit liegen, der theils auf dem Wege der transcendentalen Psychologie erreicht wurde, durch Somnambulismus, theils durch objectiue Phänomene mystischer Ratur, durch Spiritismus.

In unseren spiritistischen Sitzungen sind die Hauptbestandtheile: Physikalische Phänomene und das Erscheinen von Phantomen. Sehen wir also zu, ob die Berichte der Alten deutlich genug sind, um auf solche Phänomene schließen zu lassen.

Der Glaube an Geister ist in unseren Tagen so gering, daß gerade die durchschnittlich gebildeteren Klassen in den physikalischen Kundgebungen nur Trivialitäten sehen, die eines wirklichen Geistes ganz unwürdig wären. Bei dieser Ansicht übersieht mau die Gesetzmäßigkeit der intelligiblen Welt, und verwechselt die objectiue Beschränktheit der Eingriffsmöglichkeiten in unfere Welt mit subjectiuer, geistiger Beschränkung der Eingreifenden. In: Alterthum dagegen war der Glaube an das Übersinnliche noch fehr lebendig, und ohne Bezug auf dasselbe hätten die Mysterien ihr hohes Ansehen nicht gewinnen können; physikalische Manifestationen konnten also von Leuten, die auf das zu Erwartende gar nicht vorbereitet waren, nur mit einem gelinden Grauen aufgenommeu werden, denn dein Gespensterleugner kann es nicht schwer fallen, bei Manifestationen, die er für Betrug hält, muthig zu bleiben, der Gespenstergläubige dagegen wird diesen Muth nicht unter allen Umständen aufbringen. Bei den Alten ist nun sehr viel von den» Schrecken die Rede, womit die Mysterien erfüllen. In einem dem Plutcuch zugeschriebenen Fragment bei Stobäus ist davon die Rede, daß die mit der Einweihung verknüpfte Seligkeit nicht sofort erreicht wird; zuerst finde langes Uniherirren und beschwerliche Wege statt, und aus einem gemissen Dunkel verdächtige und zu keinem Ausweg führende Wege; dann, vor

>) Zchllling !I, 3. 49Ü

dem Ende selbst, alles Furchtbare, Schauer, Zittern, Angstschweiß und Entsetzen. Sodann aber kommt ein wundervolles Licht dem Einzuweihenden entgegen, glänzende Auen und Ebenen mit Stimmen und Chortänzen, ehrwürdige Laute und göttliche Erscheinungen — -f>»vr66^«iU «71». — Tann erst begeht der Eingeweihte, freigeworden und entlassen umhergehend, gekrönt die eigentliche Feier. Er geht sodann mit heiligen und reinen Menschen um, die uneingeweihte Menge der Nichtgeweihten uon oben her sehend, wie sie in tiefein Schlamm und Qualen uon sich selbst zertreten und umhergetrieben, und aus Unglauben an jene höheren Güter mit der Furcht des Todes allen anderen Nebeln preisgegeben bleiben'). Pausanias spricht von dem Grauen, welches die Uneingeweihten von den Mysterien zurückhält') und es entspricht ganz dem Hexensabbat!) und den oft sehr unsanften Berührungen bei spiritistischen Sitzungen, wenn es heißt: „Einige werden zu Boden geworfen, bei den Haaren ergriffen, geschlagen, ohne in der Finsternis; den Thäter entdecken zu können."^) Aber auch was in dem eben angeführten Fragment bei Stobäus von der nachträglichen Stimmung der Eingeweihten gesagt ist, entspricht sehr gut dem aristokratischen Gefühl, womit manche Spiritisten auf die Schaar der Nichtfpiritisten herabsehen zu dürfen glauben.

Daß die erwähnten göttlichen Erscheinungen als Phantome, als Materialisationen, angesehen werden müssen, wird aus den Berichten klar. Dabei finden sich, wie eben auch in unseren Tagen, die drei möglichen Auffassungsweisen, daß man es mit guten Dämonen, oder bösen Dämonen, oder mit verstorbenen Menschen zu thun habe. Plutarch spricht von den Dänionen, die für gewöhnlich ihren Aufenthalt im Mond haben, zuweilen aber auf die Erde Herabkommen, um die Orakel zu besorgen und den erhabensten Mysterien beizuwohnen und an der Feier derselben theilzunehmen. Wenn sie sich etwas zu Schulden kommen lassen, so werden sie auf die Erde verstoßen und in menschliche Körper eingeschlossen. Als solche verstoßene Dämonen nennt er nun Mysterienpriester, die Daktylen in Kreta — die ältesten Bewohner Kretas, denen als Wohlthätern der Menschheit göttliche Ehren erwiesen wurden — und die Korybanten in Phrygien, jene Priester der Cybele, welchen übermenschliche Eigenschaften zugeschrieben wurden vernwge ihrer mystischen Kenntnisse^). Apulejus sagt von seiner Einweihung: „Ich war in Gemeinschaft der oberen und niederen Götter, und habe sie in großer Nähe verehrt."5) Von bösen Dämonen — Äntithei — wird gesagt, daß sie sich einstellen, wenn im Rituale etwas verfehlt wird"'). Vielleicht ist es in dieser Weise zu erklären, wenn von den ägyptischen Priestern gesagt wird, daß sie ihren Göttern sogar drohen').

!) Echelling, tl, 3. 449. — 2) 1'iUl». riwL. 32, 13. — ») Hcnill. ?»t. V. 23. — 4) I>iut. ä« lae. in 01b. — "") H,plll«^»8: Hlowui. XI. — «) H,inol>iu8 2<tv. ^eut. IV, 134. — ') Düllinger: Hcidcnthum, 440.

Jedenfalls werden neben den höheren Göttern auch solche von niederer Art angenommen. Apulejus sagt, daß die Dämonen mit den eigentlichen Göttern die Unsterblichkeit, mit den Menschen die, Leidenschaften gemein haben, dem Zorn und der Erbarmung zugänglich seien >). Dieser Ansicht neigt sich auch Plutarch zu: „Aus diesen: Grunde thut man wohl am besten, wenn man Alles, was von Typhon, ^siris und Isis erzählt wird, nicht für Begebenheiten einiger Götter und Menschen, sondern gewisser großer Dämonen hält, welche, wie auch Platon, Pnthagoras, Tenokrates und Ehrnsippus mit den alten Theologen übereinstimmend behaupten, zwar stärker sind, als die Menschen, und von Natur eine größere Macht besitzen, als wir, aber auf der anderen Seite auch nicht eine ganz reine und unvermischte Gottheit, sondern, so wie wir, eine Seele und einen Körper haben, die Vergnügen und Schmerzen empfinden können, und allen den damit verbundenen Abwechselungen und Leidenschaften unterworfen sind, welche einige mehr, andere weniger beunruhigen, indem unter den Dämonen so gnt, als unter den Menschen, in Ansehung der Tugend und des Lasters eine große Verschiedenheit stattfindet."') Den Uebergcmg zu der Vorstellung, daß die Dämonen verstorbene Menschen seien, finden wir bei Heliodor, wo Kalasiriö sagt: „Götter und Dämonen nehmen, wenn sie zu uns kommen und von uns gehen, höchst selten Gestalten von anderen Geschöpfen, meistentheils die von Menfchen an, um von uns besser bemerkt zu werden. Den Uneingeweihten können sie nun leicht verborgen bleiben, dein Scharfblick des Klugen entgehen sie nicht: er erkennt sie an dem scharf und unverwandt blickenden Auge, dessen Lider sich niemals schließen, und mehr noch an ihrem Gang, indem sie nicht ausschreiten und die Füße abwechselnd sehen, sondern indem sie die Luft in einem widerstandslosen Zuge und Schweben mehr durchschneiden, als dnrchwandeln."^) Man kann nicht deutlicher reden, und das paßt vollkommen auf Phantome.

Endlich finden nur es aber auch, wenn nicht geradezu ausgesprochen, so doch als implicite Folgerung, daß die Erscheinungen bei den Mysterien verstorbene Menschen seien. Nach hellenischer Ansicht sind nämlich die Verstorbenen unkörperliche Gebilde, aber nicht unleiblich — M«>X« — und es bleibt ihnen sogar Geschlecht und Alter. Man kann sie nicht greifen^), aber sehen, wie „dampfenden Nauch""), sie sind also nicht rein immateriell; sie haben Gesicht, Größe, Kleidung und Stimme, wie sie im Leben hatten^. Es mangelt ihnen Besinnung und Gedanke, die man durch das Zusammensein von Körper und Seele bedingt hielt. Sie müssen Blut trinken, um zur Besinnung zu kommen. Es war also den Nekromantikern außerhalb

l) Hpulo^us, lls cieo 8«or. — 2) 1'Iut. I«, et. (>3il. — l) Helwiluiu« III, 13. — 4) Iloin. 0dvl>8. XI, 204—208. - °) I1i»3 XXlII, 100. — «) Ilil,« XXIII. «5—«?. — ') 0ch88. XI, 148.

der Mysterien, und mußte noch mehr den Mysterienpriestern bekannt sein, daß Phantome durch Verwendung organischer Stoffe zur deutlichen Materialisirung gebracht werden können.

Dazu kommt noch, daß nach der Lehre griechischer Philosophen die Seelen der Menschen ehemals Dämonen waren, die zur Strafe in menschliche Leiber versenkt wurden, und erst wieder glücklich werden, wenn sie sich in die Gesellschaft der anderen Geister hinaufschwingen, also wieder Dämonen werden; und so erscheint es natürlich, daß die Dämonen ihrerseits als verstorbene Menschen bezeichnet weiden. Schon in dem goldenen Gedicht des Pythagoms kommen neben Göttern und Heroen auch die Dämonen vor; unter letztere rechnete man aber auch die abgeschiedenen Menschenseelcn, die theils im Luftraum, theils unter der Erde sich aufhalten, und nicht selten den Menschen erscheinen >). Wie schon Heraklit und Demokrit, bezeichnet auch Aenokrates die Seele des Menschen als seinen Dämon-). Hestod nennt die Geschlechter der früheren Menschen gute Dämonen"). Iosephus hält die Dämonen für die Seelen verstorbener Menschen ">). Bei Philo sind Engel, Dämonen und Seelen nur verschiedene Namen für diefelben Wesens; von der Luft zur Erde getrieben, steigt ein Theil dieser Seelen herab, um sich mit sterblichen Leibern zu verbinden'). Auch Äpulejus rechnet die menschlichen Seelen zum Geschlecht der Dämonen, sowohl während ihres irdischen Lebens, als nach ihrer Befreiung; doch seien es nur Dämonen niedriger Ordnung, die in den Leib eingehen^). Eicero sagt: „Erinnere Dich, weil Du doch eingeweiht bist, was man in den Mysterien hört, und Du wirst von selbst einsehen, wie allgemein wahr es sei, daß unsere Götter ehemals Menschen waren" ">.

Es ist nicht schwer, darin Anschauungen zu erkennen, die allmählich durch die ägyptischen und griechischen Tempelmauern hindurchsickerten. Porphyrius nennt die Seelenwanderung eine Lehre der Mithrasmysterien-'). Eicero bezeichnet es als Lehre der Mysterien, daß die Menschen wegen der in einem früheren Leben begangenen Sünden zur Strafe auf die Erde gesetzt seiend). Andererseits wird nach Proclus die Seele durch die Mysterien von dem körperlichen und sterblichen Leben abgesondert und in die Gemeinschaft der Götter versetzt"), und auch im Phädrus wohnen die Eingeweihten mit den Göttern zusammen. Demgemäß erscheint das irdische Leben als ein mittleres zwischen zwei anderen Existenzen, in welchen sich die Seelen der Verstorbenen mit den Dämonen

') Zell«: Philo,, d. Griechen. I, 424. — ») ^rigtotole» 1»p. II. 6. — ») Hestod: Weile und lasse. — <) ^ozepliu»: Loll. ^u<I. 7. 6. 3. — 2) ?!iil„: äs 8omu. 1. — «) I^lnlc,: I!o FiFlint. 284, 285. — ') Zell«: Phil. d. Griechen III, 2. 212. — ») Cicoro Inso. qnkest. II, 12. 13. — 0) I>,n>pK. 6s lld«t,,>. IV, 16. — >") Cicero l'i-n^m. p. <><>, DincZti. — >') ?roel>,« in üt>mz>. ?Illt. IV, 26.

vermischen; der Todtencultus wird zu einem Vestandtheil des Dämonen-
cultus.
Daraus ergeben sich für die Mysterien zwei Hauptbestandlheile:
1. Die menschlichen Seelen wurden zu Dämonen erhoben, und dies kommt
unserem heutigen Somnambulismus am nächsten. 2. Die Dämonen wurden
zur irdischen Materialisirung gebracht, d. h. wir können die göttlichen
Erscheinungen in den großen Mysterien unseren Phantomen im Spiritismus
gleichstellen.
Der Begriff des Mediums scheint sich, begrifflich wenigstens, aus
den mystischen Phänomenen des Alterthums nicht deutlich herausgeschält
zu haben; die Materialisationen wurden mehr durch Verwendung organischer
Stoffe und Räucherungen erleichtert. Vei Iamblichus ist die Rede von
Vildern der Götter, die in der Luft, in den mit Feuer angemachten
Dämpfen erscheinen'). Vei den Opfern, die der Ceres dargebracht
wurden, nahm man Honig, Wein, Salz, Milch und Mehl, brannte auch
Weihrauch oder, wie Ouioius') fagt, Harzfackeln.
Auch daß die Phantome in den Mysterien Machen, wird berichtet.
Proclus fagt, daß in den heiligsten der Mysterien durch gewisse, den Ein-
weihungen vorhergehende Schrecken — x«n«^iei; -^vi? — die theils
durch Worte, theils durch gezeigte Gegenstände erregt werden, die Seele
dem Göttlichen unterworfen und fügsam gemacht wird'); noch deutlicher
sagt Dio Ehrysostomus, daß der Schrecken durch seltsame und unerklärliche
Stimmen, theils durch mystische Erscheinungen — ^uni^H H-3äp.»L» —
erregt wurde, und abwechselnd Licht und Finsternis) den Einzuweihenden
empfingen ^). Eelfus fagt, daß, um die Zuschauer bei den Mysterien in
einen heiligen Schrecken zu versetzen, neben anderen Mitteln auch das
Erscheinen uon Phantomen angewendet wurde'').
Wenn in den Mysterien der Vegriff des Mediums nicht auseinander-
gesetzt ist, und vielleicht überhaupt nicht deutlich erfaßt wurde, so finden
sich doch sehr deutliche Anzeichen, daß die Einweihung eben darin bestand,
mediumistische Kräfte zu entwickeln. Zunächst sind die Priester selbst nach
modernen Vegriffen theils als Medien, theils als Adepten anzusehen.
Von den Telchinen, den pelasgischen Priestern, heißt es, daß sie in ihren
religiösen Gebräuchen zu Wundern und Fascinationen ihre Zuflucht nahmen.
Vei Diodor heißt es: „Man sagt von ihnen, daß sie Zauberer gewesen
seien, und Wolken, Regen und Hagel anwenden konnten, wenn sie wollten,
desgleichen auch Schnee herbeiführen. Und das sollen sie in der Weise ge-
macht haben, wie es auch die Magier thun. Auch konnten sie ihre eigene
Gestalt verwandeln; Andern aber ihre Künste zu lehren, darin waren sie
!) .Iililldl, <1(! mv«t. ^eMpt. — «) 0vi(I. ?»»t. IV. 409. — ') I>l.ielu« in
UlliK. I'Ult. — 4) Dio ^IilV8u»t. Orat. XII. 3«7. — 5) <.,liF. «yntl. Ol3. IV.

zurückhaltend')." Ten Korybanten, phrygifchen Priestern, wurde eine
Ekstase von göttlicher Herkunft zugeschrieben; mit der Zeit wurden sie selbst
zu untergeordneten Gottheiten erklärt. Hyginus sagt, daß sie Lares ge-
nannt wurden'^), und Eervius noch deutlicher: ^oi-vdnnwF clgemons»
8,int s). Gleiches gilt von den Kabiren, welche durch Magie und Theurgie
die höheren Wesen zur Wirkung brachten.
Schelling sagt: „Unmittelbare Abkömmlinge der Kabiren, Korybanten
oder Samothraker sind nach Sanchuniaton (Euseb. p. 36), die die Kenntniß
der Kräuter, Heilung giftiger Visse und die Beschwörungen zuerst er-
funden. 8trado I. X. p. 466 sagt, nach einigen seien die Korybanten,
die Kabiren, die Idäischen Daktylen und die Telchinen einerlei, nach anderen
Verwandte und nur durch geringe Unterschiede von einander getrennt.
Von den Idäischen Daktylen aber sagt 8<HoI. H,poU. r»ri8.1.. I. v. 1831:
767zie? 8- ^<?«v x«c ll«p^»x5,c?; und auch hier war Zauber und Gegenzauber.
Nämlich die linken, wie Pherekydes lehrte, waren unter ihnen die -si-»^?,
die den Zauber knüpfenden, die rechten aber die den Zauber lösenden.
Einige lehrten, die rechten (Finger, Daktylen) seien männlich, die linken
weiblich. Von denselben sagt der euhemerisirende vioä. 8ie. v. p. 392,
da sie Zauberer gewesen, haben sie sich der Beschwörungen, Einweihungen
und Geheimlehren beflissen und auf Samothrake verweilend die Einwohner
durch dies Alles in nicht geringes Staunen gesetzt, fast gleichlautend mit
manchen Erzählungen von Othin und seinen Gesellen. Ueber die Zauber-
kräfte der Telchinen s. vi«l. v. <?. 55. 8t>-al)0 XIV. p. 653 sxti-.
He^oti. K. v. u. a."^).
Auch die schon bei den Aegyptern gebräuchliche Erblichkeit der Priester-
würde 5) spricht dafür, daß es sich bei denselben weniger um Kenntnisse,
als um mystische Eigenschaften von persönlicher und erblicher Natur handelte.
Ebenso scheint nun aber auch die Einweihung in die höchsten Grade nicht
so fast in reflectiver Belehrung, sondern darin bestanden zu haben, daß
der Schüler zum passiven Medium oder actiuen Adepten entwickelt wurde.
Darauf deutet schon die Vorbereitung durch Fasten und Keuschheit hin").
Die Orphiker, die den Dienst des Bacchus besorgten, enthielten sich der
Fleischnahrung <).
Die Gelehrsamkeit der ägyptischen Priester mag noch so groß gewesen
sein, so war sie doch gewiß nicht so unerschöpflich, daß ein Pythagoras
und Andere 10^29 Jahre ihres Lebens in diesem Unterricht hätten
verbringen müssen. Dagegen wird deren langer Aufenthalt in Äegypten
sehr verständlich, wenn die Schüler magische Eigenschaften erwerben sollten,
die ja dem Pythagoras auch wirklich zugeschrieben wurden. Die Einweihung

l) vii<1. V, 55. — 2) ll^ßin. ?2k. 189 — 2) 8ervi>i8 ill Hsn. III. 111. —
4) Schelling I, 8, 4IN. — ") Horu.wt, II, 37. — «) üb. I. NIex. 3. 26, ?iovert.
V. 5, 337. 0viä. »m, III. i».33 — ') Nuripiä. Hipp«!. !»33. ?I»tc>n cls lex. VI.

in die höheren Mysterien bestand also darin, den Schüler zum passiven
Werkzeug für transcendente Einflüsse auszubilden — Medium — oder die
latenten tmnscendentalen Fähigkeiten des Menschen in ihm actio zu machen
— Adept. Dafür hatten Fasten und Keuschheit einen Sinn; für eine
reftective Belehrung waren sie überflüssig. Porphyrius sagt- „In den
Eleusiuien enthielt man sich von Geflügel, Fischen und Bohnen, der
Granaten und der Aepfel; ebenso macht unrein der Beischlaf und das
Berühren von Kadavern. Wer die Natur der Geiftererscheinungen
kennt, der weis;, weshalb man sich aller Vögel enthalten muß, zumal
wenn man strebt, von der Erde weggenommen und zu den himm-
lischen Göttern versetzt zu werden" >). Der Fusammenhang zwischen
Fasten, Somnambulismus und Mediumitüt ist hier sehr klar. In den
Mysterien des Mithras mußten die Einzuweihenden Hunger, Durst und
Kälte ertragen — es scheint mit der Zeit ein forcirtes Verfahren ange-
wendet worden zu sein—; sie mußten große Wasserstrecken mehrere Tage
hinter einander durchschwimmen — Wasserprobe der mittelalterlichen Heren
- und sich in's Feuer werfen — Feuerfestigkeit moderner Medien —.
Bestanden sie diese Proben, so wurden sie zur Einweihung zugelassen —
d. h. wohl, man verwendete sie alsdann als ausgebildete Medien zur
Nckromantie'-).

Ans einem in Tirol gefundenen, auf den Mithrasdienst deutenden
Monumente sind Nelieffiguren dargestellt, die solchen Proben unterworfen
werden. Die einen werden in's Wasser geworfen; andere liegen ausge-
streckt auf einem Bett mit fchmerzerregenden Spitzen — Unempfindlichteit
der Somnambulen — anderen sind beide Füße in der Erde vergraben,
oder sie sind in gezwungener und schmerzlicher Körperhaltung — hypnotische
Katalepsie — endlich halten sie die Hand in's Feuer'). Aus einer späteren
Zeit werden wir durch Arulcjus aufgeklärt. Terfelbe war zu Hadrians
Zeiten Oberpriester in Karthago und in alle Mysterien von Griechenland
eingeweiht. Er war als Magier verschrien, schrieb auch eine Apologie
der Magie, und nach seinem Tode setzte man ihn sogar einem Apollonius
von Tyana gleich, und bewies damit gegen die Christen, daß auch Andere
die Wunder verrichten konnten, die man Ehristus zuschrieb^). Dieser
Äpulejus geht in seinen Eröffnungen über die Mysterien weiter, als irgend
ein Anderer; aber seine Worte, ganz räthselhaft und sinnlos für den
Nationalisten, werden erst verständlich, wenn man den Maßstab der Mystik
daran legt: „Ich ging bis zur Grenzschcide zwischen Leben und Tod —
somnambule Ekstase — ich betrat die Schwelle der Proserpina, und nach-
dem ich durch alle Elemente gefahren — Wasserprobe, Feuerfestigkeit, Er-
heben in die Luft — kehrte ich wiederum zurück. Zur Zeit der tiefsten

>) l'^Ii. c!e ubztin. IV, I«>, — -) 8t. Nmx. II. 127. 128. — ") ^widort.

Mitternacht sah ich die Sonne in ihrem hellsten Lichte leuchten — mystische Lichtphänomene. Ich schaute die unteren und die oberen Götter von Angesicht zu Angesicht — Materialisationen — und betete sie in der Nähe an." Weiterhin spricht er davon, daß es noch eine höhere Weihe in die Geheimnisse des Osiris gab, und daß er auch diesen von Angesicht zu Angesicht gesehen >). Dazu bemerkt Burkharde „Lies sind Dinge, über welche man nie in's Klare kommen wird," und bezüglich des Zauberwesens, daß „die Geschichte ewig umsonst nach dem objectiuen Thatbestand fragen wird"-). Aber, wie wir sehen, rächt sich hier.— wie in so vielen Wissenszweigen — nur die Vernachlässigung mystischer Studien, die allerdings über diese Dinge uiel Klarheit verbreiten, so viel auch des räthselhasten noch übrig bleibt.

Daß es sich bei den Mysterien um spiritistische Phänomene handelte, geht auch daraus hervor, daß sie in der Finsterniß gehalten wurden. Die Mysterien d«s Mithras wurden in dunklen Höhlen gefeiert-'). Der Tempel zu Eleusis hatte einen unterirdischen Theil^» — Neichenbachische Dunkelkammer — von den Thesmophorien, von welchen Männer ausgeschlossen waren, heißt es, das; sie Nachts gefeiert wurden; ebenso von den Mysterien des Bacchus"). Demetrius von Phalerä sagt, daß bei den Mysterien Alles auf Schrecken, Bestürzung und Schauer angelegt war«). Wenn der Einzuweihende in den Tempel trat, sagt Themistius, so war er zuerst von Schrecken und wie von Schwindel befallen, von Kummer und einer gänzlichen Bestürzung eingenommen, da er keinen Schritt vorwärts zu lhun vermochte, noch einen Weg zu finden, der in's Innere führte, bis endlich der Vorhang des Tempels weggezogen wurdet. Die Mysterien der Isis begannen bei einbrechender Nacht, wie Apulejus in der erwähnten Stelle sagt. Nach Cicero wurden auch die Elensinien Nachts gefeiert").

An die Verwendung von Musik — die Mesmer in seine Behandlung aufnahm und die auch im Spiritismus zur Berwendung kommt — erinnert eine Stelle bei Aristoteles^).

Endlich dürfen wir aber auch nicht vergessen, daß Magie nnd Nekromantie auch außerhalb der Mysterien in Gebrauch waren. Schon in der ägyptischen Weisheit unterscheidet Heliodor zweierlei Arten: „Die eine ist für den Pöbel und wandelt so zu sagen immer niedrig auf der Erde; sie hat mit Gespenstern zu thun und balgt sich mit Leichen, klebt an Kräutern und stützt sich auf Zauberformeln; ihr Endzweck ist niemals etwas Gutes, weder an sich, noch für den, der sie zu Nathe zieht; in ihren Wegen geht sie meistentheils fehl; gelingt ihr einmal etwas, fo ist es

i) Hpul. 2Iowm. XI. — 2) BiirklMdt: Nie Zeit Conswülin«, 1!»7, 241!. 2. Aufl. 1880, — >) '1'erwII. ds eurnn» mil. — <) 8t. Croix. I. 138. — ») ^uriz). V»e<:d., 485, 48l!. — «) vom. ?Ii2l. .In lllue., 401. — ') LÄMinc, II, 3, 444. — ») cio. <Ie leg. II, 14. — ») Schellinc, II, 3, 447.

etwas Abscheuliches und Garstiges; bald giebt sie Dinge zu sehen, die nicht sind, bald täuscht sie gehegte Hoffnungen, bald verhilft sie zu unerlaubten Handlungen und ist ungezügelten Lüsten dienstbar. Die andere aber, die wahre Weisheit, um die wir Priester und Propheten uns von Jugend auf bemühen, blickt zun, Himmel empor, verkehrt mit den Göttern und hat Theil an der Natur der mächtigen Wesen; sie erforscht die Bewegung der Gestirne und gewinnt das Vorherwissen der Zukunft'). Diese thatsächliche Anerkennung der schwarzen Magie, deren Beschreibung an das mittelalterliche Zauberwesen erinnert, neben der weißen läßt um so mehr die große Heimlichkeit begreifen, mit welcher die Mysterien umgeben waren; man fürchtete eben den Mißbrauch mystischer Kenntnisse und transcendentaler Fähigkeiten. Darum war man so strenge, daß der Hieropyant von Eleusis sogar den Apollonius von Tyana als einen Magier von den Mysterien mit den Worten zurückwies, er würde niemals die Eleusinischen Geheimnisse einem Menschen entdecken, der die göttlichen Dinge vrofanire. Apollonius, der sodann seine Höheren Kenntnisse in der Geheimlehre betonte, wies dann seinerseits den nun willfähriger gewordenen Oberpriester zurück und erklärte, er würde sich erst durch dessen Nachfolger einweihen lassen, den er nannte, und dem in der That vier Jahre später der Tempel übergeben wurdet.

Ueber die Nekromantie außerhalb der Mysterien — V5x^«vr3ü>l. Hu/??i5^3l2. Hu/5ii«viei« — sind die Nachrichten sogar sehr vielfältig, und wenn sie auch bei den sogenannten Todtenorakeln noch mit Geheimnis; umgeben war, so kommt sie doch auch von Privaten getrieben vor. Die Beschwörung der Todten, um durch sie auf vorgelegte Fragen Antworten zu erhalten. Zukünftiges und überhaupt Verborgenes zu erfahren^), kommt schon bei Homers vor. Herodot erwähnt ein Todtenorakel in Thesprotien, wo man durch Anwendung geheimer Mittel die Seelen der Verstorbenen zu erscheinen und Antwort zu geben nöthigte^). In Italien bestand ein solches Orakel am Auernersee in Misenum; nach geschlachtetem Opfer und Ausgießung des Trankopfers rief man dort den Todten, worauf ein Phantom erschien, zwar dunkel und nicht leicht zu erkennen, das aber doch redete und nach gegebener Antwort verschwand"'). Auch Andere erwähnen dieses der Persephone heilige Orakels). Solche bestanden auch in Phigalia in Arkadien, im thracischen Hernclea, am See Aornos in Thessalien :c. Nach alter Vorstellung haben die chthonischen Gottheiten die Herrschaft im Hades, daher wurden sie in der Nekromantie angerufen") und wurde der Hetate die Macht zugeschrieben, Todte erscheinen zu lassen. Lucicm

») Helinä. H,«t1ijl,p. III, 10. — 2) l'Iiilozti-. Vit» äp°u, IV, 18. — «) cio. lle äiv. I, 58. — <) oäv^. XI. — 5) Ueroäot. V, »2. — «) A»xim. 'I^l. <ii»«. 14, 2. — ') I)i„6. IV. 22. 8tr»bn I. 26. laueret. VI. 740. — Vilß. 4«n. VI. 237. ?«!,. IV. 18, 1. V. 1,49. — ») H^8ol,v1. ?ei8. U1!1—32.

verspottet die Geister, die sich am Wohlgeruch des Opferdunstes und des
Räucherwerks ergötzen'), und diese Verwechselung von Nahrungsmittel und
Materialisationsmittel scheint dein ganzen Alterthum anzugehören. Dem
Hades, der Hekate und den Erinnyen wurde Honig geopfert2) und Honig
wurde auch bei Todtenbeschwörungen verwendet^). Blut als Materiali-
sationsmittel war sehr im Gebrauch, ja es liegt wohl eben darin die
eigentliche, unverstandene Bedeutung der blutigen Opfer, von welchen fogar
Menschenopfer nicht ausgeschlossen waren. Poiphnrius belastet damit sogar
die Mysterien in Kreta: „Istros in seiner Sammlung kretensischcr Opfer
sagt, daß die Kureten von altersher gewohnt waren, dem Saturn Knaben
zu opfern. Pallas, der das Neste über die Mithrasmysterien geschrieben
hat, sagt, daß die öffentlichen Menschenopfer erst unter Kaiser Hadrian
abgeschafft wurden."^) Leichenopfer an Pluto und Proferpina werden
erwähnt"), und bei Heliodor finden wir die fehr ausführliche Beschreibung
einer Todtenbeschwörung, woraus die Verwendung von Blut als Materiali-
sationsmittel sogar im Privatgebrauch erhellt'').
Solche Privatleute als Nekromantiker kommen im ganzen Alterthum vor.
Bei Plutarch sagt Simmias, daß er am Grabe des Lysis die Todtenopfer
verrichtete und die Seele des Lysis beschwor, damit sie bezüglich seiner
Beerdigung ihren Wunsch kundgebe; er sah die ganze Nacht hindurch nichts,
glaubte aber eine Stimme zu hören, die ihm einen Befehl ertheilte'). Der
Grammatiker Apion behauptete, den Schatten des Homer um fein Vater-
land und feine Eltern befragt zu haben, verschweigt aber die Antwort^).
Appius, Zeitgenosse des Cicero, gab sich mit Todtenbeschwörung ab"). Nero
beschwor den Geist feiner ennordeten Mutter'"), Laracalla die Geister feines
Vaters und Bruders"). Dem Vatinius wirft Cicero vor: „Du pflegst
die Geister der Verstorbenen heraufzubeschwören und den Göttern der Unter-
welt Eingemeide der Knaben zn opfern"^-). Auch dem Nero wird vorge-
worfen, daß er es bei seinen magischen Operationen an Menschenopfern
nicht fehlen ließ"). Catinna und die Kaiser Heliogabalus, Didius Iulianus
und Valerianus stehen im Verdachte der Kinderopfer. Pollentianus handelte
nach den« Gebrauch, einer schwangeren Frau die unreife Frucht herauszu-
schneiden, um Geister zu beschwören "), und das Gleiche wird dem Maxentius
nachgesagt'°). Nach dem Tode des Kaisers Julian fand man in dem von
ihm zu geheimen Mysterien benützten Tempel zu Carrii ein an den Haaren
aufgehängtes Weib mit aufgeschnittenem Leib '°), von welchem Verfahren schon

>) I.,i«iHi>. IK»n,meuif,puz. — -) .^«11, lilwä. III, 1034, llurin. Iplii^, 1»ur„
1U0. — 3) 8t. Ooii. I, 243. — ») I'orpl.vr. <1e nn«tin. II, 5«. — 5) 8t. Lr^ix.
1, 18«. — «) Lelia<1. ^etuioi,. VI, 14, — ') klut. <I« ^ou. 8oor. — «) ?Iiniu8
U. N. 3«, 2. — ») Oi«. luse. I. 16, — !») 8uet. ^'sr^ 34. — ") Ü«io<li2il. IV.
12. 3. — >2) ci«. in Vnt. 6. — >») klin.II. X. 30, 2. — ") Hmlniun. Ullr«. 29, 2,17.
») Lu3«d. II. L<-,°1. 8, 14-16. — l«) 1'Iwoä. II. N. 3. 21. 22.

Lucanus berichtet i). Die Untenntnitz des Begriffes Medium hatte also
arge Scheußlichkeiten zur Folge.
Sogar Svyridion, Bischof von Cypern, wird als Todtenbeschwörer
erwähnt: ein Bekannter hatte seiner Tochter Irene einen werthvollen
Gegenstand anvertraut; sie starb und Spyridion, der den Schatz zurück-
geben sollte, aber den Ort der Aufbewahrung nicht wußte, beschwor ihren
Schatten, bis sie ihm aus dem Grabe heraus Kunde gab-'). Noch im
Mittelalter finden wir die Todtenbeschwörung in ihrer scheußlichsten Gestalt
bei Gilles de Laval, Baron von Nez, dem französischen Marschall, in dessen
Schloß bei Nantes Hunderte von Kindern verschwanden, bis er 1440 zum
Tode verurtheilt wurde.
Wenn wir nun sehen, daß ein so wichtiger Bestandtheil der Mysterien,
wie die Todtenbeschwörung, nicht hinter den Mauern der Tempel ver-
borgen blieb, und im Privatgebrauch, wo der Begriff des Mediums un-
bekannt war, in gräßlicher Weise verwilderte, so werden wir vorweg an-
nehmen dürfen, daß mysteriöse Lehren, die von den Philosophen so hoch-
geschätzt waren, allmählich auch in die Systeme derselben drangen. Die
Philosophen waren nachweisbar in beständiger Fühlung mit den Mysterien
und hatten wohl ihre besten Einsichten aus diesen entlehnt. Thales wurde
von ägyptischen Priestern unterrichtet"). Pythagoras wurde von den
Priestern in Memphis und Theben eingeweiht, nachdem er alle vorge-
schriebenen schweren Prüfungen durchgemacht^). Vorher schon war er in
Biblos und Tyrus eingeweiht worden. Er blieb in Aegypten volle 22 Jahre,
und ging dann nach Ehaldäa und Persien, um sich dort von den Magiern
unterrichten zu lassen ^). Daher werden ihm auch magische Künste zuge-
schrieben ^). Seme Zahlenlehre hatte er von den Aegyptern'). Seine
Dämonenlehrc stimmt überein mit der des Hesiod^). Er lehrte Seelen-
Wanderung, und auch von den Mysterien des Mithras heißt es, daß man
dort von der Seclenwanderung überzeugt wurde ^).
Bon den Pythagoräern heißt es im Allgemeinen, daß sie Freunde
der Theurgie und Diuination waren"), und Iamblichuo sagt, daß in
dieser Schule Alles mündlich als göttliches Geheimniß sich fortpflanzte.
Heraklit lehrte den Uebergang der Seele aus ihrem dänionischen Zustand in
den menschlichen, und in einem Bruchstücke uennt er die Götter unsterb-
liche Menschen, die Menschen sterbliche Götter. Platon ließ sich ebenfalls
in Aegypten unterrichten, und hätten ihn die Kriegsunruhen nicht abge-
halten, so würde er sogar nach Persien zu den Magiern gereist sein").
l) I^uelui. ?2r32l. 6, 554. Düllinger: Hcidenlhum 661. — 2) Burkhard!' 2. Zeil
(5o!isian»ins, 241. — ») VW?, I.üßit. I, 27. — 4) 5auMi«Ii. Vita ?vinn?. — ») Cio.
l!« lin. V — «) ^puls^us äs mn^ik 27. — ?) ?1ut. I». st 0°. — «) Uszioä:
Werte u. Tasse I, 120, — ») ?orl>n. ci? nt,8tin, IV, 10. — «> viox?. lullert. VIII,
l.lft. - '", 'Di„?. I^rt, III, 8.

Daß die platonische Philosophie dieselbe sei, wie die der Oiphischen Mysterien, sagt Proclus geradezu i), und allgemein schreibt Herodot die Ausbildung der Mysterien den Philosophen — c>ocp^r«l — zu. In der Thal hätte Platon die Philosophie nicht das Höchste, was man lernen kann — ^lirov ^.iii^« — genannt, wenn ihm auf Seite der Mysterien ein Ueberschuh geblieben wäre, und er nicht vielmehr selbst diesen Ueberschuß, immerhin unter Wahrung von Geheimnissen, in seine Philosophie gemengt hatte. Er lehrte Präexistenz und Unsterblichkeit, und die dem griechischen Geiste fremde Vorstellung, daß der Körper ein Kerker der Seele sei. Unser gegenwärtiges Loos ist ihm abhängig von einem früheren Leben und Verhalten, das künftige Loos vom gegenwärtigen Verhalten. Sein Unsterblichkeitsbeweis ist mystisch aus der Verwandtschaft der Seele mit den Ideen geführt. Die Seele verbringe, was auch von den Eingeweihten gesagt werde, nach dem Tode die Zeit mit den Göttern. Die der Philosophie ergebene Seele erwarte nach dem Tode keine neue Wanderung, 'sondern, wenngleich kein körperloser Zustand, doch ein vom Körper möglichst wenig beschwertes Dasein ätherischer Art. Wie dieses an die Phantome der Mysterien erinnert, so seine Vorstellung, daß die am Körper hängende Seele ruhelos das Grab umschweift, an Nekromantie.

Daß die griechischen Mysterien aus Aegypten kamen, scheint hervorzugehen aus der Identität der ägyptischen Isis mit der griechischen Ceres -) und fast völligen Gleichheit ihrer Mysterien"). Das eigentliche Heimatland der Mysterien ist aber wohl Indien. Es ist jedenfalls bezeichnend, daß die Philosophen, welche eingeweiht waren, wie Empedokles, Platon, Pythagoras, Apollonius, auch von der indischen Magie hoch dachten und sie zuin Theile kannten. EZ sollten sogar die Worte -«'sä c,^«i, womit nach Veendigung der Eleusiuien die Versammlung aufgehoben wurde, aus dem Sanskrit stammen, und sollen sich die Vrahminen nach Beendigung ihrer religiösen Feierlichkeiten derselben ebenfalls bedienen 4).

Wenn nun auch zugegebeu werden muß, daß in den Mysterien „an eine lehrhafte Ueberlieferung einer reineren Gottesauffassung, eine Ausdeutung der Mythen nicht zu denken ist" und die dramatische Natur der Mysterien jetzt allgemein anerkannt ist^); wenu es ferner richtig ist, daß die Philosophen in ihrer eroterischen Lehre es für erlaubt hielten, weun von den Volksgöttern, der ^ccle und den Geistern die Rede war, zu Erdichtungen ihre Zuflucht zu nehmen"), so dürfte doch das Uitheil Zellers, daß die griechische Philosophie nichts Erhebliches von den Mysterien entlehnt habe, bedeutend einzuschränken sein. Er selbst giebt zu, daß der

l) ?ru«1, iu 1iinu,<niin. — 2) llttldd. II, !>l>. — ^) l^lctHllt,. <!ll lul«. l«i, tz 2l.— 4) OuvHiull: H«lj2i zur 1o» m)'8töre« d'^lmiüis, 1??. — 5) Hermann: Lehrbuch der gllttesdimsll. Alterthiimei d, Giicche», 19!>. 188. — >>) Nnorodiii« iu zum». ii«iz>. I, 2.

Unsterblichkeitsglaube aus den Mysterien hervorgegangen zu sein scheine'».
Es verdankten gerade die eleusinischen Mysterien ihre Berühmtheit nicht
nur der Pracht, die darauf verwendet wurde, sondern hauptsächlich dem
herrschenden Glauben, daß der dort Eingeweihte eine sichere Bürgschaft
jenseitiger Seligkeit besitze^), was doch wohl heißt, daß man in Eleusi«
die überzeugendsten, also empirischen Beweise von der Unsterblichkeit
erhielt.

Die Beeinflussung der Philosophie durch die Mysterien wird allerdings
erst in der späteren Zeit griechischer Philosophie recht deutlich. Nachdem
durch die römischen kaiserlichen Edicte die Mysterien bedroht waren, nahmen
sie die Maske der Philosophie an und flüchteten in die alerandrinischen
Philosophenschulen, wo theurgische Beschwörungen getrieben wurden. Sie
hatten Mysterien, bei welchen man zur Anschauung der Götter gelangte,
die in verschiedenen Gestalten, namentlich menschlichen, oft auch nur durch
gestaltlose» Lichtglanz sich offenbarten ^), was, mit fpiritistischen Manifesta-
tionen verglichen, ungemein verständlich wird, aber bei Zeller, der rationa-
listisch urtheilt, als Absurdität erscheint. Damit stimmt anch die Dämonen -
lehre des Plotin überein. Er versetzt diese in das Zwischenreich, zwischen
dieser und der anderen Welt; sie sind ewig, wie die Götter, aber den
Leidenschaften unterworfen; sie haben Erinnerung, sinnliche Empfindung,
ja sogar die Sprache, einen Leib aus intelligibler Materie, hören auf An-
rufungen und nehmen, um zu erscheinen, Luftleiber an^>. Aus der
dämonischen Natur der menschlichen Seele folgt für Plotin die Unterscheidung
einer doppelten Selbsterkenntnis?; in der einen erkennt sich der Mensch al>
irdisches, bewußtes Wesen, in der anderen als transcendentales Subject >>.
Die berühmte Inschrift am Tempel zu Delphi: „Erkenne Dich felbst!"
die rationalistisch ausgelegt nicht viel mehr als ein Gemeinplatz ist, wird
also wohl an einem Tempel, darin die Priesterin im Somnambulismus
weissagte, im Sinne jener zweiten Selbsterkenntnih genieint gewesen sein.
Der Mensch soll nicht seine zeitliche Natur erkennen, sondern seine ewige,
die sich in seinen transcendentalen Fähigkeiten erweist. So genommen ist
jene Delphische Inschrift noch heute nicht veraltet und dürfte an sämmtlichen
Universitäten angebracht werden.

Porphyrius anerkennt gute wie böse Dämonen; sie sind bald sichtbar,
bald unsichtbar und mit luftartigen Leiben» versehen"'). Sie können zur
Materialisation gebracht werden, indem sie an den Trankovfern und am
Fettdampf der Brandopfer sich laben, wodurch ihr Geist felber zu
Fett wird; denn er lebe nur vom Brodem der Opfer und werde stark
durch den aufsteigenden Dampf von Opferfleisch und Blut >). Diese Ver-

') Zeller: Phil. d. Griechen I, 53. — «) Düllinger: Hcidenthum '.c., 156.—
') ?io«1»« in ?,.Iit. — 4) i'intin Anno»<>. III, ?. U VI. ?. L. IV. 3. 18. IV, 4. 43
III. 5, 6. — ») Deif. V,3, 4, — «) ?<ii>z>I». 6« »bztin. II, 37, 39. — ') Der,. II, 4s.

wechselung von Nahrung und Materialisationsmittel ist wohl eben so un-
richtig, wie die Ansicht des Augustinus, daß nicht, wie Porphyr und
Andere meinen, der Geruch der Opferthiere die Dämonen ergötze, da sie
ja derlei Gerüche überall finden könnten, sondern daß sie sich an der ihnen
erwiesenen göttlichen Ehre erfreuen'). Iamblichus glaubt neben echten
Erscheinungen auch an trügerische, welche die Fehler der theurgischen Opera-
tionen benützend, sich den höheren Dämonen unterschieben^).

Die Analogie mit den spiritistischen Phänomenen geht aber noch weiter,
und bis in's Detail. So z. B. wenn es von Aedesius, dem Schüler des
Iamblichus, heißt, daß er einst den Herameter, den ihm der Gott im Schlaf
gesagt, vergaß, aber nach dem Erwachen in seine linke Hand geschrieben
fand, was an mystische blutunterlaufene Schriften auf dem Arm bei Medien
erinnert. Dieser Aedesius ist es, der seinem Schüler, dein Kaiser Eonstantin
(in Bezug auf die dämonische Natur des Menschen), sagt: „Wenn Du
einst an den Mysterien Theil nimmst, wirft Du Dich schämen, überhaupt
nur als Mensch geboren zu seiu^)."

Bei Iamblichus sind Phänomene, deren jedes an Spiritismus anklingt,
zusammengedrängt in dem Satze: „Viele der Infpirirten fühlen das Feuer
nicht; sie schreiten durch das Feuer und schwimmen über Ströme in wunder-
barer Weise. Ihre Körper dehnen sich aus nach der Breite und Höhe und
erheben sich in die Luft" — was Alles auf das Medium Home und audere
zutrifft; — „das Tönen ihrer Stimme ist oft gleichmüßig, oft unregelmäßig,
oft stark, oft schwach," wie bei Sprechmedien ^).

Daß es sich auch bei den Neupythagoräeru — deren Schule in sieben
Städten Unteritaliens blühte: Eroton, Sybaris, Eatanea, Nhegium, Himera,
Agrigent, Thauromenium — mehr um mystische Entwickelung, als um lehr-
hafte Doctrinen handelte, und nicht so fast der Charakter geprüft wurde,
sondern die Mediumität, geht daraus hervor, daß sie drei Jahre lang im
Stande der Prüfung lebten und in der zu führenden Lebensweife unter-
richtet wurden, vielleicht auch aus dem großen Gewicht, das sie der Musik
beilegten, die eines der besten Steigerungsmittel des Somnambulis-
mus ist.

Demgemäß fällt denn auch das Ende der Mysterien zusammen mit
dem Untergang der alerandrinischen Philosophie. Durch Iustinian wurden
die Philosophen dieser Schule genöthigt, das römische Reich zu verlassen,
und von ihnen, welche praktische Mystik trieben, ist es ganz verständlich,
daß sie, um Freiheit zu genießen, nach Persien übersiedelten. Damit waren
die Mysterien im Großen und Ganzen beseitigt, nachdem sie 18 Jahr-
hunderte hindurch bestauben hatten. Der Kaiser Theodosius hatte für
Eleusis alle nächtlichen Feierlichkeiten in und außerhalb des Tempels bei

i) ^u^ust. <I« !_!iv. I)ei X, 19. — «) ^mbl. <!>- iuv«t. ^ogvpt. — 2) N»lk-
hcildt: Die Zeit (5onstc>n!ii,s. — <») ,InmdI, <ie lu.v^t. .<r^.

Strafe der Landesverweisung verboten. Einiges davon scheint sich gleichwohl noch länger erhalten zn haben, und zwar bei den Gnostikern. Von der Secte der Preguzier wird gesagt, daß sie bei der Einweihung Phantome erscheinen ließen'), ja sie standen sogar im Rufe, kleine Kinder zu opfern; sie ahmten auch äußerlich die Mysterien nach und hatten ihre Einweihungen. Bei den Christenverfolgungen scheinen sie gelinder behandelt worden zu, sein, weil die Verwandtschaft ihrer Lehre mit der der Mysterien zu ihren Gunsten sprach. Die Marcioniten und Marcosier hatten ihre Weissagerinnen'-'> und es erinnert wieder an Sprechmedien — im Mittelalter Besessene genannt — wenn sie von Geistern sprechen, welche den Menschen bewohnen, und beherrschen >).

Die Mysterien waren die festeste Stütze des untergehenden Heidenthums, weil sie eben durch Thatsachen belehrten. Daraus läßt sich aber indirect schließen, daß auch das aufsteigende Ehristenthum mystische Thatsachen, magische Heilungen :c. zur Verfügung haben mußte; denn mit bloßen Gegendogmen hätte es die Mysterien nicht verdrängen können. Noch der Kaiser Julian wurde Apostat, nachdem er die Mysterien kennen gelernt hatte.

Es lag daher sehr im Interesse der Kirchenväter, die Mysterien herabzuwürdigen. Sie thaten aber das nicht in der stachen rationalistischen Weise der heutigen Gegner des Spiritismus. Sie zeigen sich unterrichtet über die Mysterien, weil denn doch der geheimnißvolle Schleier von denselben allmählich weggezogen worden war, und sind weit davon entfernt, die Thatsachen als solche zu leugnen. Arnobius giebt sogar die Zauberei in ihrem ganzen Umfang zu, nur daß er die Wunder der Magier auf die Dämonen zurückführt^). Wenn auch Betrug zugegeben wurde, und der hl. Hippolyt in seiner „Widerlegung der Ketzerei"") eine Anzahl von Betrügereien der Zauberer enthüllte, so wurde doH die Betrugstheorie nicht verwendet, um das ganze Gebiet der heidnischen Mystik los zu werden und der Erklärung sich entschlagen zu dürfen. Augustinus schrieb die Erfindung der Mysterien dem Teufel zu"). Tertullian sagt: „Sie haben dem Teufel ihr Dafein zu verdanken, dessen Geschäft es ist, die Wahrheiten zu verkehren, und der die göttlichen Heiligthümer in den Geheimnissen der Götter nachäfft'). Umgekehrt verwiesen die heidnischen Priester und Philosophen, wenn sie dem Ehristenthum etwas Höheres entgegensetzen wollten, auf die Mysterien. Der Kaiser Iulianus glaubte in den Mysterien des Mithras das Geheimnis! gefunden zu haben, sein Zeitalter beim Heidenthum zu erhalten. Er legte auf dieselben so hohen Werth, daß, wer seine

l) 8t. Ornix. II. 1!«>, I!»l, — 2) L>lt»II. >!»,> I'iüo^l, 6. Do luiim» H;. l s«l!»e»« 1,13. — ') Friedrich Munler: Versuch über tirchl. Nlterthümer der Onostittl. 44. — 4) ^i>i,o>). n,iv. f5!!»t, — 5) Hi^rwl. IV, 28—42, >>) ^»^»?t. 6« lli». !><>!. I V. 31. II, 2U. — ') '1,,1-wlI. 2l>n. K»er«t. 4«.

Gunst erwerben wollte, sich einweihen lassen mußte'). Diese Mysterien
des Mithras wurden nach Rom verpflanzt, als Pomvejus die Seeräuber
an der Küste von Cilicien vernichtet hatte, und verbreiteten sich so schnell,
daß Menschen aller Stände eingeweiht zu werden trachteten 2).
Wenn wir die eroterische Vorstellung der Griechen über den traurigen
Zustand der Verstorbenen in» Hades erwägen, der den Schatten de>
Agamemnon sagen läßt:
Lieber möchl' ich fürwahr dnn unbegüterten Meier,
Der nur lümmeilich lebt, nls Tagelöhner das Feld bann,
Als die ganze Schani vermoderter Tobten beherrschen^),
— so können wir uns die Begeisterung, welche die Mysterien genossen,
wohl erklären. Denn allerdings sagt Platon, daß die Griechen zu seiner
Zeit die Sagen vom Hades und den dortigen Strafen, so lange sie gesund
waren, für lächerlich hielten; er fügt aber bei, daß wenn sie dem Tode
sich näherten, sie die Angst vor denselben doch nicht unterdrücken konnten ^).
Diese Stimmung gegen die anerzogenen religiösen Vorstellungen ist eben
eine allgemein menschliche, und sie findet sich auch in unseren Tagen.
Darum können wir aber auch jene Begeisterung der alten Griechen in
Parallele stellen mit jener, womit in unseren Tagen der Spiritismus
aufgenommen wurde, der sich in vier Jahrzehnten rascher verbreitete, als
seinerzeit das Christenthum in vier Jahrhunderten. Es gaben eben sowohl
die Mysterien, als der Spiritismus der Menschheit eine Hoffnung zurück,
die damals eine skeptische Philosophie und heute der Materialismus ihr
genommen hatten.
Eines jedoch hat das Alterthum vor unserer Zeit voraus. Nach
griechischer Anschauung verdient keine Wissenschaft, die nur auf sinnliche
Dinge gerichtet ist, den Namen Weisheit, und Materialisten, wie Kritiao
und Hippon, werden von Aristoteles zu den plumpen Denkern gezählt»).
Gerade die größten Geister des Alterthums drängten sich daher zu de»
Mysterien, ja sie schreckten sogar vor den beschwerlichen Reisen nach Aegypten
und Persien nicht zurück, um in Sachen der Mystik neue Aufschlüsse zu
erhalten. Bei uns dagegen ist der Enthusiasmus für den Spiritismus
beschränkt geblieben, und gerade die Vertreter der Wissenschaft, mit wenigen
Ausnahmen, finden ihr Genügen an der sinnlichen Erscheinung des Menschen,
haben für den Spiritismus nur Spott und Hohn, oder fagen gar, wie
Hurley, daß diese Dinge, selbst wenn sie wahr wären, sie nicht interessiren.
Im Alterthum war es ein bloßer Tempelschreiber, Pankrates, der
ein 23jähriges Studium (im Sinne des Adepten) nicht schente, um endlich
in den Besitz der ägyptischen Gelehrsamkeit zu gelangen''). Unsere Gelehrten
dagegen, die statt weiter Reisen nur um die nächste Straßenecke zu gehen
') Schclling II. 2, 23a. — «) 1>Iuwl'«1>: ?umz>. 24. — ') 0<lvs« XI. 488—
491. — <) ?Iaw» Itsp. — 5) Hiigtot. ä« »n, I, 2. — «) Döllinger, Heidenthum, 440.

nöthig hätten, UM sich die anschauliche Neberzeugung von der Einseitigteil ihrer Weltanschauung zu holen, geben sich trotzdem oder vielleicht eben darum diese Mühe nicht. Man kann ihre Zweifel begreiflich finden, sogar ihre apriorische Negation verzeihen; aber die Weigerung, mit eigenen Äugen zu sehen, was sie in nächster Nähe finden tonnten, geht jedenfalls über da? Maß de« Verzeihlichen hinaus. In dieser Hinsicht ist also der Vergleich unserer Zeit mit den: Alterthum für uns in hohem Grade beschämend.

Wen» wir nun sehen, daß in den Mysterien der Alten es sich um Spiritismus handelte — eine Hypothese, die meines Wissens noch nicht aufgestellt worden ist — so läßt sich daraus allerdings noch tein absoluter Beweis für die Wahrheit des Spiritismus führen; aber die Betrugstheoric der Modernen erscheint jedenfalls lächerlich gegenüber der Thatfache, daß die Mysterien, wiewohl sie von den größten Geistern des Alterthums beständig controlirt waren, doch an M.X! Jahre bestanden, was nimmermehr möglich gewesen wäre, wenn in der That nur Betrug darin gewesen wäre. Unsere Nationalisten werden sich daher vielleicht bestimmen lassen, etwas weniger vorschnell über den Spiritismus abzusprechen, wenn sie bedenken, daß sie in dieses Absprechen zugleich die hervorragendsten griechischen Philosophen einbeziehen müssen. Darum ist zu hoffen, das; der Spiritismus, und die Mystik im Allgemeinen, eine neue Bekräftigung erhalten werden, wenn einmal die Philologen sich entschließen werden, den Maßstab der Mystik an die alten Klassiker zu legen. Es wird ihnen dann nicht schwer fallen, den Beweis für die Nichtigkeit der hier vorgetragenen Hypothefe in viel gründlicherer Weise zu führen, als es mir bei meinen beschränkten Kenntnissen über das klassische Alterthum möglich war.*»

5) Anw. d. Red. Carl du Preis Artikel über ,,Tic Mystik der Griechen" haben. wie uurmiszusehen war, zahlreiche Entgegnungen heroorgerufen. Wir werden im Januar eine dieser Arbeilen ueröisiutlichen, welche mit wissenschaftlichem Ernste die Anschauungen du Preis (die wir ja keineswegs theilcn) bekämpft. Unsere Leser werden es berechtigt sinden, dasi wir den Vertretern so verschied!»artiger Anschauungen das Wort geben, ganz nu^lchiingig davon, nach welcher Seite wir selbst neigen.

Antonio Cimovas del (ilastillo als ästhetischer
Schriftsteller.

0°!!

Emll tzliln,cr

— !?crlm —

.^niouas, der weiter einer der großen Parteien Spaniens, ist
^! nicht blos als Staatsmann und Geschichtschreiber seit Jahren
mit großein Erfolge thälig. Auch der schönen Literatur und
den bildenden Künsten wendet er ein keineswegs uur dilettantisches Interesse zu. C'5 verlohnt der Mühe, den hervorragenden Mann von dieser
wenig bekannten Seite den deutschen Lesern vorzuführen. Die Moglichtelt
dazu bietet ein soeben erschienener Band seiner Werke; bis dahin waren
seine einschlägigen Arbeiten weit zerstreut und selbst in Spanien kam»
zugänglich, im Ausland gänzlich unbekannt.

Ich verdanke den neuen Band der freundlichen Mitteilung des Verfassers*), und da er die neuesten Arbeiten desselben bringt (er beginnt
mit einem am 29. Mai o. I. gehaltenen Vortrag uud der Druck des
Ganzen ist am 30. Mai beendet worden), so wird er noch nirgends näher
bekannt sein. Die Hitze des politischen Parteikampfes hat sich jenseits der
Pyrenäen augenscheinlich abgekühlt; sonst hätte der hervorragendste Führer
in demselben nicht die Muße gefunden, folchen Problemen umfängliche
Studien nnd erneutes Nachdenken zuzuwenden, wie sie in diesem Bande
behandelt werden. Denn derselbe führt den Titel „Kunst und Literatur"
und enthält drei Vorträge, aus den Jahren 1807, 1885 und 1887, nebst
einigen Anhängen, ausschließlich ästhetisch-literarischer Art. Während die
historischen und politischen Aufsätze der frühereu Bände dadurch werthvoll
und lehrreich find, daß sie den scharf begrenzten nationalen Standpunkt

') ^. ^'ünovl»3 (!«! (.'ülititl«, otiillü^ <>rte« v Ioti-23 u. s, w. Mnintd, 188?
,XI 471 und T.) ?.

des Verfassers, und damit zugleich des besten Theiles seiner Landsleute zu lebendigem Ausdruck bringen, erheben sich die der vorliegenden zu universaler Weite des Blickes. Allein sie verleugnen darum doch nirgends ihren echt nationalen Ursprung. Keinem Spanier, auch wenn er über die allgemeinsten, scheinbar weit über die Grenzen der Nationalität hinausgehenden Dinp;e schreibt, ist es bisher gelungen, einen wahrhaft kosmopolitischen Standpunkt einzunehmen. Darin liegt zugleich ihre Stärke und ihre Schwäche.
Die Rede, mit welcher Cünovas erst in diesem Jahr den ihm schon vor langer Zeit ertheilten Sitz in der Akademie von San Fernando oder der schönen Künste einnahm, handelt „von den Umständen, welche bei den von den schönen Künsten behandelten Gegenständen zusammentreffen müssen je nach ihren verschiedenen und besonderen Bedingungen". Den etwas umständlichen und sehr vorsichtig formulirten Titel rechtfertigen einleitende Bemerkungen über die Art, wie er felbst, der Verfasser, erst während er in den Jahren 185li und 1857 als Diplomat in Italien weilte, zu nachdenklicher Beschäftigung mit der bildenden Kunst überhaupt gekommen sei. Wie nicht die Malerei, selbst nicht in den größten Werken Rafaels und Michelangelos, sondern die antike Sculptur ihm den tiefsten Eindruck gemacht habe. Wie er in jenen: Wald von Statuen im Vatikan und Eapitol, in den Villen Albani, Norghefe, Ludovisi, Pamsili und in den vielen anderen Palästen Roms den lebendigsten Eindruck einer untergegangenen Welt in voller Unmittelbarkeit empfangen habe. Denn unter diesen Tausenden von Marmorbildern finden sich alle Gestalten der antiken Welt vertreten, von den Göttern und Heroen, den Kaisern, Feldherrn, Philosophen, Rednern, Dichtem bis herab zu den Gladiatoren und Sclanen, ja zu den Thieren; ebenso Frauen jeder Art, überhaupt jedes Alter und Geschlecht, und trotz des Ausdrucks gleichmäßiger Ruhe, trotz des Mangels an Farbe in höchster Mannigfaltigkeit. Daher seine vielleicht ungere.^tc Vorliebe für die Plastik. Und nun führt er ans, wie er sich an Winkelmann, Mengs, seinem Landsmann Azüra, dem Freunde der beiden Erstgenannten, an Milizia und ihren Schriften über das den einzelnen Künsten Eigenthümliche zu unterrichten gesucht habe, hauptsächlich über die Aufgaben der Malerei und der Sculptur, aber auch über die der Architektur und der Musik. Er verfolgt mit Lessing das Verhältnis; der Poesie, mit ihrer größeren Befähigung für fubjective Schönheit, zu den bildenden Künsten, vor allen» zur Sculptur, dein naturgemäßen Ausdruck objectiver, besonders körperlicher Schönheit. Auch auf ihn haben, wie auf manche Andere, die gleichzeitig in Rom weilten, die damals zuerst veröffentlichten Sonette Michelangelos an Vittoria Eolonna tiefen Eindruck gemacht. Er hat das jüngste Gericht und den Moses, den Christus in der Kirche der Minerva und die Ledagruppe mit demselben tief eindringenden Verständnis; gesehen, mit dem er das 28. Sonett Michelangelos las, das er abdruckt sauf S. 82».
Es ist dasselbe, das Herman Grimm in seinem schönen Essau über

Rafael und Michelangelo übersetzt hat; Grimm setzt es freilich, wohl mit Recht,
in weit frühere Zeit. Cünovas behandelt mit großer Feinheit und ohne Furcht
vor den ascetischen Neigungen seiner Landsleute das Nackte in der Sculptur.
Kürzer bespricht er die Malerei, nicht ohne den großen Realisten seines
Volkes, Velasquez, gebührend hervorzuheben, die Architectur, die klassische und
die sogenannte gothische, und die Musik; sie wird am kürzesten besprochen.
Besondere Abschnitte sind den gemischten Künsten gewidmet, der poly-
chromen Plastik, deren Berechtigung für die Zwecke des Cultus, nach dem
antiken Vorbild, ihm die bekannten Heiligenbilder seiner Landsleute be-
weisen, dem Schmuck der gothischen Kathedralen, den er eine gewaltige
Bibel von Stein nennt, endlich der Oper. Schon vor hundert Jahren
hat ein spanischer Kunstkritiker, Arteaga, die Oper „die höchste Leistung
des menschlichen Geistes und den Gipfel der Vollendung in den nachahmenden
Künsten" genannt. Schwerlich mit Recht. C^novas berührt ihre Ent-
wicklung von Gluck, Mozart, Rossini und Weber an bis auf Meyerbeer,
Verdi und Wagner, den er hauptsächlich aus dem Buch des Franzosen
Adolf Iullien kennt, und gedenkt dabei der Vorstufen ihrer höchsten
Vollendung in Schuberts Liedern und Mendelssohns Oratorien. An der
völlig unparteiischen Art, mit der er über Wagner spricht, mögen sich die
französischen Chauvinisten ein Beispiel nehmen.
Damit schließt er die gedrängte Uebersicht über die verschiedenen
Aufgaben der schönen Künste. Bei einem für die Kunst so hochbegabten
Volke, wie es das seinige ist, nimmt es uns nicht Wunder, daß den
großen Problemen künstlerischer Vollendung dort seit langer Zeit emstes
Nachdenken gewidmet worden ist. Aber wir hören doch gern, daß deutsche
Denterarbeit und deutsche Kunst in immer steigendem Maße daselbst
Würdigung erfahren und Einfluß gewinnen.
Die zweite Abhandlung ist geschrieben als Einleitung zu einer jüngst
erschienenen „Sammlung der zeitgenössischen dramatischen Schriftsteller"
Spaniens. Der Verfasser begann sie im August 1885 und vollendete sie
wenige Tage vor der großen Katastrophe, die sein Land und ihn persönlick
einige Monde darauf fo unerwartet traf, dem Tode des Königs Alfons.
Sie handelt „von dem wirklichen Ursprung, der Geschichte und der in
diesem Jahrhundert erfolgten Wiedergeburt des echten fpanischen Theaters".
Eine genauere Inhaltsangabe würde die Leser dieser Blätter nicht hin-
reichend interessiren. Selbst die Namen der meisten Dichter, deren Werke
hier besprochen werden, mit Ausnahme Lopes, Calderons und Cervantes,
sind unter uns so unbekannt, wie die der Kritiker, welche auf den Ent-
wickelungsgang des spanischen Dramas der Gegenwart bestimmend einge-
wirkt haben. Aber auch hier lernen wir eine für die Geschichte der Welt-
literatur bedeutsame Thatsache kennen. August Wilhelm und Friedrick
Schlegels bekannte Bemühungen um die Wiedererweckung der nationalen
und romantischen Literaturen' haben dem Deutschen Bohl de Faber in

Cadiz, dem Vater der unter dem Namen Fernan Caballero wohlbe-
kannten Schriftstellerin, die Veranlassung dazu gegeben, die Spanier selb»
erst wieder auf ihre großen dramatischen Dichter des sechzehnten und siel"
zehnten Jahrhunderts, Lope und Calderon, hinzuweisen. Noch vor dem
Ende des vorigen Jahrhunderts hatte ihr damals größter Lustspiel dichter,
Leandro Moratin, der Hauptvertrcter des französischen .Nlafsicismus,
das altspanische Drama nach Inhalt und Form auf das Schärfste ver-
urtheilt. Erst nach heftigem Kampfe gegen die Herrschaft der drei Ein
heiten gelang es dem Herzog von Rivas (dessen Sitz in der spanischen
Akademie Lünouas später einnahm), Breton de los Herreros, Hartzen
dusch (dem Sohn eines Kölner Kunsttischlers) und Anderen, untersuch!
durch den gleichzeitigen Sieg der romantischen Richtung in Frankreich, die
nationalen Stoffe nnd die alte dramatische uud metrische Form, im Trauer
spiel wie im Lustspiel, wieder einzuführen. Seitdem haben sie lange Zeil
hindurch die spanische Bühne beherrscht. C-movas giebt sich der Hoffnung
hin, daß die nationale Richtung unter der Aristokratie des Geistes in
Spanien stets die herrschende bleiben werde, trotz des gefährlichen Einflusses
der neuesten naturalistischen Schule, die ihre Parole von Paris empfangt.
Im Anhang zu dieser Abhandlung werden eine Reihe von lehrreichen,
bisher nicht veröffentlichten Actcnstückcn zur Geschichte des spanischen
Dramas, besonders der Schauspielbühne in Madrid, mitgetheilt. Ein noch
nicht bekannter Brief Moralins an Juan Pablo Forin>r, einen der
gescheidtesten Kritiker jener Zeit; ferner eine Eingabe Moralins an den
Xönig (iiarl IV.) und den leitenden Minister (Manuel Godou, den späteren
Principe de la Paz>, vom 29. Decembcr 1792. Moratin wünscht, daß
dein Unfug „der alten Komödien", wobei er besonders an die vortrefflichen
Entremeses (Einacter oder Zwischenacter) des Ramon de la Cruz denkt,
von Staatswegen cntgPen getreten werde und schlägt sich selbst für die
neu zu schaffende Stelle eines „Directors der fpanifchen Theater in Madrid"
vor. Der Minister verlangt darüber ein Gutachten von dem Corregidor
von Madrid, dem die Theatercensur in höchster Instanz oblag. Dies
Gutachten des damaligen Corregidors Juan de Morales Guzmün y Tovar,
vom 28. October 17!)3, ist ein wahres Muster höchst vorsichtiger und
unparteiischer Kritik nnd des gesundesten Menschenverstandes. Es erklärt
Moralins Vorschlag für gänzlich überflüssig, und obgleich dessen Ernennung
zu der neuen Stelle zwei Jahre nachher dennoch erfolgte, wirkte es felbst
auf den Dichter fo überzeugend, daß er dringend bat, ihn die Stelle nicht
antreten zu lassen. So unterblieb der Versuch, die nationale Bühne durch
polizeiliche Maßnahmen in die französischen Regeln einzuschnüren.
Die dritte Abhandlung des Bandes, „von der Freiheit in den Künsten",
ist die Rede, mit welcher Cünovns im Jahre 1867 in die spanische Akademie
cintrat, an Stelle des Herzugs von Rivas, wie ich schon sagte. Ich halte
sie für die in der Form vollendetste der hier vereinigten. Sic giebt einen

raschen Ueberblick über die ästhetischen Theorien von Pinto und Aristoteles bis auf Hegel. Alan wird nicht Alles unterschreiben, was der Verfasser sagt, und manches nicht Unwesentliche vermissen. Mit besonderem Nachdruck ist auch hier der Einfluß hervorgehoben, den die deutsche Romantik auf Frankreich, England, Italien und auf Spanien selbst geübt hat. Darin tritt die grosse Velesenheit und das unparteiische Urtheil des Verfassers hervor, die wir schon kennen. Die Anmerkungen sind zu polemischen Ercursen erweitert, iu denen er sich gegen gewisse ascetischc und hypertatholiscbe Veurtheilungcn, die seine Ansichten gefunden hatten, kraftvoll uertheidigt. Auch theilt er darin Stücke eines Vortrages mit, den er vor Jahren als Gouverneur von Eadiz in der dortigen Akademie der fchönen .Künste gehalten hatte. Eadiz ist die Wiege der großen Bewegung, welche die Abschüttelung des napoleonischen Joches zur Folge hatte. Dennoch spricht er es furchtlos aus: „Nicht die Politik, nicht Handel und Industrie, so wichtig und nothwendig sie auch sind, nein, Kunst und Wissenschaft sind der wahre Prüfstein für die Beurtheilung jedweder Civilisation; in ihnen liegt die lebendige und faßbare Darstellung des menschlichen Geistes; nach ihnen ist das sittliche Empfinden eines Zeitraumes, eines Volksstammes, einer Nation, einer Stadt zu beurtheilen; und nach ihnen urtheilt auch die Geschichte, wenn sie ihren höchsten Maßstab anlegt."

Den Schluß des Bandes bildet eine kleine, fehr nnmuthig geschriebene Mittheilung „über einen unedirten und unbekannten Dichter". Dem Verfasser fiel wahrend feines römifchen Aufenthaltes bei einem Trödler eine Handschrift in die Hände, welche zahlreiche lyrische Gedichte, meist erotischen Inhalts seinige wenige davon italienisch), von einein spanischen Autor enthielt, dessen Name darin nicht genannt ist. Er muß in den Jahren 1640 bis 1644 in Nom gelebt haben, wahrscheinlich als Eaplan oder Diener eines vornehmen spanischen Prälaten. Eünovas schickt dem kurzen Bericht über diesen Dichter, den wenige, aber wohl gewählte Proben erläutern, einige halbhumoristische Bemerkungen voraus über die ungeheure Masse lyrischer Dichter, deren sich Spanien rühmen kann, und wie sie vorzugsweise beschreibende Lyriker seien, die Wald und Grün und murmelnde Bäche besingen, weil das Land daran so großen Mangel hat, während die Lyrik der germanischen Völker im waldreichen Norden mehr die inneren Gefühle zum Ausdruck bringe. Es ist ein Veitrag zur spanischen Literaturgeschichte von beschränkterem Interesse als die übrigen Abhandlungen des Bandes. Aber auch in ihm tritt das große Talent des Verfassers hervor, mit wenigen Zügen ein lebendiges Vild hinzustellen.

Man scheidet vondein Bande mit dem angenehmen Gefühl, wie wenn auf eine Tragödieeiu kurzes Lustspiel oder auf den ernsten Satz einer Symphonie ein Scherzo folgt. Allein ich warne vor dem Versuch, diese Schriften von Cünovas in das Deutsche zu übersetzen. Französisch oder italienisch lassen sie sis, wiedergeben, ein deutsches oder englisches Gewand würde ihnen nicht stehen.

Aus Anselm Feuerbachs seben.
Erinnerungen und Betrachtungen
MliuF Allgeyer.
— München. —

III.

Kritische«.

ic Kritik hat an Feuerdach während der kurzen Dauer seines
Lebens so schwer gesündigt, daß es doppelte Pflicht für die
Ueberlebenden ist, dem Todten gerecht zu werden. Wir sind
auf dem Gebiete der bildenden Kunst lange nicht reich genug, um uns mit
einer Erscheinung von so ungewöhnlicher Art obenhin abfinden zu dürfen.
Um aber einer außerordentlichen Wirksamkeit auf dem Gebiete irgend
einer Kunst in Wahrheit gerecht werden zu können, bedarf es in erster
Linie vollständiger Vertrautheit mit den gesammten Leistungen eines Künstler«,
möglichster Kenntniß der geschichtlichen Prämissen und Verständnis; für die
Stellung und das Verhältniß desselben in und zu seiner Zeit.
Eine diesen Voraussetzuugen nicht genügende Kritik, etwa auf einen
der Cinquecentisten angewandt, würde unfehlbar dein Verbiet der Unwissen-
schaftlichteit verfallen. Nur die Tageskritik hat oder nimmt sich das Reckt,
ohne die Mühe der Forschung sich die Sache wie Brombeerpflücken leickt
zu machen.
Man wird von dieser Seite einwerfen, es feien dies wissenschaftliche
und keine künstlerischen Fragen: die Kenntniß von der Entwickelung eines
Künstlers und der Genesis seines Kunstwerks ändere nichts an der einmal
gegebenen Gestalt des letzteren.
Gewiß, das Werk des bildenden Künstlers als solches bleibt allen
Untersuchungen gegenüber, so lange es in seinem physischen Bestand nicht

Noch gelitten, zu allen Zeiten dasselbe; keine Interpretation vermag an demselben etwas zu ändern und das Beste wird immer das Kunstwerk selbst sagen müssen. Anders verhält es sich aber mit der Natur und dem Standpunkt des Beschauers. Diese können sich in der Weise verändern, daß er das Wesen eines Kunstwerks heute mit ganz anderen Organen zu erfassen im Stande ist, als gestern, wo dieselben sich noch stumpf und ab-lehnend gegen den Eindruck desselben verhielten. Diese Organe zu erschließen, sie ausbilden zu helfen, ist die Aufgabe der wahren, mit anderen Worten der historisch wissenschaftlichen Kritik.

Der wesentlichste Einwurf, der gegen Feuerbach geltend gemacht wurde, und aus welchem heraus auch die wohlwollenderen unter seinen Beurtheilern das langsame und begrenzte Eindringen seiner Kunst in das Bewußtsein seines Voltes glauben erklären zu müssen, ist die gegen ihn erhobene An-klage, daß er seiner Heimat und überhaupt deutschem Wesen untreu ge-worden sei.

Der rein äußerliche Verlaus von Feuerbachs Leben bietet allerdings scheinbar die Bestätigung sür diese Annahme, insofern als er vorwiegend im Ausländе gelebt und außer seinem Kolossalgemälde „Ludwig der Bayer", welches er 1877 im Auftrag der Nürnberger Handelskammer ausführte, nie einen sogenannten deutschen Stoff aus eigener und freier Wahl be-handelt hat.

Aber in beiden Züchtungen ist seine vermeintliche Entfremdung vom Vaterland nur eine scheinbare, keine innerliche gewesen. Wer im Voraus-gegangenen die Schilderung der Vorgänge am Schluß des Jahres 1860 gelesen und die schweren Kämpfe verfolgt hat, die Feuerbach in seinem Innern durchzumachen gehabt hatte, bis er sich endlich zu seiner zweiten Nomfahrt entschloß, wird zugeben müssen, wie wenig leichthin der Künstler sein Vaterland abermals drangegeben, und wie viel besonders die kleinlichen Verhältnisse in seiner engeren Heimat Mitschuld daran hatten, daß er sich auf's Neue der Fremde zuwandte.

Von 1862 ab ist überdies kein Jahr vergangen, in welchem Feuerbach nicht Monate hindurch in Deutschland gelebt hätte, und mehr als einmal kehrt in seinen Briefen die Klage wieder über das Nomadenleben, zu welchem er verurtheilt sei.

Was bot oder gewährte ihm denn seine Heimat außer dein schützenden Dach seiner Mutter? Wie wir gesehen haben, nicht einmal einen Raum sür seine Arbeit*), geschweige denn den Preis für dieselbe.

^ ') Der heutigen Generation dürfte laum mehr recht uerstnndlich sein, dah die Atelierfrage, besonders für einen Künstler, der das Bedürfnis; fühlte ms Große zu gehen, vor dreißig Jahren ein wahres Leiden im Leben desselben zu bilden uermochtc. Soweit es nuheihalb der Akademien überhaupt Ateliers gab, waren sie, wenn nicht Eigenthum der Künstler, doch meist in fester Hand und Jahre des Nnitens tonnten

Es verlohnt der Mühe, snmmarisch die Schicksale von einer Reibe
von Werken Feuerbacks aufzuführen, um den Grad zu bezeichnen, bis zu
welchem die Gleichgültigkeit sich erstreckte, mit der ihn seine Zeit behandelte.
Als ich nach meiner Rückkehr aus Rom eines Tage? durch die
Straßen von Karlsruhe ging, gewahrte ich an einem Schaufenster ein
männliches Porträt. Die ganz erstaunliche innere ^cbensenergie, die aus dem
Bilde sprach, veranlaßte mich einzutreten, um zu fragen, von wem dasselbe
sei. „Ein gewisser Feuerbach," so hieß es, der jetzt in Ron, lebe, habe da«
Bild vor Jahren gemalt und „zur Aufbewahrung" zurückgelassen*).
Auch „Hafis in der Schaute" hing die längste Zeit in Karlsruhe
„zur Aufbewahrung" in einem Gasthof. „Im besten Gastzimmer,"
wie der Besitzer versicherte, der dem Künstler, „dem lieben Menschen" wie
er ihn nannte, herzlich zugethan war, von der Zeit her, in welchem derselbe
in seinem Hause aus- und eingegangen war. — Das Bild fand 24 Jahre
nach seiner Entstehung einen Käufer**).
„Pietro Aretino", 1854 entstanden, gelangte nach endlosen Wanderungen
im dreizehnten Jahre zu seiner jetzigen Heimstätte***).
Die beiden großen Kinderfriese, nach Form und Farbe zum Vollendetsten
zählend, was Feuerbach überhaupt geschaffen, haben in Weimar befremdet,
in Verlin sehr getheilten, in Hannover gar keinen Beifall gefunden. In
Frankfurt und Köln mißfielen sie geradezu, und in Wien, wo man gerne
lacht, lachten sie darüber, wie fpäter über das Symposion und die Amazonen-
schlacht. In Stuttgart blieb Alles still, und in Karlsruhe erklärten die Düssel-
dorfer die Bilder für abgeschmackt. Erst acht Jahre später fand das Eine,
„Die balgenden Buben", in der Schweiz^), das Andere, „Das Ständ-
chen", in Karlsruhe eine Heimat'f-f').
Entstehung und Untergang der „Versuchung des hl. Antonius" ist
aus dem Vermächtnis; Feuerbachs bekannt; die Schicksale der „Poesie" und
des „Dante" haben wir berichtet.
Die erste „Iphigenie" hat fünf, „Die Flucht der Medea" und das
„Urtheil des Paris" neun, die zweite „Iphigenie" und das zweite
vergehen, bis ein solches frei wurde. Vor der Gründung der Kunstschule zu Karlsruhe
im Jahr 185? dürfte wohl im ganzen Gioscherzogtlmm Baden kaum ein Miethatclier
ezistirt haben. Ner Künstlerstand war zu jener Zeit ein noch viel zu spärlich vertretener
und sein Ansehen in Deutschland ein viel zu zweifelhaftes, als daß die mäßig ent-
wickelte Privlltspeculation ihre Rechnung auf denselben hätte gründen mögen.
*) Vildniß des Gch.-Raths Umbreit, ehemaligen Professors der Vibelexcgese »n
der Universität Heidelberg. Wenn ich recht unterrichtet bin, so ist dasselbe später
als Schenkung in Vcsch dieser Universität übergegangen,
**) Herr von Härder in Karlsruhe. .
***) Bescher Herr Hofcapellmeister Levi in München.
1) Icht in der städtischen Gallerie in St. Gallen.
1"s) Herrn von Härders Erben in Karlsruhe. Herr von Härder starb nm 4. Januar
1880, dem Todestage von N. Feuerboch.

„(Gastmahl" sieben Jahre gebraucht, um zur 3luhe zu kommen; die
„Amazonenschlacht" aber, wohl das durchgebildetste Werk uon Feuerbaäi,
ist heute, 'vierzehn Jahre nach ihrer Entstehung, noch herrenloses Gut
und harrt aufgerollt ihres weiteren Schicksals.
Co stand es und so steht es noch heute bei uus. — Aber war e->
jemals^anders? Hermann Grimni in seinein Leben Nafaels erzählt u»5
ausführlich, wie lau.die Aufnahme gewesen, die die sirtinifche Madonna
bei ihrem Eintreffen in Dresden gefunden. Die damaligen „Kenner"
urtheilten, das Kind auf dem Arme der Madonna sei gemeiner Natur und
sein Ausdruck verdrießlich. Die beiden Engel unte» scheine ein Schüler
hinzugefügt zu haben. Goethe aber, dem Nafael von allen Meistern später
am nächsten stand, und der wie Wenige seiner Zeit „Blick zu sehen" besessen
bat, erwähnt in Dichtung nnd Wahrheit in dem Vericht über seine heimliche
Fahrt nach Dresden des Bildes gar nicht, das ihn, wie Herman Grimm
meint, „wie eine Sonne hätte anscheinen müssen".
Solches widerfuhr in den Tagen eines Winöelmann auf deutschem
Boden einem Werk, für welches nicht zu fchwärmen heute als ein Zeugnis;
völliger Unzurechnungsfähigkeit gilt; und doch war dies Werk vor hundert
Jahren genan dasselbe, was^es heute ist.
Welch ein Unterschied aber: die Zeit, in welcher dieses Bild entstand,
verlieh dem Künstler', der eslschuf, goldene Flügel; Feuerbachs Mufe dagegen
ging in Fesseln und niit Bleigewichten an den Füßen einfam durch's Leben.
Daß es dem Künstler unfer'er Tage trotzdem gelang, eine an Zahl und
Größe ganz erstaunliche Fülle uon Kunstwerken hervorzubringen, die mehr
oder weniger alle vom heitersten Geiste zeugen, ist freilich nur dazu angc-
than, unsere Bewunderung für denselben zu steigern, was aber das Gefühl
des Bedauerns nicht verringern kann, das die Erwägung begleiten muß,
um wie viel mehr die Welt und der Künstler dabei gewonnen haben würden,
iveun ihm dieselbe nur meuigsteus mit soviel Verständnis; entgegenzukommen
fähig gewesen wäre, als sie heute seiner Kunst entgegenträgt.
Trotz alledem dürfte der Perlust für die Welt zunächst nur als ein
auantitatiuer aufzufassen fem, insofern als die Anzahl der Schöpfungen,
die wir uon Feuerbach besitzen, voraussichtlich eine ungleich größere geworden
sein würde, als wir heute von ihm besitzend). Ob darum auch zugleich die
Einbuße uon Werken zn beklagen sein dürfte, in welchen er noch tiefere
Töne angeschlagen, noch formvollendetere Dinge geschaffen hätte, als sie
der Welt in seinen positiven Leistungen vorliege», steht zu bezweifeln.
Höher als er selbst sich seineZAufgabe gestellt hatte, vermochte die moderne
') Zu den nicht zur Ausführung gelangten Werken Feuerbochö, deren Verlust wir
besonders zu beklagen haben, gehört eine seiner Licblingsideen, ein als Kolojsalbil»
gedachtes „Kindcrparadies", in welchem er seine reiche, am Kinde gewonnene Natur-
anschauung in ihrem ganzen Umfang zu ucrwerthen gedachte.

Welt ihm dieselbe nicht zu stellen. Nur den Weg zu dem Ziel, das er
sich selbst vorgesteckt hatte, konnte sie ihm kürzen und ebnen helfen.
Das Größte und Neste, was Feuerbach geschaffen, ist ohne Ausnahme
Alles aus einer Art von innerer Nöthigung heraus entstanden. Auck
die Stoffe znm Titanensturz und Promotheus hatten ihn beschäftigt, lange
bevor der Auftrag dazu von Außen an ihn herantrat. Das Schwächste
aber, was seinen Namen trägt, stammt aus der Zeit seiner vorübergehenden
Comuromisse mit der Außenwelt. Vor Arbeiten, wie z. N. „Laura in der
Kirche"*), lauch „^aura im Park"**) gehört zu dieser Klasse), hat der
Künstler später verwundert gestanden und sich selbst gefragt: „Gab es
wirklich eine Zeit, in der Du dies geschaffen?"
Es ist inhaltlos zu sagen, es sei Feuerbach nicht gelungen, den Be-
strebungen der Gegenwart zum ideal-künstlerischen Ausdruck zu verhelfen.
Stofflich genommen müssen die Ideale einer Zeit dem Künstler von der-
selben zugeführtweiden. Ihren« Wesen nach transscendentaler, d. h. religiöser
oder reinmenschlicher Natur, leiht ihnen der Künstler nur die verklärte
äußere Form, Die moderne Welt verfolgt nun wohl allenfalls politische
und fociale, aber sie hat keine ausgesprochen künstlerisch-idealen
Interessen, wie die antike Welt und das Mittelalter sie hatten, sonst
müßte sie langst und nothwendig unter der Einwirkung derselben zu einen'
eigenen selbständigen Kunststil gelangt sein. Der Mch idealem Ausdruck
ringende moderne Künstler muß sich daher, als ganz auf sich selbst gestellt,
mit seinem künstlerischen Gefühl und Bewußtsein immer auf's Tiefste ver-
einsamt erscheinen. Er hat kein allgemein begehrtes, sondern kann
nur sein eigenes, d. h. das in seiner individuellen Vorstellungs- und
Empfindungswelt wurzelnde subjectiue Kunstideal einseitig herausbilden.
Folgerichtig erwächst ihm aus dieser isolirten Stellung die Douvelaufgabe.
dasselbe nicht allein in's Dasein rufen, sondern für sein Werl ?auck erst
noch das Interesse und Verständnis; der Mitwelt emngen zu müssen.
So hat auch Richard Wagner, ein Einsamer wie Anselm Feuerbach,
sich im Gegensatz zu seiner Zeit und Umgebung gefühlt. Man lese die
persönlichste von seinen Enthüllungen.- „Eine Mittheilung an meine Freunde",
die ein merkwürdiges Seitenstück zu Feuerbachs Vermächtniß bilden, wie
er nickt müde wird, diesen „bis zur Stimmung eines Wahnsinnigen"
empfundenen Gegensatz zwischen sich und seiner Zeit, der ihn schließlich der
Revolution I>on 1849 in die Arme treibt, mit unerbittlicher Logik aufzudecken.

-) In der Galerie Schuck in München. — Das Verdienst zu den Wenigen zu
-Mle», die sseuerbach dauernd hilfreich zur Seite standen, ist durch Herrn u. Schacl
'»ftst dadurch geschmälert worden, daß er vom Künstler verlangte andere Wege zu
>„'brn, als dieser für die ihm von der Natur vorgezeichneten hielt. Feuerbach tbo«
Nccher, was seine» Amt?« war, und rettete um der. Preis einer sichern, freilich be-
scheidenen Existenz, seine künstlerische Freiheit.

") Besitzerin Varonin von Stiglih in Petersburg.

Ein nicht weniger Einsamer, an seiner Vereinsamung schließlich tragisch
Endender mußte kommen, um dem Kunstwerk Wagners mit mächtiger Hand
zur Erscheinung zu verhelfen. Ohne diesen, keineswegs aus dem bewußten
Bedürsniß der Zeit, sondern ans ganz persönlicher Machtsphäre von Außen
hinzugetretenen Factor würde heute im günstigsten Falle der allernächste
Freundeskreis des damals noch tüdtlich angefeindeten Künstlers wissen
oder ahnen können, wer Wagner eigentlich gewesen und welcher Art seine
höchsten Kunstabsichten waren. Genau dasselbe würde gelten, wenn er, wie
Feuerbach, in seinem fünfzigsten Lebensjahre geendet hätte. Beide aber
liaben sie dies ihr Mnstideal, das sie übereinstimmend als das von aller
«onvenlion losgelöste Ueinmenschliche definiren, der Eine in der Dar
ftellung der inneren Menschennatur, der Andere denMenschen als plastische
Erscheinung erfassend, ohne Hülfe von Außen, ja unter dem leidenschaft-
lichen Protest der Welt hingestellt*). So ausschließlich ist die Kunst in unserer
Zeit der erloschenen Traditionen auf den Voden des Individuums ver-
pflanzt. Die Welt kann ihr nur Erfolg gewähren oder versagen, vermag
aber aus ihren» eigenen Gesammtleben heraus große Kunst, als Ausdruck
desselben, organisch nicht zu entwickeln.
Feuerbach vereinigte alle Bedingungen in sich zur Erfüllung der Aufgabe,
die er sich selbst gestellt: Ein der höchsten Ausbildung fähiges angeborenes
Stilgefühl; einen für das plastische, wie das malerische Element in der
Natur gleich offenen Blick; eine vom klarstabwägenden Verstand geleitete,
nie versiegende Phantasie; dichterischen, von aller Phantasterei freien Sinn;
»»ine der weichsten Empfindung fähige und doch keiner Weichlichkeit oder
Sentimentalität zugängliche Seele; Sinn für Anmuth und Grazie ohne
einen Schimmer von Süßlichkeit; Humors und Laune ohne Trivialität**).
Zu diefen reinen Anlagen des Talents gesellten sich die für jeden großen
Künstler üneirtbehrlichsten Charaktereigenschaften einer eisernen Willens-
kraft***» und Ausdauer. Nicht minder eine vitale Anlage von seltener
') <ks ist charakteristisch, dan Richard Wagner in den zwanzig Jahren des könig
lichen Schutzes nur noch ein einziges, und zwar sein weltfremdestes Werk, den Parsifa!,
geschriebenhal.
**) Diejenigen, die Feuerbach den Sinn für Humor absprechen möchten, vergesse!,
zunächst, das, eine gewisse Kunst den H«mor im vulgären Sinn des Wortes überhaupt
nicht verträgt.
In der Kunst, wie Feuerbach sie übte, schien ihm die Verwendung rein humoristischer
Motive die grünte Vorsicht zu erheischen. Nur in seinem „Ludwig der Bayer" (im
Sitzungssaal der Nürnberger Handelskammer) hat er in der Figur des Bäckermeisters
den Beweis gelilfert da» er, wo das Humoristische ihm zulässig dünkte, dasselbe weder
verschmähte, m>ch ihm die Gabe dafür mangelt?. Sonst liebte er'«, dasselbe auf die
«»estall des Kindes zu beschränken. Wer für diesen Feuerbach'schen tmmor mit
Blindheit geschlagen ist, den dürste vielleicht eine Sammlung köstlicher Earricoturen
»on seiner Hand belehren können, dasz er auch derbere Sinne zu befriedigen in der
^.'age gewesen wäre.
"*» Wie frühzeitig diese bei sseuerboch entwickelt war, beweist unter Anderem ein

Elasticität; cin für Nahe m,d Ferue ;hysisch außerordentlich glücklich orga-
nisirtes 3!nge; dazu ein Geschick der Hände, für welcke die Beschränkung
ron rechts oder links nicht eristirte*), und zu all diesen Portheilen eim>
stolze Familientradition, eine, vornehme Erziehung, klassische Bildung
und eine gleichsam mit ewiger Jugend ausgerüstete Erscheinung ron unge-
n'ohnlichlM Adel, — genug sollte man meinen, um in leichtem Flug jed>
Höhe erreichen zu können. Nur Eines fehlte da-u: die Welt versagte ihm
ihre rechtzeitige und ausreichende Mitwirkung, und so führte er,
verletzbarer als es gut nur, einsam und oft bis aus's Mark renrundei
den Kampf um fein gutes angeborenes Künstlerrecht gegen Unverstand,
(Gleichgültigkeit und Intrigue, um wie ein echter Held die Waffen nickl
eher niederzulegen, als bis der Tod feine Hand lahmte.

Zum Glück für den bildenden Künstler bedarf fein Wert nicht, ivie
das hörbare Kunstwert, erst das Beistands und der besonder» Mitwirkung
der Welt, um in die sinnliche Erscheinung zu treten. Ist demfelben einmal
bescheiden Raum und Licht gewährt, so wirkt es durch fein einfache?
Dasein nach der Kraft des ihm innewohnenden Lebens auf alle Zeiten
hinaus. So rollzieht sich am Wert des aus dem Leben geschiedenen
Künstlers nicht selten die versöhnende Ausgleichung für die Unbill, die der
bebende erfahren, und die der Mitwelt verzeihen zu tonnen, er der Liebe
selbst allzubedürftig war. Fühlt es doch der Künstler härter als jeder Andere,
des Glückes entbehren zu müssen, da zu beglücken sein eigener natürlicher
Beruf ist.

Wohl erwähnt Feuerbach in feinen» Bermächtniß, daß er während
seines langen Aufenthalts in Rom dreimal, nach Weimar, München >md
Karlsruhe der Ehre eines Rufes gewürdigt wurde. Allein die Scheu vor
der atademifchen Professur stand ihm dabei im Wege. Die Wicht,
Schüler von meist sehr zweifelhaftem Talent unterrichten zu fallen, während
ihm felbft bei feiner unbezweifelbaren Begabung nur halbe Erfolge be-
schicken waren, wollte ihm stets wie eine gewissenlose Sache erscheinen-
auch standen die dabei gebotenen Vortheile in keinerlei Verhältnis; zu den
sich daran Knüpfenden künstlerischen Opfern. Den Ruf nach Karlsruhe
hätte er trotzdem gerne angenommen, denn er war „auslandsmüde" und
sehnte sich nach der Heimat. Ein stilles Atelier, sechs Bäume in einem

im Vermächtnis, «Leite 7 flüchtig erwähnter Vorfall. Er hatte in seinem zehnten Intn
beim Spiel einen Bruch eines Schlüsselbeins erlitten. Aus Besorgnis,!, es möchte durch
das Vekann!we,den seines Unfalls die gerade anberaumte Alneisc seines Vaters noch
Italien sisürl, oder am Ende gar die Erfüllung dieses Lebens- und Lieblingswunsches
desselben ganz vereitelt werden, verbrachte er bis zu des Vaters wirtlich erfolgter Ab>
reife unter den une,tr«gliä,s!rn Schmerzen schweigend die Nacht. Wonalelcmge Leiden'
waren die Folge der verspäteten ärztlichen Hülse.

*) 3em in der vorausgehenden Anmerkung erzählt,n Unfall, der ihn lange des
Gebrauchs seines rechten Anns beraubte, verdcmlle Fe»e,Iach die gleichmäßig ent-
wickelte Fertigkeit beider Hände.

grünen Winkel wären ihm ein Paradies gewesen. — Wir wissen, woran
die Aussicht schillerte. Wenn Feuerbach später dennoch dem Nnf nach
Wien folgte, — ein Schritt, den er schwer genug, und vor allem mit dem
Verlust seiner Gesundheit büßen sollte, — so waren es die scheinbar großen
Verhältnisse, die ihn lockten, und die Hoffnung, bei den in Aussicht gestellten
monumentalen Aufträgen eine Schaar von freigewählten Schülern heran-
bilden zu können. Daß er mit seinem großen, reinen Sinn, der ihn
schutzlos wie ein Kind gegen die Welt machte, sich aus dem Wirrwarr
großstädtischer Intrigue bald wieder zurücksehnte nach dein künstlerischen
frieden Roms, wer wollte dies dem Künstler verdenken? „Gottlob," ruft
er, nach Rom zurückgekehrt, aus, „ich stehe nach häßlichen Kämpfen wieder
auf meinem Boden, ein zweiter Antäus. Der Erste hatte wenigstens einen
Herkules, der ihn erwürgte; ich verblute mich an Nadelstichen, gegen die
ich mich nicht wehren kann." „Es ist mir, als wäre ich nie fort ge-
wesen und ich freue mich, durch die zwei Inhre in W,en nichts eingebüßt
Ul haben von dem, wns mir als festes Eigenthnm in der Seele liegt."*»
Wohl gewährte ihn Italien auch keine äußere Sicherheit; aber e?
bot ihm doch die Bedingungen und erfüllte die unabweislichen Forderungen
für feine künstlerische Ecistenz; vor allein einen sympathischen und aus-
reichenden Arbcitsraum, ein herrliches Menschenmaterial und die Anregungen
einer großen Kunsttradition; entscheidende Vortheile, auf die er in seiner
Heimat verzichten mußte, ohne daß ihm dagegen als Aequiualent äußere
Sicherheit und Anerkennung lohnte. Es kann nicht zur Entschuldigung
««geführt werden, daß feinein Vaterland bis dahin keine, oder wenigstens
leine ausreichende Gelegenheit geboten worden war, um sich von Feuerbachs
Talenten unterrichten und überzeugen zu tonnen. Sein Hafis in der
Schänte, der Tod des Pietro Aretino, die Versuchung des hl. Antonius,
die Eopie nach Tizians Ässunta, die Poesie, Dante, die Madonna, das
erste Ständchen, die beiden Frnnkfnrter Kinderbilder, die neuesten zwei
großen Kinderfriese und mehrere vorzügliche weibliche Studienköpfe hatten
der.'Neihe nah seit dem Jahre 18)2 auf Ausstellungen in Verlin, Hannover,
Köln, Frankfurt, Karlsruhe, Stuttgart, Weimn und anderen Orten Deutsch-
land Gelegenheit genng geboten, sich von der Bedeutung und Fruchtbarkeit
eines Künstlers zu überzengei, der wahrlich kein Schüler mehr war.
Diesen glänzenden Anfängen sind Schlag auf Schlag noch bedeutendere
Zeugnisse gefolgt, so die Pieta, die beiden Iphigenien, Hafts am Brunnen,
Francesea da Rimini, Orpheus und Enrydice, das erste und zweite Gast-
mahl des Plato, die Medea, das Urtheil des Paris, die Amazonenschlacht,
der Stnrz der Titanen und unzählige andere Werke, die hente die Zierde
mancher Galerie, vor allem der des Grafen von Schack in München, bilden.

") Bei der Erinnecnng an Wien mar es nur dni Verhält!«!, zu sei >en ehemaligen
Zchülem, «uf^das er mit innerster Genugthuung zurückblickte. >

3iiemals über hül die usficielle Kunstwelt bei deleu l^lschcil.en 3l0liz davoil
genommen, und bis zuni Jahr 1874 hat keine Etaatsfammlung Teutschlands
noch einer seiner Kunstvereine auf Grund eigener Erwerbung ein Gemälde
von Anselm Feuerbach besessen. Ein Versäumniß, welche sich heute,
wenige Jahre nach seinem Tod, bereits in Lücken fühlbar macht, die man
schon mit dem Zehnfachen des Preises auszufüllen sich entschließen mußte,
der einst dem Künstler selbst gewährt wurde.

Nie erklärt sich ferner die auffallende, heute kaum mehr versumdlicde
Thlltsachc, daß fast die gesummte öffentliche Kritik, einige löbliche oder allzu-
schüchterne Ausnahmen abgerechnet, durch dreißig Jahre hindurch Feuerbach
in feinen jeweils neuesten Schöpfungen mit unverhohlener Abneigung be-
handelte und nicht felten einen Ton und eine Sprache sogar in Kunstfach-
blatten« gegen ihn anfchlug, wie sie unter Menschen von Bildung und
Anstand selbst dann nicht üblich zu sein pflegt, wenn es sich um die Per
urtheilung irgend eines groben Verbrechens handelt*).

Es kann nur Eines als Erklärung und zugleich als Entschuldigung
siir diese uns wenig ehrenden Vorgänge geltend gemacht werden, das ist,
daß die eigentlichen Zeitgenossen Feuerbachs für das Verständnis; seine'
Kunst einfach nicht genügend vorbereitet waren.

Wenn es heute uni die Würdigung derselben bereits merklich besser
steht, so waren es vorzugsweise zwei Dinge, die zur Herbeiführung dieser
erfreulichen Thatfache beigetragen haben. Tas erste Verdienst darum hat
sich Herr Jordan, Director der Nationalgalerie in Verlin, erworben, der
durch die, ein Jahr nach des Künstlers Tode 1881 veranstaltete große
Feuerbach-Ausstellung der Welt zum erstenmal zu einem ungefähren lieber-
blick über dessen Kunst und Entwickelungsgang Gelegenheit verschaffte.
Auch Solche, die bis jetzt nur widerstrebend oder unter Vorbehalt der

') Wie sehr sich diese Zustände inzwischen gebessert, beweist unter Anderem ein.
in dem Jahrbuch der l. pr. Kunstsammlungen von 188? veröffentlichte kleine Nt>-
> andlung von dem kürzlich verstorbenen Fr. Th. Bischer: „Pietro Test» und Ansel«
Feuerbach," In würdigem, sachlich wissenschaftlichem Ton führt der Verfasser darin
den Nachweis, daß Feuerbach in seiner Darstellung des platonischen Gastmahls auo
einer Behandlung desselben Gegenstandes von P. Testa wesentliche Züge mit herüber-
genommen habe.

Zur Geschichte der Entstehung dieses in zwei Ausführungen eristiiendeu Kolossal
mildes möge daher hier cin kurzer Neilrag gestattet sein:

Schon im Jahr 1858, also volle zehn Jahre vor Inangriffnahme des ersten, in
Hannover befindlichen Gastmahls, äußerte Feuerbach gegen mich die Absicht, diesen
Gegenstand dereinst behandeln zu wollen, wenn er erst die volle künstlerisch«-
Reife dafür erlangt haben werde. Er felbst habe die Anregung dazu in beide!
uerg von einem jungcn, begabten, aber halb verkommenen französischen Maler empfangen,
der ihm den Swfs förmlich aus He,z gelegt habe, in der Ueberzeugung, das» seiru
eigenen Fähigkeiten dasür nicht ausreichten. Es sei auffallend, fuhr Feuerbach fon,
und geradezu zu ve, wundern, daß dieser herrliche unvergleichliche Vorwurf noch kaum
einen Darsteller gefunden habe. Außer einem Meister aus der Zopfzeil sei ihm

Bedeutung dieses Künstlers ihre Anerkennung gezollt hatten, fanden hier
Worte reinen Lobes, und die bisher seine lauten Gegner gewesen waren,
verstummten zum wenigsten gegenüber dem gewaltigen Künstlerernst, der
aus dem Inhalt dieser zehn Säle zu ihnen redete', die aber die Seinigen
schon zuvor gewesen waren, gewannen dabei die erhöhte Ueberzeugung, daß
das Ringen des Künstlers kein fruchtloses, und der Kampf des Kämpfen^
werth gewesen und daß er zu dein Ausspruch ein Recht hatte: „Glaube
mir, nach fünfzig Jahren weiden meine Vilder Zungen bekommen und sagen,
was ich war und was ich wollte."
Trotz alledem konnte diese Ausstellung, so verdienstlich und hochwichtig
sie auch au und für sich war, — wie es in der Natur jeder derartigen Aus-
stellung liegt, — nur von einer beschränkten, zunächst localen Wirkung sei»,
da uerhültnißmäßig nur Wenigen der Besuch derselben vergönnt sein tonnte.
Mächtiger nach Tiefe und Breite wirkte auf den Umschwung der Stimmung
zu Gunsten Ieuerbachs unstreitig bald darauf das Wort des Künstlerv,
d. i. sein schriftliches „Vermiichllllitz", das, alsbald in zweiter Auflage
erschienen*), in den weitesten Kreisen Verbreitung fand. In der Form ein
sprachliches Kunstwerk, hat das kleine Buch, das förmlich als eine Bereicherung
der deutfchen Literatur aufgenommen wurde, wesentlich dazu beigetragen,
die Augen der Mitwelt empfänglicher für die Werte eines Künstlers zu
stimmen, an denen bis dahin die Meisten, wenn nicht theilnahmlos, so doch
mit einer Art von scheuer Verwunderung vorübergegangen waren. Ten»
so ist es noch zunächst bei uns, daß die Kunst, wo sie nicht in erster Linie
stofflich auf ihn wirkt, dem Deutschen selten aus der unmittelbaren An-
schauung heraus, sondern gewöhnlich erst durch das Wort auf dem Umweg
der Reflexion und des begrifflichen Interesses sich aufzuschließen pflegt:
und hier sind wir an dem Punkt angelangt, aus dem die Meisten, auch
wenigstens Keiner bekannt, dei denselben behandelt hätte und auch jener habe es mir i„
iiuherlich illustialivem Sinn und barrcler Alt gethan. Manches ab« daiin, fügte Feurroach
hinzu, sei doch so, daß es besser nicht «dacht weiden tonnte und nur der Vertiefung,
Veredlung und Formvollendung bedürfte.
Ohne Zweifel ist mit dieser Aeuherung die, wie es scheint, nur als 3ladiru>l>i
vorhandene Comvosiiion von P. Tesla gemeint gewesen.
Der formlosen Eomvonirseligteit seiner Zeit überdrüssig und gründlich entwachsen,
legte Feuerbach, wie die griechischen und übeihaupt die g>oßen Meister aller Zeiten
in seiner Kunst den ersten Accent längst nicht mehr auf das Erfinden, sondern auf
das Gestalten: wohl wissend, daß bei seiner Art, die Natur zu berathen, auch ein
übernommenes Motiu sich nothwendigei weise mit einem neuen, durchaus originalen
Geholt «füllen müsse.
Die historische Kritik weih über antike Bildwerke und solche aus der Renaissance
(man denke an Nafael) ohne jegliche Ve,wunderung analoge Fälle genug zu berichte»,
Nicht ohne einiges Grauen aber kann man daran denken, welchen Schimpf die Tageö-
lritil Feuerbach angethan haben würde, wenn sie von diesem Umstand zu seinen Leb-
zeiten Kcnnlniß erlangt haben würde.
*) Ein Vermächtmh von A. Feuerbach. 2. Auflage, Wien, lt. Gerold Sohn. 1885.

die Bewunderer des Künstlers, sich die Thatsache der ablehnenden Haltung
seiner Zeitgenossen gegen seine Kunst zu erklären suchen, d. i. bei dein
Stofflichen in Feuerbachs Kunst.

Ohne Frage waren die Gegenstände, welche dieser Künstler mit Vor-
liebe behandelte, nicht der Art, um das allgemeine Interesse uon vornherein
zu fesseln, oder gar aufzuregen. Man hört deshalb öfter sagen, Feuerbach
habe in seiner Kunst zu wenig mi<t seiner Zeit, mit feinem Land und Voll
im Einklang gestanden, habe es deshalb sich felbst zuzuschreiben gehabt,
daß feine Heimat ihm nicht größere Theilnahme entgegengebracht habe.
Wir wollen die Frage unerörtert lassen, ob der Künstler heutzutage nicht
besser daran thut, dein Gebot feiner inner» Stimme zu folgen, als das Be-
dürfnis; des Kunstmarktes und Zeitgeschmacks zur Richtschnur seiner Thätig-
teit zu machen. Statt dessen fragen wir: wie kam es, daß andere^von Feuer-
bachs Mitgenossen nicht nur ungerügt, sondern sogar unter dem rauschenden
Beifall ihrer Zeit sich genau derselben Sünde schuldig machen durften?

Man denke an Mntart, den Schöpfer der Pest zu Florenz, der
Katharina Cornaro und Cleopatra. Kann uon ihm gesagt werden, daß er
mit Vorliebe deutsche Stoffe behandelt habe? Gründete sich sein rasäi
entstandener Ruf nicht gerade auf jene Werke? Oder ist Böcklin, der
endlich, wenn auch spät genug, sich einer wachsenden Anerkennung erfreut,
jemals in solchem Sinn ein deutscher Künstler gewesen? Anch Passini,
der meines Wissens nie etwas Anderes als italienisches Volksleben dar-
gestellt hat, genießt uuter uns seit Jahrzehnten großen Ansehens; desgleichen
von Aeltereu Rottmann mit seinen griechischen Landschaften, und Riedel,
lange ein ganz befonderer Liebling des deutfchen Volkes, der ein halbes
Jahrhundert in Rom gelebt und kaum einmal in dieser langen Zeit den
deutschen Boden wieder betreten hat, malte er sein ganzes Leben hindurch
etwas Anderes als Italienerinnen? Ich entsinne mich nicht, daß ihm um
dieser oder um seiner indische» Sakuntala willen der Vorwurf gemacht
worden märe, er sei seinem Vaterland untreu geworden.

Wie die reizende Frauengestalt aus Kalidasas Gedicht gehörte die
Gestalt des persischen Dieters Hasis, und vielleicht in viel größerem Maße
als jene, zn den literarischen Lieblingen der damaligen Zeit. Aus dieser Zeit-
stimmuug heraus hat, wie Riedel seine Sakuntala, so Feuerbach seinen Hasis
in der Schänke geschaffen. Aber während Riedel mit jener förmliche, jetzt
freilich völlig vergessene Triumphe feierte, wurde Feuerbachs Hasis, ein
!>eute noch gutes Bild, bei feinem Erscheinen übergangen oder geradezu
angefeindet und als in feinem Kolossalbild „Ludwig der Bayer", einem
Werk von wahrhaft großartiger» Realismus, Feuerbach einen wirklichen
deutfchen Stoff brachte, ist keineswegs ein lauterer Beifall von Seite
seiner patriotisch besorgten Landsleute die Folge davon gewesen. Auch
seine Madonna und seine Piet», behandelt« sie nicht Stoffe uon der aller-
allgemeinsten Geltung nnd wie Viele waren es, die bei deren Erscheinen

von der herzbewegenden Schönheit des einen und der tiefen Tragik des andern Äildes sofort berührt wurden?*)

Aus all diesen Widersprüchen darf mit vollem Recht gefolgert werden, daß noch andere, tiefer gelegene stlrsachen, als die rein äußerliche der Wahl der Stoffe, an dem langsam eindringenden Verständniß für Feuer- lmchs Kunst die Schuld trugen, sowie 'noch andere Ursachen mitgewirkt haben müssen, um umgekehrt den Erfolg jener seiner Zeitgenossen zu be- wirken, die deutschem Wesen, stofflich genommen, ebenso fern oder noch ferner als er gestanden haben. Und in der^That ist es auch nicht das Inhaltlich-Gegenständliche gewesen, was die Landsleute des Künstlers bei jedem neuen Werke desselben befremdete, sondern es war die in be- ständiger Fortentwickelung begriffene Vortragsweise Feuerbachs, welche seine Schöpfungen hu einem Gegenstand steter Ueberraschung ^und Controllers« gestaltete.

Mochten Andere ihm für den Augenblick den Rang abgewinnen, Lindem sie die Augen der Welt, sei es durch glücklich berechnete Esfectmittel blendeten**), sei es durch beharrliche Einseitigkeit an sich gewöhnten: Feuer- l'ach schritt unbeirrt voll Erfolg oder Mißerfolg einem höchsten Ziel entgegen. Nichts in Wahrheit ist ein sichereres Merk- und Erkennungszeichen für das Genie, als die durch einen ganzen Lebensgang zu verfolgende Fort- entwickelung und Steigerung eingeborener künstlerischer Anlagen. Frühes Aufhören derselben nnd Verharren auf einer 'gewissen Höhe charakterisirt das Talent. Fertig in sich wird nur dieses, niemals der wahre Genius.

Wäre es Fenerbach gegeben gewesen, ans der Grundlage seines immensen Könnens, in einseitiger RichtuZng seinen Weg zu verfolgen, würde er mit geringerer Anstrengung, als er sich nachrühmen durfte, die Welt haben überzeugen und für sich gewinnen können. Bei seiner unaus- gesetzt auf immer neuen Wegen fortschreitenden Entwickelung vermochte sie einfach mit ihrem Urtheil nicht Schritt mit ihm zu halten.

War es in seine« Erstlingswerken Hafis und Aretin, die unter französischem, besonders Coutures Einfluß hervorgegangen waren, ^die virtuose und pastose Vortragsweise gewesen, welche seine Landsleute aus

*) lieber diese beiden Werte, die Feneröach besonders hoch hielt, cm»erle er sich gelegentlich selbst: „Solche Dinge malt man heutizentazi wohl einmal in seinem Leben, aber man kann sie sich nicht vornehmen, weil sie reine Sache der Eingebuig sind."

") Ohne Zweifel hätten Feuerbach bei seiner überlegenen Technil ähnliche Reiz- mittel genug zur Verfügung gestanden- Als dem Wesen echter Kunst zuwider, hat er sie aber anzuwenden verschmäht. Ja, es ist sogar denkbar, da» der Gegensatz, in welchem er zu dieser Art Kunst sich fühlte, ihn in seiner eigenen Richtung gelegentlich weiter zu gehen verleitete, als nothig war. Diese Ansicht scheint sich ihm selbst zuweilen aufgedrängt zu haben. Zum mindesten berechtigt zu dieser Vermuthung seine merk- würdige Selbstkritik: ,In meiner Kunst war ich bis jetzt zu einfach »c. (s. Seite 131 d. II, Aufl. d. Vermächtnisses).

ihrer akademischen Nuhe und cartonseligen Genügsamkeit fönnlich aufge-
schreckt hat, so ist es im Verlauf der Jahre unter Italiens Einfluß die
strenge, von jedem illustrativen Anhauch freie einfach große Conception un?
die durchgebildete Formensprache gewesen, welche die heimische Welt au
Feuerbachs Arbeiten befremdete oder ihr dieselbe geradezu unverständlich
machte. Noch Keiner vor ihm hatte auf deutschem Boden dieselbe Sprache
gesprochen. Keiner mit so viel dichterischer Gedanken- und Gemüthslies>'
eine gleiche, altmeisterlich-realistische und doch so völlig neue Ausdrucke
weise verbunden, weil Keiner jemals mit so eisernem Fleiß ein gleich
anhaltendes, ourch's ganze Leben nie ausgesetztes Naturstudium geübt lim.
Ihm war längst klar geworden, daß das, was man gemeinhin dir
tünstlerijsche Phantasie nennt, nichts anderes sei, als das
größere oder geringere Vermögen, aus der im Gedüchtniß auf-
gespeicherten Masse langst vorausempfangener Vorstellung»-
eindrücke, deren Genesis wir nur nicht zu verfolgen und nach
zuweisen im Stande sind, mit Bewußtsein Einzelnes heraus-
zugreifen, und in irgend einem Sinn nachgestaltend, festhalten
zu können.
Consequent folgerte er weiter, daß der Werth des Naturstudiums in
nichts anderem bestehe, als einerseits in der planmäßigen Bereicherung
des Vorraths solcher sür ihn brauchbarer Vorstellungen; andererseits iu de',
durch diese Uedung sich steigernden Fertigkeit und Fähigkeit, dieselben
energisch weiter denken und nacherschaffen zu können. Daraus
ergab sich ihm aber als dmchaus nothnendig, daß dieses unmittelbare
Verhältniß zur Natur, als dem Gesundbrunnen der Phantasie, unausgeses.1
unterhalten werden müsse, wenn man nicht früher oder fpätcr der Eonventiou
und Manier, wo nicht der Schablone verfallen wolle.
Von ihm kann und darf daher mit Neckt, ja es muß endlich einmal
ausgesprochen werden, daß er der Erste war, der mit der unuiittelbareii
Vergangenheit völlig gebrochen und mit einer Kunst aufgeräumt hat, die
mit geistreichen Erpectorationen auf Carton und Leinwand, voll unver-
standener Formen und unmöglicher Gliedmaßen, oder mit poetischer Eitua-
lionsmalerei auf Grund cunrenlioneller, ansnendig gelernter, sich stet?
wiederholender Ausdrucksmittel das Wesen der Kunst glaubte erfaßt oder
gar erschöpft zu haben. Mit einem Wort, daß er der Erste war, der
auf dem Eodex der Natur wahrhaft fußend, das was er WvUlc,
auch Wirllich machen lounle. In diesem Sinn der Richtung auf die
Natur und das elementare Können ist Feuerbach, so gern mau dies zum
Theil auch heute noch übersieht, der Rücksichtsloseste und Gewaltigste ge-
wesen unter den Bahnbrechern moderner Kunstbestrebungen.
Warum man dies leicht übersieht, hat feinen bestimmten Grund- Vom
gemeinsamen Ausgangspunkt, dem Studium nach der Natur, abgesehen,
waren die Wege durchaus verschiedene, die er und seine Mitstrebenden ein-

geschlagen haben. Während diese im Großen und Ganzen die Natur fast
ausschließlich oder doch vorwiegend nur als Farben- und Lichtproblem
-u erfassen oder nachzuahmen bemüht Maren, hat Feuerbach mit dein Recht
seiner superioren Künstlerschaft in rapidem Entwickelungslauf sich zum
letzten und allzeit höchste» .Nunstziel, zur reinen Gestaltung, zur
plastischen Idealform durchgearbeitet*).

Daß jFeuerbach nach diesen» einmal gewonnenen Standpunkt auch zur
letzten Confequeuz schritt und für sein ganzes Leben an derselben festhielt,
das ist, die Natur da aufzusuchen, wo sie plastisch ihm in ihrem voll-
kommensten Gepräge erschien, auf südlichem Boden nämlich, war nur
natürlich, obsclwn er menschlich es als Zwang und Opfer empfand. Kann
man auch mit Recht hervorheben, daß es nur wenige von unfern ilünstlern,
die in den letzten vierzig Jahren Italien besuchten, der Aufenthalt in diesem
^and eigentlich fördernd und befruchtend eingewirkt habe, von Feuerbach
kann es gewiß gesagt werden. Ihm hat Rom als Errungenschaft nicht?
mehr und nichts weniger als die Erhebung zu freier Universalität
eingetragen, oder mit anderen Worten: Eine vom Local-Natürlichkeits-
sinn zum großen reinlu Nnlursinn ausgebildete und gesteigerte
Anschauung; denn erst auf dem Boden Roms ist der Trieb nach Er-
lernung und Ausbildung einer typischen Formensprache, obwohl auf
Feuerbachs angeborenen Stilgefühl beruhend, bei ihm znr bewußten künst-
lerischen Absicht gereift.

Viele mögen geneigt fein vorauszusetzen, daß schon der erste Schul -
und Entwickelungsgang Feuerbachs durch den Einfluß und die Anschauungen
seines Vaters wesentlich und von vornherein nach der ideal-formalen Richtung
hin bestimmt worden fein müßte. Dem aber war keineswegs fo. Feuerbach
war als Künstler für directe erzieherische Einflüsse so gut wie unzugänglich.
Seine Entwickeluug vollzog sich immer zunächst unter dein Gesetz seines
eigensten Wesens und nur die aus der unmittelbaren Anschauung ge-
wonnene Ueberzeugung hatte Macht über ihn.

Wohl haben Vater und Sohn sich schließlich auf ein und denifelben

') Nur Wenige haben ihm aus diesem Weg zu folgen vermocht, die Meisten denselben
als einen retrograden, auf die Renaissance zurückführenden, von vornherein verurtheilt.
Das Neue, nie dagewesene fing an Losung zu weiden und alle Tradition galt als von,
Nebel. Schade nur, jdaf, aus der Absicht das Niedagewesene zu schaffen, mit anderen
Worten, aus dem radikalen Bruch mit aller Traditio» nie ein großes wahrhaftiges
Kunstwerk heivorgegangen ist, noch hervorgehen tann. Das Gute und Neste wurzelt
»nm« zur guten Hälfte im Boden der Vergangenheit. Aber noch ein Zweites wirkte
mit, Feuerbach in feiner Zeit zu ifoliren. Seine Nunst, als ihrem innersten Wesen
nach aristokratisch, lief der wachsend demokratischen Gesammtgedantenrichtung der
Gegenwart diametral entgegen. Diese suchte und fand ihr Genüge vorwiegend im
bürgerlich-bäuerlich Genrehaflen, im Pikanten, in novellistischer Situationsmalerei, und
legte demzufolge das Hauptgewicht auf die Erfindung, nicht auf die Formgebung
als solche.

Weg zusaiumengefnndeni aber ei waren oft sehr entlegene Richtungen, die der positiv Schaffende einhielt, beuor sie ihr allmählich im Verlaus dieses Schaffens dein hohen, wissenschaftlich-kritischen Standpunkt, den der Vater einnahm, in praktischer Erkenntnis; entgegenführten. Erst in einer viel späteren Stunde, sieben I,rhre nach desen Tod, 18,9 in Rom, als Feuerbach die eben erst im Druck erschienene „Geschichte der griechischen Plastik"*» seines Vater gelesen h,rtte, wrren die zu Zeiten stark dioergirenden Linien in den Anschauungen Beider ini Vewnßtsein des Sohnes 'völlig in Eins zusammengeflossen.

„Es ist kaum zu glauben," äußerte sich Feuerbach, das Vnch in der Hand, das ihn im Innersten erschüttert hatte, „wie wenig ich zu Lebzeiten meines Vaters sein Wesen zu begreifen im Stande war. Ich konnte nicht fassen, was er eigentlich meinte, wenn er zu »reinem tiefen Kummer gar so unzufrieden war init Allem, iuas ich aus Düsseldorf und München heimbrachte, in den Zeiten, in denen ich, der herrfchenden Richtung und den Eingebungen meiner unreifen Phantasie folgend, mich in hochtrabenden Com-Positionen erpectorirte. Er tonnte dann mit bekümmerter Miene in seiner milden Weise sagen: ‚Eine gutgemalte Hand, lieber Anselm, wäre in meinen Augen mehr werth gewesen, als alle diese Herrlichkeiten.'

„So ging es weiter, bis mein guter Vater starb, ohne daß wir uns jemals so recht zusammengefunden hätten, weil nichts, was nicht meine eigene, langsam und unter schweren Kämpfen errungene innere Erfahrung mich lehrte, auf mich einen Einfluß ausübte. So habe ich die längste Zeit, als vor einem Räthsel, vor der Antike gestanden, uno^uoll aufgegangen ist nur ihr eigentliches Wesen erst hier in Rom, und anch hier nicht etwa im Vatikau, sondern im Leben und an der Natur, die selbst auch bis dahin ein halbes Räthsel für mich war."

Das prophetische Siegel seines ureigenste,! Wesens nennt der Sohn iin „Vermächtniß" das Buch des Vaters, im Vollgefühl feines Glaubens, daß er berufen sei, mit der allein überzeugenden Sprache des Künstlers das Wirt des Vaters in Thaten zu übersetzen. Die Wirkung dieses Vuches ans Feuerbach darf aber nicht anders als im Sinne einer nachträglichen Sanction der ^bereits festbeschrittenen Vahn, nicht aber als die Veranlassung zu der endgültigen Richtung des Künstlers aufgefaßt werden; denn schon längst beoor er das Vuch kannte, hatte Theodor Hense Gelegenheit gehabt, vor einen großen Iohigenienentwnrf die Eingangsoerse der Goethe'schen Dichtung zu citiren. Auch die Gestalten des Amazonenbildes hatten bereits ^eben gewonnen**).

*) Nachgelassene Schriften uo„ A. F^rbach. Herauigegebe-l sr>on Hermann >>,lne>'.

") Wenn Woldemar uon Seydlih in eine« sonst sehr schön?» und warm impfunden-n Aufsah über Ieucrbach (im 4. Heft der Tlichausgau.' moderner Meister der Dresdener Galerie) zu der Folgerung kommt, das Buch des Vaters schein-

Es war aber in Feuerbachs künstlerischer EntWickelung außer seiner
formalen Richtung, die mit den beiden großen Kinderfriesen anhebt, noch
ein zweites Moment wirksam, welches jeweils das Kopfschütteln der Welt zur
Folge hatte, nämlich die im engsten Zusammenhang mit seiner Formgebung
stehenden beständigen Wandlungen in feiner Farbe und Malweisc.
An seine Arbeiten aus dm Jahren 1850—54 heftete sich der Tadel
der Nachahmung der Franzosen. Äei den Werken aus der Zeit von 1854
bis in die sechziger Jahre hinein wurde gegen den Künstler der Vorwurf
der unselbständigen Anlehnung an die Venetianer erhoben; während freilmi
mit diesen Urtheilen der Kritik gleichzeitig die Anklage wegen falscher
Originalitatssucht munter nebenherging.
Wer wird leugnen wollen, daß Feuerbnch ron den Franzosen gelernt
und daß er die Venetianer bewundert hat? Dennoch hat er nur in einen,
geistig verwandtschaftlichen, nie in einem sklavischen Einn unter dem Ein-
fluß Jener wie Dieser gestanden*).
Schon vor einem Vierteljahrhundert äußerte Feuerbach in Rom gegen
mich, während ihm der Vorwurf der Nachahmung der Italiener noch von
aller Welt gemacht wurde: „Ich sehe nicht ein, warum man, um gut zu
malen, nothwendig wie die Venetiancr malen und es nicht auch auf einem
anderen, neuen Weg follte erreichen können. Ein Bild braucht darum noch
kein fchlechteres zu fein, weil es licht gehalten, statt dunkel in der Gesammt-
ftimmung ist."
Aber gesetzt, der Vorwurf wäre ein berechtigter gewesen, ans welche
besseren Vorgänger als die Italiener hätte Fcnerbach sich vor dreißig
Jahren stützen sollen'?
Die wissenschaftliche Kritik hat stets begriffen und in jeden, besonderen
Fall den Nachweis von der historischen Notwendigkeit zu liefern gesucht,
daß als Nachfolger Jeder auf den Schultern feiner Vorgänger stehe. Die
Schulen seiner Zeit, soweit sie überhaupt dafür gelten konnten, hat Feiler-
es gewesen zu sein, das den Lohn wie eine Art Offenbarung getroffen und den »löb-
lichen, durch nichts vermittelten Uebergang zu dessen schließlich« Richtung verschuldet (!)
Iinbe, sl> ist dabei zunächst das Eine übersehen, daß eine solche Wirkung auf einen
Künstler wohl einmal von einem großen Kunstwerk, nie aber von einem Buche aus-
gehen tonn. — Hätte Herr von Seudliß die beiden großen Kinderfriesc (die leider
beide auf der Berliner Fcuerbach ° Ausstellung fehlten) und deren Entwickclungs-
sieschichte gekannt, würde er wohl in denselben mit Leichtigkeit die vermittelnden
Zwischenglieder haben erkennen können, da sie es sind, die den Ilebergang zur antiken
Richtung Feuerbachs bilden. Formal ist in denselben dieser Proceß bereits voll-
zogen, wenn auch nicht stofflich. Entstanden aber sind sie Neide vor Erscheinen der
Schriften des Vaters.
') Diejenigen, welche die Poesie von Feuerbach, in diesen« Einne gewiß sein
befangenstes Werk, mit der hl. Barbara de« Palma Vecchio vergleichen konnten, haben
sich jedenfalls nie di»' Mühe genommen, in der Photographie beide Bilder ncbeneir^
ander zu stellen.

bach alle redlich durchgemacht. Dank gegen die bebenden glaubte er alle n
den Franzosen zu schulden, die als der Erste aufgesucht zu haben er gern
als sein Verdienst in Anspruch nahm. Tai? er Eoutures Spuren folgte,
trug ihm in der Heimat den Ruf der Nachbetuug des Auslandes ein.
Als kurz nach ihm Piloty Paul Delaroche nach Deutschland importirte,
ward es demselben als besonderes Verdienst angerechnet.

Aber auch als Feuerbach thatsächlich zu einer ganz selbständigen Farbe
durchgedrungen war, wie in seiner eisten großen Iphigenie, seiner Pietu,
seinen» Hafts am Brunnen, feiner Francesco da Nimini u. f. w., begegnete er
keineswegs damit der Zustimmung, sondern dem lebhaftesten Widerspruch von
Seite der heimischen Kritik, die ihn nun um fo eifriger der Originalitätssuchl
befchuldigte. Während sie anfing, die einst als imitatorisch verrufenen
Werte des Künstlers aus der vorausgegangenen Periode erträglich schön zu
finden, nahm sie bald keinen Anstand melir, Feuerbach anzuklagen, den guten
Weg verlassen zu haben, den sie zuvor als Irrweg bezeichnet hatte. Dieselbe Kritik fand sieben Jahre später beim Erscheinen des ersten platonischen (Hastmahls, während sie geradem mit einer Art von Entrüstung das
klassische Wert zurückwies, seltsamer Weise nun Worte der Annerkennung
sür das früher Abgelehnte, und die Vilder in der Graf von Schack'fchen
Gallerie fingen an, als Feuerbachs beste und schönste Arbeiten die langversagte Sanction zu erlangen.

Mit Orpheus und Eurndice, dem Gastmahl des Platon und einer
Anzahl kleinerer Arbeiten aus derselben Zeit hatte Feuerbach den bisherigen
Ton, der die Welt in seinen Bildern an den wannen Goldfchimmer der
Venetianer erinnert hatte, zu wechseln angefangen, und sich mehr und mehr
den Silbertinteu der neutralen Tagesbeleuchtung zugeneigt. Bei seinem
wachsenden Drang nach klarster und durchsichtigster Gestaltung der Form,
mochte il»u jene, mit ihren Alles auflichtenden Nefleren, als die dienlichere
oder die einzig richtige erscheinen. In zweiter ^inie mochte ihn dieselbe
reizen, weil sie eine Technik »IIa prima, und damit die raschere Ausführung der ihm fo vielfach vorschwebenden großen Aufgaben begünstigte.
Daß Feuerbach damit früher als irgend ein Anderer mit größter Energie
die Farbentendenz angeschlagen, die die herrschende in unseren Tagen zu
werden anfängt, hat ihm freilich nur Angriffe von Seite feiner Zeitgenosse»,
und von den Nachfolgenden die stillschweigende Verleugnung seiner Vorgängerschaft eingetragen.

Allerdings entsprang diese sehr allmähliche Wandlung in Feuerbach>
Farbe leinem vorsätzlichen Spiel mit den Mitteln der Palette, sondern
dem Bedürfnis; der Unterordnung derfelben unter die Herrfchaft der
Form. Aber auch lange nachher, nachdem diesem Drang — man tan»
gerne zugeben etwas einseitig und zum Nachtbeil einer allgemein bestechenderen
Wirkung der Arbeiten aus dieser Zeit — Genüge geschehen war, und Werte
wie die große Medeu und das Nrtbeil des Paris längst wieder

»>ine ebenso leuchtende als tiefgesättigte Färbung aufweisen, klangen die
nun einmal Hergebrachten Vorwürfe gegen dieselben in der Kritik nach.*»
Am allerunfähigsten aber erwies sich dieselbe in ihrem Urtheil einer
der letzten Schöpfungen des Künstlers, dem Titanensturz, gegenüber.
Das Bild war nebst einer Reihe anderer Kompositionen (dem gefesselten
Prometheus, Venus, Gäa und Uranos) bestimmt, die Decke des glyptischen
Saals der neuen Akademie in Wien als großes Mittelbild zu schmücken.
Auf ausdrücklichen Wunsch des Königs von Bayern von Wien zur großen
Münchener Ausstellung von 1879 eingetroffen**), hatte es leider als Wand-,
und nicht als Deckenbild Aufstellung gefunden. In der fogenannten Frosch-
l'erspective gedacht, hätte das Werk allein als Plafondbild richtig wirken können.
Nenn die Kritik die Ungleichmcißigkeiten in der Ausführung de«
Werkes tadelnd hervorgehoben hätte, fo würde dies einen Sinn gehabt
baben,***) aber man forderte von demselben, in unglaublicher Verkennung
aller Bedingungen monumentaler Deckenmalerei, die Wirkung eines Staffelei-
dildes und beurtheilte dasselbe demgemäß. Man schrak überdies Angesichts
desselben vor der Steigerung der Form in's Typisch-Ur- und Ueber-
menschliche zurück, ganz vergessend, daß wenn unter dem Aufruhr aller
Elemente sich eine Weitaus dem Chaos hervorringt, und Götter und Giganten
die Handelnden sind, weder Rahl'sche Schablonenheroen, noch Makart'sche
Wienerinnen, ohne lächerlich zu wirken, hier die Vorbilder abgeben durften.
Bezüglich der Farbe des Bildes äußerte sich Feuerbach selbst: „Es
wäre leicht und sehr viel dankbarer gewesen, bei dieser Gelegenheit ein
düster wirkungsvolles Stimmungsbild zu liefern^); allein ««solches würde
die Decke, als ohnehin lastenden Theil in der Architektur, übermäßig und

* Noch eine andere, auch heute noch häufig gegen Feuerbach erhobene Anklage
die zuweilen an Stumpfsinn grenzt, gehört hier berichtigt: Die Beschuldigung nänilicl!
von der ewigen Wiederlehr ein und desselben weiblichen Modells, nachdem Nana 186!»
nicyt nur aus dem Leben, sonoern, was entscheidender war, aus der Ideenwelt de«
Künstlers ausgeschieden und längst neuen Vorbildern gewichen war. D»f> kein Gerin-
gerer, als L. da Vinci in ganz andeiem Grad wie Feuerbach sich dieses vermeintlichen
Vergehens schuldig gemacht, dessen scheint sich dabei die Welt nicht erinnern zu wollen.

^) Ohne den Zwang der hierauf zu nehmenden Rücksicht wäre vielleicht da« II»
geheuerliche geschehen und die Zurückweisung des Bildes durch die Jury erfolgt. Di> -
'elbe wahrte indessen nachträglich ihren Standpunkt bei Gelegenheit der Preisuertheilunge»,
indem sie dem Titanensturz sowohl, wie dem gleichzeitig ausgestellten Abschied Lei
Medea jede Auszeichnung versagte, und einen Studienlopf Feuerbachs aus dem
Jahre 1863 piämiirte, unter Bedauern, durch die Statuten verhindert zu sein, stau
desselben den Tod des Pietro Aretino mit der eisten Medaille auszuzeichnen, dn
niese« Bild bereits über 25 Jahre alt war. Wer hätte da« 25 Jahre früher ahnen
tonnen? Der König antwortete mit dem Ankauf der Medea.

"*) Der Künsller selbst beklagte lebhast, das, die Umstände ihm verwehrt hatten,
die Ablieferung dieses Werkes weiter hinauszuschieben

5) Ter m der l. Pinakothek zu München befindliche grohe Fnrbcnentwurf zum
Titanensturz liefert den vollen Beweis, wie sehr Feuerbach, wenn es in seiner Absich!
^

für das Auge unerträglich beschwert haben, während ein Teckenbild um-
gekehrt den Zweck hat, dieselbe leicht erscheinen zu machen, indem es sie
gleichsam heiter nach Außen öffnet. Durch eine dem Beschauer sich auf
drängende Farbe würde überdies die eigentliche Bestimmung des Räume;
als Antikensaal, für welchen ich das Bild zu berechnen hatte, schwer
beeinträchtigt worden sein, weil durch dieselbe die Wirkung der farblosen
Statuen einfach aufgehoben worden wäre."
Feuerbach hatte alfo 'mit der Selbstverleugnung des echten und ge-
borenen Monmnentalisten, um einem höheren Gesammtkunstzweck zu dienen
auf die ausschließliche Wirkung seines eigenen Werkes hinzuarbeiten verzichte?.
Wer rückblickend die Totalsumme von Feuerbachs schöpferischer Thütigteit
überrechnet, der wird, gleichviel ob er nun vom besonderen Wesen diese;
Künstlers sich sympathisch berührt suhlt oder nicht, zunächst in dessen ganzem
Schaffen die kategorisch sich äußernde Potenz einer vollen lünstlerifchcn
Persönlichkeit erblicken müssen, die den eigentümlichen Stempel derselbe«
jeder ihrer einzelnen Kundgebungen aufzudrücken verstand. Wir sind nie-
mals, trotz all ihrer Varianten, im Zweifel über Ftueibass ^andjürin,
weil sie nie Copie, sonder« immer original ist. „Was ist originell?"
fragt der Künstler sich selbst und antwortet darauf: „Alles und Jedes in
der Welt 'ist schon einmal dagewesen und leider fast immer besser. Nao
aber aus der tiefsten Seele des Menschen kommt, ist demohngeachtet immer
originell." Wenn aber Einer, so durfte Feuerbach von sich sagen: „Wo«
ich nicht fühlte, habe ich nicht gemalt." — „Eine fchnblonenhafte Handschrift,
Schünschreiberei sich anzugewöhnen, mit der man Alles schreibt und nicht;
sagt, war mir von früh an ein Gräuel." „Die Schreibseligteit in der
Kunst," so sährt er fort, „habe ich nur in der ersten Jugend getriebeil.
Alsdann, nachdem ich die Macht der natürlichen Erscheinung erkannt hatte,
war ich mir auch sofort bewußt, daß ich mehr als Andere zu studiren
habe, um der Natur gegenüber den heiligen Nespect zu bewahren nnd mich
zugleich °r lorü» c!i lavoro zur Gedankenfreiheit aufzuschwingen."
Die Besten hatten bis dahin Kunst aus zweiter Hand getrieben und sicl,
zumeist da mit Andeutungen begnügt, wo für Feuerbach die eigentliche Ärben
erst begann, weil es sich bei ihm nicht um die ungefähre Verbildlichung irgend
einer, poetischen Idee, sondern um die plastisch-coloriftische Vollendung
und sinnfällige Durchbildung derfelben handelte.
Infoweit parallel mit Feuerbachs Wirksamkeit da oder dort eine
Neaction gegeil diese, nicht immer sehr anspruchslose Halbtuust zu Tage trat.
gelegen hnlte, dies zu leisten im Stande gewesen wäre. — Das eigentliche Plafondbild
stellt ülnigms, abweichend von diesem eisten Entwurf, neben dem Sturz der Titanen
die Oclmit der dein Meer entsteigenden Aphrodite dar, als Allegorie des aus dein
CtM>5 sich herauölmgenden Reiches der Schönheit.

lag dieselbe entweder in den Banden einer sentimentalen Nomantik befangen,
oder sie verriet!) durch ihre theatralische Gespreiztheit nur allzusehr den un-
seligen Einfluß und ihre Abstammung von der Pseudo-Natnr der Bühne.
Der gesundeste Theil der Mitstrebenden cultivirte die Landschaft und
das Genre, und half so in seiner Weise in verdienstlicher Beschränkung
die große Arbeitsaufgabe mit verrichte«, die nothwendig geschehen und
vorausgehen mußte, um den Boden zur Aufnahme einer neuen Saat vor-
zubereiten. Aber ihr Geist heftete sich mit Vorliebe an die enge Scholle und
verlor über der Freude am kleinen, aber zu Eigen gewonnenen Besitz allen
Blick in'ö Weite und Große, den ihre Borgänger, wenn auch als Nachahmer
einer fremden, der Vergangenheit angehörigen Kunst besessen. Alle singen
sie zugleich an, sich als die Hüter uud Pfleger urdeutschen Wesens zu
fühlen, und da sie Alle mehr oder weniger gläubige Bewunderer fanden, be-
stärkte Einer den Andern in der Überschätzung seines patriotischen Verdienstes.
„Ich habe nichts dagegen," äußerte Feuerbach eines Tages auf einer
deutschen Kunstausstellung, „wenn Einer fein ganzes Leben lang nichts Anderes
als Schwarzwälder oder Tiroler Bauern, deutsche Tannen und Eichen,
Landsknechte, Pagen und Burgfrauen malt, aber ich finde es geschmacklos,
wenn Wer sich dabei einbildet, deutsches Wesen damit erschöpft zu haben."
Ein Volk, das sich die Literatur der Welt zu eigen gemacht, das
Shakespeare als einen der Seinigen betrachtet und dessen beste Geistes-
bildung auf der Cultur des Alterthums beruht, halte in Feuerbachs Augen
eine größere, universellere Aufgabe, als patriotisch-spießbürgerliche oder
chauvinistische Interessenkunst zu reiben. Auch er fühlte sich durch und durch
als Deutscher, uud war es mit Stolz *); und obschun er seinen Landsleuten
im Großen und Ganzen einstweilen keinen ausgesprochenen Sinn für die
bildende Kunst in der Richtung auf's Große uud Stilvolle zuzuerkennen
vermochte, war es doch seine Ueberzeugung, daß eine wirkliche Kunst, wenn
sie der Welt in diesem Sinne noch einmal beschieden sein sollte, nur aus
der germanischen Nasse heraus erstehen könne, vorausgesetzt, daß ihr gelingen
würde, auch hier, wie auf anderen Gebieten, vom engherzigen Localsinn
befreit, sich zu reiner universaler Anschauung zu erheben. Im Reich der
Kunst schien ihm die bloße äußerliche Innehaltung der geographischen
oder geschichtlichen Grenzmarken eines Landes oder Voltes für die Declarirung
der Stammeszugehörigkeit weder maßgebend noch ausreichend zu fein. Ihm

*) An den Kämpfen um die politische Wiedergeburt seines Vaterlandes hat FeuerbaH
1886 und 1^70—71 den erregtesten Antbril gerwmmen. Entscheidende Ereignisse musueu
ihm nach Rom »elrgrnphirt werden, und er war glücklich, den Fall von Sedan als der
Erste in seinen Kreisen uerkmiden zu können. So ganz nnd durchaus deutsch war
Feuerbachs Gesinnung, daß es ilm jedesmal mit Kummer ersüllle, wenn einem seiner
Werke das Schicksal drohte, in anderen, als deutschen Besitz zu gerathcn, wahrend er
es gleichwohl niederschrieb: „Ten Deutschen bleibt das Verdienst, mich immer schlecht
behandelt zu haben."

wollte ft^.> bodünten, daß, wenn in irgend einer Kunst das innerliche
Wesen, mit andern Worten die Geistes- und Gemüthstiefen einer Volks-
seele zum wirklich künstlerischen Ausdruck gelangten, auch für das nationale
Element in derselben und damit für den nationalen Nuhm von Teile eines
Künstlers übrig genug geschehen sei.

Das sogenannte Vaterländische und Zeitgemäße ist leider selten zugleich
das Künstlerische. Seinen naturgemäßen Ausdruck findet dasselbe in der
Illustration, deren Geist freilich das Charakteristikum für fast die ge-
sammle neuere Kunst bildet.

Künstler im vollsten und höchsten Sinn des Worts ist nur derjenige, der sich
als Interpret des Rein-Menschlichen über seine Zeit zu stellen vermag und
so zum Ausdruck aller Zeiten wird. Nicht Goethe, nicht Schiller find daher
der Ausdruck ihrer Zeit, sondern Kotzebue und Ifsiand. Was jenen Gewaltigen
von ihrer Zeit besonders anhaftet, ist sicherlich ihr sterbliches Theil.

Gewiß war auch Feuerbach ein Kind seiner Zeit, wie sehr er auch
Vielen als ein Fremdling in derselben erscheinen mag; doch nur der Künstler
ist iu ihr fremd gewesen, nicht der Mensch. Für Alles, was sie wahrhast
Großes aufweist, hatte Feuerbach einen offenen und dankbaren Sinn, und
nie bat er in trankbafter Anwandlung den sentimentalen Wunsch gehabt,
in einem anderen, als in seinen» eigenen Jahrhundert gelebt zu haben.

Eine durch und durch impulsive Natur, hatte er alle Fähigkeiten, uni die
Güter der Gegenwart mitsammt der Erbschaft der Vergangenheit genießend
in sich aufzunehmen, zugleich der vollen Kraft sich bewußt, dies Erbe aus
eigenen Mitteln bereichern zu können.

„Ein ganzes Füllhorn fchöner Gaben ist bereit auszuströmen," so ruft er
aus, „wennIemand sich die Mühe nehmen wollte, uur die Haud hin zu halten".

Wenn Feuerbach der Mitwelt zu wenig zu Gefallen gelebt, fo geschah
dies, weil er stets zuerst als Künstler sich selbst genug zu thun den unab-
weisbaren Gewissenszwang in sich fühlte. Seine Zeit hat ihn menschlich
reichlich für die Treue büßen lassen, die er gegen sich selbst geübt, und
das Füllhorn seiner Gaben lange von der Hand gewiesen. Um so leichter
dürfte es die Nachwelt haben, ihm gerecht zu werden, der er ohne weiten'
Ansprüche, lediglich mit der stolzen Verlassenschaft des Künstlers angehören
wird. Ihr wird es möglich sein dankbar zu erkennen, in welchem Umfang
er als Pfadfinder und Vahnbrecher auf dein Gebiet seiner Kunst gewirkt,
in einer Zeit, die aller Traditionen und aller gesunden Technik baar, in
lastenden Neuaufängen nach allen denkbaren Zielen strebte, und über dein
Wirrwarr ihrer Versuche den hohen Meister, übersah, der ihr ein Lehrer
bätte sein können im besten Sinn des Wortes.

Nelichtig'ung. L. 88, Z. 10 v. o. l: («aleiie Baibeimi, siat! Colonnü.
— S. 92, Z. 3 u. o. l.: der nach Ferrara ucileaie Schauplatz. — S. 103. g. 20
o, u. l. Iphissenie, stall Iphigeme u. Med«,

^)m Vanue dcs Naturalismus.

„Ein Verhältniß". Roinan von Aar! von Zerfall.

von

Vlllil A indnii.

— Vcrli». —

gleich nach dein Erscheinen der ersten Romane von Emile Zola, namentlich nach dem „Assommoir", diesem Meisterwerk in seiner Art, ^ dessen Meisterschaft man anerkennen mußte, so sehr man auch die Art bemängeln mochte, — wurde die Befürchtung laut, das, diese neu gestiftete Schule des „Naturalismus" auch bei uns nur zu gelehrige Schüler finden und namentlich unter den jüngeren Köpfen eine arge Verwirrung anrichten würde.

Ein Mann wie Zola, von einem so mächtigen, scharf ansgevrägten Eigenwesen, mit einer so großartigen Gestaltungskraft, einer so ehrliche», im Innersten wurzelnden künstlerischen Ueberzcugung, mußte bei dem unablässigen geistigen Austausche von Volk zu Volk in der That bald eine universale Vedeutnng gewinnen. Und wenn dieser ausgezeichnete Schriftsteller sich sogar bei den in anderen ästhetischen Anschauungen Aufgewachsenen nud Gereiften den Resvect vor feinem bedeutenden Wollen und wirklichen Können erzwang, ohne freilich diefe für feine Anschauungen zu gewinnen, so war es gewiß sehr wohl begreiflich, daß er bei den Werdenden eine tiefere Bewunderung und feurige Begeisterung hervorrufen mußte, daß diefe zu ihm wie zu dem Leitstern aus dem Dunkel einer altersschwach gewordenen schöngeistigen Schöpfungszeit zur Helle eines jungen Tageo aufblickten.

Man durfte besorgen, daß nun gerade diejenigen Besonderheiten der Zola'schen Dichtung, die am meisten in die Augen fallen, und die die anaefochtcnsten sind, vor Allem zur Nacheiferung reizen würden. Und das

tonnte leicht vom Uebel werden. In Zolas dichterischem Katechismus sieht der Glaubensartikel obenan: das Dasein, das er im finstersten Pessimismus als eine Anhäufung von Verkommenheit, Jammer, Widerwärtigkeiten und Scheußlichkeiten ansieht, ohne Scham und Scheu mit unnachsichtiger Wahrheitsliebe genau so zu schildern, wie er es sieht. Mit der Kühnheit dieses Gedankens geht bei ihm die vor nichts zurückschreckende Kühnheit in der Ausführung Hand in Hand. Seine Feder sträubt sich nie. Für ihn giebt es nichts Unbeschreibliches mehr.

Cr riß jene Schranken nieder, welche die milden Gewalten, wie guter Geschmack, Zucht, Sitte und Anstand, auch für die geistige und künstlerische Schöpfung aufgerichtet hatten, und die in feinen Augen nichts anderes waren, als ein jämmerliches Vollwerk der Vorurtheile, der Schlappheit und Mattherzigkeit; er riß sie nieder und nahm die bisher verbotenen Gebiete im Sturm. Das war für ihn gewiß zunächst nur eine Notwendigkeit, um sich in den Besitz aller Mittel zur Veranschaulichung seines dichterischen Gedankens zu setzen. Unwillkürlich aber wandelte sich bei ihm das, was ihm zunächst als eine unabweisbare Notwendigkeit gegolten hatte, zu einer Liebhaberei. Das zuerst Unvermeidliche machte ihm mit der Zeit Vergnügen; und nun suchte er jene Gebiete, die Andere vorsichtig mieden, die er sich aber kühn erschlossen hatte, mit ausgesprochener Genu^thuung auf. Ans jenen Strecken, die er nur hatte durchziehen wollen, um zu seinem Ziele zu gelangen, verweilte er nun länger als nöthig und vergaß darüber bisweilen sogar sein Ziel.

So sind denn einige der Zola'schen Nomane trotz aller wunderbaren Eigenschaften, die sie enthalten, trotz der Bewunderung, die sie vor dem können diefes großartigen Mannes abnothigen, einfache Widerwärtigkeiten geworden, bei deren Lectüre der Leser beständig kämpft zwischen dem Ekel, der ihm aufsteigt, und dein wehmüthigen Bedauern, daß sich ein fo herrliches Talent, das sich auch in diesen Widerwärtigkeiten voll und ganz zeigt, mit einer unverkennbaren Freude im Schmutz herumwälzt.

Gerade das nun, was man bisher als anstößig und unerlaubt bezeichnete, und was durch Zola aus der niedrigen Sphäre der Zoterei, um die sich nicht die Kritik, sondern die Sittenpolizei zu kümmern hat, zur Höhe der ernsten Geistesarbeit erhoben und literaturfähig geworden ist, — gerade das, das Unfchüüste und Verwerflichste seiner Arbeit, war vor Allem dazu geeignet, von denen, die in Zola ihren Lehrer erblicken, aufgegriffen zu werden. In der That zeigten sich denn auch bei uns einige Anfätze zu dem Verfuche einer fo gearteten Nachbildung des frcmzösifchen Naturalismus. Es soll auch gar nicht geleugnet werden, daß unter den Jüngern dieser neuestdeutschen Literaturschule der Eine oder der Andere durch eine gewisse Begabung sich bemerkbar machte.

Leider zeigte sich diese Begabung aber weniger nach der positiven Seite hin, durch bedeutende geistige Schöpfungen, als vielmehr in der negativen

Gestalt der jede« Respectes haaren rücksichtslosen Kritik des von Andern Geleisteten. Während der französische Meister im Gegensah zu den schriftstellerischen Werten seiner Zeitgenossen durch seine Werke selbst sein Programm aufgestellt hat, beschränkten sich seine Schüler bei uns zu Lande darauf, in den stärksten Worten unablässig darauf hinzuweisen, d.ch Alles, was jetzt in Deutschland geschrieben werde, niederträchtiger Schund sei. Alles, was bei uns auf dem Gebiete der Lyrik, des Epos und des Dramas entstände, fei kleinlich, fchwächlich, erbärmlich. Es müsse ganz anders gemacht werden, und sie, die jungen vollblütigen, von jeder Rücksicht auf Sippschaft und Gildenwesen Losgelösten würden es auch ganz anders machen. Man möge es nkr abwarten!

Wie oft habe ich, wenn ich diefe radikalen Aberkennungen der dichterischen Ehrenrechte, die im Tone der unsagbarsten Ueberhebung gehalten waren, zugleich mit den prahlerischen Ankündigungen der immer verheißenen und nie geschriebenen Zukunftswerke las, an Heines Verse denken müssen:

„Zünden, Odysseen
Kündigst Du uns prablend an , , ,
Eine grusle Thal in Wunen.
Die Du einst zu thun gedenkst! —
O, ich kenne solche Sorten
Geist'ger Schuldenmacher längst , . .
O, ich kenne das Gi-flunker
Künftiger Uusterbüchteit!"

Auch durch die Schaareu der jugendlichen Stürmer und Dränger der neuesten Zeit ging der große mephistophelisch-socialistische Zug unserer Tage: zunächst Zertrümmerung des Bestehenden, das eben nicht werth ist zu bestehen, und dann — ja, was dann an dessen Stelle zu setzen wäre, darüber mögen sich künftige Geschleckter die Köpfe zerbreche».

Unter den Bekenncrn dieser neuen Lehre galt es als ausgemacht, daß die Anerkennung, die sich trotz alledem auch einige zeitgenössische Werke zu erobern vermögen, lediglich ein Kunfterzeugniß sei. Das Alles werde von der Presse künstlich gemacht, die ausschließlich im Besitz der altersschwachen und lendenlahmen Poetaster gewöhnlichen Schlages fei, die nur für diese arbeite, mit ihren einseitigen Anpreisungen der Werke dieser Richtung die öffentliche Meinung beherrsche, verwirre, vergifte, und die sich hartnäckig sträube, den Werken der neuen Richtung, die eben nicht in ihren Kram paßten, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es bestehe eine große Verschwörung nnausgesetzter Reclame für die Alten und gehässigen Tndtschweigen« der Inngen.

Wenn man selbst auf dem Gebiete des geistigen Schaffens nach seinem besten Können thätig ist und zugleich die geistigen Schöpfuugeu Anderer kritisch bespricht, so vernimmt man einen solchen Vorwurf nicht, ohne über dessen Berechtigung ernsthaft nachzudenken. Ich habe es mir angelegen sein lassen, einige der Bücher, die mir als die bemerkenswertheren Erzeugnisse

dieser neuesten Richtung bezeichnet wurden, aufmertfam und, wie ich ver-
sichern darf, ohne alle Voreingenommenheit zu lesen. Ja, ich ging sogar
mit wirklicher Teilnahme an diese Werke heran und es erschien mir ganz
logisch, daß Diejenige», die nun schon lange Posten gestanden haben, ein-
mal abgelöst würden. Alle Schriftsteller der Vergangenheit und der Gegen-
wart, die sich Bedeutung «erschafft, haben ja anch einmal angefangen; und
es wäre wirklich an der Zeit, daß sich in unfern Tagen wieder einmal
ein Schriftsteller hervorthäte, aus dessen Werken man die Hoffnung fchöpfen
dürfte, daß er als Gleichberechtigter in die Reihen der anerkannten Schrift-
steller eintreten, daß er vor diefen den Vorrang gewinnen werde.

Leider muß ich gestehen, daß bei dem Vorhaben, mich mit den Schriften
der neuesten Schule vertraut zu machen, meine Theilnahme immer mehr
erkaltet ist. Es sind nicht etwa Schroffheiten, die mich verstimmt, und
nicht Widerwärtigkeiten, die mich angewidert hätten. Diese neuesten Ver-
suche haben mich einfach wegen des Mangels an hervorragenden und
packenden Eigenschaften nicht genügend zu fesseln vermocht. Sie haben
mir allesammt eine starke Enttäuschung bereitet, und ich bin zu der festen
Ueberzcugung gelangt, das man keineswegs an eine Böswilligkeit und Ge-
hcissigteit einer voreingenommenen Parteiprcsse zu glauben braucht, um es
begreiflich zu finden, daß von diesen schriftstellerischen Erzeugnissen bisher
nur selteu die Rede gewesen ist.

Einstweilen warten wir eben noch immer auf Werte des jüngsten
Deutschlands, die die Welt dazu zwingen, staunend stehen zu bleibe«. Und
abwartend, nicht ablehnend, verhält sich die Kritik. Ich habe ein unbe
grenztes Vertrauen zur Kraft des echten Talentes. Wenn nur ein solches
erst ersteht, so wird man es schon beachten. Alan wird sich vielleicht
feindlich ihm gegenüberstellen, aber übergehen wird man es nicht.

Mit der Zeit bin ich allerdings etwas mißtrauisch geworden; und wenn
ich jetzt von Zeit zu Zeit lese oder höre, daß wieder ein neues Erzeugnis;
dieser Richtung auf den Büchermarkt gelangt, so fallen nur immer die
Worte des Mephisto ein. mit denen dieser den prototypischen Gelbschnabel
der Absprecherei bewilltommt.-

„Doch diesmal is! er von den Neusten,
Er wird sich annzriilos erdreuftcn!"

Bis zur Stunde habe ich vergeblich auf einen geeigneten Anlaß
gewartet, mich einmal mit den Wortführern dieser neuen Richtung in
ernsthaftester und höflicher Weife tritifch auseinanderzusetzen.

Dieser Anlaß bietet sich nun — wenigstens ungefähr. Karl von
Perfall wird zwar von den Aetennern des neuen literarische» Glaubens
nicht zu den Ihrigen gezählt, und er selbst verwahrt sich iu dem Vorwort
zu seinem neuen Roman „Ein Verhältniß"*) mit schroffer Bestimmtheit

') Düsseldorf, Verlag von Felix Bnge!,

dagegen, daß mau ihn dazu rechne. Er weicht ja auch in sehr Wesentlichem ganz entschieden von ihnen ab. Er gehört mir Allem nicht zu denen, die von oben herab Alles, was unsere Tage schriftstellerisch hervorbringen, zu den Todtgeborenen werfe». Er bringt im Gegentheil, wie dies seine Leitung des kritischen Theiles der Kölnischen Zeitung beweist, der zeitgenössischen Schriftstellerei die wärmste Theilnahme entgegen. Vor Allem aber: von der Weltanschauung des eigentlichen Naturalismus trennt ihn ein Ocean. Unser junger Schriftsteller ist frei von dem erbitterten Pessimismus des Meisters Zola. In seiner geistigen Anschauung gewinnt unser Dasein eine ungleich freundlichere Gestaltung. Er sieht die Welt in hellerem Lichte. Auch das, was ihm verwerflich scheint, und dessen Vernichtung der Naturalismus predigt, will er mit Duldsamkeit angesehen wissen. Im Gegensatz zu den unversöhnlichen Alcest-Naturen des Naturalismus ist ihm etwas »on der freundlichen Geschmeidigkeit und Nachsicht des Philint zu eigen:

„Wir müssen schon
Uns in die Zeilen schicken ohne Trotz-
Und Thocheil ist's, wie'« keine zweile giebl,
Die Welt auf eigne Hand verbessern wolle»! . . ,
Die Menschen nehm iH ruhig, wie sie sind,
Gewöhne mich zu dulden, wao sie lhun. . ."

Bei diese», verträglichen Opportunismus ist Perfall also vollberechtigt, jede Gemeinschaft mit den Naturalisten drüben und hüben, wenn hüben überhaupt von Naturalisten in ernsthaftem Sinne gesprochen »'erden kann, von sich zu weisen. Er bezeichnet das als einen Act der Nothwehr. „Nicht blos deshalb, weil ich die Gesellschaft des sogenannten jüngsten Deutschland meiden möchte, sondern vornehmlich barm», weil durch eine solche Zurechnung zur naturalistischen Schule ernste Bestrebungen, die ich hege, zu ihrem geraden Gegentheil verkehrt werden." U»d nun führt er eben aus, wie die Versöhnlichkeit seiner Weltanschauung ihn auch in seiner künstlerischen Schöpfung gerade in die entgegengesetzte Nichtung des von dein Naturalismus erstrebten Zieles vorwärts treibt.

Das ist durchaus richtig; und man begreift, daß Peifall seine,» Unwillen darüber Ausdruck giebt, wen» er gerade vo» de»e», die es mit seinen früheren Schriften gut gemeint haben, gelegentlich wie ein Nachahmer Zolas behandelt worden ist. Es wird ihm auch genüge Freude bereiten, daß ich unwillkürlich, um zur Besprechung seines Buches zu gelangen, mit Zola habe beginnen und dessen Nachahmer in'Deutschland habe streife» müssen. Das ist aber nicht zufällig geschehe», geschweige denn in gehässiger Absicht.

Während des Lesens des Perfall'fchen Nomanes haben sich immer wieder und wieder diese Gedanken an mich herangedrängt, u»d ich babe

ihnen nicht wehren können, trotz der ausdrücklichen Bitte des Verfassers, ihn mit Zola und dein jüngsten Deutschland zu verschonen. Sollten es wirklich nur Aeußerlichteiten sein, die mich zu diesen Betrachtungen angeregt haben? Nur der Umstand, daß bisweilen mit wahrhaft Zola'scher Tollkühnheit Dinge gesagt, Scenen beschrieben werden, wie sie eben vor Zola nicht gesagt und nicht beschrieben worden sind? Ich glaube es kaum. Es sitzt doch tiefer, wie ich meine. Mag Perfall sich auch noch so entschieden dagegen sträuben, als Jünger Zolas ausgegeben zu werden, mag er Zola selbst in dessen Wesentlichstem ganz entschieden verwerfen, er hat doch seines Geistes einen Hauch verspürt. Eine kraftvolle Individualität unterjocht au.i, den Widerstrebenden. Und es ist nicht erforderlich, daß man den Lehrer liebe, um dessen Lehre in sein Fleisch und Blut übergehen zu lassen. Die gesammte Tonschöpfung, auch diejenige, die sich mit Händen und Füßen gegen Richard Wagner sträubt, die das redlichste Bestreben hat, an frühere Meister anzuknüpfen, steht heutzutage doch unweigerlich unter dem Banne des Nanreuther Meisters. Ich denke nun selbstverständlich nicht daran, den französischen Naturalisten mit dem deutschen Dondichter auf dieselbe Stufe zu stellen. Aber ich glaube allerdings, daß heutzutage kein Jüngerer, der auf dem Gebiete des geistigen Schaffens arbeitet und weist, was in der literarischen Welt vorgeht, von sich behaupten tonnte, das; er frei sei von den Einflüssen, die die stärksten Geister des Nordens und Südens auf unsere geistige Strömung üben — mag man diese nun Zola, Ibsen oder Echegaran nennen. Perfall würde seinen Roman „Ein Verhältnis;" nicht geschrieben, er würde ihn jedenfalls nicht so geschrieben haben, wie er ihn geschrieben hat, wenn ihm Zolas Werke nicht bekannt geworden wären, wenn er nicht von diesen einen tiefen und für sein eigenes Schaffen mitbestimmenden Eindruck gewonnen hätte.

Caroline Paner, deren Vater, ein kleiner Beamter, gestorben ist, und die an der Seite einer schwerleidenden siechen alten Mutter die heiteren Jugendjahre genuß- und freudlos verbracht hat, ist 26 Jahre alt geworden. Sie ist vom Leben schon stark angesäuert. Freilich macht sie die gefällige Bildung ihres fchöncn Gesichts und ihrer reifen Formen noch immer zu einer begehrenswerthen Person, aber sie besitzt doch schon die Erbitterung und Unduldsamkeit der ältlichen Jungfer. Es empört sie, daß sie mit einer feschen Wienerin, einem Fräulein Rieder, die ein sehr freies Leben führt und mii ihren unerlaubten Verhältnissen nicht einmal ein Geheimnis, macht, unter einem Dache Hausen muß. Caroline lebt mit ihrer Mutter in den bescheidensten Verhältnissen. Sie selbst besorgt die Einlaufe im Kaufmannsladen. Und bei einem solchen Einkaufe trifft sie mit einem stattlichen Manne in vorgerückteren Jahren zusammen, einem gewissen Venrmn, einein Geschäftsreisenden, dessen männliche Erscheinung und sicheres

Auftreten von ihr wohlbemertt werden, und der seinerseits für die voll erblühten georginenhaften Reize Carolinens das vollste Verständnis; besitzt. Aus dein flüchtigen Zusammentreffen werden mit der Zeit Plauder- ftunden im Kaufmannsladen, aus der zufälligen Begegnung bestimmte Verabredungen. Vertram begleitet Carolinen nach Hause. Dann macht er mit ihr Spaziergänge auf Umwegen, und schließlich kommt es zu Ver- traulichkeiten. Caroline macht es nicht viel besser als das erste beste Dienstmädchen, das in der Hausthür mit seinem Gefreiten schäkert. Die Beziehungen zwischen den Beiden ziehen sich immer fester. Zunächst wird ein Kuß geraubt, dann wird er freiwillig gewährt. Bertram, der sich nach seinem Herkommen, nach seiner Veranlagung, nach seiner Bildung, nach seinem Berufe, nach seinen Gewohnheiten und Empfindungen kaum auf der mittleren Höhe der Menschheit bewegt, ein Handlungsreisender, wie es deren eben Taufende giebt, der feine Geschäfte erledigt, den Abend am Stammtisch mit Gleichgesinnten in« Wirthshause verbringt und, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, auch wohl einmal mit einer hübschen Schürze anbändelt, fuhrt ein wenig interessantes Iunggesellenleben. Er ist selbst- süchtig, nicht aus häßlicher Charakteruemnlagung, sondern weil er überhaupt kaum fähig fein dürfte, für das, was außerhalb des engsten Kreises seiner eigensten Interessen liegt, irgend welches Verständnis; zu besitzen. Caroline gefällt ihm. Er fühlt instinctiu, daß sie etwas Anderes ist als die Mädchen, denen er seine Gunst bisher zugewandt hatte. Es mag seine Neugier reizen, eine ihm bisher unbekannt gebliebene Weiblichkeit näher kennen zu lernen. Dazu kommt die durch Carolinens Schönheit erweckte sinnliche Regung, und er beschließt also. Alles zu thun, was er thun kann, um sie ,u gewinnen.

Man kann nicht behaupten, daß Bertram teuflische Verführungstünste miwende. Er spricht mit Carolinen von seinen Absichten mit wahrhaft schaudererregender Offenheit. In solchen Dingen aber, scheint mir, ist es etwas recht Häßliches um das Programmmachen. Ein Mann, der der Dochter einer todtkranken Mutter in unverhohlenster Weise vorschlägt, man könne ja die Freuden der Che discontiren, um die Heimth nach dem Tode der Mutter gesetzlich zu vollziehen, ein Mann, der darüber spricht, der das logisch entwickelt und begründet, wirkt auf mich sehr unangenehm. Gewisse Handlungen rechtfertigt eben nur die Unüberlegtheit. Mit Ueberlegung begangen werden sie widerlich. Caroline, die auf einer weit höheren Stufe der Bildung und Empfindung steht, besitzt für diese peinliche Wirkung indessen geringe Empfänglichkeit. Bertmms sonderbarer Borschlag entflammt nur ihre unter der Asche glimmenden Triebe. Unter dem Eindrucke der Worte, die sie von ihm vernommen hat, macht es Caroline, die bisher in Worten und Werken züchtige Jungfrau, genau so wie die verworfenste Dirne der Zola'schen Dichtung, wie Nana: sie weidet sich im Gedanken an den Geliebten an der Schönheit ihrer Formen. „Sie eilte vor den Spiegel,

denselben, aus dem sie oft mit bitterer Miene gelesen hatte, daß ihre
Jugend schwinde ... Da riß sie das weiße Jäckchen von den Schulten,,
löste das aufgeknotete Haar, daß es in dichten Fluthen über den Rücke»
floß, legte die Hände über dem Scheitel zusammen, daß die vollen weißen
Arme sich in schöner Biegung zeigten, schüttelte dann, sich drehend, das
Haar zur Seite, daß der fein gewölbte üppige Nacken sich spiegelte, und
vor sich selbst erröthend, setzte sie das eitle Fragespiel fort, bis ihr die
nimmer lügende Scheibe sagte: ‚Du bist nicht alt, bist nicht verblüht!
Du bist schön, sehr schön!'"
Diese Spiegelfcene läßt uns schon ahnen, daß der Widerstand, den
Caroline den heißen Bewerbungen Beitrams bis zur Stunde entgegenzu-
setzen für ihre Mädchcupflicht gehalten hat, in Wahrheit längst gebrochen
ist; und in der That, der hochmüthigen Freude folgt der Fall auf der
Ferse. Er vollzieht sich unter den nüchternsten Bedingungen.
O holde Nomantit, wo bist du geblieben! Wo seid ihr duftenden
Fliederbusche, ihr flötenden Nachtigallen, ihr silbernen Strahlen des ver-
schwiegenen Mondes? Wo seid ihr alle, ihr Zeugen süßer Verborgenheiten
ans der guten alten Zeit?
Caroline folgt ihrem Don Juan aus dem Kaufmannsladen ohne
Zögern in das Priuatcabinet einer duldsamen Wirthschaft, und ehe siel»
Herz zum Herzen findet, wird bei deni Kellner mit weißer Cravatte das
Abendessen mit Sect bestellt. Nun tonnte Mephisto auch vor ihrer Thüi
das Schelmenlied von Kathrinchen singen: „Habt Ihr Cuch lieb, thut
keinem Dieb nur nichts zu lieb, als mit dem Ring am Finger!" Das
Unglück will, daß sie, als sie zu ungewohnt später Stunde nach dem ent-
scheidende!! Abend heimkehrt, im Hause mit jenem leichtlebigen Fräulein
Nieder zusammentrifft, deren Nachbarschaft ihr vordem so unangenehm
gewesen war.
In ihrem Schuldbewußtsein benimmt sich Caroline nun so Ungeschick:
»nd thöricht wie nur denkbar. Aus dem Umstände, daß man einen: jungen
Mädchen selbst in der Nachtstunde auf der Treppe begegnet, braucht man
doch nicht gleich die fchlimmsten Folgerungen zu ziehen. Dafür kann es
ja tausend ganz unschuldige Ursachen geben. Aber daran denkt Caroline,
die eben nicht mehr unschuldig ist, nicht. Sie setzt voraus, daß Fräulein
Nieder Alles wisse, und diese thörichte Boraussetzung zeitigt eine nocb
thürichtere Handlung. Das Bürgermädchcn sucht die leichtsinnige Person
in deren Wohnung auf und bittet sie um Verschwiegenheit! Als ob sie
diesem Mädchen 'Rechenschaft schuldete, uud als ob sie es nicht gerade io
gut Hütte belügen tonnen, wie sie ihre Mutter belogen hatte! Die Scene
an sich ist sehr gut geschrieben, nur zeigt Verfall hier eine allzu große
Freude an der Kleinmalerei. Was er fchildert und fehr geschickt schildert,
ist Alles echt i aber es erscheint mir nicht eigenthümlich und nicht bezeichnend
genug, »!» dieses liebevolle Verweilen bei dem Geringfügigen zu rechtfertigen.

Der Umstand, daß die Gegenstände dieser Schilderungen zumeist auf jenem Gebiete liegen, das bis vor Iolas Eingreifen in die epische Literatur unserer Tage von Schriftstellern mit ernstem nnd redlichem Streben kaum beschritten morden ist, läßt wiederum die unbeabsichtigte Hinneigung zu jener vom Verfasser zurückgewiesenen neuesten Schule erkennen, für die es keine Toilettengeheimnisse mehr giebt.

Caroline ist ein nuttheilungsbedürftiges Mädchen. Hat sie dnrch ihre Unklugheit ihr Geheinmitz schon vor einer Person uerrathen, die ihr verächtlich war, so sehnt sie sich jetzt darnach, einer alten guten Freundin, der rechtschaffenen Frau eines rechtschaffenen Mannes, sich anzuvertrauen. Mit richtigem psychologischem Erkennen, vielleicht nur in allzu deutlichen Zügen giebt uns Perfall nnn eine vortreffliche Schilderung der völlig veränderten Lage des Mädchens nach dem Fehltritt. Mit der Wandlung, die sich in ihrem Innern vollzogen hat, ist auch Alles nm sie her anders geworden. Der Mutter gegenüber fühlt sie ein bisher ungewohntes Unbe-Hagen. Es drängt sie, eine Person aufzusuchen, die sie gestern noch gemieden und weit von sich gewiesen hatte. Sie sieht sich genöthigt, diese gewissermaßen zu ihrer Verbündeten zu machen. Es drängt sie nach dem Austausche, der Herzenserleichterung mit einer ihr bis zur Stunde sittlich gleichgestellten jungen Frau, die ihr nun aber auf einmal in unerreichbare Ferne entrückt ist. Sie empfindet endlich die verhängnißvolle Nöthigung, wieder zu dem zurückzukehren, der sie in's Unglück gebracht hat. Mit dem Mitschuldigen ist sie uun auf einmal solidarisch festgeschmiedet. Alles das ist richtig und scharfsinnig geschildert; es hätte vielleicht nur noch mehr verwischt werden sollen, um die Schilderung der immer etwas störenden Absichtlichkeit zu berauben.

Dieser Bertram, zu dem das rathlose Mädchen also durch die Schuld wieder zurückgeführt wird, benimmt sich auch jetzt in brutaler, nüchterner Weise, ohne das geringste Verständniß für das, was geschehen ist, und für die Auffassungen des Geschehenen bei Carolinen. Als das ob der Schande verzweifelte, nur durch die Liebe getröstete Mädchen hülfeflehend zu ihm kommt, bietet er ihr Kaffee an!

Das scheint mir ein Grundübel dieses Buches zu sein: daß ich mich für den Mann, der im Mittelpunkte der Handlung steht — ich werde mich hüten, das Wort „Held" zu georauchen — beim besten Willen nicht interessiren kann. Ich verstehe sehr wohl die Absicht des Verfassers. Er hat eben einen Mann gewöhnlichsten Schlages zum Träger der Handlung wählen wollen und gemeint, daß die Wahrheit schon genüge, um Theil nähme zu erwecken. Diese Ansicht vermag ich indessen doch nicht vollständig zu theilen. Wenn ich einem Manne wie diesem Bertram im Leben begegnete, so würde es mir nicht einfallen, feine nähere Bekanntschaft zu suchen, und ich würde es mir entschieden verbitten, daß er mir seine Geschichten erzählt. Es ärgert mich ein bischen, wenn ein geist- und talentvoller Schriftsteller

mich dazu zwingt, das zu lesen, was ich eigentlich gar nicht hören möchte.
An die „Feiertagsstimmung der Leidenschaft" glaube ich nun einmal bei diesem Manne, der sich am Stammtisch seiner Eroberung rühnit, durchaus nicht. Ich glaube kaum daran bei der viel höher stehenden Caroline.
Schon der Umstand, daß sie den Verlockungen eines Bertram folgt, verleidet sie uns. Da muß denn auch freilich Alles, was irgendwie mit idealeren Regungen zusammenhängt, von vornherein ausgeschlossen bleiben.
Und Perfall, der Carolinen mit der Zeit lieber gewinnt, verurtheilt sie zunächst schärfer als der unnachsichtigste Leser. Er spricht ihr den Muth des Leichtsinns, den Muth der Leidenschaft ab. Sie ist in seinen Augen zunächst ebeu nichts weiter als das begehrliche alternde Mädchen, das den Anschluß zu versäumen Angst hat. Er schildert sie als einfach lüderlich.
„Sie kämpfte nicht, sie duldete nicht um ihre ^iebe, sie genoß die verbotenen Früchte mit der schlauen Hinterlist der Heuchlerin, und sie fühlte es wohl, wie solche Heimlichkeit die Liebe nicht hob, stählte zu zartem Empfinden, sondern die Seele langsam vergiftete und beschmutzte."
So vollzieht sich denn Alles in der dürrsten Tliatsächlichleit, ohne irgend welche Beschönigung und Verklärung. Perfall bat Angst vor der sentimentalen Lüge, und das ist gewiß anerkennenswerth. Bei dem Bestreben aber, das Weinerliche nnd 'Rührselige zu vermeiden, verfällt er mitunter in eine Nüchternheit, die verletzt. Eine Tochter, die ihrer greisen siechen Mutter ihre Schande offenbart, findet doch wohl ergreifendere Töne des Schmerzes als Caroline: „Mutter, wenn Dn mich fchiltst, mach'Z nicht zu arg!" Und die unglückliche Mutter wohl auch. Hier sagt sie: „Was nutzt das Schmollen und Schelten bei einem Mädchen in Deinen Jahren!"
Es hat etwas unsagbar Unbehagliches, daß sich diese Mutter so „glimpflich in die Lage fügt". Wahr mag es ja fein.
Ganz vorzüglich schildert uns Perfall nun, wie Caroline durch die unwürdige Liebschaft verroht. „Sie merkte es felbst nicht mehr, wie ihr Feingefühl schwand, ihr Empfinden sich vergröberte." Die Mutter überlebt die Schande ihrer Dochter nur wenige Wochen. Perfall ist kühn, ja tollkühn, er sagt Alles, er kennt keine Scheu. Wie benimmt sich dieser Bertram, während die eben gestorbene Mutter noch nicht unter der Erde rnht! Man begreift vollkommen, daß sich Caroline trotz ihres wenig entwickelten oder zum mindesten stark verkümmerten Zartgefühls von dem „faunischen Muthwillen" dieses Burschen „schmerzlich angewidert" fühlt.
Bei dem Begräbniß der Mutter trifft Caroline mit dem Manne ihrer Freundin, Herrn Nöttle, zusammen, nnd bei dieser Gelegenheit erfährt Rüttle über Carolinen die Wahrheit, die inzwischen die Spatzen vom Dache zwitschern. 'Rüttle verbietet infolgedessen seiner anständigen Frau den Umgang mit dieser Person, und als Caroline arglos die verheirathete Freundin aufsucht, kommt es zu einer lebhaften Auseinandersetzung. Nun wird Caroline großartig. Sie setzt sich der bescheidenen, anständigen, guten

Frau gegenüber auf's hohe Pferd und beansprucht für ihre Zügellosigkeit
die volle Gleichberechtigung mit der ehelichen Verbindung. Mit erhobenem
Haupte, wie eine Siegerin, «erläßt sie Frau Nöttle und meint, damit, daß
sie der sympathischen kleinen Frau über die verheiratheten Frauen im All-
gemeinen alle Dinge gesagt hat, die gemeine Seelen von ihnen denken,
etwas Rechtes gesagt zu haben.
Durch die bescheidene Hinterlassenschaft ihrer Mutter ist sie in der
Lage, mit Vertrmns Hülfe eiu kleines Geschäft zu kaufen, und nun, da
sie auch die Scheu vor der Welt überwunden hat und sich ohne Weiteres
zu ihrer Liebschaft mit Bertram bekennt, wird sie durch dies Verhältnis;
mit dem gewöhnlichen Menschen immer tiefer herabgezogen. Den Damen
aus dem Kreise des Fräulein Rieder lauscht sie das Geheimniß ihrer
Wirkungen durch Aeußerlichkeiten ab: sie verwendet auf ihre Toilette nun
ganz besondere Sorgfalt, und sie kleidet sich nicht, wie Mädchen aus dem
Bürgerstande sich kleiden sollen. Im ganzen Viertel wissen denn auch die
Klatschbasen, wie es um die hübsche Ladenbesitzerin steht, und sie uennuthen
noch mehr als sie wissen. Caroline wird vom bösen Leumund dem Fräulein
Rieder und deren Genossinnen gleichgestellt. Hier, glaube ich, macht sich
der Verfasser einer Uebertreibung schuldig. Es kommt doch nur in den
allerseltensten Fällen vor, daß ein Mädchen in einen schlechteren Ruf kommt,
als sie es verdient. Es schwatzt sich allerdings herum, wenn ein Mädchen
auf Abwege geräth; aber wenn Caroline, wie in dieser Erzählung, all die
Courmacher, die den kleinen Laden nur der Verkäuferin wegen besuchen,
schnöde von sich weist, so spricht sich auch das herum, gerade wie das
blegentheil.
Es ist wiederum richtig beobachtet und entwickelt, wie sich Vertrag»
allmählich mit Carolinen zu langweilen anfängt und nun danach trachtet,
sich von ihr loszulösen. Er hat inzwischen nicht übel Lust bekommen, mit
der Rieder, die durch einen Zufall in den Kreis der lustigen Stamm-
gesellschaft gerathen ist und deren zotige Gemüthlichkeit auch Caroline
widerwillig ertragen muß, ein wenig anzubändeln. Das führt zwischen
Bertram und Carolinen zu einer lebhaften Auseinandersetzung, die mit dem
Bruche endet.
Nun erst kommt Caroline znr Besinnung. Run erst überschaut sie
Alles, was geschehen ist, und nun regt sich ihr Gewissen. Mit Wider-
willen legt sie den modischen Plunder ab und kleidet sich wieder in das
düstere Trauerkleid, das sie um den Tod ihrer Mutter getragen hatte.
Und nun in ihrem schmerzlichen Empfinden gedenkt sie wieder der armen
Todten, die sie in den Tagen ihrer niedrigen Verirrung ganz vergessen hatte.
Während Caroline das Grab ihrer Mutter aufsucht, macht Bertram
in lustiger Gesellschaft, an der auch Fräulein Rieder theilnimmt, eine Partie
nach dem Starnberger See, und bei dieser Gelegenheit kommt er mit der
leichtsinnigen Wienerin ohne Schwierigkeit zu seinem Ziele. Aber gerade

dieses Scl.ncllerreichen läßt ihn de» unermeßlichen Absland erkennen zwischen Carolinen und einer Person wie dieser. Mit dem Herzen hat er sich seiner neuesten Errungenschaft schon entledigt, und er ist fest entschlossen, als reuiger Sünder zu Carolinen zurückzukehren. Als die lustige Gesellschaft mit dein letzten Zuge vom See nach München zurückfahrt, ist das kaum geknüpst? Verhältnis; schon wieder gelöst. Bertram vermag sich an den Spaßen der Gesellschaft nicht mehr zu belustigen. Cr denkt an alles Mögliche. Da tritt etwas fürchterliches ein, das Allem ein grausames Ende macht. Ter Starnberger Zug stößt mit dem Augsburger zusammen, und unter den zer- trümmerten Wagen röcheln und heulen die Verwundeten. Die Rieder wird als Leiche hervorgezogen, Bertram als Schweruerwundeter nach dem städti schcn >lrankenha»sc gebracht. Da wird ihm auch ein Bein abgenommen.
Die Schilderung dieses Entsetzlichen ist meisterlich, und als den Höhepunkt des Ganzen möchte ich jene Seiten bezeichnen, welche die Seelcnqualen der unglücklichen Caroline beschreiben, den Niderstreit ihrer Gefühle, als sie die Namen Vertrams und der Nieder in der Liste der Verunglückten vereinigt findet. Das ist in der That hervorragend. Wie in Carolinen endlich die Liebe und das Mitgefühl jede eifersüchtige Anwandlung ersticken, wie sie vergeblich mit dem Verwundeten im .^rankenhanse zusammenzutreffen ver sucht, wie sich in Bertram durch das gewaltsame Ereignis;, das ihn zum Krüppel macht, eine läuternde Wandlung vollzieht, wie sich die Beiden dann wiederfinden nnd nun auch in der durch die Bedingungen unserer Sitte gerechtfertigten Weife das bisher lockere Verhältnis; festigen, das bildet den naturgemäßen Schluß dieser eigenartigen Erzählung.
Perfalls „Berhältnih" hat mich von der ersten Seite bis zum Schlüsse gefesselt. Der Noman beglaubigt den noch in der vollen Frische der Jahre «nd Schaffenskraft stehenden Schriftsteller als berufenen Erzähler. Er besiV' eine ganz entschiedene schriftstellerische Begabung. Er sieht scharf und richtig nnd fchildert anschaulich. Und an der Bestimmtheit seines ästhetischen Wollens, an der Sorgfalt, die er auf die äußere Gestaltung verwcrthet, ist deutlich erkenntlich, wie ernst er es mit seiner Aufgabe nimmt. Aber gerade dies entschlossene Wollen wird beftigem Widerspruche begegnen. Ich bin keineswegs zimperlich und würde es für ein großes Unheil halten wenn sich unsere Literatur nach den Nücksichten auf die eben der höheren Döchterschule entwachsenen jungen Mädchen regeln wollte. Das ernste ^eben mit seinen Kämpfen nnd Zerwürfnissen, mit seinen wahren Schmerzen und echten Freuden, das Leben, dessen Schilderung des epischen Dichters würdigste Aufgabe ist, hebt erst da an, wo diese Nücksichten völlig außer Acht gelassen werden müssen. Ist es für die Entwickelung des Eharakters eines der Helden oder für dessen Geschick unerläßlich, daß Dinge zur Sprache kommen. Aus' drücke angewandt, Vorgänge geschildert werden, über die wir sonst still- schweigend hinweggleiten, so ist es des Dichters gutes Necht, es ist ein Gebot seiner künstlerischen Ueberzeugnng, diese Dinge, die man sonst wobt

anstößig nennt, zu sagen. Aber nur die eherne Nothwendigteit stellt dies
Gebot auf, verleiht dieses Recht, können diese Dinge, ohne das dichterische
Werk zu schädigen, ohne das Bild des Helden zu verwischen, ohne die
^ogit der thatsächlichen Vorgänge zu erschüttern, umgangen werden, so soll
dies unbedingt geschehen. Im andern Falle setzt sich der Dichter dein
tränkenden Vorwurfe aus, als ob er sich mit Vorliebe auf dem Gebiete
tummle, von dem sich der gute Geschmack fern hält.

Gerade diese Anklage hat man auch mit Recht gegen die Häupter
der naturalistischen Schule erheben dürfen, und nicht blos im unversöhn-
lichen Pessimismus ihrer Weltanschauung, auch in ihrer schlecht verhohleneil,
lüsternen Freude an den Widerwärtigkeiten des Daseins beruht ihre Eigenart.
Wenn sich Perfalls Wege in Bezug auf die philofophifche Anschauung
der Menschen und Dinge von der neuesten Schule auch weit trennen, so
begegnet er diesem ihm selbst so unangenehmen Naturalismus doch unwill-
kürlich in der Art und Weise seiner Schilderung. Vei ihm wird mit
lächelnder Duldsamkeit gesagt, was die Andern, die Naturalisten, mit herber
Unerbittlichteit sagen; aber gesagt wird es hüben und drüben, und zwar
mit größter Umständlichkeit und Deutlichkeit, und immer, wenn sich die
Gelegenheit dazu bietet, nicht blos, wenn die Nothwendigkeit dazu vor-
handen ist. Ein Noman soll doch leine Buchführung der Verirrungen fein.
Wenn wir wissen, daß Caroline die Schranken des nach unfern An-
schauungen sittlichen durchbricht, so wissen wir genug. Wir brauchen
nicht Zeuge jeder einzelnen dieser Verirrungen zu sein. Im Perfall'fchen
Noman kann man beinahe nachzählen, was mau nicht zählen sollte. Von
einem ungemischten Behagen beim Lesen kann unter diesen Verhältnissen
auch nicht die Nede sein. Und ich habe ans meinen Euivfindungen mit
ineinen offenen Bemerkungen, wie bei der Wiedergabe des Inhalts kein
Hehl gemacht.

Echriftstellerifch besitzt das Wert sehr erhebliche Vorzüge. Die Kom-
position ist einfach, klar und geschickt, die Sprache sorgfältig und vornehm.
Einen Compositionsfehler hätte ich indessen doch zu rügen. Das lange
moralische Zwiegespräch zwischen dem braven Nöttle und seiner anmuthigen
Frau am Schlüsse steht an einer falschen Stelle. Hier schleppt es. Jetzt
ist man nicht mehr in der Stimmung, sich an sehr inhaltreichen und gut-
gesagten Auseinandersetzungen über die bevorzugte Stellung, die das sittlich
Gesicherte gegen die Eingriffe des Unsittlichen einzunehmen hat, und über
die Berechtigung der unduldsamen Abwehr zu ergötzen; jetzt jagt man dem
Schlüsse zu und verlangt nach Thatsächlichem.

In dem fast durchgängig fehr gewissenhaft gefeilten Stile fallen die
wenigen Vernachlässigungen besonders auf. Perfall läßt feine Perfonen den
Imperativ „nimm" beständig „nehme" bilden, Seite 138 und Seite 16?
zweimal. „Merken lassen" regiert er mit dem Dativ: „den Weibern".
Er läßt auch einmal eine ^ast „abstreifen". Ich glaube, eine Last wird

immer abgewälzt, eine Kette wird abgestreift. Auch gewisse gar zu unge-
zwungene "Wendungen aus der sorglosen Unterhaltung möchte ich in der
gehobeneren epischen Darstellung vermieden sehen, wie z. B. „er tum ior
gegenüber zu sitzen". Gerade bei der blendenden sprachlichen Tauberkeit
des Ganzen bemerkt man diese kleinen Flecken besonders.
Karl von Perfall ist noch im vollen schriftstellerischen Werden begriffen,
und ich habe die Ueberzeugung, daß er in einigen Jahren über mancherlei
ganz anders denken wird als heute. Er wird dann lieber manches ungesagt
lassen, was er heute noch mit keckem Behagen schildert, und daran denken,
daß nicht blos im Stil, sondern auch in der Erfindung und Darstellung
sich der Meister zeigt in dem, was er weife verschweigt. Und dann erst
wird es ihm gelingen, den Bann des Naturalismus zu brechen, unter dein
er einstweilen noch, wenn auch widerwillig, steht.

wen trifft die Schuld?

von

tz. <5!arp.

(Schluß,)

VII.

laroline erwartete mit Ungeduld die Antwort ihrer Mutter, aber
wie wurde sie enttäuscht, als die erhoffte Theilnahme ausblieb.
Die Mutter sagte ihr, sie müsse mit einer alten Frau, die an
unumschränkte Herrschaft in ihrem Haus gewöhnt sei, Nachsicht haben und
versuchen, über so kleinen Zänkereien^ zu stehen. Sie rieth ihr, die Ver-
drießlichkeiten ihrer Stellung geduldig zu ertragen, da dies ihre Pflicht
sei und die Frauen jede Aeußerung von Unabhängigkeit theuer bezahlen
müßten. Caroline ließ den Brief mit einem Gefühl von Bitterkeit zu Boden
fallen: die, an welche sie sich als an ihre einzige Freundin gewendet hatte,
konnte sie nicht nur nicht verstehen, sie nahm noch obendrein Partei für die
Meufchen, von denen sie verkannt war. An wen denn konnte sie sich wenden?
Mit ihren Jugendfreundinnen war sie durch die Verhältnisse ganz aus-
einander gekommen, und die Freundschaft, die Karoline für sie bewahrte, war
eher die Heilighaltung eines Andenkens als ein lebendiges Gefühl, welches
Einfluß auf sie hätte haben können. Außerdem sind die Frauen Italiens
gewöhnlich in einen engen Kreis eingepfercht, der sie egoistisch macht; sie
haben außerhalb ihrer Familie kein Interesse.

Also ohne Freundschaft, ohne Liebe, denn diese war verschwunden, in
der Familie Zwietracht und Zwang; keine Hoffnung auf Erden! Die
Religion versprach ihr wohl den Himmel, aber diefe Religion, ihr unge-
sragt anerzogen, war etwas zu Banales geworden, um ihr Herz ausfüllen
zu tonnen. Sie wußte, daß sie in's Paradies eingehen würde, wenn

sie Schritt für Schritt in dein vorgezeichneten Geleise dahinwandle. Sie glaubte nicht nur an das, was ihre Einbildungskraft hätte beschäftigen können, sie war davon überzeugt, aber diefe Ueberzeugung ersparte ihr nicht, sich in diesem Leben, das ihr auferlegt war zur Abbüßung von nicht begangenen Sünden, höchst unglücklich zu fühlen.

Die Beziehungen zwischen Frau Gertrud und ihrer Schwiegertochter waren nach der Episode mit dem Briefe noch gespannter geworden. Frau Gertrud affectirte Karolinen gegenüber eine ironische Ehrerbietung, und letztere zog sich während der langen Abende, die sie zusammen unter vier Augen zubrachten, in eine kalte Höflichkeit zurück. Ernst pflegte erst zur Zeit des Nachtessens heim zu kommen. Nach den Begriffen von San Lorenzo war ein Mann, der die Abende zu Haus in der Familie zubrachte und sich mit der Unterhaltung der Frauen begnügen konnte, gar kein Mann. Nach einem Jahr erkrankte Frau Gertrud plötzlich; sie hütete mehrere Wochen das Bett und starb am Ende. Vor ihrem Tod hatte sie eine Anwandlung von Neue und bat Karolinen wegen ihrer unerbittlichen Feindseligkeit um Verzeihung. Karoline verzieh ihr von Herzen, und da diese letzte Versöhnung wahrhafter als alle vorhergehenden war, so vermißte Karoline ihre Schwiegermutter, denn sie fühlte sich nun erst recht einsam. Sie hatte noch mehr Zeit >zu sinnen. Die Wirthschaftsangelegenhciten, die sie hätten beschäftigen können, entschlüpften ihr abermals unter den Händen, denn die von Frau Gertrud eingeschulten Dienstleute hielten auf die alten Gewohnheiten und fetzten jeder Neuerung einen ruhigen und hartnäckigen Niderstand entgegen. Das einzige Mittel wäre gewesen, sie wegzuschicken, aber Karoline wagte nicht, ihren Mann, der das Andenken seiner Mutter ehrte, darum zu bitten.

VIII.

Toscaiill, so ruhig, so zufrieden mit feinen Gesetzen und der hertominlichen Sanftmuth seiner Negierung, erwachte aus seiner Betäubung durch das Wllffengeräusch, das die Italiener zur Unabhängigkeit aufrief. Der Rückschlag dieser Bewegung machte sich bis nach San Lorenzo fühlbar: die Gesichter belebten sich, und die Unterhaltungen im CafGaus wurden interessanter. Es bildeten sich auf dem Platze kleine Gruppen, um die eingelaufenen Nachrichten auszutauschen. Zuweilen steckte man die Köpfe zusammen, man sprach leiser, und die Gesichter erheiterten oder verfinsterten sich, je nach den Ansichten eines Jeden. Wie man an einem erstickend heißen Sommertllge mit Freudeu ein Gewitter heranziehen sieht, das den erschlafften Gliedern ihre Stärke wiedergeben wird, so athmete man freier in Erwartung einer Veränderung, welche die sittliche Atmosphäre reinigen sollte. Die freisinnigen jungen Leute gingen zusammen spazieren und sangen vaterländische Kriegslieder» Unter diesen hörte man eins von 1848 am häufigsten ertönen, das wie folgt lautete:

^.clcün, inia I)<>11«, »,d<!io,
8« nun Mrtizse 3,n«!i' in,
8al«dde una vil<».
(Leb' wohl, Feinslieb, leb' wohl; das Heer zieht aus. Wenn ich
nicht mitzöge, wäre ich ein Feigling.)
Die Feurigsten trugen den Hut auf den, Ohr, kleine dreifarbige Bouquets
im Knopfloch und gingen pfeifend, die Hände in den Taschen, mit heraus-
fordernder Miene vor den zwei oder drei Gensdarmen her, welche in San
Lorenzo die öffentliche Gewalt repräsentirten. Die jungen Mädchen, wenn
sie nach der Messe einen Spaziergang machten, ordneten ihren Anzug der-
gestalt, daß sie von Weitem einer dreifarbigen Fahne ähnlich fahen, ohne
daß man die Farbenzufammenstellung gerade für absichtlich hätte halten
müssen: ein in die Höhe gestecktes grünes Kleid ließ einen weißen Unter-
rock und rothe Strümpfe sehen; oder es war ein roth und grüner Shawl
über einem weißen Kleide drapirt. Natürlich gilt das i.nur von Frauen
aus dem Volke, von Modistinnen oder Ladenmädchen, denn die Damen
in San Lorenzo waren zu wohlerzogen, um ihre Gefühle auf solche Weise
zu äußern, vielleicht sogar zu wohlerzogen, um überhaupt Gefühle zu besitzen.
Man hörte von Zeit zu Zeit sagen, daß der oder jener junge Mann
verschwunden fei und sich in die piemontesifche Armee habe'einreihen lassen.
Eines Tages, kurz uor-dem Essen, wurde Karoline plötzlich von einem
ihrer Brüder überrascht, der auf der Universität zu P. studirte. Während
sie sich mit einem Freudenschrei an feinen Hals warf, deutete er mit dem
Blick auf Ernst hin und legte den Finger an die Lippen.
„Ich komme auf einen kleinen Besuch," begann er mit unge-
zwungener Miene, „ich war leidend, und man hat mir eine Luftveränderung
gerathen."
Karoline brannte vor Ungeduld, allein mit ihm zu fein, um Auf-
klärung über fein geheimnißvolles Wefen' zu erhalten. Als Ernst sich
zu seiner Siesta begab, führte sie Georg hinaus zu einem vertraulichen
Spaziergang.
„Nun, was hast Dil mir zu sagen?" fragte sie ihn, als sie im Freien
waren.
„Schwester, ich will mich schlagen. Ich habe es nicht nach Haus ge-
schrieben, damit sie nicht zanken. Wenn ich erst einmal Soldat bin, so
müssen sie sich wohl darein finden. Aber ich wollte Dich im Borbeigehen
sehen, denn Du bist die Einzige, die mich verstehen und nicht sagen wird,
ich sei verrückt. Habe ich Recht?"
Karoline hatte bei seinen ersten Worten einen Ruf des Erstaunens
ausgestoßen und sich ganz erregt an seinen Ann gehängt.
„Wie ich Dich beneide>" rief sie jetzt. „Wenn ich ein Mann wäre!"
„Aber Du kannst die Verwundeten pflegen," sagte Georg lebhaft.

„Willst Du mit nur kommen?" Sie sah ihn erstaut an, schüttelte den Kopf und antwortete traurig: „Ich bin nicht frei, Bruder; ich habe Pflichten, die mich hier zurückhalten; aber laß uns von Dir sprechen. Seit wann bist Du fort?"
„Seit gestem Abend. Du mußt mir übrigens Geld geben. Ich habe im letzten Winter Thorheiten begangen; das heißt, nein, leine Thorheiten," fuhr er erröthend fort; „aber ich habe viel Geld ausgegeben und meine Uhr verkaufen müssen, um die Reife zu bezahlen."
„Ich will Dir Alles geben, was ich habe, aber es ist nicht viel. Wenn Du willst, kann ich Ernst um Geld bitten," fugte sie verlegen.
„Was brauchst Du Ernst darum zu bitten? Du bist ja eben so reich wie er."
„Was hilft mir das! Du vergißt wohl, daß verheirathete Frauen nicht frei nach ihrem Belieben handeln dürfen."
„Die meine wird immer thun, was sie will; nur unter dieser Bedingung möchte ich von ihr geliebt werden."
Karoline schüttelte den Kopf. „Das fügst Du fo, weil Du zwanzig Jahre alt und nicht verheirathet bist."
„Woher weißt Du, daß ich es nicht bin?" flüsterte er mit leiser Stimme, als ob er zu sich selbst spräche.
„Wie? Was hast Tu gesagt? Habe ich Dich recht verstanden?"
Georg erröthete und suchte dem fragenden Blick seiner Schwester auszuweichen.
„Nun ja!" gestand er nach einigen Augenblicken des Schweigens, „warum sollst Du es schließlich nicht erfahren? Da Du mich liebst, so wirst Du auch meine arme Karoline lieben. Sie heißt Karoline, wie Tu; vielleicht hat uns das Anfangs zusammengebracht."
„Du verheirathet! Ich kann es nicht glauben!"
„Nun, warum nicht? Bin ich nicht ein Mann?"
Er richtete sich auf und strich seinen Flaumbart.
„Aber erzähle mir, wie Alles gekommen ist und seit wann Du verheirathet bist. Wer ist Deine Frau?"
„Seit einem Jahr bin ich verheirathet. Ach, wenn Du sie kenntest! Sie ist ein Engel!"
„Ich bezweifle es nicht. Aber wer ist sie?"
„Sie ist die Tochter der Leute, bei denen ich wohne, seit ich auf der Universität bin."
„Warum Haft Du von dieser Heirath nie gesprochen?"
„Du weißt recht gut, das hätte einen Sturm hervorgerufen. Alan hätte mir vorgeworfen, ich vernachlässige meine Studien, während ich nie mit so viel Eifer gearbeitet habe, wie feitdem . . Und dann die Vorurtheile unserer Eltern ... Du kannst Dir denken . . ."
„Und Tu bist ordentlich verheirathet?"

„Wie kindisch Du fragst. Würde ich Dir denn sagen, ich sei ver-
heirathet, wenn ich mit der Tochter eines Schuhmachers nur ein ungesetz-
liches Verhältnis; hätte?"
„Wie, eines Schuhmachers?"
„Nun ja, ihr Vater ist Schuhmacher, sie ist meine Frau, und ich bete
sie an. Sie ist Alles, was ein Mann in seiner Lebensgefährtin nur zu
finden wünschen kann. Wenn Du sie sähest! Welches Gemüth! Als sie
Abschied von mir nahm, wurde sie fast besinnungslos vor Schmerz, und
doch zwang sie sich zu lächeln. Ich bin ihr Alles, und wenn ich sterbe. . ."
Die Stimme versagte ihm, und er wendete sein Gesicht ab.
„Du riethest mir vorhin, die Verwundeten zu pflegen-, warum hast
Du das nicht Deiner Frau vorgeschlagen?"
„Glaubst Du, sie wäre mir nicht gefolgt, wenn sie gekonnt hätte?
Aber sie hofft in einigen Monaten Mutter zu werden."
Er hielt inne und drückte die Hand auf feine Stirn, indem er traurig
den Kopf fchüttelte. Dann warf er sich in das Gras und rief aus:
„Ach, ich leide unaussprechlich!"
Karoline schlang ihren Arm um seinen Hals und versuchte ihn zu
trösten. Er stützte den Kopf auf die Schulter der Schwester, und nach
vergeblichen Anstrengungen, seine Männerwürde zu bewahren, brach er
endlich in Schluchzen aus.
„Versprich mir, ihr zu schreiben und ihr gnt zu sein, wenn ich sterbe,"
sagte er, als er sich beruhigt hatte. Karoline versprach es ihm, und sie
lehrten langsam heiin. Georg hatte die Augen zu Boden gesenkt, während
Karoline ängstliche Blicke auf ihn warf und ihre Seufzer unterdrückte.
Als sie sich dein Flecken näherten, begegneten ihnen einige Liebespaare,
die nach der Tagesarbeit frische Luft genießen wollten. Die jungen Mädchen
hatten rothe Augen, die jungen Männer aber versuchten eine unbesorgte
Miene anzunehmen. Karoline sah sie traurig an; bis zu diesem Tage hatte
sie nicht gewußt, was es fein müsse, ein geliebtes Wesen scheiden zu sehen,
zu denken, daß es vielleicht nicht wiederkehrt.
Ernst brachte feinem Schwager zu Ehren den Abend zu Haus zu,
aber er langweilte sich sichtlich und konnte kaum seine Schläfrigkeit ver-
bergen. Georg und Karoline redeten nur unzusammenhängende Dinge mit
einander, ohne recht zu wissen, was.
Karoline verglich die banale, selbstgefällige Physiognomie ihres Mannes
mit dem melancholischen, edlen, ja poetischen Gesicht ihres Bruders; und
sie dachte an die andere Karoliue, die in ihrer niedrigen und bescheidenen
Existenz so glücklich war.
Nach Georgs Abreise lebte Karoline in fortwährender Angst. Der
Krieg begann bald, und im ganzen Lande machte sich eine unwiderstehliche
Bewegung bemerkbar.
„Ernst," sagte eines Tages Karoliue, indem sie ihren ganzen Muth

zusammenfaßte; sie hatte schon mehrmals zu sprechen angesetzt, aber die
Stimme ihr versagt; „Ernst, glaubst Du nicht, daß ich wohl daran thun
würde, die Verwundeten zu pflegen? Man behauptet, es gebe nicht genug
Krankenpflegerinnen."
Und sie nannte ihm zwei Damen ihrer Bekanntschaft, welche soeben
nach dem Kriegsschauplätze abgereist waren.
„Was fällt Dir da ein?" rief Ernst, indem er roch wurde wie ein
zorniger Truthahn. „Frau H. ist fünfzig Jahre alt, und die Andere ist
Wittwe und hat keine Kinder. Deine Lage ist ganz verschieden."
Karoline entgegnete nichts; sie senkte den Kopf, und eine Thräne
rollte auf die Charpie, die sie zupfte. Wenn die im Krieg verwendete
Charpie sprechen könnte, so würde mancher Faden die Geschichte eines von
Begeisterung und Liebe erfüllten Herzens erzählen, das seine Gefühle zurück-
halten und sich den Berechnungen des Egoismus und des Vorurtheils
beugen muß.

IX.

Die Kriegönwnate waren lange und traurige. Karoline erwartete
nach jeder Schlacht mit Spannung Nachrichten von ihren: Bruder, fest
entschlossen ihn zu pflegen, falls er verwundet wäre. Sie hätte den Muth
gefunden, Ernst zu trotzen. Sie schrieb an ihre Schwägerin, und es ent-
spann sich ein zärtlicher Briefwechsel zwischen den beiden jungen Frauen.
Zum ersten Mal hatte Karoline ein Geheimniß vor ihren« Mann, und
sie empfand Gewissensbisse, wenn sie die Briefe ihrer Schwägerin er-
hielt, als ob sie einen Verrat!» beginge; allein es war ja ihre Pflicht,
Georgs Geheimniß zu bewahren. Diefer hatte das Glück, gesund aus dein
Krieg zurückzukehren, so daß sich seiner Schwester zur Vethiitigung ihrer
Energie keine Gelegenheit bot.
Als sich Toscana mit dem übrigen Italien vereinigte, wurde Ernst,
der sich bis dahin sehr gleichgültig gezeigt hatte, plötzlich freisinnig und
feuriger Patriot. Niemand schrie lauter im Caf^, Niemand stellte mehr
Fahnen und Eocarden zur Schau. Sein Name stand auf allen Adressen und
patriotischen Manifesten obenan. Er rühmte sich sogar, einen Schwager
unter den Freiwilligen zu haben, obwohl er anfangs die Verrücktheit Georgs
mißbilligt hatte. Seine Freunde bewunderten seinen Tact und prophezeiten,
daß er es weit bringen würde. Man hielt es für gut, durch den zukünftigen
Abgeordneten von San Lorenzo die Eisenbahnurojecte, die man zu besprechen
anfing, im Parlament in Vorschlag bringen zu lassen. Karoline, die ihren
Mann in einem neuen Licht sah, verwunderte sich naiver Weise über seine
Unverschämtheit.
Aber der Enthusiasmus kann nicht immer währen. Nachdem man
genug gesungen, geschrieen, von Freiheit und Auferstehung der Nation ge-
schwärmt und bei Trompetenschall für die Einverleibung in das König-

reich Victor Emanuels gestimmt hatte, ging Alles nach und nach in das alte Geleise zurück. Die Sbirren veränderten ihre Uniform und ihren Namen. Die große Straße des Fleckens wurde „Victor Emanuel-Straße" getauft; man malte eine dreifarbige Fahne auf das Schild des Wirthshaufes. Ein Restchen Mißvergnügter faß in einer Ecke des Wirthshaufes und maulte; während die Unzufriedenen von ehemals, durch die Masse der Gleichgültigen verstärkt, triumphirend dreinschauten und den Mund vornweg hatten. Es blieb ihnen nichts mehr zu wünschen übrig.

In der Villa nahm Alles wieder seinen gewohnten Gang. Es war Zeit geworden, sich ernstlich mit der Erziehung der Kinder zu beschäftigen. Karoline hatte sie Alles gelehrt, was sie selbst wußte; das war nicht viel, und sie hätte gern einen Erzieher genommen, um sie nicht so jung von Hause entfernen zu müssen. Sie zögerte lange, ehe sie Ernst davon sprach, denn sie hatte ihn spotten hören über die Dummheit der Ehemänner, die einen Erzieher in's Haus nehmen. Als sie sich endlich anschickte, diesen Gegenstand mit ihm zu besprechen, schloß ihr Ernst den Mund mit der Erklärung^ seine Kinder sollten zur Schule gehen; er wolle Männer aus ihnen machen, keine Mädelchen. Er hatte sogar schon eine Schule in Piemont für sie gewählt, da die Schule von Toscana ihm nicht zusagte. Karoline konnte auf diese Gründe nichts erwidern, und die Kinder wurden zur Schule geschickt. Das war eine neue Phase in ihrem traurigen sieben.

Der alte Arzt der Gemeinde, welcher die Bewohner von San Lorenz» hatte zur Welt kommen sehen, war einige Zeit zuvor gestorben. Ein junger Mann aus einer entlegenen Provinz wurde sein Nachfolger, und diefe neue Persönlichkeit beschäftigte die Bewohner des Fleckens lebhaft. Er war fehl ernst, sehr zurückhaltend und schlug alle Einladungen höflich ab. Er studirte viel, denn man sah noch in später Nacht Licht an seinem Fenster, und wenn er nach den benachbarten Dörfern fuhr, sah man ihn fast immer lefend im Einspänner sitzen, während sein alter Klepper ganz von selbst ging.

Obgleich man übrigens seinem Eifer und seiner Geschicklichkeit Gerechtigkeit widerfahren ließ, vermißte man doch seinen Vorgänger, welcher immer ein luftiges Wort in Bereitschaft gehabt und eine gute Küche und muntere Gefellfchaft zu fchätzen gewußt hatte.

In San Lorenzo wohnte ein verblühtes Fräulein, eines jener Geschöpfe, die, weil sie keine Gelegenheit zur Verheirathung gefunden, in Italien zu ewiger Minderjährigkeit verdammt sind. Fräulein Marianne wagte, obwohl sie ungefähr vierzig Jahr alt war, nicht allein auszugehen und bewahrte in Gesellschaft ein bescheidenes Schweigen. Sie hatte ihre Mutter verloren und wohnte allein mit ihrem Vater, einem alten Notar. Nun geschah es, daß Torini, der neue Arzt, gerade dem Fenster gegenüber, an welchem Fräulein Marianne den ganzen Tag zu sticken pflegte, einzog.

Die natürliche Folge dieses Umstandes war, daß das Fräulein oft einen
Stich verfehlte, sich auch viel weniger mit ihrem Kanarienvogel als mit
ihrem Nachbar beschäftigte, obgleich dieser von ihrer Existenz nicht einmal
eine Ahnung hatte. Fräulein Marianne fühlte große Zuneigung zu Karoline
und wählte sie zur Vertrauten. Ein Roman mit der Aussicht auf einen
jungen, interessanten und armen Gatten — das genügte, die Einbildungs-
kraft eines vierzigjährigen Mädchens zu entstammen, das verdammt
war, von früh bis Abend zu sticken und einen Kanarienvogel zu pflegen.
Caroline hörte ihrem sentimentalen Geschwätz geduldig zu; auch sie interessirte
sich für Torini, aber in anderer Weise. Er war einmal zu einem ihrer
Kinder gerufen worden, und seine Aufopferung, sowie der Schatten von
Traurigkeit, der über seinem fast kindlichen Gesichte lag, hatten sie gerührt.
Sie glaubte zu errathen, daß er einen Kummer im Herzen trage, und
meinte, sie beiden könnten sich gegenseitig Trost in ihrem Leid gewähren.
Sie hätte ihm die Hand reichen und ihm sagen mögen: ich leide, wie Du,
wir wollen Freunde sein. Aber um sie herum wurde jede Freundschaft
einer Frau mit einem jungen Manne spöttisch belächelt, und so war Karoline
mit Torini noch zurückhaltender als mit Anderen. Zuweilen wenn sie ihn
vorübergehen sah, blieb sie stehen, folgte ihm mit den Augen und fragte
sich, was er mit so viel Aufmerksamkeit lesen mochte. Eines Tages, als
sie auf dein Land spazieren ging, fand sie auf dem Wege ein Buch, sie
nahm es auf und sah Torinis Namen auf der eisten Seite. Es waren
die ihr unbekannten Gedichte Leovardis. Sie sing an zu lesen und wurde
so von dem schmerzlichen Neiz dieses Dichters der Liebe und des Todes
durchdrungen, der sie ihre eigenen unbestimmten Gefühle und Gedanken
klar gefaßt wiederfinden ließ, daß sie nicht bemerkte, wie der Tag abnahm
und sie sich immer mehr vom Flecken entfernte. Endlich kehrte sie mechanisch
zurück. Ernst, durch ihre lange Abwesenheit beunruhigt, kam ihr entgegen.
Es schien ihr, als sähe sie ihn znm ersten Mal so, wie er wirklich war,
und sie empfand einen lebhaften Widerwillen. Wie hatte sie diesen Mann
lieben können, für den sie nichts war als das Weib, über das er nach
Belieben verfügen durfte?

Sie wäre gern allein geblieben, um den Gedanken nachzuhängen,
welche der Dichter in ihr geweckt hatte; sie hätte sich gern verborgen vor
dieser Gegenwart, welche jedes Ideal und jede Poesie verscheuchte, aber
sie mußte mit Ernst soupiren, sie horchte ihm zu, während er selbstgefällig
erzählte, wie viele schöne Versprechungen er den Bewohnern von San
Lorenzo gemacht, um zum Abgeordneten ernannt zu weiden. Er schien ihr
so abscheulich mit seinem listigen Lächeln, daß sie ihn nicht mehr anzusehen
vermochte. So war sie zufrieden, als Fräulein Marianne plötzlich zu dieser
ungewohnten Stunde erschien. Sie war sehr aufgeregt und warf von Zeit
zu Zeit einen verstohlenen Blick auf Ernst, in der Hoffnung, er «lochte
ausgehen, damit sie ungestört sprechen könne. Er ging auch wirklich bald.

da er nicht viel Geschmack an der Unterhaltung mit Frauen über die Zwanzig fand. Sobald er draußen war, ergriff Fräulein Marianne Karolinens Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Ach, meine Theure, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin! Sie erzählte ihrer Freundin ungefähr Folgendes: Eine junge, reiche, fchöne und leichtsinnige Wittwe brachte von Zeit zu Zeit einige Wochen auf ihrer Villa nahe bei San Lorenzo zu. Das Geheimnißvolle um Torinis Person hatte ihre Neugierde gereizt und den Wunsch in ihr erweckt, seine Bekanntschaft zu machen. Mehrere Einladungen, die an ihn ergingen, lehnte er höflich ab mit dem Bedeuten, daß seine Zeit den Kranken gehöre, und er nicht nach Belieben darüber verfügen könne. Jetzt aber war die Gräsin Aldini plötzlich erkrankt und hatte den Doctor rufen lassen. Diefer war daher natürlicher Weise genüthigt, zu ihr zu gehen. „Sie verstehen," fügte Fräulein Marianne am Schluß hinzu, „daß diefe Krankheit eine Verstellung ist, sie dient ihr zum Vorivaud, ihn kommen zu lassen. Er wird ihr nicht widerstehen können, wird der Spielball dieser Kokette werden, während ich, die ich mein Leben für ihn lassen möchte, ihn nicht einmal sprechen kann."

Fräulein Marianne trocknete die Augen, als sie von ihrer Vertrauten Abschied nahm. Karoline tröstete sie, so gut sie konnte, mit der Versicherung, Torini sei viel zu ernst, um sich von einer Kokette verführen zu lassen. „Gebe es Gott!" rief Fräulein Marianne im Fortgehen.

Karoline hatte Mitleid mit dem armen Geschöpf, doch hielt sie sie für weniger unglücklich als sich selbst. Jene konnte wenigstens hoffen. Und die andere Frau . . . Karoline verabscheute sie seit lange, ohne recht zu wissen, warum. Sie sah sie zuweilen vorüberreiten oder eine glänzende Equipage selbst lenken, von jungen Leuten umgeben, die sich um ihre Blicke und ihr Lächeln stritten. Karoline schaute ihr dann traurig nach, im Grund ihres Herzens einen geheimen dumpfen Zorn unterdrückend. Sie sagte sich: Vielleicht wird dieser Frau, die ihre Jugend und ihre Freiheit so ungenirt genießen durfte, eines Tages auch noch die Liebe zu Theil. Dann entsagt sie dem Glanz, der sie umgiebt, um sich dem Auserwählten zu widmen. Vielleicht liebte sie Torin.i wirtlich und vermochte ihn» Gegenliebe einzuflößen.

Karoline verglich ihr Geschick mit dem der Gräsin und sagte mit Leopardi: „Der Tod ist eine Befreiung, aber es wäre besser, nie geboren worden zu fein."

X.

Eines Tages, als Karoline an ihrem Fenster stand, sah sie vor der Villa einen Wagen halten, welcher vier Personen hielt: einen alten Herrn, eine alte Dame und zwei junge Mädchen. Es war eine englische Familie, die einen Empfehlungsbrief von Thorton brachte. Diefer beinahe vergessene Name rief in Karoline eine ganze Welt voll Erinnerungen wach;

elf Jahre waren verstrichen, seitdem sie ihr Unglück erkannt und ihre Träume hatte vergehen sehen; elf Jahre, die schönsten ihrer Jugend, traurig und nutzlos für sie und für Andere verstrichen!

Herr Mill, seit Kurzem in H. angekommen, wünschte in der Umgebung eine Villa zu kaufen und Ernst übernahm es, ihm suchen zu helfen. Die beiden jungen Mädchen faßten eine große Zuneigung zu Karolinen und besuchten sie oft. Sie schwärmten für Italien, das sie zum ersten Male sahen. Karoline verwunderte sich, dieselben Dinge bewundern zu hören, die ihr ganz alltäglich schienen. Ernst schlug seiner Frau vor, einige Tage in der Stadt zuzubringen, um dieselbe ihren neuen Bekannten zu zeigen. Karoline mußte wieder in Gesellschaft gehen, aber sie fühlte sich dort uuheimischer als je. Die Heiterkeit der Änderen that ihr weh und sie begriff nicht, wie man an den oberflächlichen Gesprächen, welche sie um sich her führen hörte, Interesse finden konnte. Indessen beneidete sie die Frauen, die sich mit diesem gekünstelten Leben begnügten und solche Anstrengungen machten, um Gleichgültigen zu gefallen. Da sie sich nicht bemühte, ihre Gedanken zu verbergen, so verurtheilte man sie einstimmig als eine ungewandte, mürrische und kalte Frau, die der Aufenthalt auf dem Lande verdummt habe. Karoline wünfchte sich lebhaft in ihre Einsamkeit zurück, unter die alten grünen Eichen am Ende des Gartens, wo sie gewohnt war, stundenlang zu lesen.

„Ich will Dir etwas Neues zeigen," sagte ihr Ernst, als sie zu Haus ankamen.

Und indem er ihren Ann nahm, führte er sie in den Garten.

Kaioline stieß einen Schrei des Staunens aus: ihre fchönen Eichen, die sie so sehr liebte, waren verschwunden, an ihrer Stelle erhob sich ein von Rabatten umgebener chinesischer Kiosk.

„Du siehst, ich habe an Dich gedacht," sagte Ernst mit einem triumphirenden Lächeln, „Du liest gern an diesem Ort, und die Feuchtigkeit der Bäume schadete Dir, während Du nun volles Behagen finden und die Aussicht genießen wirst."

In der That entdeckte man vom Pavillon aus einige Kartoffel- und Maisfelder, Aevfel-, Aprikosen- und Olivenbäume und ein nacktes Stückchen Hügelland. Karolinen war das Weinen nah, aber wie gut abgerichtete Pferde, wenn ihr Cavalier zu Boden gefallen ist, den Kopf anmuthig beugen, obgleich sie geneigt wären, ihm Fußtritte zu versetzen, lächelte sie und dankte ihrem Manne für seine Aufmerksamkeit.

Uebrigeus war das Uebel geschehen und nichts mehr daran zu ändern, und welche Frau, wäre sie auch die offenherzigste, lernt nicht sich in der Schule der Ehe verstellen?

Herr Mill miethete eine Villa in einiger Entfernung von San Lorenzo. Karoline konnte Sitten beobachten, von den ihr bekannten so verschieden wie Tag von Nacht. Die Mutter und Töchter lebten wie Freundinnen

zusammen; sie lasen, arbeiteten und zeichneten gemeinschaftlich. Die jungen Mädchen genossen die größte Freiheit; sie ritten aus, gingen allein in die Stadt, interessirten sich für alle Fragen, welche ernste Gemüther beschäftigen, ohne daß sie die harmlose Heiterkeit ihres Alters und ihre einfache, ungezwungene Änmuth dabei eingebüßt hätten. Sie vertraten mit einem Wort den Typus wohlerzogener Engländerinnen, wie sie zu Tausenden vorkommen, aber Karolinen, welche außerhalb ihrer gewohnten Sphäre nur Marionetten kennen gelernt hatte, die einzig und allein mit Kleidern und Vergnügungen beschäftigt sind, erschien jede als ein Ideal weiblicher Vollkommenheit. Die beiden jungen Mädchen verlangten zu wissen, wie Karoline die Mußestunden ihrer Einsamkeit ausfülle, und sie war um eine Antwort sehr verlegen. Um ihnen ihr Leben verständlich zu machen, hätte sie von ihrer Erziehung, ihrer Heirath, den Begriffen der Sphäre, die sie umgab, erzählen müssen; und solche Dinge zu bereden, widerstand ihr. Doch blieb dieser Umgang nicht ohne Einfluß auf sie; sie wollte z. B. gern nach dem Beispiel der jungen Engländerinnen mit den kranken Bauern Hülfteich verkehren. Dieses deni Elend Nahetreten war eine Entdeckungsreise für Karoline. Sie hatte es nie vorher in der Nähe gesehen und wurde nun täglich neue, unerhörte Dinge gewahr. Seit ihrer Kindheit wußte sie, daß die Bauern arm und schmutzig sind. Das war eine Thatfache, so natürlich und unbestreitbar, wie z. B. diejenige, daß die Bäume grün sein müssen. Ihre Religion gebot ihr auch, Almosen zu geben, folglich mußte Jemand da fein, diefelben zu empfangen, die christliche Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen. Aber vom Almosengeben bis zum Eindringen in das Leben der Armen ist ein großer Schritt. Als sie nun Einblick gewann, fragte sie sich, wo die Gerechtigkeit fei in einer Welt, deren eine Hälfte ein fo elendes Dafein führe, während die andere in Sorglosigkeit lebt. Solche Extreme konnten neben einander bestehen, ohne Mitleid von der einen Seite, ohne Empörung von der andern? Sie entsann sich, daß sie oft, wenn sie auf den Ball gefahren und aus dem Wagen gestiegen war, blasse, mit Lumpen bedeckte Schatten bemerkt hatte, die im Negen vor Kälte zitterten, um die fchünen Damen vorübergehen zu sehen. Diese Gestalten hatten sie nie verhindert, sich zu amüsiren; sie hatte sich nie gefragt: warum giebt es Menschen, die vielleicht am nächsten Tage nichts zu essen haben? Und doch war sie gut, doch hatte sie stets Mitleid mit denen gefühlt, welche litten. Die Sorglosigkeit der Einen also, von den Gensdannen beschützt, und die Unwissenheit der Andern, von den Pfaffen aufrecht erhalten, das war es, was die alte Welt verhinderte, aus ihren Angeln zu gehen.

Solche Ideen fonderten sich nur nach und nach klar von der Masse verwirrter Betrachtungen ab, welche in Karolinens Hirn herumschwammen, während sie in den eingeräucherten Hütten saß und den traurigen Erzählungen von Elend zuhörte, das sie nicht lindern konnte. Sie hörte oft

von Torini sprechen. Die allerrauhsten Gesichter verklärten sich, wenn
von seiner Güte, seiner Aufopferung, seiner Geduld die Rede war. Karoline
wunderte sich nicht über diese Lobsprüche; was sie mehr überraschte, war,
seine Heiterkeit, seine gute Laune rühmen zu hören. Niemand konnte den
Bindern so schöne Geschichten erzählen. Niemand die Kranken mitten in
ihren Leiden erheitern, wie er. Dieser so strenge und höflich kalte Mann
verstand also zu lachen und zu scherzen? Aber er zeigte die liebenswürdigen
Seiten seiner Natur nur denen, welche litten, und behielt für die Andern
seine gleichgültige Maske. Karoline begegnete ihn« zuweilen bei seinen Be-
suchen, aber ihr Verkehr beschränkte sich nur immer auf unbedeutende Worte.
Da die Unglücklichen ihr ansahen, daß sie felbst litt, faßten sie Zu-
trauen zu ihr und sprachen in ihrer Gegenwart ohne sich zu geniren. Sie
hörte oft vom „rmäi-oiw" reden; fo nannten Ernst nach italienischem Brauch
die Bauern, die auf feinen Gütern wohnten und ihm die Hälfte von
dem, was sie ernteten, geben mußten. Der Herr war mißtrauifch: er
glaubte ihnen nicht, wenn sie sich über den Hagel oder die Trockenheit
beklagten. Er war auch anspruchsvoll, man hatte Noth, ihn zu befriedigen.
„Der Herr!" wiederholte Karoline, als sie über einsame Fußwege
nach Haus ging. „Warum ist er der Herr?" Sie lächelte bitter, als sie sich
die Illusionen ihrer Flitterwochen zurückrief.

XI.

Die Befürchtungen Fräulein Mariannens verwirklichten sich nicht.
Torini hatte sich begnügt, der Gräfin eine Medicin zu verschreiben, und
so wurde sie es bald überdrüssig, krank zu sein. Aber für Fräulein
Marianne erwuchs daraus kein Vortheil: der Undankbare erhob niemals
die Augen nach dem Fenster, wo feine Nachbarin feit einein Jahre feufzte.
Vergebens hatte sie zwei Kasten Reseda gekauft, die sie alle Morgen be-
goß, ihre schönen, schwarzen, aufgelüsten Haare auf dem weißen Morgen-
lleid zur Schau tragend; vergebens machte sie die kostbarsten Toiletten,
um in die Messe und spazieren zu gehen; der junge Sonderling sehte
keinen Fuß in die Kirche. Fräulein Marianne hoffte fast auf eine Er-
krankung, damit sie in die Lage käme, zum Doctor in directe Beziehung
zu treten. Unglücklicher Weise hatte sie sich nie' fo wohl befunden. In
ihrer Verzweiflung bat sie Karolinen um Hülfe.
„Was kann ich thun?" fragte diefe erstaunt.
„Das ist sehr einfach," fügte Fräulein Marianne; „Ihr Mann giebt
oft Diners; laden Sie mich und den Doctor dazu ein. Er wird es
Ihnen nicht abschlagen, und auf diefe Weife könnte ich ihn sprechen."
Karoline fand den Vorfchlag ziemlich lächerlich, aber Marianne flehte sie
fo inständig an, daß sie versprach, Ernst die Bitte vorzutragen. Das Gesicht
des Letzteren verfinsterte sich, sobald sie den Namen Torini genannt hatte.

„Weswegen sollen mir diesen Mann einladen? ihn, der nie zu uns
kommt und die Gesellschaft aller ehrlichen Leute meidet wie ein Uebel-
thäter? Du hast ihn nie gesehen, seit das Kind krank gewesen ist."
„Entschuldige, ich bin ihm zuweilen begegnet."
„Wo denn?"
„Bei Kranken," erwiderte Karoline errüthend.
„Ah, wirklich?" meinte Ernst, indem er ihr einen sonderbaren,
flüchtigen und doch forschenden Blick zuwarf. Man rief ihn ab, weil ihn
Jemand sprechen wollte. Die Unterredung blieb also hierbei stehen, und
Fräulein Marianne muhte auf die Hoffnung, mit Torini zu speisen, ver-
zichten, denn Karolinens Blut wallte vor Zorn auf, wenn sie an den
Blick von Ernst bei der bloßen Erwähnung des Doctors dachte. Einige
Tage darauf nahm Ernst mechanisch ein Buch vom Tisch seiner Frau; es
waren Leopardis Gedichte. Karoline bückte sich über ihre Arbeit, um ihr
brennendes Gesicht zu verbergen.
„Ah," sagte Ernst, als er die erste Seite ansah; „dies Buch gehört
Torini, er hat es Dir also wohl geborgt?"
„Ja," sagte Karoline, den Kopf fest emporhebend und ihren Mann
mit einer herausfordernden Miene sirirend; „was weiter?"
„Was weiter? Ich habe mir nur eine einfache Frage erlaubt und
sehe nicht ein, warum Du Dich ärgerst." ,
„Ich ärgere mich nicht."^
Karoline fuhr wieder ruhig mit Sticken fort. Als Ernft^weg war, ver-
steckte sie das unglückselige' Buch in ein Schubfach. Torini hatte sie ge-
beten, es zu behalten, und sie hattet versäumt, diesen Umstand ihrem
Herrn und Gebieter zu erzählen. Es siel ihr auf, daß Ernst mehr als
gewöhnlich zu Haus blieb und ihr nachsah, wenn sie ausging. Als sie
eines Tages aus einer Hütte trat, wo sie einen Kranken besucht hatte,
kam Ernst auf, sie zu, eine Flinte auf der Schulter. Er schien über
diese Begegnung entzückt zu sein.
„Sieh, wie viele Wachteln ich geschossen habe," sagte er, „ich wußte
gar nicht, daß hierherum eine so^gutHIagd zu hoffen sei. Ah, da kommt
gerade der Doctor!"
Er schritt Torini entgegen und reichte ihm mit übertriebener Herzlich-
keit die Hand. Man wechselte einige höfliche Worte, und Torini ging in
die Hütte hinein, während Ernst und Karoline den Weg nach der Villa
einschlugen; sie gingen nebeneinander^ her Z ohne sich anzusehen. Ihr
Schweigen war gewitterschwül. Der Gatte war mehrere Tage ernster als
gewöhnlich, und Karoline erwartete, daß er sprechen würde. Sie hätte dem
unbeschreiblichen Zwang, der sie niederdrückte, jede Erklärung vorgezogen.
Als sie eines Tages ausgehen wollte, begegnete Ernst ihr an der Hauschür;
seit einiger Zeit schlenderte er viel umher, was er früher nie gethan hatte.
„Wo gehst Du hin?" fragte er.

„Ich will die Kranke besuchen, bei der ich neulich war," sagte Karoline und sah ihn fest dabei an.
„Kann ich Dich begleiten?
„Gewiß."
Er ging neben ihr, indem er krampfhaft mit feiner Uhrkette spielte. Karoline ertrug feine Gegenwart, wie ein alter Galeerenfclave feine Kette uachfchleift.
„Ich hätte Dir etwas zu sagen." begann Ernst endlich.
„Nun, was hindert Dich daran? Ich bin ja da."
„Du weißt, daß ich immer das größte Vertrauen in Dich setzte; ich habe Dich stets thun lassen, was Du irgend wolltest; Du konntest nach Gutdünken gehen und kommen; ich fragte Dich nie, wohin und woher. Aber das ist kein Grund, meine Existenz ganz und gar zu ignoriren. Nicht, als ob ich Dich im Verdacht hätte, irgend etwas Unrechtes zu thun, aber diese fortwährenden Besuche bei den Bauern sind Jedermann auffällig. Man weiß, daß Torini nirgends hingeht und Du ihm dennoch oft begegnest; ich spiele bei alledem eine lächerliche Rolle."
„Nun?" sagte Karoline, welche ihm mit verbisseneu Lippen zugehört hatte.
„Nun?" wiederholte Ernst, „es ist an Dir, mir zu antworten."
„Ich habe keine Antwort zu geben, ich erwarte Deine Befehle."
„Du hast mich schlecht verstanden, ich habe Dir mit aller möglichen Schonung eine Bemerkung gemacht, ein anderer Mann an meiner Stelle würde Dir ganz einfach diefe Besuche verbieten."
„Nun, warm» machst Du es nicht wie die anderen? Ich will genau wissen, was mir erlaubt und was mir verboten ist."
Ernst fah feine Frau erstaunt an, es war etwas Trockenes und Hartes im Ton ihrer Stimme, wie er es nie von ihr gehört hatte. Er bemerkte auch, wie mager sie geworden war, und indem er sie im Geiste mit der jungen Frau verglich, die er vor zwölf Jahren nach San Lorenzo geführt hatte, bewegte etwas wie Mitleid feine Brust.
„Aergere Dich nicht," sagte er und faßte sie um die Taille, „ich bin nicht fo böse als Du glaubst."
Karoline erwiderte nichts; diese Umarmung, welche zurückzustoßen sie kein Recht hatte, war demüthigender, als alle Beleidigungen. Es gelang ihr mit großer Anstrengung den Widerwillen, den sie empfand, zu verbergen, und sie fühlte sich erleichtert, als Ernst, der sich großmüthig zeigen wollte, sie verließ, indem er mit einer zärtlichen Stimme sagte: „Jetzt überlasse ich Dich Deinen Werken der Barmherzigkeit."
Ihr Herz war ihr zu schwer, um zu der Kranken zu gehen, und sie richtete ihre Schritte nach dem Flusse hin. Sie setzte sich an die Stelle, wo einige Jahre zuvor ihr Bruder ihr von feiner Frau gefprochen. Ihr Leben hatte sich seitdem immer noch mehr verfinstert, die Jugend, die

das Leben liebt und den Umständen trotzt, welche Glück oder Unglück bringen, verließ sie allmählich. Sie empfand nicht mehr jene unbestimmte Hoffnung, welche jungen Leuten, denen Glück ein natürliches Recht scheint, die beste Stütze ist; jene Hoffnung, welche so lange Leiden ertragen hilft. Der Anblick des durchsichtigen Wassers, das über den Kiesel dahin murmelte, verursachte Karolinen eine seltsame Empfindung: ihre Nrust hob sich, und ein leiser Schauer überlief ihren Rücken. Da unter diesem reinen Krystall war die Ruhe! Allein Religion, Familie, Gesellschaft vereinigten sich, um einem armen lebensmüden Geschöpf zu sagen: Du sollst Dein Kreuz so lange tragen, bis Du zusammenbrichst.

XI I.

Da es Einst nicht gelungen'war, sich zum Abgeordneten wählen zu lassen, so wollte er einen soliden Grund legen, um sich für die nächste Wahl besseren Erfolg zu sichern. Gute Diners hielt er für eins der besten Mittel zur Erreichung feines Zweckes. So machte er sich's zur Aufgabe, feine Freunde wöchentlich einmal bei sich zu vereinigen. Man sing gewöhnlich mit der Unterhaltung bei der Politik an. Karoline verhielt sich stumm babei, da man ihr, einer Frau, doch höchstens mit ironischer Herablassung zugehört haben würde. Sie fragte sich übrigens zuweilen, ob sie zu dumm sei, diese Unterhaltungen zu verstehen, oder ob diese Herren Dummköpfe wären, die nicht über einen begrenzten Horizont hinauszusehen vermöchten. Ernst trug ihnen hochtrabend klangvolle Sätze vor, die er des Morgens in einer Zeitung aus der Hauptstadt gelesen hatte, und seine Freunde hörten ihm mit Bewunderung zu. Karoline erstaunte auch darüber, wie viel Gewicht sie auf Dinge legten, die zu Niemandes Nutzen dienen konnten. Gegen Ende des Schmauses nahm die Unterhaltung einen weniger ernsten Ton an; die Gesichter hellten sich auf, man hörte geräuschvolles Gelächter und Scherze von zweideutigein Geschmack. Karoline war sroh, sich beim Dessert zu entfernen und den Gästen volle Freiheit zu lassen.

Seitdem Ernst ihr !zu verstehen ,gegeben, ^daß .ihm die Besuche bei den Bauern mißfielen, hatte sie ihnen beinahe gänzlich entsagt, um Torini nicht der Böswilligkeit ihres Mannes auszusetzen. Durch ein Wort hatte er das einzige Element zerstört, das ihrem Leben noch einen Inhalt verliehen. Sie mußte ihn: für sein gütiges Verfahren noch dankbar sein, denn er, der unumschränktes Recht über sie besaß, begnügte sich damit, sie so sanftmüthig auf der guten Bahn zu leiten. Sie hätte einwilligen können, die Sclavin eines Mannes zu sein, der ihr Achtung einzuflößen vermocht und dessen Ueberlegenheit sie anerkannt hätte, aber sich selbst aufgegeben zu haben um eines Mannes Willen, den sie immer mehr verachtete, jemehr sie seinen Charakter entzifferte, gegen diesen Gedanken empörte sich ihr ganzes Sein. Ihre Traurigkeit war so unergründlich

tief geworden, daß sie sie nicht mehr verbergen konnte, und sie mied die glücklichen Leute, wie ein Pestkranker die Gesunden meidet. Sie hatte nach und nach aufgehört, in die Messe zu gehen, aber das religiöse Gefühl in ihr war bis zur Schwärmerei gewachsen. Sie ging zuweilen in die leere Kirche, kniete in eine dunkle Ecke, und indem sie ihre Stirn an einen Pfeiler lehnte, weinte sie bitterlich und murmelte heiße, abgerissene Worte, während ihre Brust vor unterdrücktem Schluchzen zerspringen wollte. Sie hätte Alles vergessen mögen, das Leben, die Wirklichkeit, ihre Schmerzen und die der Andern, um in Anbetung vor dem Unendlichen zu vergehen. Die ganzen Schätze ihrer Liebe und Zärtlichkeit, für die sie kein Ziel fand, erdrückten sie und verzehrten ihr Leben.

XIII.

Fräulein Marianne war in einem chronischen Zustand unglücklicher Liebe; zu ihrem größten Leidwesen kehrte die Gräfin Aldini nach einigen Monaten der Abwesenheit Anfangs Winters nach San Lorenzo zurück. Was konnte diefe glänzende Erscheinung wahrend der Ballsaison auf dem Lande reizen? Augenscheinlich hatte sie ihre Verführungspläne noch nicht aufgegeben. Karoline war noch immer die Vertraute von Fräulein Mariannens Geheimnissen und ließ sie sich geduldig vorerzählen. Die Gesellschaft dieser harmlosen Person, welche ein höheres Gefühl über die kleinlichen Interessen der Umgebung erhob, war ihr weniger peinlich als jede andere und übte eine beruhigende Wirkung auf sie aus.

Der Winter war strenger als gewöhnlich. Die Gutsbesitzer fürchteten für ihre Ernten, aber wer über so niedrigen Sorgen stand, genoß lustig den blauen Himmel und die Sonne, die den Reif auf dem gehärteten Boden erglänzen ließ. Die Gräfin benutzte oft dieses schöne Wetter, um spazieren zu fahren und jagte ihre kleinen Pferde in» schnellen Trab dahin.

Sie war seit einiger Zeit einsamer als gewöhnlich; jüngere oder glücklichere Rivalinnen hatten die meisten ihrer Anbeter abspenstig gemacht. In dieser Einförmigkeit des Landlebens wäre ihr eine kleine sentimentale Episode mit einem Dorfdoctor zum Helden ein nicht ganz unwillkommener Zeitvertreib gewesen.

Eines Tages, als sie spazieren fuhr, bemerkte sie in einiger Entfernung den Einspänner Torinis; eine tolle Idee jagte ihr durch den Kopf; sie hielt ihre Pferde an und sagte zu ihrem Diener: „Holen Sie nur ein Glas Milch aus dem Gut da unten." Der Diener ging. Nun jagte sie ihre Pferde in Galopp, um dem Wagen Torinis zuvorzukommen, aber Torini hatte sie nicht heranfahren hören und hatte nicht Zeit, ihr auszuweichen, so daß die beiden Wagen zusammen stießen. Die Heftigkeit des Stoßes war so groß, daß der Einspänner, welcher von beiden Fahrzeugen das schwächere war, zerbrach und Torini gegen einen Felsen ge-

schleudert wurde. Der Gräsin gelang es, zu Boden zu springen, ohne
sich weh zu thim. Sie hörte dumpfes Aechzen und sah Torini bewegungs-
los und mit blutigem >iopf am Boden ausgestreckt. Auf ihr Geschrei
eilte der Diener herbei und rief einige Bauern, um den Doctor in sein
Haus zu tragen. Die Gräsin, weinend und sich anklagend, sie habe ihn
getödtet, begleitete ihn.
Karoline erfuhr den Unfall durch Fräulein Marianne, welche den
Verwundeten hatte bringen fehen. Ihr erstes Gefühl war, zu ihm zu
gehen, aber sie wußte, daß die Gräsin dort war, und dann, was würde
Ernst dazu sagen? Dieser schien zwar seinen Argwohn in Bezug auf
Torini vergessen zu haben, aber wer konnte wissen, ob diese Ruhe nicht
bloße Verstellung war? Sie mußte sich also damit begnügen, sich mehr-
mals des Tages nach dem Doctor erkundigen zu lassen. Ernst bemerkte
den Kummer nicht, der sie verzehrte; er war so daran gewöhnt, sie traurig
und still zu sehen! Und außerdem war er kein scharfer Beobachter, falls
ihn nicht etwa die Eifersucht anstachelte. So vergingen einige Tage, bis
eines Morgens Fräulein Marianne, ganz in Thronen aufgelöst, herbeige-
laufen kam und erzählte, der Doctor läge in den letzten Zügen. Sie
flehte Karolinen an, sie dorthin zu begleiten, um ihn ein letztes Mal zu
sehen. Als sie in das Zimmer des Kranken traten, schien er eingeschlafen
zu sein. Während Fräulein Marianne in einer Ecke weinte, betrachtete
Caroline dieses ruhige, wachsbleiche Gesicht. Die erhabene Stirn, die
Augenbrauen, die sich bemühe über der Nase berührten, die festen und
ein wenig scharfen Umrisse verriethen jenen energischen Willen, der kein
Hinderniß kennt, der fähig ist, das ganze Leben einer Idee zu widmen.
Und soviel Kraft und Jugend follten auslöschen, sollten der Laune einer
Leichtfertigen zum Opfer fallen? Es war ein Glück, daß die Gräfin nicht
da war; Karoline hätte ihre Gegenwart nicht ertragen können. Die
Kiankenwärterin näherte sich dem Verwundeten und schrie: „Er ist todt!"
Karoline wunderte sich über ihre eigene Nuhe, sie sprach gelassen und
traf auch die nöthigen Vorkehrungen, um Fräulein Marianne, die sich lang-
sam von einer Ohnmacht erholte, zu beruhigen.
Als sie zur Essensstunde nach Haus kam, fand sie ihren Schwager,
den Offizier vor, welchen sie nur selten gesehen hatte. Er glich seiner
Mutter; als Karoline den Blick seiner kleinen stechenden Augen fühlte,
glaubte sie, Frau Gertrud sei wieder in's Leben zurückgekehrt.
Sie zwang sich, während des Essens von gleichgültigen Dingen zu
reden und wußte kaum, was man ihr sagte, noch was sie erwiderte. Aber
sobald es anging, entfernte sie sich unter einem Vorwande.
„Was hat denn Karoline?" fragte .Karl, als sie hinausgegangen war.
„Hattet Ihr Euch vielleicht gezankt? Schließe doch Frieden mit ihr, böser
Junge!"
„Du irrst Dich, Lieber; zwischen uns ist nie eine Wolke; ich glaube,

es giebt auf der Welt nicht noch eine so einträchtige Ehe wie die unsere."
Karl pfiff zwischen den Zähnen, das war so eine Garnisonangewohnheit.
„Ich zweifle nicht daran," sagte er nach einer kurzen Pause, „Du
bist gut, und Karoline scheint Dich sehr zu lieben. Indessen sah sie heute
traurig aus."
. „Sie ist fast immer traurig; das ist ihre Art so. Und dann ist sie
sehr nervös, und dieser Tage hat ein Unfall, der unserm Doctor zuge-
stoßen ist, großen Eindruck auf sie gemacht. Er ist aus seinem Wagen
geworfen worden und hat sich großen Schaden gethan."
„Ach, der arme Tresi! Das thut mir leid."
„Tresi ist seit zwei oder drei Jahren todt, es ist ein anderer. Ich
weiß noch nicht, wie es ihm heute geht."
Ernst warf sich in seinen Lehnstuhl zurück, um, wie gewohnt, seine
Siesta zu halten. Karl nahm eine Zeitung, über welche hinaus er das
ruhige Gesicht seines Bruders mit einem fast mitleidigen Lächeln betrachtete.
Als er ihn schnarchen hörte, ging er leise hinaus, um im Flecken herum
zu spazieren. Er erfuhr im Eaföhaus den Tod Torinis, der ihm die
Traurigkeit feiner Schwägerin erklärte. Man erzählte ihm, der Doctor sei
ein junger, ziemlich unangenehmer Sonderling gewesen, der immer in seinen
Büchern gesteckt und sich das Ansehen eines Cato gegeben habe. Man hatte
sogar einen Republikaner in ihm geargwöhnt und bedauerte daher seineu
Tod nur mäßig, hoffend, daß sein Nachfolger angenehmer sein würde.
Karl blieb zwei Tage in San Lorenzo und quälte Karolinen mit
seinen forschenden Blicken. Er hatte Ernst von einer Besitzung gesprochen,
die in der Provinz, wo seine Garnison stand, zu verkaufen war, und die
beiden Brüder reisten zusammen ab, um sie zu besichtigen. Einsamkeit
war der einzige Trost für Karolinen. Sie versenkte sich nun mit einer
Art Wollust in ihren Schmerz, den zu fühlen sie nicht einmal das Recht
hatte. Nach Ernsts Abreise übergab man ihr ein Heft, welches man mit
ihrer Adresse auf Torinis Bureau gefunden. Welche schmerzliche Freude!
So hatten sich also seine Gedanken mit ihr beschäftigt, so war es sein
Wunsch gewesen, ihr noch größere Wohlthaten zu erweisen, als sie durch
Leopardis Gedichte von ihm empfangen hatte! Und im Augenblick,
da er sich ihr zu nahem suchte, wurde er ihr auf ewig entrückt! Das
Heft mar eine Art Tagebuch, das Bruchstücke verschiedenster Art enthielt:
wissenschaftliche Beobachtungen, Auszüge aus verschiedenen Büchern mit
dazwischen gestreuten Betrachtungen. Durch das Ganze zog sich der Faden
einer unterbrochenen Erzählung, der Erzählung seines Lebens. Karoline
durchlas begierig diese Seiten und hoffte darin das Geheimniß feiner Seele,
deren ganzen Adel sie allein errathen hatte, enthüllt zu finden. Hier folgen
einige derjenigen Stellen, welche sie am meisten fravpirten, weil sie in
ihnen Gedanken in scharfer Prägung, wiederfand, die in ihrem Gehirn
unbestimmt hin- und hergewogt hatten.

„Ansichten, die nicht Ueberzeugungen, nicht das Resultat unseres Nachdenkens sind, für welche wir also nicht gekämpft haben, sind werthlos und verhindern nur die Entwickelung des Geistes. Wer sich seine Religion nicht selbst erschafft, verzichtet auf sein erstes Recht, auf sein Recht zu denken.

„Der arme Schwärmer, der Hungers stirbt, seiner Gottheit zu Gefallen, ist eben so achtbar, wie der Märtyrer, der für den Sieg der Wahrheit stirbt. Der Wert!) unserer Handlungen liegt in uns selbst und nicht außer uns.

„Ich bin in einer begrenzten, egoistischen und materiellen Sphäre geboren; nichts Erhabenes war im ganzen Umkreis. Meine Jugend verfloß im Streben nach einem Ideale, das ich ahnte, ohne sicher zu sein, ob es nicht die Spiegelung meiner Phantasie wäre.

„Die Gewißheit, nicht verstanden zu werden, machte, daß ich mich auf mich felbst concentrirte. Man liebte mich, aber wie? Man liebte etwas Conventionelles, was nicht mein Ich war, denn als meine wahre, innerste Natur sich kund geben wollte, schalt man mich, predigte man mir Moral. Ich schwieg und brütete über diese Moral, welche nicht im Einklang mit meinem Gewissen stand. Meine Sympathie für alle Unglücklichen -^ ich wußte noch nicht, daß es das Volk war — hat mir viele Vorwürfe eingetragen. Die Lumpen und die abscheulichsten Wunden zogen mich an, anstatt mich abzustoßen. Mein erster Gedanke war immer: wie kann man dem abhelfen? Der zweite: warum giebt es fo viele, die leiden?

Und ich grübelte über diese Fragen; sie ließen mir keine Ruhe, aber Niemand konnte mir darauf antworten. Vielleicht dachte ich zuviel, weil ich keine Gefährten hatte. Da ich Gesellschaft brauchte, so machte ich die Thiere zu meinen Gespielen; ich lebte vertraut mit ihnen, auf einem Fuße der Gleichheit, und die Verachtung, mit der ich diese meine Freunde behandelt sah, verletzte mich. Wenn ich ihr Treiben mit dem der Menschen verglich, machte ich Beobachtungen, deren ganzen Umfang ich erst später begriff. Ich habe mich überzeugt, daß sich gar viele Einrichtungen und Sitten, die mit einem hochtrabendem Namen paradiren, auf einige sehr einfache Grundsätze zurückführen lassen, wenn man ihren Ursprung bis in das Leben der Thiere verfolgt.

„Die Menschen, die ihrer Epoche voraus, also die ersten sind, welche eine noch verschleierte Wahrheit verstehen, glauben einzig für diese Wahrheit, die ihnen aus der Ferne winkt, zu kämpfen. Wenn sie alle nothwendigen Folgen dieses Kampfes klar voraussehen könnten, so würden sie vielleicht zurückschrecken und vom Kampfe abstehen. Nur, wenn sie den Muth haben, bis zu den äußersten Folgen ihrer Ideen vorzudringen, dürfen sie den Kampf wagen. Sonst ist ihnen besser, jung zu sterben, ehe sie ihre Illusionen einbüßen müssen. Denn handeln kann ein Geist, der mehreren Generationen vorauseilt, nicht, weil er allein steht.

„Eine Idee muß, um furchtbar zu weiden, der Masse zugänglich und

greifbar sein, denn es giebt wenig (Geister, die fähig sind, die Begriffe
des Denkers in ihrer ganzen Reinheit zu verstehen.
„Wer die Ungerechtigkeit unserer socialen Einrichtungen erkannt hat und
doch fortfährt, Vortheile, auf die er kein Aecht hat, sich zu nutze zu nmäien,
ist ein Mitschuldiger au dieser Ungerechtigkeit. Die Menschen zögern, sich
in den >tamvf zu begeben, weil sie fürchten, allein zu bleiben und deshalb
leiden zu müssen: sie bedenken nicht, daß sie viel schlimmer leiden, wenn
sie gegen ihr Gewissen leben und von früh bis Abend genöthigt werden,
ihre Gedanken zu verstellen, Meinungen zu hören, die sie verletzen, ohne
sie doch bekämpfen zu dürfen, und wenn sie endlich zu Handlungen ge-
trieben werden, welche ihre Vernunft nicht billigt. Sie suchen sich durch
Sophismen zu betäuben, aber es gelingt ihnen nicht, glücklich zu sein.
„Wir lächeln mitleidig über den Heiden, der vor seinein Götzen zittert,
und der den Befehlen seines Orakels gehorcht. Worin sind wir ihm über-
legen? Nur die Götzen sind andere. Wir zittern noch immer vor unseren
selbstgeschaffenen Phantomen, und diese ziehen ihre ganze Stärke aus
unserer Schwachheit."
Caroline fühlte ihren Schmerz beim Lefen zunehmen. Wäre sie frei
gewefen, fo Hütte sie lange die Freundin dieses Mannes sein können, ihre
Seelen hätte sich bei näherer Berührung ergänzt. Aber es gab eine un-
überschreitbare Schranke zwischen ihr und allem Erhabenen. Sie war ver-
dammt, sich ihr ganzes Leben lang in demselben beschränkten Kreise zu
drehen. Was blieb ihr im Leben übrig? Den Tod zu erwarten, und
bis dahin die Regungen ihres Herzens und die Bedürfnisse ihres Geistes
zu ersticken. Es gab keinen Ausweg aus dieser Lage, es gab keinen Platz
für sie außerhalb des vorgezeichneten Geleises. Ihre Klagen hätte Niemand
verstanden, man hätte ihr höchstens erwidert: „Bist Tu nicht eben so
gut bedacht worden, wenn nicht besser, als die Mehrzahl der Frauen?"
Ernst blieb einige Wochen fort. Als Karoline ihn wiedcrfcih, fühlte
sie den Abscheu, den er ihr einflößte, noch erhöht. Er fand sie noch ver-
stimmter als gewöhnlich, aber vertieft in Politik und in feine ehrgeizigen
Pläne, wie er war, kümmerte ihn das wenig.

XIV.

Es war ein trauriges Mißgefchick, daß auf mehrere fehr harte Winter
mehrere fehr heiße Sommer folgten. Schlechte Einten brachten das Elend.
Die Gesichter wurden immer finsterer. Die Kirche wimmelte von Frauen,
die beim Hersagen ihrer Gebete die Leere des Magens und das Ge-
schrei der Kinder zu vergessen hofften.
Das Lotteriebürean hatte nie vorher so gute Geschäfte gemacht: man
kaufte für einige Sous Hoffnung für eine Woche, und weuu auch die
Enttäufchung am Sonnabend groß war, fo fing man dessen ungeachtet die
nächste Woche wieder von vorn an. Zwischen dem Hunger, der Frömmigkeit

und dein Lotteriespiel bestehen geheimnißvolle Beziehungen, die noch nicht genügend ftudirt worden sind.

Ernst machte während dieser Zeit gute Geschäfte: er hatte für ein Nichts mehrere Besitzungen gekauft, die ihm, sobald die schlechten Jahre erst vorüber waren, viel eintragen mußten. Er galt in San Lorenzo für einen außergewöhnlichen Menschen. Es konnte gar nicht ausbleiben, meinte man, daß er zum Abgeordneten gewählt werden würde, ja seine Freunde prophezeiten ihm sogar eine Ministerstelle. Caroline sah bekümmert auf die Vergoldungen und Stickereien, welche ihr Haus anfüllten, sie schienen ihr eine traurige Ironie des Schicksals zu sein, das ihr Elend unter Flitter verbarg. Sie fühlte sich ärmer als der Bettler, der das letzte Stück Brodt mit seinein Hunde theilt. Wenn Ernst die Gedanken seiner Frau hätte errathen können, so würde er ihr sicherlich eine Wasserkur <m-gerathen haben als das beste Mittel gegen Hypochondrie.

Während die Frauen Litaneien sangen oder ein Drittel in der Lotterie zu gewinnen hofften, suchten sich die energischsten Männer auf unrecht-mähige Weise zu entschädigen. Sie waren der Vertröstungen der Besitzer überdrüssig, die alle vorgaben, ruinirt zu sein. Man hörte viel von Einbrüchen und Ueberfällen. Die einsam gelegenen Häuser wurdeu geplün-dert, es war nicht rathsam, auf entlegenen Straßen allein zu reisen, um-soweniger, als die Uebelthäter immer eine Zuflucht in den Hütten der Bauern fanden, die infolge der hohen Abgaben keine fehr geraden Begriffe über Mein und Dein mehr hatten und schon so demoralisirt waren, daß sie Räuber und Diebe für Leidensgefährten hielten. Man ging nicht mehr unbewaffnet aus, und die wohldenkenden Leute vereinigten sich, um die Ordnung und das bedrohte Eigenthum zu vertheidigen.

Ernst war in diesem Punkt voll Muth und Feuer; seine Äugen glänzten, wenn er davon sprach, das unverschämte Lumpengesindel, das da wähne, daß Freiheit und Diebstahl eins und dasselbe sei, bestrafen zu wollen. Nach feiner Ansicht hätte man am Eingang eines jeden Dorfes einen Galgen errichten und den ersten besten Taugenichts daran hängen sollen, als warnendes Beispiel für die Andern. Was! diese Leute hatten alle Bürgerrechte, sie waren so frei wie die freisten Völker Europas, und noch nicht zufrieden!

Was sie zu diesem Gebahren trieb, war der Neid und die Habgier; alle niedrigen Leidenschaften kommen an's Tageslicht, wenn die Neligion nachläßt. Ernst war sehr beredt über dieses Eapitel, besonders nach dem Essen.

Eines Tages begegnete Caroline einem Bauer, der aus der Villa kam, fein Gesicht war erregt, lind er murmelte Worte, die keine Segens-wünsche waren. Auf Karolinens Fragen erwiderte er: Der Herr will mich aus meinem Haus jagen, weil ich nicht zahlen kann, was ich ihm schulde. Wie soll ich zahlen? Ich habe kein Geld. Wenn ich stehle, fo

steckt man mich in's Gefängniß, wenn er mich und meine Familie auf
die Straße wirft, so bleibt mir nur übrig, zu betteln, und es giebt so-
wieso schon mehr Bettler als Leute, die Almosen geben können."
Da Karoline kein Geld hatte, zog sie einen Ring vom Finger und
gab ihm den mit dem Vorschlag, er möchte ihn in der nächsten Stadt ver-
kaufen. Er drehte ihn täppisch zwischen den Fingern hin und her. „Sie
sind sehr gütig, gnädige Frau, aber ich weiß nichts mit dem Schmucke an-
zufangen, denn wollte ich ihn verkaufen, so würde man sagen, ich hätte
ihn gestohlen. Da Sie mir aber s soviel Theilnahme schenken, so wäre
mir noch mehr damit geholfen, wenn Sie dm Herrn bitten wollten, mir
noch einige Monate Frist zu geben."
Karoline versprach ihm das und trat zaghaft in Ernsts Cabinet. Es
war das erste Mal, daß sie ihn um eine Gunst bat, und sie hatte lein
sonderliches Zutrauen zu ihren, Einfluß über ihn. Er unterbrach sie, so-
bald er merkte, worum es sich handle. „Dieser Mann ist ein Schürte,"
sagte er, „er giebt vor, nicht zahlen zu können, dabei trinkt er die ganze
Nacht in der Schänke mit ebensolchen Taugenichtsen, die sich von Raub
und Mord unterhalten. Du solltest Dich in dergleichen gar nicht mischen,
das ist nicht Frauensache. „Sieh," fügte er hinzu, um den Gespräch eine
andere Wendung zu geben, „sieh diese hübschen Pistolen, die man mir
eben aus der Stadt geschickt hat. Mit dem Spielzeug verpflichte ich mich
einer ganzen Räuberbande die Stirn zu bieten. Gerade heute muß ich
weit von hier auf ein Gut gehen, das man geplündert hat, und, der
Taufend! man foll fehen, daß ich mich nicht vor den Drohungen fürchte.
Sei außer Sorge) meine Liebe," fuhr er fort, indem er Karolinen, die
zum Fenster hinaussah, auf die Schulter klopfte. „Sieh, hier die Taube,
die sich gerade in richtiger Entfernung auf die Mauer gesetzt hat, als
hätte sie's absichtlich gethan. Nimm diese Pistole und schieße nach ihr.
Es ist gut, wenn Du Dich übst. Man weiß nicht, was in jetziger Zeit
geschehen kann". Er bog sich zum Fenster hinaus, um ihr die Schußrichtung
zu zeigen. Karoline erhob den Arm und plötzlich, während sie ihn erhob,
wurde er zum Werkzeug der Verzweiflung und Wuth, die in ihrem Herzen
tobten. Ja, in ihrem Herzen tobte die Verzweiflung über menschliches
Elend, hilfeheischend blickte sie in der Welt umher. Aber wohin sie blickte,
grinste sie die Willkür des verhärteten Egoismus an mit dem durch nichts
zu erschütternden Lächeln. Verzweiflung und Wuth hoben ihren Ann, sie
drückte die Pistole ab gegen die Schläfe ihres Mannes.
Er stieß einen Schrei nus und stürzte um. Die Diener eilten herbei
und fanden Karolinen unbeweglich, die Pistole in der Hand. „Ich habe
den Herrn getödtet," sagte sie ruhig, worauf jene entsetzt zurückfuhren: dann
fiel sie besinnungslos zu Boden.
Als sie zu sich kam, blieb sie lange in einem stumpfsinnigen Zustand
und gab auf den ^ärin und die Unordnung, welche im Hause herrschten.

nicht im Geringsten Achtung. Sie hatte nur noch einen einzigen Wunsch, den der Vernichtung. Auch war sie sehr gelassen, als man sie verhaftete, denn sie hoffte, daß man sie bald sterben lassen würde, da sie ihr Verbrechen gestand.

An was dachte sie, während man sie nach der Stadt brachte? Zwischen zwei Gensdarmen sitzend, die sie nicht einmal sah, irrte ihr Blick über das Land, vielleicht zun: letzten Mal; aber seit lange hatte sich eine kalte, stille Verzweiflung ihrer bemächtigt, und nichts vermochte sie zu erschrecken. Die Leute, die einen neugierigen Blick in den Wagen warfen, wunderten sich über das ruhige Gesicht der Gefangenen und sagten: „Sie muß sehr verderbt sein, da sie unsere Blicke so nihig ertragen kann." —

Der Untersuchungsrichter brachte nichts aus ihr heraus, als daß sie ihren Mann ohne Grund getüdtet habe; einen Augenblick, ehe sie in sein Cabinet gegangen, habe sie keine sträfliche Absicht gehabt und sie könne nicht sagen, von welcher inneren Macht ihr Arm geleitet worden sei.

Man glaubte an einen Anfall von Wahnsinn, aber die Aerzte, welche herbeigerufen wurden, um sie zu untersuchen, erklärten, daß sie bei vollem Verstand sei. Sie blieb immer gleich theilnahmlos; nur einmal, als sie den Hof des Gefängnisses durchschritt, that sie plötzlich einen lauten Schrei, und, das Gesicht vor Schmerz verzerrt, streckte sie ihre Arme nach einem Fenster aus, sie hatte dort ein Kind bemerkt, das ungefähr im Alter eines ihrer Söhne stand. Sie brach in Schluchzen aus, und man mußte sie in ihre Zelle zurückführen. In den langen schlaflosen Nächten glaubte sie ihre Eltern in tiefen Schmerz versunken zu sehen oder auch ihre Kinder, die sie vor dem blutigen Leichnam des Vaters mit Geberden des Abscheus anblickten. Die Langsamkeit des Gerichts, welche ihre Qualen zu endlosen machte, erfüllte sie mit Ungeduld. Sie hatte abgelehnt, einen Aduocaten zu wählen und versicherte, daß ihr nichts daran liege, vertheidigt zu werden. Aber ein junger Advocat, den das Geheimnißvolle dieses Verbrechens reizte, der vielleicht auch durch einen so interessanten Fall bekannt zu werden hoffte oder begierig war, eine psychologische Studie zu machen, suchte sie auf und trug sich ihr zum Vertheidiger au. Zuerst zog sie sich in das mißtrauische Schweigen zurück, das ihr natürlich geworden war. Aber das edle und sanfte Gesicht des Aduocaten, das Interesse und das Mitleid, welches er ,ihr bezeigte, machten ihr Eindruck. Die Hartnäckigkeit, mit welcher sie sich widersetzte, schmolz nach und nach unter diesem sanften, innigen Blick. Sie warf sich auf die Kniee und indem sie den Kopf an einen Stuhl lehnte, weinte sie bitterlich. Dann beruhigte sie sich und erzählte ihm ihr Leben. Sie erwähnte genau alle einzelnen Umstände, als ob sie die Geschichte einer Andern zu erzählen hätte. Er hörte ihr gespannt zu und war von dem Trauerspiele, das sich vor seiner Phantasie entrollte, erschüttert.

XV.

Der Proceß Vtonti war eine gute Ausbeute für das Publikum von
H. Man machte sich auf pikante Einzelheiten gefaßt, und im Saal des
Tribunals drängten sich die Neugierigen. Die zahlreichen Zeugen, welche
vernommen wurden, erklärten, daß Herr und Frau Monti immer in voll-
kommenem Einverftändniß gelebt hätten. Herr Monti hatte sich stets der
öffentlichen Achtung erfreut und nichts konnte vermuthen lassen, daß er sein
trauriges Schicksal verdient habe. Was seine Frau betraf, so stinnnten
Alle in dem Lob ihrer Sanftmut!) und ihrer Tugend iiberein. Die Diener
erklärten, daß zwischen ihrer Herrschaft niemals Streitigkeiten stattgefunden
hätten, und das Publikum wurde in seiner Erwartung auf Scandal getäuscht.
Alle Augen richteten sich auf Caroline, als sie im Saale erschien. Ihr
theilnahmloses, stolzes und verächtliches Gesicht ließ Viele glauben, daß
sie dein Gericht und der Meinung des Publikums trotze. Dem war aber
nicht so; sie hatte genau dieselbe Haltung, wenn sie allein in ihrem Ge-
fängnis; war. Ihr ganzes Leben war ja eigentlich, so zu sagen, auf dem
Anklagebänkchen verflossen.

Man wartete mit Ungeduld auf die Rede des jungen, unbekannten
Aduocaten, der sich der schweren Aufgabe unterzogen hatte, eine von vorn-
herein verlorene Sache zu vertheidigen. Diefe Verteidigungsrede konmc
wohl nur als Formalität gelten, denn was blieb zu sagen als Entschuldigung
für ei» Perbrechen, das so wenig begründet, so kaltblütig gestanden
worden? Doch horchte alles gespannt auf als der Advocat zusprechen ansing.
„Ich will nicht vertheidigen, sondern erklären. Es giebt Handlungen,
die spontan zn sein scheinen, aber das Resultat eines ganzen Lebens sind:
bei denen man nicht fragen darf: Ist der Urheber dieser Handlung straf-
bar? hat er wohl oder übel gehandelt? sondern: Konnte er anders
bandeln? Mau muß sein Leben bis in die kleinsten Einzelnheiten ver-
folgen und prüfen; nicht das Leben, wie es den gleichgültigen Beobachtern
erschienen ist, sondern das Leben, vom Standpunkte des Wesens aus,
das es ertragen mußte, oft gegen seinen Willen, gegen seine Neigung,
mit einem Wort: gegen seine Individualität. Je ausgeprägter diese
ist, um so schwerer wird es ihr, sich den hergebrachten Formen auzu-
passen, wohin die Gesellschaft sie stellt mit dem Verbot, dieselben je zu
verlassen. Man sagt zu einem menschlichen Wesen, das die Natur
mit allen Fähigkeiten begabt hat: du sollst deine Fähigkeiten nicht ge-
brauchen, du sollst dich deiner Vernunft nicht bedienen, du follst nur soviel
davon gebrauchen, als du nöthig hast, um dem Willen eines Andern zu
gehorchen und ihm die materiellen Sorgen des Daseins aus dem Weg
zu räumen. Ihm gehört der große Schauplatz der Welt, die Thätigkeit,
der Ehrgeiz, die Schätze der Wissenschaft, der Kunst und Natur. Alles
dies ist dir verschlossen. Die Rolle, die dir zukommt, ist: zu lieben und

schwach zu sein. Die Schwachheit ist dein Reh. Diesem Grundsatz gemäß
läßt man den Geist der Frau fast unausgebildet, und man entwickelt aus
künstliche Weise ausschließlich ihr Gefühl. Und wenn ihre ganze Kraft,
ihre ganze Individualität sich hierauf concentrirt haben, so sagt man ihr:
du sollst lieben, aber nur, was man dir zu lieben befiehlt. Man will
dem freiesten nnd deshalb werthvollsten Gefühle Gesetze vorschreiben. Man
nimmt der Frau die einzige Kraft, welche die Leidenschaften zu beherrsche»
ini Stande wäre, die Thätigkeit des Geistes — und dann verlangt man
von ihr, sie foll stärker fein als das Geschlecht, das sich das Monopol
der Kraft angemaßt hat. Wenn fic schwach wird, fo sind die öffentliche
Verachtung, das Gefängniß, fogar das Schaffot bereit, Gesellschaft und
Moral zu rächen. Es giebt auch Mittel, die dem Uebel vorbeugen sollen:
die Religion ist da. Ihre Drohungen, ihre Versprechungen sollen das
fchwache Geschöpf auf dem geraden Wege stützen. Wie die Könige sich
nirgends wohler fühlen als in der Mitte der Polizeiagenten, fo will der
Mann, der Mnig der Schöpfung, den Besitz seiner Gefährtin von der
Polizei des Himmels gesichert wissen. Es ist dies von beiden Seiten ein
rührendes Zugeständnis;, wie gering sie von sich selbst denken. Wissen Sie,
was sie verlieren, diese Unglücklichen? Wissen Sie, daß sie sich Sclauen er-
ziehen an Stelle von Ebenbürtigen und Freunden? Aber der Vettler tröstet sich
oarüber, verachtet zu sein, indem er seinen Hund mißhandelt. Ein Indi-
viduum, das sich nicht vertheidigen kann, zu tyrannisireu, ist das Glück des
Sclaven. Wieviel wirklich freie Männer zählt unsere stolze Eiuilisation?
Sie giebt uns Kanonen und Eisenbahnen, außerdem alle Verfeinerungen
des Lurus für die, welche bei ihrer Geburt nicht für das Elend bestimmt
sind, aber sie schmiedet die Geister in die Fesseln der Traditionen, der
alten Gewohnheiten, der Vormlheile. Jeder so zurechtgestutzte Mann hat
das Recht, eine Frau zu nehmen, die von ihm abhängt und welche er das
Glück, ihm anzugehören, das Recht, nur ihn zu lieben, mehr oder minder
theuer bezahlen läßt. Wenn alle Frauen ihren Männern treu wären, so
könnte man am Fortschritt der Menschheit verzweifeln. Wenn man die
Individualität auf der einen Seite unterdrückt, so wirft sie sich mit
Heftigkeit auf irgend einen Weg, der ihr offen steht. Vergehen können die
Wahrzeichen einer starken Natur sein, deren Thätigkeit von ihrem wahren
Ziele abgeleitet worden ist, während ein schwacher, triebloser Geist eben
daran zu erkennen ist, daß er nicht handelt, sondern sich leiten läßt, ohne
zu wagen, sich seiner Vernunft zu bedienen.

„Glücklicherweife stehen unsere Frauen nicht auf diesem Standpunkt:
unsere Literatur, unser Theater, das, was wir die Welt nennen, beweist
uns, daß wenn man ihnen Gleichberechtigung mit den Männern verweigert,
sie sich zu rächen und ihre Individualität auf alle Weise zu behaupten
wissen.

„Aber es giebt andere Frauen, die im höchsten Grad die Fähigkeit

zu lieben, sich hinzugeben, sich aufzuopfern, besitzen. Es ist ihnen Bedürfniß, Jemand anzubeten, der sich dem Ideale nähert, das ihr Geist sich gebildet hat. Gerade selbständige Naturen wollen die Ueberlegenheit desjenigen fühlen, den sie lieben; sie wollen sich von ihm übertreffen lassen. Denken Sie sich eine solche Frau, mit allen Feinheiten des Gefühles begabt, gebunden an einen niedrigen Mann, der sie nicht zu schätzen weiß, der sie herabwürdigt, bis zu sich erniedrigt, der ihr jede Freiheit, jede Möglichkeit zu handeln nimmt; der durch groben plumpen Verdacht die Reinheit dieser Frau, welche um seinetwillen der Liebe, der Freude und Allem, was das Leben werthuoll macht, entsagt hat, beschimpft. Ihr Geist, der der höchsten Gedanken fähig wäre, kann sich nicht entwickeln; ihr Herz, von Liebe überströmend, findet einen Trost in der Mildthätigkeit, — man nimmt sie ihr. Die Freundschaft mit ausgezeichneten Männern, die sie zu schätzen wissen, welche sie tröste» könnten, ist ihr untersagt, denn die bestialischen Begriffe ihres Herrn gehen dahin, daß jede Beziehung, in welcher ein Manu zu einer Frau steht, die nicht die seine ist, strafbar sein müsse, und so gehört sie ihm allein mit Fleisch und Blut, mit ihrer Seele, die er nicht «ersteht, mit ihrer Liebe, womit er nichts anzufangen weiß, — Alles, Alles ist sein durch das Gesetz. Man wird hierauf entgegnen, sie habe ihn freiwillig gewählt, und sie habe, als sie ihn heirathete, gewußt, welche Pflichten sie übernimmt. Gesetzt, sie hätte es gewußt, welche andere Wahl blieb ihr? Ein altes Kind zu werden und ihren Elteni zur Last zu fallen. Und dennoch würde sie vielleicht dies Loos dem ihr gewordenen vorgezogen haben. Welches junge Mädchen hat aber einen richtigen Begriff von der Ehe? Ihre auf vollständig falsche Grundsätze gegründete Erziehung hat ihr über alle Dinge falsche Begriffe gegeben. Sie kennt das Leben nicht, sie kennt die Männer nicht, sie kennt sich selbst nicht. Sie sieht in der Ehe die Verwirklichung der Liebe, welche sie für ihren einzigen Lebenszweck hält. Da kommt ein Mann, der aus dieser Illusion, dieser Unwissenheit, dieser Offenheit und Unschuld Nutzen zieht. Er wendet seine ganze Geschicklichkeit an, um dieses unschuldige Geschöpf, das ihn für ein Ideal hält, zu gewinnen; er verspricht ihr, sie anzubeten, nur für, sie zu lebeu. Sie glaubt ihm, sie bangt sich mit ihrer ganzen Seele an ihn. Wenn sie die Seine ist, wirft er die Maske weg und zeigt sich so wie er ist: selbstsüchtig, roh und eifersüchtig. Die Eifersucht, die brutalste aller Leidenschaften, die man zu ersticken suchen sollte, wo sie sich zeigt, ist im Gegeutheil in den Nang der Tugenden erhoben worden: ein Mann, der seine Frau mordet, weil sie einen andern zu lieben gewagt hat, kann mit hochgehobenem Kopfe einhergchen; er hat seine Ehre und sein Eigenthum — zwei gleich heilige Dinge — gerächt, und alle Eigenthümer sind auf seiner Seite. Gewöhnlich, wenn die Frau ihre Illusionen zerstört sieht, sucht sie sich zu trösten und die Leere ihres Lebens auszufüllen entweder mit der Mutterliebe oder mit

frivolen Vergnügungen oder mit Liebeshändeln oder mit Frömmigkeit. Dieses sind die Mittel, zu denen sie ihre Zuflucht nehmen kann. Aber wenn ihr auch diese alle verschlossen sind, oder wenn ihre Natur ihr nicht gestattet, sich derselben zu bedienen, was bleibt ihr dann? Sich in sich selbst zurückzuziehen, zu leiden und gegen die Verzweiflung anzukämpfen, wenn sie kann. Ihr Mann hat von ihren Kämpfen nicht einmal eine Ahnung, und Niemand weiß ihr Dank dafür! Sie wird, wie so viele andere Opfer der Gesellschaft, sterben, und wenn ein geheuchelter Schmerz ihr Grab mit einem prächtigen Denkmal schmückt, so ist das nur eine letzte traurige Ironie. Dieses Schicksal erwartete Frau Monti. Noch einige Jahre, und ihr Leben, vom Kummer untergraben, wäre erloschen. Sie erwartete diesen Augenblick wie ihre Erlösung. Eine ruhige Verzweiflung hatte sich ihrer bemächtigt; kein Glaube, keine Hoffnung, kein Schmerz konnten durch diese Rüstung dringen, welche ihr die Gewohnheit der Leiden geschmiedet hatte. Ein scheinbar unbedeutender Umstand läßt sie ihren Mann in einem widerwärtige» Licht erblicken; seine bis zur Grausamkeit erhitzte Selbstsucht als Machthaber zeigt sich ihr mit dem Dünkel des Rechts. Sie fühlt ihren Widerwillen und ihre Verachtung bis zum Haß und zur Empörung gesteigert, indem es ihr klar wird, daß sie zur Mitschuldigen dieses Mannes uerurtheilt ist, den ihr Gewissen verdammt. Sie will sich ohne ein Wort entfernen, um ihren Abscheu und ihr Leiden wie immer in der Stille zu verbergen. Aber er hält sie zurück, er wagt sie zu liebkosen, er will mit ihr scherzen, und endlich, von einem Verhängnis; getrieben, giebt er ihr eine geladene Pistole in die Hand. Diejenige, welche in einem Augenblick der Ueberspannung die Pistole auf ihn losdrückt, rächt ihr ganzes gebrochenes Leben, ihre verschwendete Jugend, ihre unterdrückte Seele, die sich, der gewohnten, wahnsinnigen Großmuth zum Trotz, plötzlich empört. Wenn etwas in dieser Katastrophe überrascht, so ist es der Umstand, daß sie so spät kam. Wenn das Opfer, welches gefallen ist, unschuldig war, so ist es das andere überlebende, alle Qualen der Gewissensbisse erleidend, ebenso gewiß. Die Gesellschaft, die sich das Recht anmaßt, Verbrechen zu strafen, die sie erst hervorgerufen hat, sie ist die wahre Schuldige in diesem Trauerspiel."

XVI.

Diese Vertheidigungsreoe machte Aufsehen. Die Frauen, von dem sympathischen Gesickt des Aduocaten angezogen, waren auf seiner Seite. Einige Männer aus dem Volke blickten nach Karolinen hin und schüttelten den Kopf. „Die Arme," sagten sie „sie war eben nicht glücklich!"

Aber die Mehrzahl der Männer nannte den' Advocaten einen Verrückten oder einen Eharlatan. Wie sollte man die Ungereimtheiten, die er vortrug, anders erklären? Viele fanden, daß die Angeklagte den Tod verdiene. Den Mann ohne Ursache umbringen, zwei Kinder der Eltern

deraubc», eine achtbare Familie in Schande und Schmer; stürzen! — n
darf man da wagen, auf Nachsicht und Mitleid Anspruch zu machen?
tonnte nichts Unmoralischeres geben! Einen Augenblick herrschte ängstlich«
Stille, als die Geschworenen eintraten und man den Spruch vernahm
der Caroline zu zehn Jahren Gefängnis; verurtheilte. Man fand das
allgemein fchr nachsichtig, und wenn auch wirklich einige darunter die Per:
urthcilte beklagten, so wagten diese doch nicht, ihr Mitleid laut werden zu lassen.
„Die Moral von der Geschichte ist," sagte ein Mann mit gesundem
verstand, als er wegging; „man muß den Frauen keine geladenen Pistolen
in die Hand geben. Hätte Monti diese Dummheit nicht begangen, so
lebte er noch; seine Frau wäre mit dem Alter vernünftiger geworden und
ihre Ehe wie alle andern."
Was Karoline betraf, fo war ihr Loos ihr vollkommen gleichgültig,
sie nahm die Verkündigung der Gefäiignißstrafe hin, wie sie die Todes-
strafe hingenommen babcn würde.
Die Einförmigkeit in der traurigen Zelle kennt keinen Unterschien
zwischen Dag und Nacht. Die Monate und Jahre fließen dahin, Dropsen
auf Dropsen, wie das Wasser, welches durch die Wände einer Höhle
sickert. Die einzige Peränderung, welche man dort wahrnimmt, ist der
Wechsel zwischen Verzweiflung und Niedergeschlagenheit des Geschöpfes,
das in diesem Grabe lebendig eingeschlossen ist.
Die Philanthropie, welche das Zellensnstem in den Gefängnissen einge-
führt hat, ist tausend Mal grausamer als die Art des Henkers. Stirbt die
Gefangene nicht vor Ablauf ihrer Strafe, so wird ihr Verstand der
raffinirten Qual der Einsamkeit wahrscheinlich nicht widerstehen können.
Das Gericht und die Moral werden befriedigt fein. Ist damit genug
gethan?

Vie falsch wäre es, ihn wessen dieses Stückes wieder einen unmoralischen Schriftsteller
u nennen, wie dies bei uns gelegentlich noch geschieht. Wie ein Prophet führt er die
urchtbaren Consequenzen seines Themas durch, freilich wie ein Prophet, der unmittelbar
«l dem Gericht erscheint. — Eine frei gehaltene deutsche Bearbeitung eines französischen
Stückes, des .Nero" von Jules Barbier, hat Adolf Ebeling veranstaltet.
Vo'ln und Leipzig, Albert Ahn) Ob ein Theaterdirector einen Versuch damit machen
oird? Jedenfalls hat Barbiers „Nero" vor anderen Dramen, die denselben Helden
»«herrlichen, den Vorzug einer großartigen, gelegentlich mit Operneffecten ausgeputzten
lomposition: unleidlich bleibt der Nero auf der Bühne gleichwohl. Von Ebelings
leistung läßt sich nur Gutes sagen: er hat unerträgliche Langen gekürzt, und seine
ßeise gleiten meist glatt und schwungvoll dahin. Die metrische Behandlung der
iigennamen ist eine Klippe, an der leicht die sprachgewandtesten Nebelsetzei scheitern.
>luch hierin zeigen sich selten Verstöne! immerhin ist ein Vers wie S 27: „Er wird
»och heute mit Thraseas sterben" unschön, denn wir betonen gewöhnlich Tbrüseos, was
ich ganz gut herstellen ließ, wenn man schreibt: „Mit Thraseas wir» er noch heute
terben." (Vgl auch S. 34 und 37.) Hoffentlich giebt eine zweite Auflage dem
lechigen Bearbeiter Gelegenheit, auch derartige kleine Mängel zu beseitigen.

Das große historische Drama wird mit bedeutendem Talent und daher auch mit
lennenswerthem Erfolge gepflegt von Martin Greif, der gleichzeitig zwei Stücke
»ollendet hat: „Heinrich der Löwe" und „Die Pfalz im Rhein", beide fünf-
lctige Schauspiel'. (Stuttgart, I. G. Eottasche Buchhandlung.) In, der Kühndeit der
lomposition, dem freien Sceneninechiel, der Anzahl der handelnden Personen erinnert
«lmentlich das erstgenannte Drama an die Shnkespeare'schen Königsdramen. Mit
>roßem Geschick ist die Katastrophe des welsischen Helden in den Zeitraum eines
Zahres, 1181, zusammengedrängt: die Steigerung des dramatischen Eonflietö bis zur
agenberühmten Zusammenkunft Friedrich Barbarossas mit Heinrich in Partcntirchen
>m Schlich des dritten Aufzugs eine ununterbrochene. Das Stück klingt aus mit der
lnterwerfungsscene zu Erfurt, an die der Dichter eine schwungvolle Verherrlichung
eines engeren Vaterlandes knüpft, indem er den neu mit Bayern belehnten Otto von
lLittelsbach sprechen licht:

„In Deine Hand gelob' ich stete Treue
Ich will ein Vater meinem Bayern sein,
Auf doch es blühe und sich reich entfalte,
Ein mächtig Glied des ein'gen deutschen Reichs."

Barbarossa und die Reicheversammlung:

„Gott segne Bayern und sein Fürstenhaus!"

„Die Pfalz in» Rhein" ist der Schauplatz einer leichbewegten Handlung des
Jähes 1194. Barbarossa ist todt: Heinrich der Löwe weilt, alt und gebrochen, in
tmuernder Erbitterung gegen die Slaufen fem in Braunschweig Die Bitte, welche sein
ilterer Sohn Heinrich dem deutschen Kaiser, nunmehr Heinrich VI. vorbringt, seinen
jüngeren Bruder Otto aus der Haft zu entlassen, wird abschlägig beschieden: aber
tben jener Welse Heinrich erringt bei dieser Gelegenheit die Liebe seinel Iugendvcr-
lubten Agnes, der Tochter des staufischen Pfolzgrafen Conrad, dem er da« Leben
rettet und der schließlich in den Bund der Liebenden willigt. So findet der lang fort-
«iihlende Zwist der beiden Häuser endlich seinen Abschluß, und auch der alte Löwe läßt
ßch versöhnen. Der Patriotismus des Dichters äußert sich wieoer in der Vorführung
>er Apotheose im 4. Act, wo Heinrich sagt:

„So wird ihr Bund, den heute wir begeh'»:
Durch alle Zeiten wirkend fort besteh'n,
Und heißen wird e?: Bayern und die Pfalz,
Der Wittelsbacher Erbe, Gott erhalt's'!"

Leider müssen wir es uns versagen, weitere Proben anzuführen, wie etwa noch
ie schöne Erzählung von Barbarossa« Tode. Die ech» dichterische Begeisterung, die
hneidige Kraft der Verse Martin Greifs gewährt beim Lesen hohen Genutz und cr-
»eckt die Sehnsucht nach scenischer Darstclluni, die eines Erfolges gewiß sein darf.

?. V.

Die Grundlagen der Rarl Marr'schen Kritik der bestehenden volkswirthschaft.

Kritische und ökonomisch-literarische Studien von Dl. Georg Adler, Tocent der Nationalökonomie »nd Finanzwissenschaft an der Universität Freiburg. Tübingen, H. Laupp.

Georg Adler, hat in seiner neuesten Schrift eine Reihe werthvoller Bausteine zu einer kritischen Darstellung des wissenschostlichen Socialismus zusammengetragen. Er schält zunächst aus den zahlreichen Büchern, Pamphleten, Zeitungsartikeln und sonstigen Publikationen von Marx den Kern seines gesummten Systems heraus, indem er die leitenden Ideen desselben in knapper Geschlossenheit und logischer Folge entwickelt. Ten Rahmen dieses Systems bildet Marx' „materialistische" Geschichlstheorie, deren Verwirrungen Adler durch die Wiedergabe der Marx'schen Aufsassung der französischen Geschichte von 1848—by geschickt illustrirt. Die Grundlagen de« eigentlichen uolkswirthschaftlichen Systems, die Werth- und dezw. Mehrwerths-Theorie von Marx werdeil sodann klar gelegt und hieraus die weiteren Gesetze der „capitalistischcn Productioneweile" hergeleitet. Tiefen» streng objektiv gehaltenen Referat, einem sicheren und zuverlässigen Führer durch das dunkle Labyrinth der Marx'schen Ideenwelt, stellt Adler in einem weiteren Abschnitt seine eigene, wohldurchdachte und strenggefügte Theorie kritisch entgegen. Er versucht dabei zu zeigen, daß die Consequenz der Marx'schen Prä« missen einmal zu Schlüssen führt, welche mit Marx Lehre in Widerspruch stehen, daß sie aber auch objettiv falsch und zur Erkenntnis; und Kritik der Volkswirthschaft nicht zu verwenden seien, was nicht ausschließt, daß auch Adler von seinem Standpunkt aus in Einzelfragen, z. N. bezüglich des Nonnalarbeitstages, zu demselben Ergebnisse, wie Marx, geführt wird. In diesen positiven Erörterungen, namentlich in der Begründung seiner eigenen Ncntentheoric, ruht das Schwergewich! der Adler'schen Arbeit. Er bekundet darin durchdringenden Scharfsinn und philosophisch geschulte Kraft des abstracten Denkens, ohne dabei je den festen Boden der realen Wirklichkeit unter den Füßen zu verlieren. Die weiteren Nestandihcile des Buches: Vogmengeschichtlichr Untersuchungen zur Werththeorie, Antikritiken der bisherigen Einwendungen gegen dir letztere, sowie historische Parallelen zu Marx' Geschichtsphilosophie, endlich eine interessante biographische Skizze und literarische Charakteristik Marx', bieten viel schätzensiverlhes Material, hängen aber mit dem Haupttheil doch nur lose zusammen und werden hoffentlich von dem Verfasser noch einmal zu einein plastischen Gesammtbilde der eigenartigen Persönlichkeit Marx' durchgearbeitet und vervollständigt werden. Die mangelnde Straffheit der Eomposition wird jedoch reichlich wett gemacht durch die Fülle und Bedeutsamkeit des Inhaltes, welcher die eingehende Beachtung aller Freunde socialer Forschungen in Anspruch nehmen darf. Was wir an dem Buche gern missen möchten, ist eine in den biographischen Abriß eingeflochtene, überaus gereizte Polemik, welche allerdings durch unbegründete Verdächtigungen eines Kritikers der „Arbeiterbewegung" provocirt worden, uns aber dennoch mit dem sonstigen streng wissenschaftlichen Charakter des Adler'schen Buches nicht recht zu Harnioniren scheint. ?. ll.

tanfre^'5 Geschichte Napoleons I.

Aus dem Französischen von E. von Gl ümer. Eingeleitet von Adolf Stahr. Beendet durch Dr. vliil. (5. von Kalckstein. Band VI und VII (Schlußband). Minden in Westfalen, I. C. E. Nrunö' Verlag.

Jeder, der den soeben angeführten Titel liest, selbst derjenige, der die beiden Bände zur Hand nimmt, wird zu den» Glauben verleitet, daß es sich um eine Beendigung der von Elnire von Glümer begonnenen Uebersetzung des Lanfrcy'schen Werkes handelt. Das M aber keineswegs der Fall- Herr von Kalckstein hat vielmehr den Torso ergänzt, den Lanfrey hinterlassen hat. Dem französischen Verfasser war es nicht vergönnt, sein groß angelegtes Wert zu Ende zu führen. In fünf stattlichen Bänden hat er die lttcschichte Napoleons I. bis zum Jahre 1811 dargestellt. Dann nahm ihm der Tod die Feder ans der Hand, Die Nruns'sche Verlagshandlung ließ das bedeutende Wer!

in's Deutsche übertragen und fühle zugleich den Entschluß, von einem deutschen Gelehrten die noch fehlenden Jahre etwa in dem Umfange, wie es Lanfrey geplant hatte, darstellen zu lassen. In .«alckstein fand sie einen Gelehrten, dessen Arbeite» sich zwar bisher auf dem alteren Gebiet der französischen Geschichte bewegten, der aber einen vollkommenen lleberblicl auch über die Geschichte der neueren Zeit befaß und zudem aus seiner praktischen Theilnahme an den politischen Fragen der Gegenwart ein nicht zu unterschätzendes Requisit für die Aufgaben des Historikers mitbrachte. Es war gewiß keine leichte Aufgabe, das umfangreiche Material sich zu eigen zu machen und sich überall in den Geist des französischen Verfassers zu versenken, aber vielleicht hat gerade diese Schwierigkeit, in Verbindung mit der hohen Bedeutung des behandelten Gegenstandes den deutschen Bearbeiter gereizt und ihn das Undankbare vergessen lassen, das darin liegt, die begonnene Arbeit eines anderen zu vollende», Es ist bekannt, das, die fünf Bande, welche Lanfrcu selbst geschrieben hat, durchans nicht gleichmäßig gearbeitet sind. Die vier ersten Bände zeigen einen gewissen Mangel an Material und in Folge dessen an Kritik, Erst der fünfte zeigt den Verfasser auf der Höhe der historischen Forschung. Und da« kam so. Ihm, oer es sich zur Aufgabe machte, das Werk Thiels' gewissermaßen zu widerlegen, die napoleonische Legende zu zerstören, die dieser geschaffen hatte, ihm wurde natürlich bei Lebzeiten Napoleons III. das archiunlische Material vorenthalten. Aber nach dem Sturze des Kaisers, nach 1870 wurden auch für Lanfrcy alle Quellen zugänglich, welche seinen Vorgängen« geflossen waren, und darum zeigt der fünfte Band alle die Vorzüge, welche aus einem umfangreichen, fast vollständigen Material und aus einer methodischen Verwerthung desselben sich wie von selbst ergeben. Und gesellte sich hierzu noch die Fähigkeit des darstellenden Künstlers, so begreift es sich leicht, daß das Wert schnell einen Kreis von bewundernden Lesern diesseit nnd jenseit des Rheines gewann. Um so schwieriger gestaltete sich dadurch die Lage des deutschen Fortsetzcis: den» unwillkürlich wird »ran zu einem Vergleich geführt. Aber man braucht noch lange nicht an die Bedeutung Lanfreys heranzureichen, und kann trotzdem den Namen eines tüchtigen Historikers verdienen. Ein großer Unterschied zwischen den beiden Verfassern besteht darin, daß Lanfren Republikaner ist, Kalclstcin dagegen sich einen überzeugten Monarchisten nennt ein Unterschied, der bei der Beurtheilnng der inneren Politik Napoleons schwer ins Gewicht fällt.

Knlclstein bemerkt, daß er sich vollauf befriedigt fühlen würde, wenn es ihm gelänge, sein Werk in einer feines Vorgängers einigermaßen würdigen Weise zu ergänzen. Wir glauben, daß selbst die strengste wissenschaftliche Krilik ihm diese Anerkennung nicht versagen wird. I>,

Musikalische literatur.

H Illüioi') »l Zluzio. L? ^ol>» 1'lL- lleriolc Na n'b otli»m. In t,l>r«s volurne». I^mclnu, Irübucr K <^o, ^

Das Nowbotham'sche Werk ist keine Geschichte der Musik im landläufigen Sinne, sondern weit »lehr eine Geschichte des Tones und der verschiedenen Tonsusteme. Es behandelt in vier Büchern die prähistorische Musik, die Musik der ältesten civilisirten Völker mit Einschloß der Griechen, die ersten Anfänge der christlichen Musik und die Musik des Mittelalters bis zu den Tronbadonrs. Besondere Sorgsalt hat der Verfasser auf die Darstellung des griechischen Tonsystems und der allmählichen Enlwiclelung und Nildung der Kirchentonarten verwendet. Die älteren Quellen sind gewissenhaft benützt und kritisch ge sichlet worden- durch selbständige eingehende Forschungen sind vielfach neue Aussichtspunkte und Resultate gewonnen worden. Zu bedauern ist, daß den» Werte ein ausführlicher Index fehlt.

Dpern - bandbuch. Reperwrium der dramatisch-musikalischenLiterntur^Opern, Operetten, Ballette, Melodramen, Pantomimen Oratorien, dramatische Cantaten u, s, w.). Ein nothwcndiges Supplement zu jedem Musiklexikon von Dr. Hugo Riemonn. Leipzig, C.A. Kochs Verlagsbuchhandlung (I. Sengbusch).

Das Riemnnn'schc Wer! ist ein Nach-

ichlagebuch, wie es bis jetzt in der gesammten Musik-Literatur nicht existirt. Darf man auch bei einer Arbeit, die keinerlei Vorgänger hat, auf absolute Vollständigkeit leinen Anspruch machen, so mim man doch dem Verfasser nachrühmen, das! er das zur Zeit Erreichbare mit immensem Fleiße und kritischem Scharfblick zusammengefaßt und übersichtlich geordnet hat.

Ter italienische Kirchennesana. bis Pnleftrin». Zehn Vorträge gehallen im Victoria-Luceum zu Berlin von Anna Morsch, Berlin, Verlag mn Robert Oppenheim.

Das ansprechend geschriebene Werkchen beruht zwar nickt auf umfassenden Quellen» sorschungen, faßt aber die bisherigen Wswnschen Ergebnisse tlar und knapp zu» lammen. (5s wendet sich nicht a» den gelehrten Fachmusiker, sondem an das große, gebildete und für musikgeschichtliche Darstellung empfängliche Publikum,

««<,z»rtS T«n Juan l?8?-1887. Ei» Beitrag zur Geschichte dieser Oper von Rudolf von Freisausf, Mit neun Kunstbeilagcn. Salzburg, Verlag von Heim. Herber.

Der historische Dhril des Buches, dio ! Entstehung de« Ton Juan behandelnd. ! basirt zumeist auf O. Jahns epochemachen- ! der Biographie, dessen Angaben jedoch vom Verfasser auf Grund eigener Forschungen vielfach ergänzt und berichtigt worden sind. Hoch interessant ist das Eapitcl: „Partitur und Textbuch" , zumal die Correspondenz zwischen E, Baumgart und B. von Gugler, Die statistischen Nachweise über die Aufführungen der Oper in Europa, in Amerika find, da dem Autoi das nöihige Material in vielen Fällen von den belheiliglen kühnen nicht zur Verfügung gestellt wurde, in mancher Hinfiel noch lückenhaft; ei steht jedoch zu crwnr tcn, daß durch die Anregungen, welche die hundertjährige Jubelfeier des Don Juan gegeben hat, das Veisnumle, fomeil es überhaupt möglich ist, nachgeholt werde» wird. An eine absolute Vollständigkeit ist natürlich nicht zu denken, da die Archive vieler Theaicr durch Feuer vernichtet worden sind. ü. U.

Vibliographische Notizen.

Erinnerungen eine« 3chleSn»>g>ho!-jteiners Von Rudolph Schleiden. Wiesbaden, I. F. Bergmann,

Das vorliegende Buch enthält die Iugenderinnerungen eines Mannes, der in dem politischen Leben der siebziger Jahre wiederholt genannt worden ist und der zu den Mitgliedern jener denkwürdigen Eommission gehörte, welche im Namen des norddeutschen Reichstag« Kaiser Wilhelm zu Versailles die deutsche Kaiserkrone anbot, Ter Verfasser erzählt uns zunächst sehr ausführlich die Geschichte seiner Elteni und mag auch der Leser vielleicht dieser oder jener Einzelheit, die Tchleidcn berichtet, kein sonderliches Interesse entgegenbringen, so muß er doch dem Verfasser aufrichtig dankbar sein für das lebensvolle Bild, das er uns entrollt und durch das er uns das Familienleben einer Zeit, die, trotzdem uns noch kein Jahrhundert von ibr trennt, uns bereits als eine längst entschwundene Vergangenbeit erscheint, durch manche schöne und gemülbm'lle Züge wieder nahe bringt. Bedeutsamer werden die verhnltnißmäßig , unbedeutenden Ereignisse, welche der Verfasser erzählt, durch den Hintergrund, ans dem dieselben sich abspielen. Es sind du-Zustände Schleswig-Holsteins unter der dänischen Herrfchaft, die uns zwar nicht unmittelbar geschildert weiden, die aber der Verfasser als Grundlage seiner Erzählung beständig im Auge behält und die er uns durch manche ckarakteristischc Einzelheit ausgezeichnet zu erläutern wem. Bei dem größten Theil der Erzählung der Jugend -

erlebnisse des Verfassers liitt freilich dic'er
Schauplatz derHandlung etwas zurück. Nur
die erste und letzte Zeit seiner Studienjahre
bringt erauf der heimatlichen Universität Kiel
^'u; dazwischenliegt einmehrjäbriger Aufent-
halt in Göltingen, Jena und Berlin. Aber
für das Fehlen der Beziehungen auf die
heimatlichen Verhältnisse werden wir durch
die Erzählung mancher interessanten Thal-
sacheu reichlich entschädigt; in Göltinge»
studirt er gerade zu der Zeit des Protestes
nnd der Entlassung der Sieben, in Berlin
gelang es ihm, Zutritt zu den Häuser»
zu erhalten, in denen sich damals alle
bedeutenden Persönlichkeiten zusammen-

fanden, so z. B. zu dem Mendelssohn'schen Hause. Dazu komntt, daß der Verfasser in den Gesellschaftskreisen, die sich ihm in Berlin öffneten, wie auch sonst mannigfache Gelegenheit hatte, mit hervorragenden Männern zu verkehren, so z. B. mit Thöl, Dnhlmann, Gervinus, den Brüdern Grimm, Claus Hanns, Tholncl. seinem Vetter, dem Naturforscher M. Schleioen ». A., von denen uns zum Theil hübsche und noch nicht bekannte Züge mitgcthcilt werden, — Rechnet man das Alles zusammen, so ist das Buch, da« sich durch eine fliehende Darstellung auszeichnet, allen Freunden der Gefchichte und Culturgeschichte dringend zu empfehlen. ss.

lyrische Gänge von Friedrich Theodor Vi scher, Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlngs-Anstall (vormals Eduard Hallberger).

Der achtzigste Geburtstag des Gelehrten und Dichters, der unter der allgemeinsten Theilnahme aller Gebildeten Deutschlands gefriert wurde, und der kurz darauf erfolgte, plötzliche Tod des Allverchrtcn haben seine Dichtungen wieder in Erinnerung gerufen. Wie Vischer übeihaupt eine kernige, durchaus originelle Natur ist, so unterscheiden sich auch seine lurischen Dichtungen von dtn tausend Lammlungen, die bei uns jahraus jahrein auf den Büchermarkt gebracht werden.

Da« Liedarlige ist ihm fremd. Ein starker Beisatz von Gedankenarbeit charaklerisirt alle befseren Erzeugnisse seiner Muse und verleiht seinen scherzhaften, besonders sati)i,schen Erzeugnissen hohen Werth. Die wenigen Balladen des Bandes sind Meisterwerte. Die Einiheilung des Buche« in die Abtheiluugen „Jugendjahre" und „Mittlere und späte Zeil" macht es möglich, dem Fortschreiten von Vischers Talent zu folgen, und mit Freude und Interesse nimmt man eine Vervollkommnung bis in tue jüngste Zeit wahr. rv.

Nulfirn Verzeichnis, der in und über Rußland im Jahre 1886 erschienenen Schriften in deutscher, französischer und englischer Sprache. III. Jahrgang. Herausgegeben von F.v. Szczepnusti. Renal, Lindfors Erben.

Ein sehr bequemes und nützliches Mittel zur Orientirung über die fremdsprachige Literatur in und über Rußland. Die einzelnen Rubriken umfassen folgende Gebiete: 1) Geschichte: 2) Geographie, Reisen und Karten: 3) Schöne Literatur und Künste: 4) Theologie: 5) Medici»: 6) Naturwissenschaften: ?) Politik, Stants- und Rechtswissenschaft: 8) Uriegswissenschaft: 9) Handclswissenschnft und Landwirthschaft: IN) Vhilulogie, Pädagogik und Schulbücher: IN Zeitschriften, Sammelwerke und Kalender und 12) Antiquarintskataloge. Wir empfehlen das Unterirehmeu allen denen, die ein Interesse daran haben, sich über Rußland auf dem Laufenden zu erhalten.

U. ilcller. Hie Woldenscr und >ie »rutschen Vibelübersetzungen. Nebst Beiträgen zur Geschichte der Reformation Leipzig, S. Hirzel.

Die Leser dieser Zeitschrift werden sich aus der Anzeige des Keller'schen Buches: „Die Reformation und die älteren Reform-Parteien" erinnern, daß Keller die Hhvothese aufgestellt hatte, die in dem sog. O'lex 1er<!«n8iz enthaltene deutsche Ueberfetzung des Neuen Testaments sei auf waldensischen Ursprung zurückzuführen. Keller hatte diese Frage in seinem Buch natürlich nicht ausführlich behandeln und nach allen Seiten discutiren können, da sie indeß von nicht geringer Bedeutung ist, so wurde sie von anderer Seite schnell aufgegriffen und es entspann fich eine lebhafte Tiscussion, die bereits fünf selbständige Streitschriften

hervorgerufen hat. Namentlich von katho-
lischer Seile suchte man nachzuweisen daß
diese Uebersetzung, die mit den ersten ge-
druckten vorlutherischen Bibeln ziemlich
wörtlich übereinstimmt, nicht aus ketzerischen,
sondern aus orthodox-katholischen Kreisen
stamme. Nunmehr hat der Urheber der Hn-
polhese, Ludwig Keller selbst, wieder das
Wort ergriffen, um die Richtigkeit der von
ihm aufgestellten Behauptung zu erweisen.
Er bringt in der Tdat nicht unerhebliche
Beweisgründe bei, Hieronhmus Emser, der
im sechzehnten Jahrhundert Luthers Bibel-
übersetzung im katholischen Sinne umar-
beitete, hatte eine große Reihe von Etellen
in derselben als ketzerisch bezeichnet und
Luther vorgeworfen, daß er diese Stellen
aus einem witleffischcn oder hussitlischen
Eremplar geschöpft habe. Keller sucht
nun nachzuweisen daß alle die von Emser
als ketzerisch bezeichneten Stellen sich auch
im Ollex I^pIsnZi» und den ersten drei
gedruckten Bibeln fänden. Man mag nun
in einzelnen Punkten mit dem Verfasser
nicht einverstanden sein: im Ganzen wird
man sagen müssen, daß man durch die

in'!,«' Schrift der endgültigen Lösung der ^rage um ein bedeutendes Stück näher gekommen ist. nl.

Ter g«»ber »es »3ni,K «llpus. Humoristischer Roman aus der römischen Kaiscrzeit von Wilhelm Äölsche. Leipzig, Karl Reißncr.

Wenn heulzutage die Kritik einem Buche ein freundliches Geleitwort geben will, ohne sich irgendwie in Unkosten zu stürzen, so nennt sie es „eigenartig" und gebraucht dabei da« bei Goethe so viel-sagende Wort im Sinne einer leeren Phrase. Indem wir gegen diesen Gebrauch feierlichst Einspruch erheben, bezeichnen wir gleichzeitig Bölsche« Roman als „eigen-artig" in anerkennendster Bedeutung des Wortes. Ter Dichter verfügt über einen tösilichl» Humor, der siegreich das trockene Detail klassisch-philologischer Gelehrsamkeit durchdringt, dabei sind seine Kenntnisse des Eulturledens der ersten romischen Kaiserzeit ganz vorzügliche. Der Zauber de« König« Arpu« ist der Hopfen, dessen Verwendung allein am Hofe jene« Ehalten-'ürsten betnmit ist, während die anderen Germanen Meth trinken. Zwei Bewohner de? hnrazischen Tibur unieriiehmen nun eine tolle Fahrt, um einige Krüge von ejneni herrlichen „echten" Zaubertranke, dem Biere, zu gewinnen, bestehen dabei mancherlei Abenteuer, gelangen aber zum eiwüiifchlcn Ziele und nebenbei auch zu Frauen. Da« Alles ist äuslerst anmuthig und spannend erzählt so das» man bedauert, schon am Ende zu sein. Aber hinter der künstlerische» Turchführung eines rein bu-morislischen Motive« steckt noch mehr. Der Dichterin bei unseren grus,en historischen Ronianschreibern in die Schule gegangen und hat Schesfrl und Dah.i manchen Kunstgriff abgelauscht; die echt poetisch em-pfundene Schilderung der Ras! auf der Wildka, zel, wo beim Anblick der schlum-mernden Ecmiilla sich in Fuscus Seele ein <«cfnhl regt, da« edler und berauschender ist, als der schweifte Rausch von Tibur-liner Auslese, sowie die sinnige Episode von der Liebe des Chamavu« und der L»dia sind Belege hierfür. Gleichwohl ist ! er kein sclnvischer Nachahmer seiner Muster, ' sondern ganz veislohlen guckt der Schalk ^ aus derartigen Schilderungen hervor. Wir glauben nicht zu inen, wenn wir in Böl-iche« Roman eine fein versteckte Eoliiie auf manche Mumien- und Urwalddichtung erblicken und begrüszen ihn aucb in dieser Hinsicht al« Zeichen einer Irbensfrischm, durchaus originellen und kräftigen Reaction, deren Fahne der junge Poet mit feinen» Anstand und bedeutendem Talent zu schwingen weif;.

Tie deutsche 3«pph» (Anna Luise ll»rsck>»!>, ihr Leben und Dichten. Ein Literatur- und Eullurbild aus den: Zeitalter Friedrichs de« Großen von Dr. Adolph Kohut. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Dem Kenner der Literaturgeschichte de« 18. Jahrhunderts wird in diesem Buche eine sehr erwünschte Gabe geboten denn eine ausreichende Biographie der ge-feierten „Karschin", für die Gleim den Ehrennamen der „deutschen Sappho" auf-brachte, fehlte bisher gänzlich, da die von ihrer Dochter, Karoline von Klencke, 179'^ veröffentlichte parteiisch und unvollständig ist. Nr. Kohut hat mit gronem Fleifze neue Documenie für dieses Dichterinlebe!! beigebracht, das er in gerechter Nürdiguna, nennt: „Halb Trauerspiel, Kalb Posse, halb Heldenpoem, halb Klagelied und halb Iubelhymne." Trotz der Abneigung Lessiug« gegen sie war die Karschin dock! eine bedeutende literarische Persönlichkeit ihrer Zeit, der Friedrich Wilhelm II. leb-hafte Theilnohmc nnd ein so ernster Geisi wie Moses Mendelssohn sogar Beachtung

schenkte; mit Recht betont ihr neuer Bio-
graph ibren bleibenden Rubm in der Natur -
und Volksdichtung. Die gegebene Aus-
wahl ihrer Gedichte, welche sonst rech!
schwer zugänglich sind, ist mit Tank hin
zunehmen, wie überhaupt das in voll«
lhüinlichem Ton anspruchslos und doch
mit lebendiger, Begeisterung geschriebene
Buch ein gutes Zeugnis! für den stillen
deutschen Schriftsiellerfleij; ablegt.
LachendlZ Album. Goldene Blätter auc-
dem Schatz deutschen Witze« undHumor«,
herausgegeben von Signor Domino
Neilin, Hugo Eteiniß.
Den Freunde» eines harmlosen und
echten Witzes sann diese Blüthenlese rech!
fehr empfohlen werden; unsere bedeutend-
ste» Schriftsteller, wie Ernst Eckstein, Paul
Lindau, Schmidt-Eabanis, Franz v. Schiin-
tha», Schumann-Bliemchen, I. Stellen-
Heini, Ioh. Trojan, aber auch „Kladdera-
datsch" und „Fliegende Blatter" haben
dazu beigesteuert. Auch ältere Humoristen
von Logau, Pfesfel und Blumauer an sind
berücksichtigt worden, und die Auswahl
zeugt durchweg von seinem, ungekünsteltem
Geschmack. Die Anordnung ist nach dem

Stosse gemacht worden, allerdings auch dabei fehlt der Humor nicht, denn einzelne Abschnitte tragen die Überschrift: „Himmel, Hölle und Moral", „Salon und Gesellschaft", ..Frauenwelt", „Männerwelt", ..Nervus rsrurn", „Trinlologisches" u.s.w. Ausstattung und Druck sind vorzüglich.

2ü»west-Nfrit«ntsche Uelsebücher des zur Ruhe gesetzten Lobgerhermeisters und Vorsitzenden de« Bezirks - Vereins für Coloniolwaaren - Volitik, Vaterlands-Vergrößerung und Ermeckung des deutschen Nationalgefühl« in den Aequa« torinl-Gegenden, August Kulicke nus Berlin, an seine Vereinsgenossen. Aus der Südwest-AfiikcMischen U> spräche in das Nordost-Berlinische zurück überseht von Richard Schmidt - CabaniS. Nebst ^ Kreuzband-Sendungen Südwest-Afrikanischer Zcitungs > Probenummern. Dresden, (5. (5, Meinhold ci Sühne.

Trotz des langen Titels ein äußerst kurzweiliges Buch, dessen Lectüre Freunden eines gesunden Humors eine wahre Herzensfreude bereiten wird. Der Verfasser ist in der Wiedergabe der Sprache und Denkweise des Berliner Philisters unübertroffen, und was Herr Kulicke über das Hofleben in „Ahkmataun" und seine Abenteuer in der Wüste schreibt, ist höchst originell; nciment» lich ist auch die Gegeniibeisiellung dieses Biedermanns und des aus Sachsen gebürtigen „Ausstoppc - Professors Niesemeischel" eine sehr glückliche. Nehmen wir dazu noch die wundeiuollcn Carricaturzeichnungen von A, Oberländer und E. Limmer, die das Weilchen enthält, so braucht zur Empfehlung desselben nichts mehr angeführt werden.

Justine 3»nt»>»r. Eine Berliner Geschichte von Karl Iae nicke, Breslau, Z. Schottlnender.

Den Lesern von „Nord und Süd" wird es eine willkommene Mittheilung »ein, daß Karl Iaenickes Novellei „Justine Dnntmar" auch in Buch-'orm erschienen ist. Das gerechte Aufsehen, welches diese Erzählung in den weitesten Kreisen erregte, beruht nicht sowohl auf der vom Verfasser uorausgcschickien Bemerkung, daß > derselben Thalsachcn zu Grunde lägen, als auf der künstlerischen Behandlung des ! Stoffes. „Justine Dankmar" ist ein echter ! socialer Nomon, der den Leser in einen Abgrund gesellschaftlicher Zustände sehen läßt, nn denen er bisher arglos vorübergegangen war. Abgesehen von dem traurigen Bilde geistigen Hochmuths in Verbindung mit geistiger Hohlheit, das da entrollt wird, erregt der Charakter der Heldin das tiefste Interesse, die an innerer Haltlosigkeit des Charakters, einer Folge ihrer unnatürlichen Erziehung, zu Grunde geht: „sie empfand einen Ele! an Allem, was sie umgab, und nicht am wenigsten vor sich selber," sagt der Verfasser. In der Reihe der Familienromane, die größere Beachtung wegm der oarin behandelten höheren, socialen Gesichtspunkte verdienen, wird „Justine Danlmar" zweifellos einen ehrenvollen Platz einnehmen.

lv.

Vunte Vlätter. Gedichte von Carl Freiherr« von Beust. Veueh, Verlag von B. Bendn (Emil Schlesinger),

Diese Sammlung von Gedichten, die schon durch ihre äußerst vornehme buchhändlerifche Ausstattug das Wohlwollen der Leser zu gewinnen sucht, bietet manche sehr anmulhige Gabe. Der Verfasser beherrscht die Technik des Veises ziemlich gewandt und besitzt auch Urse Empfindung für eigentlich lhiische Stoffe. Das ucrräth namentlich der erste große Romanzmchclus „Ella", woiin eine grausige Situation, der Tod einer Thierbändigerin durch einen Tiger und die Trauer des Liebhabers um die Verlorene, mil stark realistischen Farben

ausgemalt wird. Weniger gelungen sind
die zu einer fortlaufenden Dichtung ver-
bundenen Balladen über „Heirmann und
Thusnelda", obgleich einzelnes aum darin
Talent offenbart, »ebeihaupt scheint der
Dichier die ooltsthilmliche Nalladenform
mit besonderem Glücke zu behandeln, wie
die Gedichte ..Reiterschicksal" (S, 91),
„Seegespenst" (S U3>, „Der Seetadett"
<2. 135) u, A. datthun. Unter de» Liebes-
liedern sind mehrere edel und wahr
empfunden, z, B. das auf S. 95, dessen
Äninng lautet:

„Ich hab's gewußt, wie riu Schwur ver-
weht
Ich habe gewußt, daß Liebe vergeht
Und Blüthentriwze verstauben,
Ich Habs gewußt, das; die Rose verblüht,
Daß die Nachtigall uns von dnnnen zieht,
— Und wollt' es dennoch nicht glauben." —

Gestalte» und Geschichte« von Johan-
nes Scherr. Zweite Auflage. Berlin
und Stuttgart, W. Spcmann.

Der „Republikaner von altem Schrot
und Korn", wie der bekannte Historiker sich
ausdrücklich in dem „offenen Briefe" nennt,

welchen er feinem Buche an Stelle einer Vorrede beigegeben hat, verleugnet sich in diesen „Gestalten und Geschichten" weniger als je zuvor! man ist an sein« Eigentümlichkeiten und Kraftausdrücke schon gewöhnt, ja man freut sich, ihnen immer wieder zu begegnen, denn sie wirken stets ursprünglich und frisch, so seltsam sie oft sind. Der politische Republikaner ist der Züricher Professor auch geblieben, denn trotz seiner Hochachtung bor dem Deutsche» Reiche geht er vermeintlichen Fehlern desselben und namentlich den socialen Zuständen der Neuzeit sehr scharf zu Leibe. Ter Grundgedanke der sechs unter dem genannten Titel vereinigten, in der letzten Hälfte des vorigen Jahres abgefaßten Aufsätze ist Scherrs allbekanntes Thema von der menschlichen Narrheit und der menschlichen Bosheit! sie könnten ebenso gut einen neuen Band seiner „Menschlichen Tragikomödie" bilden. Wenigstens gilt dies von den beiden Eäsarenbiloein: „Tiberius", den er übrigens ein wenig zu „retten" sucht, und „Ealigula" ! auch von der .Verschwörung" — gemeint ist die bourbonische gegen Napoleon I im Jahre I8N4 — und von der „Emancipirten des 17. Jahrhunderts" »Königin Ehnstine uo» Schweden, Tochter Gustau Adolfs). Wissenschaftlich am höchsten ist wohl der umfangreiche Aufsatz „Tic Norgii" zu stellen, Eine satirisch'humoristische Neiseskizze bietet die „Wallfahrt nach Mariii-Eiusirdeln" (unfern Lesern aus unserer Monatöschiift bekannt), während die ganz frei erfundene „Netlübsame, jedoch sinnreiche und lehrhafte Geschichte von dem Bildungsfer Uriel Gumperle und von der Wagnersiiric Fortifsima Pianosa" doch zu wunderlich erscheint, um dauernden Werth beanspruchen zu können. Wir bewundern darin den beißenden Witz und die feine Beobachtungsgabe des Verfassers, aber es ist verlorene Mühe, Seifenblasen mit dem Schwerte durchhauen zu wollen. So schlimm und ansteckend ist die Seuche noch nicht. t'v.

AUS Frnnlreich. Bilder und Skizzen von F. (5. Peterssen. Berlin, I. Zenker's Verlag.

Lin Buch über Frankreich darf von vornherein auf lebhaftes Interesse in Teutschland rechnen, und diese Theilnahme steigert sich durch die beim Lesen desselben leicht zu machende Beobachtung, daß der Schriftsteller mit eingehendster Sachkenntnis! und lebendigem Darstellungsuermögen seinem Stoffe gereckt wird. Peterssen lebt seit etwa dreißig Jahren in Frankreich und hat während dieser langen Zeit Land und Leute mit unermüdlichem Eifer studirt. Namentlich sind seine Wahrnehmungen über die Aeziebungen der Deutschen zu den Franzosen vor wie nach dem Kriege sehr zu beachten, Tie erste Hälfte seiner Skizzen giebt stimmungsvolle Bilder aus der Normcmdie: die Strnndbilder aus der Gegend von Eoulanons verrathcn rein poetische Empfindungen, während die Schilderungen aus dem Leben der normannischen Dörfler, der abergläubischen Bauern, der bigotten Geistlichkeit und der kleinstädtischen politischen Kannegießer höchst ergötzlich sind, sucht minder treffeno und charakteristisch sind die Skizzen au5 Paris! hier weiß der Verfasser selbst den unscheinbarsten Vorgängen des großstädtischen Lebens fesselnde Züge abzulauschen, Personen den» Leser vorzuführen, an denen der Fremde leicht achtlos vorübergebt Die Figur eines „Flaum Lrbeleicht", die des politischen Correspondentcn, des „Epicier", der ein echter Tupus des Parifer Philisters ist, des allvermögenden Concierge Herrn Pipelet und seiner Ehehälfte sinü wahrbeitsgetreu dargestellt und werden demjenigen, der die Seinestadt kennt, gewiß ein beifälliges Lächeln entlocken Sehr

glücklich ist endlich der Schriftsteller in
der Wiedergabe von Scenen aus der
Misere und dem Bettlerelend der Welt-
stadt, wie es sich in der Rue Moussetard
und an ähnlichen Orten breit macht!
poetisch am ergreifendsten wirkt der kleine
Aufsatz „Am Tage Allerseelen". Schon
die angeführten Titel beweisen di? Reich-
haltigkeit des Bandes, und doch ist e» nur
ein kleiner Theil von dem Gesnmmtinhcilt.
Der Verfasser spricht in der Vorrede den
Wunsch au?, daß es ihm vergönnt sein
möge, manche Skizzen in einem zweiten
Bande noch weiter auszuführen! wir
wünschen es mit ihm und hoffen, daß er
Wort hält.
Vom Wenrand. Novellistische Skizzen
uoaKonrad Telman. Leipzig, Ver-
lag von Oswald Mutze.
Der productivc Verfasser hat uns noch
einen Band auf den Weihnachtstisch g>-
legt, den er „Novellistische Skizzen" betitelt!
in demselben documentirt sich von Neuem
der schwermüthige Zug, der die Telman'
schc Schreibart charnkieiisirt. Die kurzen
Skizzen, in denen mit wenigen Strichen
doch zumeist ein ganzes Menschenschicksal
abconlerfeit ist, handeln meistens von ver-

loreneul Liebesglück, verfehltem Leben u. s. w, Telman versteh! zu rühren und zu ergreifen ohne in weinerliche Sentimentalität zu verfallen; sein neuestes Nucb wird sich gleich den vorangegangenen die Gunst des lesenden Publikums erobern, m?,.

Die Zigeuner. Ein Vortrag von Robert Freiherr von Kitllitz. Heidelberg, Carl Winters Universilätslmchhandlung,

Kein zweites Volt hat wohl langer und mächtiger die Phantasie angeregt als die Zigeuner. Umfangreiche Vücher wurden über dieselben in Umlauf geseht, von dem des Halle'schen Gelehrten Grellmann an begonnen, der die Zigeuner im Verdacht hatte, Menschenfresser zu sein, bis zu dem des Budapester Gelehrten Schwicker. Allein viel Umfang bringt viel Irrthuin mit sich. Um so freudiger ist das Erscheinen der vorliegenden kleinen Schrift zu begrüßen, welche in aller Kürze das Interessanteste zusammenfaßt, was man bisher als sicher über die braunen Gesellen hingestellt hat. Leider scheint der Verfasser nur auf die Mitlheilungen Anderer angewiesen zu sein, persönlich liegt ihm Leben und Treiben der Zigeuner offenbar fern, gewiß ein Nachtheil, durch den seine Arbeit den Reiz der Unmittelbarkeit verliert.

Vriifin <lr»nl». Roman von Nnlduin Groll er. Leipzig Ed, Wartigs Verlag (Ernst Hoppe),

Die Erzählung spielt in Ungarn, und dem heißpulsirenden Magharenblut wird darin Rechnung getragen. Der Veisasser uerrcilh ein bedeutendes Talent, psuchologische Probleme, die schon hart an das Pathologische streifen, zn behandeln: seine Heldin ist die Gattin eines Wüstlings, der sie um ihrer märchenhafte» Schönheit willen aus der Niedrigkeit nufgelejen hat. von dem sie sich aber voller Ekel abwendet. Durch den Zwang dieser unglücklichen Iosephsehe wird die von Hause aus in ihr schlummeinde Leidenschaft zu Hellem Brande entfacht Sie handelt nur noch unter dem Banne einer „mnrl>l in8anitv, der verminderten oder aufgehobenen sittlichen Znrechnungsscihigkeit". lim den Geliebten, einen streng und ernst denkenden Mann, zu gewinnen, wird sie zur Gallen-Mörderin, an der ein unerbittliches Schickfal die Strafe vollzieht. Der Conflict ist außerordentlich scharf zugespitzt; der tragifche Ausgang psychologisch richtig begründet. Twtz Verliefen Leidenschaftli.t'leil der Einzelschildeiungen bewahrt der Dichter eine edle und strenge Hoheit des Stils, die den Lefer angenehm berührt.

Zohnftons Chemie des »«gliche» Uebens. Reu bearbeitet von Dr. Fr. Nornblüth. Zweite Auflage. Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe.

Ueberall, wo in unseren Tagen hygienische Fragen verhandelt werden, in Vereinen, in der Fach- und in der Tagespresse wird immer dringender die Forderung nach einer Umgestaltung unseres Schulunterrichtes erhoben. In Wiesbaden auf der Naturforscher-Versammlung, in Wien auf dem internationalen hygienischen Eongreß haben wir noch vor wenigen Wochen eompetente Fachleute, Aerzte sowohl wie Pädagogen, diese Forderung auf das Dringendste vertreten hören. Dabei wird überall in den Vordergrund gestellt, das; alle Bestrebungen der Gesundheitspflege nnr Aussicht auf Erfolg haben, wenn ihnen in den breiteren Schichten der Bevölkerung mehr Verständnis! entgegengebracht wird, als es heute geschieht. Grundbedingung dafür ist, daß schon in der Schule das Kind mit den wichtigsten Bedingungen gesnndheitsgemäßcn Lebens vertraut gemacht wird. Das seht wieder voraus, daß sich der Pädagoge gewisse biologisch-anthropologische-Kenntniise aneignet. Aber auch der populärwissenschaftliche» Literatur liegt die Ver-

pflichtung ob, dieses Gebiet des Wissens
zu pflegen und die Kenntniß von dem
Menschen und den Bedingungen, unter
denen er lebt, nach Möglichkeit zu ver-
breiten.
Eine ganze Reihe bewährter Autoreu
hat sich dieser Aufgabe mit Erfolg gewid-
met. So ist auch der Herausgeber des obeu-
genannten Wertes, Dr. Fr/ Dornblüth in
Rostock, bereits durch zahlreiche Schriften
bekannt, welche die Verbreitung der wichtig-
ste» hygienische» Gruudbegrisfe i» Laien-
kreisen zum Ziele haben. Dr. Dornblüth
war daher der geeignete Man», ein Buch
wie Iohnston's Ehemie des täglichen Lebens
neu zu bearbeite», das iihnlicheZiele verfolgt
wie die oben angedeuteten, und bereits in
feiner frühereu — heute allerdings nicht
ganz mehr mit den neueste» Forschungen
ini Einklang stehenden Form sich viele
Freunde erworben hat. Die Dornblüth'sche
Neubearbeitung erscheint, bereits i» zweiler
Auflage; dieselbe kann lieferungsweise be-
zogen werde». Die uns vorliegenden drei
ersten Lieferungen rechtfertigen eine wanne
Empfehlung, olrt.

Goethes Milchen. Auf Grund unge. druckter Bliese geschildert von Karl Theodor Gacdertz. Mit dem bisher unbekannten, von Johann« Frommann gemalten Portrait Wilhclmine Herzliebs und Faksimile. Bremen, C. Ed. Müller.

Aus Privatbesitz hat der Verfasser dieser Monographie in Lüneburg vier Briefe erhallen, welche Wilhelmine Herzlieb „an ihre intimste Freundin Christiane Albers, geborene Selig, in Lüneburg" schrieb, dazu noch zwei turze Schreiben von Johanna Fiumniann an eben dieselbe un» an deren Schwester, und endlich ein neues Bild von Minchen, „das einzige ähnliche, was existirt". iS. IX.) Auf Grund dieses Materials versucht er die Darstellung anderer, namentlich Adolf Stahrs und Hesses, i'U'er Goethes Beziehungen zu Wilhelmine zu berichtigen und kommt zu dem Resultat, daß das Verhältnis; beider einmal gewöhnlich in eine zu frühe Zeit gesetzt, andererseits überhaupt falsch aufgefaßt sei! ein eigentlicher Briefwechsel hat zwischen ihnen nie de« standen Wilhelmine hat mit energischem Willen ihre Neigung niedergekämpft. So verdienstlich die Feststellung dieser übrigens laum noch bezweifelten Thntsnche sein mag, benurfie es doch dafür nicht einer eigenen, mit gewissem Ansprüche auftretenden Schrift^ Gacdertz hätte die sechs Briefe lieber der Goelhegefellschaft zur Veröffentlichung in ihrem „Jahrbuch" überlassen solle». Weil aber sein Buch einmal da ist, mag die nnmuthige Form der Darstellung «!!!> die schöne Ausstattung ihm immerhin Freunde erwerben, namentlich ist der beigegebene Stich von dem berühmten Urbild der Oltilie in den „Wahlverwandtschaften" ganz reizend.

t.'u«usthellter und VsltSvühne uon Hans Herrig. Berlin, Friedr. Luckdarbt.

Der Dichter des Lutherfestspicls, dessen eigenartige Wirkung selbst seine Gegner zur unverhohlene!! Bewunderung nöthigte, verflicht in dieser inhaltlichen kleinen Schrift ieine Gedanken über die Möglichkeit einer Volksbühne theoretisch zu begründen und zugleich weiter zu entwickeln. Er hat mit Recht die tiefe Kluft erkannt, welche unser Iieuliges Theater uon der grosten Masse unseres Voltes scheide! und es immer mehr zu einer Lurnsanstalt werden lästl, deren Genast sich nur die reichere Minderheit erlauben kann. Dem Wesen der echten Kunst widerspricht dieses Verhältnis; durchaus, denn diese mus; einerseits im Volte wurzeln, wie sie dasselbe andererseits mit sich fortreißt und emporhebt. Herrig steht in soweit ganz aus dem Standpunkte Richard Wagners, als auch sein Ideal ein sittlich wirkendes Gesammttunstwerk ist, aber er erstrebt dieses nicht durch den Einfluß der alles beherrschenden Musik, weil dies wieder zur Einseitigkeit, zur Auslösung vom Volksthümlichen sichren muß, sondern er denkt an schauspielerische Darstellungen, bei denen das Volk zugleich Subsect und Object, Spieler und Zuschauer wäre. So befremdend das anfangs erscheinen mag, liegt es deni Eharaktcr der Deutschen doch nicht fern: Die Neihnachts- und Ostcrspiele des Mittelalters, die noch in den Oberammergauer Passionsspielen schwache Nachklänge haben, die Lust mr chorischen Massenaufführungen, namentlich aber die neuerdings so beliebten „historischen Feslzüge" sind Arustcrungen oicser künstlerischen Schaffenslust. Auf dieser beruhte auch hauptsächlich die Wirkung des Lulherfestspiel«. Die so gewonnenen Erfahrungen führten den Dichter daan zu den kennzeichnenden Merkmalen einer echl?n Volksbühne. Dieselbe ist völlig unabhengig vom flehende» Theater, sie steht

sogar im Widerspruche zu demselben: sie pflegt ferner keine der vorhandenen Dichtungsgattungen, sondern schafft sich ihre Stücke selbst, deren Inhalt stets ein ernster, feierlicher sein wird! sie bedarf endlich leine« äußeren Prunks der Decoration, da diese nur geeignet sein kann, die Illusion der Handlung zu stören und die allein auf den Inhalt gerichtete Stimmung der Zuschauer abzulenken Unbedingt nolhwcndig ist ihr aber ein Chor, der die Vermittlerrolle zwischen dem einzelnen Schauspieler und feinen Zufchauern, d. i eben dem Volte herstellt. Diese Vorschläge — und das ist das Wcrthuollste an dem Büchlein, was schon bei ccr eisten Mit»Heilung seines Inhalts in den „Ba>,-reulher Blättern" hervortrat — sind aber keine rein idealistischen, sondern sie lassen sich praktisch veiwertl,en, Herrig hat mit Hülfe seines Freundes, des H aumeistero OltoMnrch, eine Volksbühne für8!X «Zuschauer ins Auge gesnßi, die durchaus ihrem Zwecke entspricht und vermöge ihrer Einfachheit auch zu vielfachen anderen Zwecken, z. B, als Festhalle und dergl. verwendbar ist: er stellt endlich auch ein neues echtes „Vollsschouspiel" in Aussicht. Es wäre wohl zu wünschen, daß auf der

von berriff gewiesenen Bahn weitergegangen würde, denn in dem Wunsche nach einer gründlichen Reform des deutschen Theaters sind alle Stimmen einig. Hat doch der lebhafte Beifall, welchen die „Meininger" gefunden, deutlich gezeigt, daß die Thrilnahme des Publikums tüchtigen Leistungen niemals gefehlt hat. Gerade was die Meininger auf ihren nunmehr seit 13 Jahren fortgesetzten Gastspielreisen erreicht haben, stellt eine vornehm ausgestattete kleine Schrift:

3»s be»zo«li« Vleininnen sche ßoitheatcr, seine (entwickeln»«, seine Vrftret.una.en und die Vedeutunn seiner Gastspiele uon Robert Pro! ß. (Leipzici, Fnedrich (Toni ad)

zusammen. Dieselbe erkennt mitWnrme das Verdienst Sr. Hoheit des Herzogs Georg, dessen mohlgelimgenes Bildnis; sie schmückt, sowie feiner Gemahlin, der Freifrau von .Heldburg, und das des Hofraths Ludwig Chronegt an, bietet daneben eine Fülle statistischen Materials, daß anderweitig nicht zu beschaffen ist. Als Einführung in die im gleichen Verlage erschienenen Repertoirestücke der Meininger konnte schwerlich eine bessere Nchnndlungsweise gewählt weiden, als sie der angesehene Desdener Dramaturg hier geliefert hat.

lv.

Neisebuch für die Türlei «nd Griechenland. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Unter den im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig erschienenen Meyer'schen Reisebüchern nimmt das neuerdings in zweiter, vollständig umgearbeiteter Auflage ausgegebene Reisevuch für die Türkei und Griechenland (einschließlich der unteren Donaufürsten. thümer und Kleinasien) einen hervorragenden Rang ein. Das Interesse, welches das höchst gediegene Werk erregt, ist um so bedeutender, als gerade zur Zeit des deutschen Winters zahlreiche gut situirte Leute, oder auch wissenschaftliche Reisende sich vorbereiten, den Orient zu besuchen. Das Werk ist unter der Mitwirkung sehr gediegener, gründlicher Kenner dieser Länder bearbeitet und wird nnt seinen tausenderlei Nachweisen und Rathschlägen, mit seinen vortrefflichen Plänen und Karten und in seinem handlichen Format dem Reisenden als getreuer Mentor dienen, ebenso für Lonstantinopel, wie für Smyrna, Bukarest, Belgrad und Sofia, ebenso für dm klassischen Boden Athens und die Ruinenstntten des Peloponnes wie für die Ausgrabung«felder von Olympia, Pergamon und Troia.

vnnte Vliirchen von Hanna Schomacker. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Es ist in unserer unter dem Zeiche» des Realismus stehenden Zeit ein kühnes Unterfangen, eine Mäichensammlung zu veröffentlichen Und doch welch' köstlicher, unvergänglicher Schatz ließe sich dn noch heben! Jedenfalls bleibt es für eine ^chriflstellernde Dame immer eine dankbarere Aufgabe, als — Sittenromane zu schreiben, wie dies ja auch wohl geschieht. Zarte, poetische Empfindungen erweckt so ein zierlicher kleiner Band mit seiner vornetmen Ausstattung selbst in der gefühllosesten Kritikerseele, und diese finden ihren Ausdruck in einem freundlichen Geleitwort. Die Verfasserin der „Bunten Märchen" ist ein dichterisches Gemüth, eine liebenswürdige Erzählerin, der man gerne zuhört, weil sie mit Geist und Anmutl» vorträgt. Natürlich sind von den zehn kleinen Geschichten nicht alle gleich gelungen, manche sind zu kindlich und in» haltsleer, wie „Theelöffcls Reise um die Welt", aber die Mehrzahl ist äußerst ansprechend. Die Geschichte des welken Veilchenstrllußes, aus der ein ernster Klang von Liebes-Lust und -Leid hervortun!

(„lemvi p283»ti") oder „Flammen",
worin sich die Dichterin als feine Kennerin
des Menschcnherzens offenbart, sind wohl
die besten. Wieder in anderen kommt
ein neckischer Humor zur Geltung, so in
dem echten Märchen „Die Prinzessin mit
den schönen Augen", und wahrhaft köst-
lich in dem Märchen von der .Milch-
straße". Diese ist nämlich dadurch ent-
standen, daß einige naseweise Engel „die
Milch friedlicher Dentungsai t, die in der
großen Tonne in der Ecke des Himmels
steht" und für die kriegslustigen Menschen
bestimmt ist, verschüttet haben. Wollte
man dem Buche ein Motto mitgeben, so
müßte es heißen: „Innig, sinnig, minnig!"
— Im gleichen Verlage hat Ernst
Wechsler ein äußerlich sehr anspruchs-
loses Bändchen „Dichtungen" unter dein
treffend gewählten Titel' „Linien und
Andachten" erscheinen lassen, in dem
sich ein recht hübsches TaKnt ausspricht.
Ist auch in dem „Lyrischen Intermezzo:
Sonntag im Prater" die Nachahmung

Haines, in einzelnen anderen Dichtungen
die der modernen Epiker, besonders
Wolffs und Grisebachs unverkennbar, so
steht Wechsler doch eine schwungvolle Vers-
behandlung und lebhafte Phantasie zu
Gebote. Das philosophische Thema ,,Gior-
dano Bruno" ist am wenigsten gelungen
in der Ausführung, aber die drei Bilder:
„Angelika", ,,Im modernen Hörselberg"
und „Das entschleierte Bild zu Tai«"
zeugen von rühmüchrm Streben und
werden daher den» Name» des Dichters
zur Anerkennung verhelfen. Jedenfalls
ist die Mahnung der Muse, die Wechsler
in der poetischen Widmung seines Buches
<in Karl von Thnler als an ihn gerichtet
ausspricht, der Beweis von einem vollen
Verständnisz der Aufgaben des modernen
Poeten:
..ssiowurzelnd und »usiliilcn!> himmelmülli.
Uew»hi' Lir in o« mchl'gen Weil bis scheine«
2>n «olle« Heiz! '
Man darf daher wohl mit freudiger
Erwartung weiteren Gaben Ernst Wechslers
entgegensehen.
Für «eine Leute. Eine Auswahl der
besten Gedichte für kindliche Leser
herausgegeben vonMaximili anBern.
Mit zahlreichen Illustrationen von H,
Büvkner, Fedor Flinzer, H. Luders, E,
Ossterdinger, Oöcar Pletsch, Ludwig
Richter. Paul Thumann u. A. Leipzig,
E. Twietmeher.
Ein echtes Weihnachtsbuch hat der
sinnige !>)rische Dichter, dessen bekannte
Sammlung „Deutsche Lyiik seit Goethes
Tode" soeben in IN. Auflage erschienen
ist, schassen »ollen sür die kleinen und so°
siiir für die alleillcinsten Leute, und echte
.Künstler haben ihm allerliebste Büderchen
dazu gezeichnet. Die Vorrede wendet sich
an den Leserkreis selbst: dieser soll sagen,
welches Gedicht ihm gefällt oder welches
er nicht „schon findet". Wir fürchten, er
wird diese Mahnung nicht sehr beherzigen,
denn es giebt an der Auswahl der Ge-
dichte nicht viel zu tadeln. Weil aber für
unsere Kinder das Beste eben noch gut ge-
nug ist, um ein allbekanntes Wort wieder
anzuführen, wünschten wir doch die Aus«
scheidung einiger Lieder, welche mit Ge-
dichten wie Hossmanns von Fallersleben
„Mau und Mau" oder Trojans und
Blüthgens echter harmloser Kindeipoesie
unserem Ermessen nach unverträglich sind.
Wie gesagt, es sind bei genauester Prüfung
nur wenige, so z. N. der Schauergefang
vom „Nubenried" (S. 20) von Ludwig
Grote, das zu gelehrte Gedicht „Alexander
nnd Porös" von Eunr. u. Prittwiv-Gasfron
(2.24) und auch Geibels „Krolodilroinanze"
(S. 1221. Wegen des lateinischen Titels
möchten wir auch das sonst ganz passende
„Ilzrwil ?luri<!n" (S. 7!5) von Eufemia
Gräfin Nallestiem trotz der beigefügten
Erklärung lieber entfernt sehen. Ob end>
lich Goethes „Getreuer Eckart" (S. 94)
nicht zu schwer für die vorausgesetzte
Altersstufe ist, sei der Erwägung anhei«
gegeben Dem Wcrthe der ganzen über-
reichen Sammlung weiden diese gelingen
Bedenken keinen Schaden bringen, denn
er ist zweifellos. t>.
». w v«n Verneck. Tie Welt in
Waffen. II. Band: Kriegswesen und
Kriegführung von Ausbruch der franzö-
sischen Revolution im Iah« l?39 bis
zum Jahre I86U. Vierte Auslage, neu
bearbeitet von E, Schnactenburg,
tönigl preusz. Oberstlieutenant. Mit
18« Text-Abbildungen, 4 Buntbildern
und einem Titelbild.
Ndolf «Klajer. Vlosaniell«. Eultur-
geschichtliche Erzählung aus der Mitte
des siebzehnten Jahrhunderts. Mit 3t)
Textabbildungen und einem Titelbild von
Conrad Ermisch.
Ferdinand Schmidt. Volleerziih-

lmlnen und Schilderungen «ms dem Verlinci Aollölebe». Zweite Auflage. Drei Baude. Mit je einem Tilel-bilde, Kopfleisten und Initialen.

Sämmtliche vorstehend angeführte Werke aus dem allbeliebten O. Spn-mer'schen Verlag in Leipzig charatteri-siren sich in Ausstattung und Inhalt als des hohen Standes der Spamei'schen Verlagsunternehmungen durchaus würdig und sind als Fesigeschente für die reifere Jugend, die nicht b!os gründlich belebri. sondern auch angenehm unterhalten sein will und deren Auge der künstlerischen Schulung durch gute Illustrationen be-darf, weitesten Kreisen zu empfehlen.

^u»»»t!, Lrillilt«. vi« !«<2wn Ä»!Ul»im». I^r-
L»s», il»xiill>lii>ll, I'llr !i!>!ii!!> ^,su!e. üln»
Zi!!»o»!!«K <!,r ll«»,i!!i!>t>!«»!-»t!!i', 138, K"ln«r,
I>!« llr»ut. U»l 8rüu« Domino, 2»l
i«i»«. I!N—142, 8»,tt, Ivilnn»«. I« >,iü
145, Ilnrt, ?«l8i«cl>«i lli> »n, Ulütd«,>!<«<! »u»
U»mwl, I<», 150, 8d»>!«?i!«lU-«, llümril/K IX',
Ulli!« », 8., V«r!»l< von Ulw ll«nä»I.
L!»»n«s!»»3»i, I^nu,v, x«!», OrlMü I»vu«n. ?i»u
Zs»o!(!!»»»' L0!>v«s»»l!»n»-l.»»>K<»!, vloiiobnt!,
Hul!^:«, ^u^,Io,ncinb»u<i. u«ft ll —15
I<e>Mi?. KwilKoi>f öl I!!lli«I.
ll,!», lslix, Ui» /um lü,!>/ ^«trvu, Li^»»>u,!!,'
lli» »»!«»« 3o!>s>N. I!!u»!lilt von <!>!!> ?r",z«t«n
Di»t« I^wl«nu>3. 8tut»^»lt, ?»u! Koff.
H!«inmio!>»!. I^oipli^, ü, Ivietm«)el,
m«!5!«l, <!iimm, Iiilmniin und lloldiuck,
Ision,
von ÜU!HlI8 llon ,Iui>n »IN 29. Uct,,o«r I?»?.
ü. I>ior«on8 Vei^ll^.
tn»»!!«»'!!, llr. I^lu»t, sonlllSoüunll'Iisüzpilc'l,'«,
unä XIt«l». LtuttMlt, ! »ll Xrndb«,
fi»0ll«l, In. ^V,, ülinnsrunzyn »n ^un« Wolzn-
^«il^!o. Rin» Zlis!»u«»»nl, I^«l>«l««»^l, init
»«n«n, »lit I>nNl»t, 6ni!>», ?r.H, I'ertb»»,
Kin>I«i^»!l, ziit 5 loino» ?l>ib,illlokbil(l»rll
von ?rok«««ur 0. Osswldi,,,;«!, 8l,«!^»ct, ?,
L»!!«s, ^., lli« ^niztonunx H»l ^icniwllwnizcnon
LUIlonusu, Din» <3«3«Kiouw H« 2»u!lun»t
Nsü«!e!», ,Io>i«l, ^Vez«ii«n. I»«» Llülwr. Avoit»
'«rmonNo ^ull»U«, L«lliu, Nion»lll ^Unullni,
X»»», Ol. <^«X»i von, vi« Lnt^icKsIunü ä«, llneli-
8«»«rb«« in I^«ii»iz I^inli^. <>, H«i«Iul,
X»«», N, <>.,(i»«<:nionl« H»l 8il«n3i»<:n«n K!»»!»r
in <!«l il»lli U«i«««n und UKol!l>n»itl, üoln»,
Xslm», I>. U,, 8e««nui<, HK«i«!»uKou, Vilrod«,,
!!!»»s, ^Ikr«,!, lv,mix UtloK»r« Nlüclc und Dnä«,
?I«V!»g,
l.,1,»«»!!, H,,, <!o«lll« »!« ?»<1»F0^. Ul>II« »,/^.
l.»v!>>, 1!,,, 2ul 1'i»ß» H«r LUlloiMscnun^,
l.«»»si», V,, lli» liunüt H«z I'»»ni»n!i!«><eu«,
8<nttz»it, >I. Ü, ll«ti!«r^«n» LuLnli!in>»uu^,
»,ns»n!,,!«i, llr. «., unä lli, ^. «UN,«»,»,
>i«!l!»«i!>i, ^,i»in, L«i»«!>lni«r (ll/i»>i^). V«I<«»
i: Nl!rl«i.
H,!tui>!>, ^. 0. lisIior.
>>!>s»><», llr, ili^'u»!, HIt-H«i!>^l«n. ll»u»«r!>
X»x«>»» ?s»n'»s!lu«!>»n ^»L für »Nix« KWHei,
ionn, v<,ltl»l;, I^»<IN«. ^, ll. <I0bi,»räw
^ukilllum« .Vuüx»l<« /ul INUMli^on llnn ,iu»u-
Huksünlun^. l« Mnä«, lHinN«, 'Inoocioi
N»<!«!<l, Uz«ir vn„, !I.v»«>n, Iiullüm, Lorlin,
IV, ^»Iirz, L»n<< 5 > 8tntt!i»it, ^. lin^olnon,
N>!>!>»st, ö. <K»tn»nu» iüw!i»»un!, X»u« Xovnlion,
ll»»»»»»'», ?. X,, H»!>z«»»n!!« 8cnnlt«u, XXII,
ö»i«I, ^I!«li>»n>I I^«ulo, Vi'isu, ?«3t, I.«in2ii.',
H, N»rt!«b«n« V«r!»!,',

-U4
Nord und 3üd.
1^!^^, vsutsoiw VeiI»g«-Hn8t»I<.
3«i>»f!>»ll!>», Hciujl, I>»r«zlill, Kin Uolliii« N«-
iliodt. I^sipÄ^, VVüdüIm ?li?<IIio!>,
>I«l ^»it unä >I«l linllu»«, üoiün, V?»!I«l ^
?«!>;«, 2v»il» 8«ii», ü«!t 13) IIlui>Kur^,
^. ?. Motiwi,
^««»llliuolt, Dn»>!«n M«I Il«ii»il;, i^, l>!«i«ui>«
8»!t»», Hon«, l^ill Iii«!>««ll>iI>Iii>il »us 8od!<»z
!inri«bui^, IliLtonüeKsl !iu»»n. Ui««>l«n
8p!»»»>, Ur. i',, Di« »ri^cdu rsriaä» uuä >w«
/»«lüuH«. I>»>i>iii;, ^ildslm DisHiicli.
Ilüb«e»i!l-I^ie<I>!i, Uit «in«l HddüHuuz. 2«r!^>,
l i«»i>i!. I, U„ll, V«ill>lll, V»>!«!; von Hur-
^»» ä«m ünzl, von ^»Kob l«l«, Ullmduiz,
Ul<«l5, ?»» Ilub«« V»!<lmU!I«l l^illl»«! Uübuo).
27, ^iillli«? >«, Vuüi«»!!!!,). Huwnziit« ^u«-
U»uÄ, U»!!» », <!. 8,, il. Xi«m«i«r,
iinlllä1, H, vistlie!»,, ^»i! voezi!« <l. ^.. U,
No»««, N, 8oK<«!>»I, l>, Lürbni^ u, ^. I.lss. I,
Ijorliu, Otto 1«Z«!ll«i.
Ijidliozi, In«iilu».
Vu>«i,u!l.»m,!>»<!!! sili- >883, ^eil»z5t vnu 8i^i»ii,,!
«»!!»»!>, Wlll»«>», ^m 8u>l»>»r<«r 8««. Xov»!!?,
2»«it<> 8uri« U«ll l «> U»iubi!i^, ^, I?. üicl!<«l,
I»>l»!!!>s!N <l»i <H«»«!wlÜ!»li Mi DälillUÄ« ?u
I!«l!i», XXII. »lmä, ». »ü>I <, Uull, U»Iiii.
Reliigli! nn!«r veran<w«nl>chlei! des tz««uig»b«»,
vlü!» unl» v«lll, oon 5. Lchottlaendei in »l»5lllu.

tieini-icd 8ei6el.
2« wgr einer ^ener verregneten, UN.
gemütblieben 8ount»g«nllebinittllße, ä!e
»ieb mit einer gen-issen Negelmiizzig.
Keif, iibnlieb <ier Nigrilne, ein2U8toIIen
nüegeu, um nun vor I_?ebermutb 2u de-
^»breu. I7n<i geracie beute v?ar eZ clop-
pelt k»t»I. Hatten ^ir un« äocb bereit»
8 I»nge bei»»« l^e ällr^uf gefreut, in
froner >Vll!6^»nc!elung 6eu 8wub uncl
liu««, der «ieb 6ie ^Voebe über in
I^unge unä 8eele »uge»et2t blatte, üb-
anturnen, Xun v?»r äer Himmel zeit
trübem borgen gr^u in gr»u gemnlt
und unnufbörlieb trossäer liegen berad,
<ier äem I^»n<bnlwu böebzt ernünöebt
»ein moebte, un« aber gerauesu ^ur
Verzweiflung braebte. 2wei meiner
I>euuäe äebuten »ieb »uf äem 8oi,b«
berum, ieb, »I» Negit-er 6e» „Ver-
»»mmlung»z«>le»", begnügte mieb mit
einem reuiger nodeleu 8it2. vie Q-
glirren »ebmeelcten niebt, äie Unter-
b^ltung »tuekte, böeb»t«n» cl»»» »b unä
«u äie gei»treiebe Lemerlluug gem»ebt

wurde: ,,R» reenet!" ^VirKlieb, «»
berrsebte «ine böeb»t ßemütuliebe 8tim-
munir! D» K»m mir ein rettender l3e-
dlluke, leb bolte »,u» meinem Lüeber-
»ebr»nke ein kleine» Lüeblein und
LcbieKte mieb lln, obn« weitere Nu-
leitunll dilrllu« vo«ule»en. voeb d«.
8tie«« ieb bei meinem Auditorium llut
enerl?i3eben Wider3t«lnd. Od ieb st'?»
ec>i»t!l? lre«tört »ei, innen «uiumutbsu,
au» <3ewil3eb irgend eine» I^eibbiblio-
tbek3sutterillbriklluten llnüubören! Dl»«
teble l^erllde noeb, I^lllu werde «ieb
einer «olobeu Verßewllltilrunß silier-
»etxen! — leb lie«» mieb niebt «tören,
«ondei-n I»» mit etwll» erbobeuer 8timme
weiter, I'ortgozet^te« Nurren uud Nlli-
«ouniren von der ßelrneri«cben 8eite.
I)»» wiibrte etwll 10 Xlinuten. Dann
wurde e» »Ilmtiblieb «tiller, ieb konnte
un^c>8tört weiter Ie»en. Kilon weiteren
10 Minuten bemerkt« ieb, über dil«
Ijuen «ebielend, dl«» beide 8upbl>eeKeU'
be»itier die vorbei verworfenen (?i-
flirren «ieb wieder lcu»teekteu und
mit einem ßewi»8en Leblllren qulllmten,
Xneb einer bleiben 8tunde 8eblo38 ieb
dn« 2ueb, ieb wllr mit ,I^ebreebt
llübuebeu' xu üude. ,I^ie8 doeb wei-
toi", erseuoll «» llU8 beiden 8onbll-
ecken. Ieu fubr t'ort, Iie83 »ebbe««-
lieb mit »eblluer LereebnllUß mieb im
I^e«eu llblö»en, und 80 beendeten vir
,»us einem 8itü" die Lektüre de» l?rü-
neu liüeblein». ,D»8 i8t ^j», ein ßklnn
Kc!»tliebe» Lueb!" wllr all« 2wei»timmil5e
Ilitnei! meiner freunde. ,^Ver i8t
deuu dieser Ileinrieb 8eidol?" »Der
Oou«trueteur de» eisernen Dlleb8tuble»
in 6er ^»Kunft«b»!Ie de» ^nbtllter
Ü«.unnof8 2n Verlin." ,IÄ»eb Keine
anlernten ^Vit^e uud verdirb un3 den
Kn»tIieKen NndrueK <ie8 Luebe« niebt.'
,Kun 80 killtet, bi» ibr den viebter
weiter Kennen gelernt bllbt, dnnn will
ieu eueb von ibm mebr ersäblen,"
Damit lud ieu clie I^reuude lür den
nüen^ten ^bend wieder 2U mir, und
«ie »enieäen von mir mit <ler Ve»
»ienerunß, «ieu l»n^e uieut 80 nräeutizr
nütellilllten 2U ullben. Dll» ßrö88te
>Vunller »der wllr ent«enie<ieu, äll«8
8«ßllr meine uillige Oißilrre lll8 f«.mo«e8
Killut uoeli t>e3ouclere HHerllennunlr
fllNsl.
vll» ulltte mit «einem 2llnber Hll«
Kleine Lucii ßetulln, Könnte ieu mit
^nlelinnuß lln Heine »ll^en, wenn e»
mit <le»3en ^VeItilU8eulluunß llueb nur
eine ^uuunß von Verwl>uät8enlltt niitte.
— Dilnu uilbeu wir 2unilel>8t nu8«r«
,8ei<lelldenäe" eiu^erientet, clie 2u-
nörer8enll<t verßrö83erte 8ieu, wir woll-
teu «.neu H,näeren clie ?ieiicl« «rönnen,
äie»e brnenten wiecier ^nclere mit,
nn6 »o bildete 8ieb Illlmüblieb eine
Kleine 8e!clelßemein6e, in 6er Nein-
rieb 8eiclel'» 8ebrilten lll» 6ll« Kezte
nucl nntrül?Iieb3te Llilir ße^en cle»
lieben» Ilnmntb und I7nver»tiluä —
ürtoll? llllr».ntirt — boebllebillten wnr-
<l«n. Linlelne ^Venäuußen wurclcn
in ßeüiißelteu Worten, und wenn
wiecler Jupiter ?Inviu3 unZere 8onntllß-
Nllebmittllße verderben will, «o trotten
wir ibm, «lebend, indem wir ,8«ideln'.
Denn Kier «ind wirklieb <3e3ebiebt«n
«riLblt, denen m».n niebt einmlll
IllU3ebt, nm »ieb über eine inü«3ifre
8tunde uinwkll^ubellen, und die micn
d»nn verßi38t, «onderu Kleine 8ti»leben
n»eb der WirKIiebKeit ße^eiebnet, die
mlm immer lluts Neue bervorsnebt, um
«ie von 1»e ^u I'llss lieber xu gewinnen.
Dl3t die wiederbolte Lektüre liisst den
eilrentlieben 2».uber, der in innen ver-
borgen lielrt, erkennen, vilber «ind e«
ilueb Keine Lüeber lür I^eibbibliotbeKen
und deren Abonnenten, 8ie würden

3ieb 3elb3t nnßemütblieb vorkommen
unter den dieKIeibißen, ,3pl»unenden
und intere83»nten° Nomllnen, Di«
8eidel'3eben 8ebriiten wollen niebt
blo83 ßele8en, 8>e wollen ßeno83en «ein;
ieb möebte 8llßen ßelebt werden, denn
«3 wilblt niebt !».nl?e, «o Kennt man die
?er8ouen KN3 der ßlüeklieben liindbeit,
den ßuten, lllteu Onkel, deu Doktor
Lllrteu, die 'lllute H^mlllie und wie die
lieben >len8eben llllle beiden möfreu,
wieder, uud mit innen »teilst dll» ?»r»-
di«3 der Xindbeit und fronlieben ^u-
ßend vor un»eren H.ulren wieder »uf.
Und ,wer i«t die«er II. 8eidel, wer
verbirgt «ieb unter die«em lillmen?', »o
bestürmten mieb die freunde l»uf«
K«u«, ,wo Kllm er ber, wo lebt er?'
^1« Antwort blllebte ieb endlieb eine
Kummer der 8eble8l8eben Leitung ber-
vor, die mieb »ueb mit ,K«.men uud
^r</ de« viebter« bekilnut ßemllebt
bkltte. ,Ne!nrieb 8eidel", 30 «ebreibt
dort O. Neimllun, ,e!n meeklenbur-
l?i3eber ?ll«tar3obn, wobnt »ebon «eit
lllnlren ^llbren in Lerlin. 8eine« 2ei>
eben« i8t er Inßenieur; die Oon«true-
tion der Ankunft»- uud H.bfllbrt8b«.Ile
de» ^ublllter Üllbuuole3, einer der

grö»»ten Anlagen in veut»cdland, rüdrt
von idm der. ^l» viedter i«t er gros»
im kleinen und niedt» ist idm »o fremd
a!» 6a« Küu»tlied Oou»tru!rte. ^b»eit»
von 6en Wundern der Metropole füdren
ibn «ein« 8pa2!ergä»ge dured die
8tra»»en, Oärten und ?ri«ddöfe der
Vorstadt, ^uf äein?rieddofe drau»»en
vor dem NnIIeseden l'dore 2vi»eden
den Oräbern von Obamisso und ü. I'.
H,. Hotlmann Kennt er sied gevi»» be»sei
Nu», a!» in clen gro»«en l'beatern un6
I'estloealen," — ,^IIe«2ugegeben, aued
6er Ingenieur, 6er un» 6ured l,ebreedt
Nüdneuen g!»udvür6ig gevorden ist,
»der varum bilden vir von d!e»em
viedter niedt lrüder gedört, vesdald dat
man idn uns vorentdalten?", »edvirrten
auf» Ifeue dietragen. — led ILedelte
und nadm li. Hrmand's Lespreedung
in ,^uf 6er Höde" vor, 6ie Erklärung
2u geben. ,Ls i»t seltsam, 6as» in
Keinem I^,»n6e 6er Welt »o venig
literariseber (3e»edmaeK 2U ünden i»t,
vie in Voutsedlan6, 6em»elben veutsed-
!»n6, 6n» 6er Weltliteratur eine ganüe
Iteide 6er grössten koeten gegeben
bat, W»dren6 in ?rai>Kreied, önglan6,
Italien, Iiu»»Ian6 ^e6e» eedte 'latent
sofort Leaedtung un6 Würdigung findet,
»ind e» in Veut«edl»n6 6ie mittel-
massigen Tutoren, «lie »tet» aus Kosten
6er be6eutenden un6 genialen (3IüeK
maeden. Der virkliebe viebter ge-
langt 2vi»eben Nbein un6 8pree er»t
naed »einem l'ode 2ur verdienten ^n-
erkennung, »o var e» 2U Leiten (Hoetbe'«
un6 8ebiller'«, vo ein Kot^edue, ein
Lafontaine un6 Vulniu« 6ie Lieblinge
6e» Publikum« un6 6er Kritik varen,
un6 »o i»t e» deute, ^ueb Ileinried
8eidcl gebort nu ^enen Tutoren, 6ie
noeb viel 2u venig Würdigung ge-
lunden daden, 6ie noed immer niebt
genug gele«en Verden. 8«i6el dat alle
lene Elemente in »ied, 6ie 6en virk-
lieben viedter un6 6en guten Lrxädler
macben un6 2udem 2vei (Haben, 6ie
gerade dei deutseben Tutoren ungemein
selten »ind, einen »ebönen, ta6e!Io»eu
8til un6 eedten Humor, Wer 2. L, 6ie
<3e»ebiebte von I^ebreebt Hübneben
lesen Kllnn, odne unter l'dränen von
gan2em Her2en 2u laedeu, 6er In«»«
»ied sofort degraben," lfun, (Hott »ei
Dank, virgeborten noed niedt 2u 6!e«en
1o6e»ean6i6aten, vir datteu unter
1'dränen «elaedt. Wenn 6er viedter
un» ,»u» 6er lleimatd' 06er ,Voil>ta6t-
ße»ediedten' ei2ädlte o6er ,^orin6e
uncl an6ere Ll2ädlunlren" un» dut, daden
vir idm 6»nKdar ßelausedt, vie vir e»
»eit 6en 'lassen 6er Xin6deit, 6a
Hlüttereden un» in 6ie >Iäredenve!t
einfüdrte, niedt vie6er ßetdan daden,
>l. I'ro^au »cdreidt über »ie in 6er
Xational2eitunss: „^Ile daden ein <3e-
mein»»me»: 6ie ^läredeustimmune, vie
ied e» nennen möedte; alle »in6 ein-
faed anßele^te I!lumen»träu»»e, 61«
niedt mit vradt 2u»»mmeneebun6en
»in6, »on6ern mit Lin»en, Wenn eine
l^>iebe»sse»ediedte in 6ie»en Nr^ädlunßen
»pielt, »0 Kommen 6ie I^ieden6en xu-
»ammen vie im >liiredeu. Xnelxlem
ein medr »edalkdafter al» ßellidrüeder
vraede erlebt i»t, umarmen un6 Kü»»en
»ie einan6er, un6 ^Vlle» ist ssut, un6 sie
»in6 6i« ßlüek!!ed»ten >1on»^den auf
6er Welt, >u <3eI6 kedlt e» idnen nie
06er sie daden 6oed »0 viel, um 2U-
frie6en ledeu 2U Können. In 6em Wesen
6e» viedter« liegt 6ie ^eißung un6 6ie
?üdißkeit, 6a» ttemeine un6 Uässliede
im lieden von »ied ad2uvei»en un6
au»2u»edlie««eu, uu6 6»» ßiedt seinen
viedtunßeu idren eißentdümlieden <^!>a-
rakter. vVa» einmal von 6em Wi6er-
värtißen 6raus»en 2U idm dineindliekt,

vei»» er »0 mit Humor 2U nedmen,
6as» e» niedt medr adstösst,
80 eleiedt 6as lieied »einer vicdt-
Kunst uein liosenßarten 6er 8a«e, 6er
mit einem 8ei6enfa6en ßegen l. ndo!6e
un6 IIndoI6e» eingedeet ist, 8o!l niedt
ie6er, 2um»I ver sied vedrei>6 un6
Ie!6en6 mitten im llässlieden un6 fte-
meinen stellen mu»s, »eine?reu6e über
6ie»en »»uder einßedessten frie6Iieden
(Harten dnden, in «eledem 6ocd, vas
ßellüsselt ist, leicdt von 6rllU8Le>i din-
elukomint?" ven „?oet 6e» (HlueKs"
dat 6arum Lrnst Weed»ler in 6er cleut-
»eden Itoman2eitunH ßerl>6e2U unseren
8ei6e! denanut. ,,vie meisten de6eu-
ten6en I'oeten, 6ie un» erstanden,
»cdvinßen »ied dinad ins lieied tiefer
OedanKen, dören 6ie ^ammerrufe 6er
^lenseddeit und verkünde» da» I^eid
der Welt: dl>» HnßlüeK der Völker,
da» Wed de« Dinxelnen rindet dei idnen
ein bedeutsame» Dedo, Ku» dat aued
da» 8t!efKind der Lrde, da» (HlücK,
einen Verkünder gesunden, und der-
Wenige, der »m Vordandensein der l,u«t
und de» frieden» 2veilelt, greise ge-
tro»t naed den Werken U. 8eidel'», de«
I'oeten de» <3lüeKs!" I?re!lled vodnt

-^ 4
die» <3Iü«K uiebt auf den 8tra»»«n der (3ro»»»tadt, bier bat es der I^ärm und der Dgoismu» der »leb drängenden >Ienseben vertrieben, es «ucbt die Vor- »tadt mit den altertliümlienen Häusern iu blübenden (karten, die treuberüigen, eiulaeben ^len»eben, die aber den 8ouuen»<:Kein im Herne» tragen, auf und nimmt freudig an ibrem ^lisebe ?Iat2, »o dass die ,?e!IKart«ti'eIn mit Hiiring", wie bei I^ebreebt Ilübneben's Weinlese, besser munden, als die Kö»t- liebste I'astete. Die .Vollendung iu der LesebränKtbeit' ist die 8ignatur der 8eidel'seben Lrnäbiungen, sagt?aul 8ebütüe in der, (Gegenwart", die eige- nen Worte des Dient«!-» benutzend, ,^Iit derselben H^nmutb, mit weleber er un» etwa den Zauber der Daeb- »tuben- uud Lodenpoesie ausmalt, ver- senkt er sieb !u die Letraebtungen einer blübenden liuseuranke, die im Morgenwinde leise vor »einem ?en»ter sieb wiegt. 8ulob ein ?oet Kann niebt Pessimist 3ü!i>; die Xatur wird kür inu clor Jungbrunnen, iu clem er sieb immer wieder gesund badet. 80 bliekt 8eidel frub und m!t Kiudliebem H,uge in die sonnige Welt binau», und die 8c>nue webt ibre 8trableu aueb in »eine stillen üesebiebte» binein."

Klan bat »ieb daran gezäunt, die Diebter ungefübr wie die kdausen 2U elassiüeiren. Weleber 8ebule, weleber liiebtung gebort er an? 2 8eidel bat mau in Verbindung mit >Iean I?aul, 8wrm, 8tifter, Iteuter, wobl aueb mit 'I'beodor Uoifmann gebraebt, Nauebe ^üge eriuueru »neu an »eiue >lei»t«r. (^iebt er ^a selbst in, 6»»» iun 8torm, gleiebfalls ein Xind und 8änger der rleide unc! der Ostsee, duren »eine innigen und »innigen Xovellen Zuerst angeregt babe, ITnd wie lein, fielen 8torm, «<,uiI6ert er ciie Heide: „Die Neid« i»t ein Uiiäeueu iu br»,uuem NettlerssLwllulie, an äer 6ie ^Velt »eut- I«» vurullei-zenreitet, nur wer »ie nLuer lli!5onaut, »ient »n» dem «erri»»euen I^umnunßowkuä äie keiueu <3Iieäer der- v,,i'»<:n!»!,neli>, inu triüt »u» 6em »nun- verbi-knuten <,e»!eut 6er tr»nmeri»ene Uli«!!, cler äunkeln H,u?en, die voll »cuüenterucr 8euonueit lilnä.' — H,der »II clie 2n»llmmeuLtnIIunß6n mit ium ee!»tiß verwilnciten 8enriftLteIIeru, llll e» XlI«Ii8^iür«u uuon ^uliliuißou nud ßlel- euer ^uff»»3uuß u«wei»t »m üuäe uoou uur 6»» Nine, <i»«3 wir e» bei 8ei<iel mit einem vlenter ^u tnun u»den, 6er jenen euenuiirtiß xur 8eite »tent. ^V»» ium mit 8torm uuci üeuter, mit 8tilter und llossmluiu ßemein i»t, clil» i»t uiout» Rudere», »I» die eente, weil uu- ßel^iiuztelte ?oe»ie.

Diese I?oe»ie »nieselt »iel» »ber »neu iu »einen (bedienten ,IävIIen unä 8euer2e- un<i ,LI3tter im Winde' wieder. Die oe»t«n von innen er- Innern »n unser« Volllzlieder und an Unland, der dem Dieliter besonder« lieb und wertb ist. Xuweilen I»ebt er »ueb mit dem 8 eb eitel'»eben uud ü«,um- bs.eu'3cben Ilumore, Illlumbaeb selbst »abreibt über »ie und die DriLnIunßeu 8oidel'» in der „Ivölniseben 2eituuF^.- ,^V»» ver^lmßeu ist, K^ainmt bekannt- lieb niebt wieder, aber ein 8tüe!teben ßuter, alter 2eit Ii»nu»t du dir, lieber I^eser, leiebt berbeiüaubern Vertußsit du uiebt über einen geblümten 8eb!»f- ru«K uud eiue <3eisblattlnube, so wau- dere in eewöbuliebem H^nnuß biuau» in den VVald oder in den 8tadtnarK, und da du a!» eedildeter ^lanu de» alteul^leister Voss IdvIIen bereit» Kennst, »0 »teelle in deine 17asene ein Väud- eben IdvIIen von Heiurieb 8eidel, »nebe eine sebattiße 2anK und lie»,' Vnd

weiter, ,der Lr^äbler fübrt uns au»
den ßeräuseb vollen 8tra»sen der rlaupt-
Stadt dortuin, wo die letzten Häuser
»tebeu, wo iu stillen Oärteu balbver-
borgen duktile Llumen blübeu, wo
alte, vereinsamt« Anaben ibr« Läum-
eb«n veredeln, wo »enöne Xinder von
iinßstlieben Tanten bewaebt w«rden,
wie die llönißstoenter im >läroben von
der Walds««, wo iunß« Xünstler d«n
süssen l'raum der l?n»t«rblieb>ieit trau-
m«n uud senlummernde Dornrösebeu
von der I^iebe waebßellüsst weiden'.
D«r wunderbare (karten der?oe»ie ist
auteeseblo»»eu, tretet nur ein. In einem
^s. 'IrHan gewidmeten Oediebte eriäblt
der Diebter von «inem lileinen gemein-
»am erlebten H.beut«uel, unbedeutend,
»ein Hiebt» -,- beliiebelt wobl von I^lan-
ebem, der'» v«ruimmt', »und dennoeb
möebt' ieb's missen uiebt um Oold'.
^Ver eiumal 8eidel 2ur Hand genommen
bat, der wird ibn aueb niebt missen
Können, selbst niebt um üold^
-»385^

R,u6o1l LaumdacK.
Hu clur 8tr»83e 2«i8ei>en Weimer
uuci 8taclt lim ließt mitten iin r»ii8eneu-
den I'nuriiißer 'I'»,nueuf«r8t ein tlluine»,
»elten vcnn 1'ouri8ten de8uekte8 8tilät>
eüeu, Xru,nientei<I, in >?eleuein Huslluß
cler vierüi^er »llldre »i« Hr^t ein I),-Illuni-
dllun tüliti^ ^v»r. Hin H l>eu<! de« 28.8ep>
teinder8 l«41 ulied der8elde, ou>v«ni
ui^n iiiu I)L8tiinuit 2ur ße^vouuten^Vi>i8t>
pllrtie erwartete, nm 8t»inrnti8eue äe»
rlonnr^tic» en8tül>el!en8 iui 6»«tuole, 2ur
I^iu<ie cxler »on8twie änm»>8 den«>nt,
uuverllutvvurtüen IllNße au». I^^ztor,
I'u8tmei8ter und HpotueKer ßrullteu,
llder dilKI 'vieli cler Ilninutn deiu Hu«-
lnueu uerxlielier ?re»<!e, al8 ller l>e-
uildi^e >Virtl> llie Kunde drilelite: ,Lei
I)o!^to!-8 i«t vor einer lmlben 8tunde ein
»lunße »»AeKamme»,"
,Iiu<IoIt'Ij!Uiindlleil', v^i« der Iviwter
den neuen lirlluielikelder bueüte, ee-
rulite jedueli nur 2v?ei ^unro l»,nß den
Ort »einer 6eliurt init Kinderße8el»re!
llu beßlüe^en, K»,uin «euer llut den
Leine», l>eelld er «ien »euon «,ul«
W^udern. 8eiu V«,ter vllrd »1« Ilus-

medillu» n»en ^leinin^en verseht, und
«o ^oß ei e» denn vor, inn 2u neeleiten,
um »eine 8tudieu in der ßrö»»eren
8t»,dt 2u ue^iuueu. Doen eilten die»e
^venißer dem ^LO de» ersten I^eseouene»,
dn« vorn »ut dem 1itelb!»tt« einen
Ililnnen tru^, oder dem Linmldein» »ul
der 8en!efert»iol, sondern dem grünen
>V»Ide, der freien Nuttn»n»tur. I^ieder,
lll» lllInoim llinter den Viieuern und
»»fdem 8e!iull?liidielieu,«»»» der rvnatie
l>m >Vie«en»dn»nß, dem 8ummen der
Küfer und dem I^iede 6er Pinnen
lilux^l^end; Illß er iin V^'lllde und lies»
»ieli von ijucnen und 'I'ilnnen <1ie
Kliirellen vom Xeeli, von den >Vient>'!'
miinnilien l>der von 6er >Vnn«e!>lrllu,
d,r ßüti^e» Wlllclfee, erniililen: und oft
5»n« der Illlel, den 'lriiumenden in
^<l>!ummer, den er»t reel>t»cnön8 Ililder
d>l»'Ilü0ße».
Voll «iilnr »el>üi>(>» lju«Ile»!Vi
VVu« »der nnver»t».»den Idieb, dll«
vu»»te dlllicim die >l»tter xu erßiiüxe»,
„l>ie ist eine t'eiußeuildete ?rllu und
besitzt «in u»ßc'völ>»liunes r^rüüuler-
<->Ie>>!'°, i>erieutet in spütere» dllnren
d,'r Dicuter «elu«t von i!>r,^
^„ »>ni»«r Nuttsr llliili!
Kio I>»mpe <!ü>>t<>r uro»!,!«,
tl>>6 Iliütiz;« <!u»el>irl>tn»
Vom Iii«ü«n uuä vom L^srß;
V!»I s«liui-!li« vrllo!,o»
^»l i!l!,ün> t'o!« de« ,>ol>«li
D!n lvöui^ztocnter ?.»rt;
VV!» unün «i» lllrt «rvorden
8o leden «io »o«n !>«ut,'
' »«In erii^odr. ». 's»!!«,!, ll. 2.»«.
^Isu »neu nier u»tte die >lutter
inrem 8onne ein ssut 8tüe!t fron' ll»tur
und I^,ust 2iir llldulirun^ ße^eben,
velene die <3e1enrten»enule mit iure»
»enteren <3e»cnut2eu de» ill»«»i»enen
I^tein» uient ^u verkümmern vermoelite.
„Lelcümmert «2»» ien dein» Oorneliu»
Xepo» und >luk die Vliitter mllnene
Xünrerann." Vilkür vurden die üüener,
der Aumnt vor»n, verüentlicn bei 8eite
ßevorteu, »odilld die V»elu>x Illun; der
»enüler n»nn> liünxel und 8t»d und
durenxoe lcreu2 und (zuer »ein Neimlltu-
I».nd. 6ie ^»rtdulss, »ut der einst
I^utner l!ln 1'eulel nnt dem linteni»«»
dellünipfte, üli»ildetll Iio»en und 1'llnu-
l>l>U!<c>r I^orneeren I>r»,eu; der Hörgei-
d»rzr mit »einer 8llge, der liennstieß
init «einer (leüeuiente; d»« Iiet>Iiene
8e!>wllr2»tu»I, <Iie Ve«te Ooliur^ und
endlien die ItudolsourA, die 8«un»uent
de» Ilünitißen8tudenten, »ie wurden und
iilieuen ilun liebe und vertraute freunde.
Und dlum It»m die 8tudenten2eit,
die diünende, ssoideneXeit de» Lur«cnen-
leden»! In vollen Außen u»t L»umd»el>
«ie ß^»o»»en und mit vollen l'önen de-
»nn^en, »der nient, d» er »elb»t d»»
»eli'Vllri'Vei»» rotlie Lilndderl'Iiürinßer
tru^, »>» er üu I^eipöiß, Würxburss, ?rei-
bur^ und rleideloerß nei«z!^ (,uliegill
sie^uenlii-te — denn er ivu»8te de»
Irenen» lernst de» lieben» I^>u»t lu einen,
>vie »eine Promotion üu lieidelberß de-
wei»t —, »ondern er»t, »l» u»el> lie.
ei!di^ter8tudienxeitderl!-önliei>eLur»el,
ssereitt ^v»r, lll» er die Vornereitunl?»-
xeit üum X»turfor8ener, vie xum Niedter
mit nie ratendem Nifer ünerwunden
liuttn. Die Lriunerunß »ollte «r»t d»»
I^i<<! ße8t»Itou. Denn»
XVo»,l um il>» der »u» srunsm KrvlH
»^ur m»j; K«»i,>ß«n <Is« Wll!6»« ?r««!l>t,
>V<>n» um in« ai« Liium« r<lu»o!>on,
>Vl!>,> t»>r un<l U«ri! >I«m I»ut?n 8ob!>lß
Her Uru8«el u>>6 ^M5ol I»u«c!i<!»?
8u >»nß» er im ^»»»«nlxlum
>V«,i>i> Nm «r^reisot >l»« ljel>u«n,
<j»i!It »u« u«r Lru«t «iil neuer s»uz

5
80 wartete aueb üaumbaeb erst,
„bis 6»»« 6ie 2eit verflossen, in 6er er
6e» ^ugen6glüeke» I^ust in vollen Lügen
genossen"; erst »I« er, wie 6er D6el-
nnk im üauer, ins 6umpfe Hau» ge-
bannt ist un6 in „»einen Xerlcer" 3er
Lriunerung 8onnen»trablen «Irinnen, de-
ginnt er vom >Vein, voin Grünlings-
grün, von traut«! I'reun6e»»eb»ar, „6es
»ebläger» leuebten6er Xlinge" u»6 von
„6unltlen ^ugen" xu singen. Denn
»Losingeu will ieb mein gan^e» <31üell,
wenn ien verloren es babe!"
Die besten 6ie»er I_,ie6er »der trug
er beim von »einen Wanderungen, 6ie
er »I» 8tu6ent un6 »I» junger örxieber
mit»einen2ögli»genuntern»nm.L»verlls
Hoebalpen, wie 6er märlüsebe 8a»6,
6ie Hünen 6es Niesengebirges, wie clie
rebenum!trän2ten libeiuuker, 6er llarx,
wo Xaiser Heinriebs Oeliebte ibm von
ibrem I^iebeslebeu erxäblte, un6 er
mit 6em wi!6en öliger uäebtliebe» Oe-
läge bielt, 6er Dünen«tran6 6er 6eut-
»eben 8ee un6 6ie 8al2burger Verge
babeu ibn niebt mi»6er beberbergt,
wie 6Ie blütbonsebweren Itosengärten
6er »tolnen Lv2»,n2 u»6 6ie 'lbäler
l3rieeb«nla»6s, u»6 2um Danke sang
er innen «eine I^ieäer, 6ie „I^!e6er 6e»
fabren6en Gesellen", clie „I^ie6er von
cler I^a»6strns«6", 6ie „8pielman»s I^ie-
6er" un6 „I^lein I'rübiabr".*
Nieser „fabre»6e (Geselle", cler frei-
lieb mebr „auf 6er I^an6»tra»«e" als im
llürsaal2>I <in6en ist, fübrt ein Lauber-
»prüebleiu bei »ien, 6as ibm über alles
Ileise- un6 I^obeusungemaeb binweg-
bilft: „clie Nelegenbeit beim 8ebopf
bab' ieb gelernt 211 lassen!" uncl 6ns
süebeimnis» »eines ?robsinn» ist 6as
>Van6eru selbst: „Drum willst I)u an
cler ^Velt Dieb treu'», ^m besten
wircl's von oben sei». ?riseb »uf!
Den ?us» gebobon! I^as» lintenfass
uncl Lüeber rub'n uncl Klimme in 6en
I^ägelsebub'n I^aeb oben!" I,I»6 so
wa»6ert c!e»n aueb 6er DIebter Ia»6-
ein uncl lanclau», 6ureb alle Iteic'be uncl
clureb alle Leiten. Heut' bat er I^ust,
ein paar ^labrbun6erte rüekwürt» 2U
wannern, 6» wirft er sieb in mittel-
alterliebc» Xostüm uncl ixt auf cler
I>»»clstrll«se unä im >Virtlisnau» bei
' I<I«<!«r «I»»» n»!>r«!!i«n Ne«el!»i>. I?.
I^I«6«r ^«n <I«i I^»n,!»<s»»»e. «. ?»u»on<1,
». «
8pl«I»»!>n,IIo,I«r. Iv. I»»»!!n<I. F. I.—.
cler I^inclenwlrtbin in »eb».ttißei I^»ube
ebenso clllbeim, wie morgen unter ebr-
b»ien liatbsberren im Lremer Itat»»-
lieller, clenn „clen besten ^Veiu im
6eutseben I^»ncl, 6en bat 6er Natli ^u
üremen". I^nclsllneentliecl unä ^linnu-
s»»ß ist inm in ßleieber ^Veise ver-
traut. Lr Ilennt 6ie alten cleutselien
8ta6te, cleren 8taättbor sieb punktuell
um IN oder ßar sebon um 9 Iinarrencl
seblos«, mit inrem Lünkteleben unä cler
ssuten, alten 8itte, 6i« einen lc^äftißen
^runk niebt verwebrte; er streitet mit
im l'urnei unä bolt sieb äen?rei» im
üinZelsteeben; clie lanF^öptiße >laicl
»ebwinßt er unter cles Dorfes breit-
ästiger I^incle uncl »it^t äann enrsam,
aber 6en 8ebelm im Naelcen, beim
Xlosterbruäer im llüblen üeleetorium
06er nueb lieber im blübenclen Losen-
earten. Dann wauäert er wiecler im
vV»I6e nnä pfeift cle» Amseln uuä
l'iulleu ibr I^iecllein naeb; pbilosopbirt
mit clem liabeu, I»»»t von 6en ürH-
männleiu sieb clie reicmen 8eb»t2e
«eieen, clie er leicler niebt einsteelien
clart; plauclert mit cler Xiie am leieb
uncl lernt »0 nebenbei clie 8pr»ebe äer
Läume uncl 6er l'biere cles Waläe».
Ocler er erlllinunt 6ie bobe ^,!m, poe!>t
an äie 8enubütte, seblinßt seine» H^rm

um äa» Uiecler äer 8ennerin uncl ^oclelt,
wie ein ^lponbursene, vorausgesetzt,
class clie 8ennerin al!e!n ist, 6onn
„^Vennbei cler 8ennerin weilt ibr8ebat2,
Ist <ier Tourist niebt reebt am ?Iatx."
Dann »elileiebt er bei 8eite uncl cliebtet
wobl für »ieb eine ,,(^aräinenpre«ligt"
06er bliebt ein Irisebes Xweißlei»
„Nll^ia»" für 6a» ,,6aucleamu» für
Lerg»te!ßer", 6as für clen gewöbnlieben
IVlen»eben, 6er niebt ^Ipenvereinsmit-
ßlie6 ist, in 6a» „l'rüb^abr" uingesetxt
wir6. Darin erkabren wir encllien, „wo
Nartbel 6en Nost bolt". Denn 6l«
Nebeimste wir6 6ein 8ü»ßer Kuu6: <ler
grämliebe Xöniß I^aurin muss ilim
beiebten, wie er vergebens als altern-
6er Xarr uin 6ie blübencle ^im<I6e von
8te^er gefreit; 6er fromme Lreinit 6ark.
vor ibin seinen VV^eiuKrug niebt ver-
sleulle»; 6er ^lat^ielwurm xeigt sieb ibm,
aller6ing» nui', um ibm xu <°!emütbe 2U
fübren, 6er ^l»nn ist niebt gebaren,
frei 2U sein. „Druin »ubmiege wüllg
Dieb ins ^oeb; ?rül, 06er spät, Du
inusst e» 6oeb!" u»6 t^nxia» selbst er-
2äblt, wie er 2um Llübeu Kam. ^ber
6e» I^ebe»» ungemisebte ?reu6e wir6

Keinem Ir6iseben, »singt in 6en ^Ipen
niebt, 2U l'beil. 2wei bittere Iliaeen
bringt 6er viebter beim, VI« eine
betriüt ein« ßar »ebreekliobe, epi-
6emisebe XranKbeit, 6i« Viebteritis
»Inina, 6er er »elbst verfallen muss,
un6 6ie an6ere igt 6e» leulel» H^ntbeil
an 6er seböuen (3otte»uatur, 6er in»
„dienen ?Iammenßlan2e einen ^l»nn
ersebuk mit 8ebw»lben»ebwan2e, un»
2um I^ei6 un6 grossem ^Veb — auf
Wäliseb beis»t er Hotelier", und Nines
suebt er aueb in 6en H^Ipen vergeben»:
überall blübt „Mannestreu", uu6 »1»
6er >Vau6erer »ebliesslieb 2orni? aus-
rult: „Oiebt'» cienn ßar Keine ^Veiber-
treu?" antwortet Ii,n2ian, 6er alte:
„Din Karr mebr klagen Kann, »I» ibm
beantwortet 6or weiseste >lann."
Diese ^V»n6erlu»t, 6ie»er ^Van6er-
»ane s!n6 6em viebter treu bis beut«
geblieben. Der 45Mbri^e ist 6er eil-
ri^«te ^InenKlubbist un6 6er lieben»-
wür6iß»te Iiei»eKamera6, 6en man sieb
6enKen Kann, Kaeb »einer l'bätißkeit
»I« Dr2ieber un6 teurer in <3ra2 und
1?rie»t, von wo ibn im Hoebsommer 6er
^nblieK6e» l'bermometer», „weleber auf
6reiss!^ im 8eblltten weist", in 6ie
Ler^e trieb, um bei »ebönen IVroler
Dirnen 2u veree»««», 6a»s er „ein 8ebul>
meister ist", bat Laumbaeb «ien „als
niebt» weiter, »I» 8obrift»teIIer" wie6er
in ^leinin^en nie6erßela»»en, 6. b. er
wobnt bier, wenn er niebt ßera6e auf
6em Wan6ern ist. Ifoon immer liebt
er e», statt in 6er <3e»«II«ebatt 2U ßlän-
2eu un6 um 6ie HuI6 besternter Dx-
«eilenden, 6ie ilanebem Nbr' un6 WüeK
braebte, 2U bublen, 2ÜßeIIo» in ?e!6
unä ^Va!6 borum2usebwe!ten o6er »tun-
clenlauß in <3ras un6 ^loos 2U liefen,
um 2u boreben, „wie ?ink' unä ^mse!
«feiten"! Wer 6em viebter »der 6»,»
ver6l>,<.'bte o6er ibm ßar vorwerfen woll-
te, 6!^>s seine I^ieäer allzuoft er2äblt«n
„ewif; ^leien unä unße»ebwüebt erbt 6er
Durst sieb <I»>r l^ermunen von Oesebieeb-
te ?.u <^e»<!b!eebt!", äer Konnte 6»»
8,'nönste unter clon ^,,^V»n<terIie6ein"
»icbt sslül>8en bllben, an» 6er lliebter
lui8 6«n ^Vlnen beimgebrnebt Kntte, 6en
8»nß vom ^^ „Xintoroß" unu 6en 1?riß-
lllvrosen. Die 8uFe vom 2I»toroß, 6em
ßolägebörnten ftomsboek, 6er 6en ewiß
ßiiinen Om'ten 6er „wei8»eu ?rlluen"
' w,n«I«r!I«s«r. IU»»tl. X»»x»>>«, z«d.
" 2l»t«r<>,. 19. I»»»,n«l. ». «.—.
»n 6en ^bKLnßen 6e» Irißlllv bebütet,
un6 6e»sen NoI6^eböru 6em Kübneu
^iißer, 6er ibn 2U tlillen vermöobte, 6ie
2»uberböble im Verße Laotin er-
sebliessen wür6e, ist ui8.it. Ver ßoluue
Hort im Lsrße Loß»tin w»r ».ber bis ».ul
6iesen 1»^ noob uiebt ßeboben, L»iim-
b»eb b»t inn 2u 'laße eetor6ert »l» 6en
8»n? wllbrer, ursprünDiebei ?oe»ie.
I?n6 6oeb ersebieu ibm selbst 6er
8»nß von 6en l'rißiavrusen ein Il»ub iu
sein, «in N»ub »n seiner ^ußenu^ebeb-
ten, 6em 8euönen 1büriu3erl»n6«. Nr
b»tte 6er Hlnen 8ebönbeit ee«um;en,
un6 6oeb „80 weit 6er 1üräeliF».rt«n
reiebt, üein I^»n6 6ir, meiner kleimatb,
ßieiebt ^n Monne un6 an ünre". Des-
bllib bot er, ßleieb82m »Is wollte er
6er 2urueKßß8et2ten Ileimatb 2«ißeu,
6»83 er 6oeb ein treuer 8obn iurer
rler^e 8ei, un6 6as» Italia, ÜV2»N2
un6 6ie 8ebwei2 umsonst mit ibr wett-
eiterten, 6en „kreunuen M' »m ^Verra,-
r!u»»" als 6es tabren6en Gesellen Wan-
6er^russ „Nrau IIoI6e".^
Wo 6l» Irwins r»IIt,
^»uente <l«r 8onnn 6oI<I,
^K«l irsuciiß iob t»u««I>t«
H,!pen uuä Hl«or«»ztr»i>ä
l°ür ä<« t»nu«n6nredr»»5<:>!t<!
HoräiHoKe Neimutlilziiä,
8rl>in«««r «2I1 ieli ullil lliürmo,

I>lln!l!«r ?ini«n 8ediriu«
I^nüKt miok immorkin »u» —-
HIü äiu >lnlmur3e!>!<>5««r
NiioKt miek m«iu V»wr!,»»ü.
Nil^dlmn <lurli« ie!> Ilnzun,
8e!,!lU>K un<I lilionfill'icl,,
t'rlluon wi« volle Iio»on,
lloppiß nu<i »nmutlirsiüli;
Lill« »Ksr unil No«o
Hin mied »I« lin»d«n im 8cl>nozz»
Dies ist 6er <3run6ton, 6er bereit»
6ureb 6ie I^ie6er 6es fabren6on <i<?>
»eilen ssebt un6 ^jet2t in „?rau rlo!6e"
auf» Xeue voIIKlinßen6 ange»enl»Fen
wir6. N» i»t eine einlllene Her2«n3-
ßesebiobto, 6ie »ieb in 6en l'bürmFer
' l'r»u ««><!«. 1». 1»»,«»«. ». «.—.

Lernen »b8pielt und un» er^iiblt, wie j
w«.bre Diebe nie erblinden Kluiu.
' ,,Nl>U' «iuin»l «in llriu«r 8«n8k«r ein«
Viru« «ieu «rkor«n,
Uns är«! !>louä»n vor ä«r Hn«I>2«it ßinß
««in Hußsnliont v«rlnr«u,
Dorn «i« !i«s» niout vnn <I«n> VIinö«n, 6«n>
»!« I>i«K' uns Ir«u« «enwor.
HIsn w»r» in »!t«n 2nit«n; n«nt« Komint
ä»» ni«nt m«nr vor.
l^lit die8em neekiseb »eblie»»enden
Ver»e ist im Nnsian der Inbs.lt der
„?rg,u Holde" Kur2 »Ki^xirt. „Um
diese» einf»ebe lbem» »bei", 8« «ebrei-
den unter dem 9. Dezember 1880 die
»3ren2boten, „r»nkt »ieb wieder ein«
?ülle eebtester, bernertreueuder?oe«ie,
^lle Verbüße des Dienten, die innige
Vertr».utbeit mit dem lieben der X»tur,
dis ^wineende und Überzeugende
poetisebe Xr»lt, mit der er >Ilireben-
uatte» und Ites.li«ti»ebe» voi8ebinil2t,
d»» bewunderunßswürdisse <3e»enielc,
mit dem er die »bßeerinene Diebtor-
»prs.ebe von beute dureu die »ltdeutsebe
Vulllspoesis »ulirisebt, obne ibr doeb
im <^or!n?»ten einen unbebaßlieben
Ältoitbümelndonl!oißo»ebmliell Zugeben
— treten aueb liier wieder glänzend
bervur. ,?r»u Holde' xeisst »der «u-
ßleieb, dl«» Ll»umb»,eb, niebt bloss
listige 8oielm»nn8weisen xu singen,
sondorn »u<'N kür 6»» tiol»te ^Vob dor
Nonsebenbrust die ergreifendsten löne
2U linden wei»8, N» bleibt dabei: er!8tein
gottbegnlidete8, diebteri8ebe» 1'lllent,"
ftllb der ,2Illtorog" Xunde von 6er
HipentbütigKeit de» Diebters, Zeugte
^l'illu Holde" von «einer Vaterland»-
liebe,80 bat er im '^„I'atbe de» lode»",
dem dritten Lpo», 1884 er»ebionsn, sieb
»n <lie Beantwortung der tiefernsten
?rago über denüund de» lodes mit dem
lieben gewagt und dieselbe, wie ?rol.
Kl88ner sagt, mit ,MeisterseKaft" beant-
bortet. Wobl liegt das bekannte (3rimm-
8ebe>läreben2u5runde, aber Laumbaeb
bat den Humor, der dort den <3evatter
Hein umkleidet, bei 8eito geladen, um
die tragisebo 8ebuld des ?atben ^n
erböben. Der 1'od, dem „ein "I'ronf^n
vom Htrom der I^iebo" xu l'beil v»rd,
tliulit mit dem lieben ein Lündni««,
indem er 8ieb eine« »rmen Xnllben,
' X»» «Kl!»». n«n III. A. «.-
" r»l»« 6«» i»««». ». I»»,«,»,!.
». 2
«eine8 I?»tbenKInde8, fördernd »nnimint.
Derselbe vird »l8 ^I»^in 8«iner I^iebe
und 8einem 8ebvure, den er in die
Hand de8 l'ode« »beeleßt, untreu und
«übllt sterbend 8eine 8ebuld, dem l'ode
trotnen ^u sollen; versöbnend lilinßt
die Diebtunß in den ^Vorteu »u»: „8tirb,
8obn! In meinem (Gürten rubt 8ieb'8ßut!"
Linin»! in den tieteu 8eb»,ebt der
deutseneu IHiireben und 8»ßen bin».K-
Fe»tießen, fördert L»umb»eb in »einen
„abenteuern und 8eb>vlinKen" <3o!d-
8tule »ut ttoldstute 2u IllZe. Lereits
im „1?«.tlie de» l'ode»" brlleb in
den einßWtreuten V»e»ntenliedern die
8»nße8>vei3e de» 8pielm»,nu8 nieder
dureb, in den *„H,benteuern und 8ebv?ün-
Kon" mi8ent der viebter I^u»t und I<eid
2U Kö»tliebem 1?r»nKe, Nr orsäblt »Iten
HIei8tern nileb, über die I^»oner2iiblunß
^vird xur Neudiebtunß, OlüeKIieber ist
'vobl nie 8eber2 und ürnLt xu b^rmu-
nisenem (3«,n^eu vereint worden, und
wie 2»rt und lein ver»tebt der viebter
im „6än»1ein" »e!b8t ein »n und lur
«ieb »eblUntrißesl'uom», vvieder^ußeben,
»o d^»» inm »He» ^n»tö8»iße benom-
men wird. Der (3eßen»»t2, den die
Dpen 2u den I^iedern bildeten, ist
in diesem >VerKeben eb«.rlllIterl8ti»el>
wiederbeleben. „vg,8 lanße Lllnd"
und „Uie ßestoblene l?eder", letztere

eine t^llelidiebtunß Loee»eeio'«, l«,»8<!»
erkennen, d»«» der t»brende (Gesell dll»
I^aeben noeb nient verlernt bat, wiib-
rend „Der (xrllf im ?<lul;" die treue
Ninne, wie »ie „?r».u Holde" weißte,
rübrend widei^nieFeln liisst „Der
Ilitter im Itliuebe" erullblt von der
Kl»,nne8treue und „Nllr!», und die
»lütter" von der überwindenden ölutter-
liebe. Im „XVilden" 8inz;t der Diebter:
„vio l'rnudo i«t KI»u, llor Hpsol rntli,
v!« LIätt«r welken unä K!oi>:!>«n,
Di« !>unt«n V^ü^u! ^viußt liio K,<tl>
/u w»nliorn un<! «u «troiolien;
Im leieliton l'e6«r!>«m<l«,
2wei treu Diebend» »neben ibr
(3Iüc!c »uf der ?Iuebt im ^Vlllde, ein
neidisen <3e»ebieK entllibrt den liitter
und umnaebtet »einen (Heist. KlllZend
»uebt ibn die ür^ut:
' ^!>onl«»«r »nH ^o!>^»!l>i«, »lt«n II«!!»!«»'!!
»»»Iiorliinll. ?. I»»»«>>6. ». H.80.

6 -
ll«iu I^ieb, v»nn K«I>r«t Du v!o6«r
Hus dl»u«r XVollisnbllKu?
^V»ni> r»u»«I>t voin <3I»ni^«8oä«r,
W'»nn Kommt m«in viI6«r 8env»il?
Hn6 6ie8 I^ie6, 6»» ein»t inr trauter
ßo»unßen, 1ö»t N8.ed Labien 6en ü»uu,
ner »uk 6em „Wilden" e«l»»tet, un6
«int 6ie siedenden »ut» Reue,
„^ülkommon, vilUcommon, msin viläsr
0 Ner««u»tr«»t, o 8««!«nlu»t!
!iun «c!>ni<z«n vir d«i6» vom Nlu-m»,"
Ü'rau Venu» »edi!6ert mit »üdlieuer
<3!utd die Abenteuer «ine» deut»eden
ll».udel»lieri'n »m eoldenen Hörn und
Iii»8t un» die ?r»ent 6«» Orient» mit
»einen berüellendeu, »der lill»enen
l'rauen in Nildern vor die H^Ußen
treten, die mit 8eniIIel»eüem 8olivunße
^eseielinet »ind.
L» IU»»t »ied Aut lllu»eden, venu »o
eriülilt vird. Lur Hdveen»Iunß er^änlt
der Diedter dlmu »uen einmal in?ro»H
^„Lrilidlun^en und Kllireden", »der 6»»
»ind nur in I?ro»I>, 3,ufßelö»te Oediedte,
Hier lä,»»t 8»umd8,ed, vieler »einem
Iieden8vürdi^en Humore die 2üße1
8<!nie8»on, venn er »ieu 2vei, 6, n. 6ie
Dummdeit und den Iloeumutn, iiudnu
Ili>>»t, oder mit rüurender Inuielieit Im
„VV»»»er der ^u?end" d»» I^iede»!eden
eine» einf^eden ?a»re» »enildert, dem
7.UM Danlce für eeleiütete Outtdat 6».»
Wnldvoidlein ein« I'IüHede aussen«!-
va»«er ße«cnenllt ü»t, Ilussiüelliieder
>Vei«e ^erdriellt der^Illnn, »l» er »einer
l'rlln n»ek der <3edurt de» er»ten
linaden davon üu tlluken ßeben viii,
die»« deiii^ »uf^edodene Nedi^in. Ulm
»eine ?r»u niedt aulxureßen, lüilt er
eine llüllere ?Ill»etie mit Lrunneuva8»er,
und »ielie, ein l'rnplen davon eenü^t,
»ein ^Veib «u Kräftigen. Die ^laseue
vird für «i'litere leiten nieder auf^e-
linden, und nun i»t «8 der Lude, der
deim spielen <iie >?In»etie «erdriedt.
Die Klutter er«etxt »ie in»ße!ieim «um
Halten >Iaie, und deide <3»tteu »uenen
vc>!»iel>ti^ ei»nncier <1en Netrnß üu ver-
iierßen unci ivniien nie «u?et>en, c!^»»
<>!i» llnclere aitere. I)ll» >Vll»«or 6er
^n^eixi eriliilt 8ie ^'» lri8ei> un6 ^un^!
Lüxl »I« «in endiieii n^en ^»uren ßeßen-
»citiss Keieiiten — bereit» »inn iure
iiincler vermükit — unä ä»8 >V»I6-
». 2.
>,li»!>!!in^«i> nni! >I»r«b«i!. «. L»>>>»<!NÄ.
weiolein «lut» ffeue den <3roi»«u sen
^ußenädrunneu anbietet, ä». leunen »ie
älmkenä »d; »ie »iuä fron, enälien 8.1t
»ein üu äürien, ^n« »ie di»!»er niont
«uße«ten«n sollten uncl konnten, „uuä '
6»nu ßebt e» »uen uiebt un»erer Lauser
um! LnIi«I ve^eu."
H,der »o viel Nr^LnIen m»eut 6ie
üenle troeiien. 2um (31üeli nört äer
vienter in den *„8«mmerm2ionen" von
einem „üoiiolä im üeller", der 2um
üntset^en 6er ^Virtnin 6eu be»ten ^Vein
iveßtrinlit. Weiliikluenl»«» un6 Hxor.
eizmu» tiellen nient», veil 6er de-
8e,nvöreu6e ?»ter einige» »ul 6em
Xerdnole b»t, 6H m»eut »ied 6«nn 6er
lilliren6e<3e8eUe mitsei Ivumpluienuuk
uu6 vertreidt 6en Üutwl6, in6em er
»e1d6ritt 6en ^Veiu vertilgt un6 «um
I^oim 6er ^Virtniu l'öeiiterlein uoen
»u»»er6em ernält. ^der 6«« 1?riu>ien
mu»» er »ion in et^2» «,de«vöunen.
^», ^'», 6er 1'iltlel'vurm u».t Xeeut de-
N8,1t«n! I7u6 von N2n un6 fern kommen
6ie lxäete ^opilssert, veii lieiu »n6erer
^Virtn 80 treiliien 2U eriänlen ^ei»».
Dg. n»t m»n iiim 6enu «uletit «uien
eium»,I einen 8ene1men»treien eriüulen
vollen, 6»^nit er wi»»e, vie ^ut ein
nerülielie» I^aelieu «um Leeuer p»»»e,
un6 »enielcte ilim 6en „I^ollllün^eißer
6er V^ieuer ?re»»«" vom I1./8. 81.
D»iin »tHn6 von »einen 8ommermLr-

enen: ,,V»S »tiililerne 8enlu»»', eine
uuer^uielclielie, »uf einem nä«»Iiol»«n
Volli»8^ubßn derul»ell6« Nrxänlum;
onne mvtni»elien un6 »onztißen Innz^lt.
1lu6el>en im W»I6e i»t ein poeti»ousr
IHnkuß, »ile» ?Ullnt»«t!»ene nier, vie
»un»t okt 6uren einen l'rg.um 2U ent-
»enuI6ißen. 1'üeo6elin6e un6 6er
Wl>«»eimHnn; 6er N»el»drunnen: 6ie»e
NiMulunAen bürden »eid»t in Witi-
dliittern llukf»Uen 6uren iure 6«8<:miilieii'
Io»ißlleit; 8ie väreu by8»er fortßedlie-
den." ^m 8enlu»»e »der »t»n6: „Der
Verk»88er n»t einige 8tropneu voran-
ßeden I»^»en, 6eren letzte oe»»Kti
vn<l «edlitwlt vi!6 cli« 2ü^«I,
^,u» ««insu 8ednlt«ru v»el>««u ««bnoll
?!v«i v«!»«s 8el>v»n«n<!ilß«!,
D« NInzt Ä»b!n vi« 8tiirmz«1»r»n»
vurel, ung«m«z»'u» Niium«.
Hus mvlnvm L«tt und triium«,'
' 8«mmor»»r«l!e». l«. ?»»»«»«. M. ll.
»»»»eld« M»»tr. »o!>» ^b. ». »».—.

v«« i»t ßut, dM» vir e» nun »neb
vi««««. Xuf «einem Lett? lliebt lluf
dem ?ierd? I^un, dlmu Kllnn ibm ^«l
vobl niebt« ße»ebeben." — I>ll« Vllltt
true virKIieb dl« Datum de« ^rllru»t»,
nient äs« 1. ^nril», vis mlln vermutbeu
»ollte. I'iek 2erKuir»ebt vollt« »ebon
der Viebter in »ieb eeben und ««ine
?oeterei llufßeben, all brllebte ibm die
?o»t ein« llndere Kummer der»elben
2eit»ebrift, nur venire Woebsu iilter,
vom 7. Dezember 1881. Illlrin »tllnd
von den«elben „8ommermlireben":
„Wie Heller ßute Wein, mu»» »ueb 6er
Uiebter »einen Nrdße»ebmlleK bllben.
Lllumbtleb vur^elt im deut»eben
ttrunde. Xommt m».n 2U Lllumblleb,
«o !»t e« Nnem, »1» träte m»n »u» »b-
eebrauebter 8tubenlult llul ßiünen
l?llln, lln de»»eu Nllnde der Wllldquell
rllu»ebt. Dl«» er »ieb von bllndverk»-
mii««ilzei H.utfll»»ulllr treißeblllteu bllt,
verdllnkt er 2Uverlä»»ie mit der Nnt-
fernuncr von lünftissem 2u»llmmen»it2en
uuä ßei»tr«ieben Xrei»en, in denen
,Honorllr ßenproeben* vird" u, », v,
8o »ebreibt Ileinrieb I^oe, »ollt« »ieb
die ?re8«e mit Herrn It. X, virklieb
nur einen 8eberx iliren I^e»ern ließen-
über erlilubt bllben, oder »ollte nierxu
Lllumblleb» ün!»te! in „lirul; und
^'intens»««" 2u ver^leieben «ein: „Wll»
ein bämi»eber I^eidbllrt »priebt, 8ebll-
det lre»un«len <!uußen nient?" ^il, «8
»eblldet innen nient, lluub venn LIeib-
treu in »einer Devolution* von „lllberner
Wolfl-Lllumbllebmode" 8priebt. Wllbr-
»ebeinlieb lrebt e» ibm, vie ^enem ^b-
geordneten mit Heu gründen für die
«eßlerun^vorzebläee: „Ieu Kenne »!e
2v»r nient. aber ieb mi»»dilliee »!e!"
«I», vo bleibt dll die ,Mor»I der Xri-
tili"? Dll» Ullßll^in für die I^iterllrtur
de» In- und ^n»!llnde», neuerding» von
Lleibtreu redißirt, nennt die»elben
8ommermäreben „ein iu KIll8»!»ebem
Deut«eb lro»ebriebeue», tiefnoeti»eb er-
dllebte» und llün»tleri»ou »«»ßetuurte»
Luen". ^V»nr»eue!uiien nei»«t e» dei
«oleuen Lespreeüunßen: üeute »o, mor-
een «o, v»ri»tio 6eieet»t. IIn«eren
vienter Iii»»t uie» ^Ile» »der eden«o
Killt, vie inu üie Ixibreclen »einer
2uultKenu»»en und äer eekürent«t»t«n
liritiker dei «einer de»eueioeneu H^rt,
»ien xu ßeden, I»»»en. „Der feilt »n
einer LIeßie, Der »enmieuet eine Vilbel,
Ien »inße in äie >Vinäe, vie <3e^llen»en
mir 6er 8enulldel. Ien ulld'» gelernt
im f^ünen ^lllä Veim Iillu»enen »Iter
?öuren, I/uo vem mein 8inß8lwl; niüllt
ßelsllt, Der drllueut nient auxunoren.',
I5uä wenn all» Heer äer Herren
XritiKer vi« ein 8turmwinä üder iun
Käme, er vüräe uoeu eerviee ee1»u,
wie <1ie Niene im ^»16e »tenen unä
«ien uieut deueen. Im ,üruF unä
'liutenfll«»" »euiläert er nie «terdenu«
Liene, veleue in» Uoo» ee»tür2t vlliä,
vlinrenä Lrle uuo ^Veiäo, äie »ien
neigten, lll» äer 8turn>viuä üder üie
Nüßel unä Illliüe 20ß, tronloekeu:
„8inl>«, vir loben »II»,
V«beriuutn Icnmint «u I'll!!«,"
^o6wunä üpr»<:n <i«r F«»»It>ß« L»>i!n:
„Will Lu«>> <I»« I^«I)«n niekt ne!!!n»,
8t«rb«n mu»» ied; ien »en»tfn ü»«m
8«i!iniuß«»>nen Drle» unll ^ni<l«n,
lieber <!«r mnäerncien I>eiel>«,
Nrlen uncl beiden, ikr <I»uert, ien «»r,
^ll, er mllß llulreeut 8telien, <ler
Kllilt!l;e 8t»mm, er wird »euon oem
8turme trotten Können. 8inll »uen clie
2NVU Woeden um, <lie inm cla» Wieblei-
miinueneu cluren Hslilrelien ßekür^t Illlt,
vir Nllden ewt äen Kleinen 'lneil von
,13« v»r einmlll" ßeliört uucl 6er Dieliter
lillt noen einen <rro»»en 8el>llt2 6u,vo!>.
8elion liebtet cil« Vrlle!ien8ebi!k im
Horümeer nie ^nker, un>1 <ler 8piel-

mllnn Mli3» »ien beeilen, vill er die
?ilbrt iu Xöuiß Il»ßun mit Wllßen.
Wllte lult clen 8li,nßer ßellläeu, (lll8» er
ibm belle, Hilde, clll» «eb'one KöuißZ-
Kind, in» Ileßelinßenlllnd nu entlübren,
«o Üettel mit der HönißsKrone il»rer
«llrtet. Hlnd der 8iinFer Kommt ll>8
Iorllud, ,wie Vlilder »ebön in »eb'n".
»letüt 8tebt er im 8ebllr!llebKIeide, mit
Kette und üinß ße8ebmüekt neben Wkte
llm 8teuer. Xm breiten Oürtel blinkt
in ßoldner 8ebeide »ein 8ebvert berllb,
und unter der dunklen OtterfellKllppe
quillt in liebten Wellen »ein loekiß
Üllllr bervur. Lr trinkt d<m illte»
Lecken »u» «ilbernem Uorne 2u,
Und HI>e doreliteu »us.
Nie Illlrs« »t»rker r»u»ebto,
Xu »in^en tiiiß er »»;
' X»» Xr»f »uH I!»t«i>N»«». s>. ?»>>»«nz.

In d!»u«r II«!« I»N5c!,t«
Di« lili»nv«i««« Illln,
ü» «nr>I u«rd«iß«20ß«n
U«r ^«I!«nm»i<l« sei,»»,-,
Ilull O«ssir »u« 6«n VVuß«n
Und ««in »«Kriinito» II»»r
tiü z^«z »us 8«ß«!zt»n!ioi!
N«Ipn>n cl»« 8en!ss «ntllui^,
lud >vie llorand «o »Ü5» »anss, da
2wi,i^t er ^Ile unter »eiül'8 Xaulier«
Ijann, llilde tol^t 8einer Werdunß, denn
«ie »ielit in ilim den liöniß 8ell)»t, der
gekommen, 816 neimüulüliren. 8ie tol^t
inm dureli 8turin und linmnf, »ie folet
inin in den ^lod, ,al» an rlorand» Harte
mit Klagendem 'IV», die goldenen bluten
xer8^rai,z;e»,^ ^ ,IIorand und Hilde'
ließen i»> 'l'ode vereint auf lirennendein
8<^nin'e, da» der treue Wate dem Xöniß
Kette! al» llo^lixeit^saeke! an^e^ündet.
Wie ein feuriger 8en>v»n dureussleitet
e» nellleuentend de» Kleere« VVo^en,
Walküren auer reiten und trafen da»
xenilne lvöni^»Kind init dem 8änßer
naen ^»^ard, wo Wodan mit »einen
Helden ilirer wartet, — Hat unzer
Käufer d»ü l^a<d>un verlernt, rulit die
Riedel de» 8»ie!in»nn», die xum ^l'an^e
und Prunke auf«nie!te? — !2r i»t nur
weiter im I^ande ße^o^en und liat end-
lieu die ,l»Iane Wundertilume", die er
im Traume ein»t er«cnllut und unoe-
Kümmert »in den 8>iott der I^eute ra»t-
lo» ßo»iie>,t, endlieli gefunden, lm
,LIatoro^" Ie»e!,tete «ie «,'linn unter
deu^rißlavi'ozenliervor.iu , l^raullolde'
winkte »ie dureu der lluelien Urün, im
„I?atlie de» l^ode»" derünrt« »ie de»
8ii,nßer» Hund, liier alier in „Korand
und Hilde" bat er »ie ^enNüeKt und
i» ilirer voll entwiekelten Ii!ütlien»euöue
iin I_,iede »ieli wider»!>!e^eln !a»»en, 8ie
leuelitet und duftet cloeli »enöuer noen,
ul« l^iiüian und 'l'ri^lavroze, Lind ^'et^t,
!>a! man den „fiilirenden (gesellen" ilueu
in den 1li>r»aal der llniversitiit l^e^wun-
een, I'rof«»»or binnen» 1ii»tner in
' llur»n<! un,! »!!>!«. 4.1»>>««nH. I». 2.KN.
Xöniß»berß wie ?role»8or?»ul de Klont
in ^ntvernen nuden inn xur Il^üt ße>
nötui^t und reißen inren Nörei'n, 'velen'
nrlieliti?er, Iieoen»^ürdisser 6e»e!Ie er
»ei. ^ner nient Illn^e uält er tztmid.
»euou »itxt er nieder mit, Ullmerlin^
im „Neimgurten", der inn im Verein
mit Ii«8eßßer neidlo« bewundert, v»
rei»»t er »ien lo», er m»ß d»« I^ob nient
liöien und enteilt n»en Lerlin, d»mit
?uul L,ind».u inn in die 8eneere nelime.
Doeli d« verßi»»t »ein »nöttisen, «l,ti>
ri»ebe8 I^üebeln und reient 2uin uerü-
lielieu- WiI»lomm8Fru»8 inm Leeiier
und Hand und »enreibt in dl»» Wunder-
duen de» 8nieimluin8: „vor^ülFlieüe ^uf-
lünrunss" und emptienlt inn allen 2u-
»teuenden Lebürden lluf» Wiirm»te, Und
nun M?t man den 8ün^er dureii die
„<3ren2noten", »eliiekt iön „üder I^ltnd
und Kleer", niilt inn in ?r»n!itult und
in Küln lui und ßünnt inm «e!b»t in
l'etelLburA nient «Ä«t. Lin ^eder mu»»
ilim ^ll dllnken und »einen Wiludereru»»
»uf« Ner^üenzte erwidern, Weleue
^eitmie, welene» H»u» Kennt nient den
lieuen Xrllnienkeldei! ^1»,, Xrunienteld,
Du di»t ^ro»» ^e>verden vor Deinen
Houivestern im deut»elien lieielie! Der
Lruder 8tudiu illu»etit dem 8»nee Deine»
8onn88 und Iii88t »ieli d»» Ner^ ue'veFen,
die „»kli^en" ?r»,uen lll»3en den 8«inßer
mit 8eiuen »Ü8» einzenmeielielnden
We!»en nient lim^e vor den 1'üoreu
»teuen, »ie oünen idm ^lbür und Her?;
der <3e!eui-te »elb»t in »einem 8tudir-
Zimmer badet »eine vom 2üeuer8tkui>
dedrüekte 8eele, wenn er de» trocknen
^lone» einmal »lltt i»t, nieder.junF im
Klaren üerß^uell die»e» Dieliter«; der
Wunderer »inßt und »ummt die KeeKen

wieder vor »ien nin; der üeenende
Krei» frolier 'lrinker würxt den l'runk
mit ilinen und der einzelne, »tili ver-
loren in der WllIdein8l»mKeit, lernt duren
8ie er»t den lautier reebt ver»tel>en, der
inn umhiebt.
Und nun, die »euöne 8ommer»2eit
i»t d», und ladet «um Wandern ein,
LliuKender 8onnen»cnein, rau»enende
1'anneu, Künle Lerße«nönen rufen un»
liiuau8, 2ur KÜ8tlieli8ten Wanderung
ader ninkt der Dieuter; ^od! dem, der
»ie ^vülrlt!
WiU»t U» <!ni> viontsr reelit v«rzt«n n,
-^W«-

Xur>8l-Verlag von ^. Q. LIL)LN8XI^D in I>eip-l3.
>,^-
3o1^i1ci6i-6i6n 3113 ci6rn ^1p6nianci^.
Z« l.lc!>l>llucll« n^cl, <!emäKIe„ vnn K^ll »„,! Nl°N8^ I"IeVN,
mit (lecliclitl'n van
u»ll fi:ni<!«'N'm>u!i<5!;n ii> Ilai^^cliniNLn, erU^vurs«n van ?. 8tau sf^cl, ei-.
»in I!I>i»t!'»,t!nu8'v<>lll i»> ßl>I»'!nieI>!il'I><>!!
8!nn« <!eü VVortn«, all l!i« ^Ul^»uc!8<!Nllfl8-
Iillittor in ^<><!ei' Ilinöicüt <I«i> Ilüx^t-
Kionoi- 6^8 VVorKo« »n8!N!«l>c>i,, «'«l»!n>n
äi« (3el!i«1>t!:, »I» Vnrilltionen 6l!8««Ii^<'i>
^lnoui»«, dalli oinß^Kßnäßr ningenloiden,
IillI,! n»r !<>i<Iit, »M8i>il>!l!», ,vii!>r8!»I
,!!<? Il!ln<lüc>i^!nnin^<>n in enßi'in Iloxn^c
/.II lil'II Vß^I^N l>I!>I>LN,
!>!<> l><'!<lc>.n N-»!,!'X. uixl 1^, il«vn
^<I>ür>'n /» >!<>!> ll»8Urn iinltrn Künktleiii,
«ßll'i«! Ü!ll?I> 8<'NÜnfl»!^eN >V»UlNllst<!8
unc! ii>ä!vi<!uo!I<!8Irenen c>inxuii<i»8uil ver-
^

.!,
SM
.«/
.^
M^
^,
^^««,c
erreient de» Iiöeb8ten Or»d in
die f»rel>tli«,re 8el>önl,eit «Ine«
»telie», 8o treu nlllien 8ie der <3edir^8«-elt ilrre
ßr«88llrtißen und ßeueiinni88vo!Ien 8euön!ieit«n
«,>><;eIllU8e!it, d»33 8ie mit zwingender <3ew»It
^uge und 8inn fe88eln, dl>,88 8ie neben der 8enn-
8uent n»el> iener erllldenen Welt, die wo>>!
lieiner, den dn» <3IüeK dortbin Feluurt, ^e wieder
Lünz verliert, »uen etwll8 von der berunißten
8timmunA erweeken, die nu8 der »tillen !<,l»^e«tlit
einer gro88en X»tur in die 8eele »!el> ergießt
und den ^ulentulllt iin <3ebirße so erquieklieli
mnent,
Di« Elative der Lilder 8ind dem 8>iddeut8enen
^!nen!»nde, 8owie 6er 8el»weiü, d!8 n!nunt«r
zum I^ngo mngßiore, entnommen: lienlieue l'uli-
ler und ll!»re <,enii'^»8ßen, gewliltil'el'elünllrtieen,
die Hiinuter von ^ebel umlnillt oder vom ewigen
8el>nee bedeckt, wilde 8ebluebteu und diel'odten-
8<»rre iniiebtiger <HIet«eber. ^ede einzelne D»r
8te!Iung von dureb»,u8 ebl,r»Kter!8ti8eber üigeu-
tbiiinliellkeit, von ganz besonderem lieiz u,ber
die wilderen oder großartigeren ?«,rtieen, die
mß!8t von ünrl I^evn bei'rübreu, Dnzu geboren
nueb die Nliitter mit men^eblieben .^N8iedelungen
im Nocligebirge. wie der unter I'el^riszeu und
süewebern bingebreitete iirmliebe <^otte,8l>.eker
init dem dürstigen lvireblein und den verstreuten
^Vui>n>>iiu8lii! in der ?erne — ein einreisende»
Ilild inen8eldie>!er ftenüg8llmkeit, e!» beredte«
memento inori zugleieli, Oder die Winterlllnd-
«einest !m Oebirg8Wlilde mit der gllnz ver»ebneiten
fluide, 80 «ebr dü.< I'rliild de»8en, wa« ,«»» »l»
winterliuben 'I'ode88ei>!l!,t der 5ii>,tur zu bezeieb-
nen ntlegt, 80 g»nz weltverl»88ene Lin8»mKeit
ntumend, d»88 wir un8 niebt erinnern, einen
iibnlicb tiefen derartigen Eindruck von einem
D»nd8e!mft»bilde emptllngen zu b»ben. 8o de-
«leutend« Wirkungen erzielen dieliünntler we^ent-
lieii duren die ß«nx oe8ondern ?ein8!n»iß!leit,
mit der «ie die dem lloelißebir^e eißentnüm-
ieneu lltino»pbliri8edeu Dr8el>einuußeu u,ul^u>
f!<88en und ^viederüu^eoeu ver8teuen: die eißen-
ürtißen ^Voillennildun^en, d»8 mv8ter!ö«e ^VMen
»nd Weben de« I^ebel», dl« «elwllme 8uie>
»le» dnreli nerri88ene Wolken liervordrinßenden
I^,ie!>te8. Die Ivunüt der Ijelenelitun^elteete
der wundervollen ,Nondn»,ent in den Dolomiten",
liewitter» im (Hebirße tritt »in enerßi3en8ten ent-
".

3 ^
gegen »US der ,^lin lll 6er rllimnen-
v»nd^. Und »o möedten vir gern noed
manedes Lild ein2elu dervordeden. »der
vir iuredteu, sie d»nn sedliesslied »lle
»ufgexüdlt 2u dllden, üuä d»s väre
edeuso erinüdend, vis 2veeKIo», Denn
die dildende Kunst vill »uf 6»» ^uge
virKen, und die Vesedreidung läuft
immer nur vie der dinkende Lote dinter
idr der, der 2v»r redlied sied müdt,
übel nie uns Xiel Kommt. 8o sei denn
niil noed demerkt, 6g.»« ueden dem
(Crossen und <3ev»Itißen »ued die ^n-
mutd liedlieder i'urtieen niedt fedlt,
und «288 die ^U8lüdrung der I^iedt-
drueke eine gÄ»2 vortreffliede i8t.
Würdig 3edlies8t sied der Kleister
der Nul2sednitte, ^. 8tn,uftneder, den
lüdrenden >I»Iein »n. 2« sind ^Ipeu-
pü»n2en, die in freiester Weise, d»Id
öden oder unten, dllld seitlied »uf-
oder »dsteigend, »der immer in gleied
reizvoller I^iniendildung, die (bediente
degleiten. H^ued dier rindet sied der
d!d»r»Kter ^eder I'fl»N2e in 8einer de-
sonderen Ligen»rt so treu gev»drt, d»s»
m»n okt K»um degreilt, vie der Ivüustler
mit den veuigen I'arbentönen — seinein
sedv»r2 und weis» — so vollendet
W»lues Kervordringen Konnte. 8oleder
Deistunggegenüderd»rfm»nmitk'reude
eou«t»tiren, d»88 die guten, »Iten leiten
deutsuder IIo!28edneideKunst, die niedt
Dürer und die Kleinmei8ter der»ufge-
fübrt, neu 2U erstellen deginnen.
^eder den 8änger der degleitenden
<3edicdte, ltud. L»umd»ed, K»im m»n
K»um irgend >1em»ndßm noed etv»s
^eues s»gen, so sedr ist er cler erklärte
I^iedling de« ?udlikums. Denn veleder
ledende I>vriK«r »usser idm K»nn eines
2ednteu, 2vü1ften oder g»r 2v»u2ig-
8te8 1'»u8eud seiner 8edöpfungen sied
rüuinen? Die Verse unsere» Werkes
Zeigen denn »ued die dek»nnten Vor-
2Üge der L»umd»ed'seden >Iuse: den
leiedte» ?Iu»s, sovie die Lebendigkeit
und r'risede des Ausdrucks. 8ie »tdmen
die diesem Dieliter eigene 8timmuug
undef»ugener I^edenslust und frödlieder
<3enussfädigKeit, der d»s D»sein ein
selten unterdruedenes ?est 2U sein
sedeint, und die in idrem <3egens»t2
2u der die >Iedrdeit der s^ebildeten
unserer Zeit dederrsedenden ernsten,
vielt'lled seld^t uessiiuisti^cd getArdte»
I^edenslluflussung vodl den ietxteu und
tiefsten <3rund tür die Leliedtlieit de«
Diedtcrs dilden dürfte. Denn die 2x-
trenie derüdreu 8ied bekluuitlied, und
der leiedte, deitere 8»ng des .flldrendeu
(3e«ellen^ w»g sem v»u He» I,«d«n»
8«bvere üssrUe^ten »It «r^lllollllloll
sUnbeu, ^sle ser 'lrnnb »n» lrl»«ll«m
Uergyuell dein müden Wanderer.
Mit delltönender Wanderveise er-
öffnet der Diedter denn »ued in unserem
Werke den Neigen seiner Dieder. H.ul
den <3rundtönen Niune und Iieden8»ft
erdllut sied sein <3e8«mg, odne d»s» e»
inde8sen »n ernsteren lliliiugeu ledlt,
D» sit^t er 2. L, im Ltsedtd».! vor der
8ediinKe (Lild: .LIieK in d»s Ltsodtd»!
dei >ler»n"), und vie der liindliede l^Iit-
g»«t ein vLIsedes Diededen trällert,
steigt idm die Erinnerung »uf »us de»
derrlieden 8üuger8 deut8eder Vorxeit,
der ein 8odn die8«r (legend gewesen.
Dll erdedt 8ied 8eiu 8»ug 2U Kräftigen,
miledtvollen l'öueu. Dntrüstet üder di«
Verdrängung der ^Iuttei8i>laede durod
die itklieuisene, ruft er dentxeistWliltder's
von der Vogelveide »uf, dl«8 er
,,<ir«is« >Q äi« 8»itnn
ziit ä«r Nei»t«rli»!»i,
Hlö^o n«u «r«tr«!t«n
I7nd diesem einen Leispiel liesse »ied
noed m»nedes ernst und tief empfundene
6ediedt aureideu.

I7nd so sei denn d»s im <3n,n2eu so trektliede Werk varm empfodleu. Denen, die die ^lpenvelt Kennen und lieden, vird es derrliede 8tundeu sedön de-ledter Erinnerung dereiten, H^Ilen K»un es eine (juelle ertreuliedsten (Genusses »ein. beider liegt es in der X»tur der 8»ede, dlls« Küustlerised virKIied de-deutende und nugleied gut »usgestllttete Werke trot2 verdältnissmässig niedrigen kreise» immer uued Vielen unersedving-lied Kleiden, glüekliederveise dr»uedt mlln »der dured^u» noed niedt den de-rüdmten,öderen l'llusend" kn2Ugedören, um ein Werk, vie die 8edi!dereien »u» dem.^lpeulllnde, sein eigen nennen 2U Können, 2um 8edluss 8«i noed, dll m»n iet2t sedr gevödnt i8t, »ued illustrirten Werken den LeimerK besonderer (^e-eiguetdeit für die ?rlluenvelt mitge-geden 2u 8eden, ausdrüeKIiud dervor-gedoden, dllss es dier um ein Werk sied lmndeit, veledes lln Kein Oesedleedt desonders sied wendet, von dem mlln »der sieder sein K»nn, d»s« es lflltur und Xun>,t liedenden Männern niedt

weniger ^illkommenseinwird»Issolenen j
brauen.
nieder dieses in »einer ^rt >vonl ^
einzig dastenende ^VerK »»gt unter
»udern die //lu«<«>te ^>a«<!n^«^u,^.-
.Niemals vorbei dürfte -uin kreide 6er
uuvergleioblieben ßcböubeit des H,lpen-
I»ndes 2v>i8eben Kuu8tler und viebter
ein »o berrliebe« Lündnis» geseblosseu
worden »ein^.
vie ^«««t'/in/t /<«' il/Hnck ^un«^.-
,v<ls ft»n2e ist in Her I'K^t ein Werk
von monumentaler l^raebt und ein
reieber tHuell des sebüne», »n Hern
^uge und Oemütb sieb au den laugen
Wintertageu sattsam ertrisebenköunen'.
vie Oe«t«^?'. Hue/iÄT-u^e^'^e/luny.-
,vie 80 I^iebtdrueKe geboren un8treitig
su dem Vollendetzten und sebönsten,
v,a« diese moderne Kunst uoeb ie ge-
leistet bat, — vie Flosse ^lebrsabl der
überdie8 Huren ibren reisenden liegen-
stand liesteeliendeu Lilder sind 'vabre
NeisterstüeKe, über denen der ganse
Xauber stimmungsvoller I^andsebalten
ausgebreitet liegt, und die mau imnier
und immer wieder be8ebauen mu»»,
stets neue 8ebönbeiten an innen ent-
deekend.
«l-^!»
Hierüber »U3sert sieb das Il"l«ne^
sa^nbln«.' ^Innigkeit des <3efübl8 und
vollendete k'ormsebönbeit vereinigen
sieb in diesem >VerKe L.'s su ent-
-üekenden Gebilden der viebtkunst und
die nräentige wabrbaft Künstlerisebe
von
mit I^^ncixeicnnungell von 81'^Uk'k'^t2rII!rv.
4", ^>i/<«^« /!/. ic>.—.
Ausstattung, belebe der Verleger diesen
biedern mitgegeben bat, wird nicbt
wenig dann beitragen, das seböne Lueb
mit den reisenden liandseiebnuugen
stauffaeber's su einer I^ieblingssierde
iedes 8alons 2U m»eben.°

Die ^onunerinlirenen^ wurden oei
üirem Ll»ene!nen in cler «iien ^e«enilllei -
teu ^u«ß»l)o von 6er ^«»llininten I're«»«',
'v>l»"I'ext»o'vonItll8LiIu,^u««tlttttuußnnlI
ller»tellun?8veit'lluien beti-isst, ^>» clu,»
Le6euten68tu be^eiennet, wll3 in llie«er
>V^ei»ebi»nerßebutcn wnräe. 8«»l»^tc!ie
/>«n:/</«7-^e,^un>/.- ,v»8 8inä (3eäieute in
I'ru»l»,vol!l»tnüin!i<:nun>iße(i!inllenreiell,
pl>»ntll«t!lien u. cl«dei äc>eu6ielel>Ie>Ve!t
init llüeu üireu Drgelieinnnßen u. Irenen»-
liu»3elnnßeu »eniläernci, «innige K»tu»

?l^„ «<
letraentnnßen mit llninutliendein novelliütiüeuen
lulnllt", unä weiter: ,^nk die ?r»,ße, ol> diese
^Ilireüen für Xinder oder Dr»vlleli«ene bereelinet
5!ü,I, I»88t «ien un»el»ver »nt«orten: Die Rußend
wird »ie, ver«teuen und noffentlien voll l?e»ie«8en,
die llrn »eusenen werden »ien l^n der Kunztleri«euen
t'orm, dein Oed»n!leuiun»!t, »n der »innigen 8enil'
<ler»»ß dex X^tnrleden« erfreuen, u^Ie von der
l'^e^ie und der Vol!i«tnümlicnlleit ßese88elt wer-
den", lieber den ivünstler, der die Hu^ßllde mit
«e!i,,>r I'Inlnta.'jie liildlicli zeliniüellte, üussert »!en
die ^,</g«i>/, «/i, ^ss,.' ,Vie Illustrationen üllt
I^rot' l'^ul ^loün geliefert; «ie »ind im 8til sein«!-
V!,'ll» wunderten ^ei^lüIUNßeN XU lillUNlbHell'L
,^denteuer un<! 8e!>wll»l<e" i^eliÄlten, uliertrette»
iude«»en uae!> u»»eier.<Vn«ieut >lio8elnon noell 2»
inlirliii^er (.'li!lr!>Iiteri«til< und lvün»tler!8ener I'ein-
lieit, I^ie Vervielsülti^unß der I^lobn'zelieu Illuüti-.
i«t in dreil'liener ^Vei^e erfolgt: für die Kleineren
in den "I'e.xt eingefügten i»t der Ilo!i!!>clinitt ge-
nullit — in dui<liweg inei^lerlnlfter ^»«sünriuig
—, andere «in«! «lureli Ileliotvnien wiedergegeben
»»<! endlicu, »I« o<^c,nderer 8e!»nueK. noen 16
Vollbilder in t^nioino I'liototvnie, D« ist dll» ein
i»x neue« Verfllnren und verleibt nielit xuin
Venig^ten «lein vorliegenden I'rllelitwerli, welenes
x,i,,, <r«!en ^Iille (liefen lecbniseben I'rone»« «ul
Illu«<r, ilngewendet ?.e!gt — <!i<' liliiüer >!i,d in
<>- 8e!>i,ellnre8«e guiliuellt worden, ^uu ^,lx-
>,I(ttt<n, deren '1'one dureb <Iie I'nutogrilpüiu
lx-rvorgerusen wurden ^ «eine Kün«t!>'ri>el,e
lli-deui^mlieit, llund in Iilnd biernnt gebt
«tolxe tvz>,>gr!l!,l>i«el>e ^vu«,<t!,ttung. ü,8 reis-
volle >llireüeng,'«wlteu gewinnen in «lieber
lviin^llerixel!,,, I!e>eue!,tu»g v,'r,,»'l,r!, ^ l^,
den: »üU! xelie ü, L, iin 2. I^liireneu
'', .,lie Mensel unt' ,ler lliiu>nel8'vie»e"),
^,i,' ' wie «iie jungen liiinmel^evüulrner vuin
' l^n^el^elluile!irerl>r,^^u,8tllulller>lilen'
»tr»«5e »nl^xieren ^efliilrt wer,leu! .^us
<lei» 1jl,l!t<' <l!li><l>ei! Klettert die unllli-
'villiße t)n^el8enüllr, den ^oüntl^uuen-
initl2^8eli!«f de» ldß, I^etr»« uenutilend,
v(inllü»tdeeliunß»<'iterl>e8eelf, die weiter
ninuuf lln der stelle, wo diu >Ve!t init
ürettern ün^ezelilll^en !«t, Olieu »nf
der Ivunte der Lretter»v»»d »itxeu »enon
die verxveßeutiten. >>erüi^n ßenü^elte
Kniibeneu in l^uinutni^er Lruppe un>i
«elilloeu neußsieri^ ln'nnuer n^eli der
andern 8e!te, vo «ieli vor dein Höllen-
f^V^^'l

tiior 6i« Kleinen Teufel
l>ernmtreil>en, — Der
ei^enttiümlielie 8t!iü>
!NUN^«t0N, «elellLN 6!e
<^l>r«inon!iotot)nie ver-
leint, i«t »uf 6en Voll-
l»i!6eril be»on6ei'8 6en
I>«,n68en»ften «u (xuto
^elvommeu, 6ie 6ll6nreli
>'t^»» 8unn8uelrl8volle8,
l'eierliene» beliommeu:
nriielitiß wirkt 80 6»8
uiI6 der?el8en8elillie>>t
in ,8t. Hudert's ^Vnn-
6er", 6llnn die niäeuti^e
Luene mit 6em er8et>o8-
»euen öliger in inren
?ü88en. im ,s4oldbumn"
6ie ^rdlunt't de« Üeiter8
uul dein milel>vvei88eu
Itenner vor dein 8c!üm-
mernden8enlo88,uud vor
allein 6er Xuß 6er ß»
8nen8ti8elren Xiren-
^iin^er in dem ,8tiIIe»
I)ori", wo ein inerkwü»
di^er 2tleet ßene!mni88-
voller Ilelenentmiß er-
^ielt i»t. Von den Ilulx-
8ennitten !i«,dun ui>8 bo
8ouder8 die trefflieiien
IIIn8trlitionen ziu ^VV'll«
der HllU88^uIii83eI er-
?li!dt" I'reinie ^emlie^t.
Die inßeuiÜ8e ^rt, wie
clor Knn8t!er in der
8eiiln88^eiei>»un^ e« ver-
8tl»ndeu dltt xnr Dar-
«tellnnß xn dringen, 6«.88
der llm l<u,^i'I nün^ende
rIllU88en!Ü8"eI^er!!,!e6«l8
Die»! ,Ie!i !l«li' den ßl>n-
xeu Vormittag »nf mei-
nerXuein'8tud!rt" «in^t,
i«t 8enr delu8tif;end," —
üe^n^Iien der t)nol<r,
Her8teIIun^ ändert d>i8
,/«»/»»//^, /^,«/lti/«!//,e<-
/'«««t.- , hinter clen neue-
8ten 2l8eliel!>n»ßei> neu-
men un8treit!l; Ij,'8 8om-
merinülenen, i!!u8trirt
von I>»u1 ^lulin, einen
6er er8teu I'Iütxe ein. Du« Nneu ^eieii-
net «leii dnrei« lindere und innere Die-
f5<lN2 nn6 l^edie^enueit :>,N8 und ver-
6ient 8eII>8t von rein ßrll>>In8e!>em 8tan6-
nunllte 6ie l»ufmer!i8li,me Lellelltuu^
»ßitsuz »Her XoileßeuKreise, 6eun in
üun i^t üinn ersten ^lule — e8 iüt n>>8
weni^ten« !«>in srüln're« Lei^niel de-
Künnt geworden — 6ie (ünomunl^oto-
tvnie, 6, ü, in einlilellein Dent8e!r, 6er
I^urdendrueK von ^eiit^ten LinKnlü,tten,
nnl weleire d:>,8 Uüd nliutoßlunni8el!

übertr^ßen wurde, !>!» Illuütrlltionüme-
tliode für I'rilelitdrueKe »ugewnndt. und,
in«» wird die»t>ei lietlllentunßdurllilder
zugeben inüüLe», mit volllvommenem i)r-
10>ß, ^» M8N liölUlte f»»t A>»,UoeN, dll»«
Kllum eine »ndere Kletnode «ien ßleielr
treftliel» ?ur Illustration dieser ^läredeu
eigne, lll» ßernde diese, wenn »ie, wie
liier, in nur einigen wenigen mirmo-
ni»enen wurden geübt wird; der ilinen
innewounende Dutt «elieiut i» der l!>»t
»us die wie vom Hlundzenein duren-
glänzten Luder übergegangen in «ein,
Kl»» llllil «llgeu, 6ll»8 bei rlewtellung
diese» ßuebe» buebbündlerisebe« Wissen
und tvuogr»nbisebes Können sieb die
ll»nd gereiebt und ein <3llmie« ge-
»ebktkeu b»ben, welebe« »ueb, »bge-
»eben von «einem so »nüiebeudeu und
lieblieben iub».It, dl>« .^uge ^edes Lueu-
druekers ertreuen wird.'"
von li^llOQk' L^IIIVIL^C?!
>uil Ilol^zcbuiNen nacb /^eicbnungon von I'ros. p^I^I^ I^IO^IX,
>,^V«ui«'^1»-t!<Fe?-, Xo. 800, 20. Deebr,
1884: 8e!ic>n einmlll lulbeu wir »n dieser
stelle der im Verlage von .^, O. Siebes-
Kind in I^eipüig ersebienenen neuen
^ri>elitau«gabe der ..Abenteuer und
8ebwiinlc<>/' von liudult' Laumbaeli ge-
darbt. Die llaunt^ierde derselben de-
stebt, wie ebeuialls bereit« Kur? an-
gedeutet wurde, in dem bildlieben
8ebmueK, welebe» l?rol, I>, >lunn daüu
gesebat?eu. Dieser reiebbegabte Kunst-
ler bat sieb Zuerst mit »einem .^lärebeu-
strauss für Kind und Llaus" (Lerlin,
Neorg 8tiIKe) in weiteren Kreisen de-
Kaunt gemaebt und alle diejenigen,

//a/:«c/l»!tt »l<» ,,^henl«<ev «»ll Hc)>«'nn^e",

wulebo eeut« ideale Kunst von blendender
und doeb meist platter realistiseber
IVlaebe 2u untersebeiden wissen, sofort
lue «icb gewonnen. Nr bekannte sieb
darin deutlieb als einen 8ebüler I>ud-
wig Riebter's, wa3 ibm gewi83 niebt
2um Vorwurt' gereiebt, 2umal er niebt
a>8 blos8er Xaenabmer auftrat, sondern
auf den von «einem gro33en iVIei8ter
gewie8eneu >Vegen weiter wandelte,
in 8einen 8eböpfungeu aber einen
reieben 8ebat2 ebener origineller Dl-
findung«- und (ie8taltung8kralt Kund
tbat. »leue Illustrationen Konnten in-
dessen aueb dureb ibre farbige Re-
Produktion besteeben, was bei den
IIo!2«ebnitt2eicbnungeu 2u der oben ge-
nannten 8amm!ung niebt 2utri<I<. In
innen erreiebt der Künstler mit den
sebliebtesten ^littelu niebt minder Voll-
endetes und ebeudesnalb noeb Ver-
dien8tliebere8, ^Vie Laumbaeb die in
(lein Werke mitgetbeilteu roinanti3ebeu,
altdeutsoben Hventiuren und beiteren
8ebwäuKe aus einer 2eit, in der sieb
da» Volk mit seiner ursprünglieben Le-
gabung und «einem trellenden Wit2
noeb »n 6er diebteriseben Produktion
in »o rcicbem Hlaasse betbeiligte, mit
gro3»em OesebieK uucl feinem ^l/akt
neuboebdeutzcb uaebgediebtot, so bat
>lobn 8ie Künstleriseb n»ebempf»nden
und in ibren rlauptmomenteu sinnig
und poet!8ek naebge«taltet. 8eineg!eieb>
m-issige Leberrscuuug des I>and«eba5t-
lieben wie des l?igürliebeu Kam ibm
dabei sebr 2u 8tatten, noeb mebr »der
«eine reiebe seböpferisebe ?baut«sie,
welebe jedes Lild uucl Lüdeben mit
allem Darauf und Darin in der rieb-
tigen 8timmuug und Loleuebtung aus
clem (Mausen >>eb»N, 8ie aber in cleu
bäuiig nur leicbtumrisseuen Liu2el-
neiten, aueb clen >la»ssen naeb, in !
derjenigeu Entfernung erbält, welebe
clie Xeu^ebbeit uncl ?«aivetät der >1iir>
ebenpnesie durcbaus vertuet, von clen
platten Realisten unserer lüge jecloeb
nur 2u bäutig gan? ausser ^eut gelassen ^
«'ircl. Die I^llncl8enn,ften, Lur^- u»ä
8tliclteÄ,N8ienten «incl liöeli^t Mll1eri8eb er-
tunclen cm6 von roinllnti«eÜ8tem Xaul>er,
clie ?iAÜielieu. trot^ inrer 2u«'eilen
«in^i^eu Xleinlieit. 8te<« treüenä eua-
il>Kt<^ri8irt, Ieb,!ic!iß. 2U8äruc!l8volI uucl !
uo^e^'vuneeu in (^ederde uncl Ve«e-
gnn^, »uen clie (Äenre^utnlUen »uz dem !
menzcnlienen und tnieri^enen ü,lein>
ledeu 80 8orelieli fein uncl mit inuer3tei-
Ilei2en8freucle deodaentet, vie 'vir
clie« nur dei dem ero«8en teurer >Ionn'»
in iinnlielier Vollendunß v^iedertinden.
Dinen ßan2 t>e8ond«ren 8timmunß8vollen
Üei2 lmer verbeut der üün»tler 8eineri
IIlu8tr»tionen clureu die m»nnißf»ltisse
Leleuontun« 2u ^eben, und ^eisst darin
bei Darstellung der lusti? duren da»
grüne Daud tankenden Dienter der >lit>
tag88onne, vie I>ei derjenigen de«
ruuißeu, träumeri«en üder einer mittel-
alterlienen getnürmten ßtadt lagernden
>londliedt5 die gleielie >lei^t«r8cnaft.
(Bleien d»3 er8te wundersame Ht>en>
teuer, von dem (trafen Willellin von
>lontadur und dem gerLuenerten liitter
^eigt uns eine nöen«t malerisene
8tra88euan8ieut dei sonuenlielit. mit
dem Husdlieli auf clie Lurg, naen >vel.
elier die von naiven lXindergesieutenen
angestaunten Ritter 2um 1'urnier ninauf-
dienen, vorner »der bei den Lürgern
Quartier suebeu. Reisend poetiseb 8ind
die IIIu8trationeu ?u der lieblieben
Nrsäblung von dem Ititter und der
Jungfrau mit dem Nä8le!n, 2u der ro-
mantiseben Lrsäbluug ,Der >Vilde^
(4 Lilder, darunter das Ilöstliebste da»,
auf velebem die verlassene Ivönigs-
toebter au der ^lüble um 2iula88 bittet)

und 2u dem Abenteuer .Der Oraf im
i?rlug- (mit der böebst stimmungsvollen
Hnsiebt «iues Lurgboles, umgeben von
senueebedeelctßn ^bürmen bei hinter-
lieber Hbendbeleuebtung). Vortretllieb
ebaralIterisirt sind aber aueb die Hb-
bildungen 2U den ßeb'väulien, wie 2U,
dem von der Reise in da» Paradies, von
dem l'eufe! und dem.^i2t lmit einer
nraebtvollen 8tadtansient in Hlond-
sebeinbeleuebtung) u. s. w. — Die
Hcisstattung des Ruebes ist eine in
ieder Lesiebung gediegene, sowobl wa»
?anier, Druelc de« Textes und der
Holsscbuitte, al« was den Einband
betrifft, I'ür den Iet2teren bat eine
Diubanddeelce aus dem ^abre 1577 a!»
Vorbild gedient. Line LemerKung am
8eblus8 des V«r2eienni»8es der Hu-
stalten, welebe bei der Herstellung
des Luebes 2u«ainmenge'vir^t baben,
Kann mit gereebtem 8to>2 bin2uset2eu,
dass slimmtliebe arbeiten daran von
I^eipüiger Herkunft sind.
<t>»s

II —
H)l?«,/»nitt a»« ,,/^l<enlelle^ »/l^ Hc/i!<?ü«/«", ni^e» .Vei«le»'» »«s/!e«»/<tt «an ^l, H«u»l/>a<:/l,

DIN KLI88 IX'8 1^1^1)1128
»OI „/^benleuer und 8cKv2nKe" von KUD0I>? K^U«IiHCII.
<3ing ein arme» 8enülerlein
HIatt am Wanderzteelcen.
liief die Läuriu: ,,üommt Iierein!"
Lot lum Lrei und WeeKen,
Ina 6«I ivegemiide (^a«t
8«<^te «ien dainnter,
H«8 U!,d »ldl!»Ng !ll gI0»«er IIa»t
Wie ein Wölk im Winter.
Hui «ioli dann für Lrut und Lrei
Dankbar üu er<?ei»en
8nracn der 8cl>ü!er maneberlei
lieber seine Iiei»eu
Und ernäldte da« und die«
Von Lulogna und Lari».
Lief die Hau8irau: „Laradie«?
Hab' iell reelit vernommen?
Haut IIir dort den Hau« Collie«
/u <le«ient bekommen?
D!e»er v?ar mein er«ter >Ia»n
Ilud «ein 8terben Kläglieb,
8eit den ^^eiten iel, gewann,
Denk' ie!> »einer täglieb,"
„?rei!iel> !>»b' ieli den gekannt,"
8prae!> der «eldaue ?ren»de.
,Doeb «8 mangelt ilim Uewaud,
Und er gebt im Hemde.
Wie die arme 8eele fror,
Könnt' ieb deutlieb »eben;
H» de8 Laradie«e« "I'bor
>Iu»8 «i>> bettelnd »teben,"
Weinend 8m»e!> da« gute Weib
iVIit gerung'nen Händen:
,,!^loel>t' ibm gern für «einen Deib
VVam» und ^lantel «enden.
8nei«e nueb und baare» <3eld
8eb!eKt' ieb gern dem l'odten,
votier wo i» »Her Welt
I^ind' ien einen Noten?"
„Iran, ieb «ill der Lote «ein,"
^>>raeb der 8ebel»i ver»eli>ageu,
„Denn icb Kebre nieder ein
Hort i» vierteln! lagen,
llei, wie wird im Laiadie«
Rubeln I^u»>r IIau« 'I'obic»!"
^I'rug die VV'irtlnu tlug« berbei
>lante>, LoeK nnd 8ebube,
H»eb der blanken (inlden drei
Xabm »ie an» der ^l'rube,
Und ein gute» 8ebi»Kenbe!n
8eblug »ie in ein 'I'lleblein ein.
Der Vagante nabm den 8aeK,
8agte: „ttott beloblen!"
I'nd eutwieb mit «einem I>aeK
Huf ge«ebwiuden 8obleu.
Lald darauf der Lauer Küm,
Und die I^rau er^äblt«.
Hl« er reebt die I^llir vernabm,
Wie er »ebalt und »ebmälte!
Dann 8ein be«te» HeKerpferd
I5.°lnd er von der Laufe,
liilt von dünnen 8toeKde'venrt. —
8e>!ülerlein, nun laufe!
^Vl« der listige s^esell
8an den Lauer traben.
Warf er »eine 1'raß!a«t 8<dme!>
In den Weßegraben,
Neunte «ieli auf «einen 8!al>
Wie ein müder WanderKnnb.
Hielt der Lauer au und frllß:
„Heda! 8alit IIir Keinen,
Der ein vvei»«e« liündel trug?" —
„Hei, da« >vi!I ien meinen.
HI» IIir Kamt, da >vard ilim bang,
Düren den 8umpf er weiter «pranß
I^lit denenden Leinen.
8o lür ader ero«8e Nil'
Iladt, den 8el>elm ^u fangen,
I^auft ium naen; ien nait der'veil
üurnm Iio«8 die 8t»ugeu."
8t!eg der Lauer ad vom <3»nl,
Itannte «elieltend weiter.
Und der 8enüler ^var nient faul,
>Ia«nte «icd 2iun Leiter,
l'ln'it «ieli freuen «einer I^i«t
Und von niunen ^'»ßen. —
VV»« an» il>m geworden i«t,
Wei«« ien nient 2u «ageu.

HI« ü» Vu»8 der Lauer Kam
8nät naeli IIau»e nieder,
8«tnte er »ien »tili und ?anm
Hut da» LänKIein nieder.
I rat die I?rau lieran und frug:
,,IIa»t du idll gefunden,
Der da« v?ei«»e Lündel tru^,
8o iel» ilim gebunden?"
„I^reiüeb," «praon der^lann, „iel> gal>
Ilim da«« Ito«« xur Lei»e,
Da»« reent da!d der 'vaekre Kn»I»
Xommt üum I'aradei»«
-^OH^